Inhalts-Verzeichniß des vierten Jahrgangs des Bürgerfreundes.

BIBLIOTH

Nro. 1. Der Mensch und das Leben (am 1. Morgen des neuen Jahres.) — Die Stufenleiter des Unglücks. (Eine wahre Begebenheit.) — Vorfälle im Hannövertschen. — Mein Traum von der Preßfreiheit (von A. Kuhn.) — Räthsel in 3 Bedeutungen.

Nro. 2. Nicht Chaussee allein sondern auch Canal! — Eine seltene Probe. — Kleider machen Leute und ein Name thut viel zur Sache. — Die ungleiche Theilung. — Anfrage oder Aufgabe für Geologen. — Bagatellen. — Gedanken. — Friedens- und Krieges-Barometer. — Vermischte Nachrichten. — Stadt-Theater. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 1. Jungfrau. — Nachricht.

Nro. 3. Das Geschenk. Von A. Daeves. — Hans Caëper Hirzel, Stifter der Hülfsgesellschaft in Zürich. — Der angeführte Heirathslustige. — Die Zeichensprache. — Bemerkungen über den Tod. — Lotterie-Glück. — Französische Gymnastik. — Stadt-Theater. — Charade von 3 Sylben, von A. Daeves.

Nro. 4. Die Kränze der Mime. (Erzählung.) — Vernünftige Ansichten. — Französische Gymnastik. (Beschluß.) — Anekdoten. — Miscellen. — (Ursprung der Haarbeutel.) Frage. — Aufl. der Charade in Nro. 3. Heldentod.

Nro. 5. Rosenthal bei Schaumburg. Von A. Daeves. — Die Kränze der Mime. (Beschluß.) — Die eiserne Jungfer. — Das Testament. — Wortspiel. — Naive Antwort. — Aphorismen. — Vermischte Nachrichten. — Antwort und Gegenfrage, auf die Frage in Nr. 4. — Charade.

Nro. 6. Otfried. 5. Gesang von Otto Koch. — Es ist wohl gut, daß der Mensch die Zukunft nicht kennt. — Aus dem Leben der Kaiserin Josephine. — Schuld und Unschuld. — Mittel gegen schädliche Insekten. — Merkwürdigkeit. — Stadt-Theater. — Correspondenz-Nachrichten: aus Berlin. — Charade. — Aufl. der Charade in Nr. 5. Roebach.

Nro. 7. Vorsicht oder Zufall? (Eine Erzählung.) — Fünfter Gesang aus: Otfried. (Forts.) — Aus dem Leben der Kaiserin Josephine. (Beschl.) — Die drei größten Narren. — Die blinden Weltbeherrscher. — Anekdote. (Zur Erklärung der Frage in Nr. 4.) — Aphorismen. (Forts.) — Charade, Er und Sie. Von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 6. Stockfisch.

Nro. 8. Fünfter Gesang aus: Otfried. (Forts.) — Vorsicht oder Zufall? (Forts.) — Die Versuchung. (Erzählung von H. Clauren.) — Wiederholter Wunsch. — Anekdote. — Wähle nicht zu lange! (Gespräch.) — Aphorismen. — Vermischte Nachrichten. — Drei Charaden über ein Wort. — Aufl. der Charade in Nro. 7. Harmonie.

Nro. 9. Die Deutsche Jungfrau, von A. Daeves. — Vorsicht oder Zufall? (Forts.) — Trauung zweier Männer. — Erneuerter Vorschlag. — Die Versuchung. (Forts.) — Fresco-Anekdoten. — Anfragen. — Aphorismen. — Vermischte Nachrichten. — Bremer Theater, von B****. — Aufl. der Charaden in Nro. 8. Landsturm.

Nro. 10. Das Leben ein Spiel. — Vorsicht oder Zufall? (Forts.) — Etwas über Leichdornen als Anleitung zur Ausrottung derselben, von P. Levy. — Die Versuchung. (Forts.) — Amerika. — Sprachreinigung. — Aphorismen. — Auch etwas über das Bremer Theater. —

Nro. 11. Acht Tage (n. d. Franz.) — Vorsicht oder Zufall? (Forts.) — Fresco-Anekdoten. — Geldknöpfe. — Die Versuchung. (Forts.) — Fünfter Gesang aus: Otfried. (Forts.) — Auch etwas über das Bremer Theater. (Schluß.) — Freundschaftliche Bitte. — Ein paar Worte zur Beherzigung ꝛc., von Musikdirektor Hörger. — Correspondenz-Nachricht aus Berlin. — Beilage: Ueber die Verhältnisse des hiesigen Theaters, von Director F. S. Ringelhardt.

Nro. 12. Fünfter Gesang aus: Otfried. (Forts.) — Vorsicht oder Zufall? (Forts.) — Der neueste Finanzminister unsrer Zeit. — Die Versuchung. (Forts.) — Anmerkung zu verschiedenen Opern. — Ueber den Aufsatz der Herren A. und Z. in Nr. 10. und 11. — Für Herrn Hörger, von A — Z. — Grabesblüthe von H — ll —.

Nro. 13. Schweizerlied. — Vorsicht oder Zufall? (Forts.) — Johannes Falk. — Die Versuchung. (Forts.) — Vermischte Nachrichten. — Bremer Theater. — Frage. — Charade von 3 Sylben, von A. Daeves.

Nro. 14. Der Seemann im Sturm, von B. Gätjen. — Sonett an Laura, von G. R. — Vorsicht

oder Zufall? (Schluß.) — Die Versuchung. (Forts.) — Notizen für Hausmütter. — Abschieds-Anzeige. — Bitte und Wunsch. — Freundschaftliche Bitte. — Anfrage. — Vermischte Nachrichten. — Bremer Theater. (Schluß.) — Charade von 3 Sylben, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 13. Pantoffel.

Nro. 15. Fünfter Gesang aus: Otfried. (Forts.) — Die Versuchung. (Forts.) — Merkwürdige Verordnung vom 16. May 1718. — Mittel viele Fische zu fangen. — Gedanke. — Beitrag zu einer Geschichte der Theaterkritik, ausgezogen aus Reinbecks dramatischen Schriften. — Ueber das hiesige Theater, Frage und Antwort. — Die Mutter und das Kind, von G. — Epistel. — Charade, von H — ll —. — Aufl. der Charade in Nr. 14. Schwermuth.

Nro. 16. Die Ananas und die Eiche. Eine Fabel von Noeldeke. — Die Eiche. Eine Fabel von Noeldeke. An Pastor Riderastanos, von Noeldeke. — Die Versuchung. (Forts.) — Seltene Gewissenhaftigkeit. — Der Bauer und das Crucifix, von Noeldeke. — Bremer Theater. Von W. und — pk — Charade von 4 Sylben, von H — ll — Aufl. der Charade in Nro. 15. Dompfaff.

Nro. 17. Fünfter Gesang aus: Otfried. (Schluß.) — Der neueste Finanzminister unsrer Zeit. (Schl.) Die Versuchung. (Forts.) — Der Emir und die Turteltaube. Eine Erzählung von Noeldeke. — An den Verfasser: Frage und Antwort in Nro. 15. Von Y. — Fant Barthold, von Noeldeke. — Aufl. der Charade in Nro. 16. Vergißmeinnicht.

Nro. 18. Der Schmetterling, von einem gefangenen russischen Edelmann gedichtet. — Die Versuchung. (Forts.) — Sappho. — Die Fischer und der Zuschauer beim Fischfang; ein Dialog. — Wodurch werden Deutschlands Flüsse und Ströme so fischarm? — Rüge. Von mehreren Kaufleuten und Fabrikanten. — Der reuige Wolf; eine Fabel von Noeldeke. — Wunsch und Bitte, das Theater betreffend. — Charade an die Entfernte; von H — ll —.

Nro. 19. Sappho. (Beschluß.) — Die Versuchung. (Forts.) — Ein Wort über die öffentlichen Anlagen. — Auf welche Art sind die Sammlungen der Schullehrer entstanden? — Eine gute Versilberung. — Geschwind zu löthen. — Anekdoten. — Anfragen. — Anzeigen. — Das Leben, an B. von H — ll — Loth und Töchter, von Noeldeke. — Zuruf. — Charade, von H — ll — Aufl. der Charade in Nro. 18. Fernrohr.

Nro. 20. Liebesgram. Ein russisches Volkslied. — Die Hütte im Martinsthale; von A. Daeves. — Die Versuchung. (Forts.) — Ueber Schielen, Kurz- und Fernsichtigkeit. — Anekdoten. — Antwort auf die Frage in Nro. 19. — Räthsel, von J. B — t — Aufl. der Charade in Nro. 19. Brieftaube.

Nro. 21. Abschied von der Geliebten, von B. Gätjen. — Die Hütte im Martinsthale. (Forts.) — Die Versuchung. (Forts.) — Vermischte Nachrichten. — Wünsche in Betreff des Theaters. — Zweisylbige Charade, von A. Daeves. — Aufl. des Räthsels in Nro. 20.

Nro. 22. Die Hütte im Martinsthale. (Forts.) — Die Versuchung. (Forts.) — Die Jesuiten. — Auszug der Rede des Bau- Berg- und Weg-Inspektors Sperling an die Mitglieder des National-Theaters in Krähwinkel. — Velocimane. — Anfrage von F — r. — Zuruf an ***. — Anekdote. — Trennung, von B. Gätjen. — Aufl. der Charade in Nr. 21. Einfall.

Nro. 23. An Laura. — Die Hütte im Martinsthale. (Schluß.) — Die Versuchung. (Forts.) — Anzeige. — Die langen Sparen. — Wer steht, sehe, daß er nicht falle. — Anekdoten. — Charade, von H — ll —

Nro. 24. Das Mädchen am Gestade, von A. Daeves. — Die Versuchung. (Forts.) — Ueber Wohlgerüche im Zimmer und das passendste Mittel, dieselben zu verbreiten. — Meteorisches Eisen aus der Baffins-Bay. — Dem Einsender der Vorschrift zu „einer guten Versilberung" in Nro. 19. — Vormals und Jetzt. — Doppelsinnige Frage. — Spott. — Bremische Inschriften. — Fresco-Anekdoten. — Bemerkungen und Gedanken. — Endymion, von H — ll — Trost. — Acrostichon: Bremen, von — pk — Das Sprichwort. — Charade. — Aufl. der Charade in Nro. 23. Redselig.

Nro. 25. Die Versuchung. (Schluß.) — Die Franzosen in Portugal unter Massena. — Vorschlag. — Schreiben an die Red: betitelt: Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amicus Veritas! nebst Note der Red: — Anekdote. — Frage. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nr. 24. Todtengräber. — Druckfehler. — Anzeige, von G. J.

Nro. 26. Des Trinkers Lebenslauf. — Die Franzosen in Portugal unter Massena. (Schluß.) — Für Gemälde-Liebhaber. — Anekdoten. — Falsche Banknoten. — Oeffentlicher Dank und eine freimüthige Bemerkung nebst beigefügte Reflexionen, von d. Red. — Theater-Anzeige,

von F. S. Ringelhardt. — Räthsel, von W. — Beantwortung der Frage in Nro. 25. — Aufl. der Charade in Nro. 25. Todtenkranz.

Nro. 27. Die Wandertauben in Nordamerika. — Betrag und Verwendung des Armengeldes vor 200 Jahren. — Macht des Glaubens. — Mißgeburt. — Galvanismus. — Verschwiegenheit — Monden-Uhren. — Aegyptischer Bibel-Ankauf. — Etwas über öffentliche Gebäude. — Zur Beherzigung. — Reflexionen. — Anekdoten. — Große Bierbrauerei in London. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. des Räthsels in Nro. 26. Retter.

Nro. 28. Die Wandertauben in Nordamerika. (Beschluß.) — Die Blindgeborne, von Wilh. W. S. — Nichts Neues unter der Sonne. — Nachricht für Besitzer von Kühen. — Wechselbriefe, mit Kreide geschrieben. — Replik über öffentliche Gebäude. — Reflexionen. — Zueignung an H. bei Ueberreichung einer Rose, von S..... — Aufl. der Charade in Nro. 27 Heerbann.

Nro. 29. Sonntagsfeier im Frühling. — Die Blindgeborne. (Schluß.) — Erfindung eines neuen musikalischen Instruments. — Ermordung eines Elephanten. — Gedanke. — Heirathsanerbieten. — Heilsame Verordnung in Krähwinkel. — Preis-Courant oder Taxe eines Gelegenheitdichters aus dem 17. Jahrhundert. — Andeutungen. — Anekdoten. — Lückenbüsser. —

Nro. 30. Der Kammersänger. — Jesuiten vor den Jesuiten. — Drei Mängel und drei Vorschläge. — Doppel-Ansicht. — Anekdote. — Die Flucht der Zeit, von W. — Kosacken-Lied, von A. Daeves.

Nro. 31. Der Kammersänger. (Schluß.) — Naiver Trost. — Scharfrichter in älteren Zeiten. — Neueste Erscheinung des Teufels. — Pater Abraham von Sancta Clara. — Edelmuth. — Perlen. — Vermischte Nachrichten, aus Berlin. — Parabel, von H — ll —. Erster Versuch, geweiht dem herrlichen Dichter D — s.

Nro. 32. Die Opfer der Verhältnisse. (Eine wahre Geschichte, von A. Daeves.) Für Gemälde-Liebhaber. (Forts.) — Beitrag zu einer neuen Sammlung von Musterbriefen. — Anfrage. — Lied eines Bremers von der Freiheit; bei Gelegenheit einer Rathswahl. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Parabel in Nro. 31. Die Milchstraße.

Nro. 33. Der Greis an seine Enkel, von A. Daeves. — Die Opfer der Verhältnisse. (Schluß.) — Bitte an Herrn F., von G. — Freundliche Anzeige: das Grüßen auf öffentlichen Straßen und Spaziergängen betreffend. — Anfrage. — Das neue Trauerspiel: Lorenzo und Zäcilie, betreffend. — Räthselhafte Frage. — Aufl. der Charade in Nro. 32. Mastkorb.

Nro. 34. Der Blick ins Gotteshaus. — Die Mahlzeiten der Römer. — Ursprung des ehemaligen Titels: Douphin. — Der gegen sich selbst gerechte Anwald. — Die vorzüglichsten Banken Europa's. — Wunderbare Erhaltung und Errettung eines Schülers zu Lerreto. — Die Zeugen, von B — nn. — Die Großmutter. — Der Kuhhirte von Maynflingen. — An die Deutsch-Volksthümler. — Vermischte Nachrichten. — Abschied von —, von S. — Gebet, von H — ll — Homonyme, von A. Daeves. — Beantwortung der räthselhaften Frage in Nro. 33. Abel.

Nro. 35. An die Kegel-Kugel. — Das Wunder: oder, theile redlich. (Eine wahre Begebenheit.) — Ein Wink für Vielschreiber. — Filz. — Perlen. — Späte Rache. — Vermuthliche Witterung vom 1. April bis zum 16. September 1819. — Die Witterung des bevorstehenden Sommers und Herbstes. — Der Glaube an Gott, von S. — Das Grabmahl, von R. — Vermischte Nachrichten. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Homonyme in Nro. 34. Spiel.

Nro. 36. Erste Liebe, (aus einem größeren Gedichte, von S.) — Das Wunder: oder, theile redlich. (Schluß.) — Sonderbare Verfügung eines Sterbenden. — Dankbarkeit. — Andeutungen. — Anekdoten. — An H..., von S. — An M. B., von M. — Das Theater betreffend, von A — Z. — Vermischte Nachrichten. — Zweisylbige Charade. (Er und Sie, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 35. Reseda.

Nro. 37. Pope's Versuch über den Menschen. (Verdeutscht von Noeldeke.) 2te Epistel. — Ueber Persien. Aus der neuesten Reisebeschreibung von Mortz von Kotzebue. — Die Witterung vor 101 Jahren. — Das Hut-Abnehmen betreffend. — Ermunterung, von S. — Perlen. — Die Glücklichen. — Erwiederung, von F. S. Ringelhardt. — Zweisylbige Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 36. Schutzgeist. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 38. Pope's Versuch über den Menschen. (Forts.) — Kurze Belehrung über den Milzbrand ꝛc. — Der personificirte gegenwärtige Handel. — Das Wetterglas. — Eheliche Treue. — Unleserliche Namens-Unterschriften. — Sonderbarer Vorfall. — Verschiedene Preisauf-

*

gaben. — Fragmente. — An Wilberforce, von O. Koch. — Charade, von — pp — Aufl. der Charade in Nr. 37 Wandrer. Andrer.

Nro. 39. Pope's Versuch über den Menschen. (Schluß.) — Das Dörflein Freigleich. — Die Eifersucht. — Kriegspähne. — Lesefrüchte. — Der seltene Baum. — Das Bild des Todes. — Perlen. — Nationale Zeitschrift. — Mein Reichthum, von W....r. — Aufl. der Charade in Nro. 38. Bergmann. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 40. Der Freundes-Mörder, von G. W. Fenner. — Ueber die Bienen. — Für Gemälde-Liebhaber, (Forts.) — Curiositäten. — Ein wahres Faktum. — Lesefrüchte. — Perlen. — Schreiben aus Berlin, vom 16. April 1819. — Charade, von Hermann Meyer. — Aufl. der Charade in Nro. 39. Tisch-Rükken.

Nro. 41. Gott ist die Liebe. (Eine Erzählung.) — Der Rose Entstehen. (Eine Paramythie.) — Das große Loos. — Fragmente. — Gedanken. — Vermischte Nachrichten. — Räthsel, von C. Starke. — Aufl. der Charade in Nro. 40. Wermuth. — Repertorium des Stadt-Theater.

Nro. 42. Gott ist die Liebe. (Forts.) — Für Gemälde-Liebhaber. Forts.) — Einige Bemerkungen über Torfmoore. — Ein freundlicher Wink an meine erziehenden Schwestern, von C. Storke. — Gedanken. — Aufl. des Räthsels in Nro. 41. Mutterliebe.

Nro. 43. Die Monate, von A. Daeves. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Gott ist die Liebe. (Forts.) — Theater-Anzeige, von F. S. Ringelhardt. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 44. Gott ist die Liebe. (Forts.) — Das Prisma. (Eine Parabel, von Dr. Güneburg. — Phaeton, oder der Sturz der schönen Geister. — West's erstes historisches Gemälde. — Freundschaftlicher Rath für alle bremische Hausfrauen. — Das leise Gehör. — Gedanken, von C. F. Runge. — Andeutungen. — Die Wahl. Sonett von S. — Charade, von B-rm--r.

Nro. 45. Romanze, von S. — Gott ist die Liebe. (Forts.) — Simon Peter Tilemann, genannt Schenk, ein älterer bremischer Maler. — Eine Lebensrettung. — Für Schumacher. — Der neue Reck. — Anekdoten. — Schreiben der Zeitung für die elegante Welt über die Darstellungen des Hrn. Günther. — Logogryph, von B. — Auflösung der Charade in Nro. 44. Rheinwein. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 46. An die Freude von S. — Gott ist die Liebe. (Schluß.) — Kurze Beantwortung der Frage des Red. in der Anmerkung über Torfmoore, in Nro. 42. — Sonderbare Idee. — An die Holdeste die ich kenne, von S. — Vorschlag, den Schoß betreffend. — Anekdoten. — Mein Wahlspruch. — Friede in der Liebe. — Charade, von ....th. — Aufl. des Logogryphs in Nro 45 Glaube Laube, Laub.

Nro. 47. Der Liebe Schmerz. — Der Einsame, von S. — Die Mineral-Quelle bei Blotho an der Weser. (Ankündigung von Dr. R. Meyer.) — Für Gemälde-Liebhaber. (Forts.) — Ueber Frankreich; aus dem europäischen Aufseher. — Sinngedichte, von C. F. Runge — An meinen Freund Heinrich König, von S. — Viersylbige Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro 46 Florida. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 48. Die Kirche in Vegesack. — Für Gemälde-Liebhaber (Forts.) — Nachtrag zum Vorschlag: den Schoß betreffend. von -pk- — Tippo Saib's Wohnung zu Seringapatam. — Perlen. — Das Bett des Verschwenders. — Anekdote. — Mancherley. — Blümchen auf Kotzebues Grab. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 47 Abentheuer. — Nachricht für alle respekt. Einsender von Beiträgen für den Bürgerfreund.

Nro. 49. Pfingstfahrt nach Helgoland, von A. Daeves. — Ueber die Reformations-Jubelfeier in Bremen, am 31. October 1817 in Beziehung auf den Aufsatz in der v. N. die Kirche in Vegesack — Die künftige Zeit. — Ueber geschwinderen Postenlauf. — Für Garnhändler, Strumpfwirker, Raschmacher und Tuchfabrikanten. — Handel und Gewerbe-Verein. — Der Gewittersturm. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 48. Nordlicht. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 50. Vorschlag zu einer freiwilligen, bedeutenden Ersparung zum Besten der hiesigen Wohlthätigkeits-Anstalten. — Pfingstfahrt nach Helgoland. (Forts.) — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Verhandlungen der Diakonieen, von N. — Der Hochzeitkranz, von S. — Druckfehler — Zweisylbige Charade, von A. Daev: — Aufl. der Charade in Nr 49. Kantschuh.

Nro. 51. An die Freude, von S. — Pfingstfahrt nach Helgoland. (Schluß.) — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Das häusliche Leben der Grönländer. — Für hiesige Strumpfwirker und Tuchfabrikanten. — Aus Frankfurt am Mayn. — Meine Geliebte. — Drei Charaden. — Aufl. der Charade in Nro. 50. Oheim. — **Beilage: Musikblatt in Steindruck zu dem Gedichte: „Meine Geliebte."**

Nro. 52. Angelica Catalani, von -pk- — Die Sängerin. — Ein Richter des Morgenlandes. — Neue Erfindung, ohne Lebens-Gefahr durch Wasser und Ströme zu gehen. — Anfrage und Bitte. — Der Weise im Kittel. — Perlen. — Sicherheit. — Neu aufgefundene Anekdoten aus Chamforts Papieren. — Aufl. der Charaden in Nro. 51. 1) Der Barbier. 2) Der Schulmeister. 3) Der Schneider. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nr. 53. An H..., von S. — Die Sängerin. (Forts.) — Wegpolizey und Wegpolitik in Grambke, im Gebiet der freien Stadt Bremen. — Signora Catalani. — An Sie, von ..... Räthsel, von B. — Berichtigung wegen des Concerts der Frau Catalani. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 54. Das Mädchen an der Mainbrücke in Frankfurt, von A. Daeves. — Die Sängerin, (Forts.) — Einige Worte wegen Vereinigung der Confessionen, von -g. — Ein Trostwort für Bedrängte. — Der Dichter, (aus dem Holländ.) — Empfehlung der Dichtkunst und Musik. — Anekdote. — Der Weise im Kittel. (Forts.) — Frage und Antwort. — Sonett an Angelica. — Charade, von B. — Aufl. des Räthsels in Nro. 53. Sand.

Nro. 55. Die Liebe und der Schmerz. — Die Sängerin. (Forts.) — Eines evangelischen Dorfpfarrers Kirchenzucht und Excommunication, von Proteus. — Der Weihnachtsmarkt zu St. Petersburg. — Blick ins Leben. — Sprachbemerkungen, von Alb. Sch. — Perlen. — Der Weise im Kittel. (Beschl.) — Bestimmung des Halstuchs. — Epigramme. — Das Herz. — Huldigung. — Aufl. der Charade in Nro. 54. Engelschall. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 56. Des Liebenden Zuruf, von S. — Die Sängerin. (Schluß.) — Sigeth und Zrini. — Vertheidigung der alten Junggesellen. — Gedanken über das andere Geschlecht. — Eine zu erneuernde Kunst. — Bitte um Abschaffung eines, das Auge beleidigenden Gegenstandes. — Unnöthige Befürchtung. — Als Amanda ihr Fernglas begehrte. — Die kluge Frau, von Lucian. — Vermischte Nachrichten.

Nro. 57. Nachhall an .... von ..... — Sigeth und Zrini. (Schluß.) — Replik auf den in Nr. 53. enth. Aufsatz: Wegpolizey und Wegpolitik in Grambke. — Anzeige: die neueste Hofwylische Säemaschiene betreffend, von G. Meineke. — Anfrage. — Endreime, mit 2 verschiedenen Aufgaben. — Sylben Räthsel. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 58. Mein Vaterland, von A. Daeves. — Theokla. — Antwort auf die Replik: wider den Aufsatz „Wegpolizey und Wegpolitik in Grambke, von Pacificus. — Dank und Anzeige, von Fr. Hagemann. — Die fromme Rose, von Lucian. — Gedanke. — Räthsel. — Aufl. des Sylben-Räthsels in Nro. 57. Hell. Kind.

Nro. 59. Das Leben ein Tanz. — Freundes-Worte an das deutsche Volk und seine Fürsten, von Weingart. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Archaismen. — 1) Aufklärung. Die Tageszeiten des Herzens. — Aufl. des Räthsels in Nro. 58. Arm. arm. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 60. Theokla. (Forts.) — Freundesworte an das deutsche Volk und seine Fürsten. (Beschluß.) — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Aufforderung, von Verificus. — Bitte um Abschaffung eines Mißbrauchs. — Thorschluß und Sperre. — Wer da?!

Nro. 61. Ueber den neuen Kometen, I. bis III. — Theokla. (Forts.) — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Zur Nachricht wegen der Aufforderung in Nro. 60. — Archaismen. — 2) Weltbürgerlichkeit. — Noch ein Wort! von Sachfehde. — Neue Erfindungen und Erfahrungen. — Repertorium des Stadt-Theaters.

Nro. 62. Der Adler und die Katze, von -r. — Theokla. (Forts.) — Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Antwort auf die Aufforderung in Nro. 60. von F. A. Dreyer. — Geschmacks-Sache. — Antwort auf die Bitte um Abschaffung eines Mißbrauchs in Nro. 60. — Plan und Moral im Streite.

Nro. 63. Wahre Größe. — Theokla. (Forts.) — Etwas aus der Arithmetik. — Holz-Essig, Theer-Wasser und Theer. — Archaismen. 3) Gleichheit. — Erwiederung auf die Antwort in Nro. 62. wegen Abschaffung eines Mißbrauchs ꝛc. — Beantwortung der Anfrage in Nr. 57. — Fresco Anekdote. — Widerlegte Besorgniß. — Ueber den neuen Kometen. IV. — Charade.

Nro. 64. Theokla. (Beschluß.) — Ueber Torfmoore, (auf die Bemerkungen über Torfmoore in Nro. 42.) — Etwas aus der Arithmetik. (Forts.) — Archaismen. 4) Concerrenz. — Mittel zur Vertreibung der Fliegen. — Sonderbarer Gebrauch. — Erwiederung. (F. A. Dreyer betreffend.) — Perlen. — Frommer Wunsch. — Aufl. der Charade in Nro. 63. Druckfehler.

Nro. 65. Sehnsucht, an .... von A. Daeves. — Die Brüder in Indien. — Ein ernstes Wort

über Proselytenmacherei und Jesuitismus. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Zur Nachricht (die Boelkensche Gemäldesammlung betreffend.) — Aehrenlese aus Pater Abrahams von Sancta Klara Schriften. — Schreiben des Ober Berg- Bau- und Weg-Inspector-Substituten Sperling, an seinen Vetter und Freund, dem ersten Regierungs-Präsidenten, auch Ober-Finanz-Rath in der Residenz. — Anzeige (den Kalender auf 1820. betreffend.)

Nro. 66. Das deutsche Volk. — Vorrede aus einem noch ungedruckten Roman, von Eremita. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Dem Verdienste seine Kronen, von F. A. Dreyer. — Archaismen. 5) Der Glaube in Tibet. 6) Scipio. — Eine neue Erfindung. — Schreiben aus Bremen vom 4. July über Angelica Catalani, (aus der Zeit. f. d. eleg. Welt.) — Meinen Wilhelm, von Adelheid. — Charade, von A. Daeves. — Anzeige, (den Kalender auf 1820. betreffend.)

Nro. 67. An die Hoffnung. — Schiffbruch des Schiffs Fortuna an der englischen Küste. — Archaismen. 7) Die beste Zeit. — Zeitbild. 1) Deutschheit. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) — Anekdoten. — Wachsamkeit. — Diese und Jene. — Menschenkenntniß. — Mahnung. — Charade, von A. Daeves. — Aufl. der Charade in Nro. 66. Dornenkrone. — Beilage: An Herrn F. A. Dreyer.

Nro. 68. Das Lied vom Munde. — Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen. — Für Gemälde Liebhaber. (Forts.) Mein letztes Wort, von F. A. Dreyer. — Ermahnung eines sterbenden Regenten. — Fresco-Anekdoten. — Aufl. der Charade in Nro. 67. Elfenbein.

Nro. 69. Die Meerfahrt. — Der Eifersüchtige. — Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen. (Forts.) — Zeitbild. Erziehung. — Entstehung des Oor. — An den Constiturier der Z. f. d. e. W. — Zensor Anekdote. — Vorschlag zur Güte (in Sachen der Herren Dreyer und Boelken) von Maler Menken. — Nachtfeier. — Triolett. — Mißverstand.

Nro. 70. Wo weilt das Glück? von A. Daeves. — Die Schäfer des Pindus. — Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen. (Forts.) — Anzeige. — Kindesopfer. — Si duo faciunt idem, non est idem. — Nachricht (den Elsflether Zoll betreffend.) — Charade, von A. Daeves.

Nro. 71. Vertrauen auf Gott. — Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen. (Beschluß.) — Der persische Gesandte in London. — Blumen der Redekunst. — Anekdoten. — Aufl. der Charade in Nro. 70. Kranzbinden.

Nro. 72. Der Selbstmörder. — Der Regenschirm. (Erzählung von G. Schilling.) — Aphorismen über Adel und Ehre. — Die Weissagungen und Verheissungen, der Kirche Jesu Christi auf die letzten Zeiten der Heiden gegeben. — Der listige Anschlag. — Ein- und Ausfälle. — Reliquien von Moser. — Vorläufige Nachricht wegen des Kunststreits der Herren Dreyer und Boelken. — Warnungstafeln. — Amors Handschrift. — Die Erde ist nicht rund. — Der Handel. — Charade, von H-ll-.

Nro. 73. Des Lebens höchste Güter. — Der Regenschirm. (Forts.) — Katharina II. und Diderot. — Ansicht vom Genie der Füße. — Sprüche, von H-ll-. — Prinz Hamlet. — Anekdote. — Schreiben des Herrn Maler J. H. Menken. — Reliquien von Moser. (Forts.) — Heimweh. — Charade. — Aufl. der Charade in Nro. 72. Katzbach.

Nro. 74. Luftfahrt der Madame Reichhard in Dresden, am 30. Sept. 1811. — Der Regenschirm. (Beschluß.) — Vorschläge, von Dr. Suhr. — Reliquien von Moser. (Forts.) — Curiosa. — Theater-Anekdote. — Charade, von H-ll-. — Aufl. der Charade in Nro. 73. Langeweile.

Nro. 75. Die alte Lebensweise der Bremer, (von einer gebornen Bremerin.) — Ueber das neue königl. Schauspielhaus in München und die Aufführung der Oper Celanira. — Berichtigung von F. S. Ringelhardt. — Erklärung über die Boelkensche Gemäldesammlung, von 6 Kunstkennern und Kunstfreunden. — Austern. — Anfrage. — Zur Naturgeschichte der Fische. — Unsichtbar. — Reliquien von Moser. (Beschluß.) — Vermischte Nachrichten. — Eheliche Harmonie. — Aufl. der Charade in Nro. 74. Luftball.

Nro. 76. Thorheit und Vernunft. — Die alte Lebensweise der Bremer. (Forts.) — Die Sonnenblume. — Schafwohl und Menschenelend. — Der Damenhut im Theater. — Sehnsucht nach dem Harz an *** von H-ll-. — Sylbenräthsel.

Nro. 77. Die alte Lebensweise der Bremer. (Beschluß.) — Ein Wort eines Bürgerfreundes zu seiner Zeit, von Dr. Müller. — Der Damenhut im Theater. (Forts.) — Erwiederung von Maler Menken. — Aufl. des Sylbenräthsels in Nro. 76. Großvatertanz.

Nro. 78. Gesellschaftslied. — Der Damenhut im Theater. (Beschluß.) — Aphorismen über Adel und Ehre. — Der leidenschaftliche Tobacksraucher. — Neue Raupen-Gespinste. — Die Bittende.

-- Gottfried von Bouillon. -- Die Singorgane. -- Auf den Tod Blüchers. -- Wunsch. -- Anekdote. -- Die Hochzeit zu Canaan. -- Logogryph, von P. Seebach. -- Beilage, enthaltend: Meine Ansicht, von J. H. Menken.

Nro. 79. Den Namen des Helden, (Acrostichon von H-ll-. -- O Nein! die Krone nicht! -- Fragment über den Egoismus. -- Der Räuber Gnipperdinga. -- Der harmlose Schwabe. — Bitte um Abschaffung eines Mißbrauchs. -- Bemerkung. -- Stolz eines Parisers. -- Theater-Anzeige, von E. Gaßmann. -- Erhörte Bitte. -- Bagatelle. -- Auflösung des Logogryphs in Nro. 78. -- Anzeige von G. Jöntzen, wegen des Comptoir-Kalenders für 1820.

Nro. 80. O Nein! die Krone nicht! (Forts.) -- Ueber Händel, bei Veranlassung des Judas Macabäus im Dom zu Bremen. -- Fündling. -- Der beharrliche Wilddieb. -- Anekdoten.

Nro. 81. Die Bade-Insel Norderney, von G. Büeren. — O Nein! die Krone nicht! (Forts.) -- Vorliebe. -- Neue Art des Selbstmordes. -- Xenien. -- Anekdoten. -- Vernachlässigte Menschenrettung. -- Poetische Kleinigkeiten, von Weisser. -- Charade, von D. Liese.

Nro. 82. Fragment, von A. Daeves. -- O Nein! die Krone nicht! (Beschluß.) -- Berichtigung, von G. Büeren. -- Blicke auf das Bremer Theater, seit seiner Wiedereröffnung am 26. August d. J. -- Charade, von A. Daeves. -- Auflösung der Charade in Nro. 81. Beiblatt.

Nro. 83. Am achtzehnten October, von A. Daeves. -- Englands Handelspolitik. -- Rudolph Ackermann in London. -- Seltene Aufforderung. -- Perlen. -- Fruchtbarkeit. -- Der ächte Deutsche. -- Der Bürger-Gardist. -- Dichter-Freiheit. -- Distichа. -- Die Zeloten. -- An die Gerechtigkeit. -- Charade von drei Sylben, von A. Daeves. -- Auflösung der Charade in Nro. 82. Obhut. -- Vorstellungen des Theaters der Stadt Bremen während der Zeit des Freimarkts.

Nro. 84. Die Felsenmühle. (Eine Erzählung.) -- Für Gemälde Liebhaber. (Beschluß der abgebrochenen Beschreibung in Nro. 68.) -- Der Thau und die Sonne. -- Blüthen. -- Gedanken. -- Wunsch, die Reitkünste des Herrn Blondin betreffend. -- Auflösung der Charade in Nro. 83. Anwartschaft.

Nro. 85. Lied, von A. Daeves. -- Die Felsenmühle. (Beschluß.) -- Hesperus und Aurora. -- Simon Bolivar. -- Beantwortung des Wunsches in Nro. 84. -- Kurze Nachrichten aus dem Gebiete der Literatur. -- Der Buchhalter. -- Räthsel.

Nro. 86. An die Natur. von Sch. -- Der reinste Kuß. -- Der Engel der Befreiung. (Eine Erzählung.) -- Blüthen. -- Vergeltung. -- Anekdote. -- Amalgama. -- Blüchers Tod. -- Acrostichon. von Sch. -- Charade. -- Auflösung des Räthsels in Nro. 85. Blumenkorb.

Nro. 87. Prolog aus einem noch ungedruckten Trauerspiele, von S. -- Der Engel der Befreiung. (Beschluß.) -- Aus einem Aufsatze: über Kircheneinigung. -- Worte eines der größten und edelsten Minister. -- Die Schlüssel-Mantie. -- Geistige Producte. -- An die entfernte Geliebte, von Sch. -- Zur gefälligen Nachricht, von d. R. -- Räthsel. -- Auflösung der Charade in Nro. 86. Warschau.

Nro. 88. An die Hoffnung, von H-ll-. -- Die Hände. (Ein Schwank.) -- Neue Erfindung. -- Erinnerung. -- Perlen. -- Blüthen. -- Was sind Standespersonen? -- Wunsch mehrerer Theaterfreunde. -- Schreiben aus Holstein. -- Bundeslied deutscher Krieger. Ein Reminiscenz deutscher Krieger, von Otto Koch. -- Räthsel. -- Auflösung des Räthsels in Nro. 87. Ruben. Raben. Reben.

Nro. 89. Zeitbild. Hand. -- Heldenmüthige Selbstverläugnung. -- Kampf zwischen einem Matrosen und einem Hayfische. -- Blüthen. -- Miscelle. -- Blicke auf das Bremer Theater. (Forts.) -- Auflösung des Räthsels in 6 Bedeutungen in Nro. 88.

Nro. 90. Sehnen, von G. -- Ein Lotteriegewinn und nichts mehr. (Eine Erzählung.) -- Das letzte Fest Fürst Potemkins des Taurierk. -- Oliver Cromwell. -- Baron Donnerlork. -- Der Spitzbube. -- Bunte Blüthenblätter für Stammbücher, von Sch. -- Dem Fürsten von ....., von Sch. -- Auszug eines Schreibens aus Philadelphia vom 8. Sept. 1819. -- Das Glück -- Charade.

Nro. 91. Trost. -- Liebe. -- Grundsatz: Anfrage. -- Eine Hottentottische Geschichte, n. d. Franz. -- Der gefahrvolle Rechenmeister, oder: die chiensischen Polizeygesetze. -- Ein Blick auf die vereinigten Staaten von Nordamerika. -- Meerfräulein. -- Schauspieler-Gehalt. -- Fresco-Anekdote. -- Anzeige: (einen Steinabdruck des Löwen betreffend.) -- Auflösung der Charade in Nro. 90. Wortwechsel.

Nro. 92. Glaube und Muth, von Fr. Laun. -- Ein Lotteriegewinn und nichts mehr. (Forts.) -- Vorurtheil, Toleranz, -- ehrlich und unehrlich. -- Edelmuth des Kaisers Alexander. (Wahre Anekdote.) -- Fresco. Anekdoten. -- An ... von Sch. -- Charade, von ...ß. -- Verbesserung in Nro. 90.

Nro. 93. Das Gebet. -- Ein Lotteriegewinn und nichts mehr. (Forts.) -- Das Gewissen. (Eine merkwürdige Criminalgeschichte unsrer Zeit.) -- Perlen. -- Wunsch. -- Anzeige. -- Eine Fabel. -- Ursprung des Namens: Petits-maitres. -- Glaube; Hoffnung; Demuth; Treue; Muth; von H-ll-. -- Räthsel. -- Auf. der Charade in Nro 92. Magenkrampf.

Nro. 94. Vertrauen. -- Ein Lotteriegewinn und nichts mehr. (Forts.) -- Zur Schiffkunde. -- Perlen. -- Strenge Theatercensur. -- Sonderbarer Diebstahl. -- Quodlibet. — Vermischte Nachrichten. -- Die Neugierige. -- Theater-Anzeige. von Dr. Schütze. — Prolog zu dem Schauspiel Thorismunde. -- An den Fabeldichter in Nro. 93. Homonyme, von H-ll-. Auf. des Räthsels in 4 Bedeutungen in Nro. 93.

Nro. 95. Ein Lotteriegewinn und nichts mehr (Forts.) -- Etwas über die langen Haare der Jünglinge. -- Anekdoten. -- Der tanzende Marschall. -- Vermischte Nachrichten. -- Nachhall, von Sch. -- Anzeige: betreffend den Steinabdruck der Löwin und des Löwen in der Menagerie des Hrn. Blondin. -- Beilage: Musikblatt auf Steindruck zu obigem Gedichte: Nachhall, von Meineke componirt.

Nro. 96. Mimilie, von A. Daeves. -- Ein Lotteriegewinn und nichts mehr. (Forts.) -- Ein irländischer Geistlicher rettet Napoleon das Leben. -- Nachrichten von Batavia, dessen Bewohnern, Handlung, Klima ꝛc., von dem verstorbenen Dr. Gillen, Arzt der Gesandschaft nach China unter Lord Macartney. -- Der Sprachfehler. -- Anekdoten. -- Aufforderung zur sechsten Auflage des Vermächtnisses an Helena. -- Des Mollem Gebet. -- In's Stammbuch eines Emigranten nach Amerika. -- Charade.

Nro. 97. Friedensgruß. -- Ein Lotteriegewinn und nichts mehr. (Beschluß.) -- Nachrichten von Batavia ꝛc. (Forts.) -- Knalleffekt: oder gefährliche Begeisterung. -- Jugendlicher Heldentod. (Eine biographische Skizze neuerer Zeit.) -- Die Schriftstellerin, von K. -- Charade. -- Berichtigung eines Druckfehlers in Nro. 94. -- Auf. der Charade in Nro. 96. Nachtmütze. -- Anzeige des Steinabdrucks von dem in der Menagerie des Herrn Blondin befindlichen Zebra.

Nro. 98. Der Weg zur Heimath, von G. -- Nachrichten von Batavia ꝛc. (Forts.) -- Matzhammerei. -- Heinrichs IV. Bart. -- Die Wette (nach einer engl. Anekdote.) -- An D--, von *. -- Bemerkungen und Ansichten. -- Dankbarkeit und Rache. -- Kontrast. -- Räthsel. -- Berichtigung. -- Auf. der Charade in Nro. 97. Zahnpulver.

Nro. 99. Bittersüß. (Eine Erzählung.) -- Nachrichten von Batavia ꝛc. (Forts.) -- Blicke ins Leben. -- Aushängeschilder. -- Vermischte Nachrichten. -- Entschluß. -- Charade, von A. Daeves. -- Auf. des Räthsels in 4 Bedeutungen in Nro. 98. -- Anzeige wegen der Steindruckerei, von G. Jöntzen.

Nro. 100. Bittersüß. (Beschluß.) -- Nachrichten von Batavia ꝛc. (Forts.) -- Bemerkungen aus v. Zimmermanns Taschenbuch der Reisen. -- Der Gerettete. -- An Herrn Clausius als Gustav Wasa. (Aus der Frankfurter Zeitschrift: Iris.) -- An -- von D. E. R. Lange. -- Auf. der Charade in 4 Bedeutungen in Nro. 99. -- Vorläufige Anzeige von einem Steinabdruck des Herrn Baptiste mit dem galloppirenden Pferde, von G. Jöntzen.

Nro. 101. Nachrichten von Batavia ꝛc. (Beschluß.) -- Die deutsche Verwandtschaft mit dem französischen Petit-maitres, von -b- -- Methodisches Verfahren der ostindischen Compagnie. -- Einiges über Sumatra. -- Anekdote, als Nachtrag zu den Aushängeschildern in Nro. 99. -- Fündling. -- Fünf Charaden in einer, von A. Daeves. -- Steindruckerei von G. Jöntzen.

Nro. 102. Der Rigi. -- Von Canal-Arbeiten, von G. F. Niemeyer. -- Blüthen. -- Vermehrter Erwerbszweig. -- Wünschenswerthe Verbesserung. -- Anfrage. -- Der Abschied 1813. von H-ll-. -- Beruhigung. -- Auf. der 5 Charaden in einer, in Nro. 101.

Nro. 103. Das Hüttchen. (Ein Gleichniß.) -- Von den Canal-Arbeiten. (Forts.) -- Ueber das Haupthaar und den Bart der Deutschen. -- Fündling. -- Blüthen. -- Italiänische Polizey.

Nro. 104. Sanct Sylvester. -- Von den Canal-Arbeiten. (Forts.) -- Neque semper arcum tendit Apollo. -- Beantwortung der Anfrage in Nro. 102. -- Räthsel-Fragen, (für die Kinderwelt.) -- Polymeter auf den letzten Tag von 1819. -- Vergangenheit und Zukunft. -- Charade. -- Nachricht: den 5ten Jahrgang des Bürgerfreundes betreffend, von

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 1.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 3. Januar 1819.

Der Mensch und das Leben.

(Am ersten Morgen des neuen Jahres.)

Der Mensch an das Leben.

Was bist du mir? was wärst Du mir gewesen,
Hätt' ich in deinem Blick Erhörung nur
Für meiner Wünsche kleinsten Theil gelesen,
Erkennend deiner Liebe sanfte Spur —
Mir lächelte so schön der erste Morgen,
Der über meinem Daseyn auf sich zog,
Ich weinte — doch die Wolke banger Sorgen
Noch schattend nicht durch meinen Mittag flog.

Ich hoffte viel, viel sucht' ich zu erstreben —
Wie hohe Thaten sah der Jüngling schon
Im Glanz des Himmels leuchtend ihn umschweben!
Er stand als Cherub an der Wahrheit Thron,
Dem Laster wollt' er kühn mit Löwenmuthe
Entgegentreten in dem heißen Streit,
Den Kranz erringen sich mit seinem Blute
Den Unschuld dankbar ihrem Retter weiht!

Hoch-über Tausend wollt' er auf sich schwingen,
Die Ehre lockt' ihn — die gemeine nicht,
Der kleine Seelen große Opfer bringen,
Und die dem Thoren selbst die Krone flicht,
Nein, jene, die im Wachsthum großer Werke
Des edlern Selbstbewußtseyns Abglanz sieht,
Und stolz vertrauend ihrer innern Stärke
Für Zeichen nie und leere Namen glüht. —

Die Liebe sollte mir den Himmel bauen,
Die Freundschaft mich zu einem Gott erhöh'n,
Durch selbst gepflegte stille Blumenauen
Wollt' ich zufrieden wie ein Weiser gehn —
Mich reizte nie des Goldes lockend Klingen,
Nur so viel wollt' ich, daß den freien Geist
Nicht lähmend seines Fluges kühne Schwingen
Gemeine Sorge zum Gemeinen reißt! —

Nun sage selbst, was hast du mir verliehen?
Was warst du mir? Muß ich im Joch der Noth
Der schweren Arbeit nicht gebeugt noch ziehen?
Verschont mich der Entbehrung strenge Gebot?
Wo ist der Kranz für meine harten Mühen,
Wo ist die Palme, die den Dulder lohnt?
Wo seh' ich die erträumten Blumen blühen
Aus jenem Land, wo ew'ger Friede wohnt?

Kann ich so dieses Jahres erstem Morgen
Ein Herz voll Dank und reiner Freude weihn?
Seh' ich nicht schon das Heer versteckter Sorgen,
Wie Schlangen unter Blumen furchtbar dräun?

Kann ich dich lieben, wechselvolles Leben? —
Ja, nenne mir ein einzig hohes Gut
Nach dem ich, sicher stets des Ziels, mag streben,
Und du entflammst von neuem mir den Muth!

Das Leben an den Menschen.

Was soll ich, Armer, dir antwortend sagen?
Der du mich also undankbar verkennst,
Mich wagst als falsch und treulos anzuklagen
Den Schöpfer deines Grams und Kummers nennst?
Dein Glück willst Du nach Maß und Ziel nur messen,
Der Eiche gleich willst du den Rosenbaum,
Hast du der großen Lehre ganz vergessen,
Daß Seligkeit nicht wohnt in Zeit und Raum?

Zwar edel ist und groß das rege Streben
Des Segens Quell für Tausende zu seyn,
Gefeiert bei der Nachwelt fortzuleben
Und seinem Namen ew'gen Glanz zu leihn,
Doch ist's nicht schön auch, wenn des Dankes Thräne
Im Auge Eines Glücklichen nur glänzt?
Und daß dein Geist wie Gott sich selig wähne,
Ist's nicht genug, wenn Seelenruh dich kränzt?

Du hast gewünscht, gehofft, gekämpft, gerungen,
Und nimmer ward dir der ersehnte Lohn,
Kein Streben nach Besitz ist dir gelungen,
Kaum daß du ihn errangst, entschwand er schon;
So sahst du nie die stillen Paradiese,
Die edler Fleiß in Demuth sich erschafft?
Preist, ob es auch im niedern Moose sprieße,
Nicht auch das Veilchen seines Schöpfers Kraft?

Dich hat kein Freund ans Bruderherz gedrücket?
Warst du auch wohl des Glücks der Freundschaft werth?
Kein süßes, holdes Weib hat dich beglücket?
Hast Du das Weib auch, wie du sollst, geehrt?
Der Frühling fliegt durch alle Himmelszonen,
Zwar schmückt er alle nicht mit gleicher Pracht,
Doch wo nur Herzen voll Empfindung wohnen,
Hat allen seiner Liebe Blick gelacht.

Du hast entbehrt und wurdest im Entbehren
Nicht reicher als du durch dein Wünschen bist?
Dich drückt die Noth? Dies konnte Dich nicht lehren,
Daß, was man kühn bekämpft, nie drückend ist?
Ein edler Geist, der Gott und Jenseits glaubet,
Bleibt groß und edel in der kleinsten Welt!
Die Rose, die der Sturm dem Stock geraubet,
Bleibt Ros' auch wenn sie unter Dornen fällt!

Was ich vermochte hab' ich Dir verliehen,
Geist, Herz und Sinn, zu bilden Dein Geschick,
Viel Blumen für den weisen Finder blühen,
Doch sie entdeckt nur sein geschärfter Blick,
Das eine Gut worauf du fest magst bauen,
Das Muth dir leiht in jeglicher Gefahr,
Ist stilles demuthsvolles Gottvertrauen!
Ich wünsch' es Allen heut zum neuen Jahr!

Die Stufenleiter des Unglücks.

(Eine wahre Begebenheit.)

Unglücklich macht betrogene Liebe; unglücklich macht getäuschte Hoffnung; unglücklich macht die unaufhörliche Verfolgung des Mißgeschicks; unglücklich macht das Bewußtseyn schlechter Thaten; unglücklicher noch macht Selbstverachtung, und die äußerste Tiefe des Elends ist Verzweiflung an sich selbst. So lange noch Muth und Vertrauen auf eigene Kraft uns bleibt, kann uns wohl das Unglück entrüsten, aber nicht niederbeugen; denn wir schaffen uns selbst unser Schicksal; wir verzichten nöthigenfalls auf das blinde Spielwerk des Ungefährs, und beschränken uns auf uns selbst.

Moritz war der Sohn mittelmäßig begüterter Eltern. Eine schöne Gestalt und noch mehr, vielversprechende Talente zeichneten ihn schon frühzeitig aus. Sie entfalteten sich zur Freude seiner Eltern, und berechtigten zur schönsten Hoffnung. Er war zum blühenden Jüngling herangereift; rein waren seine Sitten wie sein Herz.

Er lernte Julie Hochberg, ein blühendes, holdes Mädchen kennen, und liebte sie. An ihr hing sein ganzes Herz; der Mittelpunkt aller seiner Wünsche war, sie einst ganz zu besitzen. Sie merkte mit Wohlgefallen seine innige Anhänglichkeit, und als er einst, da Geschäfte ihn auf den Landsitz ihres Vaters führten, sie auf einem einsamen Spaziergange in dem romantischen Park antraf, enthüllte er ihr sein Herz in geflügelten Worten, mit allem Feuer der ersten, zauberischen Liebe. Da überzog ihre Wangen die holde Farbe jungfräulicher Scham, sie sank an seine Brust und gelobte ewige, treue Liebe. Ein feierlicher Schwur besiegelte den Bund der Herzen und erhob den schwärmerischen Moritz auf den Flügeln der Phantasie ins Paradies. Jetzt glaubte er am Ziele zu seyn und erwartetete nur den Augenblick, wo ihm sicheres Brod und Versorgung werden sollte. Er bekam, durch Mitwirkung väterlicher Freunde und einiger Gönner, die den bescheidenen aber wirksamen und kenntnißreichen Jüngling liebten, den Ruf zu einem ehrenvollen und einträglichen Amte, und nun konnte er sich kaum zurückhalten, augenblicklich dem Vater seiner angebeteten Julie zu Füßen zu fallen, um ihre Hand und seinen Segen zu erflehen. Aber ach, wie Nebelgestalten zerrinnen die Traumbilder des Glücks; wir wollen sie haschen, und ergreifen Schatten! — Der Vater seiner Julie war reich, und sie einzige Erbin. Einen steinreichen Eidam wollte er haben, denn sein Gott und seine Seligkeit waren sein Geldkasten und sein Schuldbuch. Die reichsten Jünglinge hatte er schnöde abgewiesen, weil sie immer noch nicht die Erbin von Tonnen Goldes verdienten. Zur Feier des Geburtstags seiner Julie war auch Moritz mit eingeladen. Er gratulirte dem alten Felsenherz so sinnvoll, so warm, mit so vieler Begeistrung und Würde, daß dem Alten, dem nächst seinem Golde seine Tochter das Theuerste war, wirklich einige Thränen entfielen, er den entzückten Moritz in seine Arme schloß und ihm mit einem warmen Händedrucke dankte. Da glaubte Moritz den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, und während er mit dem frohen Alten allein war, entdeckte er ihm mit der ihm eigenen Offenheit und in einem zutraulichen Tone seine Liebe und seine Hoffnung. Aber, welch eine Antwort! Anfangs erblaßte der Alte, stammelte einige abgebrochene, unverständliche Töne, und knirschte dabei vor Wuth mit den Zähnen. Plötzlich aber brach der Strom seines Unmuths und des empörten Erstaunens in einer Fluth von Verwünschungen und Flüchen los. Moritz rannte fort, mehr todt, als lebendig, fast bewußtlos mit verblutendem Herzen. So hatten ihn denn seine Hoffnungen schrecklich getäuscht; seine süßen Traumgestalten verwandelten sich in höhnisch grinsende Ungeheuer, der Himmel seines Glücks in eine fürchterlich stürmische Gewitternacht. Mit einem düstern Grauen, welches an Verzweiflung gränzte, starrte er in die Zukunft, die freudenlos und finster vor ihm lag. Tiefgekränkt überdies von einem Elenden, der für wahres Verdienst und ächten Werth keinen Sinn hatte. Julie wurde Tags darauf zu einer 30 Meilen entfernt wohnenden Tante geschickt, und er erfuhr nichts weiter von ihr, als daß sie an einen reichen Kaufmann verheirathet sey. Nun hatte das Leben für ihn gar keinen Reiz mehr. Sein einziger Zeitvertreib waren tagelange Spaziergänge in öden, waldigten Gegenden. Kalt und empfindungslos blieb er bei allem Zauber der friedlichen, blühenden Natur; ihn reizte nicht das melodische Lied der Nachtigall, nicht der schimmernde Mond, nicht das dunkle Grün des Waldes, nicht der Blumenteppich duftender Wiesen, nicht das

fruchtbare Kornfeld. Er haßte das Leben, und der Anblick froher Menschen entlockte ihm ein bitteres Lächeln, bei dem Thränen sein Auge füllten. Seine Schönheit erbleichte; äußerst nachläßig ging er gekleidet, und glich vollkommen einer wandelnden Leiche. Niemand kannte die Ursache seiner Verwandlung als sein Freund Lieberecht, ein edler Jüngling, der ihn tief bedauerte, und an dessen Busen er zuweilen eine Thräne weinte, wenn dieser ihn durch sanft tröstenden Zuspruch zu beruhigen suchte. Als auch diesen ihm der Tod entriß, da stand er allein und ganz verlassen, und verschloß seinen Gram und Kummer in seinem eigenen Herzen. Da führte ihn einst der Zufall in eine Gesellschaft, wo er seine Julie traf, die zum Besuch bei ihrem Vater war. Er zitterte bei ihrem Anblick; eine flüchtige Röthe überzog die Wange des blühenden Weibes, und überzeugte ihn, daß sie ihn erkannt habe. Er näherte sich ihr mit wankenden Schritten, und wünschte ihr Glück zu ihrer Verbindung. Sie dankte höflich, aber kalt und fremd. Sie brach das Gespräch mit ihm ab, und knüpfte ein anders mit ihrem Gatten an, der sich ihr näherte, und den sie mit den zärtlichsten Liebkosungen empfing. Dolchstiche für das Herz des armen Moritz, auf den sie triumphirend und mit einer gewissen Verachtung niederblickte. Jede Mühe, wieder ein Gespräch mit ihr einzuleiten, war vergebens. Er erhielt schnöde, absprechende Antworten, und erfuhr nur so viel von ihr, daß sie bereits Mutter und so glücklich sey, daß ihr nichts zu wünschen übrig bliebe.

Am folgenden Tage, als er auf einem einsamen Spatziergange die Freuden seiner glücklichen Vorzeit vor seine Seele rief, als eben seine Phantasie das Bild der liebeschmachtenden Jungfrau hervorzauberte, wie sie in seine Arme sank und mit dem Tone der Liebe ausrief: ich bin dein! Da hörte er eine Weiberstimme ängstlich um Hülfe schreien. Er eilte hinzu, und, fast hätte ihn der Schreck getödtet, sie war es, die noch immer seine ganze Seele füllte. Ihr Mann kämpfte mit einem großen wüthenden Hunde, der allem Ansehen nach toll war. Moritz versetzte dem Unthier einen so nachdrücklichen Schlag mit seinem Knotenstocke, daß er heulend niederstürzte und verschied. Der Mann seiner Julie fiel ihm um den Hals, und pries ihn laut als ihren Retter. Julie warf sich an seine Brust und betheuerte ewige Dankbarkeit. Da erkannte sie ihn, und stieß ihn unwillig von sich, als zürne sie dem Ungefähr, welches ihn von neuem ihr in den Weg führte. Sie dankte ihm nochmals, aber mit trocknen, kurzen Worten, und entfernte sich mit ihrem Manne, der vor Befremden ihm kein Wort weiter sagte, als daß er sich kalt empfahl. Sie waren ebenfalls auf einem Spatziergange gewesen, und hatten sich ein wenig zu weit verloren, als sie von dem Hunde angefallen wurden. Moritz war durch diese Scene tiefbewegt und ergriffen. Die verschiedenartigsten Empfindungen kämpften in seiner Seele. Er hatte sie an sein Herz gedrückt — sie hatte ihn von sich gestoßen. Sie verachtete ihn, sie, die er so treu, so redlich liebte, und wußte vielleicht nicht warum? O Wandelbarkeit, o Unergründlichkeit des weiblichen Herzens! Das erschütterte ihn tief. Erst spät am Abend eilte er heim, stürmte unstät auf allen Coffeehäusern, in allen Gesellschaften herum, stürzte eine Flasche Wein nach der andern hinunter, um die wüthende Flamme in seiner Seele zu dämpfen. Vergebens! Niemanden sprach er zu; Niemand ihm, denn alle scheuchte sein zorniger, Funken sprühender Blick, und seine blasse Todtenmiene. Um Mitternacht ging er halbberauscht, seine

Wohnung zu suchen; da begegnete ihm ein junger oberflächlicher Bekannter, und redete ihn zu, ihn noch in ein Weinhaus zu begleiten. Seine Seele floh die Ruhe, seine Nerven waren gespannt und sein ganzes Wesen in Aufruhr: darum war ihm diese Einladung, die er zu jeder andern Zeit mit Verachtung abgelehnt haben würde, willkommen. Er ließ sich zum Spiele verleiten, spielte unsinnig, und verlor eine große Summe, zu der ihm das meiste von Andern vorgeschossen war. Am hellen Tage kehrte er mit stieren Blicken, wie ein wandelndes Gespenst in sein Haus zurück. Diese letzte Lebensart setzte er von nun an fort, unstät, flüchtig und von wilden Leidenschaften getrieben. Versäumt wurden seine Amtsgeschäfte; er stürzte sich tief in Schulden, ohne deswegen besorgt zu werden. Zwar blieb sein Verstand hell; aber er bebte nicht vor dem Abgrunde zurück, der sich unter ihm öffnete. Sein guter Ruf, sein Credit ging zu Grunde; seine Gläubiger forderten Befriedigung; er kam in den Schuldthurm, nachdem er vorher seines Amts entsetzt war, da wiederhohlte Vermahnungen nichts fruchten wollten. Er ersehnte mit Inbrunst den Tod, der ihn aus dem Irrsal dieses Lebens retten, sein armes Herz kühlen, ihm Ruh und Frieden bringen sollte; ja oft in trüben Stunden schwankte er zwischen dem finstern Entschlusse, seinen Lebensfaden gewaltsam zu zerreißen, und der Vernunft und Pflicht. Seine unglückliche Mutter erfuhr seine Lage. Auf den Flügeln der Mutterliebe eilte die alte, ergraute Matrone zu ihm, nnd sie, die selbst so sehr trostbedürftig war, suchte ihn zu trösten, ohne auch nur einen leisen Vorwurf seinem zerrissenen Herzen zu machen, denn sie war mit seinem Gram vertraut, und entschuldigte ihn. Was entschuldigt eine zärtliche Mutter nicht? Sie entschuldigt und verzeiht, wo das fremde unthseilnehmende Herz nach dem strengen, blutigen Ausspruch des Gesetzes ohne Schonung richtet. — Sie verkaufte alle ihre Habe, um ihren Sohn zu retten und dem Untergange zu entziehn. Nur weniges blieb ihr, um sie, die ein sorgenfreies Auskommen gewohnt war, im hohen Alter dürftig zu erhalten. Seine Schulden wurden bezahlt. Ohne die geringsten Empfindungen verrathenden Laut verließ er den Ort, der Schauplatz seines Jammers und seines Glücks gewesen war. Finster und in sich gekehrt wanderte er neben der tiefgebeugten Greisin zu Fuße der mütterlichen Heimath zu. Aber am dritten Tage, als er das Elend erkannte, welches er über seine gute, alte Mutter gebracht hatte, da stürzte er sich mit wildem Geheul in die Fluthen eines vorbeieilenden Stromes. Nur wenige Stunden überlebte die alte Mutter den Jammer, und fuhr unter Herzeleid in die Grube, diesem sichern Asyl, wo jeder Unglückliche ewige Ruhe findet nach den Lasten und Mühen dieses Lebens.

Mein Traum von der Preßfreiheit.

Von August Kuhn.

Vor Kurzem legte ich mich, vergnügt, wie gewöhnlich, und gewiß ruhiger, als viele meiner Kollegen (ich meine die Herren Journalisten) zu Bette. Ich träumte — auch das ist bei mir gewöhnlich — und Bruchstücke dieses Traumes will ich meinen geschätzten Lesern hier mittheilen.

Ich sah mich plötzlich auf die Straße versetzt. Bekanntlich erscheint dem Träumenden Alles in einem neblgen Zustande; nirgend sind scharfe Contoure zu zeichnen. Auch mir erging es so — doch nein! noch schlimmer; denn ich

befand mich in einer tiefen, lautlosen Nacht. Kein Stern durchblitzte sie, der Mond war mit dichtem Gewölk verhüllt; er schien verschwunden zu seyn.

Da rannte ein kleiner alter Kerl mit einer leuchtenden Laterne mir nach; athemlos rief er mir zu: „Mein Herr! o mein Herr! retten Sie mich!"

Ich blieb stehen.

„Ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt" — stöhnte er — „ich bin im Dienst eines Journalisten — die Leute heißen jetzt Zeitschriftsteller — der giebt mir ein Papier und spricht: Hier hast Du die Preßfreiheit; trage sie schnell nach der Druckerei. Ich laufe nach Möglichkeit, — und plötzlich hab' ich sie verloren. Nun such' ich sie mit der Laterne. — Einziger Herr! Seyn Sie mein Wohlthäter! Ich werde aus dem Dienste gejagt, wenn ich die Preßfreiheit nicht wieder finde. Sollten Sie so glücklich gewesen seyn, sie gefunden zu haben — o mögten Sie auch dann mitleidig genug seyn, mir sie einzuhändigen!"

Der ehrliche Kerl dauerte mich — wie gern hätte ich ihm zu dem Verlorenen geholfen! Er wollte sogar den Gegenstand in die Zeitungen unter die Rubrick der verlornen Sachen setzen lassen, und dem ehrlichen Finder von seinem sauer ersparten Dienstlohn gern zwei Thaler als Fundgeld spender.

„Mein Freund" — erwiederte ich mitleidig — „die Preßfreiheit geht allerdings leicht verloren — aber daß sie schon gefunden worden ist, davon bin ich fest überzeugt. Wissen Sie, wo wir sie zu suchen haben? . . . ."

Der Unglückliche leuchtete mir ins Gesicht — starrte mich an und rief: Gott! Sie werden vielleicht mein Engel werden!"

In der nächsten Druckerei, mein lieber Freund, und finden Sie auch Ihr Exemplar von der Preßfreiheit dort nicht, nun, so nehmen Sie eine Kopie.

Mein Rath schien ihm zu gefallen. Er hüpfte vor Freude.

„Zur nächsten Druckerei" — rief ich ihm zu — „schnell, leuchten Sie mir vor; denn mit dem Verlust einer so wichtigen Sache, als die Preßfreiheit ist — wahrlich, da darf man gar nicht spassen."

Wie ein Irrwisch hüpfte der kleine Kobold mit seiner Laterne vor mir her, und sang recht lustig und wohlgemuth unser so schönes, als edles Volkslied: „Heil Dir im Siegerkranz!"

Ich stimmte mit ein. Das kleine alte Männchen empfand wie ich; in allen Nöthen und Aengsten wendet sich der Unglückliche so gern an seinen Führer and Vater; und wenn dieser Vater nun ein großer edler König ist!! — — —

Wir langten in der nächsten Druckerei, einer der ersten, an.

„Mein Herr" — sprach ich, zu dem Besitzer gewendet, — „hier bring' ich Ihnen den unglücklichen Diener eines Journalisten — er hat die Preßfreiheit, die er an irgend einen Ort tragen sollte, verloren — können Sie sie ihm vielleicht sonst wieder verschaffen — wofern sie nicht von einem Ihrer Leute gefunden und aufbewahrt worden ist?"

Der Buchdrucker-Herr rückte die Sammetmütze und sprach, zornig zu seinen Gehülfen sich kehrend! „Meine Herren, halten Sie doch ein wenig ein! Sie wissen ja, daß ich nicht gut höre! Mein Gott! mein Gott!

Die Preßbengel verstummten, die Setzer legten die Winkelhaken aus der Hand, die Bur-

schen, welche Formen waschen sollten, setzten dieselben leise bei Seite.

„Mein Herr" — fuhr ich fort — „der arme Mensch hier hat die Preßfreiheit verloren, die sein Herr ihm zur Besorgung einhändigte. Ist sie vielleicht in Ihren Händen?"

Der Buchdrucker-Herr schob die Mütze freundlich auf das andere Ohr und erwiederte: „O ja, mit der Preßfreiheit werde ich dienen können! Erlauben Sie einen Augenblick. (rufend) Herr Walter, Sie haben ja wohl die Preßfreiheit unter dem Bourgeois-Kasten — sehen Sie einmal gefälligst nach."

Der Setzer schob den Kasten heraus und zog einen Zensurbogen hervor, auf welchem der Zensor von sechszehn Gedanken funfzehn und einen halben gestrichen hatte.

„Nein! nein! ich habe mich geirrt" — fiel der edle Buchdrucker-Herr ein — „Herr Spitz, Sie werden die Preßfreiheit haben. Sehen Sie nur nach. Vielleicht hat sie sich unter den Nompareille-Kasten verschoben."

Herr Spitz legte einen Bogen vor, auf welchem der Zensor zwanzig Gedanken gestrichen und sie durch sechs eigene ersetzt hatte, die man allenfalls für geistige Contrebande erklären konnte.

Der Buchdrucker-Herr wollte rasend werden. „Herr Deutschmann!" — schrie er einem dritten Setzer zu — „Sie haben ja die Wiener-Kongreß-Akten gesetzt! Damals hatten wir ja die Preßfreiheit in Händen. Erinnern Sie sich doch nur!"

Aber alles Ereifern fruchtete nichts. Keiner von Allen hatte die Preßfreiheit wirklich — niemand wußte von ihr Bescheid zu geben. Mein Traum-Schützling fing an laut zu schluchzen — die Preßfreiheit lag ihm zu sehr am Herzen. Aber was vermögen Thränen? — — — — — — — — — — — —

Plötzlich befanden wir uns wieder auf der Straße. Die Nacht schien die Wolken noch mehr zu schwärzen — da zog ernst, still, kalt, eine Schaar uns entgegen, als wenn ein Todter zur Erde bestattet werden sollte.

Mein Schützling hob die Leuchte — und ich erblickte — den Herzog von Wellington, im Kostüm eines deutschen Ober-Gensdarmen, und hinter ihm fünf und zwanzig Continental-Journalisten, denen die Hände auf den Rücken gebunden waren.

Ich schauderte und erwachte. Denn eben klopfte mein alter Christian an mein Schlafzimmer, um mir die neuesten Zeitungen zu bringen, die ich hastig durchlief, und bei den Auszügen verweilte, welche sie aus dem Werke des hoffnungsvollen Griechen, Hrn. von Stourdza, lieferten. Ich lachte herzlich über Hrn. Stourdza, seine Ansichten von Deutschland und — über meinem Traum. Aber hätte ich diese Zeitungen früher gelesen und meinen Traum später geträumt — so würde ich dem kleinen Kerl mit der Laterne den Bescheid ertheilt haben: daß die von ihm für verloren angegebene deutsche Preßfreiheit nicht bei den Buchdruckern; sondern in den Taschen des Hrn. Herzogs von Wellington oder des Hrn. von Stourdza zu suchen seyn möchte.

Vorfälle im Hannöverischen.

Zwei merkwürdige Kriminalfälle im Hannöverschen beschäftigten das Publikum. Ein Straßenräuber ist zum Tode verurtheilt worden, und trotz des Gesuchs um Begnadigung, das Urtheil vom Regenten bestätigt. Der Verurtheilte ist ein Knopfmachergesell, der gegen das

Schicksal grollend, mit geladener Pistole seine Wanderschaft antrat, und den festen Vorsatz gefaßt hatte, den ersten Mitwanderer, bei dem er Geld erblicke, zu tödten und zu berauben. Er trifft einen andern Gesellen nur einige Meilen erst von Hannover, der ihm bekannt ist, mit ihm zieht, und einige zwanzig Thaler sehen läßt. Er lockt ihn von der Straße ab in ein Gebüsch zum Mittagsschlafe, und schießt den Schlafenden darauf einen tüchtigen Hagelschuß in den Kopf, doch glücklicher Weise zu hoch in den obern Theil desselben. Der Verwundete taumelte schreiend auf, und flüchtet strauchelnd und betäubt. Jener folgt ihm mit geöffnetem Taschenmesser, um ihm die Gurgel abzuschneiden. Der Arme umhalset ihn Anfangs, ihn für seinen Erretter und seinen Beistand haltend, bittet ihn noch um einen Kuß vor dem Sterben, bis er dann erschreckend dessen zweite Mordabsicht erkennt, sich zur Wehre setzt, und mit letzter Kraft durch sein Geschrei redliche Helfer herbei zieht, die sogleich den Mörder gefangen nehmen. Der Angefallene wurde zwar geheilt, doch sprach das Gesetz das Urtheil des Schwerdtes über den Thäter, und die Vollziehung ist nahe. — Eine zweite Mordgeschichte ist psychologisch gleich merkwürdig. Eine Wittwe zu Seezen wurde nämlich von einem Knechte, welcher ihr Liebhaber seyn soll, mit vielen Stichen ermordet. Auch dieser Frevler ist ergriffen und man sagt, die Eifersucht auf einen andern Theilnehmer seiner Freude und Mitbewerber, habe ihn zum Morde verleitet, und der letzte Impuls wäre ihm durch die Erfahrung gegeben, daß sein Nebenbuhler von der Geliebten mit weißem Zucker zum Kaffee, er jedoch nur mit braunem Zucker dabei bewirthet worden, wonach er dann den Grad der Liebe berechnet, und rachsüchtig nach dem Messer gegriffen hätte.

Räthsel in drei Bedeutungen.

1.

Sie naht sich Dir mit jugendlichem Prangen,
Und schnell fühlst Du der Liebe Weh und Lust;
In Dir erwacht ein sehnendes Verlangen,
Du zieh'st sie zagend an die warme Brust;
Ihr Lächeln scheucht des Zweifels trübe Sorgen,
Erröthend lispelt sie: nun bin ich Dein!
Und Deiner Liebe Glück ist dann geborgen,
Denn sie empfängt Dich schuldlos, engelrein!

2.

Doch Wehe — wenn im eisernen Umfassen
Sie röchelnd sich zu ihrem Bräut'gam neigt,
Wenn, statt der Liebe Glühen, sein Erblassen
Den Todeskampf im starren Antlitz zeigt!
Nie fühlt sie da ein weibliches Erbarmen —
Verloren ist der Aermste, den sie wählt,
Sie bricht sein Herz im ehernen Umarmen,
Wie jedes Bräut'gams, dem sie sich vermählt!

3.

Und wieder pranget sie in ew'ger Schöne,
Im Glanz der Unschuld und der Majestät.
Doch nicht erreichen sie die ird'schen Töne,
Die über Zeit und Wechsel thronend steht!
Nicht Sterblichen blüht ihrer Schönheit Prangen,
Phöbos allein weiht sich die keusche Braut,
Und Rosen küßt er ihr auf Stirn und Wangen,
Daß es entzückt des Wandrers Auge schaut!

Nro. 2.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 7. Januar 1819.

* Nicht Chaussee allein sondern auch Canal!

Es verlautet, daß eine Subscription im Werke ist, um die Kunststraße von Bremen nach der Burg zu Stande zu bringen. So lobenswerth dieses Unternehmen an sich seyn mag, so kann ich doch nicht ohne Bedauern daran denken, (und jeder Bürger Bremens, der weiter als auf heute und morgen denkt, wird diese Empfindungen mit mir theilen) daß durch diese Unternehmung statt des schon so oft und längst besprochenen Kanalbaues unserer Handlung nur ein Palliativmittel statt einer Radicalkur geboten wird, und wer weiß, ob nicht gar die Aussicht, mit einem raschen Gespann oder einem wohl dressirten Reitpferde in einer neuen Richtung auf einer neu gebauten Straße daher stolziren zu können, einigen Antheil an dieser eifrig betriebenen Straßen-Unternehmung haben mag. Der kurzsichtigere Theil des Publikums begnügt sich leicht mit dem, was augenblicklich hilft, wenn nur die Kosten leicht zu übersehen sind. So wird man sich also wieder eine Zeitlang behelfen, bis die Noth vor der Thüre ist, und umsonst wird man sich beklagen, daß eine so nützliche Anstalt nicht zur rechten Zeit getroffen worden sey.

Bekanntlich war es im Plane, in der Richtung des Canals die anzulegende Chaussee laufen zu lassen. Da nun aber der Canal für jetzt unberücksichtigt bleibt, so wird die Straße in anderer d. h. gerader Richtung geführt werden, als es außerdem der Fall gewesen seyn würde. Sollte also der Canal einmal wieder zur Sprache kommen (was bei dem bedenklichen, immer zunehmenden Versanden des Weserstroms unausbleiblich geschehen wird) so wird gerade die abnehmende Einnahme der Kunststraße durch den nun anders gehenden Canal als Haupteinwand gegen die Anlegung desselben vorgebracht werden, da im Gegentheil jetzt Canal und Straße sich gegenseitig tragen und erhalten würden, ungerechnet, daß die Arbeit selbst in der Anlage beider zugleich in einander greifend, folglich bei weiten minder kostspielig seyn würde.

Es ist bekannt, (traurig genug daß man das Jedem Bekannte wiederholen muß) und die Erfahrung lehrt es alle Tage, daß die von Holland, Hamburg, Rostock und der Eider kommenden Fahrzeuge, wenn sie auch von Wind und Wetter noch so sehr begünstigt sind, selbst gegen Vergütung der Kahnfracht ihre Ladung nie an die Stadt bringen wollen, sondern durchaus, und ohne sich weiteren Gründen zu fügen, Elsfleth als ihren Löschplatz ansehen, „denn wer steht uns dafür, sagen sie, (und leider mit Recht) ob wir bei unsrer Rückfahrt, das Wasser hoch genug finden, um wieder von der Stadt herunter kommen zu können?“

Wochenlang liegen die unterländischen Fahrzeuge und Kähne bei niedrigem Wasser und widrigem Winde zu Farge. Wie gern würden Fremde für die Ersparung die sie in der Kahnfracht machen, eine kleine Abgabe auf Güter, die es tragen können, sich gefallen lassen! diese Abgabe, nebst dem, was die Convoye Cassa hergeben könnte, vorausgesetzt daß sie ihre bisherige Einnahme behält, wogegen, wenn sie zu einem so nützlichen Zwecke verwandt würde kein Bürger etwas einzuwenden haben könnte, (und wenn sie manche, wie es scheint, fruchtlose Verbesserungen am Revier unterließe) möchte leicht die Zinsen des Capitals decken. Die Unterhaltungskosten des Canals und der Chaussee könnte aus einer Verpachtung der anzulegenden Treckschuitenfahrt bis zur Burg, dem von den Schiffen zu zahlenden Schleusen- und dem Chaussee Gelde bestritten werden.

Die so nützliche Einrichtung des Dampfboots würde durchaus in ihrer Fortdauer und Einnahme durch jene Anlage nicht gefährdet werden, indem das Schiff nun zwischen der Burg und Bracke auf viel sicherere, ungehinderterer Fahrt die Güter und Reisende, die mit den Treckschuiten kommen und gehen, hin- und zurückbringen, ur auf diese Weise zwei Reisen in einem Tage machen könnte!

Einen unmittelbaren Vortheil würde der Canal durch die leichtere und wohlfeilere Herbeischaffung des Torfs und der Lebensmittel gewähren.

Dem elenden Zustande mancher Ackerdörfer unsers Staats, deren magere mit Unverstand gebaueten Felder jeden Fremden in Erstaunen setzen und ihn auf den Gedanken bringen, als bekümmere sich der Staat um die Verbesserung des Zustandes seiner Dörfer gar nicht, könnte durch die leichtere Herbeischaffung des Unraths aus der Stadt aufgeholfen, der Stadt selbst ein Bedeutendes in der Wegschaffung desselben erspart werden. Wenn die Umgebungen und Dorfschaften in der Nähe anderer großen Städte den ergiebigsten Ackerbau (mehr einem Gartenbau zu vergleichen) durch die sorgfältigste Benutzung der aus den Städten erhaltene Düngmittel, treiben, so ist dieses um Bremen her grade das Gegentheil, indem die edlen Theile durch welche der Boden genährt werden kann, mit schweren Kosten der Stadt in die Weser geworfen werden. Hiedurch, so wie durch das Abführen des Wassers das durch den Canal möglich wird, würde der Capital-Werth des Bodens außerordentlich steigen.

Keinem unter uns sind die Klagen unbekannt, welche auswärtige Correspondenten über unser jetziges Tonnen- und Stromgeld führen. Wäre aber die unterländische Schiffahrt durch den Canal in so guter Ordnuug, wie es gegenwärtig die Oberländische ist, so würden jene Klagen wegfallen, und sie auf das Ankommen der Waaren zur festgesetzten Zeit sicherer rechnen können. Auch ließe sich mit Grund voraussetzen, daß die Einnahme der Convoye-Casse alsdann sich vermehren würde.

So weit in kurzem die einzelnen Gründe. Betrachten wir die Wichtigkeit der Kanal-Anlage in staatswirthschaftlicher Hinsicht, wie sich die Speditions-Geschäfte der Stadt im Allgemeinen erweitern, wie aus dem erweiterten und vermehrten Verkehr der Staat an Geld und Bevölkerungskräften zunehmen würde, gegen welche Rücksicht die etwas verminderte Accise kaum in Betracht kommen kann, so glaube ich kaum, daß ich in einem knrzen Aufsatze dieser Art noch etwas hinzuzufügen brauche.

Man hat gesagt, man müße den minder kostspieligen Kanal, wenn auch nur Schiffe von 30 bis 40 Lasten auf demselben kommen könnten, dem kostbareren vorzuziehen. Ob es gleich zu bedauern wäre, wenn funfzigtausend Thaler mehr oder minder, bei einer solchen, für die Zukunft berechneten wichtigen Anlage in Betracht kommen können, und man es gewiß einmal zu bereuen haben würde, nicht gleich wo es galt, alle Saiten angespannt zu haben: so würde doch selbst jener obenerwähnte schmälere Kanal schon von dem entschiedendsten Vortheil seyn.

Das zu der Anlage erforderliche Capital könnte gegen Versichrnug von 5 pCt. leicht von Außen angeschafft werden; dieses Capital würde die Masse der Circulation in unsrer Stadt vermehren, und namentlich unsren Armen als Arbeitslohn zu Statten kommen. Dieser Vortheil kann nicht wichtig genug angesehen werden, indem bekanntlich unser Armenwesen, der Unfug der Bettelei auf den Spaziergängen, und noch häufiger das Ueberlaufen in den Häusern, wie viel mehr noch die Nothwendigkeit der beträchtlichen Beiträge, troß aller wohlthätigen Stiftungen lediglich in dem Umstande ihren Grund haben, daß arbeitsfähige Arme keine Gelegenheit zum Arbeiten finden, und so in moralischer und physischer Verkrüppelung nur wie eine Schmarotzerpflanze an der Staatskraft zehren, statt dem Gemeinwesen, wenn auch nur als Handlanger, durch nützliche Arbeit Bürgerpflicht zu leisten.

Kann jemand seyn, der vor den Hindernissen der Canal Unternehmung erschrickt, wenn sie durch die Beseitigung der schreiendsten Nachtheile und durch die Erwartung der wichtigsten Vortheile für gesammte Kaufmannschaft, wie für den Staat im Allgemeinen, aufgewogen werden? Nur der kurzsichtige, engherzige, von dem Verhältnissen seiner Persönlichkeit oder der kurzen Spanne Zeit, worin er lebt, gefesselte Mensch, lacht der Mühe deß, der einen Baum pflegt, von dem die Nachkommen die Früchte erst sammeln sollen. Was soll man von dem sagen, der nur vor einer aufzuwendenden Geldsumme sich entsetzt, aber weder für den dadurch zu entfernenden augenblicklich wichtigen, noch für den in der Zukunft noch weit wichtiger werdenden Nachtheil ein Auge hat? Wie mancher scharrt und geitzt für seine Kinder, und kann dennoch mit Gleichgültigkeit von gemeinnützlichen Unternehmungen sprechen hören, die das Glück seiner Nachkommen und seines ganzen Gemeinwesens weit sichrer begründen, als der Mammon, durch den er sie glücklich zu machen hofft!

Sollten wir die Hände in den Schooß legen', indeß unsre Nachbaren von allen Seiten ihren Vortheil besser einsehen? Schon haben wir gegen die Elbe und gegen den Rhein zu kämpfen, bald wird der neue Emskanal uns abermahls einen Theil unsers Verkehrs rauben, wenn wir nicht dafür sorgen, daß

diejenigen, die sich zu uns wohl wenden möchten, dieselbigen Vortheile bei uns finden, die ihnen von Jenen geboten sind?

Jeder gute Bürger muß mit mir wünschen, daß nicht bloß dem einseitigen Vortheil einer Chaussee nachgestrebt, sondern daß Beides, Canal und Chaussee, so wie es früher Plan war, vereint angelegt werden. Der traurige Zustand unsers Stroms seit länger als einem halben Jahre ist noch in frischem Andenken, die Stimmung der Gemüther ist dem Canal-Unternehmen günstiger als je, also ist es Pflicht wohldenkender und einsichtsvoller Männer ungesäumt dies lange schon hingehaltene Geschäft, der Stimmung der Gemüther gemäß, zu einem gewünschten Ziele zu bringen.

Ich habe es für Bürgerpflicht gehalten dies erste nnd letzte Wort über einen der wichtigsten Angelegenheiten der innern Staatsverwaltung unsrer theuern Republick meinen Mitbürgern ans Herz zu legen, indem ich überzeugt bin, daß wenn die Chaussee einseitig angelegt ist, in langer Zeit nicht wieder vom Canal die Rede wird seyn können. Möge mein Wort nicht ungehört bleiben!

---

* Eine seltene Probe.

In einem Staate welcher zu Soldaten lauter Ausländer hatte, die sich viele Excese zu Schulden kommen ließen, weil man sie unrecht behandelte, wurden neue Strafarten vorgeschlagen, sie zu züchtigen. Eine Parthei wollte die Spießruthen, die Andre das Strippsen eingeführt wissen, und eine Dritte behauptete, durch Schläge welche den Menschen zum Vieh erniedrigten, könnten keine gebessert, aber wohl verschlimmert werden, denn ein Mensch den man das Ehrgefühl beraubt hätte, wäre einem Pferde ohne Zügel zu vergleichen und zu allen Lastern fähig. Zum Belege stellten diese eine Vergleichung zwischen den Soldaten der Staaten an wo die Spießruthen regierten, oder das Strippsen den Vorsitz führte, und denjenigen wo das Schlagen abgeschafft war; sie zeigten unwiderleglich, daß Letztere viel gesitteter wären. Die ersten beiden Partheien behaupteten dagegen, ohne Schläge wäre kein Mensch groß geworden, und sie bewirkten beim Soldaten Wunder; obgleich sie keine Gründe anzuführen vermogten, so siegte doch ihre Meinung, — warum? weil sie die ersten im Staate mit waren, und zu befehlen hatten. — Es wurde daher beschloßen Spießruthen, oder Strippse wären beim Soldaten nothwendig. Jetzt entstand wieder die Frage, welche von beiden Strafarten vorzuziehen sey. Einige behaupteten die Spießruthen, Andere das Strippsen, darüber wurden die Aerzte befragrt, auch diese waren sich nicht einig, und ihre Meinungen getheilet, der General sagte: Sie, meine Herren können aus der Erfahrung darüber nicht sprechen, damit wir aber aufs reine kommen, so kann jede Parthei einen aus sich erwählen; wer die Spießruthen für menschlicher hält wird erst gestrippset und wenn er geheilet, passirt er die Ruthen; mit dem, der für das Strippsen ist, geschieht es umgekehrt.

Diese Probe wurde vollzogen, so sehr auch dawider protestirt wurde und die sie bestanden erklärten nun einstimmig das Ruthengeben für weniger unmenschlich. Dem ungeachtet wurde doch das Strippsen eingeführet, weil die Frau eines Herrn gerne sehen mogte wenn jemand gestrippset wurde.

---

* Kleider machen Leute und ein Name thut viel zur Sache.

Das Sprichwort: Kleider machen Leute, ist so wahr, daß selbst Hunde ihren Herrn nicht mehr kennen, wenn er unbekleidet ist, wie jeder leicht versuchen kann.

Daß ein Name viel zur Sache thut, kann man besonders bei Schriftstellern sehen; ihre Schreibereien gelten oft nichts, ihr kernhaft ausgepreßter Witz als schaal, wenn sie sich nicht, oder doch nur mit einem Buchstaben der nicht zu errathen ist, unterschreiben, wie gewinnet aber alles eine andre Gestalt, wenn sie sich förmlich oder doch mit zwei Buchstaben nennen.

Die ungleiche Theilung.

Ein Eigenthümer zu Harrow beschwerte sich oft beim Vorsteher der großen Schule daselbst, daß die Früchte aus seinem Garten stets von den Schülern gestohlen wurden, selbst ehe sie noch reif wären. Es half aber nie etwas. Verdrüßlich darüber, beschloß er, sich an die Schüler selbst zu wenden; er ließ also einen zu sich kommen, und sagte ihm: „Freundchen, ich will ein Abkommen mit Dir und Deinen Kameraden treffen. Laßt die Früchte an den Bäumen hängen, bis sie reif geworden sind, und ich verspreche Euch dann, die Hälfte davon freiwillig zu geben.“ Der Knabe erwiederte kaltblütig: „Ich kann darüber nichts sagen, aber ich will es meinen Kameraden melden, und Sie sollen morgen unsre Entscheidung hören.“ Der andre Tag kam, mit ihm der Knabe und folgende Erklärung: „Die Herren Zöglinge zu Harrow können nicht in eine so ungleiche Theilung willigen denn der Herr Gartenbesitzer sind nur ein Einzelner, und wir sind ihrer Viele.“

* Anfrage oder Aufgabe für Geologen.

Bekanntlich nutzen alle Körper so ab, daß man mit Wahrscheinlichkeit den Zeitpunkt bestimmen kann, wann ein Körper durch die Abnutzung untauglich werden wird. Unsere Erde ist auch ein Körper, nutzt folglich gleichfalls ab. Wie viele Jahre mögen nun noch wohl verlaufen, ehe sie durch die Abnutzung so untauglich wird daß sie ihren Lauf nicht mehr fortsetzen kann?

Das kurze O.

In Bordeaux giebt es ein Fest, das man das kurze O nennt, und welches für alle neuvereheliche Frauen gefeiert wird. Der Père André predigte dabei einmal folgendes: Ich muß Euch doch den Ursprung dieses Festes erklären. Und wahrhaftig ich kann dabey die Weisheit unserer Vorfahren, in der Wahl eines so bezeichnenden Namens, nicht genug bewundern. Denn hört nur, wenn am Ende eines Jahres ein Vater seine Tochter fragt, wie ihr ihr Mann gefällt? so antwortet sie alsbald: „O! lieber Vater, was habe ich für einen herrlichen Mann! O! wenn Sie wüßten, wie lieb er mich hat! O! wie lebe ich so ganz glücklich mit ihm!“ Nun, Freunde, das ist das kurze oder kleine O, das Omikron der Griechen. Nun soll aber einmal ein Vater nach dem zweiten oder dritten Jahre dieselbe Frage thun, da wird die Tochter ganz traurig antworten: Oh! mein lieber Vater, wie haben sich die Sachen geändert! Oh! mein Mann ist ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Verschwender! Oh! wie bin ich unglücklich!“ Und das, meine Damen, nennt man das Omega, das ist das lange O, das den Henker nichts taugt.

* Bagatellen.

An unserer Börse hat der Baumeister die Fortschritte der Steinhauerkunst gezeiget. An der Seite dem Rathhause gegenüber und am Portale der Marktseite sieht man es. Gegen dem Rathhause über, war sonst, oben unter dem Dache, der ganz rohe Stein — vergangenen Sommer hat ihn ein Steinhauer geebnet, warum? — weiter herunter befindet sich ein Stein, über den der erste Meisel passirt ist; am Eingange ist ein Stein geschliffen, nach dem Markte zu ist am Eingange ein Stein halb, der andere ganz fertig ausgehauen. Wir glauben daß es mehrere geben könne, welchen diese Besonderheit entgangen seyn und in dem Wahne stehen können, aus Mangel an Zeit hätte der Baumeister die Steine unvollendet gelassen und deshalb wünschen könnten sie vollendet zu sehen. So wissen wir daß an einem fremden Orte ein Baumeister getadelt wurde, der einen Altan, ohne Stücken, in Form eines Brodkorbes angebracht und Säulen darin gesetzt hatte. Dieser rechtfertigte sich aber, indem er bewieß, ein Altan wäre ein Trompetergang. Durch den Brodkorb wolle er andeuten, daß ein Trompeter Dienst schwere Lasten trage. u. s. w. An einem andern Orte, wurden ein paar Säulen vor einem Reitstalle getadelt, weil man nicht wußte, nach welcher Ordnung sie wären, bis der Baumeister es aufklärte, sie wären nach der Ordnung des Hiram von Tyro, man fände sie beschrieben 1 Buch der Könige Cap. 7 v. 15. 21; nun lobte man die Säulen. Ein anderer Baumeister hatte ein Haus 3 Grad ausser den rechten Winkel, wie der Thurm in Pisa, gebauet. Vorübergehende blieben stehen und gafften darnach, er setzte nun folgende Inschrift davor: Wat kickst du mie so an, dat ick so schebe stah; wenn die stund vor den Kop geschreben, wat du dien Leben hest bedreben, so schöst du mie woll laten stahn un diener Wege gahn. Wer dieses las ging vorüber, und sah nachher nicht mehr hin.

Gedanken.

Die Ordnung in einem Hause muß wie die Maschinerie in einer Oper geregelt seyn, deren Wirkungen uns viel Vergnügen machen, ohne daß wir die Bande sehen, die sie zusammen halten.

Menschen, die uns Uebles thun, und mit denen wir dennoch Umgang pflegen müssen, muß man wie Instrumente betrachten, die wir täglich brauchen, wenn sie uns auch von Zeit zu Zeit stechen und verwunden.

Wer viel Eigenliebe besitzt, ist der Meinung, daß man ihn entweder bewundert oder beneide. Er ist wie ein Dieb, der stets glaubt, man sehe ihm auf die Finger.

Die drei schwersten Sachen sind: ein Geheimniß zu bewahren, eine Beleidigung zu vergessen und seine Zeit gut anzuwenden.

Man erprobt das Gold durch Feuer, das Weib durch Gold, und den Mann durch das Weib.

---

* Friedens- und Krieges-Barometer.

Vor vielen Jahren wurden bei den Soldaten Zöpfe eingeführet, in der darüber erschienenen Verordnung hieß es. In Friedenszeiten

sollen die Zöpfe 8 Zoll lang seyn, den Offizieren und Unteroffizieren wurde bei Strafe auferlegt, dieses Maas auf ihre Seitengewehre feilen oder ätzen zu lassen, damit sie jederzeit das Friedensmaas an der Seite trügen. Die Zöpfe der Soldaten waren derzeit wahre Kriegs- und Friedens-Barometer. Man hatte davon folgende Scala. Bei 7 Zoll Länge stand das politische Wetter auf veränderlich, je kürzer sie wurden je näher war der Ausbruch des Krieges, bei Abschaffung oder Empfangnehmung der Kriegeserklärung wurden sie ganz abgeschnitten. Schade, daß sich in unseren Zeiten dergleichen Barometer verlohren haben, wären sie noch im Gebrauch, so brauchten wir gar keine Zeitungen zu lesen und wären doch von der Witterung am politischen Himmel, vermöge der Krieges- und Friedens-Barometer, besser unterrichtet, als wir es jetzt seyn können.

Vermischte Nachrichten.

Wie gefährlich ist es, den Kindern mit Schreckbildern Furcht zu machen, beweiset unter andern folgender Vorfall: In einem Städtchen bei Frankfurt kam am letzten Nicolausabend ein vermummter Bursche mit einer scheußlichen Larve vor dem Gesichte zu einem Fleischer, der mehrere Kinder hat, unter andern ein sehr artiges Mädchen von sechs Jahren. Beim Anblick dieses Popanzen sank dieses Kind nieder nnd bekam heftige Konvulsionen. Seit diesem Abend hat es das Gehör und die Sprache verloren, und ist ganz albern. Der Arzt zweifelt an seiner Herstellung.

Statt der gewöhnlichen Art, erwachsene Pferde zu englisiren, haben die Amerikaner die Methode (von Mr. Scherer von Bustletown eingeführt) einem neugebornen Fohlen den Schwanz auf den Rücken zu binden und mit einem Messer das Ueberflüßige davon abzuschneiden, wenn es dann erwachsen ist, so trägt es den Schwanz so aufrecht, als wenn es mit der größten Kunst englisirt wäre.

In Großbrittanien werden nun die Spazierfahrten in Taucherglocken Mode. Vor einigen Tagen machte zu Dunmore eine Gesellschaft eine solche Fahrt unter das Wasser, und eine Miß Stephans unterhielt dabei ihre Reisegefährtin mit drei sehr schönen Liedern, die sie sang.

* Stadt-Theater.

Das Jahr hat begonnen und mit dem ersten Tage desselben wurde auf unsrer Bühne zum Erstenmale: „das Nachtlager in Granada. Schauspiel in 2 Akten, von Friedrich Kind" dargestellt. Die Wahl dieses, nach einem Abenteuer, welches Karls V Neffe, der nachmalige Kaiser Maximilian II., als Prinzregent in Spanien, auf einer Jagdpartie in Granada bestand, verarbeiteten Stoffes, war uns, da es auf den ersten Bühnen Deutschlands mit vielem Beifall aufgenommen worden, ein erfreuliches Neujahr-Geschenk, und gewährt die Hoffnung: daß die Direction des Theaters in diesem Jahre das Repertorium mit mehreren neuen Stücken bereichern und dem Publikum einen mannigfaltigeren Genuß verschaffen werde.

Mit Verlangen harrten wir der Aufführung in dem überfüllten Hause. Der enthusiastische Beifall mit welchem unsere geschätzte Künstlerin, Madame Meck, die heute nach ihrer Niederkunft, als Gabriele zum erstenmale die Bühne wieder betrat, empfangen wurde, erweckte eine erfreuliche Stimmung und die Aufmerksamkeit war auf die Handlung des Stückes gespannt. Allein — obgleich die darstellenden Künstler ihre Talente im guten, richtigen Zusammenspiel zeigten, wurde die Aufführung doch nur lau aufgenommen. Die Anmuth einer Schäferidylle, die grausenden Schauer einer Mordnacht und die Lust am edlen Waidwerk worin die Handlung dieses im südlichen Spanien spielenden Stücks, besteht, machte auf die Herzen der nördlichen Bewohner Deutschlands nicht den Eindruck, den die dichterische Sprache, die Deutschheit der Gesinnung und die ergreifenden Situationen desselben erwarten liessen.

Wir müssen jedoch dem so unbefangenen, naiven Spiel der Madame Meck alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie hatte den idyllischen Theil des Stücks richtig aufgefaßt, sie entfaltete durch ihr-

Entzücken über das wiedergeschenkte Täubchen, durch ihre kindliche Freude über den geretteten Hirsch, und durch das treuherzige Geständniß ihrer Liebe zum Hirten, wobei sie der Natur getreu, verschämt das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, so wie durch den Ton, womit sie am Schluße dem bestürzten Gomez zuruft: „Verlier' nicht gleich den Muth" ihre Kunst. —

Herrn Claussius gelang der heroische Theil seiner Rolle; man sah, daß der Jäger das edle Waidwerk zu würdigen verstehe. Seine Erzählung, wie er dem Adler die Taube abgejagt, war in der Betonung und Geberdung bezeichnend. — Wie viel ich Ganzen aber der gutmüthigen Treuherzigkeit in den Scenen mit Gabrielen Derbheit oder Zartheit beizumischen sey, hängt von dem eigenen Gefühle des Schauspielers ab, und läßt sich nicht vorschreiben. Der Darsteller folgte dem seinigen und die Rolle wurde, wo es galt, größtentheils mit Adel und Biederkeit gegeben; nur in der Scene, wo die warnende Gabriele am Gitterfenster erscheint und ihn von der Gefahr unterrichtet, in welcher er sich befand, schien derselbe zu vergessen, daß er in einem Zimmer des Hauses der Mörder war; sonst würde er beim Erblicken des Schwerdtes, als einziges Rettungs-Mittel, seine Empfindungen mit gemäßigterer Stimme hervorgehaucht, und nicht so lautrufend, beinahe schreiend ausgestoßen haben, wodurch die Räuber, wie es nicht seyn sollte, von seinem Nichtschlummern überzeugt werden mußten; übrigens war das Jägerwams und die ganze Drapirung des Prinzen reich und doch nicht verrätherisch für's Incognito. — Gern hätten wir auch Gabriellens Anzug mehr einer südlichen Hirtin angemessener gesehen und vermißten die *Redesilla* oder das Haarnetz der spanischen Schäferinnen.

Hr. Hanf als Ambrosio, Hr. Schmidt als Vasko waren in ihrer Sphäre, Letzterer bewies durch sein durchdachtes Spiel wie sehr eine schlechte Rolle durch das richtige Auffassen derselben gewinnt. Das Lauschen an der Thür in der Doppelscene schien uns indessen für einen dem Gefängniß entsprungenen Böswicht, der vorher seine Absichten so wenig verblümt an den Tag legt zu fein manierirt. —

Gomez wurde von Hrn. de Troit, so wenig die Rolle auch an und für sich enthält, gut durchgeführt. — Hr. Meck als deutscher Graf Otto, war nicht gut costümirt und hätte das Wenige besser, so wie wir es sonst von ihm zu hören gewohnt sind, vortragen müssen. Bei Hrn. Göcke vermißten wir die spanische Grandezza bei seinem Hereinspringen gänzlich.

Noch müssen wir des Kampfes mit den Raubmördern erwähnen, welcher durch die vorgeschriebenen Doppelscenen große Schwierigkeit hatte. Das Ringen mit Vasco und das Durchbohren mit dem Dolche ging nicht nach Wunsch. Wir hoffen jedoch, daß bei einer Wiederholung, durch mehrere Proben diese Schwierigkeiten beseitigt werden und wir dann eine verundetere Vorstellung erhalten.

Zum Nachspiel wurde zum Erstenmale die vier Jahreszeiten. Lustspiel in 2 Akten von Charron gegeben, die an diesem Neujahrsabend nicht gut aufgenommen wurden.

---

* Räthsel.

Wo steht in Bremen der größte Sarg?

Auflösung des Räthsels in Nro. 1.

Jungfrau.

Nachricht.

Der Bürgerfreund erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags, einen Bogen stark. — Der vierte Jahrgang wird auf besseres Papier (wie dieser Bogen zeigt) gedruckt und durch gütige Unterstützung mehrerer Mitarbeiter reichhaltigeren Inhalts werden. — Die Hindernisse, welche sich unvermuthet den ferneren Steindruckarbeiten entgegenstellten, sind größtentheils gehoben und wir hoffen bald wieder Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen und musikalischen Compositionen in Steindruck zu liefern. —

Man verbindet sich für diese Wochenschrift nur auf ein viertel Jahr durch Vorausbezahlung von sechs und dreißig Groten Gold. — Der ganze Jahrgang zwei Thaler in Louisd'or zu fünf Thaler.

Auswärtige belieben ihre Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen und Beiträge die sich für dieses Blatt eignen einzusenden an

Bremen, am 31ten December 1818.

die Redaktion des Bürgerfreundes.

Nro. 3.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 10. Januar 1819.

*Das Geschenk.

Ihr wundert Euch über dies zierliche Band? —
Das kann ich euch nimmer verdenken;
Es ist eine Gabe von liebender Hand.
Dabei soll ich Ihrer gedenken.

Gedenken der Besten auf Erden dabei:
Gedenk' ich ja Ihrer doch immer.
Geleitet ihr Bild mich doch liebend und treu,
Vom Morgen bis Abendroths Schimmer.

Wie Abendroths Schimmer die Hügel umfließt,
Wenn scheidend die Strahlen erblassen;
So hat Sie mich trauernd beim Abschied gegrüßt:
Da fühlt' ich mich einsam, verlassen!

Verlassen und einsam, gehaltlos und trüb
Ist Alles, was Sie nicht beseelet;
Ich hatte Sie längst schon im Herzen so lieb,
Doch Ihr hab' ich's immer verhehlet.

Ihr immer verhehlet, wie ängstlich mein Herz
Erbebte, wenn ich sie erblickte,
Und wie ich gefoltert von nagendem Schmerz,
Die Thräne im Auge zerdrückte.

Im Auge zerdrückt' ich die Zähre gar oft,
Im Herzen das ängstliche Beben;
Viel' Tage lang hatt' ich vergebens gehofft
Und fand keine Freude im Leben.

Im Leben war Alles so trübe, so leer,
Mich plagten die finstersten Sorgen;
„Ich bin Dir gut!" sprach Sie, da weint' ich nicht mehr,
Da schien mir ein rosiger Morgen.

Ein rosiger Morgen, ein duftiges Weh'n,
Ein Blümchen im nächtlichem Scheine;
Sind weniger lieblich, sind weniger schön
Als Die, so ich kosend hier meine.

Drum wundert Euch über dies zierliche Band,
Ich kann es Euch nimmer verdenken,
Es ist eine Gabe von liebender Hand;
Dabei soll ich Ihrer gedenken!

A. Daeves.

Hans Caspar Hirzel, Stifter der Hülfsgesellschaft in Zürich.*)

Der Grundzug von Hirzels Charakter war gemeinnützige Menschenliebe. Was immer zum Wohl des Menschengeschlechtes fern und nah, für den Augenblick, oder für kommende Jahrhunderte gethan ward, das war seine Lust; nach eigener Kraft und Vermögen dazu beizutragen, daß Glückseligkeit auf Erden verbreitet werde, war sein Genuß und sein innigstes Bestreben; denn es war seine Ueberzeugung, daß die Güte des Schöpfers uns diesen Wohnplatz zu unserem Glücke gegeben. Wohlwollend und unablässig umfaßte der vollendete Freund den Zustand der Menschen in allen Ländern; und die großen allgemeinen Gegenstände des menschlichen Elends ergriffen sein Gemüth nicht weniger lebhaft, als die einzelnen Erscheinungen desselben. Aber er war nicht blos von Theilnahme durchdrungen, sondern rastlos bereit und thätig dem Uebel abzuhelfen, ganz oder zum Theil, wie er es nach seinen Verhältnissen vermochte. Zwar konnte er nicht nach dem Triebe seines Herzens mildthätig durch eigene Gaben den Leidenden und Armen so reichlich erquicken wie er wünschte, weil die Vorsehung ihm engere Schranken des Besitzes gezogen hatte: dagegen fand er weit größere Befriedigung darin, mit Nachdenken und Rath, mit Fürbitte und Einrichtung wohlthätig und gemeinnützig zu seyn. Er hatte die Menschen kennen gelernt, und vielfältig erfahren, wie oft die schönste und reinste Hülfe gegen das augenblickliche Bedürfniß des Leidenden fruchtlos und folgelos ist; darum wandte sich sein Blick vornehmlich auf die Zukunft, auf die Beförderung der Wohlfahrt kommender Geschlechter, auf das Allgemeine: und mehr auf die Hebung der Ursachen des Elends als auf die Dämmung seines Ausbruchs. Es machte ihm Freude, einzelnen Menschen wohl zu thun, aber größere Freude und wahre Befriedigung suchte er darin, sich im engern oder weitern Kreise um ganze Klassen seiner Mitmenschen Verdienste zu erwerben. So übte er Wohlthätigkeit in einem ausgezeichneten Grade, indem er die Mildthätigkeit seiner Mitbürger und manches fremden Freundes beförderte, unterhielt, und immer aufs neue in Anspruch nahm.

Wie er auf der einen Seite erkannte, daß der Staat den Vermögenden durch keinerlei Zwang anhalten könne, die dürftigen Mitbürger zu ernähren, wenn nicht das Recht des Eigenthums gebeugt und verletzt werden soll: so fand er auf der andern bei allen Menschen gleiches Recht und gleichen Anspruch an den Genuß der irdischen Güter. Darum suchte er die Leiden und die Bedürfnisse seiner Mitmenschen kennen zu lernen und Andern bekannt zu machen. Weder die eigene Mühe schreckte ihn ab, noch das Traurige des Eindruckes, den seine gesammelten Nachrichten auf ihn machten, noch der Mangel an Bereitwilligkeit und Genauigkeit bei so manchem, den er um Hülfe und Erläuterungen ansprach. Und wenn schon so viele, sonst gute und gebildete Personen es scheuten, die Noth der Armen kennen zu lernen; wenn andere bei der Schilderung derselben wenig empfanden, wenig dachten, wenn die Einen nichts geben wollten, Andere nichts geben konnten, und sich hier und dort die rauhe Stimme vernehmen ließ: es habe immer arme Leute gegeben und werde deren forthin geben; so blieb er dennoch fest und standhaft, unermüdet in neuen Bitten, verach-

*) Aus dem so eben bei Orell, Füßli und Kompagnie in Zürich erschienenen Leben dieses würdigen Mannes von D. A. H. Wirz.

tend die Geringschätzung, welche die Art und Richtung seines Eifers erfuhr.

Sein Geist umfaßte Alles, was zur menschlichen Glückseligkeit gehört; aber diejenigen Anstalten fanden bei ihm die meiste Billigung, welche darauf hinarbeiten, durch Ausbildung der körperlichen und geistigen Kräfte, dem dürftigen Menschen zum Genusse seines Lebens, seiner Menschenwürde und seiner Unabhängigkeit zu verhelfen. Die Erziehung und der Unterricht der dürftigen Jugend durch unentbehrliche Lehr- und Arbeitsschulen war ihm das Erste und Wichtigste; dieß hat er durch seine Treue an den Armenschulen, durch seinen Eifer für Blinden- und Taubstummen-Institute, durch seine Pläne für Ackerbauschulen, durch seinen lebhaften Antheil an den Schulen für Lehrknaben und kranke Kinder, an den Waisenhäusern, durch seine rastlose Aufregung zur bessern Versorgung unehelicher Kinder sattsam bezeuget. Die Sicherung und Pflege des Alters durch Versorgungshäuser, der Kranken durch Hospitäler, der Verdienstlosen durch die Unterstützung, Arbeitshäuser und ähnliche Anstalten, der Wittwen und Waisen durch eigene Kassen und Stiftungen, der Studierenden durch Kosthäuser und Stipendien, die Sicherung dessen, was der Fleißige sich erworben durch Ersparungskassen, die Vertilgung des Bettelns und Müßiggangs durch Zwanganstalten — dieß war der weite Kreis seiner Gedanken, dieß das Feld, welches er anzubauen sich vorgenommen.

Rastlos wirkend, meist mit heiterem Sinne, aber durch mannigfaltige Arbeiten und Studien, durch unzählige bittere Erfahrungen, im Kampfe mit mancher Verlegenheit und trüben Mißstimmung, hatte der selige Hirzel sich in den höchst ehrenvollen Wirkungskreis emporgehoben, den er als Mann von sieben und vierzig Jahren den seinigen nannte; er war ein geschätzter Arzt und thätig in mancher Landesbesorgung. Aber als das Vaterland in Noth danieder lag, da ward es seiner Seele erst völlig klar, wozu er berufen sey; Ein Tröster der Verlassenen zu seyn und ein Stifter wohlthätiger Anstalten zur Abhülfe des Leidens jeglicher Art. Da war ihm sein früheres Leben und früheres Leiden kein Räthsel mehr; da sah er, wohin seine Vorübungen gezielt, wozu er, selbst nicht bewußt, sich bereitet hatte. Da blieb er unwandelbar treu dem neuen innern Berufe, und widmete ihm unverändert das letzte segenreiche Drittel seines Lebens. Da gewann sein ganzes Wesen einen neuen und höhern Schwung und es entwickelte sich in immer schönerer Fülle der Hauptzug seines Gemüthes.

— — Die Anerkennung seiner Verdienste liebte er, ohne es sich oder Andern zu verbergen. Die Aeußerungen dieses Anerkennens erfreuten ihn, sie mochten blos in einer Bezeugung des Beifalls bestehen, oder in warmen lebhaften Lobe seines Thuns, oder in schmeichelhafter Bewunderung seiner rastlosen Thätigkeit; erwünscht und aufmunternd war ihm der schnell wachsende und sich ausdehnende Ruf seiner Unternehmungen; die Hochschätzung, die ihm am Abend seines Lebens in so schönem Maße zu Theil ward, das Ansehen, das er als Vorsteher so lobenswerth wirkender Vereine genoß. Er liebte und suchte die Ehre; aber nicht um sich eitler Weise seiner Kraft zu freuen, sondern um seinen geliebten Anstalten alle Vortheile davon zuzuwenden. Seine Ehrbegierde ward durch richtige Schätzung der Ehre gemäßigt und mit seiner Rechtschaffenheit enge verbunden; Andere zu verkleinern oder zurückzusetzen unternahm er nie, so strenge er sie auch oft beurtheilte; vielmehr rühmte er mit

vollem und beredtem Lobe, wer ihm immer liebens- und lobenswürdig schien; von dem unmäßigen Ehrgeize, von Prahlerei war er fern; doch nicht ganz aber von einer Ruhmredigkeit, die sich auf den ächten und wahren Grund verdienstvoller Handlungen bezog. Doch wahrlich, wenn die Ehrsucht eine harte Gebieterinn mit Recht genannt wird und oft die schrecklichsten Verirrungen erzeuget: so ist dagegen jene richtig schätzende und gemäßigte Ehrliebe eine der sichersten und treusten Leiterinnen durch die Klippen des Lebens, und derjenige glücklich zu preisen, dem sie schon frühe zur Seite gehet.

Der angeführte Heirathslustige.

— Ein Advokat in Amerika, der durch seine Praxis sich ein ziemliches Vermögen erworben hatte, machte sich durch sein Streben nach einem reichen Mädchen bemerkbar. Eine Schöne in des Advokaten Nachbarschaft, die hievon hörte und zugleich erfuhr, daß sein Karakter gut wäre, legte einen Plan an, um ihn vielleicht zum Mann zu erhalten. Sie gab vor, plötzlich sehr krank zu seyn, und schickte nach dem Advokaten, um ihr Testament aufzusetzen. Er erschien. Sie vermachte in ihrem letzten Willen 10,000 Pf. Sterl. ihren Vettern, einige andere 1000 einer Base und ein großes Gut einem andern Verwandten. Als das Testament aufgesetzt war, belohnte sie den Advokaten sehr glänzend, legte ihm indeß Stillschweigen wegen des Testaments auf. Nach einigen Wochen besserte es sich zusehends mit der schönen Amerikanerinn. Der Advokat glaubte, diese reiche Jungfrau für sich gewinnen zu müssen; er stattete Besuche ab, und man erlaubte sie. Endlich rückte er mit seiner Anwerbung heraus; die Schöne willigte ein, und die Hochzeit erfolgte. Bald ergab sich, daß das ganze Vermögen der Amerikanerinn aus einem jährlichen Einkommen von 65 Thalern bestand!

Die Zeichensprache.

Unter Jakob dem Ersten war ein spanischer Gesandter in London, der ein sehr gelehrter Mann seyn mußte, denn unter andern tiefsinnigen Gedanken ging er auch damit um, eine Zeichensprache auszufinden, welche ohne Worte und Schrift alle Welt verbinden sollte. Eines Tages beklagte er sich im Gespräch gegen den König, daß er von den Gelehrten bei seinen Bemühungen gar nicht unterstützt würde. Jakob sagte ihm, er habe in Aberdeen (in Schottland) einen Professor, der sich mit eben diesem Gegenstand beschäftigte. Voller Freude bestand der Spanier darauf, die Reise nach Aberdeen unverzüglich anzutreten, um sich mit dieser sympathetischen Seele in Verkehr zu setzen. Der König stellte ihm vergeblich vor, daß er 600 englische Meilen weit zu reisen hätte; er machte sich auf den Weg. Wohl oder übel mußte Jakob nun die Universität von Aberdeen benachrichtigen, daß sie den Gesandten nach Würden empfangen, seinem Begehren genügen, ihn aber bald möglichst wieder zurückschicken möchte. Die arme Universität gerieth in große Verlegenheit, denn jener Professor war auf unbestimmte Zeit abwesend, und nachdem der feierliche Empfang des Gesandten vorüber war, erschracken die Professoren über seine Erklärung, ihres Collegen Rückkehr, sollte es ihn auch ein Jahr aufhalten, abwarten zu wollen. Endlich fiel ihnen ein Kunstgriff ein. Es war ein Mezger in Aberdeen, Geordi mit Namen, einäugig, sonst aber ein erzlustiger und durchtriebner Gesell. Den behingen sie mit dem Professor-Mantel

und Baret damaliger Zeit, belehrten ihn, wovon die Rede sey, und nachdem sie dem Gesandten die Rückkehr ihres Collegen gemeldet und seine Befehle zu einer öffentlichen Sitzung eingeholt hatten, stellten sie ihn auf den Katheder des Hörsaals. Alle Anwesende waren auf den Ausgang gespannt. Der Gesandte schritt feierlich auf den nachgemachten Professor zu, und hob einen Finger auf. Geordi erhebt, statt Antwort, deren zween. Nun zeigt ihm der Gesandte drei Finger; Geordi macht eine Faust und bietet sie ihm mit strenger Geberde dar. Der Gesandte zieht eine Orange aus der Tasche und zeigt sie ihm hin; Geordi sucht ein Stückchen schwarzes Haferbrod aus der seinen, und legt es jenem sehr selbstzufrieden vor Augen. Der Gesandte scheint hocherfreut, macht eine tiefe Verbeugung und begiebt sich hinweg. Ehrerbietig fragen die Gesandten den vornehmen Gast, wie ihn ihr College befriedigt? O das ist ein köstlicher Mann! ruft dieser; der ist mehr als alle Schätze Indiens werth! Ich zeige ihm einen Finger, der die Einheit Gottes darstellte; er hebt deren zwei auf, zum Beweis des Vaters und des Sohnes. Ich biete ihm drei dar, um die heilige Dreifaltigkeit zu bezeugen; er zeigt mir die geschloßne Faust zum Beweis, wie diese drei nur Eins sind. Ich bringe eine Orange zum Vorschein als Symbol, daß uns Gott nicht nur die tägliche Nothdurft, sondern auch alle Süßigkeiten des Lebens schenkt, — da stellt der bewundernswürdige, erstaunliche Mann ein Stücklein Brod vor meine Augen, um mich zu erinnern: das sey das Wesentliche, jeder Ueppigkeit, jeder Eitelkeit vorzuziehen.

Sobald sich Se. Excellenz zurückgezogen, drangen diese Herren auch in ihren Mitbürger Geordi, die Bedeutung, welche er den vorgestellten Zeichen gegeben hatte, zu erfahren. Sie fanden diesen sehr zornig. „Euer Gesandter ist ein Grobian, sagte er. Erstlich zeigte er mir einen Finger, um mir meine Einäugigkeit vorzurücken; da wies ich ihm aber meine zwei, zum Zeichen, daß mein eines Auge besser sehe, wie seine beiden. Da hebt er drei Finger auf, als wolle er sagen, wir beide hätten nur drei Augen. Fast wäre mir nun die Galle überlaufen — doch euretwegen hielt ich mich und machte ihm nur eine tüchtige Faust. — Bringt der Geck eine Orange zum Vorschein, recht zum Spott als wolle er sagen: so etwas kann euer armes, kaltes, elendes Land nicht hervorbringen! — Aber da zeigte ich ihm ein Stück guten schottischen Haferkuchen, zum Beweis, daß mir alle seine Leckereien höchst gleichgültig sind. Wahrhaftig, ich hätt's ihm noch ins Gesicht geworfen, wär' er nicht zur rechten Zeit abmarschirt.

Bemerkungen über den Tod.

Wir fürchten nicht den Tod, sondern das Gepränge dabei, die Prediger, das Läuten, das Paradebett ꝛc. sagt irgend ein bekannter Schriftsteller. — Dies ist sehr wahr; wir würden Alle den Tod weit weniger fürchten, wenn man gar keine Umstände mit ihm machte; wenn man den Körper sogleich ohne alle Förmlichkeiten verbrennte und die Sache gar nicht als einem Trauerfall betrachtete, sondern so ganz gelassen annähme, dies könnte gar nicht anders seyn. Der Tod würde dann am Ende denselben Eindruck machen, wie wenn jedes Mal ein Luftballon den, der sterben soll, in die Ewigkeit hinein trüge: indem wir dann bloß die Idee festhalten würden, der Gestorbene ist fort, ist weggezogen, seine Zeit, hier zu seyn, war aus. So aber stellt uns das Gepränge, das wir mit dem Gestorbenen machen, denselben als Todten, der

noch auf der Erde verweilt, vor, weil er uns noch beschäftigt. Dies entzieht uns die Idee des Fortgezogenseyns in das bessere Land: wir sehen dann den Körper, der uns wie eben gesagt, wegen der mit ihm gemachten Umstände noch der Mensch zu seyn scheint, in eine häßliche Erdhöhle senken und da verfaulen. Dies ist es, was uns so schmerzt, weil wir nun den Menschen begraben haben. Da wir nun die Empfindungen, die wir beim Tode Anderer haben, in den Gedanken in unseren eignen hineintragen, so giebt das demselben eine trübe, düstre Empfindung. — Ueberhaupt mag wohl der trübe Schauder, den wir beim Anblick einer Leiche empfinden, aus der Ungehörigkeit und Unzweckmäßigkeit unserer Behandlung derselben herrühren. Die Idee des Todes ist eine sehr einfache Idee; es ist ein Losreißen von allem Irdischen, allem Tand. Aeußerst abgeschmackt und widrig ist es daher, mit dieser hohen Begebenheit das, was ihr kopfüber entgegensteht, das Kleinliche der Eitelkeit zu verknüpfen: mit der abgelegten Hülle, mit dem zurückgelassenen Raupenbalge noch Staat machen zu wollen. Die Leiche einer geliebten Person müßte uns eigentlich eine sehr rührende, zwar wehmüthige, aber nicht widrige schauerliche Empfindung erregen; eine solche, mit der wir etwa in eine Hütte treten würden, in der ein Freund viele Jahre voll Freud und Leid an sich vorübergehn gesehn. Diese sanften Empfindungen verscheuchen wir aber durch die unnatürlichen Förmlichkeiten: indem wir die heilige verklärte Leiche durch das Umhängen modischer Lappen zu einem leblosen Putzmenschen erniedrigen. Bei einer weniger ernsten Begebenheit würden diese Zwecklosigkeiten als lächerlich und komisch hervortreten; aber das Heilige der Sache läßt dies nicht aufkommen, sondern verwandelt es in einen trüben Schauder.

Lotterie Glück.

Wie das Glück den Einfältigen begünstigt, davon hat sich in Berlin vor einiger Zeit ein auffallendes Beispiel gezeigt. In einer Tabagie, welche von dortigen wohlhabenden Bürgern und Handwerkern besucht wird, kommt eines Abends das Gespräch auf die Lotterie. Mehrere klagen, daß sie darin immer verloren; einer der Anwesenden nimmt aber das Wort und sagt: darüber darf ich mich nicht beschweren. Ich habe fast immer wenigstens meinen Satz, auch einmal 50, einmal, 200, dann 1000, und neulich sogar 10,000 Thlr. gewonnen. Ich rathe aber jedem bei dem Lotterie-Einnehmer M M. in der — Straße No.... wohnhaft, zu spielen; der Mann hat Glück. Einer von den Gästen merkt sich dies. Am folgenden Morgen geht er zu dem bezeichneten Einnehmer, und nachdem er sich bei ihm erkundigt, ob die Angaben des Erzählers ihre Richtigkeit haben, und der Lotterieeinnehmer solches bestätigt hat, sagt er ganz naiv, indem er das Geld für sein Loos aufzählt: nun so geben Sie mir auch ein Loos von 10,000 Thlr. Der Lotterieeinnehmer lacht über die treuherzige Einfalt des Spielers, reicht ihm ein Loos dar, und in der darauf erfolgten Ziehung fällt darauf ein Gewinn von — 10,000 Thlr. Da kann man wohl mit Recht ausrufen: sein Glaube hat ihm geholfen!

Französische Gymnastik.

(Aus einem Schreiben aus Paris, den 6. Dec.)

Von der Gymnastik, die in dem deutschen Erziehungs-Wesen eine Zeitlang so viel Lärmen gemacht hat, war die französische Erziehung so ziemlich frei geblieben; aber da erscheint ein gewisser Hr. Amoros, setzt sich als Gymnastiker in Paris, läßt seine Kunst in einigen Zeitungen

ausposaunen, und damit kommt die Gymnastik in Aufnahme. Er hatte vorigen Sonntag eine öffentliche Sitzung zur Austheilung der Preise unter seine Zöglinge angekündigt; ich war neugierig seine Lehranstalt in der Nähe zu besehen, und wollte daher diese Sitzung nicht verfehlen. Die Lehranstalt worin er seine Gymnastik eingeführt hat, wird von einem Hrn. Dourdan gehalten, und liegt nicht weit vom Pflanzen-Garten; ich begab mich durch die Vorstadt St. Marceau dahin, einem abgelegenen Stadtviertel, welches ein ganz anderes Ansehen trägt, als das Innere von Paris. Hier wohnen hauptsächlich Tagelöhner und Fabrikarbeiter; Kutschen sind hier eine seltene Erscheinung, auch Fremde erblickt man hier fast nie, da keine öffentliche Anstalt in dieser Stadtgegend liegt; dagegen wimmeln die Hauptstraßen von Kindern, und die kleinen Buden stoßen hier dicht aneinander. Die Wasserbrunnen sind hier noch, wie in den Landstädten, auf kleinen Plätzen zwischen den Straßen angelegt, und hie und da erblickt man an den Gebäuden in einer Nische ein kleines Heiligenbild angebracht. Die Volksmenge dieser Vorstadt kann es in Hinsicht ihrer Furchtbarkeit mit derjenigen der Vorstadt St. Antoine aufnehmen, daher auch seit der Revolution die Regierung es sich angelegen seyn läßt, dieselbe ja nicht in üble Laune zu bringen, und zum Mißvergnügen zu reizen. Ich langte endlich durch die langen und engen Gassen bei der Erziehungs-Anstalt des Hrn. Dourdan an; vor derselben stand eine Reihe glänzender Equipagen, welche in dieser Gegend der Stadt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Eine beträchtliche Gesellschaft war schon in dem Garten der Anstalt versammelt, wo die Sitzung statt haben sollte; denn in Paris läßt sich noch am Ende Novembers eine Sitzung im Garten halten. Ein Tisch mit Büchern und Bändern, und daneben ein Trupp Musikanten standen zur Feierlichkeit bereit; bald erschien Hr. Amoros mit seinen Zöglingen in einem sonderbaren Aufzuge, der so ziemlich demjenigen einer Bereiter-Truppe glich. Der Meister trug nämlich wie seine Zöglinge eine Jacke, lange Hosen, und eine platte Mütze von himmelblauem Tuche, die Zöglinge hatten außerdem Schärpen; auf diese folgten eine Reihe von Jünglingen von 18 bis 20 Jahren, mit leinenen Hosen und dunkelblauen Westen: es waren angehende Pompiers des Pariser Pompiers-Corps, die Hr. Amoros hier nebst seinen Zöglingen in der Gymnastik unterrichtet. Das Militär-System hat in Frankreich eine so hohe Achtung erlangt, daß diese sonderbare Vereinigung von Soldaten und von Bürger-Kindern aus den höhern Ständen Niemand auffallend schien, und vermuthlich war ich der Einzige, welcher sich darüber wunderte. Noch auffallender war mir der Anzug des Hrn. Amoros, dessen Persönlichkeit mich überhaupt besonders interessirte.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Stadt-Theater.

Am 4. Januar. Van Dyk's Landleben. Dramatisches Gemälde in 5 Akten, mit einem Vorspiel, von Friedrich Kind.

Ueber die beiden wohlgelungenen Darstellungen dieses lieblichen Gemäldes auf unsrer Bühne im vorigen Jahre, herrscht nur eine Stimme im Publikum. — Auch bei dieser dritten Aufführung war dasselbe sehr zahlreich und die heutige Darstellung können wir als eine vorzüglich gute bezeichnen. Alle Personen des Stücks wetteiferten, durch ineinandergreifendes Zusammenspiel dem Ganzen eine vollkommnere Gestalt zu geben, als die Personen des Vorspiels, dessen beiden Hauptrollen im Besitz des Herrn Meck und der Mad. Köhler waren. Bei Ersterem (Rubens) gewahrten wir dieseesmal, leider! eine Vernachlässigung im Vortrage und in der Mimik. Sein Vertieftseyn im Anlegen des seinem Geiste vorschwebenden idealischen Gemäldes auf der Staffelei, verwandelte sich, als er Nanni's Brief durch Helena empfing, in völlige Zerstreuung. Wohl

konnte und mußte des Künstlers Geist sich mit dem abwesenden Van Dyk beschäftigen, allein er durfte hier nicht so zerstreut seyn und hätte seine kindische Freude über die zu erwartenden Nachrichten von seinem Liebling lauter und nicht so monoton äussern müssen, als es geschah. Die Worte Helenens „Trauter Rubens! „An Kunst ein Gott, an Innigkeit ein Kind!“ bildeten einen Contrast mit seinem Benehmen, welches beim Lesen des Briefes selbst, durch den schwachen Ausdruck seines Zorns über Van Dyk's Lebensart zu Sapelthem, noch auffallender wurde. Die früheren Darstellungen dieser Rolle gelangen Hrn. M. ungleich besser. —

Madame Köhler (Helena) würde mit einem weniger singenden, weinerlichklingenden Tone unser Gefühl auch mehr angesprochen haben; indessen — das Stück selbst entschädigte für dieses Unangenehme.

Herr Clausius (Van Dyk) zeigte in allen Scenen Studium der Kunst und Fleiß. Besonders zeichnete er sich durch richtige Betonung des wechselnden Gefühls in der Unterredung mit Paola in der roten Scene des zweiten; durch den Vortrag des Monologs und in der Trennungsscene im fünften Akt aus. Die Rolle ist eine schwierige Aufgabe, aber gut von ihm gelöset. —

Madame Meck (Lenchen) hatte den Sinn dieser schweren Rolle richtig aufgefaßt und führte sie mit der ihr eigenen Grazie vorzüglich gut aus.

Herr de Trait (Niclas) gefiel in seiner Eifersucht; natürlich war sein Spiel; nur zuweilen achtete er in der Hitze des Vortrags nicht genug auf richtige Aussprache. Wenn dieser junge Künstler die Bahn verfolgt, die er betreten, und durch Studium und Fleiß nach mehrerer Vervollkommnung seines Sprach-Organs strebt, wird derselbe, da er viele Talente verräth, mit der Zeit ein angenehmer Schauspieler werden.

Der Ritter Nanni (nach des Dichters Beschreibung ein weitersahrner, aber edler Mann, ein enthusiastischer Freund und Kenner der Kunst, aber auch ein feuriger Eiferer gegen Jeden, der die Götterflamme in seinem Busen vernachläßigt, übrigens noch im Alter ein Vulcan unter Schnee ꝛc.) wurde von Hrn. Hanf mit Würde und Liebe für die Kunst gegeben. Durch mehr Heftigkeit im Vortrage der Worte „So geh! Verlier dich denn in deines Wahnsinns Träume u. s. w. würde in der vorletzten Scene des letzten Akts die Würkung auf Van Dyk's Entschluß abzureisen, effectvoller gewesen seyn.

Paolas Liebe — früher dem Heißgeliebten, nachdem diesen der Tod ihr entrissen, dem Himmel, dann der Kunst zugewendet, äussert sich gegen die beiden Liebenden durch wohlwollende Theilnahme; sie leidet mit ihnen und hofft für sie, die strenge Ansicht des Oheims nur halb theilend, — bis sie nach Anblick der Altargemälde von Van Dyks höherer Bestimmung überzeugt wird und ihn nun beredet der irrdischen Liebe zu entsagen, Lenchen selbst den Brautkranz aufzusetzen und seinen Künstlerweg zu verfolgen. Die Kunst war ihr höchstes Streben. Malerei der Gegenstand. Demoif. Hanf d. ält. hatte den schwierigen Theil dieser Rolle richtig aufgefaßt; ihr Spiel war besonders in den Scenen, wo sie zwischen Gehorsam gegen den Oheim und Mitgefühl für die Liebenden wankt, vorzüglich. Während dem Gespräch mit Van Dyk (S. 10. Act. 2.) war indessen die Stellung, die sie bei den Worten: „dem ächten Künstler winkt ein schön'rer, Preis ꝛc.“ durch Ausstrecken des einen Fußes und Haltung des Körpers auf den Zehen des anderen, annahm, wenig malerisch, indem ihre ganze Gestalt dadurch vom Kopfe bis zum Schenkel eine auffallend schiefe Richtung erhielt — Aehnliche Stellungen des Körpers sind uns auch in andern Rollen bei dieser wohlgebauten Künstlerin aufgefallen, und können leicht Angewöhnung werden wenn sie nicht bei Zeiten, darauf aufmerksam gemacht sie unterläßt. Heute, da diese Schauspielerin die personificirte Kunst darstellen mußte, können wir uns dieser Bemerkung nicht enthalten.

Der Schöffe (Humprecht) ward von Hrn. Zschischka ganz dem Charakter getreu dargestellt; selbst das nachsinnende Hin- und Her wandeln als der Ritter und Paola Lenchen sigend in die Enge trieben, entsprach ganz dem richtigen Kunstgefühl. —

Mad. Zschischka war als Base Anna in ihrem Element und stellte sie ohne Uebertreibung dar. Mad. Weyrauch (Martha.) erzählte das traurige Schicksal ihres Sohnes mit vieler Empfindung. — Auch die Herren Bachmann (Wirth Lucas.) Hr. Schmidt (Cyriax.) Hr. Homann (Drosten) trugen durch gutes Spiel viel zur gelungenen Aufführung des ganzen Stücks bei, dessen baldige Wiederholung gewiß dem gebildeten Theil des Publikums erwünscht seyn wird.

---

* Charade von drei Sylben.

Viele, die die Ersten Beiden nennen;
Viele, die die Nachwelt ewig kennen,
Ewig ehren wird, — sie sanken hin,
In der Zeit, wo gegen den Tyrannen
Ströme edlen deutschen Blutes rannen,
Brachten gleich der Freiheit sie Gewinn.

Freudig boten sie ihr schönes Leben
Meinem Letzten — Freiheit uns zu geben.
Glücklich, wer das Ganze sich errang! —
— Nimmer wird Vergessenheit ihn decken!
Durch sein Beispiel unsern Muth zu wecken,
Sey sein Lohn und deutscher Barden Sang. —

A. Daeves.

Auflösung des Räthsels in Nro. 2.

Mitten auf Jakobi Kirchhof.

Nro. 4.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 14. Januar 1819.

Die Kränze der Mime.

Erzählung.

Ein schwer verwundeter Offizier der Landwehr ließ sich während der Schlacht bei W. nach der nahen Hauptstadt, in das Haus einer alten betagten Verwandten, bringen, welche ihm die Wahl dieses Zufluchtortes für den nun eingetretenen Fall zur Pflicht gemacht hatte. Die Gütige unterrichtete auch alsbald seine entfernte Gattin von dem unglücklichen Ereigniß und lud sie ein, zur Pflege des nach ihr Verlangenden, herbei zu eilen.

Zwar lagen achtzig Meilen zwischen dieser und dem Krankenbett des Geliebten, zwar fehlte es ihr an den nöthigen Mitteln, aber die Zärtlichkeit der Anhänglichen überwand diese Schwierigkeiten, sie machte sich, von Luisen, der blühenden, einzigen Tochter begleitet, auf den Weg: ein guter Genius führte die Getreuen mitten durch die Schrecken des Krieges und entzügelte Heerschaaren, unversehrt an's Ziel. Aber vor Wochen schon ward der brave Mann ein Opfer seiner Pflicht, und ein schnell tödtendes Fieber hatte auch die redliche Verwandte in das Grab gestürzt. Da standen sie, wie aus einer Wolke gefallen, in der feindlichen, wildfremden Stadt, mußten, bis zum Vergehn gebeugt, unverweilt für das Zeitliche sorgen, und fanden endlich in einem Dachstübchen der Vorstadt ein Asyl für ihre Thränen und den unsäglichen Schmerz.

Die Lage und das Loos der Verlassenen war beängstigend. Der Rest des Geldes reichte kaum hin, sie während der nächsten Woche vor Mangel zu schützen, hier gab es kein befreundetes Menschenkind, und die Wittwe eines feindlichen Offiziers konnte in dieser Gährung schwerlich auf Antheil und Begünstigung rechnen.

Vom Jammer erschöpft, entschlief Luise gegen das Ende dieser peinvollesten Lebensnacht, und es täuschte das Mädchen bereits ein entzükkender Traum mit Küssen des genesenen, liebkosenden Vaters; da weckte sie das Glockenspiel

der nahen Kirche, das die Andächtigen zur Frühmesse rief. Seine Feiertöne sprachen ihr Gemüth, erheben nnd wohlthuend, wie eine Heil-Verkündigung aus den Fernen der Seligkeit an. Sie raffte sich auf und bat: Laß mich zur Kirche gehn, Mütterchen! Mich verlangt nach dem Heiligthum. Versage mir's nicht!

Geh' im Frieden! erwiederte diese: aber Du warst noch nie in einer Katholischen und könntest da leicht, ohne Dein Verschulden, gegen das Herkömmliche verstoßen und Aergerniß geben oder finden.

Sie beten dort, fiel Jene ein: das will ich auch. Sie beugen die Knie vor dem Symbol des Heiligsten und mich drückt ohnehin das Herzleid zu Boden. O, ich würfe mich gern in den Staub hin!

Bet' auch für mich! sprach die Mutter: mein Herz ist verschlossen und erstorben; ich vermag es nicht.

Luise schlüpfte in den Betstuhl eines Seiten-Altars, vor dem der Priester Messe las; die gläubige, bedrängte Seele der Schuldlosen erhob sich auf Flügeln der Andacht, und aus dem Dunkel der Dämmerung lächelte das still verklärte Antlitz eines jugendlichen Märtyrers, von den Kerzen des Altars beleuchtet. Ihr Herz erbebte vor dem Gewaltigen, den dieser Glaubensheld noch in der Marterflamme pries, doch die göttliche Freudigkeit des Jünglings ermuthigte sie wieder; ihr Loos erschien, mit dieser Qual verglichen, als ein Segensstand, ihr Jammer sträflich, die Prüfung Dankes werth. Und als jetzt der Orgel Klang in erschütternder Harmonie den Tempel erfüllte, da war es ihr, als lobe Himmel und Erde den Herrn, als preise die Unzahl der Verlassenen, gerettet und erquickt, den Allgütigen. Ihr Busen schwoll unter Schauern heiliger Inbrunst, sie fühlte sich zum Cherub veredlet, zum Kampfe mit dem Unglück gerüstet; der Wehlaut ward, auf ihren Lippen, zum Lobgesang.

Als Luise endlich, von diesem Heilkelche gelabt, in das sonnige Stübchen zurück kam, fand sie die Mutter schlafend und lächelnd und segnete im Herzen den Friedens-Engel, der auch dieser während dem, den heilsamsten Stärkungbecher der Sterblichkeit reichte.

Die Ruhende erwachte gegen den Mittag, sie schlug die Augen auf und erblickte ein Gesicht, auf dem die Rosen des Lebens wieder blühten, und Augen, in denen, statt der Thränen, die sanfte Flamme der Zufriedenheit glänzte. Ihr Töchterchen lächelte, wie ein seliger Engel; ein glücklicher Zufall hatte, nächst der Erbauung, diese erfreuliche Stimmung herbeigeführt. Es begegnete nämlich Luisen, als sie vorhin aus der Kirche zurückkehrte, ein angenehmer, werther Jugendfreund. Beide wollten ihren Augen nicht trauen, und die sittliche Jungfrau hatte die ihrigen bereits, erröthend und zweifelhaft, von ihm abgewandt, als sie ihre Hand ergriffen, geküßt, an ein hochanschlagendes Herz gedrückt fühlte. Da sah Luise wieder auf, sie entgegnete in froher Wallung den Handdruck und flüsterte vor Freuden odemlos: — O, Ludolf! — Sind Sie es? — Gott sey gepriesen!

Ludolf war ein Vetter, ein Jugend-Gefährte des Mädchens und ihr vor allen übrigen am wertheften. Sie hatten beide noch vor zwei Jahren auf dem gesellschaftlichen Theater der Heimath, als das Salz dieser Gesellschaft, sich und die Zuschauer ergötzt und gegenseitig lieb gewonnen. Aber beide waren verständig genug, dies Gefühl nur dann, wenn ihre Rollen es so mit sich brachten, auszusprechen,

denn Ludolfen fehlte es, wie ihr, an zeitlichen Gütern; jenem aber graußte, ohnerachtet seiner wissenschaftlichen Bildung vor den gewöhnlichen Erwerbmitteln; er kannte nichts Anziehenderes, als das Leben des Schauspielers von Bedeutung, und verschwand damals plötzlich, um dieser Sehnsucht genug zu thun. Ihn begünstigte die Gabe der Grazien, die Mitgift der Natur; Ludolf glänzte bereits auf der ersten Bühne dieser Hauptstadt und sah sich zudem, wegen seines sittlichen Werthes und der Kenntniss, die ihn schmückten, geachtet und ausgezeichnet. Luise unterhielt jetzt den theilnehmenden Freund von dem Unglücke, das sie sammt der Mutter hieher führe und von ihrer bekümmerten Lage. Er fühlte das Gewicht dieser Bürde, er sann bewegt auf Rath und Auskunft und sprach, des Fundes froh —

Wenn nicht der Mangel an Muth oder ein unbezwingliches Vorurtheil Sie zurück schreckt, so könnte ich ihnen nützlich werden, könnte ich meine edelste Freundin und Ihre treffliche Mutter mit einem Male der bangen Sorge und der Furcht vor den Aengsten der Zukunft entnehmen. Ihr mimisches Talent ist entschieden, es ward daheim, von unsern strengsten Dramaturgen belobt und anerkannt, und das Fach in dem Sie leisten und gefallen, ist durch einen Zufall, für den Augenblick in unserm hiesigen Vereine so gut als unbesetzt. Der Tod entriß uns eben eine Meisterin und die an ihre Stelle trat, ward beurlaubt, und kehrte nicht wieder; die Dritte leidet an einem bedenklichen Brustübel, das sie oft plötzlich übermannt und uns in die bangste Verlegenheit setzt. Zwei Mal kam das Publikum bereits herbei, um Maria Stuart zu sehen und mußte mit dem nächsten, besten Lückenbüsser vorlieb nehmen. Wie wäre es, Freundin! wenn Sie in dieser Rolle sich als Gast versuchten: denn ich weiß noch wohl, wie tief und innig damals unsre liebliche Luise als Schottlands Königin die Guten rührte, wie Ihr Spiel selbst die Schlimmen ergriff, zum Beifall hinriß und Männeraugen weinen machte. O, nur ein zustimmendes Wort und ich stehe für den Erfolg, wie für den angemessenen Ehrensold. Wie damals bin ich hier Ihr Mortimer und Sie täuschen die etwaige Furcht und Beklommenheit mit dem Gedanken, als spielten wir, wie sonst, nur vor dem kleinen Kreise der Bekannten. An dieser Freundes-Hand tritt Luise in den Tempel der Muse, auf Freundes Rath in die anziehende, einträgliche Laufbahn, wo Ihnen Gold und Ehre, wo Ihnen das Mittel wird, den süßesten Pflichten der kindlichen Liebe genug zu thun und dieser hart bedrängten, guten Mutter ein sorgenfreies Alter zu verschaffen.

Es ist ein gutgemeinter, aber ein tollkühner Einfall! entgegnete Luise: mir diese Laufbahn zuzudenken, und unbegreiflich Ihre Anmuthung, in einer Rolle auftreten zu sollen, die selbst in der Meinung gewiegter Künstlerinnen, für eine der schwierigsten gilt.

Sie überwanden diese Schwierigkeiten und entzückten. Der Genius in Ihrer Brust führte die geborne Mime an den Klippen vorüber, zum Siege. Genug, ich melde Sie! Luise beschwor ihn, erschrocken, den verwegenen Gedanken aufzugeben; sie äußerte ein Heer von Bedenklichkeiten, sie zagte und zweifelte: sie wünschte allerdings, aber zitterte im Voraus; wollte und verwarf, bat endlich dringend um Bedenkzeit und verwies den Unabweisbaren an die Mutter. Gewähre die, so sey es ihr Beruf zu gehorsamen und dieses Bewußtseyn dann, im Falle des Mißlingens, ein Trost-Engel. So schieden sie. Er überzeugt, daß seine Worte nicht verloren gingen, Sie mit befangenem, unruhigen, nach den lockenden Blumen dieses

Kranzes verlangendem Herzen, in dem sich jetzt das angenehme Bild des beredtsamen, still Geliebten spiegelte.

(Der Beschluß folgt.)

Vernünftige Ansichten.

Bekanntlich hat die Juristenfakultät zu Würzburg die Klage des großherzogl. weimarischen Fiskals gegen die H. H. Luden und Wieland, Preßmißbräuche betreffend, als unstatthaft verworfen. In den Entscheidungsgründen des in dieser Sache gesprochenen Urtheils finden sich folgende allgemeine Grundsätze aufgestellt: „Jeder Mensch hat das Recht, die Wahrheit zu sagen, sofern er dadurch keine Geheimnisse verletzt, welche zu bewahren er eine Zwangspflicht hat. Eben so hat jeder Schriftsteller die Befugniß, in seinen Schriften die Wahrheit darzustellen, und so lange er der Wahrheit treu bleibt, ist er vollkommen berechtigt, in seinen Schriften seine Gedanken dem Publikum frei mitzutheilen. Der Schriftsteller ist also in Hinsicht seiner Aeußerung im Wege Rechtens vollkommen gesichert, wenn die Thatsachen, die er anführt, entweder an sich nicht geläugnet werden können, oder doch erweislich sind. Die Bekanntmachung wahrer Thatsachen ist nie ungerecht, wenn sie auch hier und da als unmoralisch erscheinen dürfte. Im Wege Rechtens macht es auch keinen Unterschied, ob die öffentlich mitgetheilten Nachrichten einheimische oder auswärtige Regierungen, Obrigkeiten oder Privatpersonen betreffen. Eben so ist die Freiheit, seine Meinungen und Urtheile öffentlich oder geheim mitzutheilen, ein unveräusserliches Recht der Menschheit, so lange man keine falschen Thatsachen anführt, und es ist hiebei genug, daß die geäusserte Meinung ihres Urhebers gemäß war; die Wahrheit seines Urtheils braucht er nicht zu verantworten. In Hinsicht der Art der Darstellung ist der Schriftsteller nur dann verantwortlich, wenn seine Ausdrücke im eigentlichen Sinne beschimpfend sind, eine wirkliche Injurie enthalten; bloß bittere, hämische, spöttische oder harte Ausdrücke können zwar unmoralisch seyn, aber deswegen sind sie nicht widerrechtlich, folglich nicht strafbar. Unter diesen Schranken kann dem Schriftsteller das Recht nicht versagt werden, Handlungen der Staatsgewalt, Verordnungen und öffentliche Einrichtungen zu beurtheilen, und seine Meinung hierüber freimüthig zu äußern. In dieser Hinsicht muß es auch dem Schriftsteller gestattet seyn, vorkommende Rechtssachen, deren Verhandlung und Resultat dem Publikum bekannt zu machen, und unter den angegebenen Bedingungen zu beurtheilen. Dazu ist derselbe nicht nur überhaupt, sondern auch vorzüglich alsdann berechtigt, wenn es ihm zum Zwecke der Vertheidigung seiner Ehre nothwendig wird."

Französische Gymnastik.

(Beschluß.)

Don Francisco Amoros ist einer der thätigsten Anhänger Joseph Bonaparte's in Spanien gewesen. Er war Regidor von San Lucar und königlicher Rath de las Indias, als der Unterjochungs-Krieg ausbrach. Die glänzenden Versprechungen des Usurpators, die spanische Nation von Grund aus zu regeneriren, setzten den energischen aufgeklärten Amoros über alle moralischen Hinsichten hinaus; mit blinden Eifer schloß er sich an das Usurpations-System an, und förderte dasselbe aus allen Kräften. Der neue König, welcher bald einsah, wie wichtig ihm ein solcher Mann werden könne, ernannte ihn zum Staatsrathe und General-Polizei-In-

kendant. In dieser Würde regte sich Amoros unermüdet gegen seine Nation, und wirkte unaufhörlich, bis endlich die Verfechter der Unabhängigkeit den Sieg davon trugen, und Joseph mit seinem Staatsrathe aus Spanien vertrieben. Amoros hatte zuletzt eine Landwehr zum Schutze seines Gebieters errichtet, allein dadurch wurde dessen Flucht um keine Minute verzögert, und nur in Frankreich fanden die Geflüchteten Ruhe. Allein der rastlose Amoros konnte auch hier nicht ruhig bleiben, er nahm an der berüchtigten Zeitschrift Nain jaune Theil, faßte eine Vertheidigungs-Schrift ab, die beinahe eben so arg war, als das Betragen, welches er rechtfertigen wollte, und als Bonaparte auf kurze Zeit wieder in Paris erschien, stellte sich Amoros an die Spitze der geflüchteten Spanier, die dem Usurpator und seinem Bruder Joseph ihre Dienste anboten, in der Hoffnung siegreich wieder in ihr Vaterland einzufallen. Jedoch als die Schlacht bei Waterloo und die Rückkehr des Königs solche eitle Hoffnungen mit Einemmal zernichtet hatte, so begaben sich die meisten geflüchteten Spanier zur Ruhe, liessen sich in Frankreich häuslich nieder, und leben seitdem von der Pension, welche ihnen die Regierung zukommen läßt. Don Fr. Amoros ließ aber die angeborne Energie nicht zur Ruhe kommen, und da er im politischen Fache keine Rolle mehr zu spielen fand, so schlug er schnell einen andern Weg ein, und ward Lehrer der Gymnastik. Dieß Fach treibt er seit einem Jahre mit einem fast schwärmerischen Eifer. Er ist ein starkgebauter ziemlich wohlgebildeter Mann, der noch besser zum Kommandiren als zum Rathen geeignet zu seyn scheint. Er begann die Sitzung mit einer langen Rede, worin sich der Charakter des Mannes ganz deutlich abspiegelte. Er drang darin heftig auf die Nothwendigkeit des gymnastischen Unterrichts, besonders für Franzosen, deren Eigenschaften er übermäßig herausstrich, schimpfte fast über die weichlichen Eltern, welche Bedenken tragen, ihre Kinder an allen seinen Uebungen Theil nehmen zu lassen, lobte, immer schreiend und polternd die muthigsten seiner Schüler, weil sie eine Stange hinangeklettert, oder über einen hochhängenden Balken geschritten waren, warf dagegen andern ihren Kleinmuth vor, klagte über die Schwierigkeiten, die sich seinem Unternehmen in den Weg gestellt hatten, bemerkte aber, kein Hinderniß werde vermögend seyn, ihn abzuschrecken; er sey ein loyaler Kastilianer gewesen, und werde sich nun auch der französischen Nation würdig bezeigen. Alles dieses trug er mit einem spanischen Accente und mit einem südlichen Feuer vor. Die Franzosen lieben das Rasche und Warme im Handeln, doch schien es mir, als ob sie es hier übertrieben fanden; auch die übermäßigen Lobsprüche, die er der französischen Nation ertheilte, behagten ihnen nicht sehr, vermuthlich weil sie aus dem Munde eines Fremden kamen; ein Umstand, welcher dieselben verdächtig machte. Dann ging es an das Preisvertheilen; hier gab es Preise für die geringsten Uebungen, und sogar einen Preis der Grazie, welcher einem kleinen 8jährigen Knaben ertheilt wurde, der sich auch wirklich recht niedlich benahm. Mit diesem Kinde machte ein andrer Schüler einen gewaltigen Abstich, der schon einen kahlen Kopf hatte, und ein 50jähriger Mann zu seyn schien; ich vernahm, es wäre ein Hauptmann des Pompier-Corps, welcher an den gymnastischen Uebungen ein besonders Vergnügen gefunden, und dieselben das ganze Jahr hindurch mit den Kindern getrieben hatte. Freilich lernte ja auch ein griechischer Weise noch im Alter; jedoch als ich den schon von Alter

schwerfällig gewordenen Mann hernach mit dem schlanken und muntern Knaben eine Stange hinaufklettern sah, erregte dieser Anblick ein unangenehmes Gefühl in mir. Um vor den Knaben nichts voraus zu haben, hatte sich dieser Mann wie sie in eine blaue Jacke gekleidet, wogegen sein kahler Kopf noch mehr auffiel. Einen Preis hatte Herr Amoros bis ans Ende der Vertheilung aufgespart; dieß sollte nämlich der Preis der Tugend seyn. Diesen sollten die Schüler und Zuhörer selbst zuerkennen. Es wurden ihnen deshalb zwei Fälle von dem Lehrer zur Entscheidung vorgelegt. Der eine, sagte Hr. Amoros, beträfe einen Knaben, welcher eine außerordentliche Lust zur Gymnastik bezeigt, und auch schon Fortschritte in derselben gemacht, dann aber durch den Willen seiner Mutter verhindert worden sey, sich ferner auf jene Uebungen zu legen. Diesem Verbote nun habe er sich mit dem größten Gehorsam ergeben, ohne auch nur eine Klage verlauten zu lassen; solch ein Beispiel kindlichen Gehorsams sey einer Belohnung werth. Ein andrer Knabe habe einen seiner Mitschüler, welcher sich verklettert habe, oben von dem Balken mit eigner Gefahr hinabgetragen, und mithin ein Beispiel brüderlicher Anhänglichkeit und wahrer Unerschrockenheit gegeben; folglich scheine auch er einer Belohnung werth. Zwischen diesen Beiden solite also das Publikum entscheiden. Es entstand hierauf ein verworrenes Rufen: einige stimmten zu Gunsten des letztern; noch andre riefen: alle Beide. Obschon die meisten Zuhörer aus dieser Albernheit eine Kurzweil machten, so behandelte Hr. Amoros das Ding dennoch sehr ernsthaft, und zählte gar zuletzt die Stimmen, wo dann die meisten, wofern ich mich recht erinnere, dem zweiten den Preis zuerkannten. Dann wurden kleine Gesangbücher unter die Schüler vertheilt, und Amoros stimmte mit denselben einen Gesang zum Lobe des Fleißes und der Arbeit an. Mit dem Singen ging es etwas holpericht; besser gelang den Knaben hernach das Marschiren, Rennen, Ringen und Klettern. In allen diesen Uebungen zeigten sie wirklich viele Geschicklichkeit, und einige ihrer Kunststücke wurden ordentlich beklatscht, als ob hier eine Bereiter-Truppe sich für Geld zeigte. Amoros kommandirte recht- und links, war überall zugegen, munterte auf, ereiferte sich, kurz er war der thätigste von Allen. Unter den Zuschauern befanden sich mehrere Generale; in dem Hause lag ein großes Buch, worin jedweder, welcher Zeuge bei den Uebungen gewesen ist, gebeten wird, seine Meinung einzuschreiben, welches so viel heißt, als ein Kompliment für die Anstalt hineinzusetzen; daher hier auch nichts als prunkende Lobsprüche stehen, sogar von sehr angesehenen Männern, als Marschällen der königlichen Armee, Generalen, Schriftstellern u. s. w. Auch mehrere Zeitungen erwähnen der gymnastischen Uebungen des Hrn. Amoros stets mit außerordentlichem Lobe; und der Gesellschaft zur Vervollkommnung des Elementar-Unterrichts ist ein sehr ruhmvoller Bericht über dieselben erstattet worden. Dem ungeachtet scheint mir solch eine Anstalt doch kaum mehr als eine Charlatanerie. Freilich kann man nicht läugnen, daß die dem Hrn. Amoros anvertraute Jugend ein gesundes blühendes Ansehen hat, und eine große körperliche Gelenkigkeit und Geschicklichkeit erwirbt, welche ihr in manchen Zufällen des Lebens sehr zu statten kommen kann; allein diese Uebungen dürfen nimmer als eine Hauptsache betrieben werden; sie können nur Nebensache seyn und bleiben;

ferner dürfen dergleichen Uebungen nie zu einem öffentlichen Schauspiele ausarten, wie beim Hrn. Amoros, welcher fast alle Monate eine öffentliche Sitzung ankündigt; denn sonst ist es um die Sittsamkeit der Jugend geschehen, und es wird aus ihr eine Kunst-Bereiter-Gesellschaft.

Anekdoten.

Die Königin von Schweden, Christine, setzte nie eine Nachthaube auf, sondern umwikkelte ihren Kopf mit einer großen Serviette, wodurch ihr an und für sich schon nichts weniger als hübsches Gesicht eine unförmliche abschreckende Gestalt erhielt.

Einst konnte sie nicht schlafen, sie befahl also, daß man vor ihrem Bette Musik machen müßte. Die Vorhänge vor ihrem Bette waren dichte zugezogen, als ihr aber die Musik und vorzüglich der Gesang eines Kastraten sehr gefiel, hob sie sich im Bette empor, steckte den Kopf plötzlich durch die Vorhänge und schrie: „Mort-Diable! qu'il chante bien!" (Alle Teufel! wie singt der schön!).

Der Sänger sowohl, als die übrigen Musiker erschraken so sehr über diese Erscheinung, daß mitten in der Musik eine Pause entstand und die ganze Nachtmusik ein Ende hatte.

Der junge Fürst eines kleinen Herzogthums durchreis'te sein Land und besah alles, auch die Gefängnisse. Seine milden Gesinnungen offenbarten sich in allen Anordnungen, unter andern auch darin, daß er allen Verbrechern, welche zur lebenslänglichen Kerkerstrafe verurtheilt waren, ein Jahr der Strafe erließ.

Miscellen.

Ursprung der Haarbeutel.

Als die Perücken anfingen Mode zu werden, wollten die jungen Herren nicht gern ihr Haar aufopfern; sie ließen es also lieber nach Art der Wolkenperücken in Locken auf den Rücken und Schultern, zierlich gekräuselt, herabhängen. Nun fand sich aber der große Uebelstand, daß wenn die so schön gelockten Müscadins sich zu Pferde sehen ließen, der Wind mit den langen Lockenhaaren sein Spiel trieb. Um nun diesen Uebel zu steuern, erfanden sie ein kleines Beutelchen, das das Lockenhaar auf dem Rücken zusammenhalten mußte, und das sich nach dem Spazierritt, der Frisur unbeschadet, leicht abnehmen ließ. Dies Nothbeutelchen der zierlichen Ritter ward aber mit der Zeit förmlich Mode und vergrößerte sich zu einem Beutel von ansehnlichem Umfange, zu einem wahren Haarbeutel, der nun immer getragen wurde, man mochte zu Pferde sitzen oder nicht. Er verkleinerte und vergrößerte sich nachher abwechselnd; es gab ungeheuere Haarbeutel zum Staatsanzuge, und kleine ovale zum Negligee und zur Reise, bis er sich denn endlich fast gänzlich verlor, und nur noch hier und da an Philisterperücken, als ein Ueberbleibsel der alten Zeit, sich noch sehen läßt. —

Woher mag aber der Ausdruck kommen: Er hat einen Haarbeutel — für — er ist berauscht?

Vordem machten junge Männer den Jungfern, wie jetzt den jungen Damen bei der Toilette, beim Spinnrocken den Hof, denn man hielt sonst viel auf fleißige Spinnerinnen. So besuchte eines Tages ein junger Ehelustiger drei Schwestern, fand ihre Wocken mit Flachs umwickelt, lobte ihren Fleiß, steckte aber heimlich einen Schlüssel

in den Flachsüberzug der Aeltesten, und fand ihn am andern Morgen im Flachs wieder. Gleicherweise ging es ihm bei der zweiten. Wie er aber seinen Schlüssel in den Flachs der dritten versteckt hatte, sagte sie des nächsten Tages zu ihm: Sie haben Ihren Schlüssel in meinem Rocken stecken lassen. — Du bist die Rechte, versetzte er, und nahm die fleißige Spinnerin zur Frau. —

In jenen Zeiten gaben die Mütter ihren Töchtern den Rath, die gesponnenen Stücke Garn, welche man an die Stubenfenster hing, tüchtig auseinander zu ziehn, damit vorübergehende Ehelustige glaubten, die Töchter des Hauses überträfen alle andere Mädchen an Fleiß. Andere Zeiten andere Sitten! Heut zu Tage bedienen sich Mutter und Tochter andrer schönen Künste, um Freier anzulocken. Sich selbst stellt man ans Fenster, statt des Garngebindes.

Frage.

Es kommt ein Bräutigam gezogen,
Weit schöner als der junge Tag.
Der Herold kommt vorangeflogen,
Und Meister-Sänger ziehn ihm nach.
Trotz seiner langen weiten Reise,
Erscheint er doch in voller Pracht. —
Allein die Braut, — noch schläft sie leise,
Da küßt er sie, und sie erwacht.
Und Rosen blüh'n ihr auf den Wangen,
Ihr Veilchen-Auge blickt ihn an,
Und Lilien-Arme, voll Verlangen,
Sieht er sich liebend aufgethan.

Drauf eilt sie festlich sich zu schmücken:
Smaragden grün ist ihr Gewand,
Das Haar voll Blüthen, zum Entzücken,
Den Leib umrauscht manch Silberband.
Und nun beginnt im großen Saale
Der Tanz und währet Tag für Tag,
Und nimmer bei des Abends Strahle
Führt sie der Bräut'gam ins Gemach.
Die Braut will nicht vom Tanzen lassen,
Und weil sie fort und fort sich dreht,
Und er sie nicht mehr kann umfassen,
Sieht er ihr traurend nach — und geht.
Doch sie will nur vom Tanzen wissen,
Wie auch die Farbe ihr vergeht,
Bis sie zuletzt ganz abgerissen,
Im bloßen weißen Hemde steht.
Dann kommt der Schlaf und die Ermattung,
Die Augen sinken endlich doch;
Allein selbst bei des Traums Umschattung
Hört sie Musik und dreht sich noch.
So, halb im Traum, schläft sie gar lange; —
Doch wie der Morgen wieder graut,
Erweckt mit Kuß und mit Gesange,
Auf's neu der Bräutigam die Braut;
Und sie schmückt sich auf vor'ge Weise,
Und ob er auch sie halten will,
Sie tanzt und wirbelt sich im Kreise,
Und er geht fort und grämt sich still.

Wer kann mir Braut und Bräut'gam nennen?
Und wenn erscheint der Hochzeittag,
An dem sie sich nicht von ihm trennen,
Nur mit dem Bräut'gam tanzen mag?

Auflösung der Charade in Nro. 3.

Heldentod.

Von dem kleinen Hanseatischen Kalender das 100 jetzt zu 1 Rthlr. sind wieder welche vorräthig.

G. Jönßen.

Nro. 5.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 17. Januar 1819.

* Rosenthal bei Schaumburg.

„Bertha! sieh' den heitern, blauen Himmel,
„Hellerglänzend durch die laue Nacht,
„Sieh der Sterne zahllos Gewimmel
„Und den Stern der Liebe, der uns lacht."

„Er sey stets der Schutzgott unsrer Liebe,
„Bringe mir in's ferne Morgenland
Deiner Seele Grüße — nimmer trübe
Ihn der Wolken drohendes Gewand.

„Ewig, Bertha, bis mich deckt der Hügel,
„Bin ich Dein! — und Du bist ewig mein!
„Bis mir rauscht des Todes grauser Flügel,
„Ewig, Bertha, ewig bin ich Dein!"

So sprach Hugo: treue Gegenliebe,
Lächelt ihm im Mondglanz Bertha's Blick,
Die stets neu und unverändert bliebe,
Durch des Lebens wechselndes Geschick.

Und der Ritter zieht von Schaumburgs Höhen;
Seines Gaues Helden zieh'n ihm nach,
Hin, wo Gottfrieds Kreuzesfahnen wehen,
Wo des Heilands sanftes Auge brach.

Manchen Kampf hat treulich er bestanden,
Gottfried selbst nannt' einstmals ihn zu kühn,
Und den Lorbeerkranz des Siegers wanden
Oft des Heeres Tapferste für ihn.

Sechs der Jahre sind ihm schnell verflogen,
Sein Gelübde hat er treu erfüllt,
Da sucht er den Stern am Himmelsbogen:
— Düstre Wolken haben ihn verhüllt.

Und der Ritter flieht des Ruhmes Pfade;
Ruft zum Heimzug und verläßt das Heer,
Freundlich winkt ihm Galliens Gestade,
Doch sein Herz ist düstrer Ahnung schwer.

Schaumburgs Veste glänzt auf steilen Höhen
In der Abendsonne letztem Glüh'n,
Da sieht man ein Kreuzespanner wehen,
Und ein Heer ins Thal herniederzieh'n.

Hugo war's — er kehrt' vom heil'gem Kriege
Heim — ins traulich liebe Jugendland,
In das Thal, wo seiner Ahnen Siege
Deutschlands Flur dem Römerjoch entwand.

Wo getreu den guten biedern Sitten,
Einst Armin' den stolzen Varus schlug;
Wo der Landmann stets in niedern Hütten,
Das Gepräge deutscher Treue trug.

Hell erleuchtet sind der Schaumburg Hallen,
Humpen klingen laut im Rittersaal,
Und des Tanzes schnelle Töne schallen
Weit hinab durch's schöne Weserthal.

Unerkannt, sein Blut im wilden Streite,
Drängt sich Hugo durch die frohe Schaar;
Da sieht er an seines Bruders Seite,
Bertha, — mit dem Myrthenkranz im Haar!

Ach! vor Jahren schon kam düstre Kunde,
„Ritter Hugo fiel im heil'gem Land!"
Wohl beweint ihn Bertha manche Stunde,
Dann gab seinem Bruder sie die Hand.

Freundlich glänzt der heitre Himmelsbogen
Und des Mondes Sichel steigt empor;
Doch der Abendstern ist trüb umzogen,
Den vor allen Hugo einst erkohr.

Sinnlos wankt' er durch die Felsenwände,
Wahnwitz trübt den hohen Rittersinn;
Nach der Burg streckt er die wunden Hände,
Und sinkt kraftlos an die Bergwand hin!

Tage schwanden und des Stern's Geflimmer
Lachte heiter über Berg und Thal;
Doch des Ritters Ruhe kehrte nimmer;
Nimmer kehrte ihm der Freude Strahl.

Eine Hütte an des Hügels Hange
Baut er sich — von Rosen ringumblüht.
Nur für seine Rosen scheint er bange,
Sie zu warten ist er stets bemüh't.

Ueppig sproßt schon mit dem nächsten Lenze,
Durch die Blätter Knosp' an Knosp' hervor,
Seine Sorgfalt lohnen reiche Kränze,
— Seine Rosen pflegt er nach wie vor.

Einst, an einem heitern Sommermorgen,
Naht sich Bertha seiner Blüthenflur.
Zagend lauscht er im Gebüsch verborgen,
Und folgt ängstlich bebend ihrer Spur.

Lächelnd blickt sie auf die Rosen nieder,
Eine Knospe bricht sich ihre Hand,
Heftet sie ans enge Sammet-Mieder,
Setzt sich seufzend an des Hügels Rand.

Da durchwallt ein heiliges Entzücken
Seine Brust, und heiter wird sein Sinn;
Engelwonne strahlt aus seinen Blicken,
Leblos sinkt er in die Rosen hin!

Und der Frühling zog mit Blüthenkränzen,
Freundlich durch das Weserthal einher,
Doch am Hügel wollte keine glänzen,
Er, der sie gewartet, war nicht mehr.

Und ein Dorf entstand der Blumenstelle,
— Freundlich grüßt's der letzte Abendstrahl.
Manches Jahr schwand in des Zeitlaufs Welle,
Doch noch heute heiß't es Rosenthal.

A. Daeves.

Die Kränze der Mime.

(Beschluß.)

Luisens Mütterchen ward, nach dem Erwachen mit Ludolfs tröstlichem Erscheinen, mit seiner hiesigen Anstellung, seiner Zufriedenheit, seinem blühenden Aussehen, der feinen Wäsche, die er trug, den warmen Antheil, den er nahm, und endlich auch mit dem Vorschlage bekannt gemacht, der, nach des Freundes Behauptung, Mutter und Kind alsbald in den Friedenshafen versetzen werde.

Die Mama war Ludolfs Pathe; sie wollte ihm von Herzen wohl, der Aerger über seine

Abneigung gegen Aemter und Geschäfte, die sie um einen erwünschten Schwiegersohn brachte, war längst vergessen. Auch sie hatte während jener frühern Darstellungen, sein hohes, mimisches Talent bewundert — das rührende, täuschende Spiel der Tochter, und der laute Beifall, den es eintrug, ihr Herz erfreut: aber dies Herz, in dem sich noch der Anspruch ihrer frühern Verhältnisse regte, mochte sich keinesweges mit dem Gedanken befreunden, ihr einziges, geliebtes, unerfahrnes Kind diesen gefährlichen, wechselvollen Weg betreten zu sehen. Sie verwarf demnach den Vorschlag mit einem heftig betonten — Still davon! sprach jedoch, schon in dem nächsten Momente, mit Eifer und Ausbreitung über denselben Gegenstand; würdigte und belobte den glänzenden Gehalt, welchen Ludolf für den Gewährungsfall im Voraus zusicherte, ließ sich des Töchterchens unmaßgebliche Bemerkungen und Einwürfe gefallen, und stellte ihm endlich, mit Ergebung, die freie Wahl anheim.

Darf ich der innern Stimme trauen, erwiederte Luise mit ihren weichsten Schmeicheltönen, — so führte mir das Schicksal diesen Freund in den Weg. Eben, als ich mit Inbrunst um ein Licht auf unserm dunkeln Weg gebetet hatte, als das Bewußtseyn der Erhörung sich in dem Innersten meiner Brust offenbarte, als ich in froher, himmlischsüßer Zuversicht aus der Kirche trat, begegnete mir in ihm ein Gottesbote, — begegnete mir der Einzige, dem wir nicht steinfremd sind, — der Einzige, dem ich vertrauen darf, wenn er die Hand zur Hülfe bietet, der Einzige, der mir den Weg bereiten, für mich zeugen und unsre Sache führen kann. Die Mutter sagte lächelnd — Du sieh'st bereits den Bräutigam in ihm! — Luise entgegnete leis' und erglühend —

Ach! dahin deutete bedingungweise gar manches seiner Worte, und Ludolf ist so gut: Ich wäre glücklich, Mütterchen! Und er erhöbe mich vielleicht zu den Höhen der Kunst; ich würde dann Ihr Stolz und, so weit die deutsche Sprache reicht, belobt und gefeiert.

Ach, wärst Du doch schon auf der Höhe! seufzte Jene: der Weg ist steil.

Es gilt den Versuch! fuhr Jene fort: und bleibt uns eine Wahl? Bald wird uns die bigotte Wirthin gehen heißen, nnd obendrein an den Irrgläubigen ein gerechtes, dem Himmel gefälliges Werk in dieser Wehthat zu vollziehn glauben. — Ihr Wille, Mutter, ist der meinige: entscheiden Sie!

Ludolf sprach schon am folgenden Morgen zu, um diese Entscheidnng zu vernehmen. Luisens Augen lächelten aufmunternd, die Mutter drückte den blühenden, prangenden Pathen an das Herz und weinte vor Freude. Sie ergoß sich in der Darstellung des Unglücks, das ihr Haus verstörte, im Lobe des gefallenen Gatten, in Klagen über die gichtischen Schmerzen, und ließ sich dann erzählen, wie es ihm seit seiner plötzlichen Entfernung aus dem Vaterland erging. Er sagte: Wohl! und ließ die Lichter seines Standes und seiner Verhältnisse ergötzlich vor ihr spielen, wünschte sein Beispiel von dieser hochverehrten Freundin beachtet zu sehen, und bat nun, mit gewinnenden, überredenden Worten, um die Gunst, die holde Luise dem Herrn Vorsteher zuführen zu dürfen, dessen achtungswerthe Gattin sie erwarte.

Mutter und Tochter erschracken, die Sache schon so weit getrieben zu sehen; jene nahm alsbald das Wort, und erschöpfte, was sich dage-

gen äußern ließ. Und endlich, mein guter Herr Pathe! sagte sie am Schlusse: gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Luise den Männern gefällt, daß ihr die Erfahrung, die Gemüthlosigkeit, die Charakterstärke abgeht, welche ein weibliches Geschöpf im Strome der Verführung, noch am sichersten vor dem unseligen Falle schützen mag.

Vor den Gefahren dieser Art, entgegnete Ludolf mit Feuer: schützt unsre Mackellose der Geist der Erkenntniß. Ihr leuchtet ein, um wie viel süßer und rühmlicher es sey, den Edlen zu gefallen, als den Entarteten, und daß es göttlich ist, ringsum geliebt, bedrängt, versucht am Altar der Entsagung auszudauern.

Luise stimmte bekräftigend bei: das Für und Wider ward von neuem entwickelt und geprüft, und das endliche Ergebniß dieser Berathung erschien bald darauf, gedruckt, auf dem Theaterzettel.

Als jetzt die Mutter Luisens Namen in der Gastrolle, als Maria Stuart, erblickte, fiel ihr, trotz der zugestandenen Erlaubniß, gleichsam das Herz vor die Füße. Sie weinte, sie bereuete, sie verschmähte des Mädchens Beruhigungsgründe, das jetzt selbst, vom Kleinmuth angefochten, sich nur um ihretwillen herzhaft stellte. Zwar die Probe gelang über ihr Erwarten; Künstler und Künstlerinnen belobten sie, und sicherten ihr allgemeinen Beifall zu, und Ludolf, der Luisen zurück brachte, hätte die Freundin, in seiner Freude, beinahe vor der Mutter Augen umfangen, aber sie fühlte sich unwohl und bänglich.

Je näher nun der Abend kam, je sichtlicher verschwand der ruhige Muth, welcher Luisen am Morgen unterstützte. Er verschwand zu ihrem Schrecken. Von dem Geschäft des Ankleidens zerstreut, schauerte jetzt das Mädchen, bei dem Geräusch des vorfahrenden Wagens, auf, — Freund Ludolf kam in ihm, sie abzuholen, und die Königin erblich, als ihr Mortimer eintrat. Sie ähnelte, in dieser Entfärbung, schwarz angethan, ihrem büßenden Urbild auf dem Wege zum Hochgericht. — Die Mutter schloß ihr Kind, unter traurigen Ahnungen, still weinend in die Arme.

Mein Zweck ist fromm! sagte Luise voll Wehmuth und Ergebung: weder Verirrung noch Frevel treibt mich zu dem gewagten Versuche; der böse Genius hat kein Recht an mir. — O, ihr himmlischen Mächte, beschützt mich!

Die neigen sich der Unschuld zu! versicherte der Freund: o, sie begünstigen den verdienstlichen Entschluß. Fort mit den Schreckbildern der Phantasie. Dies scheinbare Riesengebürge ist nur ein Hügel, und schnell — in einer Spanne Zeit erklommen. Sie stehen dann, die Angst belächelnd, im Lichtschein des Erfolgs auf seiner Höhe und wisse mir Dank!

Gott geb' es! liebelte sie, des Trösters Arm ergreifend: es folgten ihr die mütterlichen Seufzer.

Schon eilten die Neugierigen dem Theater zu: Luisen ward bei dem Anblicke der Wallfahrt, die sie veranlassen half, noch weher um das Herz. Ihre Kniee bebten, als sie den Wagen verließ, und von Ludolfen geführt, über die wüste, noch unbeleuchtete Bühne schlich. Er stand hier plötzlich still und sprach mit Nachdruck —

Luise! die Natur gab Ihrem Geschlechte für entscheidende Momente ein hohes Maß

von Fassungskraft: Es ist an der Zeit, die Besonnenheit geltend zu machen. Weg mit der entnervenden Blödigkeit des verschüchterten Kindes. Es gilt das Glück ihrer Zukunft! Ein Ruhekissen für das sorgenschwere Haupt der besten Mutter. — Nichts blieb Dir, rief er jetzt, im Geist mit den Worten seiner Rolle —

Nichts blieb Dir, als die rührende Gestalt!
Der hohen Anmuth göttliche Gewalt.
Die läßt uns alles wagen und vermögen,
Die bringt den Kranz — die Herzen Dir entgegen!

Da kam des Vorstehers Gattin, umarmte Luisen, knüpfte ein Gespräch an, rieth, ein wenig Roth aufzulegen, und fragte, von dem Aussehn betroffen, ob ihr unwohl sey?

Die Mitglieder des Vereins umringten das Mädchen; Luise begegnete in ihren Blicken der Besorgniß; einige musterten sie mit unfreundlichen Augen. Die Bedrängte wünschte sich weit hinweg.

Das Haus war überfüllt, die Simfonie begann, ein Strom von Schreckenstönen für Luisen. Sie gedachte, still vergehend, wie vom Heimweh ergriffen, der Mutter; sie leerte, kaum noch wissend, was um sie her geschah, ein Kelchglas voll Wein, das ihr Ludolf gebieterisch einnöthigte, welchem jetzt, zur Folge der Entgeisterung seiner Empfohlenen, nicht viel wohler als ihr selbst um das Herz war, und draußen rauschte der Vorhang auf. — Sie schloß die Augen. —

Auch dem Mütterchen bebte das Herz in der Brust, als jetzt die kritische Stunde schlug, als die Wagen rollten, und Fackelschein die Decke ihres Stübchens röthete, und sie sich das geliebte Kind auf einem Haare über dem Abgrunde wandelnd dachte. Da trat die Wirthin, unbekannt mit Luisens Wagstück, ein, um den schuldigen Gegenbesuch abzustatten, und quälte die Angstvolle mit leerem Geschwätz, mit lästernden Ausfällen auf Freund und Feind, und roher Belobung der eignen, geistlichen und leiblichen Güter und Vorzüge. — Und als diese endlich, von der Wortkargen Witwe übel befriedigt, gegangen war, trieb das wachsende Bangen die Rastlose von neuem auf und nieder und zu dem Fenster hin, von dem aus der mondbeglänzte Gottesacker zu sehen war, auf dem ihr Ehrenmann so ruhig schlief. Wohl Dir, Du guter Ferdinand! lispelte die Getreue, von Thränen der Erinnerung bedeckt: Gedenke mein, Du Seliger! und bitte für Dein Kind!

Da flog die Thüre auf und das Angstkind trat herein. Ludolf folgte. Luise warf sich, fieberisch bewegt, zu den Füßen der Mutter.

Triumph! jauchzte Mortimer: das Mädchen ist unser! Der Lorbeer umrauscht sie!

Die Mutter zog Luisen an ihr Herz empor: diese konnte, vor inniger Bewegung, nicht sprechen, sie weinte nur. Es entströmten ihr die seltenen, seligen Thränen der Wonne.

Jetzt ist Luise das ruhmwürdige, glückliche Weib ihres Freundes; sie ist der Schmuck jener geachteten Bühne, der Mutter zärtliche Pflegerin, und um den blumenreichen Dornenkranz der holden Mime schlingt sich der schönere, voll Immortellen.

Die eiserne Jungfer.*)

In manchen alten Schlössern, sowohl in Deutschland als in Frankreich, wird eine Stelle gezeigt, wo eine sogenannte eiserne Jungfer gestanden haben soll; ich erinnere mich aber nicht, daß irgend ein Reisebeschreiber eine solche Maschine gesehen zu haben versichert, und sie aus eigener Ansicht beschrieben hätte. Ganz neu war mir die Nachricht, die sich im zehnten Bande von des Abbé Gryon Histoire des Empires et des Républiques etc. (Paris, 1741.) befindet, daß eine ähnliche Maschine schon zu den Zeiten der Griechen vorhanden gewesen sey. Der Verfasser erzählt dort, wie der Tyrann Nabis die Oberherrschaft über die Lacedämonier vierzehn Jahre lang, durch Gewalt und Mord, als gewöhnliche Hülfsmittel seiner Politik, zu behaupten gewußt habe, und setzt hinzu: „Mit einer seiner Torturen verband Nabis zugleich Spott und Scherz, in einer Folter, die nur er zu erfinden fähig war. Er ließ eine Figur verfertigen, die seiner Gemahlin, Apega, vollkommen ähnlich war. Diese stellte er in seinem Audienzsaale auf. Wenn er einige Bürger vorfordern ließ, um Geld von ihnen zu erpressen, so machte er den Anfang damit, ihnen die dringende Verlegenheit des Staats vorzustellen, um sie dadurch zu veranlassen, von selbst sich zu Beiträgen zu erbieten. Dann zeigte er ihnen die Figur seiner Gemahlin, die mit ausgebreiteten Armen da stand, und sagte: Apega bitte sie inständig, sich des allgemeinen Wohls anzunehmen. Wenn sie dennoch widerstanden, so mußten sie sich der Figur nähern, und ihr Gesicht wurde gegen ihren Busen gedrückt, der mit spitzen eisernen, unter ihrem Kleide verborgenen Stacheln besetzt war. Dann schloß die nachgemachte Apega, vermittelst einiger Springfedern, ihre Arme, und drückte das Gesicht des Bürgers so lange an die Stacheln, bis er mündlich oder schriftlich versprochen hatte, alles herzugeben."

*) Zur nähern Verständigung des Räthsels in N. 1.

Das Testament.

Als Rabelais auf seinem Sterbebette lag, drangen seine Freunde in ihn, doch ein Testament zu machen. Er versprach endlich, ihren Wunsch zu erfüllen, und übergab ihren Händen ein versiegeltes Papier, mit der Bitte, es bei den Gerichten als seinen letzten Willen niederzulegen.

Wenn Sie Vermächtnisse gemacht haben, wo sollen wir das Geld finden, um sie nach Ihrem Tode auszuführen? fragte ihn einer bei dieser Gelegenheit.

„Macht's wie die Spanier, geht und suchet," versetzte Rabelais.

Nach seinem Tode wurde sein angebliches Testament geöffnet. Es enthielt lediglich die Worte:

„Ich bin viel schuldig und habe nichts, den Rest bestimme ich den Armen."

Wortspiel.

Ein lustiger Passagier trat im Spätherbst in ein Gastzimmer. Es war nicht ungeheizt.

„Ich sterbe vor Kälte, Frau Wirthin," rief Jener, sich die Hände reibend, „wenn Sie nicht Wärme ins Zimmer schaffen."

Das soll gleich geschehen, erwiederte diese, und schnitt hurtig Späne zurecht.

„Das sind gute Aussichten," versetzte der Passagier, „bei so bösem Willen laufe ich Gefahr zu erfrieren."

Thue ich nicht was Sie wollen?

„Charmant! ich will eingeheitzt haben, und die Frau Wirthin macht Späne.

Naive Antwort.

Ein Jude kam zu dem Minister von X. und bat, daß man ihm doch erlauben möchte, ein Gut zu kaufen. Er habe schon zweimal um diese Erlaubniß angehalten, sey aber immer abgewiesen worden. „Ja, lieber Freund," erwiederte der Minister, „ich finde es nicht zuträglich, und ich kann es nicht zugeben, daß die Juden Güterbesitzer werden." — J nun, versetzte der Jude, so müssen Euer Excellenz auch nicht zugeben, daß Güterbesitzer Juden sind; und damit entfernte er sich.

* Aphorismen.

Wenn der Mensch immer befolgen könnte, was er als wahr und gut erkannt hat — dann müßten die Philosophen Halbgötter seyn — und das sind sie leider nicht.

Mit allen ihren Moralprincipis machen sie dumme Streiche, so gut als ein andrer Erdensohn. Der Körper — und sein Regent der Magen — o! man thut ganz recht, die Engel meistens als geflügelte Köpfe zu mahlen. Man gebe ihnen nur Magen, und schnell werden ihnen die Flügel sinken.

Der Mensch ist mit nichts in der Welt zufrieden, ausgenommen mit seinem Verstande. Je weniger er hat, desto zufriedener ist er.

Mit dem Gewissen ist es wie mit dem Magen: sobald du sein Daseyn fühlst, bist du nicht mehr gesund.

Die Freude ist ein Kind, und lallt nur.

Wenn das Entzücken eine Zunge hat, so redet es die Sprache der Götter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Am letzten Ludwigsfeste äußerte sich in Frankreich die Freude über Ludwigs des Achtzehnten Daseyn auf mannigfaltige Art. Man hielt Umzüge in allen Städten und die Fahnen bei denselben hatten Inschriften. Die der Wäscherinnen zu Bordeaux sagte in ihren gewaltigen Buchstaben: Ludwig der Achtzehnte trocknet unsre Thränen, wie die Sonne unsre Wäsche trocknet. Auf der der Marseiller Fischer standen die Worte: Es wäre besser, daß es keine Fische im Meere mehr gäbe, als wenn keine Bourbone in Frankreich mehr wären. Man denkt da unwillkührlich an Yoriks Haarkräusler, der ihm versicherte, er könne die Locken ins Meer tauchen und sie würden dennoch vollkommen und gekräuselt bleiben.

— Ein Schiffskapitän brachte neulich einen Mohren mit aus Afrika. Als derselbe zu London schneien sah, welches er in seinem Leben nicht gesehen hatte, sagte er voll Erstaunen zu dem Kapitän: „Ach, Herr! das ist hier ein sonderbares Land; da regnet es Baumwolle vom Himmel herab."

— Zu Troyes herrschte zwischen einem jungen Mann, Namens Mauchin, und einer Jungfrau, Emilie Simonnet, ein zärtliches Verhältniß, dessen Folgen an letzterer sichtbar wurden. Mauchin bat seinen Vater aufs Innigste, Emilie ehelichen zu dürfen, allein dieser verweigerte es. Beide Geliebte gingen nun am 4. Dec. Abends spatzieren, und eine kleine halbe Stunde vor der Stadt banden sie sich mit einem Taschentuch die Arme fest an einander, und stürzten sich in den Fluß. Man fand ihre Leichname erst am andern Morgen. Emilie stand im fünften Monate ihrer Schwangerschaft. Man senkte die Ueberreste der Unglücklichen in Eine Gruft, ohne religiöse Zeremonie.

Antwort und Gegenfrage,

auf die Frage in Nro. 4.

Es weilt der Bräutigam noch ferne,
Denn süßen Schlummer schläft die Braut.
Nur in dem Morgenland der Sterne
Hat er sich heimisch angebaut.
Und einer holden Schwester Sorgen
Bewahren seinen raschen Lauf,
Die küßt — ein nimmermüder Morgen —
Der Abschiedsnächte Zähren auf.

An seine Brust voll stummer Thränen,
Da nichts die eitle Braut gewinnt,
Nimmt er, in weichem Liebessehnen,
Manch' armes, frohes Waisenkind.

Denn sind auch schön die vollen Rosen,
Die die Geliebte für uns bricht,
Noch schöner blüht bei Kindeskosen
Der Liebe fromm Vergißmeinnicht.

Wie fest das Kind sich an ihn hänget!
Entzückt ruht es in seinem Arm,
Doch zu dem schönen Jüngling dränget
Sich auch der andern Kinder Schwarm.
Da setzt das erste Kind er nieder,
Und ein's um's andre an ihm hängt.
Doch nimmer küßt ein Kind er wieder,
Das einmal liebend er umfängt.
Und die Verlaß'nen, die nun weinen,
Nimmt sanft die Schwester an die Hand,
Und läßt in holdem Traum erscheinen
Des Bruders schönes Heimathland.
Und spricht: dort finden alle Waisen
Den lieben Vater, dorthin einst
Werd' ich mit Dir zum Bruder reisen,
Wenn Du zum letztenmale wein'st.
Dann erst beginnt der Hochzeitreigen,
Doch eine andre, schönre Braut,
Vor der sich Aller Kniee beugen,
Wird dort dem Bräut'gam angetraut.

Der Bräutigam ist aufgefunden,
Der Lenz ist's mit dem Myrthenkranz,
Den er der Erde hat gewunden —
Der süßen Braut — zum Hochzeittanz.
Wer nennt nun auch die Zwillingschwester,
Wer jener Waisenkinder Schaar,
Und wer die schön're Braut, die fester
Zu schürzen weiß den Brauttalar?

---

*Charade.

Das Erste trinkt aus dem Zweiten,
Beim Ganzen ist viel gemordet worden;
Das Erste läuft, das Zweite läuft,
Beim Ganzen ist viel gelaufen worden. —

Nro. 6.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 21. Januar 1819.

Fünfter Gesang aus: Otfried;

romantischem Gedicht, von Otto Koch. *)

Inhalt.

Auf weichem Rasen schlummert süß Mathilde;
Erspähend rings die Schönste aller Frau'n,
Nahn fremde Männer, hochgestalt'te, wilde;
Entführen schlosend sie den grünen Au'n.
In Islands eisumstarrte Schneegefilde.
Hinab in Heklas Schlund will Thora schaun.
Umsonst verwarnet sie ihr grauer Vater,
Sie hört ihn nicht; sie stürzet in den Krater.

*) Der vierte Gesang dieses Gedichts, das ein Meisterwerk zu werden verspricht, ward im vorigen Jahrgange des Bürgerfreundes mitgetheilt, und erhielt allgemeinen Beifall. Selten tritt ein so gereifter Dichter in unserer Zeit auf. Mögen den Sänger Hygiea und alle übrigen befreundeten Götter begünstigen, damit Er dieses Gedicht, das bis zum 15ten Gesang vorgerückt ist, bald beendigen möge. Solche Sänger vermögen den Geschmack an der Dichtkunst, der durch so viele Klimpereien und Stümpereien getödtet zu seyn scheint, in den Gebildetsten des deutschen Volkes wieder zu wecken.

1. Mit einem Wandrer möcht' ich mich vergleichen,
Der einen weiten Weg zu wandeln hat;
Bald über steile Berge muß er steigen,
Bald geht sein Weg auf ebnen Thales Pfad;
Ihm gilt's: sein Ziel, das ferne, zu erreichen.
Er sucht den langen Weg, den er betrat,
Durch mancherlei Beschäftigung zu kürzen,
Durch mancherlei Philosophie zu würzen.

2. Oft ruht er aus, in der Ermüdung Drange,
Eh' Muth und Lust und Liebe von ihm floh;
Daß er sich sammle Kraft zum Weitergange.
Und ich? Mach' ich nicht alles eben so?
Ich ruhe auch nach jeglichem Gesange,
Eh' Lust und Liebe weicht; und liederfroh,
Und wie beim ersten Ausgang wohl und heiter,
Verfolg' ich meine lieben Pfade weiter.

3. Wohl freundlich ist des Dichters mildes Wallen
Ist auch sein Erdenlohn so eng und karg;
Denn was hat er am End' gehabt von allen
Den müh'nden Sorgen, die sein Busen barg?
Von all' den Liedern, die Euch wohl gefallen?
Im Leben Noth, im Tode einen Sarg.
So lohnet ein verächtliches Jahrhundert,
Was ihn verschmachten läßt und dann bewundert.

4. Wie zählt' ich hier wohl alle die Exempel?
Am höchsten ragt Luis Camoens Tod;
Die Lusiade trägt den Meisterstempel,
Und er verging in Hunger und in Noth.
Jetzt strahlt sein Name in des Ruhmes Tempel,
Mit sonnenhellen Zeichen, Flammenroth! —
Nicht, Sänger, an die Erde knüpf' dein Hoffen;
Doch tröste Dich, der Himmel steht Dir offen.

5. Und thut ein Fürst der Musen sich erbarmen,
So füttert er von seinem goldnen Thron
Mit Hofmalsbrocken gnädiglich den armen.
Was aber fordet er dafür zum Lohn?
Zu jeder Zeit und Stund' ein fertig Carmen,
Nach einer Leyer, und nach seinem Ton.
Ich schämte mich, um solch ein Brodt zu lungern,
Und fühl' auch Kraft: mich ehrlich todt zu hungern.

6. Ich will nach keiner solchen Pfeife tanzen;
Und jedes Wort beschneiden mag ich nicht,
Daß es dem Hof gefall', und seinen Schranzen;
So wurd' uns manch' erbärmliches Gedicht.
Frei will ich seyn, und kühn wie meine Stanzen;
Zergeisseln will ich jeden Bösewicht,
Verkröch er sich auch in der Erde Trümmer;
Und Tugend will ich preisen nun und immer.

7. Wofür wär ich denn sonst ein Dichter worden?
Den Vers gebrauch' ich wie ein richtend Schwerdt,
Bekämpfend, was im Süden und im Norden,
Der Sklavensinn auf wunden Knieen ehrt.
So ist's ein heil'ger, ritterlicher Orden,
Zu dem der Priester des Apolls gehört.
Und mit dem Edelsten darf er sich messen;
Daß müß er nie, beim Himmel, nie vergessen.

8. Geschlechter, Reiche, Nationen können
Verlöschen, daß sie keine Lippe nennt;
Doch Einzelne wird man so lange nennen,
So lang' am himmelblauen Firmament
Die strahlenden, die güld'nen Sterne brennen!
Dem Gottgeweihten Sänger ist's vergönnt:
Sich des Vergessens Staube zu entheben,
Jahrtausende in Herz und Mund zu leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Es ist wohl gut, daß der Mensch die Zukunft nicht kennt.

Wie gern möchte der Mensch doch die Zukunft enträthseln; aber aus weisen Gründen ward von dem Lenker seiner Schicksale ihm ein Blick über die Gegenwart hinaus versagt. Dieser Drang, über die vor uns sich erhebenden Berge der Zeit hinwegzuschauen, war von jeher die Veranlassung zu so vielen thörichten, abgeschmackten und lächerlichen Versuchen, die immer noch hier und dort angestellt werden, um seinen Gesichtskreis zu erweitern, und was wir nicht wissen und nicht wissen können, wollen wir von Zigeunerinnen und Betrügern erfahren. Hier sieht ein junger Herr die Karten inbrünstig an, ihm doch zu sagen: welches Mädchen ihm einst zu Theil werde; dort kuckt ein jugendliches Gesicht in einen Kristallspiegel, nicht um sich, sondern um die Zukunft zu erschauen, eine ältliche Donna sitzt, mit ernstem Blicke, vor einer Kaffeeschaale, nicht um zu trinken, sondern um zu ergründen, was ihr die Weisheit des größten Sterblichen nicht sagen kann; Aber fast immer trieben Selbsttäuschung und Geldschneiderei ihr betrügliches Spiel, und mancher Einfältige gab, um über die Zukunft etwas zu erfahren, einen Pfennig hin, dessen er für die Gegenwart doch so nöthig bedurfte!

Der Mensch soll die Zukunft nicht kennen, weil er dadurch an Ruhe, Zufriedenheit, ja selbst am Adel der Seele mehr verlieren, als gewinnen würde. Denn wir können wohl überzeugt seyn, daß nichts uns versagt und nichts

uns verliehen wird ohne hinreichenden Grund, und daß wir, diente es anders zu unserm Glücke, gewiß die Fähigkeit von der Vorsehung erhalten haben würden, den Schleier zu lüften, der die Zukunft verbirgt.

Die ganze Einrichtung unserer Natur und der Umfang unserer Kräfte waren nur für den Zustand berechnet, worin wir gegenwärtig leben. Menschen sollten wir seyn und keine höhere Wesen; darum versagte uns Gott die Gabe, die Zukunft zu ergründen, welche sich wohl nur für Wesen eignet, die auf einer höhern Stufe des Daseyns sich befinden. Denn wir thörichte, von Leidenschaften hin und her gezerrte Menschen, würden eine solche Gabe nur mißbrauchen, und manche glückliche und selige Stunde, die wir nun in Unbefangenheit genießen, würde dann mit Gram und Sorgen nur angefüllt seyn.

Wüßte der Mensch sein Schicksal, vielleicht seinen unausweichlichen, bald erfolgenden Tod zum voraus, — wie viele Handlungen, die in ihren Folgen wohlthätig für andere sind, würden nicht unterbleiben! Wie würde doch mancher mit solcher Sorgfalt und Mühe sein Feld bestellen, wenn er wüßte, daß die Erndte ihm nicht mehr zu Gute kommen könnte! Wie würde er so klug seinen künftigen Vortheil berechnen, wenn es ihm bekannt wäre: Du wirst die Früchte nicht genießen von dem Baum, welchen Du mit Sorgfalt anpflanzest! Es giebt ja Menschen, die im Leben nichts für andere thun, und die nur in der guten Hoffnung, lange noch zu leben, für andere sparen und arbeiten.

Wie mancher Vater, wie manche Mutter, die ein geliebtes Kind mit inniger Zärtlichkeit an ihre Brust drückt, würde dieses Glücks nicht genießen, wenn sie in die Zukunft schauen und es wissen könnte, daß vielleicht nach wenigen Jahren oder Tagen schon der Tod den Liebling von ihrem blutenden Herzen reißt? Wie manches Ehepaar, selig und glücklich nun sich fühlend, würde von schwerem Kummer niedergebeugt werden, wenn es ihm bekannt wäre: bald wird unabänderlich dieses Band der Zärtlichkeit und der Liebe durch die Hand des Todes aufgelöset werden? Wie würde doch mancher Mensch, dem unausweichlich ein schauderhaftes Ende bevorsteht, viele Jahre vorher schon trauern und verzweifelnde Angst fühlen, die er nun unbefangen und glücklich durchlebt? Mancher, der heute im Ueberfluß lebt, dem aber unausweichlich Armuth bevorsteht, würde seines Glücks, das ihm für die Gegenwart beschieden war, nicht genießen, wenn er die Zukunft kennte. Ja, es ist dem Menschen gut, dessen Herz so leicht zum Uebermuthe und zur Vergessenheit jener Verhältnisse gegen den Urheber seines Daseyns sich verleiten läßt, daß er, in Rücksicht der Zukunft, seine Abhängigkeit anerkennen muß. Es ist dem Menschen gut, daß er zuweilen plötzlich, von unvorhergesehenen Unfällen ergriffen, durch und durch erschüttert und aus einem, seiner sittlichen Vollendung höchst nachtheiligen, Schlummer geweckt wird.

Zufrieden wollen wir also seyn mit dem Maaße des Erkenntnisses, das wir erhalten haben, und nicht unsere Hand, wie unverständige Kinder, nach etwas ausstrecken, dessen Besitz unsere Ruhe und Zufriedenheit nicht vermehren, sondern nur vermindern würde. Der, der uns in's Daseyn rief, weiß es auch am besten, was zu unserm Glücke dient! Er pflanzte einen Trieb uns ein, die Zukunft zu enträthseln; er gab uns die Vernunft, um durch Anwendung der-

selben von der Zukunft, so viel wir bedürfen, zu errathen; nicht aber, um thörichten Versuchen uns hinzugeben, regt sich jener Trieb in uns, sondern um uns zu veranlassen, unsre geistigen Kräfte stets wohlthätig zu üben.

Aus dem Leben der Kaiserin Josephine *)

Josephine Tascher de la Pagerie, bekanntlich in Westindien geboren, wo ihr Vater, der von einer schweizerischen, in Frankreich angesiedelten Familie entsprungen seyn soll, sich niedergelassen hatte, verdankte ihre Bekanntschaft mit Europa und ihre spätere Erhebung kleinen Weiberränken. Das adeliche Geschlecht Beauharnois war sehr reich und angesehen, da es ansehnliche Besitzungen in Westindien hatte und einige Glieder derselben zu hohen Würden und durch ihre Tapferkeit im Seedienste zu großer Auszeichnung gelangt waren. Zu jener Zeit bestand das Haus aus zwei Brüdern, die seit ihrer Kindheit die innigste Anhänglichkeit verbunden hatte. Beide hatten unter der französischen Seemacht gedient und die Würde eines Contre-Admirals erlangt. Der Marquis Beauharnois, der ältere Bruder, besaß zwei Söhne. Seinem Bruder, dem Vicomte, hatte seine hochgebildete Frau die Tochter eines General-Pachters, einen Sohn, den Grafen Beauharnois, Pair von Frankreich, und zwei Töchter geboren. Eine Doppelheirath war schon längst in den beiden Familien beschlossen worden, und in der Erwartung dieses Ereignisses hatte man die Theilung einer ererbten sehr reichen Besitzung in St. Domingo nie vorgenommen. Die ältere Schwester vermählte sich bald nachher mit ihrem Vetter, dem jungen Beauharnois, welcher darauf den Titel Marquis annahm, im Anfange der Revolution in der constituirenden Versammlung zur Partei des dritten Standes überging, später General der Rheinarmee und kurze Zeit Kriegsminister war, und im Jahre 1793 guillotinirt wurde.

Die Familie Beauharnois hatte die Verwaltung ihrer Besitzungen in Westindien einem gemeinschaftlichen Freund, Namens Renaudin, übertragen, der alle die Pflanzung betreffenden Geschäfte ohne Besoldung oder Belohnung besorgte. Beide Brüder setzten das größte Vertrauen in die Geschicklichkeit und Redlichkeit ihres Freundes, und der ältere, seit vielen Jahren Witwer, lud Frau Renaudin, eine geborene Tascher de la Pagerie, nach Paris ein, um ihr die wirthschaftlichen Angelegenheiten seines Hauses zu übergeben. Sie war eine schlaue ränkevolle Frau. Da sie vermuthen mochte, daß es ihrem Mann nicht leicht seyn würde, seine Rechnung abzulegen, und ihre Verwandten zu erheben wünschte, so kam sie auf den Gedanken, das Interesse ihres Gönners, des alten Marquis Beauharnois, mit dem Vortheile ihrer Familie durch die Vermählung ihrer Nichte, der Tochter ihres Bruders, mit dem noch unverheiratheten Beauharnois, zu vereinigen. Sie rief daher die älteste Nichte aus Westindien, die aber gleich nach der Landung bei Rochefort starb. Frau Renaudin ließ nun die jüngere, Josephine, kommen, die erst ihr funfzehntes Jahr erreicht hatte. Ihre Gestalt war angenehm, aber noch unentwickelt. Nach dem Zeugnisse eines noch le-

*) Obige, aus einem neuern englischen Werke (The annual Biography — London 1817.) entlehnte, zum Theil neue Nachrichten, dürften der Mittheilung um so eher werth seyn, da die angeblichen Denkwürdigkeiten der berühmten Frau, wie aus den öffentlichen Blättern bekannt ist, bald erscheinen werden.

benden Mannes, der sie zu jener Zeit kannte, zeichnete sie sich durch nichts aus, als eine schlanke Gestalt und einen ungemein kleinen Fuß, aber sie war einfach, sittsam und von sanfter, einnehmender Gemüthsart.

Der junge Vicomte Beauharnois, der unter einem Dache mit ihr lebte, fand die junge Creolin bald liebenswürdiger, als seine Nichte, die er nur auf wenige Augenblicke an dem Gitter in dem Kloster, wo sie erzogen wurde, gesehen hatte. Seine Leidenschaft wuchs schnell und Josephine war nicht unempfindlich gegen die Schmeicheleien und die angenehme Gestalt ihres jungen Liebhabers. Ihre Tante wandte sich, in diesem entscheidenden Augenblicke, an eine gewisse Frau Duchenau, welche dem alten Marquis im Vertrauen eröffnete, daß das Glück seines Sohnes von der Verbindung mit Josephinen abhänge. Der Vater sah sich in großer Verlegenheit. Auf der einen Seite wollte er die Wünsche seines Sohnes gern befriedigen und auf der andern beunruhigte ihn der Gedanke, wortbrüchig gegen seinen Bruder zu werden, den er immer sehr geehrt hatte. Der Graf Beauharnois war höchst aufgebracht, als er die neue Verbindung erfuhr und glaubte eine persönliche Beleidigung empfangen zu haben, die er nie verzeihen könnte. Er bestand sogleich auf die Theilung der westindischen Besitzungen und die Folge davon war ein Rechtstreit, der beide Brüder für immer entzweite. Die beiden Liebenden wurden indeß vereint, und Josephine ward Vicomtesse von Beauharnois. Mehrere Kinder waren die Frucht dieser Verbindung, deren Glück jedoch nicht immer ungestört war. Der Gemahl faßte Argwohn und klagte auf Scheidung. Der Gerichtshof aber fand die angeführten Gründe zu schwach, die vorgegebenen Thatsachen zu wenig erwiesen, um Scheidung zu verfügen, und beide Theile wurden endlich bewogen sich herzlich zu versöhnen. Der Tod des Oheims, welcher die Eifersucht seines Neffen erweckt haben soll, um ihn zu beweisen, daß er durch die abgebrochene Verbindung mit seiner Base unglücklich geworden, trug nicht wenig zu dieser Versöhnung bei. Beide erschienen nun wieder bei Hofe, wo sie sehr in Gunst standen. Frau von Beauharnois, die das Wohlwollen der Königin Antoinette besaß, galt zu jener Zeit für die schönste Frau zu Versailles, und überließ sich ganz den Zerstreuungen des Hoflebens. Die Versammlung der Reichsstände und die nachfolgenden Ereignisse, welche die nahe Umwälzung ankündeten, verbannten bald die Fröhlichkeit aus dem Pallaste. Die Königin äußerte oft ihre Besorgnisse gegen Josephine, ohne sich träumen zu lassen, daß ihre Freundin einst ihre Nachfolgerin seyn werde. Josephine selbst wurde nur zu bald von den Stürmen der Zeit ergriffen. Ihr Mann, der seit einiger Zeit bei einem Feldregimente stand und immer sehr ruhmliebend gewesen war, mußte, nach der plötzlichen Kriegserklärung gegen Oesterreich, zu dem Heere gehen. Er stieg bald zur Würde eines Generals, aber kurz nach des Königs Hinrichtung wurde er von seinen eigenen Soldaten als Aristokrat angegeben, seiner Stelle entsetzt und als Gefangener nach Paris geführt. Josephine bot alles auf, ihm seine Freiheit zu verschaffen, und er war sehr gerührt über ihre zärtliche Theilnahme. Aber bald wurde er des Trostes, sie an seiner Seite zu sehen, beraubt, da sie selbst verhaftet und in das Kloster der Carmeliterinnen eingesperrt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

* Schuld und Unschuld.

(Gespräch zwischen Mutter und Tochter.)

T. Liebe Mutter! Du sprichst so viel von Unschuld: was ist denn eigentlich die Unschuld für ein Ding?

M. Die Unschuld mein Töchterchen? — Die Unschuld ist ein Ding, welches man hüten muß wie seinen Augapfel, weil — weil man sie nur einmal haben folglich auch nur einmal verlieren kann.

T. Aha! — Das ist auch wohl die Ursache, Mütterchen! warum man so viel von Schulden, nie aber von Unschulden sprechen hört?

M. Richtig, mein Kind! Die Unschuld existirt nur in der Einzahl und nicht in der Mehrzahl wie die Schuld, diese fruchtbare Sündenmutter.

T. Ei! — Nun begreife ich erst, warum der Vater so oft über unsre Schulden klagt, aber niemals ein Wort von unserer Unschuld erwähnt. — Haben wir die denn nicht mehr Mütterchen?

M. (seufzend) Du hast sie allerdings noch mein Kind!

T. Ich? — Aber ich weiß ja nichts von ihr; wo hätt' ich sie denn?

M. Eben daß du das nicht weißt, darin besteht deine Unschuld. — Ach! leider lernt man sie gewöhnlich erst nach dem Verluste kennen.

Mittel gegen schädliche Insekten.

Ein Pflanzer aus Nordamerika versichert: daß, wenn man Wasser, in welchem Erdäpfel abgekocht worden sind, über Körner oder Pflanzen sprützt, alle Insekten darin, in welchem Zustand des Wachsthums sie auch seyn mögen, vom Ey bis zur Fliege, vernichtet werden.

---

* Merkwürdigkeit.

Nach Beendigung der am 18ten dieses Monats von unserm trefflichen Dräseke im Museo gehaltenen Vorlesung Letztes Wort über die Vereinigung der beiden Confessionen, sagte ein Fremder, „als Merkwürdigkeit werde ich in meinem Reise-Journal den Fleiß der Bremer Frauen verzeichnen; denn ich habe es gesehen, mit eigenen Augen habe ich es gesehen! daß während der gehaltvollen Rede, die schon ihres Gegenstandes wegen Kopf und Herz unablässig beschäftigte, es Zuhörerinnen gab die — — — — — — Strümpfe strickten.

---

* Stadt-Theater.

Allen Freunden der Musik und des Theaters hat Hr. Strobe einen genußreichen Abend durch die zu seinem Benefiz angekündigte und schon lang gewünschte herrliche Oper Lodoiska von Cherubini versprochen; eine Wahl, die nicht besser zu treffen war, um das Theater zahlreich zu füllen und den Zuschauern ein wahrhaftes Vergnügen zu schaffen. Diese Musik Cherubinis muß durchaus nicht mit der von Kreutzer verwechselt werden, welche wir vor mehreren Jahren hier in Bremen durch eine Gesellschaft französischer Schauspieler aus Hamburg kennen lernten, und die weit unter Cherubinis genialer Schöpfung zurückbleibt.

Auch werden wir bald auf hiesiger Bühne (wie Schreiber dieses erfahren,) ein sehr berühmtes und berüchtigtes Schauspiel erscheinen sehen, welches seit einem halben Jahre in Wien ein gewaltiges Aufsehn erregt und worüber die Kritiker und Journalisten mehr noch geschrieben haben als über Grillparzers famöse Sappho

und Ahnfrau. Es ist dieses die Schreckensnacht auf dem Schloße Paluzzi, und soll, nach der Wiener Modenzeitung, die darüber viel geschrieben, der berüchtigten Begebenheit in Frankrich mit Madame Manson und Fualdès nachgebildet seyn.

Nach den Berichten befand sich die Wiener Theater-Direction am besten dabei, denn es wurde im ersten Monate seines Erscheinens einige zwanzigmal hinter einander gegeben. Wir wünschen der hiesigen Direction einen gleichen guten Erfolg.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, den 22. Dec. 1818.

In diesen Tagen haben wir wieder stürmische Auftritte im Theater erlebt, zu welchen der bekannte Schauspieler Wurm die Veranlassung gab; sie haben sich indessen so geendigt, wie man unter den Umständen es erwarten konnte. Der Handel muß von Ey an dargestellt werden. Man erinnert sich gewiß noch der Umstände, unter denen Herrn W's Abschied vom hiesigen Theater erfolgte. Die Juden kamen damals in Verdacht, zu seiner Entfernung mitgewirkt zu haben.

Er spielte kürzlich in Aachen während des dortigen Kongresses; man erfuhr, daß der König die Vorstellungen, in welchen er auftrat, besucht, und ihn mit Beifall gesehn habe. Auf einmal verbreitete sich hier in allen Gesellschaften die Sage: „Wurm werde hieher kommen, und wenn das Publikum ihn zu sehen verlangte, solle er mit höchster Bewilligung Gastrollen geben, auch nach Umständen wieder bei dem Theater angestellt werden!“

Wer hätte nicht gern den lustigen Mann auf der Bühne wieder gesehen, der ihm vormals so vielen Spaß, und den Großen in Aachen aufs Neue Vergnügen gemacht hatte, und der o Himmel! — von den Juden verfolgt worden war.

Am Morgen des 17. d. M. hieß es: Wurm sey gestern Abend gekommen, habe in Gesellschaft bei dem Fürsten-Staatskanzler gespeist, und der Fürst habe bei dem Abschiede zu ihm gesagt: Er hoffe ihn noch auf der Berliner Bühne zu sehen! Mit der Ankunft W's hatte es seine Richtigkeit; mit dem andern Umstande aber ist es wie mit der Höhe des Berges Sinai: „Das kann man so eigentlich nicht wissen.“ Aber das Ergebniß des Geredes war: Man muß fordern, daß Wurm spielt! Und an den Abenden des 16. und 17. ward im Theater nach den Vorstellungen Wurms Name gerufen; doch sagte man sich einander in's Ohr: Graf Brühl würde es nimmer mehr freiwillig zugeben: und dann die Juden — O man muß darauf bestehen; ward entgegnet. Es entstanden Verbrüderungen, und man beschloß, am Sonntag Abend, wo das Haus recht voll seyn werde, den Sturm zu wagen. Nun fand man auf dem Anschlagzettel vom Sonntage folgende Anzeige: „Denjenigen respektiven Personen, welche seit einigen Tagen durch Rufen im Theater den Wunsch haben laut werden lassen, den Schauspieler Wurm in Gastrollen auftreten zu sehen, wird hiedurch angezeigt, daß die Verhältnisse es nicht gestatten, diesem Wunsche zu genügen. Graf Brühl.“ Der Widerstand reizte. Jeder Theater-Direktor hat Gegner und Feinde, er sey die Nachgiebigkeit selbst, er kann es nie Allen recht machen. Wurms Partei ward größer, und der Vorsatz, ihm zu helfen, fester. Der Sonntag Abend kam; es war Benjowsky angesetzt, das Haus gedrängt voll. Als der Vorhang aufrauschte, rief man von allen Seiten: Wurm! dann: Regisseur vor! Hr. Wolff erschien nach einer Pause, und fragte, was man verlange: „Wurm soll auftreten!“ Er entgegnete, er wolle es dem Herrn G. Intendanten, welcher abwesend sey, melden und Antwort bringen. „Gut, Bravo!“ Das Stück begann. Nach dem ersten Akte Pochen, Zischen, Geschrei: „Antwort, Wurm, Antwort!“ Hr. Wolff kam wieder, bat um Geduld, da der Herr Graf nicht zugegen sey: Pochen, Toben, Rufen in verschiedenen Ausdrücken. Aber noch ward es wieder allmählig still, und der zweite Akt ging vorüber. Neues anhaltendes Trommeln, Brüllen, dazwischen ein wenig Klatschen der Personen, die den Lärm nicht lieben. Aber das half nichts. Ununterbrochenes Toben und Rufen, bis Herr Wolff kam. Doch der Herr Graf hatte geschrieben, es müsse bei dem Sinne seiner Anzeige bleiben. Nun ward der Lärm ungeheuer, und dauerte auch bei dem Aufrollen des Vorhanges fort. Hr. Labes, als Grustiew: saß da, kam aber nicht zum Worte, er ging, kam wieder. Hr. Gern S. (Stepanof) trat auch auf, umsonst; bei jedem Versuche zu reden, erhob sich unten der Sturm von Neuem. Der König ward in der Loge sichtbar, aber die Eifrigen sahen ihn nicht, und schrieen und pochten fort und fort. Nun kam Hr. Wolff wieder und fragte, ob man fortspielen, oder ob der Vorhang fallen solle. Ja,

lieber Himmel: „Fortspielen!“ hier. „Vorhang nieder!“ dort.

Nun erschien Hr. Mattausch (Gouverneur in Venjowsky); und das wirkte krampfstillend, denn er bat: „Dreißig Jahre lang war ich unter Ihnen, verehrungswürdige Versammlung,“ sagte er ungefähr. „Der Schauspieler hat heilige Pflichten gegen das Publikum, aber er darf auch bitten, und so bitte ich, daß sie uns das Stück zu Ende bringen lassen. Thun Sie hernach was Ihnen beliebt!“ Bravo! erscholl es, nach und nach ward es still bis zum Ende. Da begann der Tumult wieder, aber der Eine hatte Hunger, der Andere war müde, der Dritte heiser, und die Mehrzahl vernünftig. So ging Alles heim; indessen hatten viele sich so verbissen, daß der Versuch gestern Abend bei der Vorstellung von Oedip zu Colonnos wiederholt wurde; doch diesmal scheiterte er gänzlich. Zwar ging es im Anfange des dritten Akts wieder so toll, daß man die starken Stimmen der Frau Milder-Hauptmann und des Hrn. Stürmer, so wie das ganze Orchester, nicht hörte, jedoch ward es wieder still. Am Ende neuer Lärm, aber nun machten einige Verhaftungen dem Tumult ein Ende. Heute reist Hr. Wurm ab. Seine Gönner und die Judenfeinde in allen Ständen trauern. Fast Jedermann hätte ihn gern auf der Bühne gesehen; aber die Gemäßigten billigen die Rücksichten, welche gegen Wurms Auftreten in Berlin Statt gefunden haben.

Hingegen schien sich zu Mons das Publikum in den Kopf gesetzt zu haben, daß ein Theaterdirektor schuldig sey, ihm zu gefallen, ihm gute Schauspieler zu verschoffen, seinen Geschmack zu Rathe zu ziehen, ohne durch Freibillete und bezahltes Klatschen seinen Richterspruch niederdrücken zu wollen, und daß er öffentliche Beschwerden folgsam anzuhören und zu berücksichtigen habe. Diese Einbildungen, welche, wenn man unsere Theaterdirektoren sprechen hört, allerdings sehr sonderbar sind, haben in dieser Stadt noch sonderbarere Scenen herbeigeführt, die im *Journal de la Belgique* erzählt werden, und die wir, mit Angabe unserer Quelle, wiederholen. Als in Mons das Theater nach einer dreitägigen Unterbrechung an einem Sonntage wieder eröffnet worden und eine große Menge Zuschauer versammelt war, foderte gleich nach Aufziehung des Vorhangs eine Stimme unter allgemeinem Beifallklatschen den Direktor hervor. Dieser erschien in langen Beinkleidern, Stiefeln und Ueberrock. Die nämliche Stimme: — „Gehen Sie zurück, mein Herr, sich anständiger umzukleiden; dann kommen Sie wieder, die Befehle des Publikums zu empfangen.“ Der Direktor zaudert; ein allgemeines Pfeifenkonzert bringt ihn zum Entschluße; er geht fort: Stille herrscht bis zu seiner Zurückkunft. Der Direktor, prächtig herausgeputzt und nach drei großen Bücklingen: „Ich willfahre dem Ersuchen der Herren Polizeikommissaire . . .“ — Die Stimme. „Den Befehlen des Publikums.“ — „Also ich erscheine auf Befehl des Parterres. Zu jeder Zeit habe ich mich angestrengt, es zufrieden zu stellen.“ — Die Stimme: „Das ist nicht wahr . . . zur Sache und ohne Umschweife.“ Der Direktor: „Da ich erfahre, daß es dieses Jahr nicht gänzlich zufrieden war. . . .“ Die Stimme: „Es ist es ganz und gar nicht; reden Sie wahr, oder still!“ — Der Direktor: „Da ich wahrnahm, daß es durchaus nicht befriedigt war, so habe ich nichts vernachläßigt. . . .“ — Die Stimme: „Ihre Vorrede nimmt kein Ende. . . . Sie haben sich zu Mons immer so betragen. Sie haben unsere unaufhörliche Nachsicht unaufhörlich so mißbraucht, daß Sie schon längstens verdient hätten, daß man Sie wegjagte; wir wollen Ihnen aber noch einen Beweis unserer Langmuth geben. . .“ Hier setzt die Stimme auseinander, was man vom Herrn Direktor erwarte, mit welchen Subjekten er seine Truppe vermehren solle. Diese Bedingungen eines, zwischen ihm und dem Publikum geschlossenen Waffenstillstandes, werden als unwiderruflich erklärt und man ermahnt ihn, sie zu bewilligen oder seines Wegs zu gehen. Der Direktor läßt sich die Bedingungen gefallen, schwört sie zu erfüllen, und nach dieser Scene, die nach unserer Meinung ihre gute Komödie werth war, kehrt das Schauspielhaus zur gewohnten Ruhe zurück. Es ist nicht überflüßig, zu bemerken, daß die städtische Obrigkeit und die Polizei dieser Diskussion zwischen den beiden Partheien, der bezahlenden und der bezahlten, ihre völlige Freiheit gelassen hatten. Ach! wenn das Parterre von Mons gewisse Theater gewisser Länder besuchte! setzt die Zeitung, woraus wir diese Nachricht schöpfen, hinzu.

---

* Zweisylbige Charade.

Der müde Greis, wann seine Schritte wanken,
Mit Sehnsucht nach der ersten Sylbe blickt;
Um die so gern sich zarte Zweige ranken,
Daß sie der Nordwind nicht zu Boden drückt.

Die Zweite spielt im schönsten, klaren Spiegel,
Um den Vergißmeinnicht und Weiden steh'n.
Das Ganze wird genießbar nur durch Prügel
Und läßt sich hier als Mumie nur seh'n.

Auflösung der Charade in Nro. 5.

Roßbach.

Nro. 7.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 24. Januar 1819.

Vorsicht oder Zufall?

(Eine Erzählung auf Thatsachen gegründet.)

Der Donner der Schlacht war verstummt. Ueber das blutbetriefte Gefilde breitete die Nacht ihren hüllenden Schleier. Nur die Mondessichel durch zerrissene Wolken blickend, erhellte hier und da mit zweifelndem Lichte den Schauplatz des Todes. Schaurig flüsterte der Nachtwind in den Blättern der Bäume. Alles war still umher, nur das Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden berührte noch von fern mit Schmerzenslauten das horchende Ohr. Marie, die schöne Pflegetochter des Leinwebers Berndt, der das äußerste Haus des unweit des Schlachtfeldes gelegenen Dorfes Z... bewohnte, saß auf ihrer Kammer von der Angst des Tages erschöpft und versenkt in düstre, schreckende Bilder von Qual und Leiden, die durch die Töne angeregt wurde, welche von dem Wahlplatze von Zeit zu Zeit durch das geöffnete Fenster zu ihr herüber drangen, auch wohl von der Besorgniß wach erhalten, daß ihr vielleicht in dieser Nacht noch mancher Schreckensauftritt durch die siegenden Truppen veranlaßt werden könnte. Da vernahm sie, eben als der Schlummer endlich seine Gewalt an ihr bewähren wollte, ganz dicht unter ihrem Fenster ein leises Aechzen und Stöhnen. Sie öffnete schnell noch einmal das Fenster und erblickte im bleichen Schimmer des Mondes unter dem dem Fenster gegenüber stehenden Baume einen Krieger, der erschöpft, wie es schien, an allen Kräften in das Gras gesunken war. Kaum hatte ihn Marie erblickt, als er auch sie erblickte, und die Worte: Gott! Erbarmung! ich sterbe! Nur einen Tropfen zur Erquickung! ausgesprochen mit einem wahrhaft herzzerschneidendem Tone, drangen an ihr Ohr, an ihr mitempfindendes Herz. Sie konnte nicht unterscheiden, ob der Flehende Freund oder Feind war. Aber er war ein Mensch, ein Leidender. Genug für Marien, um sie sogleich zur Hülfe aufzuregen. Aber wie sollte sie helfen? Ihren Pflegevater zu wecken, wagte sie nicht, denn wenn der Sterbende ein Feind, — damals ein Franzose oder unter ihren Fahnen dienender Sol-

dat — war, so hieß dies ihn seinem Verderben weihen, denn der Leinweber trug den glühendsten Haß gegen Alles, war nur entfernt mit den Franzosen verbunden war, in seinem ohnedies nicht gar gefühlvollen Herzen. In das Haus hätte er ihn nun schon auf keinen Fall genommen, das wußte Marie zuversichtlich. Was sollte sie thun? Die Stimme des Leidenden rief immer flehentlicher. Schnell ergriff sie den neben ihr stehenden Wasserkrug, eilte die Treppe herab, nahm ein Stück Brod aus dem Schranke auf der Hausflur, öffnete leise die hintere Thür des Hauses, die dem Baume gerade gegenüber war, und wollte schnell dem Leidenden zueilen, da ergriff sie ein plötzlicher Schreck, ein ängstliches Beben durch den Zweifel erregt, ob sie nichts für sich zu fürchten habe, ob der Soldat auch so schwach sey, als er scheine? Eben richtete er sich auf, doch mit dem Rufe: Ach! Engel zögre nicht! fiel er wieder zu Boden. Nun mußte sie zu ihm. Alle Bedenklichkeiten schwiegen. Sie reichte ihm den Krug und das Brod hin. Er trank gierig und verschlang dann einige Bissen mit gleicher Hast. Marie wollte ihm den Krug wieder abnehmen. Da faßte er sie bei der Hand und sagte: Du hast mich vom Tode gerettet, liebes Mädchen, ich fühle meine Kraft erwachen. Ich bin nicht schwer verwundet, aber ich bin verloren, wenn ich den Siegern in die Hände falle. Ihre Wuth war heute grenzenlos. Zeige mir einen Zufluchtsort, mich nur diese Nacht zu verbergen! Ich bin ja auch ein Deutscher und wahrlich nicht Euer Feind. Gezwungen führt' ich die Waffen gegen Euch! — Die Stimme versagte ihm, aber er hielt die Hand des Mädchens fest an seine Brust gedrückt. Das tiefste Mitleid durchdrang Mariens Herz, und dieses wuchs, als sich der Jüngling aufrichtete, und sie bei'm schwachen Mondeslichte, wenn schon entstellt durch Mangel und Noth, die Züge eines feinen, Zutrauen erweckenden Gesichts erkannte. — „Kommen Sie, — sagte Marie nach einigem Besinnen — kommen Sie! wenn Sie etwa hundert Schritte gehen können will ich Ihnen einen Zufluchtsort zeigen. Dort liegt altes Gestein, da ist eine Höle, die Niemand besucht. Es ist nicht geheuer da! Aber Sie werden sich nicht fürchten! Ich weiß sonst wahrlich keinen andern Ort....

Führe mich Engel, sagte der Jüngling, ich folge Dir, und wär's in ein Grab. Er trank nochmals aus dem Kruge und verzehrte das Brod, dann schritt er wankend, doch mit Hast, neben Marien dem Gesteine zu. Dieses war der Rest eines uralten Gebäudes, dessen Bestimmung ganz unbekannt war, das der Aberglaube daher auch zum Wohnsitze von Gespenstern machte. Dichtes Dorngebüsch verbarg es jedem Blikke, so daß keines Menschen Ahnung daselbst etwas anderes, als die rauheste Wildniß vermuthete. Nur auf der einen Seite ließen sich die Dornen auseinander biegen und hier führte Marie ihren Geretteten hinein. Sie zeigte ihm die Höhle, drückte ihm noch einmal mitleidig die Hand, und entfernte sich schnell.

Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie über ihrem Bestreben, Andern Hülfe zu leisten, die Sicherheit ihres Pflegvaters vergessen, sein ganzes kleines Besitzthum in die höchste Gefahr gebracht hatte, denn die Hausthür war offen geblieben, mußte aber auch offen bleiben, wenn sie wieder ins Haus gelangen wollte. Sie fühlte sich daher so beglückt, als ob sie ein großes Geschenk erhalten hätte, da sie sahe, daß Alles hier still und im vorigen Stande sey. Leise schlich sie auf ihre Kammer, und mit dem beseligenden Gefühle, einem Menschen das Leben

gerettet zu haben, das sie zum ersten Male empfand, sank sie endlich in die Arme des Schlummers.

In die Augen des Geretteten aber kam, so erschöpft er auch war, kein Schlaf. Es war nicht sowohl die Gefahr, in der er noch zu schweben meinte, was ihm jenen verscheuchte, als die Engelerscheinung, die ihm fortwährend vor den Augen der Seele stand. In der That konnte Marie, auch ohne Hinsicht darauf, daß er in ihr seine Retterin gefunden, wirklich als ein Engel erscheinen, denn sie war eines der reitzendsten Mädchens ihres Alters und wenn ihm auch das bleiche Mondenlicht die frische Blüthe der Wangen, das dunkle Blau der freundlichen Augen, den zarten Purpur des feinen Mundes, die Farbe des dunkelblonden Haares, das in reicher Fülle den Nacken hernieder floß, entzog, so mußten doch die Züge von Wohlwollen und Liebe auf ihrem Angesichte, die edle hohe Gestalt, der Ton der seelenvollen Stimme sein Herz mit unwiderstehlicher Gewalt ergreifen. Er mußte sich gestehen, nie etwas Huldvolleres, Reitzenderes gesehen zu haben. Aber auch Marien schwebte im Traume noch die Gestalt des Jünglings vor, der seiner Schwäche und seiner nicht schmückenden Kleidung ohngeachtet, noch immer so viel äußere Vorzüge zeigte, daß er einem weiblichen Auge nicht leicht gleichgültig bleiben konnte. Vorzüglich klang ihr der sanfte milde Ton seiner Stimme im Ohre wieder, den sie so an einem Krieger gar nicht zu hören erwartet hatte. Kaum brach der Morgen an, so verließ sie auch mit dem Bestreben, für ihren Schützling zu sorgen, ihr Lager. Dies wurde ihr heute dadurch erleichtert, daß ihr Pflegevater von einem dringenden Geschäfte schon früh in ein nahegelegenes Städtchen gerufen wurde, und zugleich ein dichter Herbstnebel die Gegend bedeckte. So wie daher Meister Berndt das Haus und Dorf verlassen hatte, eilte Marie mit einigen Lebensmitteln versehen den Ruinen zu. Sie schlug absichtlich einen Umweg ein, damit nicht ein Zufall den Zweck ihres Ausgangs verriethe. Als sie an der Höhle sich zeigte, trat ihr auch der Jüngling, der ihrer schon sehnsuchtsvoll entgegengesehen hatte, mit dem Ausdrucke des feurigsten Dankes entgegen. Marie sahe ihn mit stillem Wohlgefallen an. Er hatte aus dem natürlichen Triebe vor dem, den man achtet und liebt, nicht unliebenswürdig erscheinen zu wollen, so viel es sich thun ließ, seine ärmliche Kleidung geordnet, und von dem Staube der Schlacht gereinigt. Denn daß Marie ihn nicht verlassen, daß sie heute ihn wieder sehen würde, das wußte er gewiß, wenn sie es ihm gleich nicht bestimmt zugesagt hatte. Nachdem er die Lebensmittel im Empfang genommen, bat er Marien, sich einige Augenblicke zu ihm zu setzen. Wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, liebes Mädchen, sagte er, ihre Hand ergreifend, so hast Du mich gewiß nicht mit jenen Rohen verwechselt, denen das Handwerk der Waffen zum Schutzbriefe für jede Ausschweifung, jede Unthat dient, und die durch Tapferkeit und Muth im Gefechte die Kränkungen abzubüßen meinen, die sie außer demselben der Unschuld und Armuth zufügen. Mein Gewissen drückt kein Fluch. Vielmehr weiß ich, daß mir der Dank von manchem Schuldlosen gefolgt ist, dem ich Schutz und Rettung in dringenden Gefahren brachte. Das lohnt mir der Himmel jetzt durch Dich, durch Dich. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünfter Gesang aus: Otfried.

(Fortsetzung.)

9. Wohl herrlich strahlen dort die güld'nen Lichter,
Doch Dichters Ruhm strahlt schöner. Mit Geduld
Bewaffne sich, mit Stolz der brave Dichter,
Verscherz' ihn nicht um schnöde Gnad' und Huld.
Es ist die Nachwelt ein gerechter Richter,
Und tilgt der geiz'gen Mitwelt karge Schuld:
Die wird Dich nimmer nach Gebühr belohnen;
Doch jene reicht dem Dichter seine Kronen.

10. Und von Jahrhundert zu Jahrhundert klingen
Erhabne Lieder fort, in Ewigkeit.
Unsterblichkeit, sie sey des Dichters Ringen,
Des Dichters Lohn heißt auch Unsterblichkeit.
Mit Gott! So laßt mich treulich dafür singen,
Nicht für die Erdengötter meiner Zeit.
Mir sind die Worte klar und wach geblieben,
Die Du, mein Rüter, früh an mich geschrieben:

11. „Nicht wähn', mein Otfa, das vergehen werde
Der Hochgesang, getreuer Brust entflammt.
Was irdisch ist, begräbt der Schlund der Erde,
Indeß das Gottverwandte geistig flammt.
Zum Orkus schleichet die profane Heerde,
Zu ewiger Vergessenheit verdammt.
Getreue Seelen trägt auf Adlerflügeln
Die Muse zu des Nachruhms Sonnenhügeln."

12. „Am Staube klebt die Schaar der Ungeweihten,
Vergänglich, wie ein hohler Morgentraum.
Sie gehen unter in dem Strom der Zeiten,
Und ihr Gedächtniß stirbt, ein flücht'ger Schaum,
Indeß die Sänger auf den Fluthen schreiten,
Der Strom benetzet ihre Sohle kaum.
Denn Namen, hehr durch Seelenvolle Töne,
Hebt aus dem Wogenstrudel Melpomene."

13. „Zwar leben manche in des Enkels Munde,
Die nimmer labte Agamippens Born;
Doch stand mit ihnen Poesie im Bunde:
Das Lob des Sängers ist des Helden Sporn.
Und schenkt der Greis, der göttliche, die Kunde
Von des Peliden fürchterlichem Zorn.
Ruhm krönt Achill'n, weil Hektorn er bezwungen?
Nein, weil Homer so herrlich ihn gesungen."

14. „Sie mögen in die Gruft den Leichnam betten;
Des Grabes Siegel sprengt die heil'ge Macht.
Vergeblich schlingt der Tod die schwarzen Ketten,
Vergeblich kämpft das Reich der alten Nacht.
Wohl wird die Muse siegend den erretten,
In dem ihr reines Feuer angefacht.
Die Nachwelt, der Gerechteste der Richter,
Belohnt mit reichen Kränzen brave Dichter." —

15. Was ich noch sagen möchte, spricht aus diesen
Gedieg'nen Worten, auf ein schönes Glück
Hat uns der güt'ge Himmel angewiesen. —
Doch zur Geschichte kehren wir zurück,
Und wollen dies Präludium beschließen.
Auch ist es endlich Zeit, daß wir den Blick
Auf die entflohene Mathilde senden,
Und uns zurück zum dritten Sange wenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Kaiserin Josephine.

(Beschluß.)

Einige Wochen nachher wurde der Vicomte vor das Revolutionsgericht gestellt und sogleich zum Tode verurtheilt. Er starb mit großem Muthe, und weihte nur dem Schicksale seiner Frau und seiner Kinder eine Thräne, ohne zu ahnen, daß das Blutgerüste, worauf er sein Leben verlor, die erste Stufe zu Josephinens Throne war. Die Nachricht von seinem Tode warf sie auf's Krankenbette. Der Kerkermeister, von welchem man ärztlichen Beistand verlangte, antwortete kalt: sie brauche keinen Arzt, da sie ihrem Mann vielleicht schon am nächsten Tage folgen werde. Schon hatte man ihr eine Abschrift der Anklage zugestellt, was immer ein sicheres Zeichen naher Verurtheilung war, schon hatte sie, ihren Tod voraussehend, ihre schönen Haare abgeschnitten, um dieselben ihren Kindern als Andenken zu hinterlassen, als Robespierres

Fall ihr plötzlich die Freiheit verschaffte. Aber nur neues Unglück schien sie zu erwarten. Das Eigenthum ihres Hauses war eingezogen, und die Verheerungen in St. Dominge raubten ihr jede Hoffnung, aus Westindien Hülfsmittel zu ziehen. In dieser Lage kam ihr die freundliche Unterstützung der Frau Tallien und einiger andern Freundinnen entgegen, und so konnte sie, nach langer Zurückgezogenheit, wieder in den fröhlichen Kreisen der Hauptstadt erscheinen. Sie und Frau Tallien zeichneten sich um jene Zeit durch die griechische Tracht aus, und in solchem Anzuge erschienen sie bei den sogenannten Bürgerfesten, im Schauspiele und in den Gesellschaften bei den Direktoren. Der Direktor Barras wurde der Bewunderer der schönen Frau, und nahm so lebhaften Antheil an ihr, daß sie durch seinen Einfluß einen Theil der Güter ihres Mannes, als Schadenersatz, wie man es nannte, wieder erhielt. Dazu gehörte hauptsächlich Malmaison, das sie von Zeit zu Zeit bewohnte, und schon damals mit seltenen und kostbaren Pflanzen zu schmücken begann. Hier bildete sich ihre Neigung zur Pflanzenkunde aus, hier benutzte sie ihre Muse zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse und sorgte für die Erziehung ihrer Kinder, die sie mit inniger Liebe umfaßte. Schon verriethen diese die glücklichsten Anlagen, und ihre Mutter würde nur durch den Gedanken bekümmert, daß ihre Lage ihr nicht erlaubte, die Ihrigen würdig zu versorgen. Wunderbare Ereignisse aber wurden schon vorbereitet, das Glück ihres Hauses zu gründen. Die schöne Wittwe gab ihre Hand einem jungen Krieger, der nichts als seine Pension besaß. Bonaparte versprach, ihre Kinder als seine eignen zu behandeln, und dieses Versprechen hat er immer treulich gehalten. Gleich nach der Vermählung ging der General über die Alpen, und der Oberbefehl über das italienische Heer, war, wie man sagt, die Mitgift seiner Braut.

Nach Bonapartes Rückkehr aus Aegypten soll Josephine, wie ihre Freunde sagen, die Wiederherstellung des Hauses Bourbon gewünscht haben. Man behauptet sogar, daß sie von der Zeit an, wo ihr Mann von Stufe zu Stufe die höchste Gewalt erreichte, einen Hang zur Schwermuth verrathen, und daß selbst die Krone, die er endlich auf ihr Haupt setzte, sie nicht zu trösten vermocht habe. Wenn es wahr ist, was man erzählt, daß man ihr auf der Insel Martinique gewahrsagt habe, sie werde einige Zeit die Gemahlin des Beherrschers eines großen Volkes seyn, aber bald nachher, ihrer Herrlichkeit beraubt, sterben — so würde sich jene Schwermuth leicht erklären lassen.

Nie ward Josephine durch den Glanz der Hoheit verblendet. Sie ließ nicht ab, Bonaparte das Thörige auswärtiger Eroberungen zu zeigen, und foderte ihn auf, den weisern und edlern Entwurf auszuführen, Frankreich durch Beförderung des Handels und Ackerbaues glücklich zu machen.

Napoleons Ehrsucht zerriß endlich auch das Band, das der Papst heimlich gesegnet hatte. Josephine begab sich gleich nach der feierlichen Scheidung (den 16. Dec. 1809) nach Malmaison, wo Napoleon sie, bis zu seiner Wiedervermählung, täglich besuchte. Hier lebte sie, umgeben von ihren alten Freunden, welche sie mitten im Glanze der Hoheit bewahrt hatte. Ihre beträchtlichen Einkünfte setzten sie in den Stand, die herrlichsten Pflanzen aus allen Weltgegenden kommen zu lassen, und in ihren Vogelhäusern das Seltenste und Schönste zu versammeln. Enten vom Hudsonsflusse und der schwarze Schwan aus Neu-Holland schwammen auf dem murmelnden Bache, der durch Gebüsche und anmuthige Wiesen rann.

Aber unter diesen freundlichen Umgebungen fand sie nicht Linderung für den Trübsinn, der auf ihrer Seele lag. Bald nach Napoleons Vermählung begab sie sich nach Navarre, einem Gute, das er ihr geschenkt, und zu dessen Wiederherstellung er ihr eine Million Franken vorgeschossen hatte. Diese Summe und ihre jährlichen Einkünfte von drei Millionen, setzten sie in den Stand, sich ihrem Hange zu edler Freigebigkeit zu überlassen. Die ausgezeichnetsten Frauen versammelten sich um sie. Ihre Tochter, die zuweilen an dem Hofe des Kaisers erscheinen mußte, kam immer mit Entzücken nach Malmaison zurück, und selbst die Pariser zogen die erlesene Gesellschaft, welche sie bei Josephinen fanden, dem Hofe in den Tuillerien vor. Als man dies einst gegen sie äußerte, gab sie zur Antwort: „Ich habe mein ganzes Leben unter denjenigen zugebracht, die jetzt den Hof bilden, und kann daher über mehrere Gegenstände und mit größerer Leichtigkeit sprechen, als eine fremde Prinzessin, die unsere Sitten und unsere Sprache nur unvollkommen kennt. Aber man sollte sich deshalb nicht über die Kaiserin beklagen, sondern jeder vielmehr bemüht seyn, ihr Frankreich theuer zu machen, da sie ihre Heimath verlassen hat, um unter Fremden zu wohnen." So suchte Josephine, statt Unmuth gegen ihre Nebenbuhlerin zu hegen, so viel sie vermochte, zu dem Glücke derselben beizutragen. Edelmüthig theilte sie Bonapartes Freude, als seine Gemahlin ihm einen Sohn geschenkt hatte. Sie verlangte das Kind zu sehen, und zeigte stets warmen Antheil an dessen Schicksale. Dies waren die letzten glücklichen Tage einer ausgezeichneten Frau, welche, wie ein glänzendes Luftgebilde, eine kurze Zeit geleuchtet hatte, um plötzlich zu erlöschen.

Die drei größten Narren.

Zu Ende des dreißigjährigen Krieges starb ein alter Edelmann, und hinterließ als den Erben seines großen Vermögens, seinen einzigen Neffen, der damals gerade zu Heidelberg den Studien oblag. — Als nun nach gehöriger Frist das Testament geöffnet wurde, fand sich jedoch folgende sehr sonderbare Bedingung, unter der allein der Erbe die Verlassenschaft antreten könnte; im widrigen Falle sollte aber alles Hinterlassene einigen Klöstern, die benannt waren, anheim fallen. — Die Bedingung war folgende: der Neffe sollte mit seinem Hofmeister, und noch irgend einem verständigen Menschen, ganz Deutschland, Welschland und Frankreich durchreisen, um die drei größten, damals lebenden Narren ausfindig zu machen; ihre Namen sollten sodann in dem Familien-Saale, in den drei Feldern, die über dem Eingang angebracht waren, verzeichnet werden. —

So gerne nun Friedbert, so hieß der Neffe, daheim geblieben wäre, um von dem Vermögen des Erblassers ein angenehmes Schlaraffenleben zu führen, so sehr sah er sich nothgedrungen, die bestimmte Bedingung zu erfüllen; da überdieß ein äußerst strenger Vollzieher dieses letzten Willens eingesetzt war. — Nach vollbrachter Reise, hieß es ferner im Testamente, sollte ein versiegeltes Päckchen eröffnet, und das ganze Vermögen in die Hände des Erben gegeben werden. —

Nun machten sich die drei Herren auf die Reise, durchzogen in drei Jahren ganz Deutschland, Frankreich und Welschland, und hatten so viel tausend Narren gefunden, daß sie in keine kleine Verlegenheit kamen, als sie die drei größten bestimmen sollten. — So kamen sie wieder in ihre Heimath zurück, und beschlos-

sen, die sonderbare Wahl erst nach der Eröffnung jenes oben erwähnten versiegelten Päckchens vorzunehmen. —

Mehrere Verwandte, die mit kleinen Antheilen an der großen Erbschaft bedacht waren, die Aebte der drei Klöster und unsere drei Helden, traten nun eines Tages unter dem Vorsitz jenes strengen Vollziehers zusammen, um die Sache einmal zu beendigen. — Das Päckchen wurde entsiegelt, und man fand unter einem großen Wuste leeren Papiers, ein beschriebenes Blättchen folgenden Inhaltes:

„Da ich meinen Herrn Neffen als einen faulen Schlauch kannte, und wohl wußte, daß er, statt die Welt uud die Menschen kennen zu lernen, daheim bleiben und seines Wanstes pflegen würde, so machte ich diese Bedingung: ihn in die Welt hinaus zu treiben. — Für die Anmaßung aber, unter den Millionen Narren, die der liebe Herr Gott füttert, die drei größten ausfinden zu wollen, befehl' ich, daß die Namen der drei Herren Narrenritter selbst in jene offene Felder eingetragen werden, ansonsten ich meinen Neffen enterbe, und jenen bereits bekannten Klöstern mein Vermögen vermache. —"

Wollte Herr Friedbert oder nicht, so mußte er sich der neuerlichen Grille seines Ohms fügen, und sich nnd seine beiden Genossen an die Spitze des großen Narrenthums stellen. —

---

* Die blinden Weltbeherrscher.

Timotheus und Aesopus.

T. Erkläre mir doch, warum das Glück, die Liebe und die Gerechtigkeit blind genannt werden?

A. Weil sie wirklich zum Theil gänzlich, zum Theil des Gesichts, wenn gleich nicht unheilbar, beraubt sind. Der Unterschied zwischen diesen drei unglücklichen Personagen ist ungefähr dieser. Fortuna hat ohne Zweifel den Staar, den schwarzen, und ist daher unheilbar blind. — Zu ewiger Nacht verdammt, tappt sie unter den Lebenden herum und herzt nicht selten einen Esel in der Meinung daß es Löwe sey. Amor kann wegen seiner Augenbinde nicht sehen, sobald sie ihm aber abgezogen wird, sieht er oft so hell, daß ihm die Augen übergehen. Themis hingegen, aus Besorgniß, daß sie mit ihren zwei gesunden Augen noch nicht hell genug sehen könne, hat ihre Nase mit so viel Brillen bewaffnet, daß sie jetzt vor lauter Brillen oft gar nichts sieht.

T. Da wäre ihr wohl noch zu helfen.

A. Allerdings! wenn sie nur auch taub wäre.

T. Desto besser scheint sich ihr Gefühl geschärft zu haben.

A. Gewiß, zumal der Tastsinn. Der ist so fein, daß sie sogar den Unterschied zwischen gewichtigen und ungewichtigen Argumenten heraus zu fühlen vermag.

---

* Anekdote.

Zur Erklärung der Frage in Nro. 4. Woher mag der Ausdruck kommen. „Er hat einen Haarbeutel — für — er ist berauscht.

In den Zeiten, wo die Haarbeutel Mode waren, bedienten sich solcher auch die Offiziere, wenn sie in Civilkleidern waren. Ein gewisser bekannter Staabsoffizier, dessen Name uns entfallen, war eines Tages, in solchem Anzug in Gesellschaft, als der kommandirende General in dem Ort ankam, und die Garnison durch die

Lärmtrommel auf den Paradeplatz rief. Schnell eilte das Militair herbei. Auch unser Offizier säumte nicht. Sporenstreichs lief er zu Hause, kleidete sich um, und begab sich gleichfalls nach dem Paradeplatz. Allein er war der Letzte, der erschien, so sehr hatte ihn die Umkleidung aufgehalten. Als er ankam, war Jedermanns Auge auf ihn gerichtet. Bald entstand ein Gesüster in den Reihen, und man vernahm die Worte: Haarbeutel! Ein Haarbeutel!

Der Offizier stutzte, doch wie erschrack er, als der General zu ihm sagte; wie kommen Sie heute zu einem Haarbeutel. Er wußte sich nicht anders zu verantworten, als daß er in Gesellschaft gewesen und vielleicht zu viel getrunken habe, indem er glaubte, der General deute durch den Haarbeutel auf seinen Rausch. Dieses war indeß nicht der Fall, sondern er hatte beim Umkleiden vergessen den Haarbeutel abzunehmen, welcher dann, bei der Uniform, freilich eine klägliche Figur spielte. Seit dieser Zeit ist es gebräuchlich geworden, statt: er hat einen Rausch, einen Haarbeutel zu sagen.

---

* Aphorismen.

Mit der ersten Lüge geht es wie mit der ersten Prise Toback; bei dieser nießt man, bei jener wird man roth.

Die Liebe wird nur gefährlich, durch die erhabene Idee, die man zuweilen sich von ihr macht.

Launen sind das Salz der Liebe; ohne Salz verdirbt alles.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Charade.

Er und Sie.

Er.

Kennst du das Wort, es stammt aus fremden Landen,
Acht Zeichen bilden seinen schönen Klang;
Es hält das Weltenall mit festen Banden,
Und seine Töne klingen wie Gesang? —
Nur vier von seinen ersten Zeichen trüben,
Mit ihren Schatten nie dein frohes Herz:
Doch würdest du mich einmal nicht mehr lieben,
Dann brechen sie nur schnell mein armes Herz!

Sie.

Wohl kenn' ich es, das Wort aus fremden Landen!
Es folgt so gern der Liebe zarten Spur;
Denn seit der Zeit, wo wir uns liebend fanden,
Umschwebt es mich im Hain, wie auf der Flur.
Doch fragst du mich: ob ich je von dir weichen,
Dich einst nicht mehr, wie heute lieben kann;
Dann sagen leise die vier letzten Zeichen,
Ob meine Liebe endet, wo und wann.

Beide.

Umschwebe uns mit deinen zarten Schwingen,
Du Götterkind auf düstrer Erdenbahn!
Daß wir dir unsers Dankes Opfer bringen,
Wenn wie verklärt uns deiner Schöne nah'n.
Dort, wo an Lethe's sanften Wunderwellen
Der Erdennächte helle Morgen graun,
Dort werden wir, bekränzt mit Immortellen,
Dich, Herrliche! in deiner Heimath schau'n!

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 6.

Stockfisch.

Nro. 8.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. Januar 1819.

Fünfter Gesang aus: Otfried.

(Fortsetzung.)

16. Sie stand vom Lager auf, in Furcht und Zagen,
Mit leisem Tritt, um stiller Mitternacht:
Die Flucht mit jenem goldnen Stab zu wagen.
Der Zauber war im Augenblick vollbracht.
Wohin nun sollte sie der Zelter tragen?
Das hatte noch das Mädchen nicht bedacht.
Doch trug das Rößlein sie mit Pfeiles Eile,
Durch Feld und Heide fort, schon manche Meile.

17. D'rob aber tadelt mir sie nicht. Ich wette:
Das hätt' auch Manche nicht bedacht. Fürwahr,
Sie war zufrieden, daß sie nur sich rette,
Aus immer näher dringender Gefahr;
Gesteht es mir nur ein. Wohin auch hätte
Sie sich jetzt wenden sollen? Freilich war
Wohl eine Freistatt Otfrieds Schloß der Scheuen;
Doch möchtet Ihr der Jungfrau das verzeihen?

18. Hier steht ein Wort am Platz, — was ich schon immer
Auf meiner Lippe trage — wie mich dünkt:
Um Alles mag ich nicht das Frauenzimmer,
Dem jedes Wort die blasse Wange schminkt,
Und was vor lauter Blödigkeit fast nimmer
Zu reden weiß, deß Aug' zur Erde sinkt,
Wenn man es fragt, und ängstlich stotternd zittert;
Und was am liebsten seine Gänse füttert;

19. Doch, was das große Wort beständig führet,
Und, unverschämt in ernster Männer Streit,
Mit grober Stimme vorlaut decidiret,
Entfernt von weiblicher Bescheidenheit;
Sich mit erborgter Kunst, bald prüde zieret,
Bald dahlet bis zur Unanständigkeit;
Was wie ein Kutscher fährt, und flucht, und reitet;
Wie ein Dragoner durch die Gassen schreitet;

20. Kurz: tollkühn ist, verwogen, ungebändig,
Gleich einem ungezähmten wilden Thier,
Das war ein Scheul und Greuel mir beständig,
Und bleibt ein Greul und Scheuel ewig mir! —
Wenn's aber nun gefällig wäre, fänd' ich:
Zurücke zu Mathilden kehrten wir.
Der weiße Zelter mit dem Purpurzügel
Trägt sie bergauf, bergab, als hätt' er Flügel.

21. So, unaufhaltsam, immer weiter trabend,
Durch Tag und Nacht, im windesschnellen Trab,
An Meeres Ufer kam sie einst am Abend,
Nach schwülem Tag. Sie stieg vom Rosse ab,
Der Ruh' zu pflegen. Kühlung weh'te labend
Vom Meere her. Als vor dem goldnen Stab
Das Roß verstob, warf sie die schlanken Glieder
Zu süßem Schlummer auf den Rasen nieder.

22. Der Holden müde Lebensgeister waren
Vom festen Schlaf bewältigt alsobald;
Nicht ahnend neue Stürme und Gefahren.
Da, siehe, traten aus dem nahen Wald,
Dem Strande zu, gar wilder Männer Schaaren,
An Kleidung seltsam, seltsam an Gestalt.
Wie stutzten sie, als sie Mathilde sahen! —
Und eine Barke sah man dann sich nahen.

23. Drauf unterred'ten sie sich unverständlich,
(Mathilde schlummerte so sanft und süß.)
Da rief der Führer: — an der Kleidung kenntlich —
„Gepriesen sey der Himmel! Denn er ließ
Uns finden, was wir lange suchten, endlich.
Sprecht, welches Mädchen schöner ist, als dies?
Nichts Schön'res wird auf aller Erden Runden,
Nichts Schöneres im Himmel selbst gefunden."

24. „Wie sie da liegt, von Majestät umflossen!
Seht, wie des seid'nen Haares Lockengold
Sich auf der Brust, aus Elfenbein gegossen,
In Wellen, und in tausend Wellchen rollt!
Der schöne Mund, halb offen, halb geschlossen,
Wie freundlich lächelt er, wie sanft und hold!
Ja, die das Schicksal meint, ist diese Eine,
Ist diese Wunderschöne, oder Keine!"

25 „Drum in die Barke tragt sie ohne Säumen,
Auf starken Armen, säuberlich und sacht,
Sie nicht zu stören in den süßen Träumen."
Kaum ausgesprochen, war es schon vollbracht.
Es schwebte schon in weiten Meeresräumen
Das schwanke Schifflein durch die stille Nacht,
Eh' unsre Maid, die träumend Otfrieds dachte,
Im Raum des Schiffs aus ihrem Schlaf erwachte.

26. Wer kann den Schreck und das Entsetzen malen,
Als sie nun wach das Aug' gen Himmel schlug,
Und ödes Meer des Mondes blasse Strahlen
Beschienen; als der Boden, der sie trug,
Beweglich schwankte! Wohl zu hundert Malen
Rieb sie das schöne Auge sich, und frug
Sich selbst: ob nicht des Schlafes schwere Ketten
So fest ihr Geist und Sinn befangen hätten.

28 Doch nun vermißte sie das Stäblein, gülden,
Und sprang empor, von Ahnung aufgescheut.
Mit einemmale zeigte sich Mathilden
Das ganze Bild der grausen Wirklichkeit:
Auf einem Schiff allein; umringt von wilden
Und unbekannten Männern; weit und breit
Das graue Meer in seiner tiefen Höhle! —
Doch faßte sich Mathildens hohe Seele.

28. Nicht Furcht dem wilden Männerschwarm zu zeigen,
Nicht Angst vor dichtumrauschender Gefahr,
Trat sie mit würdevollem Stolz — der eigen
Dem Schönen ist, — kühn zu der Räuber Schaar.
Da sah man Alle sich zur Erde neigen,
Als nahe eine Fürstinn sich. Wohl wahr:
All überall beherrschet die Gemüther
Der Anmuth Reiz — ein freundlicher Gebieter!

29. „Wie eure Blicke sich zu Boden schlagen!
Ihr schämet euch unmännlich feiger List.
Drum wie ich hieher kam, nicht will ich fragen,
Die Antwort euch ersparend. Doch ihr müßt
Des Schiffes Ziel mir kündigen; und sagen:
Wo unsers Ankers letzter Boden ist:
Weshalb ihr mich geraubt; und ob gen Süden,
Gen Norden mich das Schicksal hat beschieden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung.)

Der Krieger schien einen Augenblick in ihrem Anschauen wie versunken. Marie fühlte sich von süßer unbekannter Gewalt ergriffen. Sie schlug beschämt die Augen nieder, und war unbeschreiblich reizend in dieser Stellung. Hingerissen vom Zauber der Anmuth, wollte der Jüngling schon den Arm um die zarte Gestalt schlingen, da stand er schnell auf, trat von ihr zurück und sagte mit wehmüthigem Ernste: Nein! weiß ich doch nicht, ob der Keim des Todes nicht schon in meinem Innern wohnt? Wie könnte ich Dein blühendes Leben der Gefahr der Ansteckung aussetzen! Nein Marie, entferne Dich von dem Unglücklichen! Ueberlaß mich meinem Schicksale! — —

Das kann ich nicht, erwiederte schnell mit dem Tone des tiefsten Mitleids Marie, bei Gott! das kann ich nicht! —

Nun denn! fuhr getröstet der Jüngling fort, so setze Dich mir gegenüber, und höre das Wenige, was ich Dir zum Aufschlusse über meine Person mittheilen kann; Ich bin der Sohn ei-

nes Weingärtners in den Rheingegenden. In dem Hause meiner Aeltern herrschte seine Sitte, und es schien, als hätten sie einst glücklichere Tage gesehen und in höhern Verhältnissen gelebt. Ich habe sie kaum gekannt, denn sie starben früh und hinterließen mir so wenig, daß der Vormund, der mich nunmehr zu sich nahm, mich kaum davon erziehen konnte. Von meiner Mutter erzählte er mir viel, daß sie eine treffliche Frau gewesen, und mich, besonders nachdem sie sich von einer Tochter, die jünger als ich war, trennen müssen, mit unaussprechlicher Liebe umfaßt habe. Alles, was ich von dieser guten Mutter besitze, setzte der Krieger hinzu, ist — dieses Kreuz!

Bei diesen Worten zog er ein schwarzes Kreuz hervor, das er an einem gleichen Bande auf der Brust trug. Es war von Holz sauber gearbeitet und mit einem goldenen Ringe zum Anhängen versehen....

Kaum erblickte Marie das Kreuz, so rief sie voll Erstaunen aus: Mein Gott, das ist ja ganz dem meinen gleich, ganz so groß, so sauber gearbeitet! Selbst die Blättchen an der untern Spitze eben so wie bei dem meinen... Sie hielt es lange beschauend in der Hand, indeß der Jüngling in Nachdenken versunken neben ihr stand. — Wie? auch der Buchstabe auf der andern Seite eingegraben? fuhr mit steigender Verwunderung Marie fort.

Vielleicht doch nur Zufall! erwiederte der Soldat in einem Tone, der nicht ganz seinen Glauben daran bestätigte. Dann setzte er nach einer Pause hinzu: Höre Marie, nimm dies Kreuz mit und vergleiche es mit dem Deinen. Eine seltsame Ahndung steigt in mir auf. Wie? wenn wir diese Kreuze von einer Hand bekommen hätten, Marie? wenn — wenn wir Geschwister wären?

Marie erschrack heftig. Die Freude über die Möglichkeit, in dem ihr wahrhaft liebenswerth scheinenden Fremden einen Bruder zu finden, wurde sehr getrübt durch die Verhältnisse, unter denen sie ihn gefunden, auch schien im tiefsten Grunde ihres Herzens sich etwas zu regen, was ihr die Bestätigung jener Möglichkeit gerade nicht wünschenswerth machte. Wer erräth es nicht, daß dies die ersten Spuren aufkeimender Liebe waren. O! wie oft bedarf es nur eines Blicks, ihr Feuer zu entzünden, und wie oft wählt das Schicksal die seltsamsten Verhältnisse dazu! Marie nahm das Kreuz aus der Hand des Jünglings mit der Versicherung, daß sie es noch diesen Abend ihm wieder bringen werde. So entfernte sie sich, denn die Sonne fing bereits an den Nebel zu zertheilen, und sie mußte fürchten, ihr Geheimniß der Gefahr der Entdeckung Preis gegeben zu sehen, wenn sie vielleicht spähenden Neugierigen begegnen sollte. Unterwegs sann sie über den Vorfall ernster nach, besonders ging sie mit sich zu Rathe, ob sie ihren Pflegvater doch nicht davon unterrichten sollte? Indessen sie kannte seine strenge, harte Denkungsart, seinen Haß gegen die Feinde, seinen Eigennutz, der ihn, ob er gleich nicht arm zu nennen war, die Ernährung seiner Pflegetochter schon als eine drückende Last empfinden ließ, so reichlich sie auch durch Fleiß und Arbeitsamkeit ihren Unterhalt selbst verdiente. Und sollte sie ihm noch ihren Bruder zuführen, und obendrein in dem hülflosesten Zustande? Und war er jenes nicht, die Aehnlichkeit der Kreutze nur ein Zufall, was mußte das Schicksal des Unglücklichen werden? Schon sahe sie ihn als Gefangenen allen Mißhandlungen der wüthenden Gegner ausgesetzt, schon hörte sie seine Klagen, daß sie sein Zutrauen getäuscht, ihn verrathen habe. In Zweifel und Bedenklichkeiten verlo-

ren, trat sie in ihre Wohnung, und holte sogleich ihr Kreutz hervor, welches wirklich dem andern durchaus in Allen ähnlich war. Noch war sie in Betrachtung derselben versunken, da sahe sie im Aufblicken ihren Pflegevater schon wieder seinem Hause zuschreiten. Schnell verschloß sie die Kreutze in ihrer Lade, und eilte, unbefangen sich stellend so gut sie konnte, dem Rückkehrenden entgegen. Er schien sehr übler Laune zu seyn. Diese wurde erklärlich dadurch, daß er Marien meldete: es würden noch diesen Abend befreundete Truppen als Einquartierung ins Dorf kommen, auch sollte, wie er gehört habe, die ganze Gegend untersucht werden, ob sie zu Anlegung von Schanzen und andern Befestigungen tauge. Man denke, wie Marie bei dieser Nachricht erschrack. Nun mußte der Zufluchtsort ihres Schützlings gewiß entdeckt werden. Ihm dies zu melden und zur weitern Flucht behülflich zu seyn, war ihr erster Gedanke; allein wie sollte sie ihn ausführen, ehe die Truppen kamen? Am Tage konnte sie unbemerkt von Meister Berndt ihre Wohnung nicht verlassen, und hätte sie auch einen Vorwand dazu gefunden, durfte sie darauf trauen, daß das Ziel ihres Ganges nicht entdeckt werde? Sie war in der peinlichsten Angst, das Schicksal des Jünglings lag ihr wie ihr eigenes am Herzen, und eine dunkle Ahnung sagte ihr; daß beide nun aufs innigste verbunden seyen. So gelangte sie zuletzt zu dem muthigen Entschlusse, in der Zeit, wo die Einwohner des Dorfes mit Vorbereitungen zur Aufnahme der nicht ersehnten Gäste beschäftigt waren, eiligst sich zu den Ruinen zu begeben, und dem Versteckten noch einige Lebensmittel, und einen alten Rock ihres Pflegevaters, den sie einst von ihm erhielt, um sich ein Kleidungsstück davon zu fertigen, zur Bekleidung zu bringen. Allein wer malt ihren Schreck, als sie den Jüngling nicht mehr fand, auch nirgends, so weit sie forschte, eine Spur von ihm entdekken konnte, außer daß sie eine Flinte und einen Degen, den sie für die seinigen hielt, in einiger Entfernung liegen sah, und in der Höhle eine frische Auflockerung des Bodens durch Aufgrabung zu bemerken glaubte. Auf längeres Forschen durfte sie sich nicht einlassen. Sie eilte daher in der wehmüthigsten Simmung mit thränennassen Augen in ihre Wohnug zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Versuchung.

1.

Die erste Bombe.

„Die trigonometrischen Größen" lehrte mir mein Herr Professor, und legte dazu, im Eifer für das schwere Studium der Mathematik, beide Zeigefinger an die Nase: „machen eine eigene Art von transcendenten Größen aus. Du weißt, mein Sohn, was unter Sinus versus, Tangente, Sekante, Cosinus u. s. w. zu verstehen ist: eben so weißt Du, daß man, wenn der Halbmesser eines Kreises, aequal 1 gesetzt wird, die Peripherie des Kreises, in ganzen Zahlen nicht ausdrücken kann, und daß nur durch Näherung für die halbe Peripherie, durch Hülfe der Differenzial-Rechnung, die Zahl . . . . er nannte mir einen ungeheuer langen Decimalbruch,*) den ich schon lange wieder vergessen habe, und schrieb ihn auf die große schwarze Tafel hin; ich starrte darauf ohne Sinn und Ver-

*) Für Mathematiker bedarf es keiner Erwähnung, daß hier die Zahl 3, 14159265358979323846264338327950288419716939937510582097494459230781640628620899862089986280348253421170679821480865132923066470038446 gemeint sey.

stand, denn ich konnte heute nicht denken. Schon, weil die trigonometrischen Größen zu den endlichen gehörten, waren sie mir fatal; die unendlichen Größen — die hätte ich heute studiren mögen; ich weiß auch warum.

Mein Herr Professor war Wittwer, und hatte sich eine Verwandte, Karolinchen Selber, zur Erziehung seiner einzigen Tochter und zur Führung des Hauswesens, aus der Ferne verschrieben. Lina war heute früh angekommen, und hatte mit mir so freundlich und herzlich gesprochen, und dabei ein Paar seelenvolle Blicke auf mich fallen lassen, daß meine gesammte höhere Mathematik zu Boden sank.

Ich mochte mich zusammen nehmen, so viel ich wollte, die verdammten Zahlen schwammen mit allen Wurzeln, Brüchen und Gleichungen, wie von einem Wirbel getrieben, durch einander, und mein Herr Professor, der mich in seinem Leben so zerstreut nicht gesehen hatte, fuhr vor Aerger über meinen gänzlichen Mangel an mathematischer Anstelligkeit, mit der Kreide auf der schwarzen Tafel hin und her, als ob er besessen wäre.

Ich dankte dem Schöpfer, als die Stunde der Erlösung schlug, eilte auf mein Zimmer, ärgerte mich über mich selber, weil ich heute platterdings nichts hatte begreifen können, und freute mich nebenbei, weil die allerliebste Nichte mich ihres freundlichen Wohlwollens zu würdigen geschienen. Nun sollte, meinte ich, das Leben hier im Hause, erst erträglich werden; denn bis jetzt hatte ich vom Morgen bis zum Abend von nichts sprechen gehört, als von den Funktionen, Normalen und Subnormalen, von Winkeln und krummen Linien, und von solchem trockenen Gute, daß ich im Stillen oft die ganze liebe Mathematik in das Pfefferland wünschte.

Mamsel Gustchen, die kleine Professorin, ein achtjähriges Ding, des Vaters Abgott, und von ihm auch dem Zahlenpriester Archimedes zum Opfer geweiht, machte mich mit ihrem verzweifelten Kopfrechnen gar toll, denn bei Tische, der einzigen Zeit wo ich das Kind sah, war es dessen höchster Genuß, mir Exempel aufzugeben, die einen Hexenmeister, geschweige denn mich, in Angstschweiß versetzen konnten; so hatte das kleine heillose Gustchen mich erst gestern Mittag noch mit der Frage gequält, wie viel ich für 600 Thlr. Ochsen à 40 Thlr., Schweine à $5\frac{1}{2}$ Thlr. und Schafe à $1\frac{1}{3}$ Thlr. kaufen könne, wenn die Zahl der zu kaufenden Stücke zusammen 300 betragen müsse.

Solche Kunststückchen heckte die kleine Hexe zu Dutzenden aus, and vom Aufschreiben einer einzigen Zahl war bei ihr gar nicht die Rede; das alles machte sie in dem lustigen Lockenköpfchen ab, und wollte sich vor Lachen kugeln, wenn ich mich stundenlang mit Räthseln quälte, die sie in fünf Minuten löste.

Ich zählte jede Sekunde bis zum Abendessen, denn dann hoffte ich, die hübsche Nichte zu sehen; endlich erscholl der selige Ruf, und ich begrüßte Karolinen, die mit Gustchen und dem Herrn Professor meiner im Speisezimmer wartete, mit ungebundener Freundlichkeit. Der Herr Professor stutzte über mein vertrauliches Wesen und fragte, ob wir einander schon kennten; ich platzte mit einem vorlauten „o ja" heraus; aber das jugendliche Herz, das sich von der Freude, endlich einmal ein zahlenloses frohes Wesen um sich zu wissen, erhoben gefühlt hatte, lief krampfhaft ein, als der Herr Professor kalt und trocken hinwarf, daß ein einziges Begegnen, einen jungen Mann noch nicht berechtige, mit einer jungen, fremden Dame sich gleich auf einen solchen, familiären Fuß zu setzen.

Das war die erste, feindliche Bombe, die in meine Natürlichkeit, in meine schuldlose Offenheit fiel; sie wühlte sich tief in den weichen, lockern Boden ein, platzte, und that unersetzlichen Schaden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Wiederholter Wunsch.

Der Verfasser der Beherzigung in Nr. 104 des Bürgerfreundes vorig. Jahrg. verdient für seinen wohlgemeinten Vorschlag gewiß den Dank einer außerordentlichen Menge seiner, im Stillen leidenden Mitbürger. Möchten doch mehrere redliche Männer auftreten, die hier wirklich herrschende Noth nur nach der Wahrheit zu schildern, es würde dann gewiß nicht fehlen, daß von den vielen Edlen in unserer Stadt sich ein Theil zur Errichtung einer Leih-Bank vereinigte. Unverkennbar ist die Wohlthat, welche eine solche Anstalt über Tausende verbreiten würde, die dann nicht befürchten dürften, wegen einer kurzen Verlegenheit, ihre schätzbarsten Sachen für den vierten Theil des wirklichen Werths weggeben; oder durch Wucherzinse das geliehene Geld in kurzer Zeit doppelt wiederzahlen zu müssen.

Der Schaden, den andere, viel Geld erfordernde, Anstalten oft dadurch anrichten, daß sie manchen Hülfs-Fonds, den minder Begüterte zu ihrem bessern Fortkommen besaßen, zu sich ziehen, ist bei einer Leihbank wohl nicht zu befürchten, weil dazu kein überaus großes Capital erforderlich ist. Nur guter, fester Wille einiger vermögenden Menschenfreunde ist zur Begründung dieser Anstalt vonnöthen, die Schwierigkeiten werden dann leicht überwunden, und unsre späten Nachkommen segnen gewiß noch das Andenken der Stifter. Gerne ist man erbötig, zum Entwurf des besten Plans zu dieser Anstalt mitzuwirken, sobald nur erst einige zur Stiftung zusammengetreten sind, welches hoffentlich kein leerer Wunsch bleiben wird.

Hier noch ein neues Beispiel des herrschenden Wuchers: Ein hiesiger redlicher Familien-Vater war im vorigen Februar mit hartem öffentlichen exekutionsmäßigen Verfahren bedroht. Nur noch zehn Thaler fehlten ihm, welche er in der Noth und Eile nicht anders als gegen Versatz seines sämmtlichen Silberzeugs, 40 Loth schwer, erhalten konnte, mit dem Beding: vor Neujahr das Geld nebst den üblichen Zinsen zurück zu zahlen. Gefaßt, — vielleicht ein paar Thaler vergüten zu müssen, — will er im vorigen Monat sein Pfand wieder einlösen, als man ihn mit der üblichen Zinse also bekannt macht: Für jede Woche würde per Ld'or 6 Grote nebst 1 Groten für die Besorgung vergütet, er habe also per 2 Ld'or für 46½ Wochen zu zahlen 9 Rthlr. 3 Grote. *)

Der gute Mann sah sich nun genöthigt, die eine Hälfte seines Silbers zu verkaufen, mit der andern kehrte er trostlos zu den Seinigen zurück, weil keine andere Hülfe in der Noth für ihn hier gewesen war.

Wie ist es möglich, daß hier noch jetzt ein Christ so gegen den andern handelt!

L . . r.

---

* Anekdote.

Aus dem Leben gegriffen.

Hinz kam zu seinem Nachbar Kunz und fragte ihn, welche Charge höher sey, die eines Feldmarschalls oder die eines Obersten. Kunz

*) Wäre uns der Name dieses Wuchrers mitgetheilt, würden wir ihn nennen, um ihn der öffentlichen Verachtung Preis zu geben.

D. Red.

lachte über diese Frage, die er von Hinz nicht erwartet hatte, und sagte: Nachbar! wie könnt ihr fragen? die Erstere ist es immer gewesen, und wird es auch bleiben. Fehlgeschossen! erwiederte Hinz, die Letztere ist es, wie ich dir sogleich beweisen will. Er holte Zeitungsblätter hervor, und las daraus, daß sich die Monarchen einander zu Obersten eines Regiments ernannt hätten, dagegen hätten sie einen fremden Feldmarschall auch zu ihrem Feldmarschall gemacht.

---

* Wählt nicht zu lange!

oder:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charibdin.

Castor und Camilla.

Cast. Unser Spaziergang ist beendigt, schöne Camilla! und noch immer haben Sie meine Frage nicht beantwortet.

Cam. Was war es gleich? — Ich gestehe, daß ich sie rein vergessen habe.

Cast. Erklären Sie mir endlich holde Räthselhafte! worüber alle Ihre Anbeter sich die Köpfe zerbrechen, erklären sie mir endlich, wie es zuging, daß Sie den Bewerbungen der liebenswürdigsten Männer widerstanden und zuletzt Ihre Hand einem Manne gegeben haben, der — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! — ein wahres Modell zu einem Versucher in der Wüste ist; einem mißgestalteten, buckligen und höchst widrigen Knirps? — Hilf Himmel wie ist es doch möglich, daß Venus sich dem Vulkan in die Arme werfen kann?

Cam. Ich brauche nur zu antworten: das ist Geschmackssache, und Sie müßten mit dieser Erklärung zufrieden seyn. Aber nein! ich will Ihnen vollständige Genugthuung geben, weil Sie als einer meiner ehemaligen Anbeter, gewissermassen ein Recht haben, sie zu verlangen. — Vorher erinnere ich Sie an die Erfüllung meiner vorigen Bitte.

Cast. Ihrer Bitte?

Cam. Ich bat Sie ja, mir aus dieser Dornenhecke ein recht zierliches Spazierstöckchen heraus zu schneiden. Bis dahin wollte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Was gilts: der liebenswürdige Herr hat den Auftrag ganz und gar vergessen!

Cast. Mit nichten. Hier meine Angebetete!

Cam. Wie? Heißt das ein Spazierstöckchen für eine Dame? War denn in dieser endlosen Dornenhecke kein schlankeres und geraderes Stöckchen heraus zu finden, als dieses krumme verwachsene Ding? Ich bitte Sie, süßer Herr! heißt das den Auftrag einer Dame vollziehen, deren Verehrer man sich nennt?

Cast. Ach meine Theure! —

Cam. Kurz und gut: ich verlange ein hübsches kerzengerades Stöckchen, und das gleich auf der Stelle! oder — !

Cast. Allerdings hätte ich hundert bessere herausschneiden können; aber da wählte ich und wählte, und keiner war mir schlank und gerade genug, und immer hoffte ich einen bessern zu finden. Darüber ist denn die Zeit verstrichen, und jetzt, da wir die Dornenhecke zu Ende gegangen sind, und Sie holde Frau! mich verabschieden, muß ich mich schon mit diesem etwas krummen Stäbchen begnügen, welches ich Ihnen mit Furcht und Zittern überreiche.

Cam. Ei! — nun denn, so danke ich Ihnen.

Cast. Dank? — Ach leider habe ich nur die Dornenstiche verdient, welche mir bei der

langen Musterung zu Theil wurden, aber keinen Dank aus einem so schönen Munde.

Cam. Ich danke auch nur, daß Sie mich der Mühe überheben, Ihre Frage ausführlich zu beantworten.

Cast. Wie soll ich das verstehen?

Cam. Ist es dem klugen Herrn noch nicht klar? Bedarf es noch eines Commentars zum Texte. Gerade so wie Ihnen erging es Mir mit den Männern. Ich durchlief mit meinen Blicken die ganze Reihe meiner Anbeter, wie Sie diese Dornenhecke, und musterte und wählte, und konnte vor lauter mustern und wählen nicht zum Entschluß kommen, hatte immer noch dies und das auszusetzen, und hoffte immer noch einen liebenswürdigern zu finden. — Darüber verstrich mir denn der Lenz der Jugend, wie Ihnen die Zeit des Spatziergangs, und um nicht ganz leer auszugehen, wählte ich endlich meinen kleinen bucklichen Aesopus, der wenigstens den Vorzug vor tausend schönen Männern hat, daß er sehr geistreich, sehr gutmüthig und dankbar, und so wenig eitel und eingebildet ist, als man es nur irgend von einem Manne erwarten kann. Und hiermit mein süßer Herr! mache ich Ihnen meinen unterthänigen Knix.

* Aphorismen.

Ein ehrlicher Mann darf wohl wie ein Unsinniger verliebt seyn, aber nie wie ein Narr.

Es giebt eine Menge Tugenden auf die man sich nichts einbilden darf. Klima, Temperament und Alter, schaffen hier einen Heiligen, dort einen Bösewicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vermischte Nachrichten.

Der Director des königl. Theaters in London soll der Sängerin Catalani 6000 Pfund Sterling und eine Benefizvorstellung angeboten haben. Diese große Sängerin hat diese kleine Summe angenommen, unter der Bedingung: daß die Bezahlung ihr verbürgt wird. — Hätte die bei weitem kleinere, hier als Winterzugvogel aufgetretene Sängerin Fischer, vor ihrer gegebenen Benefizvorstellung, sich eine größere Summe dafür verbürgen lassen, als solche würklich aufgebracht hat, würde sie deren Ertrag nicht als Almosen unsrer Armenanstalt gegeben und nachher einen ihrentwegen gesammelten Betrag, der ohngefähr das Doppelte jener Einnahme aufgebracht haben soll, als Almosen dagegen angenommen haben. Sie verstand weder die kleine Kunst: Almosen mit Zartgefühl zu geben und zu nehmen; noch weniger die größere Kunst: ein gebildetes, richtigfühlendes Publikum für sich zu gewinnen.

Reisende, die aus Amerika kommen, erzählen, daß an den Orten, wo öffentliche Gaserleuchtungen eingeführt sind, man die Leichen nicht beerdigte, sondern sie zur Erzeugung des Gases, gebrauche, und man dabei oft die Bemerkung mache, daß Personen nach ihrem Tode besser glänzten, als bei ihren Lebzeiten, auch umgekehrt der Fall vorkäme.

* Drei Charaden über ein Wort.

Hast Du das Erste nur gewonnen,
Bist Du dem Zweiten auch entronnen:
Verleibst Du Dich aber dem Ganzen ein,
Kann wieder Gefahr Dir im Zweiten dräun.

Das Erst' ist als Losung zu Wasser bekannt,
Das Zweit' ist die Losung im Kriege zu Land;
Erschallet als Losung das ganze Wort,
Dann zieht, was Waffen nur tragen kann, fort.

Betrübt sah Columbus in's Meer dahin;
Da befreite das Erste vom Tode ihn.
Der Tell sollte büßen den männlichen Muth,
Da befreit' ihn das Zweite — aus Feindes Wuth;
Das Ganze befreite, — noch ist es nicht lange, —
Ganz Deutschland vom drohenden Untergange.

Auflösung der Charade in Nro. 7.

Harmonie.

Nro. 9.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 31. Januar 1819.

* Die Deutsche Jungfrau.

Manches Große hat die Zeit geboren,
Ewig währt es, — ewig! unverloren
Lebt es fort im deutschem Liederklang:
Thaten, die der Freiheitskampf erzeugte;
Helden, die das Sclavenjoch nie beugte;
Großes lebt und Schönes, im Gesang.

Und so lange deutsche Herzen schlagen,
Wird das Lied es auf die Nachwelt tragen,
Was die Zeit in ihrem Schooße trug;
Wie wir uns den engverschlungnen Banden
Des Tyrannen, muthentbrannt entwanden;
Wie das Volk die Henker niederschlug.

Doch — soll es der Jungfrau That verschweigen,
Soll es nicht der Nachwelt laut bezeugen,
Was das Herz des Weibes Großes nährt? —
Schlachtgetümmel, Roß' und Todeswaffen,
Sind für Männerarme nur geschaffen
Und die Spindel ist des Weibes Schwert!

Deutschlands Jugend griff im edlen Grimme
Zu den Waffen, denn der Freiheit Stimme
Weckte sie aus finst'rer Zaubernacht;
Offen war des Sieges helle Pforte,
Und der Fürsten wechselvolle Worte,
Hatten zur Begeist'rung angefacht.

Von der Memel bis zum Vater Rheine,
Klang das Wort, das Heilige, — das eine:
Freiheit! Gott mit uns im blut'gen Streit!
Jenes Wort hieß uns den Tod verachten,
Wogte in den Pannern durch die Schlachten:
Jenes Wort hat Deutschlands Flur befreit!

Doch der Wohlstand, der die Länder zierte,
War gewichen, — denn der Grause führte
Ihn hinweg; — verarmet war das Land.
Wer sollt' nun die Mittel alle schaffen
Für das Heer, das selbst noch ohne Waffen,
Muthentbrannt dem rüst'gen Feinde stand?

Da, wo selbst die Muthigsten ein Grauen
Ueberfiel, bezeigten sich die Frauen,
Ihrer Männer, ihrer Söhne werth.
Diademe, Perlen und Geschmeide,
Ringe, gold'ne Ketten, Sammt und Seide,
Legten gern sie an der Freiheit Heerd.

Und die Jungfrau sieht mit innerm Beben,
Wie sie Alle ihre Schätze geben,
— Liebe Zeugen einer bessern Zeit!
Nichts von Perlen, nichts von theuren Ringen,
Kann die Arme ihrem Fürsten bringen,
Und ihr Herz fühlt Schmerz und edlen Neid.

Ueppig zog um ihres Nackens Bogen,
Die Natur in reichen, langen Wogen
Schöngelocktes, braunes Seidenhaar.
Freudig eilt sie auf die kleine Zelle,
Trennt vom Haupt der Locken goldne Welle,
Legt sie hin an Vaterlands Altar.

Und den König macht die schöne Gabe
Froher, als des Reichen ganze Habe:
Seines Volkes Größe spricht sie aus!
Er läßt sie in goldne Reife weben,
Heißt sie seinen kühnsten Helden geben;
Theilt sie als ein Ehrenzeichen aus.

Deutsches Volk! — such' deiner starken Jugend
Hohen Sinn, such' deiner Jungfrau'n Tugend,
In der unvergeßlich großen Zeit!
Manches Große hat die Zeit geboren,
Ewig lebt es, — ewig! — unverloren,
Ueberstrahlt es die Vergänglichkeit.

A. Daeves.

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung.)

Was ist es doch für ein köstliches Besitzthum um den Genuß jenes innern Friedens, wo der Geist von keinem Zweifel beängstigt, das Herz von keiner Schuld belastet, in der Erfüllung klar erkannter willig übernommener Pflichten seine Kräfte übend und stärkend des frohen Selbstbewußtseyns reinen Lohn empfindet. Er ist der wahre Gesundheitszustand des innern Menschen, doch, wie der des äußern, oft nur dann erst recht geschätzt, wenn wir ihn nicht mehr besitzen. Dies war Mariens Fall. Aufgewachsen unter dem Drucke mancher Noth, vielfacher Entbehrungen, oft ungerecht behandelt von der Strenge und dem Eigennutze ihres Pflegvaters hatte sie doch in jenem Frieden des Innern immer Muth und Kraft gefunden das Harte der Gegenwart zu ertragen, und dem Gefürchtetesten der Zukunft ohne Zagen entgegen zu gehen. Ihr Aeußeres war das schöne Bild ihres Innern, daher sich Jedermann wohl fühlte in ihrer Nähe, und ihr dieses Gefühl durch Liebe und Zuneigung reichlich vergalt. Jetzt war es anders. Ein Geheimniß lastete auf ihrer Seele, vielfache Zweifel ängsteten ihren Geist, beunruhigten ihr Gemüth. Sie wußte oft nicht, ob sie sich ihrer Empfindung, die sie zu einer Handlung trieb, welche ihr in dem Augenblicke des Vollziehens als gut erschien, wie sonst überlassen dürfe, seit ihr die Rettung des fremden Kriegers und das was daraus erfolgt war, so wie das Verschweigen dieses Schrittes vor ihrem Pflegvater nicht mehr ganz in dem vorigen Lichte erschien. Und doch, so oft sie auch ihren Zustand durch ein freies Bekenntniß erleichtern wollte, so hielt sie doch immer die Furcht zurück, daß ihr Pflegvater Mißtrauen gegen sie fassen, wohl gar ihre Unschuld in Zweifel ziehen könnte. Durch die angestrengteste Arbeitsamkeit, durch das zuvorkommendste Betragen gegen ihn suchte sie nun die Stimme in ihrem Innern zu beschwichtigen, und so gelang es ihr, wiewohl erst nach mehreren Monaten, und als die drängenden Auftritte der Gegenwart die Veranlassung ihres Kummers in den Hintergrund der Seele gestellt hatten, ihre vorige Heiterkeit einigermaßen wieder zu gewinnen; wiewohl der Keim der Liebe, der in ihrer Brust lag, indessen ihr unbemerkt immer tiefere Wurzeln trieb.

In dieser Zeit zogen an dem Horizonte ihres Lebenshimmels düstre Wolken auf, welche mit schreckenden Stürmen drohten. Die Stelle eines herrschaftlichen Jägers auf dem Dorfe, das Marie bewohnte, war seit längerer Zeit erledigt gewesen. Erst vor wenig Wochen hatte sie der Gutsbesitzer durch einen Menschen besetzt, der

schon wenige Tage nach seiner Anstellung durch Mißhandlung verschiedener Landleute eine außerordentliche Wildheit und Roheit des Gemüths verrathen hatte; ein Zug, der um so mehr auffiel, je mehr der Mensch bei andern Gelegenheiten mild und zu hülfreichen Diensten bereit erschienen war. Sein Aeußeres war eher angenehm und gefällig als abschreckend, und zuweilen verrieth er sogar eine seine jetzigen Verhältnisse übersteigende Bildung. Obgleich seine Stelle nicht eben ihren Mann so reichlich nährte, daß er ohne Sorgen auch hätte Familienvater werden können, warfen doch mehrere Mädchen des Dorfes nach dem hübschen Jäger ihre Netze aus. Er aber schien sich aus dem weiblichen Geschlechte gerade nicht viel zu machen, sondern schweifte lieber mit seinem Feuerrohre im Walde und Felde umher, oder erschien zur Erholung beim Kegelspiel vor dem Schenkhause. Eines Sonntags kehrte er von seinen früh begonnenen Streifereien nach dem Dorfe zurück. Sein Weg führte ihn bei der Kirche vorüber. Er hatte schon von fern den erhebenden Gesang der Gemeinde vernommen, der in der stillen Sonntagsfrühe einen tiefen aber wohlthuenden Eindruck auf sein Gemüth machte. Er trat in das Gotteshaus, und sein erster Blick fiel auf Marien, die in Andacht versunken, die Blicke fest auf das Gesangbuch geheftet, ihre Stimme mit der der Gemeinde vermischte. Staunen und Bewunderung ergriffen ihn, unbeweglich schaute er in das liebliche Gesicht, auf dem jetzt wirklich auch die Verklärung einer höhern Welt aufzugehen schien; aber je länger er hinschaute, je tiefer fühlte er sich von einer sanften Rührung, ja von Wehmuth ergriffen, so daß er sich zuletzt wie ein Sünder im Angesichte des Heiligen vorkam. Zum ersten Male in seinem Leben empfand er den Einfluß des Ueberirdischen auf das menschliche Herz und ein Strahl des höhern Lebens fiel in seine an sich nicht rohe Seele. Als der Gesang geendigt war und der Prediger die Kanzel betrat, hob Marie die schönen Augen zu ihm empor, und nun war der Zauber an des Jünglings Herzen vollendet. Marie achtete nicht auf ihn, denn der Geistliche sprach tröstliche Worte darüber, daß Gott der Menschen Thaten nicht nach ihrem Erfolge, sondern nach dem Beweggrunde richte, und daß auch das aus gutgemeinten Werken entstehende Unheil dem Handelnden und der Welt am Ende zum Segen gereichen müsse.

Der Jäger — den wir Gustav nennen wollen — beschloß nach dem Gottesdienste vor der Kirche auf Marien zu warten und sich ihr zum Begleiter nach ihrer Wohnung anzubieten. Er verließ vor dem Segen die Kirche und stellte sich der Thür gegenüber an einen Leichenstein. Jetzt trat Marie heraus. Sie war sehr reitzend. Ein schwarzes Häubchen, reich mit Bändern verziert, und einem weißen Streifen, der sich über das dunkle Haar und um die blühenden Wangen zog, bildete den Kopfputz, ein spenceratriges Korset umschloß den feinen Wuchs, und ein weißer Rock floß anmuthig gefaltet bis zum Knöchel herab, und so durch Einfalt gehoben, trat die schlanke Gestalt nur desto gefälliger hervor. Sie erschrack über die Annäherung des ihr nicht unbekannten wilden Jägers, allein bald machte ihr der offenbar von Rührung und Sanftheit der Gemüthsstimmung zeugende Ton der Stimme Muth, ihn fester anzuschauen, und es kam ihr vor, als bemerke sie selbst, daß sein Auge feucht sey. Er bat sie, nicht zu eilen, sagte ihr, mit welcher Empfindung er den Gottesdienst abgewartet, welchen Eindruck der Anblick ihrer Frömmigkeit auf ihn gemacht habe, und Marie hätte nicht Mädchen seyn müssen,

wenn ihr dieses ganz hätte mißfallen sollen. So war man an das Haus des Meister Berndt gekommen, wo Gustav ihre Hand ergriff, und fast mit weichem Tone um die Erlaubniß bat, in ihre Wohnung einmal einsprechen zu dürfen.

Marie fühlte durch dieses kleine Abenteuer einen neuen Zwiespalt in ihrem Innern entstehen. Das Wohlgefallen an der Erscheinung und den Reden des Jägers erschien ihr als ein Treubruch an einem frühern Gelübde. Sie mußte sich gestehen, daß des fremden Kriegers Bild noch sehr lebhaft in ihrem Herzen stand, und daß eine Möglichkeit des Wiedersehens sie sehr glücklich mache. Daher mußte es ihr peinlich seyn, wenn sie dachte, daß ihr Benehmen gegen den Jäger diesem wohl Muth gemacht haben könnte, dreustere Schritte zu thun, wozu seine kühne, wilde Gemüthsart ihn ohnehin zu verführen schien. Sie hatte nicht geirrt. Gustav, von plötzlicher Leidenschaft ergriffen, benutzte die sich ihm bald nachher darbietende Gelegenheit, den Meister Berndt von seiner Neigung zu unterrichten, und erschien eines Abends, von diesem eingeführt, in Mariens Wohnung, um ihr seine Liebe zu erklären und förmlich um ihre Hand zu bitten. Man denke sich den Zustand des armen Mädchens. Was sollte sie erwiedern? was vornehmen? Eben fing Meister Berndt schon an die Gewalt seiner unsanften Beredtsamkeit zu versuchen, da brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, sie zitterte, und wäre vielleicht umgesunken, wenn nicht Gustav durch diesen Anblick zum Gefühl des Unschicklichen und Rohen in seinem Benehmen gebracht, schnell ihre Hand ergriffen, und gesagt hätte: Ich begehre jetzt keine Entscheidung, ich wollte Dir, liebe Marie, blos meine Gesinnung offenbaren. Deine Hand will ich nicht erzwingen. Ich will sie von Deinem Herzen... Zugleich forderte er den Pflegvater fast drohend und heftig auf, der Tochter ja keine Gewalt anzuthun, sondern sie vor's Erste ruhig selbst gewähren zu lassen. Ich komme schon wieder! setzte er hinzu und entfernte sich, wiewohl nicht ohne einige Zeichen des Mißmuths, die Marien nicht entgingen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Trauung zweier Männer.

Daß zwei Frauenspersonen sich als ein Ehepaar zusammen haben trauen lassen, davon ist unter andern ein Beispiel in dem ersten Jahrgange des Journals von und für Deutschland, aus gerichtlichen Akten gezogen, mitgetheilt worden; daß aber zwei Mannspersonen zusammen getrauet worden, davon ist mir weiter kein Fall, als blos der folgende bekannt.

Der König von Portugal. Alphonsus VI. vermählte sich im Jahre 1666 mit der Prinzessin Maria Franziska Elisabeth von Savoyen, Herzogin von Nencourt und Anmale. Die Trauung sollte durch Prokuratur geschehen, aber es war dem König zuwider, daß sein ausserordentlicher Gesandter, der Marquis von Sarde, der Prinzessin dabei die Hand gäbe. Die junge Königin mußte daher ihrem Oheim, dem Herzog von Vendome, Vollmacht ertheilen, ihre Stelle bei dieser Zeremonie zu vertreten, und so wurden, seltsam genug, die beiden Prokuratoren, Herzog von Vendome und Marquis von Sarde, durch den Fürstbischof von Laon in Rochelle zusammen getraut.

(Mémoires hist. par Amelot de la Houssaie T II.)

* Erneuerter Vorschlag.

Vor mehreren Jahren machte ein hiesiger Bürger den Vorschlag: im Herbste oder Winter,

bei hohem Wasserstand, die Bürgerviehweide mit Weserwasser überlaufen zu lassen. Die Weide würde dadurch gedünget, erhöhet, und das saure Wasser vom Blocklande zurückgedränget oder zurückgehalten. Ein Nebenvortheil wäre noch dabei, daß die Fische in Blockland einen bessern Geschmack erhielten u. s. w. Obgleich die Ausführung duvch den Siel leicht, und das Wasser von der Weide beim niedrigen Wasserstande wieder abfließen kann, so wurde doch nicht beliebt, diesen Vorschlag zu verwirklichen. Wäre dieses zu der Zeit geschehen, so würde die Weide nun schon wenigstens drei Zoll hoch mit guter Erde erhöhet seyn, und das Gras die nämliche Güte des Werdergrases haben. Wir sehen diesen Vorschlag als sehr zweckmäßig an, daher erlauben wir uns ihn zu wiederholen.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

2.

Wie viel Ochsen?

Hätte mein guter Herr Professor, der ein grundgelehrter Mathematiker war, die unendliche Größe des menschlichen Herzens zu berechnen verstanden, er hätte jene Aeußerung nicht hingeworfen. Bis dahin hatte ich die Nichte wie eine Halbschwester, wie das Kind vom Hause angesehn, welches ich selbst war; jetzt aber, schien mir mein Verhältniß zu ihr anders gestellt zu seyn; ich sollte nicht herzlich, nicht freundlich, nicht unbefangen, nicht mit brüderlicher Hingebung, ihr gegenüber stehen, sondern es sollte etwas zwischen uns geschoben werden, was uns in gehöriger Entfernung von einander halte.

Ich fühlte, daß ich über die unberechnete Bemerkung meines übergelehrten Rechenmeisters roth ward, und auf Lina's zarten Wangen glänzte der Purpur der meinigen, im schwächern Wiederschein.

Ja, es war eine Kraft zwischen uns geschoben, aber wahrhaftig nicht die abstoßende, sondern die anziehende; und die Verheimlichung, die ich früher nie kannte, zog geschäftig wie eine Spinne, den ersten Faden zum Gewebe ihres Schleiers, über die Frühlingblüthen unserer Jugendgefühle.

Lina, die der mir gewordene Vorwurf, nur nebenbei gestreift hatte, erholte sich eher wieder, und sprach mit dem Onkel Professor von ihren Familien-Angelegenheiten; ich hörte den Ton ihrer Stimme mit Vergnügen; ihr Frohsinn, ihr freimüthiges Urtheil, ihr leichter Scherz, gewann selbst dem ernsten Herrn Professor mehrere Male ein kleines Lächeln ab, und ich vergaß über der Lebhaftigkeit ihrer Rede, über der Raschheit ihrer Bewegungen, und über dem Feuer, das ihr dabei aus den Augen blitzte, Essen und Trinken. Ihr geschmackvoller Anzug, das schwarze Ringelhaar, der blendendweiße Hals, das Stumpfnäschen — der ganz eigene Aufschlag des Auges, der kleine, süße Mund — ich mochte gar nicht weiter hinsehen, denn ich verdarb mir die ganze Nacht; das merkte ich im Voraus.

„Wie viel Ochsen" fing Gustchen, ein neues Exempel im Kopfe, wieder an, und rüttelte mich aus meiner Verzückung; ich aber entgegnete in der Zerstreuung ihr eilig: „Zehntausend, zehntausend!" und die Kleine lachte laut auf, daß ich die Aufgabe gleich nach den ersten Worten schon gelöst glauben könne.

„Aber Theodor, wo waren Sie mit den Gedanken?" sagte der Herr Professor verweisend, und ich erglühte von Neuem, denn ich grollte mit mir selbst, daß ich mein Geheimstes so unbedachtsam verrathen hatte. Noch, fühlte ich mit Beschämung, war der Schleier, den die

Heimlichkeit zu spinnen begann, lange nicht groß und breit und dicht genug, um mich gegen jedes unberufene Auge zu sichern.

Ahnete Lina, wo ich mit meinen Gedanken geschweigt hatte, oder war es ihre natürliche Gutmüthigkeit; sie sah mich, als ich nach einer Weile wieder aufblickte, so theilnehmend an, daß ich, um diesen Preis, vom Professor noch zehn Strafpredigten hingenommen hätte.

„Nun sag," hob Gustchen an, und legte rechnend den Zeigefinger der Rechten, zwischen den Daumen und Zeigefinger der Linken; „wie viel Ochsen?"

„O laß," fiel ich der Kleinen, schmerzlich in das Wort, „laß mich und Deine Ochsen heut' in Ruh; mein Kopf ist mir so wüste, es ist mir, als wäre ich betrunken; ich glaube ich fände mich heute nicht einmal im Einmaleins zurecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fresco-Anekdoten,

aus dem Leben gegriffen.

Jüngst starb ein Mann in einem Alter von 106 Jahren. Darüber verwunderte man sich in einer Gesellschaft höchlich; nur eine Frau meinte, man dürfe darüber nicht so außerordentlich erstaunen. Mein Vater, wenn er noch lebte, wäre jetzt schon 115 Jahr alt!

Ein Gefangenwärter zählte seine geschlossene Compagnie zusammen. Jemand, der das mit ansah, erklärte dies für eine Kettenrechnung.

Man fragte Einen von jenen Menschen, die überall d'rein sprechen, ohne etwas zu verstehen: ob ihm die Sonne oder der Mond entbehrlicher schiene? — Ohne sich zu bedenken, antwortete er schnell: Natürlicherweise ist die Sonne entbehrlicher; denn bei Tage ist es ohnedem hell.

---

* Anfragen.

Wozu werden die Knochen genutzt, welche die Engländer hier aufkaufen? Sollten sie (die Knochen) hier nicht eben so vortheilhaft zu gebrauchen seyn?

Warum wird nicht die Mathematik auf öffentlichen Schulen in besondern Stunden gelehrt, damit diejenigen, denen sie nicht nützlich ist, und die sie nicht studiren wollen, sich davon ausschließen können?

---

* Aphorismen.

Wer seinen Pfenning mit der Geliebten theilen darf, der ist nicht arm! wer eine Geliebte erquicken kann, ist nicht freudenlos.

Menschen, die durch kathegorische Imperative und dergleichen regiert werden, taugen eben so wenig zur Freundschaft, als die Cedern von Libanon zu Bohnenstangen.

Recensenten und Leichenweiber haben das mit einander gemein, daß sie beide gedungen werden, die Letztern zum Heulen, und die Erstern zum Schimpfen. Beide thun im Grunde einerlei, denn sie machen Beide bezahlte Recensionen, diese auf Menschen, die man zu Grabe trägt, jene auf Bücher, die man gern zu Grabe tragen möchte.

Seltsam! die Menschen lassen sich ihre Freundschaften bezahlen, und die Feindschaften geben sie umsonst. —

Es giebt Menschen, deren Feindschaft man sich erwirbt, indem man sie kennt und durchschaut, so wie es das sicherste Mittel ist, die Liebe der ganzen Welt zu gewinnen, wenn man jeden Menschen für das zu nehmen scheint, wofür er sich gern geben möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Am 17. November vorigen Jahres öffnete der Küster von Ganigillgate (ein Dorf in Cumberland) ein Grab und lief im größten Schreck zu einem benachbarten Wirthshause. Als er wieder zur Besinnung kam, erzählte er, was er gesehen. Mehrere Neugierige gingen zu dem Grabe und sahen da (worüber der Küster so erschrocken war) einen zerfallenen Sarg und darin den Leichnam eines großen angekleideten Mannes. Er hatte einen großen dreieckigten Hut auf, mit Band und Schnalle, ein langer dicker Zopf hing ihm auf dem Rücken. Sein Rock war schwarz und von eben der Farbe die seidene Weste. Der Leichnam muß seit 1749 allda liegen, weil sich die ältesten der Dorfbewohner nicht erinnern, daß eine solche Person begraben wurde.

Am 18 December war in London ein so dichter Nebel, daß einem Kaufmann, der auf der Strasse seine goldene Dose zu einer Prise herauszog, dieselbe von einem Spitzbuben weggenommen wurde, ohne daß er etwas anders, als eine Hand sehen konnte.

Am 4. Dec. that ein englisches Schiff vor dem Hafen von Cette, des Sturmes wegen einige Nothschüsse. Ein schwedischer Schiffs-Capitän, der seinen Bruder erwartete und glaubte, er wäre auf diesem Schiffe, eilte demselben in einem Boote mit 4 Mann zu Hülfe. Der Gewalt der Wogen konnte das Fahrzeug nicht widerstehen und der Capitän ertrank mit seinen 4 Gefährten. Einige Stunden nachher lief das Schiff glücklich in den Hafen ein und erst am andern Morgen kam auf einem schwedischen Schiffe zu Cette der Bruder an, für welchen sich am Abend vorher der Unglückliche dem Tode geweiht hatte.

---

* Bremer Theater.

Unsere Oper, die seit einiger Zeit, außer dem niedlichen Vaudeville: Der Schiffskapitain, wenig neues lieferte, gab uns jetzt in einer Woche zwei Meisterstücke der Tonkunst mit Kraft und Würde, nämlich Mozarts herrlichen Titus, und des genialen Cherubinis Lodoiska. Beide Vorstellungen beurkundeten den Fleiß und Eifer der Sänger und den guten Willen der Direktion den Anforderungen der Kunst Genüge zu leisten. Lodoiska wurde zum Benifiz des Hrn. Strobe bei vollem Hause gegeben, welches alle Freunde des Theaters um so mehr erfreute, da seit einiger Zeit die Benefizen der Schauspieler, die bei einer solchen Gelegenheit die Achtung des Publikums für sich zu erkennen pflegen, nicht günstig ausfielen.

Cherubini schrieb seine Lodoiska für die große Oper in Paris, daher leuchtet auch überall sein Streben nach malerisch declamatorischem Gesang hervor, jedoch kann sich der melodienreiche Italiener nie verleugnen, denn nur zu oft siegt die Melodie über den declamatorischen Gesang; es ist dieses besonders in dem Polonaisen Duett des Floresky und Varbet der Fall, in den Arien und in dem Finale des zweiten Akts. Die Musik ist voll hoher Würkung und wird ewig als Meisterstück glänzen; doch ist es nothwendig sie mehrmals zu hören um sie gehörig zu verstehen und zu würdigen, deshalb uns die Direktion durch eine baldige Wiederholung recht sehr verpflichten wird.

Die Vorstellung war gelungen zu nennen, die Musik ging durchaus gut und ohne Fehler und die Chöre und vollstimmigen Musikstücke wurden mit Kraft und Präcision vorgetragen, welches dem Theater um so mehr zur Ehre gereicht, da Lodoiska, nach meiner Meinung, eine der schwierigsten Opern, und ein wahrer Prüfstein für Sänger ist.

Auch muß ich hierbei mit Vergnügen bemerken, daß seitdem Hr. Hörger als Musikdirektor eingetreten ist, das Orchester eine weit größere Lebendigkeit gewonnen hat, und jene Schläfrigkeit, die sonst so unangenehm auf den Zuhörer würkte, nach und nach ganz zu verschwinden scheint. Möchte Herr Hörger eifrig auf diesem Wege fortgehen, so darf man hoffen, daß der Ehrgeiz der Musiker immer mehr erregt werde, wodurch die wohlthätigen Folgen in kurzer Zeit hervorgehen müssen, so wie es bereits bei den Opern Lodoiska und Titus der Fall war.

Die Rolle der Lodoiska wurde von Madam Göcke gegeben, deren kräftige Stimme sich besonders hierzu eignete, indem der Componist die ganze Oper stark instrumentirt hat, und also eine klangvolle Stimme nöthig ist um durchzudringen. Auch erfordert diese Parthie nur einfachen Gesang, ein Vortheil für Mad. Göcke, die für den zierlichen und geschmackvollen Gesang zu wenig Vortrag und gute Schule besitzt. Das Terzett im Finale des ersten Akts zwischen Mad. Göcke, Hr. Strobe und Hr. Bachmann verdient rühmliche Anerkennung. — Der Anzug der Mad. Göcke, obgleich glänzend, war nicht vortheilhaft gewählt, es machte ihre Figur zu stark. Ein gleicher Vorwurf trifft Mad. Schmidt.

Daß aber Mad. Göcke im 3. Act höchst unpassend, eine Arie im leichten italienischen Styl einlegte, ist eine wahre Sünde gegen Cherubini und verdient öffentliche Rüge. Ich bin zu wenig mit den innern Verhältnißen der Bühnenwelt bekannt, doch giebt es denn gegen derlei Unfug keine Gesetze, und hat der Musikdirektor nicht die Gewalt in Händen solche Unziemlichkeiten zu hemmen? Es soll zwar an allen Theatern der Brauch seyn, daß die Sänger sich Arien einzulegen pflegen, doch ist dieses recht? Es kommt mir gerade so vor, als wenn man in Schillers Wallenstein oder Don Carlos einen Monolog aus Abällino oder einem ähnlichen gehaltlosen Stücke einlegen wollte. So sehr ich auch die Verdienste der Mad. Göcke zu achten weiß, so kann ich dennoch einen solchen Verstoß gegen den guten Geschmack nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Rolle des Floreszky erscheint im ersten Akt nicht günstig. Der Charakter ist weibisch und ohne Kraft. Sein Bedienter muß für ihn denken und handeln; erst im zweiten Akt tritt er würkend auf. —

Herr Strobe sang und spielte mit Leben und Feuer, wie es Dichter und Componist vorschreiben. Sein Anzug war aber wohl zu reich und geschmackvoll für einen reisenden Polen, die übrigen Kleidungen waren von der Direktion gut gewählt. — Herr Bachmann als Barbel sang gut, doch war er nicht lebendig genug, so wie dies überhaupt ein Vorwurf ist, der diesen Schauspieler sehr oft trifft. Er würde in seinen comischen Rollen weit größere Wirkung hervorbringen, wenn er mehr Leben hineinlegte. So gehen seine comischen Bedienten, die stets viel Regsamkeit erfordern, kalt am Zuschauer vorüber. Am besten gelingen ihm comische Alte und pedantische Rollen.

Herr Zschischka als Durlinzky war an seinem Platze und trug seine Parthie mit vieler Sicherheit vor, seine kräftige Baßstimme drang gehörig durch, und würkte vortheilhaft zum Ganzen.

Herr Göcke als Titikan gab seine Rolle mit Fleiß, nur war seine Stimme in den tiefern Parthien des Gesanges bisweilen etwas zu schwach, und wurde da nicht gehörig vernommen. In andern Singrollen trifft ihn dagegen öfters der Vorwurf, daß er gegen die andern Sänger etwas zu laut ist.

Die übrigen Rollen wurden durchgängig mit Anstrengung gegeben, und jeder trug das Seine zum guten Gelingen des Ganzen bei.

Die Gefechte und Bestürmung der Burg waren gut geordnet und einstudirt, und alles ging ohne Fehler, rasch und lebendig, was auf einer Bühne, die keinen großen Raum hat, doppeltes Lob verdient. Der am Schlusse angebrachte Feuer-Regen verfehlte seine Wirkung nicht, und wurde mit lautem Beifall aufgenommen.

Ueber die Vorstellung des Titus im nächsten Blatte.

B****.

Auflösung der Charaden in Nro. 8.

Landsturm.

Nro. 10.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. Februar 1819.

Das Leben ein Spiel.

Ein Spiel, ihr Freund', ist unser Leben
Bis zu dem letzten Augenblick,
Dem Zufall ist es Preis gegeben,
Die Loose mischt das blinde Glück.

Dem Launenhaften zu gebieten
Ist nur ein thöricht Hirngespinst;
Der Eine zieht beständig Nieten,
Ein Anderer den Hauptgewinnst.

Wer kann dem Lebensspiel entrinnen
Sobald sein erster Morgen tagt,
Hier gilt's verlieren und gewinnen,
Und der gewinnt nichts, der nichts wagt.

Ein glücklicher Moment verführet,
Lacht uns Fortuna freundlich an,
Wer aber alles wagt, verlieret
Auch alles, was er schon gewann.

O wie so Mancher hat mit Schmerzen
Sein leidenschaftlich Spiel bereut!
Man wird sein Lebensglück verscherzen,
Hört man nicht auf zu rechter Zeit.

Wer bei'm Gewinn sich nicht erhebet
In schnöden stolzem Uebermuth,
Und bei'm Verlust nicht zaghaft bebet,
Der nur, ihr Freunde, spielet gut.

So, ohne Uebermuth und Zagen,
Laßt uns des Lebens buntes Spiel,
Und Glück und Mißgeschick ertragen,
Dann kommen wir vergnügt zum Ziel.

Wird unser letztes Loos gezogen,
Das unsre Urne noch verschließt,
Hat uns die Hoffnung nicht betrogen,
Die jeden Erdengram versüßt.

Verschwunden sind dann alle Sorgen,
Erheitert wird der trübe Sinn;
Dann tagt ein wolkenloser Morgen,
Und bringt uns ewigen Gewinn.

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung.)

Meister Berndt hätte es wohl gern gesehen, wenn Marie sogleich die dargebotene Gelegenheit, sich ohne seine Beihülfe zu versorgen, angenommen hätte, und ihre stumme Weigerung

für den Augenblick würde ihre Lage in seinem Hause gewiß sehr drückend gemacht haben, wenn ihn nicht ein plötzliches Erkranken zu mildern Gesinnungen gebracht, und ihn das Wohlthätige von Mariens Pflege und rastloser Anstrengung zu seiner Erleichterung recht sichtbar gemacht hätte. Die Flamme der Leidenschaft brannte indessen in Gustavs Brust fort. Theils führte der Zufall mannigfache Gelegenheit für ihn herbei, das schöne Mädchen in allerlei Situationen zu sehen, welche ihre Reitze in seinen Augen erhöhten, theils suchte er sie absichtlich auf, obgleich er bemerken mußte, daß wenn dies von Marien wahr genommen werde, sie, statt ihm entgegen zu kommen, ihn vermeide. Jetzt empörte sich sein Stolz. Er suchte zu erforschen, ob nicht ein anderer Mann ihm den Vorzug abgewonnen habe, und dieser Gedanke, der die Eifersucht weckte, regte auch seine natürliche Wildheit an, so daß er oft die seltsamsten, ja gewaltsame Maßregeln zu nehmen beschloß, um sich in den Besitz des begehrten Gegenstandes zu setzen.

Eines Nachmittags, als er eben, mit dem Auftrage, verschiedenes Wild zu erlegen, durch Flur und Wald gestreift war, und verdrießlich darüber, daß er nicht alles, was er wünschte, erreicht hatte, nach Hause zurückkehrte, sah er durch das lichtere Gebüsch, das er durchschritt, in einiger Entfernung Marien unter einem Strauche sitzen. Er blieb stehen. Das Wetter war eben nicht so beschaffen, daß es zu langem Sitzen einlud. Auch war der Ort dem Dorfe zu nahe, um der Ermüdeten als Ruheplatz zu dienen. Er sah schärfer nach ihr hin, und bemerkte nun, daß sie etwas in den Händen hielt, was sie mit Aufmerksamkeit betrachtete. Gedanken der Eifersucht wurden in ihm rege. Durch einen Umweg schlich er ihr näher, und so kam er endlich so dicht hinter sie, ohne von ihr bemerkt zu werden. Nun sahe er ganz deutlich, daß sie zwei schwarze kleine Kreuze in den Händen hielt, wie sie den Frauen oft zur Zier des Busens dienen. Der Umstand, daß es zwei waren, milderte seine Heftigkeit. Eins hätte er sogleich für das Geschenk eines Liebhabers erkannt, aber zwei? Er wußte nicht, was er davon denken sollte. Doch war seine Eifersucht nicht ganz beschwichtigt. Mit einigem Ungestüm trat er aus den Gebüschen hervor; erschrocken sprang das Mädchen auf, ergriff den neben ihr stehenden Korb, warf die Kreuze hinein und wollte davon eilen.

Nein! sagte Gustav ihr in den Weg tretend, wir können ja zusammen gehen oder noch ein Weilchen hierher uns setzen. Komm Marie! so zog er sie wieder nieder und setzte sich zu ihr. — Ich seh' es wohl, fuhr er nun fort, Du vermeidest mich absichtlich seit dem Tage wo ich freilich ein wenig stürmisch um Deine Hand warb. Ich liebe Dich, liebe Dich heiß, glühend, vom ersten Augenblicke an, wo ich Dich sah, hab' ich Dich geliebt! — Aber Du, Du liebst mich nicht!

Wie können Sie das von mir begehren, erwiederte Marie mit jener Fassung, die den Frauen immer eher in dringender Verlegenheit kommt, als den Männern, ich kenne Sie ja eigentlich fast gar nicht, und was ich von Ihnen gehört habe in der kurzen Zeit, wo Sie hier sind, ist doch gewiß nicht so, daß es einem schüchternen Mädchen Muth machen könnte, Sie...

Ich weiß, was Du sagen willst, versetzte Gustav, meine Heftigkeit, meine wilde Hitze hat mich zu manchem verleitet, was ich nachher tief und schmerzlich bereut habe. Böse aber bin ich nicht, wahrlich nicht! O! Marie, wenn ich

Dir schildern könnte, wie hart, ja unmenschlich ich selbst in meiner Kindheit, in meiner ersten Jugend behandelt worden bin, Du würdest mich wohl milder beurtheilen, wenn ich jetzt auch mich zuweilen roh und hart zeige...

Wie wird aber das Loos ihrer Gattin seyn, wenn Sie, auch ohne es zu wollen, so hitzig und rauh sind? entgegnete Marie sanfter.

O! Marie, wenn Du mein Weib würdest, rief Gustav aus, ich würde fromm wie ein Lamm werden. Frage nur im Dorfe herum, ob ich nicht schon seit ich Dich kenne, viel sanfter und milder geworden bin... Aber, fuhr er mit wieder ausbrechender Wildheit fort, wenn Du mich gar nicht liebtest, auch nicht, wenn Du mich näher kennen gelernt hast, oder wenn gar ein Anderer glücklicher als ich... Was war denn das, was Du vorhin so aufmerksam betrachtetest...

Hier! sagte Marie, und deckte den Korb auf, zwei unscheinbare Kreuze. Ich habe sie von meiner Mutter. Eins hat sie mir, als ich noch Kind war, selbst gegeben, und ich trug es stets bei mir, das andere habe ich nach ihrem Tode empfangen...

Ihre Stimme bebte bei diesen Worten, allein es war nicht zu unterscheiden, ob dies Wirkung der Verlegenheit, oder der Rührung bei'm Andenken an die verlorne Mutter war. Gustav schwieg auf einen Augenblick, denn er fühlte, daß seine eifersüchtigen Regungen keinen hinreichenden Grund hatten. Er fuhr daher sanfter, wenn gleich immer noch ein wenig gereizt, fort:

Ja, Marie, wenn ein anderer Deine Liebe davon trüge, und ich, ich müßte das mit ansehen...

Er warf einen bedeutenden, fast schrecklichen Blick auf sein Gewehr, mit dem er unbewußt während der Rede gespielt hatte. Marie bemerkte es und erschrack im Innersten ihrer Seele.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Etwas über Leichdornen,

als

Anleitung zur Ausrottung derselben.

Fast unzählig sind die Menschen, welche sich mit Leichdornen, die man auch wohl Hühner- oder Krähenaugen nennt, plagen müssen. Es ist überflüssig, über das große Ungemach und die Schmerzen, welche sie verursachen, ein Wort zu sagen, weil dieß bekannt genug ist. Seit einigen dreißig Jahren praktisire ich als Zahnarzt, und da am Anfang und in den ersten Jahren meiner Praxis ein Zahnarzt bloß als solcher nicht wohl bestehen konnte: operirte ich nebenbei auch Leichdornen. Ich wendete jedes mir zu Gebote stehende Mittel an, um die, welche meine Hülfe suchten, gänzlich von diesem Uebel zu befreien; aber aufrichtig muß ich bekennen, (vielleicht zu meinem Schaden) daß ich die Leichdornen, die mit den Wurzeln schon bis zum Knochenhäutlein gedrungen waren, nicht völlig fortzuschaffen im Stande war.

Man hat gar manches über die Entstehung der Leichdornen gesagt, gewöhnlich aber gibt man den Schuhen Schuld, und sagt: das Drücken derselben verursachte eine Stockung der Säfte unter der Oberhaut (epidermis) und Verhärtung derselben, deren Wurzeln sich bis auf das Knochenhäutlein (pereustium) erstrekken. — Vermuthlich hat diesem Umstande das bekannte Sprüchwort: „Ein jeder weiß am besten, wo der Schuh ihm drückt" seinen Ursprung zu verdanken. —

*

Um aber diesem Uebel zuvorzukommen, muß man bei noch zarten Kindern gewisse Maaßregeln beobachten, die ich hier angebe.

Man lasse den Kindern, sobald sie zu stehen, oder zu gehen anfangen, Schnürstiefelchen von sehr gutem und weichen Kalbleder über die bloßen Füße machen. (Bei schwächlichen Kindern indeß will ich es nicht anrathen) Hüten muß man sich aber, diese Fußbekleidung mit Schaafleder oder Leinewand füttern zu lassen, weil solches die, für die Fußzehen so nothwendige Elasticität des Oberleders, hemmt.

Es ist freilich auf der einen Seite nöthig, in unserm Klima die Füße mit Strümpfe zu bedecken; aber auf der andern Seite kann man auch nicht läugnen, daß es schädlich ist, denn: die Strümpfe sind in der Regel nach den Zehen hin alle zugespitzt; da doch die Füße nicht spitz, sondern etwas abgerundet zu laufen.

Unvermeidlich drängen sich eher die übrigen Zehen alle nach dem großen Zehen hin, wodurch bewirkt wird, daß die Nägel in das Fleisch wachsen; ferner große dicke Ballen sich aufwerfen, die oft zwanzig und mehrere kleine Kügelchen bilden, wodurch mancher Mensch einen so beschwerlichen Gang erhält, daß er eher einem Krüppel als einem gesunden Menschen ähnlich ist. Auch verursachet solches sehr oft Gicht und Podagra. Sollen die Kinder dieser Gefahr nicht ausgesetzt seyn, so müssen sie, besonders die Knaben, vom Anfang April bis Ende November keine Strümpfe in ihren Schnür- oder Halbstiefeln tragen. Gern werden sich dies die Kinder gefallen lassen, wenn sie bemerken, daß sie nicht nur keine Leichdornen bekommen, sondern auch die sich bereits eingefundenen gänzlich los werden. — Mehrere Mütter, denen ich seit einigen Jahren diesen Rath ertheilte, haben ihn befolgt und mir herzlich dafür gedankt. Für Unbemittelte hat dies Verfahren auch noch den Nutzen, daß sie die Auslagen für Strümpfe ersparen. Selbst die Kinder fühlten neue Schmerzen, wenn sie bei rauher Witterung Strümpfe anziehen mußten, und baten ihre Aeltern für die Zukunft sie damit zu verschonen. Wohl muß man indessen bemerken, daß hier vieles darauf ankommt, wie sich der Mensch gewöhnt. Denn man bedenke nur, wie das französische Militair Sommer und Winter ohne Strümpfe in bloßen Schuhen oder Stiefeln einherging, und die weitesten Märsche ohne die mindeste Unbequemlichkeit vollendete. Als Augenzeuge kann ich in Wahrheit behaupten, daß dieß bei allen französischen Kriegsleuten, deren ich in Lübeck in beträchtlicher Anzahl im Quartier hatte, der Fall war. Gerade das Gegentheil sah ich bei dem deutschen Militair, und sehr wahrscheinlich ist es, daß die Schuld dem Gebrauche der Strümpfe zuzuschreiben ist, deren sie sich von Jugend auf bedienen.

Das weibliche Geschlecht, obgleich nicht so viel auf den Füßen, als das männliche, leidet aber durchgehend mehr an den Leichdornen. Den Grund suchen wir theils in dem Einklemmen der Füße in zu enge Schuhe, theils in den mit Leinwand gefütterten Schuhen. Früherhin, als die hohen spitzen Hacken an den Schuhen noch Mode waren, litt dieses Geschlecht noch mehr, und mein letzter Rath möchte wohl mit Recht seyn, nicht mehr so hohe Hacken zu tragen, indem es mir scheint, daß die jetzigen auch schon hoch genug getragen werden.

P. Levy.

Papenstraße Nr. 20.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

3.

Die Nichte.

Die Nichte sprach, zum großen Schrecken des Herrn Professors, der Rechenkunst allen Werth ab; sie hatte von Euler, Lambert, Kästner, La Grange, Le Gendre, Newton und wie alle die Ehrenmänner heißen mochten, auf die, während des Abendessens, zufällig das Gespräch zwischen mir, Gustchen und dem Herrn Professor gekommen war, noch kein Wort gehört; von Decimal und continuirlichen Brüchen, Logarithmen, Proportionen, unreinen quadratischen Gleichungen und dergleichen hochgelahrten Dingen, mit denen Gustchen umsprang, wie mit ihren Puppen, wußte sie keine Sylbe, und von den Wurzeln, über welche die Kleine sie examiniren wollte, kannte sie die eßbaren nur; die aber, welche Gustchen meinte, waren ihr böhmische Dörfer; sie schien aber auch darüber, daß sie in dieser Parthie des Wissens wildfremd sich bekennen mußte, nicht im mindesten verlegen; „hätte ich" meinte sie in ihrer natürlichen Unbefangenheit, die sie ungemein lieblich kleidete, „hätte ich von Jugend auf Unterricht darin gehabt, wüßte ich vielleicht ein Gleiches; aber da dies nicht der Fall gewesen, rechne ich mir's nicht zur Schande; auch weiß ich noch nicht recht, wozu das einem Mädchen nützen soll. Sonst waren die Mädchen nicht so gelehrt, als jetzt; sie haben aber eben darum die Männer vielleicht mehr geachtet und geehrt; und der Glaube, daß die Männer im Wissen und Können viel höher stehen, als die Mädchen, ist wahrscheinlich der Grund gewesen, daß — — —

„Nun?" sagte der Herr Professor, und horchte der unerwarteten Deduktion aus dem Munde des süßen Naturkindes.

„Daß" fuhr die Nichte, verlegen, in eine so delikate Materie gerathen zu seyn, etwas zögernd fort, „daß die Männer sonst treuer geliebt worden sind. Der Mensch schätzt in der Regel am andern das, was ihm selbst abgeht; so lieben wir z. B. am Manne den Muth, die Tapferkeit, weil wir schwächern uns in der Regel verzagt und feige fühlen. Darum macht auch der Krieger bei dem weiblichen Geschlechte gewöhnlich das meiste Glück. Das liegt nicht im äußern Glanze seiner Tracht, denn nur die eitelste Thörin wird sich durch ein armseliges Flitterwerk, das kaum des Ausbrennens werth ist, blenden lassen, — sondern einzig und allein in der Zuverlässigkeit, in der Ehrenfestigkeit, die wir bei Kriegshelden voraussetzen; die Achtung und Ehre aber, die sich ein starker Arm erwirbt, verdient, besonders in unsern friedlichen Augen, ein kenntnißreicher Kopf noch in weit höherm Grade. Die Frauen finden sich durch nichts mehr geschmeichelt, als wenn sie ein Mann von Kenntnissen und feiner Bildung vor andern ihres Geschlechts auszeichnet. Wären wir nun selbst Heldinnen, wäre es uns gelehrt und gegeben, den Degen in der Hand, selbst eine Schlacht muthig mit zu schlagen, so würden wir, sollte ich meinen, uns bei weitem nicht so achtungvoll zu dem Tapfern hinneigen; wir würden ihn als solchen ehren, nicht aber mit der Liebe umfassen, die ohne innige Achtung nicht bestehen kann. Auf gleiche Weise geht es auch mit unserm Wissen; sind wir dem Mann an Kenntnissen gleich, oder vielleicht gar überlegen, so ist die Ehrerbietung, die, in einer christlichen Ehe, der Frau gegen den Mann wohl ansteht, nicht denkbar. Die Mädchen, die bei der heutigen Erziehung fast gar zu viel lernen, sind darum nicht glücklichere Frauen, als unsere Großmütter und Urgroßmütter, welche minder

gelehrt waren, ihren Mann aber, gegen ihn selbst, ihren Schatz; gegen ihre Freundinnen, ihren Liebsten; und gegen die Dienstboten, ihren Herrn nannten. Wir alle loben die alte Zeit, wollen aber nicht zu ihrer Einfalt zurückkehren; wie würden unsere Modedamen lachen, wenn eine schlichte, eheliche Frau zu ihrem Mann, mein Schatz, mein Liebster, sagte? Durch das mehrere Wissen stehen die Frauen jetzt höher im Range; sie machen die Herrschaft im Hause dem Manne streitig, und doch kann da nur einer Herr seyn, und darum geht es in unsern Häusern nicht mehr so still und friedlich her, als in der guten, alten Zeit, wo die Frau ihren Platz füllte, und nur so viel wußte, als ihr nöthig war.

„Wie alt bist Du denn jetzt, Linchen?" fragte der Professor, seinen Ohren kaum trauend, das jugendliche Mädchen so altklug plaudern zu hören.

„Neunzehn," erwiederte Lina, und blickte, den Grund der Frage ahnend, nieder, als schäme sie sich ihres vorlauten Geschwätzes.

„Du sprichst" entgegnete der Herr Professor etwas spitz: „als wärst Du funfzig."

„Leider," erwiederte Lina etwas ernster: „habe ich in den letzten Jahren so manche Erfahrung gemacht, die vielleicht andern meines Alters fremd blieb."

„Wohl Dir, wenn diese Lehrerin bei Dir an die Stelle der Erziehung getreten ist," sagte der Professor mit einem Blicke, als meine er, daß letztere nicht weit her gewesen sey. Das ließ die Redefertige aber nicht auf sich sitzen; sie schien es darauf angelegt zu haben, uns ihre Ansichten, gleich beim ersten Eintritt in das Haus unumwunden eröffnen zu wollen.

„Meine Erziehung," hob sie, über des Onkels Bemerkung empfindlich, von der Erinnerung an ihre verklärte Mutter, weich und gerührt, und dann noch wieder, nach ihrer eignen Weise, naiv und drollig, an: „meine Erziehung ist der einzige Nachlaß meiner guten, unvergeßlichen Mutter. Ich kann ein bischen schreiben und ein bischen lesen; in der Kirche singe ich recht gut; auch tanzten meine Bekannten lieber mit mir, als mit General-Superintendents schwerfälligem Kordchen; aber wenn sie eine perfekte Köchin haben wollen, wenn sie Eingemachtes wünschen, das Ihnen auf der Zunge zergeht, Torten und Gebackenes, wie es nur der erste Conditor liefert; Wäsche, so weiß wie Schnee; Kleider für Gustchen, die wie angegossen sitzen müssen; Blumen, Spitzen, Stickereien und andere feine Frauenarbeiten; — wenn Sie Ordnung im Hause und gute Beispiele für die Dienstboten verlangen, dann schicken Sie nur zu Carolinen. Glauben Sie, Herr Onkel, eine Frau, die das alles kann, ein fröhlich Gemüth im Herzen hat, und nur ihren Gott und Gatten liebt, ist dem vernünftigen Mann willkommener und werther, als ein buchgelehrtes Ding, das sieben Sprachen spricht, acht Instrumente spielt, alle neun Musen in der Tasche hat, und ohne zehn Anbeter nicht leben kann."

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerika.

Folgende öffentliche Fest-Ankündigung erschien vor'm Jahre in Neu-Orleans;

Merkwürdiges Schauspiel.

Künftigen Sonntag wird auf dem Feuerwerks-Platze bei dem Circus folgender außerordentlicher Kampf von wilden Thieren statt finden. Der Platz dazu ist ein Rundtheil von 160 Fuß im Umfang, mit einer Vermachung

von 17 Fuß Höhe, worauf eine feste Gallerie unter gehöriger Aufsicht der Behörde.

1. Kampf. — Ein starker Attakapa-Stier, von sechs der stärksten Doggen aus dem Lande angefallen und besiegt.
2. — Sechs Stier-Doggen greifen einen kanadischen Bär an.
3. — Ein schöner Tiger kämpft mit einem schwarzen Bär.
4. — Zwölf Doggen werden gegen einen starken und wilden Opelousa-Stier losgelassen.

Wenn der Tiger nicht durch den Bär besiegt ist, wird er allein gegen den letztgedachten Stier kämpfen, und wenn dieser alle seine Feinde besiegt, wird man auf seinem Rücken ein Feuerwerk losbrennen, welches sehr großen Spaß gewähren soll.

Im Cirkus werden zwei Hanswürste stehn, die, wie sehr auch die Stiere dagegen rennen mögen, sich doch immer wieder aufrichten und dadurch die Thiere noch wilder machen werden.

Der Einlaß ist für Erwachsene ein Dollar, für Kinder die Hälfte.

Sprachreinigung.

Zum Krämer Fips ein Knabe kam.
„Herr Fips! für'n halben Groten Schwamm!"
„„Hier hast Du, mein Söhnchen! und was willst Du denn weiter!""
„Ein Dutzend der besten Glimmstengel! —"
„„Glimmstengel, — Glimmstengel — Du kleiner Bärenhäuter,
„„Was nuschelst Du da von Glimmstengeln — man spricht
deutlich, wenn man was will, sonst versteht man's ja nicht —
„„Nun, was willst du denn also? —
„Ein Dutzend der besten Glimmstengel!"
„„Ich glaube, Du treibst Spas mit mir, Du Bengel!
„„Den Augenblick pack' Dich, sonst geb' ich Dir Zuckerstengel —""
„Versteh'n Sie mich denn nicht? ich meine Cigarren —"
„„Und ich meine, Du hast mich zum Narren —
„„Cigarren — Glimmstengel — wer hat sie denn dazu gemacht? —""
„Mein Vater — er hat's aber nicht erdacht —
„In einer großen Stadt hat man das Wort geschaffen.
„Sie haben so ein deutsch-massives Gesicht,
„Und versteh'n so ein grunddeutsches Wort doch nicht."
„„Naseweis! — Du und Dein Vater sind Affen —
„„Wer ist denn aber Dein würd'ger Herr Vater —
„„Gewiß auch so einer der Volksberather,
„„Die an dem ehrlichen Deutschthum zerren und quengeln —
„„Das hör' ich gleich an seinen albernen Glimmstengeln. —""
„Mein Vater ist Schrister in der Schatz-Kanzlei,
„Vorher ist er lange Schriftwart gewesen.""
„„Nun sag' mir nur — seyd Ihr denn aus der wend'schen Türkei —?""
„Nein, nein — wir haben's in der Zeitung gelesen —
„Da stand: Weil wir wären von deutschem Blut —
„Wären uns auch die fremden Worte nicht gut —
„Drum sollten wir sagen: Schatz-Schrister statt Finanz-Sekretär —
„Und Schriftwart statt Registrator — das hat natürlich gefallen —
„Denn Deutschen nur deutsche Töne am lieblichsten hallen."

„„Schriftwart — Registrator — und Schrifter — Sekretär,

„„Glimmstengel — Cigarren — J! vom Teufel wär'

„„Solch tolles, confuses Sprachgeschnitzel —

„„Kaum hat der deutsche Arm wieder Freiheit und Ehr',

„„Da sticht wieder die deutsche Zunge der Kitzel.

„„Hier hast Du, dummer Junge, ein Dutzend Cigarren.

„„Mich aber — das rath' ich Dir — hab' ja nicht wieder zum Narren

„„Mit Deinem Kauderwelsch! — Dies ist zuwider meiner ganzen Natur —

„„Damit mag ich mich nun und nimmer befassen.

„„Und deinem Vater, dem Schatzschrifter, dem sage nur:

„„Er soll sich seinen Titel nicht beschnitzeln lassen;

„„Auch steck' es gelegentlich Deinen Kameraden

„„Und großen und kleinen Sprach-Zierbengeln:

„„Wenn sie nach Glimmstengeln fragen in meinem Laden,

„„Da wollt' ich sie schon beglimmstengeln.““

---

* Aphorismen.

(Beschluß.)

Alt werden, heißt: öfter betrogen seyn, als ein andrer; ein alter Mann ist ein Mann, der viele Schurken kennt.

Die Herzen haben viel Aehnlichkeit mit den Karten. Von außen alle glatt und rein anzusehen, es müßte denn oft damit gespielt worden seyn; aber wer darf eher hineinsehen, als bis sie herumgegeben sind? — Da hat sich denn Mancher mit Erwartung hingesetzt, und wenn er es beim Licht besieht, so ruft er kleinlaut: ich passe.

* „Auch etwas über das Bremer Theater."

(Nicht von Herrn B**** sondern von Leuten die kein X für ein U gelten lassen wollen).

Einsender dieses sind weit entfernt den im letzten Blatt des Bürgerfreundes (N. 9.) enthaltenen Artikel „Bremer Thater" widerlegen zu wollen. Dabei kömmt nichts heraus und fruchtet zu nichts; zumal bei den jetzt bestehenden so sehr getheilten Urtheilen und Meinungen des, das Theater besuchenden Publikums. —

Wir können indeß nicht umhin, dem Hrn. B**** bemerklich zu machen, künftig seine Lobeserhebungen etwas zu moderiren; er kömmt sonst in einen häßlichen Verdacht, und man traut ihm nicht. Wir machen nur auf das aufmerksam, was er über die Chöre des Theaters sagt. — Am Ende behauptet der gute Mann noch, jeder Zuschauer hätte einen weißen und einen schwarzen Strumpf an den Beinen — Doch Punktum! —

Wir würden über jenen Aufsatz wahrlich kein Wort verloren haben, hielten wir es nicht für Pflicht, die gekränkte Ehre eines Mannes, der kürzlich unser Mitbürger geworden ist, zu vertheidigen; in einer Sache nemlich in der nur geschickte Musiker entscheiden können. Wir meinen die Direction des Orchesters.

Hr. Hörger wird auf Unkosten des vom Director des Theaters entlassenen Hrn. Günter (die Gründe warum dies geschehen, gehören nicht hieher) herausgestrichen. Hier hat Herr B. einen garstigen Bock geschossen. Hätte er da lieber geschwiegen, dem Publiko wären dann sobald noch nicht die Augen geöffnet.

Man befrage doch die Mitglieder des Orchesters, welche über ihre Direktion doch am besten urtheilen können. Hier erfährt man die Wahrheit, im Fall sie aufrichtig sind — woran wir nicht zu zweifeln wagen. Man wird erfahren, daß nicht der jetzige Musikdirektor Lebendigkeit in's Orchester gebracht hat und demselben unter die Arme greift, sondern daß dies oft umgekehrt der Fall ist. Um nur einen Fall auszuheben, erinneen wir an die Aufführung der Lodoiska, wo Herr Hörger vom Moderato der Ouverture einen Takt zu früh in's Allegro einsetzte, so daß es durch die dadurch irregeleiteten Blas-Instrumente, besonders der Trompeten, welche kräftig in's Allegro einzufallen haben, natürlicherweise einige Takte hindurch eine rauschende Confusion geben mußte. Nur durch die Festigkeit der Saiteninstrumente, wurde die Ordnung wieder hergestellt. Dies ist Factum. Herr Hörger muß es dem Baß und den Violinen Dank wissen, daß das Ganze nicht umgeworfen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 11.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 7. Februar 1819.

Acht Tage.

(Nach dem Französischen.)

Meine Herzenskönigin
Kenn' ich seit acht Tagen. —
Kurze Zeit; doch immerhin
Kann ich es schon wagen,
Mich ihr anzutragen.

Montag war's, da schlug sie mich
Fest in ihre Banden,
Weil die Grazien heimisch sich
Bei der Holden fanden
Und nicht von ihr schwanden.

Dienstag trieb mich Amor hin,
Ihr den Hof zu machen. —
Ihr Verstand, ihr scharfer Sinn,
Mußte da erwachen
Gluthen anzufachen.

Mittwoch hat sie mich entzückt
Mit der Harfe Tönen,
Und ein neu Talent erblickt'
Ich bei meiner Schönen:
Stärker ward mein Sehnen.

Donnerstags ward bei dem Thee
Mancher recensiret;
Doch der Unschuld reinen Schnee
Hat sie nicht berühret,
Hat ihr Wort geführet.

Vorher war ich nur verliebt,
Seit dem Thee ist's schlimmer, —
Weil die Achtung Liebe giebt. —
Nun umstralt sie immer
Ideal! Dein Schimmer.

Freitag theilt' sie Gaben aus,
Arme zu beglücken.
Wie der Engel sah sie aus,
Den die Himmel schicken
Arme zu erquicken.

Samstag ward das Haus bestellt
Von dem schönen Kinde.
Glücklich wer solch Weib erhält!
Dacht' ich — Nun geschwinde
Daß mein Glück ich finde.

Sonntag ist's, ich wär' ein Thor
Blieb ich Junggeselle;
Komm mein Sonntagkleid hervor,
Daß an ihre Schwelle
Sich der Freier stelle.

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung.)

Der Winter war vergangen; der Frühling erschien in seiner Herrlichkeit, und brachte mit der allgemeinen Verjüngung der Natur auch dem kranken Meister Berndt Genesung. Er konnte sich wieder im Freien bewegen, und bedurfte der Pflege Mariens nicht mehr in dem Maße, daß sie alle ihre Zeit ihm allein hätte widmen dürfen. Sie konnte daher der Einladung Gustavs, sie auf den jetzt eben einfallenden Jahrmarkt in einem nahen Städtchen zu führen, den sie, wie er wußte, ohnedies mit einigen andern Mädchen des Dorfes besuchen wollte, nicht widerstreben. Meister Berndt redete ihr wirksam zu, und so folgte sie. So sehr sich auch die heitere Jugend unterwegs allerlei muthwilligen Scherzen überließ, so benahm sich doch Gustav gegen Marien mit einer Art scheuer Ehrfurcht oder Achtung, die sie ihm sehr dankte, und die ihm auch von ihr manches freundliche Wort, manchen huldvollen Blick erwarb, welche er dann irrig für Zeichen einer erwachenden zärtlichern Neigung hielt. Im Städtchen war ein großes Gedränge. Nachdem man sich die hier ausgekramten Herrlichkeiten mit Muße besehen hatte, trat Gustav mit einigen Mädchen und Marien zu einer Bude mit Bändern, um jeder ein kleines Andenken an den Jahrmarkt zu kaufen. Seine natürliche Lebhaftigkeit war durch die allgemeine Volkslust, die sich um ihn her regte, so wie durch einige Gläser geistigen Getränkes sehr erhöht worden. Er wollte daher das für Marien bestimmte Band ihr mit einigen Vertraulichkeiten selbst am Busen heften und ihr dabei einen Kuß rauben. Sie sträubte sich, und fand dies Benehmen um so anzarter und beleidigender, je lebendiger in dem Augenblicke das Bild des Jünglings wieder ihr vor die Seele trat, der in den Ruinen sich Kuß und Umarmung, die sie damals wohl gern gewährt haben würde, bescheiden versagte, um sie auch nicht der entferntesten Gefahr auszusetzen. Eben war sie in einiger Entrüstung von Gustav zurückgetreten und dieser ihr bis in die Mitte der Gasse gefolgt, da suchte sich ein großer, mit vier Pferden bespannter Reisewagen durch das Gedränge Platz zu machen. Marie, von Gustav am Arme ergriffen, trat zurück und schaute sich nach dem Wagen um, aber, wer malt ihre Ueberraschung und Verwunderung, als sie in dem einen der Diener, der auf dem Wagen saß, den Krieger zu erkennen meinte, dem sie an jenem für ihre Zukunft so verhängnißvollen Abende das Leben gerettet hatte. Auch er schien sie wieder zu kennen, denn noch lange weilte sein Blick auf ihr, als schon der Wagen Platz gewonnen hatte und dahin rollte. Sie starrte ihm nach, wie in einen Traum versunken, aus dem sie kaum die unsanften Mahnungen des drängenden Volks zu wecken vermochten. Als sie sich besann, erröthete sie bei dem Gedanken, daß der Fremde sie von Gustav umfaßt gesehen haben konnte oder mußte, und ihr Unmuth darüber ging in ein Gefühl von Bitterkeit und Kränkung über, das sie dem Jäger auf dem Rückwege nicht undeutlich zu erkennen gab. Dieser aber, dessen Blick durch Eifersucht geschärft war, glaubte nicht ohne Grund die Ursache davon in der Erscheinung des fremden Bedienten gefunden zu haben, und fragte mit einem Tone bittern Spottes: das war wohl eine alte Bekanntschaft, Marie? — Marie erröthete und schwieg verlegen. Kennst Du ihn lange? fragte Gustav dadurch dreister gemacht. Marie gewann jetzt beleidigt ihre Fassung wieder und sagte: Und wenn ich ihn

kennte, was geht das Sie an? Mir schien das Gesicht bekannt, das ist Alles: — Bekannt? also doch bekannt? murmelte der Jäger, leise für sich, doch so, daß Marie es hörte, und der Ton, mit dem er die Worte aussprach, machte sie beben. Die andern Mädchen, die sie begleiteten, scherzten darüber, und so gelangte man ohne einen unangenehmern Auftritt nach Hause.

Hier versank Marie, da ihr Pflegevater nicht zu Hause war, in tiefe Gedanken. Wenn es wirklich der fremde Krieger war, den Du rettetest? sagte sie zu sich selbst, wenn er wieder erschiene und — die Kreuze fielen ihr ein — sich dir wirklich als Bruder zu erkennen gäbe? oder wenn er dies nicht wäre und doch von Dankbarkeit oder — Liebe erfüllt, ein glückliches Loos dir anzubieten käme... Der Gedanke verbreitete eine selige Heiterkeit in ihrer Seele, doch schnell trat des Jägers wilde Gestalt hervor. Sie sahe im Geiste die Männer sich begegnen, und eine schreckliche Ahnung flog durch ihr Herz. Es war ihr ordentlich angenehm, daß eben ihr Pflegevater eintrat, und die ängstenden Bilder ihrer Phantasie durch eine lange Erzählung unbedeutender Begebnisse zerstreute.

(Die Fortsezung folgt.)

---

* Fresco-Anekdoten.

Eine Französin auf dem Lande, hatte einen schönen Sonnenzeiger, oder Schattenweiser im Garten stehen, der die Tageszeit richtig angab. Lange Zeit war sie mit dieser Uhr zufrieden, als sich aber ihre Nachbarin eine Schlagenuhr angeschaft hatte, stellte sich die Unzufriedenheit bei ihr ein, und verbitterte ihr das Leben. Sie glaubte nicht eher wieder froh zu werden, bis sie auch eine Schlagenuhr habe, jedoch reichte ihre Kasse nicht zu, eine neue zu kaufen. Sie trug daher mit vieler Mühe den steinernen Sonnenzeiger nach der Stadt zu einem Uhrmacher, und verlangte treuherzig von ihm, er solle ein Schlagwerk daran zu machen, das Zeigewerk ginge sehr richtig.

Ein Pfiffikus kam zu einen Goldschmid und feilschte um eine goldne Dose. Der Goldschmid zeigte ihm zwei — eine für 50 die andere für 100 Rt. Er nahm jene für 50 Rt. und bezahlte sie baar. — Am andern Tag kam er wieder und sagte, er habe sich eines bessern besonnen und wolle lieber jene für 100 Thaler nehmen. — Als ihm der Goldschmid diese übergab, leistete er die Zahlung folgendermaßen: — Gestern, sagte er, habe ich Ihnen 50 Rt. gegeben und hier gebe ich Ihnen die Dose wieder, welche 50 Rt. werth ist, also habe ich Ihnen in Allen 100 Rt. gegeben. Und der Goldschmid meinte, es wäre somit Alles in Richtigkeit.

Geldknöpfe.

Ein Prahler trug Geldstücke statt der Knöpfe auf seinen Kleidern.

Darauf bemerkte ein Spötter: er knöpft sich mit seinem Ueberflusse zu.

Die Versuchung.

(Fortsezung.)

4.

Der Rosenstock.

Ich schrieb mir jedes Wort tief in das Herz, denn was sie gesagt hatte, war ja buchstäblich wahr. Wir hatten bisher immer ungenießbares

*

Essen auf dem Tisch gehabt, Linchens Gerichte schmeckten, als kämen sie aus der fürstlichen Küche. Unsere Wäsche war bis dahin mit Kalk und brauner Seife behandelt und dermaßen gestärkt worden, daß man schier glaubte, einen spanischen Mantel, statt des Hemdes zu tragen: Linchen war kaum vier Wochen im Hause, und wir freuten uns alle über den Atlas, in den sie unser Linnen verwandelt hatte. Gustchen verlor sich vordem bald in ihren Kleidern, bald gingen ihr die Röckchen kaum über die Knie; Lina zog das Kind mit Geschmack an, und fertigte ihren kleinen Staat eigenhändig, mit so vieler Kunst, daß die Kleine, die sonst in der ganzen Stadt das gelehrte Eulchen hieß, jetzt allgemein gefiel, und daß fast täglich nach ihren Kleiderschnitten von Müttern geschickt wurde, die ihre Mädchen auch so niedlich angezogen wissen wollten. So viel Linchen auch in der Küche herum wirthschaftete, so legte das Mädchen doch keine Hand an irgend eine harte, schwere Arbeit, sondern führte blos das Regiment, und darum hatte sie auch Patschgen, um die sie eine Königstochter hätte beneiden können. Sie hütete den Schnee ihrer Lilienhand, wie sie sagte, blos, um das Spitzenklöppeln und die Stickereien, und all' die feinen Arbeiten nicht zu verlernen, in denen sie Meisterin war, und bei deren Verfertigung sie so viel Geschmack als Geduld und Ausdauer zeigte; ihre Blumen waren so schön, daß selbst Kennerinnen sie nicht von ächt französischen unterscheiden konnten. Sonst hatte in unserm Hause alles unter ein ander gelegen, Bücher, Kleider, Tischgeschirr, Stiefeln, Wäsche, eins bunt über dem andern; manches Zimmer, namentlich das des Herrn Professors und das meinige waren seit Menschengedenken nicht gekehrt noch gescheuert worden; jetzt — alles wie abgeblasen, alles gemalt und tapezirt und geputzt, spiegelblank, daß es nur eine Lust war, sie zu sehen. Der Herr Professor wendete gegen alle die Neuerungen, und besonders gegen das Aufräumen in seinem Studirzimmer, erschrecklich viel ein; doch Linchen kehrte sich daran nicht; sie ließ, als er den Rücken gewandt hatte, seine ganze Stube ausräumen und weißen, und wollte sich bald todt lachen, als er heimkehrte und über den Unfug bitter böse ward. Die Dienstboten aber, welche den Herrn Professor tüchtig betrogen und mißbrauchten, und nun keine Lust bezeigten, der Eingeschneieten zu gehorchen, schaffte Lina unverzüglich ab, und miethete andre, die sie durch ihr freundliches Wesen, durch anständigen Lohn, und durch möglichste Bewilligung persönlicher Freiheit so zu gewinnen wußte, daß sie für das Mädchen ins Feuer gegangen wären. Und das alles that sie ohne Geheiß und Auftrag des Herrn Professors; sie hatte ihm blos, bald nach dem Eintritt in das Haus, aus einander gesetzt, daß in diesem eine schlechte Wirthschaft sey, daß er mit all' seiner Rechenkunst auf diese Weise zu Grunde gehen müsse, und daß sie es für Pflicht halte, ihm die Sorge für sein Hauswesen abzunehmen. Dann handelte sie, statt zu fragen. Das alles stand der Lina so hübsch, daß man sie nur im Stillen beobachten durfte, um ihr gut werden zu müssen.

Manche Mädchen oder Frauen der Art äschern, keifen, scharwerken und prahlen mit dem, was sie leisten und sprechen unausgesetzt von dem Kreise ihrer Wirthschaft. Das alles war bei diesem seltenen Mädchen nicht der Fall. Linchen trällerte, wenn sie durch das Haus flog; bat, wo sie befehlen konnte; scherzte frohsinnig mit allen innerhalb der Schranken des Anstandes, behandelte, scheinbar, was sie trieb und that als Nebensache;

benahm sich so anspruchlos, und erwähnte des vielen, was sie von früh fünf Uhr an, bis spät gegen Mitternacht, täglich verrichtete, mit keiner Sylbe.

Das alles war groß und lobenswerth, aber Mehreres bedrückte seit jenem ersten Abend mir doch die Seele, daß ich nicht wieder so traulich werden konnte, als in dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft. Erstlich hatte sie dem Wehrstande, nach meinem Gefühl, zu sehr das Wort geredet. Bestimmt hatte sie unter irgend einer Fahne einen Heldenschäfer, der ihr Herz in Beschlag genommen hatte; zweitens that sie gar nicht, als ob ich in ihren Augen den mindesten Werth hätte; sie übersah mich, und nahm von den süßen Regungen, die mir die Brust schwellten, nicht die geringste Notiz; und dann hatte Lina, in jenem Gespräche mit dem Onkel; der bittern Erfahrungen erwähnt, die sie für ihr Alter schon gemacht haben wollte. Das alles entfremdete mich dem Mädchen; aber daß es mein Ernst nicht war, daß ich dem Kinde doch wohler wollte, als ich mir einbildete, es zu seyn, beweist mir eben der Aerger über diese Gleichgültigkeit.

Wäre mir nur ein einziger Freund in der Welt geworden, dem ich mich hätte anvertrauen können. Aber außer dem Herrn Professor und dem Fürsten der mich bei erstrerm seit einem Jahre erziehen ließ, kannte ich in der ganzen Residenz keinen Menschen.

Es mag wohl auf diesem Erdenrunde kein niederdrückenderes Gefühl geben, als das, nicht geliebt zu seyn; ich hätte für Linchen mein Leben aufgeopfert, und sie that gar nicht, als ob ich in der Welt wäre; ich ergrimmte über mich selbst, daß ich so schwach war, konnte mir aber nicht helfen.

Wenn mir der Verdacht wegen des heimlich geliebten Kriegshelden, und wegen der bewußten Erfahrungen auch noch so schwer auf's Herz fiel, und ich die Engelgleiche sah, so war doch aller Groll vergessen, und ich huldigte ihr im Stillen mit solcher Glut, daß ich oft vor mir selber erschrak.

Ich wußte, die Schneekalte hatte Blumen gern; ich sparte also von meinem knapp zugeschnittenen Taschengelde, durch Entsagung aller Art, bis ich so viel erspart hatte, daß ich ihr einen vorzüglich schönen Rosenstock kaufen konnte. Er kostete mich das Frühstück von zwei Monaten. Ein und sechszig Tage hatte ich früh nur klares Quellwasser getrunken, in alle Gassen der Residenz war ich gelaufen; mein Stock trug aber auch dreißig der frischesten Knospen und zwei volle aufgeblühte Rosen; ich trug meinen Reichthum selbst nach Hause; wie hätte ich diese Herrlichkeit fremden Händen anvertrauen können! Ich sah Linchens holde Verwirrung; die Verlegenheit, wie sie mir danken solle, war mein Triumph, und ein Kuß — vielleicht ein Kuß, mein Lohn: oder — erstieg mein Glück auch diesen höchsten Gipfel nicht, so mußte Lina, die meine beschränkten Umstände kannte, doch wenigstens aus dem Opfer, auf die Größe der Liebe, mit der es gegeben worden, schließen, und von Stund' an, ein wohlwollendes beachtenderes Verhältniß zwischen uns statt finden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünfter Gesang aus: Otfried.

(Fortsetzung.)

30. Sie sprachs und sah mit königlichem Blicke
Die Nordlandsdegen an, der Reihe nach.
Beschämt und sprachlos wichen sie zurücke.
Da trat der Führer furchtsam vor, und sprach,
Gepreßt, als ob ein Fels die Brust ihm drücke:
„Gehorsam heißt des Dieners Pflicht. Es mag
Der Herr vertreten den Befehl und Willen,
Der treue Diener darf ihn nur erfüllen.“

31. „Du magst Dich wohl, Hochherzige, ermuthen,
Denn nicht beklagenswürdig ist Dein Loos.
In jenem Land, umringt von Meeresfluthen,
Wo aus beeis'ter Erde starrem Schooß,
Aufsprühn des Heklas dunkelrothe Gluthen,
Genamet Island, herrschet, hehr und groß,
Der greise Harold, der vor seinem Ende,
Dem Sohn das schönste Mädchen gerne verbände.“

32. „Zeuch aus, mein Freund — sprach er zu mir — und wende
All überall Dein möglich Forschen an:
Ob nirgends sich solch schönes Mädchen fände,
Was man mit Recht das Schönste nennen kann. —
Und nun durchstreif ich schon, von einem Ende
Die Erde bis zum andern. Denn ein Bann
Ruht schwer auf unsers jungen Grafen Leben;
Und nur das Schönste kann den Zauber heben.“

33. — „Horch auf! Horch auf! Du, was ich Dir verkünde:
Ein schöner, starker Held wird einst geschaut
In Deinem jetzt noch ungebornen Kinde.
Horch auf! Behalte, was ich Dir vertraut.
Doch sorgt dafür, daß er das Schönste finde,
Und sich vermähle mit der schönsten Braut.
Denn er wird stumm geboren, ohne Sprache,
Und redet eh'r nicht, als an diesem Tage.“

34. „So sprach, im Hain, umkränzt von düstern Föhren,
Wohin die Mutter ging im Morgengrau:
Des ungebor'nen Kind's Geschick zu hören,
Zu Harolds Gattin, eine weise Frau;
Bekannt durch Prophezeihn; durch kluge Lehren;
Durch Arzeneien heilsam Kraftgebrau,
Aus unsers Landes Kräutern klug gezogen;
Sie, deren Worte niemals noch getrogen.“

35. „Auch in Erfüllung ist der Spruch gegangen;
Stumm hat der Sohn das Licht der Welt begrüßt.
Fest ist auch noch die Zunge ihm gefangen,
Obgleich er schon ein kecker Degen ist.
Die Mutter klagt mit abgehärmten Wangen,
Der Vater schilt des Schicksals Tück' und List.
Mich sandt er fort, ob mir's vielleicht gelinge,
Daß ich das schönste Mädchen heim ihm bringe.“

36. „Und ich durchschnitt des Weltmeers hohe Wogen;
Und suchte überall, von Land zu Land,
Vergebens aber war ich ausgezogen,
Bis heut ich Dich, Du Wunderschöne, fand.
Des Schicksals arge Tücke wird betrogen,
Reichst Du dem jungen Recken Deine Hand.
Denn, was ich Schönes sah, wohl nah und ferne,
Das überglänzest Du, gleich einem Sterne.“ —

37. Mathilde horchte der Erzählung sinnig,
Und dachte lange fern, und dachte tief.
Es rührte sie der Aeltern Schmerz herzinnig,
Bis endlich sie, als wie begeistert rief:
„Nein, nicht das Schönste, glaubt mir sicher, bin ich!
Wo in des Schicksals Spruch ein Räthsel schlief,
Da hat kein Sterblicher es je ergründet,
Der nur im Tode eine Lösung findet.“

38. „Es treibt das Schicksal oft mit Menschenkindern,
In dunklen Sprüchen neckend, loses Spiel.
Doch kann der Mensch nichts halten und nichts mindern;
Und nicht verrückt er das gesteckte Ziel!
Der Mutter Kummer kann ich doch nicht lindern,
Und nicht des Vaters zürnendes Gefühl.
Es muß geschehn, wie's einmal ist gewogen;
Und Keiner hat das Schicksal noch betrogen!“ —

59. Nun wandt' sie sich, indem sie rings sich neigte,
Und Allen ward so graun, so wunderlich.
Als hätt' aus ihr ein Gott gesprochen, beugte
Zum zweitenmal zur Erde Alles sich. —
Das Schifflein glitt durch Nacht und Tag. Da zeigte
Sich Islands Ufer endlich. Freudiglich
Erhuben sich des Schiffsvolks Stimmen; grüßten
Mit frohem Ruf die heimathlichen Küsten.

60. Doch kam zurück kein Freudelaut geflogen;
Und ohne Gruß, und ohne Jubel, nahm
Das Vaterland sie aus des Weltmeers Wogen.
Sie nahten sich dem Schloß. Graf Harold kam
Den Kommenden entgegen, still; es zogen
Sich düstre Furchen, wie vom tiefsten Gram,
Um seine Stirne. Nur mit Mühe konnte
Er Worte finden als er so begonnte:

61. „Zu spät! Mir kann der Sohn nicht mehr gesunden,
Dem schon der Tod auf blasser Lippe schwebt.
Er hat die Sprache plötzlich nun gefunden,
Doch aber, fürcht' ich, bald auch ausgelebt.
Eh' in den bleichen Kranz der Abendstunden,
Die letzte heute nächtlich sich verwebt,
Sitzt er, nach frommer, treuer Seelen Weise,
Dort oben in der seel'gen Geister Kreise."

62. „Es zog der Feind heran, im Kriegeskleide,
Zum Kampf, womit er lang' mein Land bedraht.
Wie focht mein Sohn! — Doch die beschneite Haide
Er färbte sie mit seinem Herzblut roth!
Sein Trost ist, daß er noch des Sieges Freude,
Der Helden Lust, genießt vor seinem Tod
Und, wunderbar, zuerst am heut'gen Tage
Sprang seiner Zunge Band, er fand die Sprache." —

63. Nun konnte sich Mathilde nicht mehr halten,
Zu tief ergriffen von des Vaters Schmerz.
In ihre Arme schloß sie fest den Alten,
Und drückte ihn mit Inbrunst an ihr Herz:
„Erkennt ihr — sprach sie — nun das dunkle Walten?" —
Und zeigte mit dem Finger himmelwärts. —
„Hast, Tiefgebeugter, Du den Sohn verloren,
So sei in mir die Tochter Dir geboren!"

64. „Sagt ich es nich? Was Jedem zugewogen,
Das mehrt und mindert nicht des Menschen Hand.
Doch hat am End' der Spruch euch nicht gelogen,
Er redete, als er das Schönste fand.
Ihr habt euch nur in seinem Sinn betrogen.
Das Schönste ist: der Tod für's Vaterland.
Und für das Heiligste ist er gestorben,
Indem er sich die schönste Braut erworben." —

65. Der Vater horchte staunend noch der Deutung
Des Spruchs, als sich der eil'gen Diener Troß
Vom Schlosse wälzte, mit der Trauerzeitung:
„Jetzt mit dem Tode ringt dein Sohn!" Auf's Schloß
Hinstürzte Alles unter ihrer Leitung.
Von dieser Post erschreckt. Fast athemlos,
Daß er den Lieben lebend noch erreiche,
Sank Harold auf des Sohnes blut'ge Leiche. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*„Auch etwas über das Bremer Theater."

(Fortsetzung und Schluß.)

Es mag dieses hinlänglich zum Beweise dienen, was man von den Ansichten des Hrn. W**** zu halten habe.

Er schrieb jenen Aufsatz entweder aus Unverstand, in einem Anfall von Wahnsinn, oder wohl gar aus unedlen Absichten. In erstern beiden Fällen bedauren wir ihn, im Letztern, indem er Herrn Günther, dessen Existenz doch lediglich, in seinen jetzigen Verhältnissen von dem Zutrauen des Publikums abhängt, unverdienterweise zu kränken suchte, muß ihn die Verachtung eines Jeden strafen.

Wir sind fest überzeugt, daß Herr Hörger jenen Aufsatz ebenfalls mit dem größten Unwillen gelesen hat. Solches Lob klingt wie Satyre. Man lobe ihn da, wo er es verdient. Durch Fleiß und regen Eifer kann es Herrn Hörger nicht fehlen ein eben so guter Musikdirector binnen kurzen zu werden, als er schon ein guter Violinspieler ist, wovon er zuletzt während der Anwesenheit der Dem. Fischer uns einen Beweis gab. —

Möge das Publikum unsre Bemerkungen nicht übel deuten, wir bezwecken ja das Gute indem wir versuchten der Wahrheit die Ehre zu geben.

A. — Z. —

* Freundschaftliche Bitte.

Es wird um gütige Fortsetzung der so schön angefangenen Theaterkritik gebeten, damit mehreres verdientermaßen gerügt wird. —

Von Verehrern der Kunst.

* Ein paar Worte zur Beherzigung für die bewußten Herren, die sich kein X für ein U vormachen lassen.

Mehrere meiner Freunde forderten mich auf, den mich so hämisch schmähenden Aufsatz im letzten Stück des Bürgerfreundes öffentlich zu beantworten; ich danke Ihnen für die Theilnahme die sie mir bewiesen, herzlich, bin aber nicht gesonnen, Federkriege, am wenigsten mit solchen Helden, zu führen und erzähle nur hier zu meiner und meiner Freunde Beruhigung eine kleine Anekdote von unserm guten Vater Mozart.

Mozart wurde einmal von einem vornehmen Herrn aufgefordert etwas über Musik zu schreiben, und er antwortete darauf ganz trocken: „Halten zu Gnaden, wir Musiker verstehen nit zu schreiben, die aber schreiben, verstehen halt nichts von der Musik." Hiermit empfehle ich mich dem fernern Wohlwollen obenbezeichneter Herrn. Hörger.

Musikdirektor.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin. *)

Trotz des einbrechenden Winters ist man doch noch immer sehr thätig im Bauen, und es sind jetzt Pflasterer aus Lüttich hier, welche für eine zweckmäßigere Pflasterung der Straßen sorgen. Bisher war solche sehr wenig zu loben, und nur von geringer Dauer. Dies ist auch der Fall mit dem erst kürzlich gemachten neuen Pflaster über die restaurirte lange Brücke gewesen, welches deshalb wieder aufgerissen und neu gemacht worden. Auffallend war die Menge Zuschauer, die fortdauernd dieser Arbeit zusahen, und sich nicht erklären konnten, weshalb ein vor einigen Monaten erst gemachtes Pflaster wieder aufgerissen wurde. Die durch die starke Befahrung ganz verdorbene Chaussee von Berlin nach Charlottenburg wird auch wieder ganz neu gemacht und es arbeiten daran täglich weit über hundert Menschen. Es ist sehr zu wünschen, daß eine Unzahl müßigen Gesindels, das sich vom Betteln und gelegentlichen Stehlen nährt, wobei es die Ausgabe der Lösung von Gewerbscheinen erspart, hier eine nützliche Beschäftigung finden möge; ja daß man selbst diejenigen, die dazu physisch stark genug sind, und nicht einen andern Broderwerb gehörig nachweisen können, durch Zwang dazu anhalte. So illiberal dies auch manchem scheinen mag, so glaub' ich doch, daß zu große Nachsicht mit Tagedieben und losen Herumtreibern eine Härte gegen die arbeitsamen und rechtlichen Staatsbürger ist, deren Sicherheit durch diese Nachsicht gefährdet wird. Der Hochmuthsteufel ist in diese untern Volksklassen gefahren, die volksthümlichen Abstufungen in der deutschen Sprache, das Du, Er, Ihr und Sie ist ganz verschwunden; alles macht Ansprüche auf das Sie, und provocirt auf das französische Vous und englische You, welches doch, nach dem Genius beider Sprachen, sehr unterschieden von dem deutschen Sie ist. Die Tagelöhner, die an der Ecke der Straße stehen, und darauf warten, daß sie Einer zu einer Handleistung gegen Bezahlung auffordern wird, nennen sich nicht mehr Tagelöhner, sondern Commissionaire, und die Hausknechte in den Häusern der Banquiers und anderer großen Kaufleute, denen es obliegt, die Comptoirzimmer zu reinigen und Collis nach dem Packhofe zu bringen oder von dort abzuholen u. dgl., wollen Comptoirbediente oder Comptoirgehülfen genannt werden. Kein Bedienter und kein Hausmädchen, Köchin u. dgl. dient mehr, sondern konditionirt, und jeder Schreiber, der sich vom Abschreiben nährt, oder bei einem Justizkommissär in Lohn und Brod steht, heißt geheimer Sekretär. Dies alles sind keine Zeichen, daß die Volksthümlichkeit, die man so gern wiederherstellen möchte, allgemeinen Eingang finden wird. Dann müßte an die Stelle dieses lächerlichen Hochmuths jene einfache Bescheidenheit treten, die mit treuherzigem Biedersinn unseren Voräitern eigen war. Da verschmähte es noch kein Handwerksmann, sich Meister zu nennen, ja er fühlte sich dadurch geehrt; jetzt will er Herr heißen, und wer ihn Meister nennen wollte, würde Gefahr laufen, einen Injurienprozeß zu bekommen. Aber dafür haben wir auch nur wenige Meister im wahren Sinne des Worts, doch desto mehr — Pfuscher.

*) Wegen Mangel an Raum, verspätet.

(Hierbei eine Beilage.)

Beilage zu Nro. 11 des Bürgerfreundes.

Bremen, Sonntag den 7. Februar 1819.

Ueber die Verhältnisse des hiesigen Theaters.

Allen denen die sich für die Kunst interessiren vorgelegt

von

F. S. Ringelhardt.

Zur Rechtfertigung meiner Handelsweise bei Führung der hiesigen Bühne, zum Beweise daß kein eigensüchtiges Interesse mich seither geleitet habe, verhieß ich einem geehrten Publikum in dem von mir im Monat October vorigen Jahres ausgegebenen Abonnements-Plane eine Uebersicht aller Einnahmen und Ausgaben des hiesigen Theaters, um einen Jeden zu überzeugen was ich vermöge dieser zu leisten im Stande sey. Vier Monate sind seit dem Abschlusse des jährigen Abonnements verflossen und meiner Zusage zufolge liefere ich nun von meinen jetzt bestehenden Verhältnissen eine Uebersicht, welche nachstehend folgt:

Einnahme des Theaters.

	Rthlr.	Gr.
Die Anzahl der resp. Hrn. Abonnenten à 5 Rt. 36 Gr. beträgt 255, macht monatlich die Summe von 1402 Rt. 36 Gr.; in 11 Abonnementsmonaten, die das ganze Jahr ausfüllen, die Summe von .	15427	36
Das Logen-Abonnement beträgt monatlich 475 Rt., im Jahr	5225	
Baare Einnahme an der Casse schlage ich im Durchschnitt täglich zu 12 Rt. an, in 220 Vorstellungen .	2640	
Der Ertrag der baaren Einnahme im letzten Freimarkt war	974	9
Das Militair-Abonnement beträgt für das ganze Jahr	170	
Miethe der Punschbude im Winter jeden Abend 3 Rt. im Sommer 1 Rt. 36 Gr., beträgt für das ganze Jahr *circa*	500	
Diese obengenannten Summen zusammen ergeben für das ganze Jahr die Einnahme von . .	24936 Rt.	45 Gr.

Ausgaben des Theaters.

	Rthlr.	Gr.
Die Miethe des Schauspielhauses macht jährlich	1200	
Miethe meines Wohnhauses zum Behuf des Theaters, da im Schauspielhause zu wenig Gelaß ist und ich Musikalien, Bibliothek, Garderobe u. andern Theaterapparat, ja selbst Probezimmer in meinem Hause haben muß	300	
Die Gage ist wöchentlich 315 Rt. macht in 52 Wochen	16380	
Das Orchester täglich im Durchschnitt 12 Rt., macht in 220 Vorstell.	2640	
Billetteurs, Friseur, Kassirer und Reinigungsfrau jeden Abend 2 Rthlr. 51 Grote.	595	60
Beleuchtung täglich 10 Rt. . .	2200	
Theaterarbeiter bei der Maschinerie wöchentlich 12 Rt.	624	
Zetteldruck und Affichen à 2½ und 3 Rthlr.	600	
Zettelträger und Requisiten . .	250	
Das Theater zu kehren und zu waschen, wöchentlich 60 Gr. . . .	43	24
Schneidergesellen zur Beihülfe, Zwirn, Nähnadeln, Stecknadeln .	150	
Wache im Schauspielhause jeden Abend 48 Grote und im Freimarkt 1 Rthlr.	151	24
Statisten, der Mann für den Abend 12 und 18 Gr.	50	
Wäsche der Garderobesachen . .	150	
Gratificationen und garantirte Benefize an Schauspieler . . .	300	

Garderobe	400
Musikalien und Manuscripte . .	500
Billets	100
Porto für Briefe und Paquete	100
Papier und Schreibmaterialien .	50
Heitzung	100
Copialien	250
Farben	150
Leinwand zu neuen Decorationen und zum Ausbessern der alten . .	200
Bretter und Latten	50
Nägel, Bohre, Stricke und Bindfaden	150
Pappe zu Versetzstücken und andere Theaterapparate	50
Reisegelder an Schauspieler . .	200

Diese hier specifizirten Ausgaben machen im Ganzen

die Summe von 27934 Rthlr. 36 Gr.

Da ich nun aber nur 24936 Rt. 45 Gr. Einnahme habe, so gehet für mich nach Ablauf eines Jahres nothwendig ein *minus* hervor von 2997 Rthlr. 63 Gr.

Daß obige Einnahmen und Ausgaben der strengsten Wahrheit gemäß angegeben sind, davon bin ich erbötig einen Jeden, der eine nähere Ansicht zu haben wünscht, durch meine Bücher, Rechnungen und Quittungen zu überzeugen, so wie auch der Cassirer und Controlleur hierbei als Zeugen dienen können.

Daß ich einen so bedeutenden Verlust in der Länge der Zeit nicht aushalten kann, ist wohl keiner Frage unterworfen; überdem kann die Direction eines Theaters nur dem gemäß das Publikum befriedigen, nachdem was sie von selbigen zur Erhaltung der Bühne empfängt.

Jetzt entsteht aber wohl die Frage: „trägt die Direction durch irgend eine Vernachläßigung gegen das Publikum, Saumseligkeit in ihren Geschäften und dergleichen mehr, die Schuld, daß die Einnahmen nicht bedeutend sind? — Um diese Frage zu beantworten, muß ich um die Erlaubniß bitten etwas weiter ausholen zu dürfen.

Als ich im October 1817 die Führung des hiesigen Theaters übernahm, befand sich selbiges in einem höchst zerrütteten Zustande und durch den Abgang mehrerer bedeutender Schauspieler waren viele Rollenfächer ganz unbesetzt. Mein erstes Streben ging dahin die Lücken so schnell wie möglich zu ergänzen, und was ich selbst kaum hoffte, da jetzt alle Theater Mangel an guten Subjecten leiden, gelang mir in kurzer Zeit. Binnen einem viertel Jahre erschienen vor dem hiesigen Publikum Herr und Madame Göcke, Herr Clauslus, Herr Bachmann, Herr Gollmick, Madame Köhler, Herr Hohmann, Herr de Trois, Herr und Madame Meck als neue Mitglieder der Bühne und gewannen sich größtentheils die Theilnahme des Publikums. Als Mitglied von Bedeutung verlor ich in dieser Zeit nur eines, Madame Müller, deren Platz sogleich durch Madame Meck ersetzt wurde.

Obgleich bei einem neuorganisirten Theater die Besetzung und Aufführung der Stücke nicht so rasch von statten geht, so strengte ich doch alle meine Kräfte an, um auch darinnen das Publikum zu befriedigen. Alles was von Kotzebue, Clauren, Schall, Grillparzer, Müllner, Castelli u. s. w. Neues erschien, brachte ich auf die hiesige Bühne; alte classische Werke von Göthe und Schiller, welche frühere Directionen dem Publikum entzogen, wurden gegeben und erfreuten sich des Beifalls der Theaterfreunde. Die Decoration des Schauspielhauses war unfreundlich, das Innere ungünstig eingerichtet; ich sorgte sogleich dafür daß es eine geschmackvollere Form erhielt, so daß es sich jetzt mit dem Hamburger und den mehrsten benachbarten Theatern messen kann, ja wohl noch Vorzüge vor diesen hat.

Auch die Decorationen der Schaubühne selbst suchte ich zu verbessern, mehrere wurden bereits gemalt und in diesem Augenblicke ist der Theater-Mahler fortwährend beschäftigt neue zu liefern, die noch in diesem Winter aufgestellt werden sollen.

Durch alle diese Anstrengungen von meiner Seite schmeichelte ich mir die Zufriedenheit der geehrten Theaterfreunde zu gewinnen, indem ich zugleich die Hoffnung hegte auf diesem Wege das Interesse des Publikums am Theater immer mehr zu erhöhen, die Einnahmen zu vergrößern und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, die hiesige Bühne fort und fort auf einen höhern Standpunkt zu führen. Leider muß ich das traurige Bekenntniß ablegen: es ist mir bis jetzt nicht gelungen. Trotz dem, daß sich die hiesige Bühne seit jener Zeit der vorher genannten Punkte zu Folge ohnstreitig verbessert hat, nahm ich doch im Oct. 1817 an tausend Thaler mehr ein als in demselben Monat 1818, im Nov. 1817 — 500 Rt., im Dec. 300 Rt., im Jan. 1818 — 200 Rt. mehr als in den letzt verflossenen Monaten. Trotz der damaligen minder guten Besetzung der Bühne, hatte ich gegen hundert Abonnenten mehr als im jetzigen Jahre.

Ich bin mir keiner Schuld bewußt, welche diese verminderte Theilnahme am Theater herbeigeführt habe, auch gehe ich mit der größten

Oeconomie in allen Theilen zu Werke; die mehrsten Geschäfte, wo ich Schreiber und andere Gehülfen derselben müßte, besorge ich selbst, so wie ich sogar einen großen Theil der Regiegeschäfte führe und weder Fleiß noch Mühe spare um zum Besten des Theaters zu wirken. Zu meinem Lebensunterhalt habe ich für mich nur dieselbe Gage ausgesetzt, die ich früher hier als Schauspieler unter Hrn. Gerbers Direction zog und die eben so für andere Mitglieder hier bräuchlich ist, obgleich meine jetzigen Verhältnisse größere Ausgaben als vormals erfordern.

Daß ich billiger Weise für meine anstrengenden Arbeiten als Director der Bühne eine Vergütung in Anspruch nehmen darf, wird mir wohl ein Jeder unbedingt zugestehen, so wie ich auch für das Capital, was in den Theaterapparat steckt, Zinsen berechnen muß.

Bis jetzt war von beiden noch nicht die Rede und ich habe auch nicht im mindesten darüber gemurret, da jedes neue Unternehmen Aufopferungen nöthig macht. — Doch was soll ich in der Folge der Zeit beginnen? Auf diesem Wege kann ich nicht bestehen. Werden meine Einnahmen nicht bedeutender, so muß ich natürlich Beschränkungen treffen, die freilich keineswegs zum Vortheil und zum guten Gedeihen des Theaters gereichen können.

Man könnte mir sagen: „wenn Du Nachtheil bei diesem Geschäfte hast, warum legst du es nicht nieder?“ — und ich erwiedere darauf: ich habe mit den Mitgliedern Contracte auf ein und zwei Jahre abgeschlossen; es ist dem Charakter des Mannes zuwider mitten auf dem Wege muthlos stehen zu bleiben und gute Unternehmungen aufzugeben; und endlich habe ich Alles was ich mein nenne in den Ankauf des Theaterapparats gesteckt und habe rastlos fünfviertel Jahre lang Zeit und Fleiß auf dieses Geschäft verwendet.

In andern Städten genießen die Theater-Directionen mancherlei Vortheile. Das Schauspielhaus erhalten sie nebst allen Zubehör an Decorationen und Maschinerie unentgeldlich; ich muß hier für ein höchst mangelhaftes Haus jährlich 1200 Rt. Miethe zahlen, muß sogar alle Decorationen selbst malen lassen, da die Eigenthümer mir zu meinem nöthigen Gebrauch nichts neues liefern, ja sogar die alten zum Hause gehörigen Decorationen im hohen Grade abgenutzt sind und fortwährend von mir müssen ausgebessert werden. Eben so ist es und noch weit schlimmer mit der Maschinerie.

In andern Städten erhält das Theater als eine öffentliche Anstalt unentgeldlich die nöthigen Wachen zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe; ich muß hier dafür jährlich 150 Rthlr. zahlen.

Endlich erhält die Direction in andern Städten, um kräftig für die Kunst zu wirken, einen baaren Zuschuß vom Staate oder von der Stadt; der größte Vortheil und der bedeutendste, dessen ich mich hier ebenfalls nicht erfreue.

Ich habe offen und frei über meine Verhältnisse gesprochen, um einen Jeden in den Stand zu setzen ein richtiges Urtheil über meine Lage fällen zu können, ich habe es gethan, damit mich bei meiner Handelsweise kein Vorwurf treffe, damit man nicht Anforderungen an mich mache, die meine beschränkte Lage nicht zu erfüllen erlaubt. Durch ewiges Stillschweigen über die innern Verhältnisse der hiesigen Bühne kann diese nicht vorwärts kommen, klare Anschauung allein kann das Werk fördern, kann ihm Theilnahme gewinnen; darum verliere ich auch noch nicht allen Muth und vertraue auf die freundliche Unterstützung der hiesigen Kunstfreunde. Um Lücken bei dem Personal nicht erscheinen zu lassen, engagirte ich bereits einige Schauspieler von Ruf an die Stelle derer, die zu Ostern Bremen verlassen, die ich nicht halten konnte und die sich nicht wollten halten lassen. Gern thue ich noch mehr sobald mir nur irgend eine freundliche Hoffnung lächelt, denn es ist nicht Eigennutz welcher das Werk mir nahe legt, ich setze meine Ehre, meinen Stolz darin, daß unter meinen Händen diese Kunstanstalt eines fröhlichen Gedeihen sich erfreue.

Noch ist ein Mittel übrig, im Fall eine Privat-Direction von Seiten des Staats keine Unterstützung zu erwarten hat, um die hiesige Bühne mit leichter Mühe sicher und ehrenvoll zu stellen: „es vereintgen sich eine Anzahl hiesiger Kunstfreunde, Männer von Einsicht und Gewicht, und übernehmen auf ihre eigene Rechnung das Theater.“ Hierdurch wird das Interesse allgemeiner als bei einem Privatunternehmer und ohne Anstrengung wird mehr gewonnen werden als ich mit aller Mühe und allem Kraftaufwand erzwecken kann. Auf diesem Wege kann man sogar dem Theater noch einen edlen Nebenzweck für alle diejenigen beifügen, denen die Kunst als Kunst nicht genug Interesse gewährt: man bestimme nämlich alljährig den Ueberschuß der Einnahme für die Armen- und Waisenhäuser. Sollte eine solche Vereinigung zu Stande kommen, durch welche die Kunst wahrhaft gefördert würde, so bin ich mit dem besten Willen erböthig, nach einer getroffenen Uebereinkunft sogleich von der Direction abzutreten, meinen Theaterapparat der neuen

Entreprise zu verkaufen, und mich bei dieser Bühne als Mitglied anstellen zu lassen, oder sollte man von meinen wenigen Talenten nicht Gebrauch machen können und wollen, so würde ich selbst, wenn auch mit schwerem Herzen, Bremen verlassen, wo ich so manchen Freund und Gönner gefunden, so manche gütige Theilnahme mir gewonnen habe, ich würde es aber dennoch verlassen, nur um mich vor den Verdacht zu wahren, niedere Eigensucht sey die Triebfeder meiner Handelsweise, ich würde gerade dadurch allen denen, deren Wohlwollen ich mich zu erfreuen habe, einen Beweiß meiner innigen Achtung an den Tag legen.

Hiermit schließe ich, indem ich noch eine Uebersicht aller der in der kurzen Zeit meiner Direction neueinstudirten Stücke beifüge und an ein geehrtes Publikum die Bitte richte: freundlich über alles was ich Ihnen vorlegte zu urtheilen und zu richten, und mir Ihr Wohlwollen nicht entziehen, welches zu erlangen und es mir zu sichern mein eifrigstes Streben war und fortwährend seyn wird.

Stücke, welche zum ersten male gegeben wurden.

Die Mitschuldigen. Die Vertrauten. Der 19. October. Der Rothmantel. Theatersucht. Der Freimaurer. Die Pantoffelpromenade am Neujahrstage. Der Spiegel. Cäsario. Der Strohmann. Die Ahnfrau. Axel und Walburg. Der deutsche Mann. Die Templer auf Cypern. Egmont. Die Stimme der Natur. Der Vorposten. Der Schneider und sein Sohn. Der gerade Weg der beste. Der graue Mann. u. A. w. g. Peter und Paul. Laune des Verliebten. Die Kleinigkeiten. Der Kuß und die Ohrfeige. Die drei Wahrzeichen. Das Taschenbuch. Der Kopf von Erz. Kaiser Nero. Die Frankfurter Messe. Abneigung aus Liebe. Van Dyk's Landleben. König Yngurd. Gisela. Die Waise und der Mörder. Der Vetter aus Bremen. Das Nachtlager von Granada. Die vier Jahreszeiten. Der Kirchhof zu Savelthem. Junggesellenwirthschaft. Der Mann im Feuer. Die Schreckensnacht auf dem Schloße Paluzzi. Der König von Gestern.

Stücke, welche lange nicht gegeben waren und neu einstudirt sind.

Die Braut von Messina. Salomos Urtheil. Die Sclavin in Suriname. Fiesko. Die Strickneadeln. Julius von Sassen. Kabale und Liebe. Gustav Wasa. Nathan der Weise. Hausfrieden Dienstpflicht. Käthchen von Heilbron. Verbrechen aus Ehrsucht. Phädra. Die Soldaten. Der Schwätzer. Die Komödie aus dem Stegreife. Die Quälgeister. Falsche Schaam. Der Doppelpapa. Otto von Wittelsbach. Die Drillinge. Deutsche Treue. Die Jugend Heinrichs. Die silberne Hochzeit. Blind geladen. Die Feuerprobe. Das Porträt der Mutter. Die eiserne Larve.

Opern, theils neu, theils neu einstudirt:

Joconde. Die Savoyarden. Titus. Der kleine Matrose. Das Waisenhaus. Zwei Worte. Camilla. Der Wasserträger. Der Schusterfeierabend. Aschenbrödel. Der Kalif von Bagdad. Der Baum der Diana. Die Prinzessin von Carcambo. Die schöne Müllerin. Der Apotheker und Doktor. Der Schloßgärtner und der Windmüller. Figaro. Das Hausgesinde. Aline. Der Spiegel von Arcadien. Der Schiffskapitain. Lodoiska.

Einstudirt werden jetzt:

Das Haus Anglade, von Theodor Hell. Die beiden Philibert, nach dem Französischen. Sappho, von Grillparzer. Die Kunst wohlfeil zu leben. Die Verkleidungen, von Kotzebue. Roderich und Kunigunde, Melodram. Wallenstein, von Schiller. Die Vestalin, große Oper von Spontini. Tancred, Oper von Rossini Oberon und mehrere beliebte komische Opern.

Bremen,
geschrieben im Monat Februar 1819.

No. 12.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. Februar 1819.

Fünfter Gesang aus: Otfried.

(Fortsetzung.)

46. — Wohl ist es schön, um Kriegeslorbeer werben,
Hinauszieh'n in den Kampf, mit Kraft und Muth;
Wohl ist es schön, den Siegerkranz ererben,
Und sey es auch um eignes Herzens-Blut;
Wohl ist es schön, für's Vaterland zu sterben,
Begeistert von der reinen Himmelsgluth!
Doch nimmer bringt es Ruhm und nimmer Ehre;
Zu sterben für geheiligte Schimäre.

47. Ich werfe mich auf's kecke Roß, und reite
Kühn in des Feindes dichte Schaaren ein.
Doch muß das Vaterland, für das ich streite,
Auch meines Heldentodes würdig seyn.
Sonst bin ich eines matten Blendwerks Beute;
Mein Grab verdient auch keinen Ehrenstein,
Und meinem Namen darf kein Nachruhm schallen,
Denn wie ein blinder Thor bin ich gefallen! —

48. Unfern von Islands steilem Ufer heben
Zwei Hügel sich, vereint zu einem fast;
Und jeder deckt und drückt ein theures Leben;
Denn Harolds Sohn ruht unter eines Last,
Und die betrübte Mutter dicht daneben,
In stetem Schlaf, in ew'ger Todesrast.
Und Harold stand, wie im verwüst'ten Haine
Noch einsam eine Buche steht, alleine.

49 Doch nicht allein. Mit ihrem zarten Lieben
Umfaßte ihn Mathilde, weich und lind.
Auch war noch eine Tochter ihm geblieben,
Die wild verwegne Thora. Auf sein Kind
Wollt' sich das alte Heldenauge trüben,
Wandt' er den nassen Vaterblick geschwind:
Und heitrer ward er dann; und auf die milde,
Die goldgelockte, freundliche Mathilde.

50 Oft gingen alle drei, beim Schein der Sterne,
Wallfahrten zu den Hügeln. Hehr und groß,
Verbarg sein Haupt in dunkelgrauer Ferne,
Der Hekla, dampfend, in der Wolken Schooß.
Und Thora rief: „O Vater, Vater, gerne
Erklimmt' ich jenen Berg einmal; nur bloß,
Um: was die Erde birgt in Furcht und Grauen,
Ein einzigmal durch seinen Schlund zu schauen!“

51. Dann hoch hinauf sah sie des Heklas Spitze,
Weit in der Wolken fernes Grau hinaus;
Die schwarzen Augen funkelten wie Blitze,
Und drückten ihre selt'ne Sehnsucht aus.
Der Alte aber stand vom Hügelsitze
Halb zürnend auf, und sprach: „nur Angst und Graus,

„Was Menschenaugen nie ertragen werden,
Verbirgt der Berg im tiefen Schooß der Erden.“

52. „Auch mehr nicht schauen würd'st Du, als ein Blinder;
Denn bis zum Grund verschleiert tiefe Nacht,
Was nicht zu schauen ist für Menschenkinder.
Dort unten herrscht der Hölle graufe Macht;
Dort ist der ew'ge Büßeort für Sünder,
Die reuelos ihr Leben hingebracht.
Und was auf Erden frevelnd sie verbrochen,
Wird von gestrengen Richtern dort gerochen.“

53. „Drum den Gedanken scheuche mir von hinnen.
Gar tückisch ist die treue Unterwelt;
Benebeln würde sie des Mädchens Sinnen,
Wenn Du an jenen Abgrund dich gestellt.
Laß ab von so verwegenem Beginnen,
Was an dem Leibe nimmer mir gefällt.
Du bist kein Mann, ein Mädchen mir geboren;
Und Keiner nahe sich der Hölle Thoren.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung.)

Nicht lange nachher vernahm Marie zufällig, Gustav habe eines Tages einen Mann in einem dunkelblauen Oberrocke auf einer Anhöhe unfern des Dorfs stehen sehen, der die Gegend umher mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten geschienen. Wenn ich den Fremden wieder finde, hatte er hinzugesetzt, so mag er sich vor mir in Acht nehmen. Er ist sicher ein Spion und solches Wild verschmähe ich auch nicht! — Er hatte das gesagt mit Beziehung auf den fremden Bedienten, den er für Martens Liebhaber hielt, und in der Absicht, daß es Marien bekannt werden sollte. Sie schwebte von nun an in sichtbarer Angst, und jeder Schuß, den sie vernahm, erfüllte sie mit Entsetzen.

Eines Tages saß sie auch in solchem Gemüthszustande bei ihrem Spinnrade zu Hause. Der Pflegevater war ausgegangen, und wollte erst spät am Abend wiederkehren. Da vernahm sie ein erst leises, dann stärkeres Pochen an der hintern Hausthür. Sie sprang auf; stand erst zweifelnd, was sie thun sollte, ging aber, als sich das Pochen wiederholte, doch, um nachzusehen, wer es sey. Auf ihre Frage erhielt sie von einer Stimme Antwort, die ihr bekannt schien. Ahnungsvoll öffnet sie, und siehe der fremde Krieger, dem sie das Leben gerettet, steht vor ihr, in einen feinen dunkelblauen Oberrock gekleidet. Er bittet um Einlaß, den Marie nicht versagen kann, und nach wenig Minuten sitzen beide, wie einst unter den schützenden Ruinen einander gegenüber, der Jüngling erzählte Folgendes:

An jenem Abende, wo ich Dich mit meinem Dir anvetrauten Kreuze wieder erwartete, vernahm ich auf einmal ein Geräusch in den nahen Sträuchen. Ich glaubte es könne Niemand anders seyn, als Du, und trat, von heftiger Sehnsucht getrieben, aus meinem Schlupfwinkel hervor, wie ich meinte, Dir entgegen. Allein, wie erschrack ich, als ich einen feindlichen Offizier mit einigen Leuten gewahr wurde. Er trat auf mich zu, entfliehen konnte ich nicht, und so bekannte ich die Wahrheit. Er war ein menschlicher Krieger, wehrte den Mißhandlungen, womit mich seine Leute bedrohten, und behandelte mich als seinen Gefangenen. Ich mußte ihm folgen, wurde, weil ich bald nachher mich krank fühlte, — ach der Schmerz, von Dir nun wahrscheinlich auf ewig getrennt zu seyn, war wohl die Hauptursache davon — in ein Hospital gebracht, wo ich der Leiden zahllose zu dulden hatte, doch ich will dich nicht mit der ausführlichen Darstellung quälen, sondern Dir

lieber sagen, daß, so wie in jedes Menschen Leben Sonnenschein mit Regen wechselt, auch mein Schicksal eine erfreuliche Wendung nahm. Derselbe Offizier, der mich zum Gefangenen machte, behielt mich als Bedienter, weil er an meinem Wesen Gefallen fand. Ich hatte es gut, sehr gut bei ihm, es war ein trefflicher Mann. In einem Gefechte aber wurde er tödtlich verwundet. Ich pflegte sein mit der Liebe eines Bruders. Dies rührte ihn. Er empfahl mich sterbend einem seiner Verwandten, einem Kriegskommissär, der, weil er meine Fertigkeit im Schreiben und Rechnen bemerkte, und überhaupt sahe, daß ich nicht ganz zu den Gemeinsten gehöre, mich nicht nur zu seinem Diener, sondern auch zum Gehülfen bei vielen seiner Geschäfte machte. So bin ich jetzt, wunderbar von der Vorsehung geführt, wieder in Deine Nähe gekommen, liebes Mädchen, denn mein Herr muß sich einige Zeit in L.... aufhalten, wo ich dann Gelegenheit haben werde, Dich öfter zu sehen, wenn ich hoffen darf, daß Du mich nicht ungern siehst.....

In Mariens Seele war während dieser Rede der stille Funke einer zärtlichen Neigung zur lichten Flamme aufgeschlagen. Der junge Mann hatte in seinem ganzen Wesen etwas so Edles, Wahrhaftiges, Zutrauen erweckendes, er sprach mit so viel Innigkeit und Gefühl, und war dabei in frischer Gesundheit blühend, wenn auch nicht schön, doch so wohlgebildet, daß gewiß mehrere Mädchen, an Mariens Stelle, das was sie that auch gethan, das heißt, ihm gesagt haben würden, daß sie ihn immer gern sehen werde....

Aber, fuhr jetzt der junge Mann, wie aus einem Traume erwachend, mit wankender Stimme fort, hast Du denn die Kreuze verglichen? Ist das Deine dem meinen wirklich ähnlich, ganz ähnlich?...

Ja, entgegnete Marie, wie verlegen mit gleichfalls unsicherem Tone; ja ganz ähnlich....

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neueste Finanzminister unserer Zeit.)

Als ich auf meiner Reise ein Stückchen gefahren war und mich in Hamburg, Stockholm, St. Malo und auf der spanischen See ein wenig umgesehen hatte, kam ich endlich nach Indien zum großen Mogul. Ich marschirte anfangs über die große Pfingstwiese weg und fragte ein kleines Kind, wo denn seine Residenz wäre? Es antwortete immer nichts als a a; endlich hörte ich, daß es die Stadt Agra wäre. Wie ich daselbst ankam, war ich müde und legte mich gleich zu Bett. Ich ließ mir aber so viele schöne Sachen träumen, daß ich es der Tebelhohlmer wohl keinem erzählen will. Als ich nun recht ausgeschlafen hatte, stund ich den andern Morgen wieder auf und ließ mich wieder ankleiden. Wie ich nun fertig war, schickte der große Mogul zu mir, ließ mir einen guten Morgen wünschen und wenn mir was

*) Ein Bruchstück aus dem 5ten Capitel des beliebten sehr seltnen altdeutschen satyrisch-komischen Romans: „Baron Schellmuffskys wahrhaftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande; und zwar die alleraccurateste *Edition* in hochdeutscher Frau Muttersprache sehr artig an den Tag gegeben von E. S. 1r. Theil, gedruckt zu Schelmerode 1696. 2r. Theil gedruckt zu Padua eine halbe Stunde von Rom bei Pater Martau. Der Verfasser ist nicht bekannt. Das Werk ist dem großen Mogul dedicirt.

*

Angenehmes geträumt hätte, sollte es ihm lieb zu hören seyn, auch dabei sagen: ob ich mich nicht ein wenig in sein geheim Kabinet bemühen wollte. Er wollte mich um etwas consuliren? Ich war hierauf geschwinde mit einer Antwort wieder fertig, und ließ ihm sehr artig wieder sagen: Wie daß ich nemlich sehr wohl geschlafen, aber was das Träumen anbelangete, so hätte ich keinen guten Traum gehabt, denn der Angstschweiß wäre mir im Traume so ausgefahren, und daß ich sollte zu ihm kommen in sein Cabinet, dasselbe sollte gleich geschehen. Solches ließ ich ihm durch seinen Cammer-Pagen nun wieder sagen, und ging hernach gleich zu ihm, und hörete, was sein Anbringen war. Da ich nun zu ihm hinkam und meine Complimente sehr artig bei ihm abgeleget, so schloß er einen großen Bücher-Schrank auf, und langete ein groß Buch heraus, welches in Schweinsleder eingebunden war, dasselbe zeigte er mir und sagte: daß er in dasselbe täglich sein Einkommens schriebe, und wenn das Jahr um wäre und er die Summa zusammenrechnete, wollte es keinmal eintreffen, und fehlte allemal der dritte Theil seiner Einkünfte, und fragte hierauf, ob ich rechnen könnte? worauf ich ihm denn wieder zur Antwort gab, wie daß ich ein brav Kerl wäre, und Adam Riesen sein Rechenbuch sehr wohl kannte, er sollte mir das große Buch geben, ich wollte schon sehen, wie die Summa herauszubringen wäre. Hierauf so gab er mir das Buch, worinnen seine Einkünfte stunden, und ließ mich allein. Wie ich nun das Buch so durchblätterte, ei Sapperment! was stunde da für Lehnen und Zinsen. Ich war her, setzte mich hin, nahm Feder und Dinte, und fing an: Eins, zehne, hundert, tausend zu zählen, und wie ich nun sahe, daß der große Mogul in dem Einmal eins gefehler hatte und solches nicht richtig im Kopfe gehabt, so hatte es freilich nicht anders seyn können, daß die Summa von dem 3ten Theil weniger bei ihm herausgekommen war, als er täglich aufgeschrieben. Denn anstatt, da er hätte zählen sollen: Zehen mal hundert ist tausend, so hatte er gezählet: Zehn mal tausend ist hundert, und wo er hätte subtrahiren sollen, als zum Exempel: Eins von hunderten bleibt 99, so hatte er aber subtrahiret: Eins von hunderten kann ich nicht, eins von zehne bleibt neune, und 9 von 9 geht auf. Das geht ja der Tebelhöhlmer unmöglich an, daß es eintreffen kann. Als ich nun solche Fehler sahe, merkte ich nun gleich, wo der Hund begraben lag. Ich war her und satzte mich drüber und rechnete kaum zwei Stunden, so hatte ich alles mit einander in die richtige Summa gebracht, und behielt noch halb so viel übrig über die ganze Masse als er einzunehmen und von Tage zu Tage aufgeschrieben hatte. Als ich nun den Calculum von Adam Riesens Rechen-Buche sehr artig und richtig gezogen, rufte ich ihn wieder zu mir und wieß ihm nun, wie und wo er in dem Einmal eins gefehlet hätte, und noch halb so viel Ueberschuß behalten. Et Sapperment! als ich ihm von dem Ueberschuß schwatzte, sprung er vor Freuden hoch in die Höhe, klopfte mich auf meine Achseln und sagte, wenn ich gesonnen wäre bei ihm zu bleiben, er wollte mich zu seinem Geheimbden Reichs-Cantzlar machen. Ich antwortete ihm hierauf wieder und sagte, wie daß freilich was rechts hinter mir steckte, und daß ich der bravste Kerl mir von der Welt wäre, und weil ich mein Herze nur daran gehänge hätte, fremde Länder und Städte zu besehen, als wollte ich mich vor das gute Anerbieten hiermit bedankt haben. Weil er nun sahe, daß ich zu solcher Charge keine Lust hatte, so erwieß

er mir die 14 Tage über, als ich bei ihm war, auch solche Ehre, daß ichs der Tebelhohlmer mein Lebtage nicht vergessen werde. Denn es ist ein erschröcklicher reicher Herr der große Mogul, er wird als Kaiser nur dort tituliret, und hat so viel Schätze als Tage im Jahr seyn, die habe ich auch alle mit einander gesehen. Denn er zeigte mir alle Tage einen. Vortreffliche schöne Bücher hat er auch, und ist ein sonderlicher Liebhaber von denselben, ich mußte ihm auch mit Hand und Munde zusagen, daß ich ihm eins aus Deutschland in seinem Bücherschrank schicken wollte, vor Geld und gute Worte. Als er nun sahe, daß ich mich reisefertig machte, so verehrete er mir sein Bildniß mit der Kette und seine Gemahlin schenkte mir 1000 Species-Ducatons eines Schlages, worauf des großen Moguls Bildniß geprägt war. Damit hing ich die Kette mit des großen Moguls Bildniß an mich, welches von dem schönsten indianischen Golde war, und nahm von ihm sehr artig, wie auch von seine Gemahlin, Caralliere und Dames wieder Abschied und ging von dar zu Schiffe nach England zu.

(Der Beschluß folgt.)

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

5.

Die Schleppe.

Mit schwärmerischem Entzücken hing mein Blick an den sich mir vor der Nase wiegenden Knospen, da fuhren mir drei bis vier Paar Beinkleider von hinten zwischen die Arme; der Topf glitt mir aus den Händen, stürzte vor mir hin und zerplatzte in tausend Stücken; in demselben Augenblick erhielt ich meuchlings einen so ungeheuern Puff, daß ich vorn überschoß, zwei drei Schritte weit, über meinen unglücklichen Rosenstock wegpurzelte, der Länge nach hinfiel, und unter mir nichts als Westen, Pantalons, Fraks und dergleichen fühlte. Auf mir aber lag eine Riesenlast; Geschrei und Gelächter erscholl von allen Seiten, und aus dem Gräfl. Gorenschen Pallaste, vor dem ich eben vorbeigegangen war, rasselte eine prächtige Equipage. Alles brüllte: halt! halt! die Pferde standen; ich arbeitete mich aus der unbegreiflichen Garderobe heraus; wälzte die unbekannte Größe von meinem Rücken, blickte nach meinem Rosenstock und dachte, der Schlag sollte mich auf der Stelle rühren, denn er lag quer vor dem Thore des Pallasts; die Equipage war darüber gefahren, und hatte Knospen, Blätter, Zweige, mit einem Worte, alles zertrümmert.

Aus dem Wagen sah ein Engels-Mädchen und lachte.

Ja, ich mußte jetzt selbst mit lachen, als ich sah und erfuhr, wie das alles gekommen war.

Während ich mit meinem Rosenstock zimperlich und behutsam, und die Augen freudig auf seine Knospen-Pracht geheftet, vor dem gedachten Pallast vorbei gehe, trampeln eben ein Paar mächtig große wilde Pferde im Thorwege, und sind im Begriff, mit ihrer Gebieterinn in der glänzenden Karosse, heraus zu stolziren. Ein Trödeljude, der mir auf dem Fuße folgt, denkt, die beiden großen Wagenbeester werden ihn in den Staub treten, und ihm, sammt seinem fliegenden Kleiderschranke auf Arm und Achsel, den Garaus machen. Er drängt und schiebt also mich, seinen Vordermann, in der Angst vorwärts; ich erschrecke über die Pantalons, die mir bei der Gelegenheit unter die Arme geklemmt werden, lasse den Rosenstock aus den Händen fallen, stolpre darüber weg, will mich halten

und kann nicht und purzle am Ende zu Boden; der alttestamentarische Kleiderhändler aber, den die Ruinen meines Rosenstocks zu Falle bringen, schlägt seine Lerche dicht hinter mir, plumpt im Augenblick, wo ich stürze, mir auf den Rücken, und schüttet sein ganzes Waarenlager so jählings über meinen Kopf, daß die Garderobe noch eher auf die Erde kommt, als ich.

Der Jude, dem kein Finger gekrümmt war, jammert, als wär' er seines ganzen zeitlichen Glücks verlustig gegangen, blos, weil seine Haderlümpchen dem Straßenkothe ein wenig zu nahe gekommen waren.

Er warf die ganze Schuld auf mich und meinen seligen Rosenstock; meinte, daß er, ohne meine Dazwischenkunft, nicht gefallen wäre, und drang auf Schadenersatz, Schmerzengeld und Versäumnißgebühren. Der Unchristliche verlangte drei Thaler; lieber Gott! ich konnte nicht über einen blutigen Heller gebieten. Aber ich mußte doch lachen.

Das junge, schöne Mädchen im Wagen zog ihr goldig-glänzendes Börschen, rief den Juden an sich, und gab ihm einen Dukaten. Dazu sagte es unter lautem Lachen: „Aber nun geh' und laß den jungen, armen Menschen in Ruh', denn der ist ganz unschuldig; ich, ich allein war die Ursache des Unfalls."

Der Jude bückte sich bis zur Erde, und dankte der „allergnädigsten Gräfin." —

Also eine junge Gräfin Goren war der wunderholde Unhold, der mir meine Freude, meine Hoffnung, mein sauer erworbenes Gut, so lästerlich vernichtet hatte? — Und doch, — war es der Respekt vor der Gräfin, oder die Zaubergewalt dieses himmlischen Blondchens, — doch konnte ich dem gräflichen Rabenkinde nicht zürnen, ich bückte mich — sie hatte mich ja von den lästigen Ansprüchen des Trödeljuden befreit, — tiefer noch, als dieser, ob ich gleich weder Schmerzengeld noch Entschädigung bekommen hatte.

Sie winkte mir jetzt an den Wagen, wollte mich sprechen, konnte vor Lachen nicht, schämte sich dieses Reizes, hieß den Kutscher fahren und entschwand meinen Augen.

Wohl wurmte mich das; — aber, als ich mich recht besah, fand ich das Kichern der siebzehnjährigen, lebenslustigen Gräfin natürlich. Hinten hing mir am Rocke ein Paar rothgestickter Husarenhosen, und an diesen eine weißatlassene Bratenweste; beide waren immer hinter mir drein geschwänzelt, ohne daß ich es, mit meinem Unglück, mit dem Juden und der Gräfin viel zu viel beschäftig, gewahrt hatte, und eben jetzt, da ich mich dem Wagen der Gräfin näherte, badete sich der Zipfel meiner Schleppe, die weiße Atlasweste, in einer molkigen Straßenpfütze. Ich hätte es noch nicht gemerkt, wenn nicht der Jude, der bis jetzt auf das Pack seiner Kleider, die Gräfin und den Dukaten, die Augen gehabt hätte, mir in Rücken und Flanke gefallen wäre und ein neues Lamento angestellt hätte. Er entschleppte mich, rang die Atlassene über der Pfütze aus, die Hände über dem Kopfe, und foderte nun von mir den Werth der Weste, für die er selbst zehn Thaler gezahlt haben wollte. Ich war mehr todt als lebendig. Aber die Umstehenden hielten Gericht.

Ein Knochenhauer — ich werde das Bild dieses Menschen nie vergessen; eine Brust, wie die große Glocke in Erfurt; eine Stimme, wie der Donner im Gebirge, und eine Faust, gegen die eine Löwenklaue oder eine Bärenpratze zum Kinderpatschchen ward — stellte sich zwischen uns. Der Mensch hatte bestimmt weder die Institutionen noch die Pandekten gelesen, aber er hätte unbedingt der Chef jeder Gesetz-Commission werden können, einen so klaren Sinn

hatte er für das Recht, und so deutlich verstand er sich auszudrücken; seine Festsetzungen bedurften keiner anderweiten Edikte und keiner Deklarationen.

„Trödelsatan," sagte er, und faßte meinen Quäler an der Brust, „das Weibsen im Wagen hat dir zehnmal mehr gegeben, als du verdientest. Für seinen Rosenstock hat der Musje hier nichts gekriegt. Du bist eigentlich am ganzen Exzesse Schuld, ich war bei der Geschichte vom Anfang an. Hättest du mit deinen Lappen dich nicht auf ihn gehuckt, lebte der Rosenstock noch. Für deine Weste hast du in der letzen Auktion zwölf Grote gegeben, ich stand neben dir, als sie dir dafür zugeschlagen ward; also nur nicht gemuckt — Musjechen, gehen Sie in Gottes Namen, der Hallunke hat von Ihnen nichts zu fodern."

Beide Partheien appellirten nicht, und so ward das Urtheil rechtskräftig.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Anmerkung zu verschiedenen Opern.

Bei einem Gesange mit Instrumentalmusik begleitet, ist, nach unserer unvorgreiflichen Meinung, die menschliche Stimme das wesentliche, und dasjenige, was das Ohr entzückt. Komponisten, welche die Stimme des Sängers durch starke Begleitung des Orchesters übertäuben und unterdrücken, werden deshalb nie allgemein beliebt, so künstlich übrigens ihre Musik auch seyn mag. Uns fällt dabei eine Anekdote ein. Zu Paris wurde eine solche Lärmoper gegeben und die Begleitung so stark, daß selbst der Bassist es für unmöglich fand, mit seiner starken Stimme durchzudringen. Er erwählte das Beste was er thun konnte, er sang gar nicht, sondern bewegte nur den Mund, als wenn er sänge und erhielt nach Endigung seiner Arie doch den lebhaftesten Applaus.

---

* Ueber den Aufsatz der Herren A. und Z. im 10. und 11. Stück des Bürgerfreundes.

Als ich meine Ansichten über die Oper Lodoiska niederschrieb, hatte ich keine andere Absicht dabei, als eben so wohl die Mängel des hiesigen Theaters zu rügen, als dem Guten und Gelungenen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Nach meiner Meinung ist bei jedem Theater die Kritik gleich nothwendig als nützlich für Schauspieler und Publikum. Die Schauspieler werden auf ihre Fehler aufmerksam gemacht, und lernen sie dadurch vermeiden, so wie sie durch das Lob, welches öffentlich ausgesprochen wird, und welches ihnen Lohn für ihre Bemühungen und Anstrengungen seyn muß, zu neuem Eifer und Fleiß angespornt werden. Das Publikum selbst aber wird durch gegebene Ansichten immer mehr bestimmt zu prüfen, zu vergleichen und nicht blind anzuerkennen oder zu verwerfen was der Schauspieler darbeingt. Diese Meinung theilten mehrere meiner Freunde mit mir und bestimmten mich meine Ansichten niederzuschreiben. Daß eine Kritik aber gemäßigt, aufmunternd und belehrend seyn müsse wenn sie Nutzen bringen soll, darüber sind alle Dramaturgen einig, Lessing gibt uns darin das beste Muster, so wie in der jetzigen Zeit der geachtete Hofrath Böttiger in Dresden.

Die Herrn A. und Z. haben die einzelnen Punkte meiner Kritik nicht geradezu angegriffen, sie schimpfen nur wie die Rohrsperlinge auf mich, daß ich dem Herrn Hörger habe Gerechtigkeit wiederfahren lassen und meinen: ich sey dem Herrn Günther dadurch zu nahe getreten. Ich kenne den Herrn Hörger nicht persönlich, das Gute aber was ich über seine Leitung des Orchesters niederschrieb, drang sich mir unwillkührlich auf, als ich die Opern Lodoiska und Titus hörte. Ich kenne Herrn Günther eben so wenig, und weiß nur, daß er vor einiger Zeit in der hiesigen Zeitung eine Musikalien-Handlung angekündigt hat. Ich habe seiner gar nicht in meinem Aufsatze erwähnt, gar nicht an ihn gedacht. Fürchten aber seine Freunde A. und Z. es könne aus meinem Auf-

satze eine Folgerung geschehen, die eine üble Meinung auf ihn bei seinem Musikalien-Handel den Kredit schmälern könne, so erkläre ich hiemit zu seiner Ehrenrettung: daß ich es durchaus nicht für nöthig halte, daß ein Musikalienhändler ein guter Musikdirektor seyn müsse. Daß jedoch mehrere andere hiesige Musikverständige meine Meinung über den sonstigen Zustand des hiesigen Orchesters mit mir theilen, daß diese Meinung sogar von einem anderen Kritiker im Freimüthigen ebenfalls öffentlich vor ohngefähr einem halben Jahre ausgesprochen wurden, läßt sich nicht füglich wegdisputiren, übrigens aber ist es mir im höchstem Grade gleichgültig ob die Herrn A. und Z. eine andere Meinung haben, oder haben wollen.

Ob Herr Hörger bei der Aufführung der Lodoiska wirklich einen Takt zu früh ins Allegro habe einfallen lassen, haben weder ich noch andere Kunstverständige Zuhörer, die ich später darum befragte, bemerkt; hat er sich aber wirklich geirrt, so ist dieses kein Crimen laesae majestatis und macht ihn deshalb nicht zum schlechten Musikdirektor. Daß übrigens jeder Mensch gar leicht irren könne, mögen die Hrn. A. und Z. selbst bekräftigen wenn sie ihren Aufsatz bei kälterem Blute durchlesen, und die Hand auf's Herz legen wollen.

Daß ich in Lodoiska die Chöre*) lobte, machen sie mir zum Verbrechen, und meinen es werfe einen häßlichen Verdacht (?) auf mich. Trotz dem aber muß ich nochmals wiederhohlen, das die Chöre und vollstimmigen Musikstücke in Lodoiska Lob verdienten, denn sie gingen prompt und exact. Als ich vor mehreren Jahren in Paris war, sah ich diese Oper (wenn ich nicht irre auf dem Vaudeville Theater) aufführen, und der Chor konnte wohl aus dreißig bis vierzig Personen bestehen. Ich gestehe nun ganz offen, daß diese Stärke des Chors einen weit größern Eindruck auf mich machte, als die hiesige schwache Besetzung; doch sagt mir auch mein Verstand, ich müsse nicht an unsere Stadt Bremen die alberne Forderung machen, sie soll ein Theater bezahlen welches ein so großes Personal habe und so viele Choristen besolden könne, als ein Pariser Theater. Singen die sechs oder acht Choristen, oder wie viel hier etwa seyn mögen rein und mit Präzision, so bin ich sehr wohl zufrieden, so wie ich deshalb bei der Aufführung der Lodoiska zufrieden seyn konnte.

Uebrigens bin ich sehr weit entfernt jeden Punkt dieses Aufsatzes, der nur ein aufgeregtes Gemüth verräth, zu beantworten, eben so werden die Leser dieses Blattes mir Dank wissen, daß ich nicht in den Ton einstimmte, dessen sich die Hrn. A. und Z. bedienten, und wodurch sie ihrem Freunde dem Hrn. Günther gerade den schlechtesten Dienst leisteten.

*) Ad vocem „Chöre" können wir nicht umhin das Betragen der Damen Z. und K. zu tadeln, die sowohl in der kürzlich aufgeführten Oper „Johann von Paris" während der schönen Arie des Troubadours, als auch in der vorgestern aufgeführten großen Oper „Sargin" während die Choristen sangen, durch anhaltendes Kichern, Lachen und leises Gespräch so wenig Antheil an der Handlung nahmen, und dadurch nicht allein eine auffallende Störung hervorbrachten, sondern gewißermassen die Sänger und das Publikum beleidigten.

Uebernehmen die erwähnten, sonst so beliebten Schauspielerinnen solche Nebenrollen, so sollten sie billig die Achtung, womit das Publikum sie in ihren Hauptrollen behandelt, berücksichtigen und dem Charakter ihrer Nebenrollen getreu bleiben.

Anm. d. Red.

* Für Herrn Hörger.

(Siehe letztes Blatt Nro. 11.)

Der Bürgerfreund bezweckt Belehrung. Wir lassen uns gern belehren und wollen annehmen, daß Mozart, so und nicht anders geredet haben soll, wie Sie anführen.

Sollte er wohl recht haben?

Daß Sie sich indeß mit Mozart (sage mit Amadeus Wolffgang Mozart in eine Kathegorie stellen ist, wenn und wie es Ihre Freunde auch entschuldigen wollten, doch gar naiv.

Bescheidenheit ist eine große Tugend.

Welche ziert den Künstler mehr? —

Jean Paul vergleicht irgendwo die Holländer mit dem Deutschen, and sagt vom Ersteren: sie sind eine wohlfeilere Auflage der Deutschen auf Druckpapier ohne Kupfer.

Werden Sie es uns verübeln wenn wir Mozart indem wir ihn sämmtlichen Componisten gegenüber stellen allein den Deutschen nennen mögten?

Schließlich verzeihen wir Ihnen Ihre Ausfälle, als da sind, „hämische Schmähungen" und „solche Heiden" (wohl gar Druckfehler?) von ganzen Herzen.

A. — Z. —

* Grabes-Blüthe.

Schlummerst du auch längst im Erden-Schoos,
Crösus Du, an Geist! — Du stirbst doch nimmer!
Herrlich strahlst Du — Welch ein göttlich Loos! —
In den Werken die Dich loben Immer
Lebst du in den Herzen frei und groß;
Lohnen konnte Dich kein Erdenschimmer —
Erndte dort! — Hier unter weichem Moos
Ruhen sanft der theuern Hülle Trümmer. —

H — ll —

Nro. 13.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 14. Februar 1819.

* Schweizerlied.*)

Ach, wie ist es möglich dann,
Daß ich dich verlassen kann,
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir.
Du hast das Herze mein
So sehr genommen ein,
Daß ich keinen Andern lieb',
Als dich allein.

Blau ist ein Blümelein,
Das heißt Vergiß nicht mein,
Dies Blümlein leg' an's Herz
Und denke mein!
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich,
Denn die stirbt nicht bei mir,
Das glaube mir.

Wär' ich ein Vögelein,
Wollt' ich bald bei dir seyn,
Scheut' Falk und Habicht nicht,
Flög' schnell zu dir
Schöß mich der Jäger todt,
Fiel ich in deinen Schooß,
Sähst du mich traurig an,
Gern stürb' ich dann.

*) Dies reizende kleine Lied soll von zwei Schweizer Milchmädchen gedichtet und mit einer Melodie versehen seyn. Die Sage rührt aus so glaubwürdiger Quelle her, daß sie nicht zu bezweifeln ist. Das Lied ist wahrscheinlich nie gedruckt erschienen. Man theilt es daher auf Ersuchen mit.

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung.)

Eine Pause folgte, in der jedes sichtbar einen innern Kampf bestand, endlich fuhr der junge Mann fort: Nun so könnten wir doch Geschwister seyn! Ach! Marie, würdest Du Dich über diese Entdeckung freuen?...

Marie schwieg wie bestürzt. Der Fremde bemerkte es und fuhr fort: Irr' ich mich? oder hab' ich Dein Herz verstanden? — Er ergriff ihre Hand. Liebst Du mich Marie? liebst Du mich wirklich? darf ich die stumme Sprache Deines Herzens deuten? Mariens Wangen

glühten im Feuer holder Scham, Antwort genug für den scharfen Blick der Liebe. Der junge Mann breitete die Arme aus, sie sank an seine Brust. Beide beseligte der schönste Augenblick im Leben. Doch diese Wonne war nur flüchtig. Beide erwachten aus dem süßen Traume mit wehmüthig schmerzlichen Gefühlen, die sie sich kaum zu gestehen wagten. Sind wir Geschwister, Marie, so fuhr nach einiger Besinnung der junge Mann mit Fassung fort: so laß uns die Fügung des Himmels ehren, die uns so wunderbar wieder vereinigt, und größern Schmerzen durch frühen Zweifel vorgebeugt hat. Meine Liebe zu Dir bleibt dieselbe, Alles was ich habe ist Dir, nur Dir geweiht!... Sind wir es nicht, dann, o! dann, bist Du meine Braut, und ein Leben öffnet sich vor mir, um das mich Fürsten beneiden würden. — Ich bin nicht arm. Meine Stelle trägt reichlich so viel, uns sorgenlos zu nähren, und an Aussichten für die Zukunft fehlt mir's auch nicht. Und dann noch eins — jetzt muß ich Dir ein Geheimniß anvertrauen, dessen Enthüllung viel zu unserm Glück beitragen kann. In den Ruinen, wo Du mich verbargst, ruht vielleicht... ein Schatz! Wisse, als ich, um meinen Sitz zu vertiefen und meinen Zufluchtsort sicherer zu machen, mit meinem Degen den Boden aufgrub, stieß ich auf etwas, das wie Metall klang. Es schien eine glatte Fläche zu haben, vielleicht ein Kästchen zu seyn, das Kostbarkeiten verbergen mag. Furcht, durch weiteres Graben am Tage mich zu verrathen, hielt mich ab, die Entdeckung zu verfolgen, und in der folgenden Nacht ward ich selbst entdeckt und gefangen. Wie auch die Entscheidung unsers Schicksals fällt, den Geschwistern gehört, was der Liebende gefunden... Doch vor allen, liebe Marie, bitte ich Dich, Deinen Pflegevater um genauere Auskunft über die Familienverhältnisse Deiner Aeltern, wenn er sie kennt, anzugehen. Dazu mußt Du meinen Namen wissen. Ich heiße Wilhelm Knonau....

Ach! rief Marie, das ist auch mein Name. Wir sind Geschwister! Es ist kein Zweifel. Einer Mutter Hand hat uns die Kreuze gegeben....

Nun so darf ich Dich mit um so reinerer Empfindung an meine Brust drücken. Komm, sey gefaßt! Marie, laß uns dankbar empfangen, was uns das Schicksal gibt. Mein Wort werd' ich nimmer brechen! Ein Ausdruck von Seelenadel belebte die Züge des jungen Mannes, der auch Mariens Gemüth mit Ergebung stärkte.

Jetzt muß ich mich von Dir trennen, fuhr Knonau fort. Aber begleiten darf die Schwester den Bruder unbedenklich! Komm! Der Abend ist so schön....

So gingen beide schweigend den Weg nach L.... Er führte an einem kleinen Gebüsche vorbei, daß sich am Fuße eines kleinen Hügels hinzog. Als sie diesen zu Gesicht bekamen, entdeckte Marie sogleich den Jäger, der das Gewehr in der Hand nach Etwas spähend sich umzusehen schien. Sie erschrack und blieb unwillkührlich stehen. Jetzt entdeckte auch der Jäger die Kommenden. Er legte das Gewehr an. Marie sank mit einem Schrei zu Boden; in dem Augenblicke fiel der Schuß, und die Kugel pfiff dicht über Knonau's Haupte hin. Dieser mit Marien beschäftigt, hatte dies kaum bemerkt. Sie schlug die Augen auf, und da der Jäger verschwunden war, richtete sie sich mit Anstrengung empor und bat Knonau, sie nach dem Dorfe zurückzuführen. Unterwegs enthüllte sie ihm den Zusammenhang, und bat ihn, ja auf seiner Hut zu seyn, denn der Schuß habe ihm gegolten.

Sey ruhig, Marie, sagte er, ich muß zurück. Ich wandle nicht auf verbotenen Wegen, Gott wird mich schützen....

Als er am Hügel vorüber ging, stieg er hinauf, und fand hier die abgeschossene Büchse am Boden liegen, aber von dem Schützen keine Spur.

Marie forschte nun behutsam bei ihrem Pflegevater nach den Lebensumständen ihrer Aeltern. Er hatte sich als ein Anverwandter ihrer Mutter einige Zeit in ihrem Hause aufgehalten. Zurückgekehrt von einer langen Reise fand er Frau Knonau sehr krank. Sie starb und empfahl ihm die Sorge für ihre Tochter, auch hatte sie ihm vor ihrem Tode noch etwas entdecken wollen, woran sie jedoch dieser selbst hinderte. Daß sie noch einen Sohn gehabt, wußte Meister Berndt ebenfalls, allein diesen hatte der früher verstorbene Vater, aus Gründen, die er nicht wußte, außer dem Hause erziehen lassen. So war es denn kein Zweifel, Marie war Knonau's Schwester. Die Aehnlichkeit der Kreuze wurde für sie zum bündigsten Beweise. Um so leichter konnte sie nun auch dem Pflegevater ihr Geheimniß entdecken. Er hörte die Geschichte mit um so größerer Theilnahme an, je mehr er sich davon eine vortheilhafte Veränderung seiner äußern Verhältnisse versprach. Marie erschien indeß sichtbar niedergeschlagen, und sahe der Wiederkunft des Bruders mit Schmerz und Freude entgegen.

Nach acht Tagen ohngefähr erschien dieser. Marie erzählte ihm, was sie erfahren. Meister Berndt freute sich außerordentlich der neuen Bekanntschaft, und da Knonau alle die Zusicherungen wiederholte, welche er Marien schon gegeben hatte, kannte seine Freude keine Grenzen. Schon wollte jener auch seine Entdeckung in den Ruinen mittheilen, da sagte Marie zu Meister Berndt: Haben Sie denn nichts mehr von meiner Mutter? gar nichts? und ist denn jede Spur meiner Aeltern ganz von der Erde verschwunden? — Meister Berndt besann sich. Ein kleines Gebetbuch mit Silber beschlagen, werde ich noch haben, versetzte er, das bewahre ich zum Andenken meiner Verwandten auf. — O! zeigen Sie es uns doch, bat Marie. Muß uns nicht Alles bedeutend seyn, was von ihnen kommt?

Meister Berndt holte es. Es war ein kleines Gebetbuch in schwarzen Korduan gebun, den mit silbernem Schlößchen. Knonau und Marie betrachteten es lange mit tiefer Rührung. Mariens Augen füllten sich sogar mit Thränen. Da öffnete es Knonau, und nachdem er es flüchtig durchblättert, rief er: Hier steht etwas geschrieben, und wie es scheint von Frauen Hand. Meister Berndt betrachtete die Schrift und erkannte sie für die von Mariens Mutter. O! ließ, Bruder, sagte sie, ließ, ich bin ganz Aufmerksamkeit. Knonau las folgendes:

„Ich kann nicht aus der Welt gehen, ohne „wenigstens hier ein Geheimniß zu enthüllen, „dessen Entdeckung vor der Welt mir die „heiligsten Eide bis jetzt verboten haben. Ma„rie ist nicht meine Tochter: Sie ist das Kind der „Baronesse von Schönborn, deren Vater das „Rittergut Z... unweit L... in S—n besaß. „Aus rechtmäßiger Ehe entsprossen, mußte doch, „seltsamer Verhältnisse halber, ihre Geburt „verschwiegen bleiben, so lange die Mutter „lebte. Sie ist nicht mehr. Mein Eid ist „gelöst, doch der Name Mutter, den mir „die kleine gibt, ist so süß für mich, daß ich „mich seiner nicht entwöhnen kann. Erfährt „Marie einst hierdurch ihre wahre Herkunft, „so wird sie mir auch nach meinem Tode ihre „Liebe nicht versagen. Zwei schwarze Kreuze,

*

„von denen eins mein Sohn, und eins Ma„rie von mir erhalten, werden sie sich wohl „als Geschwister betrachten lassen, aber ich „mußte dies so einrichten, um Mariens Le„ben zu sichern. Jedoch nochmals schwöre „ich bei Gott dem Allwissenden, Marie ist „nicht mein Kind."

(Der Schluß folgt.)

*Johannes Falk.

Dieser beliebte Dichter, der noch vor wenigen Jahren so treffende Satyren schrieb, hat sich gegenwärtig einem ganz andren Fache, der Pädagogik, gewidmet. Dieser Uebergang scheint sehr seltsam und selten; denn wenige Fachwerke sind wohl so verschieden, als diese beiden; gerade das entgegengesetzte Gemüth wird zu beiden erfordert. Es erklärt sich aber hier daraus, daß Falk großes Unglück im letzten Kriege erlebte, und nicht wieder unterstützt worden ist.

Seine Familie und Vermögensumstände wurden ein Opfer des Krieges, er verlor mehrere Kinder, und eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner. Er lebt noch jetzt, so wie ehrhin, in Weimar, mit dem Titel eines Legationsraths. Ehemals besaß er die heiterste Laune von der Welt, verbunden mit einem tiefsinnigen geistreichen Humor. Er hatte in seinem Hause ein großes Puppentheater, auf welchem er alle Abende selbst erfundene Stücke*) aufführte, indem er selbst zugleich seine Puppen sprechen ließ, oder höchstens vielleicht nur Einen Gehülfen noch dabei hatte. Dies erregte Göthens Aufmerksamkeit so sehr, daß er alle Abende mit der größten Leidenschaftlichkeit in dies Puppentheater ging und den Marionetten mit lebhafter Ergötzlichkeit zuhörte, wenn er des Tages über bei hellem Sonnenschein eben so leidenschaftlich die große Camera obscura im Park zu Weimar besucht hatte, welche mehrere Menschen in sich faßt und worin sich auf einem Tische die sämmtlichen Spatziergänger im Bilde präsentiren. (Wir hatten vor mehreren Jahren auch in Bremen auf dem Walle nahe dem Osterthor eine solche kolossale Camera obscura, die unser geschickter Mechaniker Hr. Kraut verfertigt hatte) — Wer nur die briden ersten Kapitel von Wilhelm Meister und die Farbenlehre von Göthe gelesen hat, wird beides begreiflich finden. — Ein höchst bedeutungvolles Gedicht schrieb Falk kürzlich als Antwort auf eine ihm anonym zugesendete Aufforderung, bei dem jetzigen Treiben in Deutschland die Geißel der Satyre nicht ruhen zu lassen. Der geniale Dichter antwortete seinem Freunde aus Norden mit folgenden Worten:

„Still wahrsagend ist mein jetz'ges Treiben;
Spricht ja die Natur auch wo sie schweigt!
Wasser, Vogel, Blum' und Pflanze schreiben;
Solchen Schriften bin ich sehr geneigt.

Eins in diesem Buch ist Seyn und Handeln.
Wied'rum magst du schelten deinen Freund,
Der sich still entschloß, im Licht zu wandeln,
Daß er nicht mit Feuerskraft erscheint?

Was wir kühn einander abgerungen,
Glaub' es meinem Genius — zerstiebt.
Was wir fromm einander eingesungen,
Was wir fromm einander eingeliebt,

Das wird reifen, goldne Früchte tragen!
Stille Duldung krönt ein selig Thun!
Komm, mit Christus dich aufs Meer zu wagen!
Wandle! Handle! Laß die Feder ruhn!"

*) Z. B. Die Prinzessin von Schmarkand, welches auf den Marionetten Theatern in Berlin häufig gegeben wird, Jupiter und das Ich und Nicht ich u. s. w.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

6.

Das Stelldichein.

Hatte Lina meine Passionsgeschichte erfahren und geahnt, daß der Rosenstock zu ihren Füßen blühen sollte; oder war es Zufall. Sie zeigte sich jetzt viel achtsamer gegen mich; ich mußte ihr Federn schneiden; sie fragte mich nicht selten, wie dies und jenes Wort geschrieben werde, und am Ende gab sie mir gar ihre Haushaltungsrechnung zur Durchsicht und Berichtigung. Letzteres war eine herkulische Arbeit; denn ich hätte den wohl sehen mögen, der zu erklügeln im Stande war, was Ansätze, wie folgende, heißen sollten:

Vier Zwiewel zu Früh Kaße 01 fürmich kühn 4 Gr. wenicher 1 treuer, vier 1 Väßgen Puder 3 Daler Sarthellen zum Fristik 6 Kroschen.

Dabei hatte sie alles nebeneinander geschrieben, so daß ich sehr oft nicht heraus kommen konnte, und sie selbst über dies und jenes fragen mußte.

„Daß Sie stecken bleiben würden, habe ich gleich gedacht," sagte sie verlegen lächelnd und ward roth; „aber es ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie mich nicht auslachen, sondern Geduld mit mir haben; richtig ist alles, darauf können Sie sich verlassen. Meine Mutter" setzte sie verschämt und ernster hinzu, „war sehr arm, — Schreiben und Rechnen habe ich ohne Anweisung gelernt, ich habe ja auch gleich den ersten Abend, als wir mit einander aßen, ehrlich und offen gestanden, daß ich mich auf beides nur ein bischen verstehe.

Auslachen — ich armseliger Bursche, dieses liebenswerthe Mädchen auslachen! Was half es mir, daß ich von den Ordinaten und Abscissen, von den Coefficienten des Quadrats, von den Wurzelzeichen und den incompleren Funktionen sprechen konnte, wie ein Papagei! ich fühlte zum erstenmale, daß die Antwort auf die Frage: was weißt du? viel leichter sey, als auf die: was kannst du?

Ich konnte ja noch nichts, womit ich nur mein Brod zu erwerben im Stande gewesen wäre, und das Mädchen füllte ihren Platz.

Dies Gefühl war es auch gewesen, was mich gedrückt hatte, ohne das ich es mir selbst recht klar hatte machen können. Ich stand um viele Stufen tiefer, als Lina; sie beherrschte mich von ihrer Höhe herab. Sie hatte mit ihrem hellen Hausverstande, mit ihrem scharfsehenden Mutterwitz vollkommen Recht, mich auszulachen, wenn ich auf meinen binomischen Lehrsatz, auf meine Parabeln und Hyperbeln, auf meine Parameter, Polygonalzahlen und den ganzen gelehrten Kram dick that, mit dem sich kein Hund aus dem Ofen locken ließ.

Jetzt aber, mit ihrem Rechenbüchelchen vor mir, stieg mein gutes Linchen um ein Paar Stufen von ihrer Höhe zu mir herab. Nun ward unser Verhältniß gleicher, und mit dem Augenblick auch traulicher.

„Aengstigen Sie sich," hub ich beruhigend an, und wagte den ersten Kuß auf die zarte Hand, in der sie das Rechenbuch hielt; „ängstigen Sie sich um der Kleinigkeit Willen nicht; Friedrich der Große war in der deutschen Rechtschreibekunst auch nicht ganz regelfest, und ist und bleibt darum doch der größte König seiner Zeit. Ich lese, bis auf wenige Hieroglyphen, Ihre Handschrift, wie in Kupfer gestochen, und weiß z. B. recht gut, daß Sie

für Zwiebeln zum Fricassee — — 10 Pf.
„ Kien „ „ „ — 3 Gr. 9 „
„ 1 Fäßchen Butter „ 3 Thlr. — — und
„ Sardellen zum Frühstück — 6 „ —

mithin in Summa 3 Th. 10 Gr. 7 Pf.

ausgegeben haben, und —

„Ach, wer so flink rechnen und so alles in Ordnung unter einander, und so nett und sauber schreiben könnte," fiel sie mir freudig lächelnd in das Wort.

Natürlich erbot ich mich, ihr den nöthigen Unterricht zu ertheilen, und wer die Höllen-Marter kennt, mit liebendem Herzen einem hübschen Mädchen Stunden zu geben, der wird wissen, welche Giganten-Last ich mir auf den Hals wälzte.

Der Herr Professor freute sich, daß ich, sein Schüler, schon so viel bei ihm gelernt hatte, um Andere wieder unterrichten zu können. Der gute Mann! tausendmal hatte er mir gesagt, daß die Mathematik dem Menschen den Kopf aufräume, und daß ein Mathematiker viel heller und schärfer sähe als jeder Andere.

Diese Behauptung hatte ich bis dahin wie ein Evangelium geglaubt, und mir, auf meine mathematische Kunstsprache, die allen andern Leuten reines Kauderwelsch war, erschrecklich viel eingebildet; aber jetzt mußte ich seine Lobpreisung unserer hohen Wissenschaft in Zweifel ziehen, denn er war stockblind.

Er sah nicht, wie mir es durch alle Glieder zuckte, wenn ich in der Schreibestunde ihre kleine Hand umfaßte, und sie die großen Buchstaben lehrte; er sah nicht, wie selig ich war, wenn ich in der Rechenstunde den Schieferstift den sie eben mit dem Zungenspitzchen genetzt hatte, ihr, unter dem Vorwand, ein kleines Schnitzerchen verbessern zu wollen, aus der Hand nahm, ihn heimlich an meine Lippen drückte, und mir weiß machte, auf diese Weise ein Küßchen von ihr bekommen zu haben; er sah nicht wie brühwarm mir ward, wenn ich dicht neben dem reizenden Wesen saß, und der Schmelz ihres Rosenmundes und das Athemholen ihrer Schwanenbrust, mich so verwirrt machten, daß mir alle fünf Species vor den Augen flimmerten.

Jetzt übersetzte ich mir meine mathematischen Kunstregeln von den Tangenten, Sinus, transcendenten Größen, Funktionen, unreinen quadratischen Gleichungen, den Wurzeln u. dergl. in mein eigenes Deutsch, und baute mir ein System der Mathematik zusammen, über das der hochselige Archimedes, hätte er es zu Gesicht bekommen, aus der Haut gefahren wäre: am meisten beschäftigte mich der Lehrsatz von der Näherung; diese gab mir den ersten, recht deutlichen Begriff von der angewandten Mathematik; ich wendete alle ihre Regeln auf mein Verhältniß zu Lina an, und trieb nun diese saftlose Wissenschaft mit Lust und Liebe.

Ich lebte nur in Lina; meine Liebe zu ihr war die reinste, die seligste Welt.

Gustchen störte meinen innern Frieden.

Das kleine Ding winkte mir einmal nach Tische heimlich zu und flüsterte in aller Gegenwart, und doch von allen ungehört, leise vor sich hin: „Sieben Uhr auf den Gang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Am 14. Dec. Vormittags ging ein Leinweber, Namens Martin, aus Kölleda in Thüringen, um Waare in die Fabrik nach Zeiz zu tragen. Er kam Nachmittags 2 Uhr an die Grenze der Hardisleber Flur, da überfielen ihn zwei Kerls in grauen Soldatenkitteln, mit Mützen und weißen schmutzigen Kamaschen, schlugen den Weber auf den Kopf, daß er niederstürzte,

plünderten ihn, und da er schreien wollte, kniete einer auf ihn, der andere zog mit einer kleinen Kneipzange ihm die Zunge aus dem Munde und schnitt sie mit einem Rasirmesser ab. So blieb der Unglückliche, blutend und ohne Besinnung, an 3 Stunden liegen. Abends gegen 5 Uhr erhielt er das Bewußtseyn wieder; das Blut war im Munde gefroren; er sammelte seine Kräfte und ging nach Rastenburg zurück. Alle Bemühungen, die Frevler auszumitteln, sind bisher fruchtlos gewesen; doch hat man an dem von dem Unglücklichen selbst gezeigten Ort, wo das Verbrechen begangen worden, das blutige Rasirmesser und die blutige Kneipzange gefunden.

— Vor Kurzem wurde der Geburtshelfer D. zu Paris Nachts zu einer Frau gerufen, die seiner bedurfte. Er folgte dem Mann, der ihn geleitete, und ihn in das Zimmer eines Hauses in der Vorstadt St. Germain führte, wo er den Geburtshelfer bat, sich zu gedulden, bis er ihn gemeldet hätte. Kurz darauf erschien dieser Mann wieder mit einem Paar Pistolen bewaffnet, die er dem Geburtshelfer auf die Brust setzte, und ihn zwang, ein Papier zu unterzeichnen. D. that es, zeigte den Vorfall aber, sobald er sich wieder im Freien befand, bei der Polizei an, die auf der Stelle den Thäter einziehen ließ. Es war ein junger Mensch, der gestand, er habe D. aus Rache gezwungen, eine Obligation von 6000 Fr. zu unterzeichnen, weil er ihm, der Medicin studirte, bei dem letzten Examen ungerechter Weise seine Stimme zum Vorrücken verweigert hätte.

---

*Bremer-Theater.

Ehe wir über die neuen Erscheinungen auf unsrer Bühne weiter reden, theilen wir heute den Lesern des Bürgerfreundes die Unternacht-Gedanken mit, die Jean Paul in seinem fünften magnetischen Gesichte, zufolge der neuesten Nummer des Morgenblatts, über die neuesten Trauerspiele mit ächt attischem Witze ausspricht. Sie lauten:

Der Großmagnet Pluto drehte sich wieder weiter um seine Achse, und stellte mir eine so erhabene und häßliche Hexe unter die Augen, als kaum eine je von Macbeths Hexenkessel, ja aus demselben hergekommen. Es war aber am Ende Niemand als die Gemahlinn des Königs Pluto selber, Proserpina, welche gleichfalls in der Unterwelt ihren Magnetismus treiben mußte.

Wie nun der ordentliche in lauter Wonnen und Himmeln schwimmen läßt: so hatte sie als Gegenstreicherin bequeme Höllen und Vorhöllen anzuschüren; welche im gemeinen Leben gar nicht zu haben sind; und dieß sind die tragischen auf der Bühne. Wenige Personen wissen, daß eben die Höllengöttin in mehrern Jahren die deutsche Melpomene ist, welche unser Theater so auffallend umgebessert und zu einem tragbaren Kriegs-Theater im Kleinen erweitert hat, gleichsam die Schlachtfelder in Schachfelder zum Spielen verjüngend. Wer ihr Gegenmagnetisieren für das Jahr 1819 wie ich gesehen, begreift leicht, von welcher Hand — da sie schon länger herauf wirkt — die reichen köstlichen Schlachtschüsseln des Schicksals auf unsere Bühnen aufgetragen werden. Sie hielt (so sah ich selber) den Zweizack Plutos, als einen tragischen Doppeldolch zu unsern Poeten herauf, um sie mit diesen Magnetstäben voll Schauerstoff zu laden. Statt der Larve Melpomenens bewegte sie sieben Larven von den sieben Todsünden wechselnd so, daß ihre Zerrgestalten die Phantasie jedes gegenmagnetisierten Tragikers unter seinem Empfangen und Schoffen mit den besten und größten Bösewichtern befruchten mußte. Werden die sieben Larven umgekehrt, so hat man die sieben apokalyptischen Zornschalen mit den sieben letzten Plagen vollgegossen; und brockt man die böse Sieben in eine Satans Schlachtsuppe ein: so kann ein einziges Theaterspiel uns alle sieben Tragödien des Aeschylus, oder des Sophokles an Einem Abend geben, indem es eben so viele Schönheiten, nämlich Häß- und Gräßlichkeiten und Martern darbietet, als alle sieben alte zusammen.

Und in der That ist schon früher von Werner gerade für den Februar, der bekanntlich von den Alten dem Gemahl der Proserpina geheiligt worden, das Beste geschehen. Wir haben nun der Höllengöttinn ganz andere Sünder auf unserem Theater zu danken, als sonst darauf fremdes Blut vergossen haben, oder eigenes verloren; mit ein Paar Verbrechern und deren Folterleitern, ist jetzo keinem Vernünftigen mehr gedient; — der geläuterte Geschmack ist an Sünden gewöhnt, die, wenn nicht stumm sind, doch schreiend, und an Laster, die schwarz — und vergnügt geht jeder nur aus dem Theater, wenn es

eine wahre Marterkammer des Herzens gewesen, ein künstlerisches Armensünderstübchen voll zerfreßner von Gewissens-Bissen roth gestochner Leute, und (was wol das Hauptsächlichste) ein aufgeackerter Gottesacker voll Gerippe und Gespenster.

Wahrlich, oft sagt' ich im Nachhausegehen zu mir selber: „wär's nicht des Vergnügens wegen, das man am Ende Abends davon hat, so wäre man ein Narr, daß man sich so entsetzlich drei Stunden lang kreuzigen ließe für sein Geld."

— So hoch war bis jetzo die Vollkommenheit und Peinlichkeit der deutschen Bühne gestiegen.

Aber im künftigen Jahre (ich habe das Arbeiten der Höllengöttinn mit eignen Augen gesehen) geht es etwas blutiger auf ihr zu.

Schwangern — Säugenden — auch Wiedergenesenden und Schwächlingen beiderlei Geschlechts rath' ich hier in diesem Blatte nach Kräften ab, ins künftige Theater zu gehen. Auch Weiber starker Natur und Statur wünscht' ich in solchen Trauer- und Folterspielen nicht ohne ein Arzenei- oder ein Riechglas zu erblicken. Hingegen arme greise Sünder, die gerade in ihren alten unschuldigen Tagen leider so viel von ihrem Gewissen wie von ihrem quieszierten Leibe ausstehen, sollen eben das verbesserte Theater fleißig besuchen, blos um sich bei dem Anblicke viel größerer Sünden als sie selber begangen, einigen Trost für ihre eignen zu holen. — Ein Theaterfreund ohne Sünden aber mag mit einigen Bogen aus der Geschichte der Revolution oder auch der Inquisition, gleichsam wie mit kleinen Vorspielen und Vexiermorden, sich vorher zu Hause etwas vorbereiten und stählen.

Ich weiß nicht, soll ich über das Jahr 1819 hinaus weissagen und von 1820 berichten, daß ich in meinem Hellsehen noch wahrgenommen, wie später die Bühne an den tragischen Abenden gar zu einer *Isle à Sonnettes*, oder Klapperschlangeninsel*) aufsteigen wird, nämlich im geistigen Sinne, wo die Sonnettenreime die Klappern darstellen werden, un das Theaterpersonale das schillernde Giftgewürm. Was aber dann mit dem Leben davon kommt — nicht von den Spielern auf der Bühne, denn diese halten jeden Mord und Todtschlag aus, sondern von den Zuschauerinnen in den Logen — das rede von Glück.

So weit Jean Paul.

Dergleichen Trauer- Schauer- und Folterspiele gingen auch über unsre Bühne, über deren Darstellungen wir im nächsten Blatt reden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Berufreise nach Südamerika von der Frau von Riedesel.

---

* Frage.

„Warum müssen auf der hiesigen öffentlichen Schule nicht die Jünglinge über einen, ihnen erst in der Stunde gegebenen Gegenstand sogleich reden, wie es in England und in andern Ländern geschieht? da doch später ihnen diese Uebung so großen Nutzen verschafft."

---

* Charade von drei Sylben.

Erste Sylbe.

Vom stillen Volk' der Hirten,
An Hella's grünem Strand,
Im Haine hoher Myrthen,
Ward ich als Gott genannt.

Zweite und Dritte Sylbe.

In Schwabens reichen Auen
Trägt mich das Kirchenbuch.
Da könn't ihr mich erschauen,
Mit vierzig Jahren klug.

Das Ganze.

Am Eh'standshimmel schwebet
Es als ein Schreckcomet,
Wenn sich die Frau erhebet,
Und zu Gerichte geht.

A. Daeves.

Nro. 14.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 18. Februar 1819.

* Der Seemann im Sturm.

Der Donner rollt, schäumend sprudeln die Wellen,
Schwarz sieht der Horizont — Orkane schwellen
Den Busen des empörten Meeres an,
Ein furchtbar Ungewitter zieht heran. —
Vereinigt wüthet aller Winde Macht,
Und Blitze zücken durch die dunkle Nacht.

Der Sturm heult fürchterlich, wild brauset das Meer,
Die Masten krachen, das Schiff schwankt hin und her;
Kühn liegt der wilde Seemann auf der Rah'*)
Nicht achtend, der Gefahr die ihm so nah'
Nicht fürchtend, nein! verachtend selbst den Tod,
Der brüllend ihm in jeder Welle droht.

Verhöhnend den Neptun, der seinen Dreizack schwingt,
Der Charybde Geheul, das schauderhaft erklingt;
Nichts auf der Welt erschüttert seine Seele
Des Meeres ganze grauenvolle Höle
Hat nichts was seinen Muth ihm rauben kann,
Stolz fühlt er sich — er ist ein freier Mann. —

B. G — j — n.

*) Rahes oder Raas sind Segelstangen.

* Sonnett an Laura.

(Nach Petrarca.)

Noch hör' ich sie, die uns der Himmel zeigte,
Und jetzt die Heimath führte unter Sterne,
Denn lebend noch spricht sie aus solcher Ferne:
„O weint nicht mehr! seitdem der Tod mich beugte.

Sind meine Tage ewig mir, es reichte
Der Tod dem Aug', da ihr's von euch schon ferne
Geglaubt, ein himmlisch Licht hülfreich und gerne,
Das unvergängliche, das sich mir neigte.

Erneuert nicht mehr eure herben Schmerzen
Und folgt nicht länger mit gebeugtem Herzen
Dem reizenden Gedanken, folget still

Dem festeren, der, unsren Schmerz zu heilen,
Zum ziele führt. Laßt uns zum Himmel eilen,
Wenn auf der Erd' uns nichts mehr reizen will!

G. R.

Vorsicht oder Zufall?

(Fortsetzung und Schluß.)

Man denke sich das Erstaunen, das bei Lesung dieser Zeilen die Hörer wie den Vorleser ergriff. Von welcher Art dieses bei Marien und Knonau gewesen, wird jeder einsehen, der einen Blick in beider Herzen gethan. Mein Gott! rief endlich Meister Berndt, Baron Schönborn hieß ja ein alter Besitzer unsers Dorfs in der Zeit des siebenjährigen Krieges! Seinen Sohn habe ich gekannt, er fiel als Soldat; seine Tochter mußte sich mit ihrem Gatten an den Rhein begeben, weil er mit dem Schwiegervater sich nicht vertragen konnte. Wie? Marie? wenn Du die Enkelin dieser Tochter wärst? Ich weiß, daß meine verstorbene Verwandte mit diesem Hause in genauer Verbindung stand.

Marien kümmerte ihr Verwandschaftsverhältniß nur sehr wenig. Wußte sie doch, daß sie nicht Knonau's Schwester war. Aber, fragte dieser halb scherzend, wird das Fräulein halten, was das einfache Mädchen mich hoffen ließ? — Ewig die Deine, rief Marie, und trunken von Freude sank sie in des Jünglings Umarmung. Gern segnete Meister Berndt den Bund, den die Vorsicht selbst geschlossen zu haben schien.

Nun aber entdeckte Knonau diesem auch seine Vermuthung in Hinsicht dessen, was die Ruinen zu verbergen schienen. Es wurde beschlossen, die folgende Nacht sich dahin zu begeben. Man nahm eine Laterne mit, die unterwegs verhüllt wurde, und nach kurzem Nachgraben stieß man auf ein Kästchen, mit Eisenblech beschlagen, das ziemlich schwer war. Man hob es auf, und brachte es in Berndts Wohnung. Hier wurde es sogleich geöffnet, und mehrere Geldrollen, in Silber und Gold, fielen den Erstaunten in die Hände. Dabei lag folgende Schrift:

Wer du auch seyst, dem dieses Geld zu Theil wird, du kannst es mit ruhigem Gewissen behalten, denn raubenden Händen es zu entrükken, vertraute ich es dem Schooße der Erde an. Kein Mensch hat einen Anspruch daran, und dem Finder sey es hierdurch feierlich geschenkt, weil es ihm die Vorsicht zugedacht hat. Möge er meiner nur mit Dank und Theilnahme gedenken. Baron von Schönborn.

Z... den 3. Juni 1761.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo sich der Mensch unmittelbar von den Armen der ewigen Liebe umfangen fühlt, wo ihn der Zusammenhang seines Schicksals mit dem der Welt und der Menschheit überhaupt in seltener Klarheit erscheint und sein Herz sich in stolzer Freudigkeit über jeden Zweifel erhebt. Solche selige Augenblicke genossen jetzt die Ueberraschten.

Welch sonderbare Fügung, rief endlich Knonau aus, Dir, Dir, Marie, gehört der Schatz! Du bist die Enkeltochter des Besitzers, Du seine rechtmäßige Erbin.

Nein! versetzte sie, eigentlich Dir gehört er, denn Dir hat ihn der Zufall, oder die Vorsicht zuerst entdeckt. Doch er gehöre uns allen gleich! Meinem guten Pflegevater soll er die übrigen Jahre seines Lebens erleichtern, uns sey er ein Nothpfennig, wie er in der Noth verborgen ward.

So sey es, sagte der Bräutigam, der es über sich nahm, ihn sicher, und ohne daß es Aufsehen machen könnte, unterzubringen, denn die Summe betrug nahe an fünf tausend Thaler.

Knonau erhielt durch die Verwendung seines Dienstherrn bald eine Civilanstellung in einer fernen Gegend, wohin auch Mariens Pflegevater ziehen wollte, damit der glückliche Wechsel sei-

nes Schicksals in der Heimath den Neid nicht erregte. Der glückliche Tag, der die Liebenden verband, war für das ganze Dorf ein Fest. Alle Bewohner nahmen den herzlichsten Theil daran, denn alle hatten Marie geliebt, wegen ihrer Anmuth, ihrer Milde, ihrer Demuth, ihres Fleißes und ihrer Frömmigkeit. Bei dem kleinen Mahle, welches zur Feier der Hochzeit in Berndts Wohnung Statt fand, wurde von einigen Landleuten auch des entflohenen Jägers, dessen plötzliches Verschwinden sich noch niemand erklären konnte, gedacht, und Marien Glück gewünscht, daß sie Gott vor diesem schrecklichen Menschen bewahrt habe. Eben wollte Knonau das Räthsel aufklären, da wurde von dem Boten aus der Stadt ein Brief mit der Aufschrift an Marien überbracht. Das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung reitzte Aller Neugier, und Marie öffnete mit zitternder Hand das Siegel, weil sie ihr Glück keines Zuwachses mehr fähig hielt. Der Brief war eben von dem Jäger und lautete folgendermaßen:

Ich habe zwar nicht so an Dir gehandelt, Marie, daß Du mein Andenken segnen könntest, allein ich kann es mir nicht versagen, Dir in diesen Zeilen mit meinem letzten Lebewohl auch meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem frohesten Tage zu senden. Nach dem schrecklichen Augenblicke, wo ich Dich von der Kugel getroffen glaubte, die meine schreckliche Leidenschaft Deinem Geliebten bestimmt hatte, ergriffen mich rächend die Qualen der Hölle. Sie trieben mich ruhelos umher, wie ein aufgejagtes Wild. Ich verbarg mich in Wäldern und Höhlen, um dem Anblicke der Menschen zu entgehen, und fand nirgends Ruhe. Oft wollte ich mein Leben selbst enden doch mein Arm war wie gelähmt, ich vermochte es nicht. Ich sollte die Strafe meines Verbrechens ganz fühlen. Meine Kräfte schwanden, denn ich war nie so böse, daß ich nicht an einen ewigen Vergelter des Guten nnd Bösen geglaubt hätte; da vernahm ich, daß Du noch lebtest, ein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Ich fühlte, daß Gott mich nicht dem ewigen Verderben Preis geben wolle. Ich ging in mich, und mit Hülfe eines ehrwürdigen Geistlichen, dem ich mich ganz offenbarte, gelang es mir, meine Hitze zu dämpfen, mich selbst beherrschen zu lernen, und so hoffe ich, noch ruhige, wenn auch nicht glückliche Tage zu leben. Ich habe Dich sehr, sehr geliebt, Du konntest mich nicht beglücken, aber sey Du nur selbst glücklich. Nimm den beiliegenden Ring als ein Unterpfand meiner Besserung und meines ewigen Andenkens. Leb' wohl.

Gustav Haindorf.

Der Ring war von Gold sauber gearbeitet mit der Inschrift: Dein Glück meine Zufriedenheit! und Marie hat ihn mit der Zustimmung ihres Gatten, treulich aufbewahrt. Sie ist noch immer die glücklichste Gattin, und oft, wenn sie die Verkettung ihrer Schicksale überdenkt, fühlt sie mit freudiger Rührung, daß in dem Leben des Menschen kein Zufall herrscht.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

7.

Gustchen.

Wer sich um sieben Uhr auf dem besagten Gange einfand, war ich, und wer zu gleicher Zeit von dem entgegengesetzten Ende kam, war Gustchen. Die Kleine erzählte mir heimlich, daß ein gräflich Gormscher Bedienter da gewesen, dem Vater etwas von einem, vor dem Hause zerbrochenen Rosenstocke erzählt, nnd ihm

für mich ein Zehnthalerstück als Entschädigung eingehändigt habe; „Papa aber" fuhr die Kleine fort, „hat das Geld gar nicht angenommen und die Sache für ein Mißverständniß erklärt; da kam der Bediente wieder, und sagte, er sollte Dich zur Gräfin bringen; aber Papa erwiederte kurz angebunden: Du hättest keine Zeit. Sag' einmal, Theodor, was ist denn das für eine Geschichte mit dem Rosenstocke?"

Die vertrauliche Weise, mit der die kleine Schlaue mir das mittheilte; ihre großen, freundlichen Augen, die nach der Bestimmung des Rosenstocks zu fragen schienen; — die Möglichkeit, durch Gustchen, des Vaters Liebling, vielleicht doch noch zu jenem Schadenersatze zu gelangen, und der mit aller Zaubergewalt wieder aufwachende Gedanke an die wunderschöne, blonde Gräfin im Wagen, überraschten mich so, daß ich der Kleinen den verunglückten Rosenstock bestimmt zu haben versicherte.

„Mir?" sagte sie mit verklärtem Gesichte, und ward einen Zoll größer.

Wer zählt die Folgen, die oft eine einzige Lüge nach sich zieht. Die meinige war einmal heraus; zurücknehmen konnte ich sie nicht; aber ich sah, daß sie der Satan der Eitelkeit begierig auffing und sie tief in das Herz des kleinen Schlauköpfchens senkte.

„Mir?" wiederholte sie und lächelte, von der Idee süß geschmeichelt, „das hätte ich nicht geglaubt! Ich hatte Dich mit jemand anderm im Verdacht, denn man hat ja auch seine Augen! Noch immer soll ich das kleine Kind seyn, das ich vor drei, vier Jahren war; soll noch platterdings mit Puppen spielen, Lili will es haben; aber ich werfe den Magister und den Husaren, das Ritterfräulein und die dicke Bürgermeisterin, kurz alle die dummen Puppen werfe ich heute noch in das Feuer; ich bin kein Kind mehr, und mag keins seyn."

„Laß sie leben," fiel ich ihr bittend in das Wort, „ich habe eben für Deinen Hofprediger die Traurede ausgearbeitet, die er bei der Feier der Vermählung des Husaren-Lieutenants —

„Er ist Rittmeister," versetzte sie hastig.

„— des Rittmeisters mit dem Fräulein morgen halten soll; die Dicke setzen wir bei der Tafel —

„Schön," entgegnete Gustchen, sich vergessend, „der Hofprediger muß nur dem Rittmeister den Text recht tüchtig lesen, das ist ein Leichtfuß. Seit einem Vierteljahre mache ich ihm jetzt den dritten Dollmann, und es ist Gott zu klagen, wie er schon wieder aussieht; die Bürgermeisterin kann auch nicht so bei Tafel erscheinen; ich habe noch ein Fleckchen gros de Naples, vielleicht reicht's zu einer Gallarobe; der Präsident hat keine Strümpfe, der Stiftsdame mangelt's am Unterrocke, und dem Minister ist neulich bei der Redoute die Perücke verbrannt; Mamsel Schnips, wie Du die kleine Purzliche mit den rothen Augen nennst, hat sich die Nase beschunden, und der Jagdjunker sieht wie ein Ferkel aus. Unter acht Tagen kann die Hochzeit nicht seyn."

„Gut," erwiederte ich mit erzwungenem Ernste, „acht Tage kann das Brautpaar noch warten; müssen doch viel andere Jahre lang zusehn — (Gustchen schlug schamhaft die Augen nieder); — aber — — könntest Du es vielleicht beim Vater dahin bringen, daß ich zu der Gräfin dürfte, um das Goldstück zu holen, so würde ich zur Ausstattung Deines Fräuleins ein Erkleckliches beitragen."

„Das ist mir ein Leichtes!" rief die Kleine, auf die Schwäche des Vaters pochend, und flog nach seinem Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Notizen für Hausmütter.

Nach sorgfältigen angestellten Versuchen, geben 100 Pf. Waitzen 80 Pf. Mehl, und 18 Pf. Kleie, zusammen 98 Pf. An Mühlenstaub geht verloren 2 Pf. 100 Pf. Rocken geben 99½ Pf. geschroten Mehl. Aus 9 Pf. Teig werden circa 8 Pf. Brod gebacken. 2 Pf. Mehl aus alten getrockneten Rocken geben 3 Pf. Brod. Dagegen erhält man aus 3 Pf. Mehl von frischen Rocken, nur 4 Pf. Brod. Mehl was einige Zeit gestanden, giebt mehr Brod, als welches eben von der Mühle kommt.

---

* Abschieds-Anzeige.

Da ich nach dem Willen des Schicksals, nach dem Willen meines Herzens und meiner Eltern heute auf immer den jungfräulichen Stand verlasse, und in den Stand der Ehe bei dem schönsten und heitersten Wetter übergehe, so halte ich mich verpflichtet, allen Mitgliedern dieses jungfräulichen Standes, sie seyen alt oder jung, mich zum fernern gütigen Andenken zu empfehlen, und überzeugt, daß alle die mich kennen, mir von Herzen eine glückliche Reise wünschen, wünsche ich, daß alle Mädchen die mir nachfolgen, mit alle den zu dieser Reise erforderlichen Eigenschaften ausgestattet seyn mögen, wie ich durch die Liebe meiner Eltern ausgerüstet worden bin; alsdann werden sie sich, eben so wie ich, dem Reisewagen, der uns alle zum Ehestand führt, gern überlassen, und an der Seite ihres Gefährten jede Art des Weges, rauh oder eben, zufrieden überstehen (???)

---

* Bitte und Wunsch.

Die Direktion des hiesigen Theaters wird recht sehr um baldige Wiederholung des Schauspiels: „Das Haus Anglade" ersucht.

Von mehreren Theaterfreunden.

---

* Freundschaftliche Bitte.

Da es nach Nro. 12 des Bürgerfreundes den Anschein hat, als wenn die sich A — Z — unterzeichnenden Herren, einen förmlichen schriftlichen Gedankenwechsel mit dem Herrn Hörger zu etabliren gedenken, so würden besagte Herren uns und gewiß viele unserer Mitleser dieses Blattes recht sehr verbinden, wenn sie ihre Correspondenz direct zu führen geneigen wollten, indem wir in diesem Falle gern auf deren Mittheilung Verzicht leisten wollen. —

Mehrere Leser des Bürgerfreundes.

---

* Anfrage.

Welche Spiele rechnet man unter Hazardspielen?

Vermischte Nachrichten.

Aus Cleve.

In dem Städtchen G..., im Herzogthum Cleve, lebt eine arme alte Wittwe, welche sich mit ihrer Hände Arbeit ernährt. — Bei ihrer Verheirathung, in ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, war sie durch Ueberredung ihres Mannes bewogen worden, von der protestantischen Confession, in welcher sie erzogen und unterrichtet war, zur katholischen überzugehen. Allein dieser gegen Glauben und Ueberzeugung gethane Schritte ließ sie nicht ruhen. — Vor

Kurzem, als sie schon das 60ste Lebensjahr erreicht hatte, erklärte sie dem evangelischen Prediger ihres Ortes, daß sie nicht ruhig sterben könne, wenn sie nicht ihrem Glauben öffentlich die Ehre gebend, und den früher unüberlegt geschehenen Schritt bereuend, wieder zur evangelischen Confession überginge. — Mochte der evangelische Prediger ihr vorstellen, daß sie sich täusche, wenn sie etwa dadurch irdische Vortheile zu erlangen gedächte, indem die geringe und arme evangelische Gemeinde nichts für sie zu thun im Stande sey; — mochten die Katholiken des Ortes ihr lebenslänglichen Unterhalt versprechen, wenn sie von ihrem Vorsatze abstände; — mochten einige derselben ihr, wenn sie darauf beharrte, die jetzt von ihnen erworbene und verdiente Nahrung zu entziehen drohen, und ihr Miethsherr ihr Wohnung und Obdach aufkündigen; das alles machte auf sie keinen Eindruck. — Unerschütterlich fest beharrte sie auf ihrem Vorsatze, und entgegnete, daß sie um zeitlicher Vortheile willen nicht Glauben und Ueberzeugung aufopfern wolle, und daß sie ihre frühere Irrung selbst dann offen vor der Welt erklären werde, wenn sie auch das schreckliche Loos treffen solle, am Rande des Grabes ihr trocknes Brod vor den Thüren zu erbetteln. —

Und so trat sie denn wirklich zur evangelischen Confession zurück, und lebt jetzt in vollkommener Seelenruhe, unterstützt und beschäftigt von den wohlhabendern Gliedern einer benachbarten evangelischen Gemeinde. —

— Seit einigen Tagen zeigt zu Nürnberg Herr Peter Bauer d. J. die Geißersche, sich selbst im Gang erhaltende Penduluhr, welche derselbe käuflich an sich gebracht hat. Sehr verschieden sind die Urtheile, welche über diese Maschine gefällt werden, und wirklich auffallend ist es, daß selbst Mechaniker öffentlich die Unmöglichkeit der Bewegung dieser Maschine zu erweisen sich bemühen, ohne sie nur gesehen zu haben, wie unlängst ein Hr. Becker in Hanau durch den Allg. Anzeiger der Deutschen No. 289. darzuthun sich bemüht hat. Ich wünsche, daß das Publikum sich nicht durch dessen Anzeige irre führen lasse, da die Ursache der Bewegung dieser Maschine auf rein mechanischen Grundsätzen beruht, und die Bewegung so lange fortdauernd ist, als nicht die Maschine durch gewaltsame Störungen in ihrer Bewegung gehindert wird, oder bis endlich ein Ausführen oder Abnutzen der bewegenden Theile erfolgt. Durch die Gefälligkeit des jetzigen Besitzers dieser Maschine hatte ich Gelegenheit, dieselbe genau zu untersuchen, und kann also das Publikum mit Gewißheit versichern, daß die Maschine nicht durch geheime in derselben verborgene Federn u. dergl. bewegt wird, sondern ihre wirkende Kraft einzig und allein von dem großen Rade erhält, an dessen Peripherie sich 39 massive Cylinder von Messing befinden, wovon beständig 19 auf der Peripherie des Rades senkrecht stehend, als Kraft wirken, während 18 auf der Perepherie liegen; 2 der Cylinder sind beinahe unwirksam, da dieselben durch einen eigenen Mechanismus beständig durch Heben und Umlegen den beiden Seiten des Rades zugetheilt werden. Da man die Erfindung dieser Maschine unter die merkwürdigsten Erscheinungen unsers Zeitalters rechnen kann, wie die Folge lehren wird, so bin ich überzeugt, daß Niemand, der sich für mechanische Erfindungen interessirt, sich unbefriedigt von dieser Maschine entfernen wird. K.

B. Januar, 1819.

---

* Bremer-Theater.

Wir wollen der beiden Darstellungen der, von dem müssigen Kopfe eines Franzosen für die Bühne appretirten Nachbildung einer im vorigen Jahre in dem Städtchen Alby Statt gehabten, auch in diesen Blättern aus den eigenhändigen Memoiren der Mad. Manson und dem Nachtrage zu Fualdez Prozeß bekannten, gräßlichen Mordgeschichte „Die Schreckensnacht auf dem Schloße Palazzi" nur darum erwähnen, weil solche, besonders die zweite Darstellung, meisterhaft zu nennen waren, und die humane Mäßigung, mit welcher die, jedes edlere Gefühl empörenden Schauderscenen vorübergeführt wurden, zu loben ist; wünschen jedoch, daß die Direction, die wahrscheinlich nur hat einen Versuch machen wollen, durch eine, die Empfindung der Seele recht langsam und mit dem grinzenden Hohnlächeln eines Teufels zermarternde Handlung, stark und beizend auf das Gefühl Aller zu würken; es bei diesen beiden Versuchen bewenden lassen möge. — Daß dieses Stück in Wien, auf dem Theater an der Wien und auf anderen Bühnen öfter gegeben worden, ist keine Norm für den gebildeten Geschmack unseres Publikums, das, Gottlob! den Sinn für das Bessere noch nicht verloren hat und gewiß mit uns der, vom Herrn Director Ringelhardt in seinem Aufsatze angekündigten, Aufführung des schönen Grillparzerschen Drama's „Sappho" mit Sehnsucht entgegensieht, hoffend, daß die Direction uns einen solchen wahren Hochgenuß der Kunst nicht lange mehr werde entbehren lassen.

Vor der Schreckensnacht wurde das von demselben Verfasser „Castelli" nach dem Franz. bearbeitete Drama „Die Waise und der Mörder" mit Musik vom Ritter Seyfried, zu wiederholten Malen mit vielem Beifall aufgeführt.

Besonders entfaltete Dem. Hanf in der schwierigen Rolle des Victorin ihre Kunst in der gefühlvollsten Mimik, durch stummen und doch bei jeder Bewegung beredter hervortretenden Ausdruck. Ihre Bewegungen schienen uns jedoch in den Scenen, wo der Ausdruck durch bezeichnendere Mimik gesteigert werden mußte, an zu große Beweglichkeit zu gränzen. Hier ist die Mittelstraße nicht leicht zu treffen und nur durch anhaltendes Studium der mannigfaltigsten Stufenfolge fröhlicher und trauriger Gefühle kann solche betreten werden. Die schöne Leistung der Dem. Hanf können wir aber (wenn gleich etwas spät) nicht unterlassen gebührend anzuerkennen, und empfehlen dieser vielversprechenden Künstlerin, vor der nächsten Darstellung, die gehaltvolle Recension dieser Rolle in den Dresdner Abendzeitungen des v. J. Nro. 61. 291 und 292 zu lesen.

Friederike ward von Dem. Eberhard nicht so anziehend dargestellt, daß sie dem Victorin das Liebste auf Erden seyn konnte. Sie war auf dessen Bewegungen zu wenig aufmerksam und ihre Blicke schweiften zu oft in den Logen herum, daher ihre Auslegung der Mimik des Stummen in den schönsten Scenen bei dem Zuschauer nur einen unnatürlichen Eindruck hervorbringen mußte. Eine regere Theilnahme an der Handlung selbst und ein ausdruckvolleres Mienenspiel ist dieser noch jungen Schauspielerin (die einiges Talent zu haben scheint) anzuempfehlen.

Mehr trugen aber zu den gelungenen Aufführungen Herr Clausius, als Graf, der sich durch würdevolles, ruhiges Spiel besonders auszeichnete; Herr Hanf als Bildhauer und Herr Meck als redlicher Invaliden-Offizier bei. Die Rolle des Gärtners Babilas wurde von Herrn Bachmann richtig genommen und mit treffender Komik durchgeführt. — „Valentin" war nicht für Herrn Struve geeignet; er verfehlte den schönen Charakter dieses alten, treuen Dieners, indem er ihn mit einem Kanzeltone und zu weniger herzlichen Theilnahme darstellte, auch bisweilen das Alter nicht berücksichtigte, sondern in eine Betonung überging, die nur Jünglingen eigen ist.

Vorzüglich gut gab aber Herr Schmidt den Charakter des Mörders Reimbeau. Sein Spiel war fern von aller Gemeinheit, und hätte derselbe solches in einigen Scenen mit einem minder starken Fleiß der Convenienz und des vornehmen Standes markirt, wodurch seine Betonung der Worte für den aufmerksamen Zuhörer etwas unverständlich wurde, würde uns dieser denkende Künstler, der ein Ganzes zu geben versteht, jenen Charakter noch hassenswürdiger und wahrer vorübergeführt haben.

Zweckmäßig würde es seyn, wenn die Direction dem in der Kapelle meuchlings überfallenen Victorin bei der nächsten Vorstellung den gefährlichen Sprung oder Sturz vom Felsen ersparte, indem man dem Verwundeten noch Kraft genug zutrauen kann, um in der Todesangst den Felsenstieg herabzulaufen, wo er erst unten vom Mörder erreicht und ins Wasser gestürzt werden könnte. Dies würde, da es vor den Augen der Zuschauer geschehen müßte, noch Grausen erregender seyn und die halsbrechenden Sprünge, woran sich die gaffende Gallerie gern weidet, die aber nur in den Cirkus der Voltigierkünste gehören, würden dadurch aus Thaliens Tempel verbannt werden. —

Am 8ten dieses wurde „das Haus Anglade" Schauspiel in 3 Akten nach dem Franz. von Theodor Hell, gegeben. Sämmtliche Darsteller und Darstellerinnen wetteiferten durch richtiges Zusammenspiel ein vollkommenes Ganzes zu liefern. Dem. Hanf stellte als Lina das Ideal einer zärtlichen, treuliebenden Gattin, und Frau Zschischka als Frau von Cerval die besorgte, theilnehmende Freundin so rührend dar, wie sie der Phantasie des Dichters vorgeschwebt haben müßen. — Herr Clausius, „Adolph von Anglade", würde vollkommen genügt haben, wenn derselbe beim ersten Auftreten mit Lina mehr Theilnahme an ihren Kummer geäußert hätte; in den folgenden Scenen wurde diese kleine Unterlassung jedoch durch dessen richtiges, ausdrucksvolles Spiel wieder gutgemacht. — Herr de Troit, als von Olsan, befriedigte, und wir bemerkten nur einmal, daß derselbe die richtige Aussprache verfehlte, welches wir aber gern mit der raschen, richtig genommenen Leidenschaftlichkeit seines Spiels entschuldigen. — Herr Hanf gab den Leon von Assandray sowohl was Verstellung als Wahrheit des Charakters anbetrifft, vorzüglich. — Martel wurde von Herrn Struve sehr naiv und mit Beifall durchgeführt; dergleichen Rollen sind für ihn besser wie alte, geeignet. — Herr Schmidt gab den René unübertrefflich. Eine reinere Aussprache erhöhte die durchdachte Feinheit seines Spiels. Seine Kleidung als Kammerdiener war aber nicht gewählt, da sie sich nur allein von der des Herrn von Olsan durch den Rock unterschied. — Fourbin wurde von Herrn Bachmann gut dargestellt, nur in der Rolle des Juweliers hätte derselbe mit feineren Manieren auftreten können. — Das feine, anständige Benehmen des Herrn Zschischka als Justizbeamter verdient alles Lob. —

Wir hoffen und wünschen dieses schöne Schauspiel bald wieder aufgeführt zu sehen, nicht allein um allen Theaterfreunden einen angenehmen Genuß zu verschaffen, sondern auch damit die am Schluße der ersten Vorstellung ohne alle Bedeckung zurückgebliebenen Herren René und Fourbin dem Justizbeamten von den Reutern nachgeführt werden mögen. —

Den Gesang der Troubadours entbehrten wir.

—pf—

* Charade von zwei Sylben.

Wenn des Kummers finstrer Schleier
Um das arme Herz sich zieht;
Wenn des Schmerzes wildes Feuer
Zuckend durch die Adern glüht;
Wenn die letzten Sterne schwanden,
Und der Mensch verzweifelnd klagt;
Dann umschließt's den Geist mit Banden,
Die die erste Sylbe sagt.

Doch die Zweite darf nicht sinken
In der grauenvollsten Nacht;
Denn des Sieges Lorbeer'n winken:
Großes hat sie oft vollbracht.
Kronen hat sie sich errungen,
Helden ohne Zahl erzeugt,
Königreiche kühn bezwungen,
Des Tyrannen Haupt gebeugt.

Gebt sie nicht aus euren Herzen,
Sonst bedroh'n des Ganzen Weh'n,
Euch mit unheilbaren Schmerzen:
Hülflos bleibt ein banges Flehn
Wo im menschlichem Gemüthe
Jenes Ganzen Schatten grau'n,
Da verwelkt des Lebens Blüthe,
Und des Harmes Thränen thau'n.

Drei der Zeichen nehmt dem Ganzen,
Und ihr seht's am Hügelrand,
Unter Kräutern, unter Pflanzen,
Als ein Heilkraut allbekannt.
Doch den Lebensbecher füllet
Oft das Schicksal mit ihm an,
Bis das Grab die Schmerzen stillet
Und der Thräne letzte rann.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 13.

Pantoffel.

Nro. 15.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 21. Februar 1819.

Fünfter Gesang aus: Otfried.

(Fortsetzung.)

54. Doch war des Alten jedes Wort verloren,
Und ihrem Vorsatz steigender Gewinn.
Sie war kein Mann, ein Mädchen ihm geboren;
Doch trug sie eines Mannes kecken Sinn.
Was nun sie hörte mit begier'gen Ohren,
Das lockte sie noch mehr zum Berge hin,
Um: was die Erde birgt in Furcht und Grauen,
Ein einzigmal durch seinen Schlund zu schauen.

55. Versuchte sie es zwar zu widerstehen,
So gab sie nur des Vaters Bitten nach;
Denn nimmer konnte sie den Hekla sehen,
So ward ihr wunderbares Sehnen wach,
Und trieb sie an, den Grauenpfad zu gehen.
So quälte sie sich lange, Nacht und Tag.
Da länger konnte sie's nicht mehr ertragen,
Und sie beschloß, den Schreckensgang zu wagen. —

56. Ja wohl: zu der verbotnen Frucht empfindet
Der Mensch den größten Drang. Unwandelbar
Steht dieser Satz, und auf Granit gegründet,
Und bleibt bis an der Welten Ende wahr.
Was Eva einst im Paradies versündet,
Wir büßen das noch alle immerdar!
So kann ich mir denn auch der Maid Begehren
Recht wohl und gut, und doppelt gut erklären.

57. So ist der Mensch, und so in allen Stücken
Gern starrt er in das große Blau hinein.
Je ferner Alles seinen kurzen Blicken,
Je mehr begeistert's ihn und nimmt ihn ein.
Beginnt es aber, nahe ihm zu rücken,
Verlischt der lächerliche Heil'genschein;
Und niedersteigt von selbstgeschaffnen Höhen,
Was wir schon hunderttausendmal gesehen.

58. Wie mancher, der zu glauben nicht erröthet:
Es seyen große Herrn aus anderm Teig,
Als aus dem ganz gewöhnlichen geknetet!
Betrachtet in der Nähe, sag' ich Euch,
Solch Götzenbild, zu dem ihr gläubig betet,
Weil's außer Eures Augensterns Bereich;
Und Menschen werdet Ihr mitunter finden,
Nicht würdig, uns das Schuhband zuzubinden.

59. Welch Bangen, Sehnen, Ringen und Verlangen,
Wenn Jünglingsauge seine Lieb' ersehn!
Auf ihren schönen, purpurrothen Wangen,
Die wie die Frühlingsrose strahlend schön,
Ist ihm ein ganzer Himmel aufgegangen
Es müssen alle Musen sie erhöhn.

Die Grazien beraubt er, um mit ihren
Anmuth'gen Reizen seine Braut zu zieren.

60. So liebt er nun kein Mädchen; es erscheinet
Stets ein vollend'ter Engel vor ihm wach.
Nun hat er ausgeseufzt und ausgeweinet,
Denn es erschien der seel'ge Hochzeittag.
Jetzt aber bleibt, — und nicht wie er's vermeinet —
Vom Engel nur ein treues Weib ihm nach.
Noch — weiß er nur den Schatz, ihm zu gefallen,
Zu würdigen — verlor er nichts von Allen.

61. Da aber liegt's. Das Bild, was ohne Haltung
Sich Phantasie gemalt im Zauberlicht,
Was jetzt da steht in anderer Gestaltung,
Wie vormals, glühend, liebt er jetzt es nicht,
Und so gebärt sich denn die große Spaltung,
Die tief in beider Gatten Herzen bricht.
Statt Veilchen, Lilien und Rosen, weben
Sie beide Dornen sich ins trübe Leben!

62. Ich mein' es redlich; folgt mir, Deutschlands Töchter:
Mit dem Mann theilet nimmer Euren Heerd.
Der nur mit Hohn und spottendem Gelächter
Von Weibertugend schwatzt, und Weiberwerth.
Denn hoffen dürft Ihr's nicht, daß der Verächter,
Der Euer ganz Geschlecht nicht schätzt und ehrt,
Die Hausfrau einst, die Mutter in Euch ehre;
Daß Lieb' und Treu vom Wahne ihn bekehre.

63. Doch eben so müßt Ihr den Schwärmer fliehen,
(Das mag vielleicht ein bischen schwerer seyn.)
Der Euch verehrt, andächtig auf den Knieen,
Weil er Euch thöricht jenen Heilgenschein,
Von dem ich schon ein Wörtchen sprach, gelieh'n. —
Beherzigt dies, es wird Euch nie gereun;
Es schirmet Euch vor vielen späten Leiden;
Denn glücklich macht Euch Keiner von den beiden.

(Der Schluß folgt.)

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

8.

Das Paradies.

Eigentlich handelte ich doch ein bischen schlecht. Die blonde wunderliebliche Gräfin im Wagen, oder vielmehr in meinem Kopf, hatte mein Herz wie eine Wetterfahne gedreht; an Lina und Gustchen dachte ich nicht. Das holde Grafen-Gesichtchen ließ sich gar nicht von den Augen wegbringen, ich hatte es nur einige Minuten gesehen, und hätte es doch malen wollen; die Züge waren mir damals gleich so bekannt gewesen: mein Blick weilte auf dem Phantasiebilde der zarten Gräfin, mit einem dunkeln Gefühl der Erinnerung, und doch entsann ich mich plattterdings nicht, wo mir dieses reizende Wesen je erschienen seyn könne.

Mein heimathliches Dorf und das Endchen von der Residenz, war ja damals noch meine ganze Welt, und die Bewohner der Häuser, in denen ich hier verkehrt hatte, konnte ich an den Fingern herzählen — nirgends wollte sich da etwas von einer Gräfin finden! Bei Herrn Michaelis, meinem Clavierlehrer, hauste ein knochendürres Mamsellchen, das seine sechszig zählte; — bei Herrn Viktorieur, meinem Tanzmeister, — halt — bei Herrn Viktorieur! — da war, unter einem Chor junger Mädchen vom Theater, das ich einmal dort in der Tanzstunde traf, die goldgelockte Josephine, die leichte Hebegestalt mit dem großen blauen Auge, dem kurzen Rosakrepp-schürzchen, und dem verführerischen seidenen Mieder — das war die Gräfin Gorm, die im Wagen saß und lachte, die den Juden absand, die mir jetzt den Doppelfritz zugedacht hatte. — Aber die Gräfin Gorm aus dem uralten Geschlechte der Scioldinger, aus dem Stammhause

der ersten Dänen-Könige,*) wie sollte die mit den Balletstatisten in der Tanzstunde des Herrn Viktorieur zusammen kommen!

In dem Augenblicke trat der Herr Professor mit Gustchen aus seinem Zimmer. Er sah mild und freundlich aus, wie ich ihn lange nicht gesehen.

„Du hast," hob er an, „meiner Tochter mit dem Rosenstocke eine Freude machen wollen; dafür bin ich Dir Dank schuldig; aber sprich, wo hast Du das Geld hergenommen, ihn zu bezahlen?"

Der Antwort absichtlich ausbeugend, bat ich, mich in Gustchens Gegenwart mit dieser Erörterung zu verschonen. Er nahm die Zartheit dieser Bitte mit Wohlgefallen auf, und sagte: „zur Gräfin kannst Du nicht, dazu habe ich meine Ursachen. Der Graf, ein liederlicher Patron, hat einmal Unterricht bei mir nehmen wollen, ich wies ihn aus Gründen ab, und bin seitdem mit dem Hause zerfallen. Damit Du aber siehst, daß ich für die Aufmerksamkeit, die Du Gustchen bewiesen, auch dankbar seyn kann, schenk ich Dir diesen halben Gulden; Du bist noch nicht in der Oper gewesen; heute ist ein großes Meisterwerk. Eben hat es halb sechs geschlagen: wenn Du läufst, kommst Du noch zu rechter Zeit.

Nur wer so blutarm ist, als ich es war, wird das Entzücken ermessen, das mich durchschauerte, bei dem Gedanken, heute — jetzt — diesen Augenblick die erste Oper zu sehen. Ich vergaß alles, das Goldstück, die Gräfin, Gustchens Puppenhochzeit, Lina, mich, küßte dem Professor die Hand, eilte auf mein Zimmer, und stürzte zum Hause hinaus.

Dicht vor dem Opernhause begegnete mir die Gräflich Gormsche Equipage, die ledig zurückfuhr. Also war meine Gräfin auch in der Oper! Wohl schnitt mir es durch das Herz, als ich die Pferde, den Wagen, den Kutscher, die Bedienten sah, die alle meinen Rosenstock vernichten halfen. Doch — hol' der Henker den Rosenstock, der ja doch einmal verblüht wäre; die Oper, die Oper!

Ich drängte mich an die Casse. Das gelöste Billet in der Hand, stürmte ich an die erste, beste Thür.

„Oho!" rief ein auf mich zukommender Logenschließer, „daß ist die Gräflich Gormsche Loge, die ist abonnirt."

„Nun da will ich eben hinein," entgegnete ich, und fuhr ihm mit meinem Billet trotzig unter die Nase.

„Sachte, sachte," erwiederte er mit einem spöttischen Blicke auf das Billet, „Sie kommen höher hinauf."

Ich Mittelloser, noch höher als die Gräfin Gorm! dachte ich, und wußte nicht, wie ich vom Herrn Professor eine solche Auszeichnung verdient hatte; ich wäre gern unten bei der Gräfin geblieben.

„Höher hinauf," sagte der Logensteher des zweiten Ranges, als ich ihm mein Billet wieß, und ich ward fast verlegen, denn ich fürchtete, nun durch die übergroße Güte des Herrn Professors, in eine Gesellschaft zu treten, in die ich mit meinen Anzuge und meinem ganzen Wesen gar nicht paßte.

*

*) Die ersten Beherrscher von Dänemark, Norwegen und Schweden waren bekanntlich Odin der Wunderbare, Rollo und Sciold. Ein Sprößling des letztern war Gorm der Alte, der im Jahr 920 Jütland eine Constitution gab, das ganze Dänenland seinem Scepter unterwarf, und von der Geschichte als der erste König von Dänemark genannt wird.

„Noch eine Treppe," entgegnete der Logenwärter des dritten Ranges, und ich machte mich gefaßt, nun zum Fürsten selbst zu kommen, kam aber sogar ins Paradies.

Ich wurde eingelassen und merkte nun wohl, daß ich nicht zu Sr. Durchlaucht gelangt war, und daß — eine neue mathematische Regel — die vier weniger seyn könne, als die eins. Ein hektischer Schneider ward mein Nachbar; er piepte beim Athemholen hörbar genug, um mir die ganze Oper mit seiner verwünschten Gurgelei zu verleiden.

9.

Die Kunstverwandten.

Links neben mir saß die Köchin des Kapellmeisters; sie hatte ein Freibillet, und sprach von der Kunst mit schauderhafter Salbung. Hinter ihr knabberte der Hofnotist, Herr Rostralewitsch, den ich vom Herrn Michaelis her noch kannte, an einer, wahrscheinlich von der Küchenhore ihm verehrten, altbackenen Kringel. „Nicht wahr," sagte sie, und bog sich, ihm ein Schnappsfläschgen bietend, nach hinten, „nicht wahr, das heutige Stück ist eine Puff-Oper?"

Der Notist setzte die Geistreiche an die Lippen, gluckte unersättlich und nickte.

„Opera buffa," versetzte er verbessernd, „i fuorusciti, von Paer; ein Riesenwerk, ich habe mir fast den Gliedschwamm daran erschrieben."

„Das hat der Bär gemacht?" erwiederte die Kapellmeister-Köchin. „Ne, so was Prachtvolles giebts nicht mehr.

Der Notist verschlang den Kringelrest und setzte nun sein Lämpchen auf dem Scheffel. „Die ältesten Spuren der Opern" hob er im belehrenden Professortone an, „finden sich schon im Buche Hiob und in den dramatischen Vorstellungen der Griechen; doch legten Galilei und Caccini eigentlich zur Oper den Grundstein. Die erste Oper hieß Daphne, der Text war von Rinuccini, die Musik von Peri; sie trat in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts an das Licht. Zwei Säkula später, 1660, erschien die erste deutsche Oper, die, sonderbar genug, auch Daphne hieß. Sie war von Martin Opitz, aus Bunzlau."

„Wo der große Topf steht?" fragte die Köchin.

Jener nickte und sprach — „Schon im Jahr Christi 1693 spielte man in Leipzig die Oper Alceste von Thiemich, und das Opernhaus in Nürnberg ward 1692 mit der deutschen Oper Arminius eingeweiht. Wenn ich sonach den Ursprung der Oper aus der ehrwürdigen Ur- und Vorzeit herleite, und dreist behaupten darf, daß wir mit unsern Opern ewig leben, und hoffentlich in kurzem das Schau- Trauer- und Lustspiel von den Brettern verdrängen werden, so ist es zum Todtärgern, wie sich ein, von der Saalnixe beherzter, Quidam hat unterfangen können, die gleichsam von himmlischer Abkunft herstammende Oper, öffentlich ein Rührei von Unsinn und Noten zu nennen."

„Ein Rührei?" fuhr die Kapellköchin auf, und stemmte beide Arme in die Seite. „Herr Hof Notist, da würde ich meinem Herrn schön ankommen. Fastenspeisen darf ich ihm nicht auf den Tisch bringen. Nein! der ist fleischbegierig."

Der Kapellmeister klopfte jetzt eben im Orchester mit der Notenrolle auf das Pult; der Fürst trat ein, die Ouvertüre begann, und brauste von unten herauf, bis zur Höhe meines Paradieses, daß mich vor Freude ein Schauer nach dem andern überlief. Meine wortreichen Nachbarn verstummten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Merkwürdige Anmerkung.

Datirt vom 16. Mai 1718.

Am Schluße einer Verordung von Friederich Wilhelm von Preußen, siehe dessen Leben und Thaten 2r. Theil Frankfurt und Hamburg 1741. Pag. 330 — heißt es: Indessen muß man bei allen diesen schönen Anstalten, welche Ihro Majestät der König verfüget und vorkehren lassen, die Medicinischen und Chirurgischen Wissenschaften in dero Landen, so hoch als nur immer möglich zu treiben und zu bringen, auch allenthalben geschickte Medicos, Chirurgus, Bader und Hebammen zu haben dennoch beklagen, daß die Leute eben so erkranken und sterben wie zuvor, da solches noch nicht gewesen. Es wäre auch wohl zu wünschen, daß geschickte Empirici, oder solche Leute die ihre Medicinischen Wissenschaften eben nicht auf Universitäten geholet, doch aber glücklich in Curen sind, von denen graduirten Herren Medicis ein wenig freundlicher als bisweilen geschiehet, möchten tractiret und angesehen werden. Denn es giebt in der That solche Männer, die einen göttlichen und natürlichen Beruf zu dieser edlen Profession zu haben scheinen, auch vor vielen die Gabe besitzen Causam morbi einzusehen und zu erkennen, und die behörigen Mittel dagegen zu verordnen, haben auch wohl dergleichen Geheimnisse von ihren Vor-Eltern ererbet, welche sie von langer Zeit her besessen und practiciret. Das siehet man absonderlich an solchen Orten, wo gar keine Doctores und Licentiati medicinae bekannt sind, sondern weit davon entfernt leben.

---

* Mittel viel Fische zu fangen.

Man tödtet die Würmer, ehe man sie an den Angel macht in Camillenöhl, die Fische lieben und gehen dem Geruch des Oels nach, versammeln sich Haufenweise um den Köder. Einer sucht den Andern in Wegschnappen desselben zuvorzukommen, und man hat volle Beschäftigung sie aufs Land zu ziehen.

---

* Gedanke.

Manchem Menschen geht es wie St. Martini Thurm, sie putzen das Aeußere und vernachlässigen das Innere. An diesem Thurm hat man die Zifferblätter neu vergoldet, die Uhr aber nicht verbessert. An einer Seite zeiget sie 9 wenn sie an der andern 10 Uhr zeiget u. s. w. Dieses verkehrte Zeigen, macht jedem, der mehrere Seiten sieht, sogleich kund: daß es im Innern deb Thurms nicht richtig seyn müsse. Wer von einem Menschen, der sich herauspußt, wissen will, ob dessen Aeußeres mit seinem Innern übereinstimmet, mache es bei ihm wie bei dem Thurme d. i. betrachte ihn von mehreren Seiten.

---

* Beitrag zu einer Geschichte der Theaterkritik, ausgezogen aus Reimbecks dramatischen Schriften.

Es wäre gewiß nicht übel, wenn es ein Blatt gebe, in welchem jede Unbill eines öffentlich gefällten Urtheils scharf und gründlich gerügt würde; worüber ich aber fast noch eine strengere Kunstansicht für nöthig erachten möchte, ist darüber, daß nichts, was die edlere Menschheit in uns beleidigt, durch den Zauber poetischer Gestaltung und Behandlung in die Kunst eingeschwärzt werde. Ja, diese Kunstansicht, scheint mir fast noch dringender und wesentlicher als die über den Kunstwerth einer Dich-

tung und deren Darstellung, denn es ist die empörendste Entheiligung der Kunst, wenn man sie zur Kupplerinn der Sinnlichkeit macht, wie wir dies Streben leider gerade in unsern Tagen finden, vielleicht als ein Nachklang französischer Frivolität, und auffallend genug bei solchen, welche übrigens sich für geschworne Feinde des Franzosenthums erklärt haben. — Aber ihre Bühne wenigstens haben die Franzosen von dergleichen unreinem Gezüchte freigehalten. — Eine sittliche Unschicklichkeit grober Art auf der Petersburger deutschen Bühne veranlaßte mich einst zu einer scharfen Rüge im Nordischen Archiv. — Da erhielt ich die Einladung, mich zu dem Ober-Polizeimeister, — damals dem als General-Armen-Polizeimeister bei den russischen Heeren auch in Deutschland bekannt gewordenen Herrn General von Oertel zu verfügen. Ich begegnete diesen Herrn als er eben in den Wagen steigen wollte. Er kehrte sogleich mit mir zurück, und als wir ins Zimmer kamen, wendete er sich plötzlich zu mir um (er war vorausgegangen) und fragte mich in einem strengen Tone, ob ich der Verfasser eines Aufsatzes über die Petersburger deutsche Bühne im Nordischen Archiv sey. — Ich erwiederte, daß ich Verfasser von mehreren Aufsätzen darin wäre, so wie über die Petersburger deutsche Bühne, Aufsätze von mehreren Verfassern darin stünden, ich mußte also bitten, mir anzuzeigen, welchen Aufsatz er meine. Er holte hierauf das Monats Heft aus einem andern Zimmer und wies mir jene Rüge. Ich erklärte mich für deren Verfasser. Und wie kommen Sie dazu, über ein Institut unter besonderer kaiserlichen Protection öffentlich zu urtheilen? fragte er in dem vorigen Tone. Weil es ein öffentliches Institut ist, erwiederte ich, das der Kaiser gewiß nicht unter seinen erhabenen Schutz genommen hat, um es zu einer öffentlichen Schule der Immoralität und Verworfenheit zu stempeln, und weil es einen Zweig betrifft, welcher in jedem Falle der öffentlichen Beurtheilung unterworfen ist, nämlich die Kunst. — Der Director Miré hat sich aber darüber beschwert, fuhr er in einem etwas mildern Tone fort, daß sie ihn und seine Gesellschaft in der öffentlichen Meinung herabsetzen, und dazu haben Sie kein Recht. — Der Director Miré hat meines Erachtens Unrecht, sich darüber zu beschweren, versetzte ich, wenn ich öffentlich beurtheile, was er öffentlich zur Schau ausstellt: er muß sich darüber jedes Urtheil gefallen lassen, wenn es nur ohne Verdrehung der Wahrheit gefällt wird, und keine Persönlichkeit betrifft, in sofern diese bei einem Künstler, der seine Individualität zu seiner Kunstübung stets mitbringt, und besonders, wenn er sie noch dazu durch Improvisiren ungebührlich hineinträgt, zu trennen ist. Wer sich öffentlich Beleidigung des Anstandes erlaubt, wer öffentlich dem Schamgefühl Hohn spricht, darf der sich beklagen, wenn dies öffentlich gerügt wird? — Wer hat denn aber Sie dazu berufen; wer giebt Ihnen die Erlaubniß, der Polizei ins Amt zu fallen? — Erlauben Ihre Excellenz, erwiederte ich, berufen bin ich dazu durch mich selbst und mein Kunststreben, und die Erlaubniß dazu giebt mir der Ukas des Monarchen, welcher jedem freistellt, öffentlich über alles zu urtheilen, selbst bescheiden über kaiserliche Verfügungen und alles auszusprechen, was nicht die Religion, den Staat oder die Ehre des Einzelnen beleidigt; oder ist dieser Ukas zurückgenommen?

Der General faßte mich scharf ins Auge. — Wie lange sind Sie in Rußland? fragte er mich nach einigen Augenblicken der Stille. — Zwölf Jahre, war meine Antwort. Nun so wissen Sie auch, daß manches auf dem Papiere steht, was nicht in

der Wirklichkeit Statt finden kann. Verzeihen Ihre Excellenz, versetzte ich, das wußte ich wirklich nicht; allein die Vertheidigung der Moralität und des Anstandes gegen schändliche Beleidigung von der Bühne herab, wird doch wenigstens wohl eben so gut Statt finden können, als Vertheidigung der Kunst selbst gegen die Beleidigungen derselben durch unwissende und aufgeblasene Histrionen? Oder verbieten Sie mir über diese Gegenstände zu urtheilen? — Keineswegs, erwiederte er etwas verlegen, nur läßt sich ein Urtheil glimpflich ausdrücken. — Nachdem der Gegenstand ist, versetzte ich. — So versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie den Ausdruck so viel wie möglich mildern wollen, und ich werde den Schauspielern ihre Unschicklichkeit scharf verweisen und ihnen andeuten, daß ich, wenn sie sich noch einmal dergleichen sollten zu Schulden kommen lassen, Sie ausdrücklich ersuchen würde, dies öffentlich und scharf zu rügen. — Ich war mit dieser Aeusserung vollkommen zufrieden und wurde mit großer Höflichkeit entlassen.

* Ueber das hiesige Theater.

Aus den Ansichten welche uns der Herr Direktor davon gegeben hat, geht deutlich hervor, daß es bei der bestehenden Einrichtung sich nicht heben, sondern sinken oder aufhören muß. Der einzige Weg dieses zu verhüten, ist, das Ganze anders einzurichten, wie Herr Ringelhardt auch richtig bemerkt und uns scheinet das, was derselbe in dieser Hinsicht vorgeschlagen hat das Beste zu seyn. Wäre der Ueberschuß der Einnahme zum Besten des Staats bestimmt, so ließe sich auch Ueberschuß erwarten. Jetzt sind z. E. die Preise der Plätze in wahren Mißverhältnissen. Die ersten Plätze sind zu wohlfeil, die letzten zu theurr. Die Höchsten oder letzten Plätze stehen noch auf der nämlichen Stufe, als die untern oder Ersten 48 Gr. galten. Wir glauben, die ersten Ranglogen unter dem 18 Gr. Platze könnten 36 Gr. die übrigen ersten Plätze 24 Gr. der 2te 18 Gr. der 3te 12 Gr. und der 4te 6 Gr. gelten. Nicht-Abonnenten zahlten 42 und 30 Gr. Würden solche Preise eingeführet, dann hätte das Theater gewiß sein Bestehen. Das Schauspielhaus wäre vielleicht ein Eigenthum des Staats, wenn man bei der Erlaubniß zur Erbauung desselben, Rücksicht darauf genommen hätte. Bekanntlich erhielt Großmann eine 10jährige Erlaubniß hier zu spielen. Er ließ deshalb das Schauspielhaus nur für 10 Jahr bauen. Wem gehörte nun nach Verlauf dieser Jahre das Haus? Wir antworten dem, auf dessen Grunde es stand, wenn er unter dieser Bedingung ihn dazu hergegeben hätte.

* Frage und Antwort.

Wer kann einen Schauspieler, der seine Rolle nicht gehörig gelernt hatte und manches höchst unverständlich sprach, unübertrefflich nennen? — Entweder ein Besoldeter oder ein Unverständiger. — i —

* Die Mutter und das Kind.

Als die kleine Wilhelmine
Jüngst Johanniswürmchen sah,
Rief sie mit erstaunter Miene
Ihrer Mutter: ach Mama!
Sieh einmal, was hier im Dunkeln,
Ueberall für Sternchen funkeln!
O, wie herrlich! o wie schön
Müssen die beim Lichte prangen! —

„Gut! mein Kind, wir wollen sehen,
Wenn wir eines eingefangen.“ —

Eingefangen, sagen Sie?
„Es sind Würmchen!“ Würmchen? wie?
Würmchen, die im Finstern fliegen? —
Könnten wir doch ein'ge kriegen! —

Nichts so leicht! Sieh! hier und da
Sitzen sie im Grase ja.
Eilig sprang sie voll Entzücken
Hin und her und hascht und fand
In ein Dutzend Augenblicken
Vollgefüllt die kleine Hand.

Froh, lief sie mit dieser Beute,
Ihrer Mutter an der Seite
Nach dem Haus im Gartensaal;
Wohl erleuchtet überall.

Doch so sehr sie mochte spähen,
War kein Sternchen mehr zu sehen,
Blos ein kleines Würmchen, fand
Sie in aufgeschloßener Hand.

Wie! rief sie, der Glanz vom Lichte,
Macht der Sternchen Glanz zunichte? —
Mutter! ei, wie geht das zu? —

Liebes Kind! da siehest du,
In des Lebens hellsten Schimmer
Glänzt Vortrefflichkeit nicht immer,
Da ihr eigenthümlich Licht,
Oft die tiefste Nacht durchbricht.

Bei der Nacht, in höchster Ferne
Schimmern uns die kleinsten Sterne;
In der Sonne Strahlenmeer
Sieht man sie vor Glanz nicht mehr! —
„Tugend, Unschuld, reine Sitten
Glänzen auch in niedern Hütten,
Und verlieren, aufgestellt
Meist im Prunk der großen Welt.

v. G...e.

Auflösung der Charade in Nro. 13.

Schwermuth.

*Epistel.

Thema: Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld. —
Schiller.

Ihr Harpagone, die im Golde wühlen
Gepreßt von Wittwen, kein Erbarmen fühlen;
Ihr all zu sichre freche Lüste-Fröhner!
O, kehrt zurück! — noch winkt Euch ein Versöhner!
Ihr, die nichts aus dem Erden-Taumel weckt,
Ihr werdet einst aus tiefem Traum geschreckt;
Spät kommt die Stunde wo es in Euch spricht:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht!

Vergebens fließen dann der Reue Zähren,
Es ist zu spät — Ihr könnt nicht wiederkehren!
Nicht eine Sünde macht Ihr ungeschehen,
Es bleibt die Zeit kein Stündchen um Euch stehen
Und nahe an der Ewigkeiten Thor
Schwebt Eurer Seele jeder Frevel vor! —
Vergebens fleht Ihr dann noch um Geduld;
Ihr fühlt: — Der Uebel größtes ist die Schuld! —

*Charade.

Zur heil'gen Stätte die mein Erstes nennet
Wallt gern der Fromme, Gottergebne hin
Und nur dem Himmel weiht sich dann sein Sinn,
Wenn seine Seel' in Andacht-Gluth entbrennet.

Mein Zweites nennt — nach meiner Art zu reden —
Den Mann, der dort die heil'ge Lehre spricht;
Die dunkle Ahndung strebet sich zum Licht
Und mancher wähnt sich dort versetzt nach Eden.

Mein Ganzes ist ein Vöglein unsrer Zone,
Gefangen, des Besitzers Lust zu seyn;
Der predigt fleißig: „Guter Mond“ ihm ein
Und Vöglein singts im weichen Flöten-Tone. —

H — ll —

Nro. 16.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 25. Februar 1819.

* Die Ananas und die Eiche.

Eine Fabel von Noelbeke.

Manch vielgedrucktes, vielgeles'nes Buch
Trägt in der Vielheit selbst des Unwerths Fluch.

Ein Eichbaum sprach zu einer Ananas:
Ich darf mit meinen hunderttausend Eicheln
Der Bäume fruchtbarster zu seyn mir schmeicheln.
Reich, wie an Laub ich, ist kein Thal an Gras;
Wie dürftig stehst du, arme Ananas!

Kaum hatte dies im nahen Königsgarten
Gehört die fürstlich stolze Ananas,
Als sie aus ihrer Wohnung von Krystall,
Geschützt vor rauhem Lufthauch überall,
Dem Eichbaum, dessen Kinder ihn umstarrten,
Entgegentrat und sprach: mag dir auch schmeicheln
Die Fruchtbarkeit mit hunderttausend Eicheln.
Bei Hesperiden-Aepfeln stellet meine Krone
Der Wohlgeschmack, daß ich auf Götter-Lippen throne,
Wann Circe's Schaar in wimmelndem Gedränge
Verzehrt mit gier'gem Zahn der Eicheln Menge.

* Die Eiche.

Eine Fabel von Noelbeke.

Mein Haupt, sprach eine stolze Eiche,
Ragt in die Wolken; bald erreiche
Mit meinem Riesen-Wipfel,
Dem Göttersitze zugewandt,
Ich selbst des Donnergottes Hand,
Und küsse seines Kleides Purpurzipfel.
Mein Fuß, an dem sich bricht des Zeitstroms Welle,
Steht festgewurzelt mir an Pluton's Schwelle;
Und — — plötzlich zuckt ein Wetterstrahl von oben,
Zersplittert lag, die sich zu hoch erhoben!

* An Pastor Siderastanos.

Du hast der Rede dich entledigt,
Und uns von Hoffnung viel gepredigt.
Dank Dir! — Uns bleibt die Aussicht offen,
Einst Besseres von dir zu hoffen.

Noelbeke.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

10.

Signora Libertini.

Mehreremale schon hatte ich einen langen Hals gemacht, um die Gräfin Gorm zu sehen. Bei schönen Stellen nickte die Küchenvirtuosin dem Notisten, und der Schneider seiner dicken Freundin zu. Ich hätte auch gern jemand haben mögen, mit dem ich meine Freude über die herrliche Musik hätte theilen können; aber es war niemand zu erspähen. Warum durfte ich nun nicht neben ihr sitzen, wie hier diese zwei Pärchen, die sich in süßer Traulichkeit umschlungen hielten, und was sie genossen, doppelt schmeckten. Daß sie Gräfin und ich nichts war, der kleine Umstand fiel mir gar nicht ein; sie war ja so freundlich gewesen, sie hatte ja so huldvoll gelacht; sie hätte gewiß nichts dagegen gehabt, wenn ich als Nachbar sie umschlungen hätte. Meine Höhe und der Zauber der Töne machte mich in meinen Träumen so kühn, als ich mich nie gefühlt hatte.

Der Vorhang flog auf. Ich war ganz Ohr, ganz Auge. Noch vor wenig Minuten einer Blondine meiner Gräfin Gorm zu Füßen, huldigte ich jetzt der schwarzgelockten Prima Donna, Signora Libertini. Die hehre Gestalt, die blühende Wange, das blendende Weiß des vollen, schönen Halses, — das italische, glühende Auge; die graziösen Bewegungen, und nun die Stimme — diese Götter-Stimme! — Die Diogonale von meiner Höhe bis zu ihr hinab, war sehr bedeutend, und doch hätte ich jedes Wort verstanden, wenn es nicht Italienisch gewesen wäre; so deutlich tönte ihr Metall zu mir herauf.

In der Bravour-Arie erschöpfte sie ihre Kunst; sie hielt unter andern Minuten lang einen Ton sicher und fest, gab ihn immer stärker und stärker, sprang dann eine ganze Oktave höher, stieg dann noch vier, fünf Töne bis zu einer schwindelnden Höhe hinauf, zog da oben wieder einen langen, schönen Ton aus voller Brust, und schlug nun einen Triller, daß ich den Athem verlor. — Der Beifall brauste stürmisch auf; die Köchin rief Bravo!

Ich konnte vor Entzücken kaum zu mir selbst kommen. Ich wähnte, bis dahin gar nicht gelebt zu haben. Wie hatte ich sonst gehorcht, wenn Cantors Christel bei mir zu Hause das sentimentale Liedchen sang:

Jungfer Lieschen, weißt du was,
Komm mit mir in's grüne Gras ꝛc.

Aber was war das gegen die Sphärenzauber der göttlichen Libertini!

Der Hof-Notist bat sich bei der Köchin noch ein Schlückchen aus, und meinte, es sey ihm bei der letzten Cadenz selber ganz schwindlich worden, er müsse sich wieder Courage trinken; „und wenn ich der Noten mache" setzte er schluckend hinzu, „noch einmal so hoch, sie kletert mit ihrem Stimmchen, hol' mich der Schneider! doch hinauf."

„Keine Anzüglichkeiten!" fiel der Kleidermacher empfindlich dem Hof-Notenschreiber in das Wort, und ward braunroth im Gesichte; die dicke Freundin aber beschwichtigte den Hektiker mit einem wohlgemeinten Ellnbogenstoß, durch den Zuruf: „Hören Sie nur das ganz göttliche Rezitif," und steckte ihm einen dünnen Pfefferkuchen zu, auf welchem fünf Mandeln prangten.

Mich ekelten derlei liebliche Genüsse an. Für einen Kuß auf die reizvollen Lippen der Libertini hätte ich eine Welt gegeben. Doch mir sollte noch Höheres werden.

II.

Das Ballet.

Ein Corps Genien, denn Menschen waren das nicht, flog auf die Bühne. Vier und zwanzig der schönsten Mädchen und junge Leute.

„Das vermaledeite Ballet," brummte die Köchin, „das ist noch meines Herrn Tod." Sie nippte an dem Rest des Doppelkümmels, den ihr der trockene Hofnotenschreiber in der Flasche gelassen, und sah vor reinem Kunstärger gar nicht hin; ich aber und der Schneider erklärten dies für das Beste, und ich riß die Augen weit auf, denn ich erkannte unter den Mädchen viele, die ich bei Herrn Victorieur in der Tanzstunde gesehen hatte.

Jetzt bildeten die Genien einen Halbkreis, und mitten unter sie schwebte aus dem Hintergrunde eine Himmelsgestalt. Es war Psyche.

Das ganze Haus klatschte bei dem Auftreten dieses leichtgefügelten Götterkindes. Die Ueberschwengliche flog mit ätherischer Behendigkeit bis an's Prosenium, breitete beide Schwanenarme gegen das Parterre, ruhte auf der Federkraft ihres Zehenspitzchens, und lächelte mit lieblicher Freundlichkeit in das Haus. Da hielt sich Niemand länger: alles was Hände hatte, klatschte, und ich erkannte Josephinen.

Auch mich, bildete ich Eingebildeter mir ein, auch mich mußte Josephine wieder erkannt haben, denn ich gewahrte mit geheimer, unaussprechlicher Freude, daß der Strahl ihres großen himmelblauen Auges, mich in dem hintersten Winkel meines Paradieses traf, und wähnte, daß sie über den Zufall, mich so unvermuthet wieder gefunden zu haben, um eins so freundlich geworden sey. Ich nickte ihr aus meinem stillen Verstecke; hinter dem Schneider und seiner Dicken, mit süßen Liebesblicken zu; aber sie dankte nicht, denn eben kamen ihre Aeltern, der Sonnengott und Endelechia, und setzten ihr durch Pantomime aus einander, daß Venus, auf ihre Schönheit neidisch, den Amor beauftragt habe, ihr Herz einem häßlichen gemeinen Menschen zuzuwenden, daß sich Amor bereits nähere, und Psyche daher auf ihrer Hut seyn solle.

Die Aeltern verließen mit dem Gefolge die Bühne, und ließen — obschon der Sonnengott alt genug war, um zu wissen wie es in der Welt hergehe — das süße Flügelkind allein.

Amor kam. Er nahte grämlich, hatte aber kaum die himmlische Psyche in das Auge gefaßt, so war er weg, rein weg. Statt ihre Neigung einem andern zuzulenken, fischte der Patron das Mädchen für sich selbst weg, und Josephine — der Blitz der Eifersucht zuckte mir durch alle Glieder — kam ihm viel zu schnell entgegen. Amor erschien, nach der heutigen Sitte der Großen, wenn sie auf schlimmen Wegen gehen, incognito. Sie wußte also nicht einmal recht, wen sie vor sich hatte, noch, ob das der wäre, vor dem sie die Aeltern gewarnt hatten, und doch that sie gleich mit ihm so freundlich, war gleich so hingebend, daß ich sie, in meinem preßhaften Winkelchen, gar nicht begreifen konnte. Beide tanzten ein kunstreiches pas de deux. Alles klatschte sich wieder die Fäuste wund, und schrie die Hälse heiser; ich mochte und konnte kein Glied rühren. Der Vorhang fiel und mir der Muth.

Im zweiten jetzt beginnenden Akte zog Papa Sonnengott das Orakel über das Schicksal seiner Tochter zu Rath. Das Unbegreifliche that einen schrecklichen Ausspruch: „Psyche," tönte es tief aus der Erde herauf, „Psyche ist einem geflügelten Drachen zur Braut bestimmt, führe sie auf die Gipfel der Berge, dort wird ihr Bräutigam sie finden." Ein Donnerschlag, der mir und der Köchin das Herz durchbebte — denn wir beide schrieen zu

*

gleicher Zeit auf — rollte furchtbar über uns hin, und ich hätte verzweifeln mögen, denn der Sonnengott folgte und führte, statt das geliebte Kind in seinen Sonnenwagen zu nehmen, und mit ihm über alle Berge zu fliegen, die unglückliche Josephine, in einem prachtvollen Trauerzuge, auf die Spitze eines Felsen.

Dieser, nun von allen verlassene Engel, dort auf dem Kulme des öden himmelanstarrenden Felsen, sollte einem Drachen geopfert werden. Ihre Thränen, das Ringen ihrer Lilienhände, das stürmische Wogen ihres qualerfüllten Busens, der irre Blick, mit dem sie rund umher fragte, ob keiner sey, der sie errette — nein, ich hielt es nicht länger aus — aber allein konnte und wollte ich das Wagstück nicht unternehmen. „Helfen Sie doch!“ sagte ich zum Schneider gewendet und setzte ihm Josephinens dringende Noth und meinen Entschluß, sie dem Drachen zu entreißen, mit kurzen Worten aus einander.

„I da muß eine alte Wand wackeln!“ entgegnete der erbetene Bundesgenosse mit Hohngelächter, und lispelte leiser seinem Idol in's Ohr, „der ist wohl verrückt.“

Ja, ich war es gewesen! Josephinens Pantomimenspiel hatte mir auf einen Augenblick den Verstand geraubt; sie hatte den Schmerz, die Verzweiflung so wahr, so täuschend dargestellt, daß ich nicht mehr Josephinen, daß ich Psychen selbst sah. Ich schämte mich jetzt vor dem Schneider und seinem Abgott, vor dem Hofnotisten und der Köchin, die sich alle, eins nach dem andern, über meine Dummheit, wie sie es nannten, einen Ast hätten lachen mögen, aber ich schämte mich nicht vor mir selber, noch weniger vor Josephinen. Ihrem Meisterspiel war, sollte ich meinen, meine bis zu diesem Grade gesteigerte Vergessenheit die tiefste Huldigung.

Ich war zwar durch des Nadelhelden ablehnende Antwort, auf meine Aufforderung zur Hülfe im Drachenkampfe, wieder zu mir selbst gekommen; ich wußte jetzt wieder Josephinen von Psychen zu trennen, allein es bangte mir doch vor dem Augenblick, wo der Orakeldrache herbeifliegen werde, um seine Beute durch die Lüfte zu führen.

Es ereignete sich etwas noch viel Schlimmeres, als das Gefürchtete.

Psyche sank, von Weinen und Jammer über ihr grauenvolles Loos, erschöpft auf das Moos des Felsengipfels nieder, und schlummerte, eingelullt von den Zaubertönen des Orchesters, allmählig ein. Sie hatte kaum die thränenfeuchten Augen geschlossen, als die Musik in ein leichtes tändelndes Tempo überging; der Himmel, an dem sich, diesen ganzen Akt über, schwarze Donnerwolken, vom wilden Sturmwinde gepeitscht, umhergejagt hatten, heiterte sich auf; das Meer, das in grausender Brandung die weißschäumenden Wellen an das schroffe Felsenriff geschleudert hatte, ebnete sich jetzt zur glatten Spiegelfläche; der brausende Orkan, der mit schrecklichem Geheule bis dahin zu vernehmen gewesen war, legte sich alsbald, und immer klarer und heiterer ward der unermeßliche Horizont, an dessen fernsten Säumen, das Gold der sinkenden Abendsonne, die ruhig gewordenen Fluthen in unbeschreiblicher Schönheit überpurpurte.

„Jetzt kommt der Drachen-Bräutigam!“ sagte alles, und der lederherzige Schneider rieb sich vor heimlicher Freude über das nun beginnende Spektakel, die dürren Knochenhände zwischen den Knieen.

Weit, weit über der hohen See schwebte etwas in den stillen Abendlüften herauf, was immer größer ward, und immer näher kam, aber doch immer noch so entfernt war, daß es kein Mensch recht deutlich erkennen konnte. Die Köchin hielt es für einen Flug Gänse, der Hofnotist für Kiebitze, die Dicke meinte, es wären Klapperstörche, der Schneider aber hatte die bestialische Idee, daß ein ganzes

Drachennest ausgeflogen wäre, und die Braut heimführen werde

Sie hatten sich alle getäuscht. Kleine allerliebste Amoretten waren es, die mit zarten Rosengewinden durch die milden Lüfte herauf schwebten; in ihrer Mitte der leichtgeflügelte Zephyr, ein wunderschöner goldgelockter Jüngling. Er allein flog auf den Gipfel des Felsen; sein schäkerndes Gefolge aber umkreiste, mit taubenähnlichen Schwirren der bunten Fittiche, das Mooslager der süßen Schläferin, auf dem von der Abendsonne beleuchteten Kulme.

Zephyr gab sich, durch verständliche Pantomime, als Amors Gesandten zu erkennen. Sein Creditiv war ein mit Lilien und Vergißmeinnicht umwundener Pfeil. Sein Auftrag, zeigte er, war, dem Drachenbräutigam zuvor zu kommen, und Psyche in Amors wartende Arme zu entführen wenn Psyche, wie seinem Gebieter bei dem ersten Begegnen habe bedünken wollen, diesem auf Gegenliebe Hoffnung mache. Dieß zu ergründen, solle er sich des Pfeiles bedienen. Setze er diesen der Schlafenden auf die Brust, und sie lächle, so sey die Sache richtig.

Er tanzte jetzt, aus Zufriedenheit mit sich selbst, und gleichsam im freudigen Vorgefühl des Gelingens, ein Solo, daß allen Leuten die Haare zu Berge stiegen, denn er sprang auf einen kleinen Vorsprung des Felsen heraus, der über dem Abgrunde hing und so schmal war, daß er kaum mit einem Fuße darauf Platz hatte. That der Tollkühne einen einzigen Fehltritt, so stürzte er unrettbar herab; denn wer da herunter purzelte, konnte schwerlich ein Glied rühren.

„Daß Du den Hals brächst," dachte ich im Stillen, und knirschte heimlich mit den Zähnen, denn die verführerischen Schmeichelkünste dieses lieblich gestalteten Zephyrs, und seine Amorettenbande, waren Josephinen weit gefährlicher, als der ihr zugedachte Brautdrache. Gegen diesen hätte sie, im Abscheu vor seiner Häßlichkeit, sich gewehrt nnd im schlimmsten Falle ihr Leben daran gesetzt; wie aber konnte die Unerfahrne den Lockungen widerstreben, mit denen der zauberreiche Amor, der mit lauwarmen Westwinden sie umspielende Zephyr, und seine in allen Teufelskünsten der Liebelei erfahrenen buntgefiederten Helfershelfer sie berückten?

„Vielleicht lächelt sie nicht," sagte ich mir tröstend, und baute auf das Orakel des weisen Apollo, und auf meinen innern Glauben, daß die Tugend eben so gut Josephinen ihren Schützling, auf dem Felsenneste da oben, mit ihren Schutzgeistern unsichtbar umstellen könne, als sie jetzt von den leichtsinnigen Dienern der Liebe umflattert werde. Nach der gelehrten Auseinandersetzung des Hofnotisten, welcher seine mythologischen Kenntnisse aus dem Opernbuche geschöpft hatte, war Apulejus der erste gewesen, der uns die Mythe der Psyche, wie sie uns der Balletmeister darstellte, erzählt hatte, Ich verstand den sinnvollen Lateiner recht gut; der geflügelte Drache, den das Orakel verkündet hatte, war niemand anders, als der abscheuliche Amor selbst; kann etwas drachenähnlicher seyn, als Liebe dieser Art? und das Geflügelte deutet ja offenbar auf den federleichten Leichtsinn, mit dem diese gefährliche Liebe, über alle Verhältnisse, Bedenklichkeiten und Grundsätze, wegsetzt.

Meine Besorgniß war leider nur zu gegründet.

Zephyr endete sein Solo mit dem Wagstück, daß er sich draußen auf dem schwindelhohen Felsenvorsprung, wie eine Spindel, zehn, zwölfmal hintereinander, auf einem Fuße, blitzschnell herumdrehte, dann auf demselben Fuße, vorn ein wenig übergebeugt, die Meerestiefe unter sich, in schwebender Stellung eine Weile stehen blieb, und mit schalkhafter Miene zu verstehen gab, daß er nun mit seinem Pfeile, Psyche's Liebes-Geheimniß erforschen wolle.

Ersetzte unter leiser Begleitung eines köstlichen Flöten-Solo's, die goldene, haarfeine Spitze des blumenumwundenen Pfeiles, heimlich auf die Schwanenbrust der schlafenden Psyche — und Psyche lächelte mit geschlossenen Augen in süßer Verzückung!

Das sündige Parterre klatschte; mir brach das Herz, Josephine war verloren. Lieber zu hundert Drachen, als zu einem Amor.

Zephyr freute sich seines stolzen Sieges, und die kleinen Amorettenteufelchen flatterten mit satanischer Schadenfreude heran, schlangen um das Moslager der reizvollen Schläferin ihre Blumenketten, und schwebten, den heillosen Zephyr an ihrer Spitze, mit dem unglücklichen Opfer des liebedurstigen Amors, über des Meeres unermeßlichen Spiegel, durch die stillen dunkelnden Lüfte davon.

Der Vorhang fiel. Ich dachte, das entzückte Publikum würde das ganze Haus aus einander klatschen. Die Welt liegt im Argen.

Ich mochte keinen Akt weiter sehen. Psyche wird, nach des Hofnotisten Mythenlehre, die er uns im Zwischenakte vortrug, von den spitzbübischen Genien, in Amors Rosentempel getragen; dort empfängt sie der Liebesgott mit allem, was nur irgend den Sinnen schmeicheln kann; sie sinkt, von der Macht seines Reizes bethört, aus den Blumenfesseln der Amoretten, in seine umfangenden Arme — sollte ich des Allen Zeuge seyn?

„Noch immer," fuhr der Notenprofessor fort, „weiß Psyche nicht, daß es der Gott der Liebe ist. — „Doch, die Neugierde, die schon seit Deukalions Zeiten, ein Erbtheil der Mädchen war, läßt Psyche nicht länger rasten; sie benutzt den Augenblick, wo Amor, von ihren Reizen süß berauscht, an ihrer Seite eingeschlummert ist, steht vom blumenduftigen Lager auf, holt ihre Lampe, und schleicht sich heran, um den geliebten Verführer unbemerkt zu belauschen. Das Händchen vor die heimlich flackernde Flamme haltend, nähert sie sich dem Schlafenden, und erkennt den schönsten der Himmelsfürsten, den Liebesgott selbst. Sie erbebt vor freudigem Schreck; ihre Hand zittert; ein Tropfen heißes Oel fällt auf die blendend weiße Schulter des göttlichen Schläfers; er erwacht, sieht sich verrathen und entflieht."

Der Vorhang rollte jetzt zum dritten Akte auf. Josephine, im Rosenpallaste des Glücklichen, lag, von tausendfältigem Liebreiz übergossen — — ich konnte nicht hinsehen; alles Blut schoß mir in die Augen; es brannte mir eine Glut im Gesichte, als stehe das ganze Haus in Flammen, und eine so angstvolle Hitze preßte mir die Brust, daß ich erstickt wäre, wenn ich noch eine Minute ausgehalten hätte. Ich schoß halbtodt aus dem Höllenparadiese, stürzte die Treppe hinab, und gewann erst im Freien, auf der Straße, den Odem wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seltene Gewissenhaftigkeit.

Die Kuriere im O—schen sind angewiesen, wenn sie Depeschen mit Einem Siegel versehen, erhalten, nur im Schritt, mit zwei Siegeln im Trapp, mit drei aber im Galopp zu reiten.

Ein Kurier wurde unterwegs in einer Stadt von einem dort kommandirenden Offizier angehalten, und dieser bat ihn, doch ein Schreiben bis zur nächsten Station mitzunehmen.

Als man es ihm zu diesem Behuf einhändigte, sagte er: „Das wollt' ich gern, aber ich

kann es nicht; meine Depesche ist mit zwei Siegeln versehen, ich muß also Trapp reiten, diese hat aber nur Ein Siegel, und darf daher nur im Schritt weiter befördert werden."

---

* Der Bauer und das Crucifix.

Im Winkel eines Kloster-Kirchhofs stand
Ein morsches Crucifix, hart an der Wand
Der Pfarrer-Wohnung, irr' ich nicht, in Sachsen,
Von Gras umgrünt, mit Moose überwachsen.
An seiner Stelle in der Kirche war
Ein neues aufgestellt der gläub'gen Schaar,
Die von ihm hoffte, statt der alten,
Verschollnen Wunder neue zu erhalten;
Ein Greis allein, dem auf die dünnen Locken
Das Alter streute seine Winter-Flocken,
Kam früh und spät an die gewohnte Stätte
Mit andachtvollem Herzen zum Gebete,

Und glaubte sich vom Himmel nur bemerkt,
Wann heim er ging, mit Glaubenskraft gestärkt.
Doch nicht der Himmel nur, der Pfarrer auch
Bemerkte früh und spät des Alten Brauch,
Und fragt' ihn, warum grad' an diese Stätte,
Bei diesem Bild, er komme zum Gebete?
Herr Pfarrer, sprach der Greis, dieß Bild
War mir von Kindauf gnadevoll und mild.
Es hat mir manchen Jünglingswunsch erfüllt,
Und, was mir mehr als alles Andre gilt,
Mit ihm dem alten bin ich alt geworden;
Es ist mir hold, wie ich ihm treu, geblieben.
Wer will, mag immerhin das Neue lieben;
Ich bleibe stets beim alten Kreuzbild-Orden.

Der Pfarrer sprach: Wohl uns, wenn wir auf Erden
Durch alt- und neues Kreuz glückselig werden!

Noeldeke.

---

* Bremer-Theater.

Donnerstag den 18ten Febr. wurde „Die Macht der Verhältnisse von Ludwig Robert, einem israelitischen Dichter" aufgeführt.

Im Ganzen genommen wurde dies Stück besser gegeben, als im Mai v. J., da Mehrere die wohlmeinende Kritik, die von diesem Stück damals im Bürgerfreunde erschien, befolgt, und ihre Fehler verbessert haben. Hätte Mad. Köhler dies auch gethan, und hätten Hr. Strobe und Mad. Meck durch das schlechte Memoriren ihrer Rollen den Soufleur nicht so oft und so laut sprechen lassen, würde dies Stück noch mehr Eindruck gemacht haben.

Hr. Ringelhardt, als Graf v. d. Falkenau, spielte mit der gehörigen Würde. Er zeigte, daß er sein Spiel durchdacht habe. Nicht so Mad. Köhler als Gräfin Eleonore, die ihren schon oft kritisirten Fehler, „affektirtes Wesen," nicht ablegt, wodurch ihr übriges Spiel allen Eindruck verliert.

Dem. Hanff d. ält. spielte, wie immer, gut. Sie gefällt mehr in tragischen, als comischen Rollen. — Hr. de Troit, als Graf Gustav, befriedigte mit seinem Spiel; mit der Sprache ist es schon viel besser geworden; aber es muß auch noch immer besser werden.

Hr. Strobe hätte noch mehr gefallen, wenn derselbe wie schon bemerkt, seine Rolle besser gelernt hätte. — Hr. Clausius, als Aug. Weiß, verdient besonders deshalb Lob, daß er seinen Fehler, von einem Extrem ins andre zu fallen, abzulegen, ernstlich bemüht ist, und auch diesen Abend einen Beweiß davon gab. Nur muß dieser Schauspieler nicht so oft den Wörtern einen falschen Ton geben. — Mad. Meck, als Emilie Weiß, spielte sehr natürlich, und erwarb sich dadurch die Liebe des Publikums, sie wird aber dringend gebeten, künftig ihre Rolle besser zu lernen, um den Soufleur das wiederholte laute Zurufen (welches besonders am Ende des ersten Akts bemerkt wurde) zu ersparen. — Auch Hr. Zschischka, ihr Vater, spielte seine kleine Rolle mit der gehörigen Würde.

Wir sehen der baldigen Wiederaufführung dieses Trauerspiels entgegen, um bemerken zu können, ob die gerügten Fehler abgelegt sind. W.

Am 19. Februor zum erstenmale: Narrheit und Narredei.

Dieses, nach dem Französischen von Castelli bearbeitete Lustspiel in einem Act wurde, besonders von den Herren Schmidt und de Troit gut, im Zusammenspiel aber nicht rasch genug dargestellt.

Das darauffolgende Original-Lustspiel in 5 Acten von Welf „Cäsario" ward mit mehrerem Beifall aufgenommen. — Wäre die Rolle des Offiziers Adolph von einem andern, richtigeres Deutsch sprechenden nnd mehr Manier habenden Schauspieler besetzt gewesen, würden wir diese Aufführung eine sehr gelungene nennen. — Madame Ringelhardt (Julie) spielte den Cäsario mit der ihr eigenthümlichen raschen Lebendigkeit und froher Laune; auch Madame Meck (Lisette) erheiterte durch gefälliges Spiel. — Dem. Hanf (Elise) würde, wenn sie diese Rolle weniger ernsthaft genommen und das schalkhafte, das Geheimniß der Verkleidung errathende Mädchen mehr hervorgehoben hätte, natürlicher dargestellt haben. — Madame Zschischka und Hr. Ringelhardt, in den beiden chargirten Rollen der Sybille und des Majors, ergötzten Lachlustige und Sauertöpfische. Die Sophascene mit Fernando und das Durchbohrenwollen Sybillens wurde von Letzterem jedoch etwas übertrieben. — Hr. Zschischka gefiel als Baron, besonders in der Scene, da er den Mitspielenden das Geschlecht Caesario's entdecken will, vor unwillkührlichem Lachen aber nicht dazu kommen kann. Beim Empfang des zurückkehrenden Sohnes blieb er jedoch zu kalt und — wortarm. — Herr de Troit (Fernando) genügte, auch Hrn. Strobe's natürliche Darstellung des Valentin verdient Anerkennung. — Hätten wir nur viele so lebendige Lustspiele!

Das Haus Anglade ward am 21 dieses zum zweitenmale „auf vieles Verlangen" bei vollem Hause gegeben. — Gewiß würde man aber dieses Verlangen nicht geäußert haben, hätte man vorher gewußt, daß diese zweite Darstellung der ersten nachstehen und ungenügend ausfallen würde. — Die Hrn. Schmidt und de Troit, auch Madame Zschischka hatten nicht gut memorirt und mußten dem Schalloche zu oft ihr Ohr leihen. Ihr Spiel brachte daher nicht die erwünschte Würkung hervor, so vortrefflich auch Hr. Schmidt den intriguanten Charakter darstellte. Mehr befriedigte Dem. Hanf und hätte Hr. Clausius nicht gar zu leise gesprochen, würde er sein Spiel mehr gehoben haben und wir demselben alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Hrn. Hanf, Zschischka und Struve gefielen.

Sollten wohl deutsche Zungen das Beifallklatschen, womit die von Marcel, bei der edelmüthigen Handlung des Hrn. von Assandray, gesprochenen Worte. „Wahrlich! dieser verdient ein Deutscher zu seyn.„ aufgenommen wurden, durch Zischen unterbrochen haben? —

— p k —

---

* Charade von vier Sylben an ***.

Füllt Dir das strenge Geschick, einst mit herbem Tranke den Becher;
Wendet Fortuna sich ab, die Du im Wahn schon umfaßt;
Wird Dir für Liebe Verreth, — für edle Freundschaft — Verkennung,
Schöpfe dann aus Lethe, hörend der Ersten Gebot! —
Nimmer geselle zu diesen die Dritte, — Du würdest mich kränken,
Würdest bekümmern ein Herz das um die Vierte dann fleht,
Welche, vereint mit den Dreien, ein liebliches Blümchen Dir nennen,
Liebenden heilig im Glück — Wehmuthserfüllend im Leid! —

H — ll —

Auflösung der Charade in Nro. 15.

Dompfaff.

Nro. 17.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 28. Februar 1819.

Fünfter Gesang aus: Otfried.

(Schluß.)

64. „Was fürchten sollt' ich höllische Gespenster;
Was Heklas Schlund, vor dem mein Vater warnt?
Mein Sehnen, mein unendliches begränzt er.
Die Hölle hat so leicht mich nicht umgarnt!"
So denkend saß nun Thora spät am Fenster,
Die stumme Mitternacht zur That erharr'nd.
Und ihre Zelle, hochgewölbt und räumlich,
Verließ sie dann, ganz lose, leis' und heimlich.

65. Fort eilte sie mit glüh'ndem Angesichte;
Und unter ihren Füßen schrie der Schnee.
Es sah der Mond herab im vollen Lichte.
Ein kalter Wind zerzauste in der Höh'
Die funfzigjähr'ge, düstergraue Fichte,
Es donnerte das Eis auf Fluß und See.
Jetzt, in erstorb'ner Welt so ganz alleine
Drang ihr ein Schau'r durch Rücken und Gebeine.

66. Fort eilte sie, an tiefen Felsengründen
Hinab, hinauf; in wechselnder Gefahr;
Hinab zu schauen in den Mund der Sünden,
Zu schauen der Verdammten bleiche Schaar.
Hoch flatterte in eis'gen Morgenwinden
Ihr aufgelöstes, rabenschwarzes Haar,
Und das Gewand, geschürzt zu schnellerm Tritte,
Verdoppelte sie ihre engen Schritte.

67. Und kälter rann es ihr durch alle Glieder:
Und aller Heldenmuth war fast geraubt.
Sie stand, sie lief, und stand dann horchend wieder,
Und lief, als ob sie sich verfolgt geglaubt.
Ernst sah der Hekla schaurig auf sie nieder,
Mit seinem schneegelockten Riesenhaupt.
„Hu, wie er grinßt!" — Es tragen sie mit Mühe
Die zitternden, die zarten Mädchenknie.

68. Sieh da, sieh da! Des Mondes gelbe Strahlen,
Wie gräßlich bunt sie, und wie geisterisch,
Verworr'ne, bleiche Schreckgestalten malen,
Durch's weißumhangne lockige Gebüsch!
Und Thora starrt es an, in Angst und Qualen,
Das grausige, lebendige Gemisch,
Und sie bedünkt's, als hör' sie's nahe knistern,
Als hör' sie tiefe Grabesstimmen flüstern.

69. Und hoch und höher flattern ihre Locken,
Je näher sie dem Berg kommt. Sie erschrickt,
Vor eigner, vor verwegner That erschrocken,
Als sie sich jetzt an seinem Fuß erblickt.
Sie sieht hinauf, und alle Pulse stocken;
Zurück in's Herz ist alles Blut gedrückt.

„O hätt' ich doch des Vaters Rath gehöret!“
Jetzt seltsamlich wird ihr Verstand verkehret.

70. Wie sie das Auge rollt, das schwarze, wilde,
Wie ihr die Wange glüht, und blaßt, und glüht!
Sie stürmt dahin, durch eisige Gefilde,
Den Berg hinauf; verstört ist ihr Gemüth.
Der Raserei natürliches Gebilde,
Stürmt sie dahin, die nichts mehr hört und sieht;
Zerrissenen Gewandes, dessen Stücke
Ich hangend rings an Strauch und Baum erblicke.

71. Es streben Büsch' und Sträucher, sie am Zipfel,
— Vergebens — aufzuhalten, mit Gewalt;
Und warnend beugen ihre hohen Wipfel
Die winddurchsausten Föhren, ernst und kalt;
Sie stürmt dahin. Erst auf des Heklas Gipfel
Macht ihre flücht'ge Sohle endlich Halt.
Da steht sie nun am Krater: alle Grauen
Der Hölle durch den weiten Mund zu schauen.

72. Wie roll'nder Donner rollet, rollt es drinnen!
Wie Blitze zischen, zischt es aus dem Schlund!
Kaum hält sich Thora mit verworr'nen Sinnen;
Es heult der Sturm; es bebt der Erde Grund! —
Laß ab! Wie willst Du's über Dich gewinnen
Hinab zu schauen in den Lastermund?
Da aber beugt, mit wechselnder Empfindung,
Sie rasch ihr Haupt, tief in die Höllenmündung.

73. Doch schaudernd vor den untern Schreckgestalten,
Vom Schwefeldampf, der ihr entgegendringt,
Benebelt, kann sich Thora nicht mehr halten.
Sie schwankt und schwankt; schreit laut auf; schreit und sinkt,
Ergriffen von des Höllentrugs Gewalten,
Tief in den Schlund hinab! — Horch, was erklingt
Im Gluthengrunde? Horch! In dumpfen Chören
Läßt sich der Höllensang vernehmlich hören:

74. „Die Höll' ist schlau mit ihren tausend Tücken!
Wer leis' sich nur der Fürchterlichen naht,
Den weiß sie auch schon listig zu umstricken,
Eh' er's gedacht und sich's versehen hat.
In ihre Schauder darf man nimmer blicken,
Die Strafe folgt mit schnellem Schritt der That.
Freiwillig schiedst Du oben aus dem Leben,
Und hast Dich uns als eigen übergeben.“

Ende des fünften Gesanges.

---

* Der neueste Finanzminister unserer Zeit.*)

(Beschluß.)

Als wir nun 3 Tage und 5 Nächte von der indianischen Pfingstwiese fortgesegelt waren, so kamen wir auf das große mittelländische Meer. Ich erzählte meinen damaligen Schiffskameraden meine wunderliche Geburt, wie auch die Begebenheit von der Ratte, von meinem Blaserohre, womit ich die Spiegelscheiben entzweiknapste, und von dem Herrn Bruder Grafen auf dem Schellenschlitten, mit welchem ich in Hamburg so viele Abenteuer erlebt hatte, und wie mich der große Mogul so vortrefflich tractiret hätte; aber die Menschen nahmen nicht einmal den Hut vor mir ab, sondern sagten: Manche Leute hätten mehr Glück als Verstand. O Sappermentl wie verdroß mich das Ding, daß die Bärenhäuter so schwatzen kunnten, es fehlte dazumal nicht viel, daß ich ihnen nicht ein halb Dutzend derbe Preschen gegeben hätte. Doch dachte ich endlich, sie wissen doch nicht, weß Standes du bist und ließ es also dabei bewenden. — Aber was gab es da vor allerhand Meerwunder zu sehen! ein kleines Seehündchen lockte ich mit einem Stück Brod ganz nahe ans Schiff, als ich es aber haschen wollte, biß mich die Wetterkröte durch alle 5 Finger, daß sie noch acht Tage bluteten. Ich begoß sie aber mit einer Kanne voll Bomolie und nach 2 Stunden waren sie gänzlich wieder geheilet. 3 Tage hierauf kamen wir in die Ostsee; was es da vor Hechte gab, kann ich keinem sagen, sie hatten Zungen wie die Kälber und klebte wol an einer Hechtzunge über 6 Kannen Fett. Etliche Monate hierauf, als wir durch unterschiedne Flüsse durchpassiret waren, gelangten wir glück-

*) Aus dem 6ten Kapitel von Schelmuffskys Reisen.

lich in Engelland an, allwo ich vor London aus-stieg und mein Quartier bei dem a la mode-Töpfer nahm, welcher flugs am Thor wohnte. Noch denselben Abend wurde ich zu Herrn Toffein, den vornehmen Lord, invitirt und zeigte ihm und den vornehmen Lords-Töchtern des großen Moguls Bildniß, und erzählte, wie er mich damit beschenkt, weil ich ihm den calculum seiner Einkünfte sehr artig und richtig ziehen können, daß er nämlich über sein ganzes Einkommen das Jahr lang noch halb so viel Ueberschuß gehabt, als er eingenommen hatte; worüber denn einmal über das andre meine Gesundheit getrunken wurde. Den andern Tag stellte der Lord Toffel meinetwegen die Tour a la mode an, allwo wohl über 200 Kutschen mitfuhren. Ich saß da zwischen den Lords-Töchtern nun recht artig mitten inne, mein Bildniß hatte ich aus der Kutsche gehängt, da liefen wohl über 100 Jungen neben der Kutsche her und sahen des großen Moguls sein Contrafait mit großer Verwunderung an. Ich muß gestehn, daß mir in London der Tebelhohlmer große Ehre, die 3 Jahr über, daß ich da gewesen bin, wiederfahren ist. Als ich mich nun wieder zu Schiff setzte, war ich willens, nach dem Lande Spanien zu gehen und allda die schönen spanischen Weintrauben zu kosten. Unterwegens fielen uns aber die Kapers an; ich rief gleich meinen Kameraden zu: Allons, ihr Herren, Tebelhohlmer, Feind ist da! Ich war mit meinem vortrefflichen Hau-Degen, welches ein Rückenstreicher war, auch nicht langsam heraus und das über den Seeräuber Hans Barth her, und hieb ihm ein Stück von der Nase ab, daß es weit in die See flog. Endlich kriegten sie uns aber allesammt gefangen und ich mußte zu St. Malo ins Gefängniß wandern, wo ich schon einmal gewesen. Das Bildniß mit der Kette war fort, die 1000 Dukaten waren fort, das Amsterdamer Banco war fort, mein schön verschammerirtes Kleid war fort; nichts hatte ich mehr am Leibe. Einstmals in einer Nacht fing ein Gespenste zu mir an zu reden mit diesen Worten: Anmuthiger Jüngling! gedulde dich nur noch ein bißchen, du wirst deine Freiheit wieder erhalten. — Ich fragte: wer bist du? — Ich bin die Dame Charmante, sagte sie, die du in Hamburg kennen gelernt hast und die bei Bornholm zu Schiffe mit 6000 Mann hat ersaufen müssen. — Hierauf verschwand sie. Ich erhielt Lösegeld von meiner Frau Mutter aus Schelmerode im Schwarzwald, bekam mein Bildniß wieder nebst einem alten braunen Kaperrock und ging erst nach London, von da nach Hamburg und endlich zurück nach meinem Geburtsort Schelmerode. Wie sich meine Mutter freute, als sie mich wiedersah, kann ich niemand beschreiben. Sie kurirte meine Wunden mit einer Salbe von Bomolie und geklopften Ziegelsteinen, ich probirte auch mein Blaserohr wieder u. s. w. Endlich aber als ich mich mit meinem kleinen puckligen Vetter erzürnte, dachte ich, du mußt wieder die Welt besehen und was in Italien und Welschland gutes passiret. Als ich nun wirklich mit der Post nach Venedig abgefahren war, so schmiß der Tebelhohlmer gleich der Wagen um, daß ich im tiefsten Schmutz lag, und mußte nun mit meinem Kober auf dem Rücken vollends zu Fuß nach der Stadt Venedig hinein marchiren, diese Stadt praesentiret sich recht propre, denn sie liegt auf einem hohen Steinfelsen und ist mit einem starken Wall umgeben. Mitten auf dem St. Marx Platze stund eine große Glücksbude, da griff ein jeder hinein, der Lust hatte, und waren wohl 1000 Schock Millionen Zettel in dem Glückstopfe. Ich wagte also auch einen Dukaten dran und griff eine ganze Hand voll Zettel heraus, aber als dies der

*

Glücks-Töpfer sahe, wie klopfte er mich auf die Finger, daß ich sie alle wieder hinein werfen mußte. Nun griff ich vorsichtig eine Nummer heraus, das war Nr. 11, wofür ich ein Bart-Bürstchen erhielt. Ich griff aber nochmals hinein und bekam eine bessere Nummer, denn es war 098372641509. Ei Sapperment, wie sperrten die Leute Mund und Nasen auf. Ich bekam dafür ein Pferd zu 500 Thaler und des Glücks-Töpfers seine Frau, die auf 1000 Dukaten stund, setzte mich gleich auf das Pferd, das tanzte und trottirte der Tebelhohlmer unvergleichlich. Wie das nun die venetianischen Nobels hörten, kamen sie gleich an, um ihre Aufwartung bei mir zu machen, führten mich auf das Rathhaus, 11 Treppen hoch, in einen Saal von geschliffenen Glase gepflastert und mit marmorsteinernen Gyps ausgemalet. In der Mitte stand eine lange aus venedischen Glase geschnittene Tafel gedeckt, an welcher wir nun speiseten. Es wurde da allerhand discouriret, ich aber saß anfänglich ganz still und stellte mich, als wenn ich nicht 3 zählen könnte. Da ich mich aber satt gegessen hatte, so that ich meinen Mund auch auf und erzählte wie ich von dem großen Mogul wäre beschenkt worden und wie daß ich demselben den Calculum wegen seiner Einkünfte hätte führen müssen, und wie ich noch halb so viel Ueberschuß herausgebracht als er jährlich hätte einzunehmen gehabt, und wie daß der Mogul mich deswegen zu seinem Reichskanzler machen wollen, weil ich Adam Riesens Rechenbuch so wohl verstanden. Sie titulireten mich auch nicht anders, die Herren, als Ihro Hochwürden, und fingen gleich an, meine Gesundheit zu trinken. Bald sagte einer: Es lebe derjenige, welcher in Indien hat sollen Kanzler werden und hats nicht annehmen wollen. Bald fing ein andrer an und sagte: Es lebe derjenige, welcher noch halb so viel Ueberschuß über des großen Moguls Einkünfte herausbringen kann, ob ers gleich nicht einzunehmen hat. Wie nun meine Gesundheit herum war, so fing der eine Rathsherr neben mir an: Ich sollte doch meine hohe Geburt nicht länger verborgen halten, denn es leuchtete was rechts aus meinen Augen heraus. Endlich so dachte ich denn auch, du sollst ihnen die Begebenheit von der Ratte erzählen, weil sie es nicht besser haben wollen. O Sapperment was erweckte das Ding vor Verwunderung unter den 14hundert Rathsherrn. Sie wollten mich auch alle zu ihrem Raths-Inspektor machen, welches ich aber ausschlug, und ehe sie sichs versahen, von der Tafel aufstund. Da sie dies gewahr wurden, fingen sie gleich auch an, alle mit einander aufzustehn. Sie beschenkten mich auch mit einem schöngeschliffnen Glase, welches mir aber hernachmals zerbrochen ist. Nun ließ ich mein Pferd wieder herausziehen und oben auf den Saal hinaufbringen. Daselbst satzte ich mich nun mit meinem großen Kober wieder zu Pferde, und ritte mit so einer artigen Manier im vollen Courier die Treppe hinunter, daß sich alle zum höchsten verwunderten und meineten nicht anders, ich würde Hals und Beine brechen müssen, weil es so glatt auf der Treppe wäre, indem die Stufen von dem schönsten geschnittenen Venedischen Glase gemacht waren; allein mein Pferd das war gewandt, es trottirte wie ein Blitz mit mir die gläsernen Treppen hinunter, daß es auch nicht einmal ausglatterte. Unten paßten meine Musikanten wieder auf und sobald sie mich sahen von dem Rathhause herunter geritten kommen, fingen sie mit den Trompeten gleich an, eine Sarabande zu schlagen. Die Schalmei-Pfeifer pfiffen den Todtentanz und spielten das Lied darzu: „Ich bin so lange nicht bei dir gewesen“ und der mit der Zitter klimperte

den Altenburgischen Bauerntanz hinten nach. Vor Freuden schoß ich eine Pistole los, aber oh weh! mein Pferd wurde davon scheu, warf mich ab und lief davon. Ich fiel mit meinem Kober auf den Marx-Platz hin, das Glas zerbrach in 1000 Stücke, ich lief meinem Pferde nach, kriegte es auch manchmal wieder beim Schwanz zu fassen, endlich lief es aber zum Thor hinaus in ein Stück Haferfeld, von hier immer weiter, bis vor die Stadt Padua, wo es bei einer Stute stehen blieb. Nun ritt ich flugs in die Stadt Padua hinein, wo bisweilen über 30000 Studenten sind, blieb allda eine Zeit lang, endlich sagte ich aber: Adieu Padua, Signor Schelmuffsky muß sehen, wie Rom aussiehet. Die Stadt Rom, es ist ewig Schade drum, liegt zwischen lauter Schilf und Rohr, und unzählig viele Treckschuiten gehen von der Tiber nach der Stadt Rom, worauf die Bauern ihre Gänse und Eier zu Markt bringen auch ist ein über allemaßen guter Heringsfang vor Rom auf der Tiber. Ich nahm mein Quartier daselbst bei einem Sterngucker der mich zu dem Pabste führte, dem ich die Füße küßte. Weil nun meine Mutter eine sonderliche Liebhaberin von Heringen war, so schickte ich ihr einen ganzen Kober voll nach Schelmerode. Sie schrieb mir wieder, ich sollte doch bald nach Hause kommen, welches ich auch that. Ich ritt nun durch Pohlen über Nürnberg nach dem Schwarzwald zu, wo mir aber 2 Buschklepper mein Pferd, meine Kleider und meinen Kober mit Heringen und allerhand Mobilien wegnahmen, und mich mit einem so tüchtigen Puckel voll Schläge von sich jagten, daß ich mich endlich nur halbnackend mit genauer Noth wieder nach meinem lieben Schelmerode hinbettelte.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

12.

Markus vor!

Nie wieder ein Ballet! sagte ich halb laut, und sog die kalte Straßenluft mit einem Wohlbehagen ein, als käme ich aus der mephytischen Schwefelresidenz des leidigen Satanas — und doch ärgerte ich mich wieder, daß ich es nicht abgewartet. Hätte ich gewußt, was ich späterhin durch das Studium der Mythologie erfuhr, daß es vom vierten Akt an, Psychen, durch die Verfolgung der aufgebrachten Schwiegermutter Venus, gar trübselig erging, daß sie auf deren Befehl, sogar in das Reich der Todten hinabsteigen, und von der Proserpina eine Büchse mit Schönheitsalbe holen mußte; daß sie diese Büchse wieder, aus angestammter Neugierde, dem Verbot entgegen, öffnete, und vom tödlichen Dampfe derselben leblos zu Boden gestreckt ward — ich wäre geblieben, und hätte mich an der wohlverdienten Strafe für ihr schuldvolles Entgegenkommen, und für ihre leichtsinnige Unbesonnenheit, recht eigentlich geweidet. — — „Pah," sagte ich endlich, als ich mich auf dem spitzen Straßenpflaster ein wenig ergangen hatte, was geht dich Josephine an! laß sie! Schwerlich werden sie ihre Amors und ihre Zephyrs mit der Zartheit, mit der schuldlosen Treue lieben, mit der du dieses goldlockige Engelskind würdest geliebt haben, wenn es anders dein werden könnte. Hast du doch etwas weit Höheres im Sinn. Josephine ist schön, ist himmelschön; aber die Gräfin, wenn ihr auch Josephine ähnelt, ist hundertmal schöner. Beide blond, beides herrliche Gestalten; beide die Gutmüthigkeit, die Sanftmuth, die Liebe selbst; aber die Gräfin ist — wahrhaftig, ihr Rang hat mich nicht bestochen,

aber sie ist viel feiner, viel anständiger; in ihrem seelenvollen Auge liegt mehr Geist, in ihren Wangen-Grübchen lächelt die Schalkheit lieblicher, und das Beutelchen in ihrer kleinen Hand — nein, mit diesem Anstande, mit dieser Herzensgüte, mit dieser vornehmen und doch so humanen Ungebundenheit hätte Josephine dem Trödeljuden den Dukaten nicht geben können! So etwas wird den Grafen-Kindern gleich angeboren.

So sprach ich zu mir selbst, und war unbemerkt wieder auf den rechten Weg zu meinem Glück, auf den Weg zur Gräfin Gorm zurückgekommen.

Der Herr Professor wollte zwar seine Gründe haben, warum ich nicht zu ihr gehen sollte. — Aber, man kennt ja die grämlichen Alten mit ihren pedantischen Ansichten. Wer weiß, was er mit dem Grafen gehabt hatte, — doch, was ging das mich an. — Aber, — sagte er nicht, daß der Graf ein lüderlicher Patron sey? — Im Ganzen war das kein Ausdruck, der sich für einen Professor schickte. Wie kannte der alte grundgelehrte Herr die Welt so wenig. Ich armer, blutarmer Junge, auf dessen Erziehung, bis zu dem Augenblick, in dem mich der Fürst zufällig kennen gelernt hatte, keine zehn Thaler waren verwendet worden, rechnete mich zu den gesitteten, wohlgezogenen und an Ordnung gewöhnten Menschen; um wie viel mehr mußte man nicht einen Grafen dahin zählen, dessen Bildung gewiß schon viele Tausende gekostet haben mochte. Einen lüderlichen Grafen konnte ich mir damals noch gar nicht denken, und giebt es einen, so ist es schlimm, daß er an der Vernichtung der Achtung arbeiten hilft, die vor seinem Range, in der Brust des großen Haufens wohnt, in dem, wenn auch nicht Edelleute, doch recht viele edle Menschen zu finden sind.

War mein Gnadenbild, die Gräfin, des sogenannten lüderlichen Patrons Gattin oder Schwester? das fing mich jetzt an zu interessiren.

Nein, nein, die Schwester, sagte ich, mich beruhigend, denn die Gattin eines also Beschelteten hätte nicht so fröhlich, nicht so lebenslustig aussehen können. Aber doch — es war, als läge auf der andern Seite wieder etwas Wünschenswerthes für mich in dem Gedanken, sie als seine Gattin zu wissen, sie war dann bestimmt unglücklich, und ich konnte die Leidende, wenn ich sie einmal kennen gelernt hatte, trösten, ihren Schmerz über den Unwürdigen theilen; kurz, es kam mir recht gelegen, wenn die Gräfin Wunderhold zu den Dulderinnen gehörte; auch hatte ich viel mehr Muth, mit der Gräfin zu sprechen, wenn sie verheirathet war; die Frauen haben bei weitem nicht einen so hohen Zaun um sich, als die Unverheiratheten ihres Standes. Eine Jungfrau entfernt den Mann viel mehr, als eine junge Frau. Zwischen der Jungfrau und dem Jüngling ist ein Geheimniß, ein räthselhaftes Etwas, das beide verschüchtert; mit der Frau spricht es sich schon viel ungebundener. Nein, die Gräfin war bestimmt verheirathet. Der gräfliche Lakei hatte ja, nach Gustchens Mittheilung, gesagt, ich solle hinkommen. Das konnte nur eine Frau, kein Mädchen sagen lassen: für Letzteres hätte sich es nicht geschickt, einen jungen, steinfremden Menschen zu begehren.

Es zog mich jetzt unwiderstehlich zu der Gräfin.

Ihre Equipage stand vor dem Opernhause; ich konnte die herrliche Frau diesen Abend noch sehen. Ich kehrte, von dem beglückenden Gedanken getrieben, nach dem Opernhause zurück, suchte in der langen Wagenreihe den Zerstörer meines Rosenstocks heraus, und fragte den bär-

tigen Kutscher recht sein, ob der Herr Graf oder die Frau Gräfin in der Oper wären.

„Beide!“ war die Antwort.

Da hatte ich es ja auf einmal. Frau war also die blondgelockte Gräfin Wunderhold, die meiner mit Wohlgefallen gedachte, die mir meinen Verlust fünffach ersetzen wollte, die —

„Markus vor!“ schrie ein tressenreicher Bedienter vor dem Portale des großen, von flakkernden Kienkörben hochbeleuchteten Opernhauses, — vielleicht der nämliche, der mich zu ihr geladen, — über den dunkeln Platz, und Markus, der bärtige, rasselte herbei.

Ich flog hinterdrein.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Der Emir und die Trauerweide.

Eine Erzählung von Noeldeke.

In den Zeiten der schönen, morgenländischen Vorwelt, wo nicht bloß den Thieren eine Sprache, die der menschlichen ähnlicher tönte, als die, welche wir heutiges Tags von ihnen vernehmen, sondern auch den Menschen die Gabe verliehen war, die jetzt nur wenige Günstlinge der Natur besitzen, das Geschlecht der Pflanzen von der Ceder bis zum Ysop, nach allen ihren Regungen des Hasses und der Liebe, zu verstehen, lebte, nicht fern von den Mündungen des Ganges, in den Künsten des Kriegs und Friedens gleich groß, von den Seinigen geliebt, von entlegenen Nachbar-Völkern gefürchtet, Emir Aldoradin. Sein Helden-Ruhm hatte vor wenigen Monden, als er den im Reiche eines verbündeten Fürsten ausgebrochenen Aufruhr fast allein durch seine persönliche Erscheinung und die Macht seiner Rede gedämpft, den hellen Glanz der Mittagssonne gewonnen, wann sie durch zertheilte Gewitter-Wolken über neubelebte Fluren leuchtet. Alle Bewohner seiner Lande freuten sich der nahen Rückkehr ihres Herrn, am meisten aber die glücklichen Bürger jener Welt des Friedens, die er sich, nicht fern vom Ganges, selbstgeschaffen hatte. Nach dieser seiner Schöpfung sehnte auch er sich am meisten, denn sie umschloß, was seinem Herzen das Theureste gewesen, die heiligen Ueberreste der irdischen Hülle einer geliebten, unlängst verschiedenen Gattin, und, was ihn jetzt das Theureste war auf Erden, gleichsam das Herz seiner Liebe, das einzige Kind, welches sie ihm gebar, den kleinen fünfjährigen Ben Emirument. Unter den Blumen des väterlichen Gartens sonst gewohnt zu spielen, floh er, seitdem ihn das Geschick von Vater und Mutter getrennt, den Anblick ihrer frohen Farben, und weilte lieber unter den dunkeln Cypressen, die das Grabmal seiner Mutter umschatteten, oder in der Nähe einer Trauerweide, die das schroffe Ufer eines wildhinabbrausenden Stromes überragte. Nicht achtend der Lorbeerbäume, die ihm nur von blutigen Siegen und Helden-Kränzen rauschten, womit sie dem wiederkehrenden Gebieter die Schläfe umwinden wollten, horchte er dem Geflüster jener Weide, als vernähme sein Ohr die süßen, gewohnten Klänge der Rede mütterlicher Liebe. Doch nicht Liebe, das quaalvolle Gefühl ihres eignen, absterbenden Pflanzen-Lebens war es, was aus ihren Tönen flüsterte. Ohne der Gunst sich zu erfreuen, deren andere, mit roherer Stammeskraft begabte Bäume, gepflegt von den Händen des fürstlichen Pflanzers, genossen, hatte sie sich selbst auf lockerem Boden, den des nahen Stromes Gewalt untergraben, spärlich ernährt, und mehr als ein Geschlecht schattenliebender Moose mit dem Thau ihres überhangenden Laubes getränkt. Nur mit schwacher Wurzel noch hing sie an dem stiefmütterlichen Boden, und wäre längst in den Wellen-Stru-

del hinabgesunken, hätte nicht die Kunde der nahen Rückkehr des Herrn, von dem sie als einzige Wohlthat eine Hand voll Erde zur Bedeckung ihrer nackten und, wie sie wähnte, vom Strom der Zeit verwaschenen Wurzeln hoffte, sie mit neuer Kraft gestärkt, um noch einige Augenblicke dem Wellenschlag zu trotzen. Schon nahete er selbst in einem prächtigen Lustkahn, schon öffnete dem Triumphzug der frohlockende Strom die ausgestreckten Arme, und von beiden Ufern schütteten, sich neigend, die Zweige der Lorbeerbäume und Palmen Kränze des Siegs auf ihn herab. Nur die Trauerweide zitterte in banger Ahnung, und flehte um eine Hand voll Erde! — Wer hat dich gepflanzt? rief ihr, voll Unwillens über ihre Trauer, der gefeierte Held zu; wer hieß dich hier grünen, wer hier welken? — Deine und meine Mutter! — entgegnete sie, die allgütige Natur! — Von diesen Tönen gerührt wollte er die begehrte Gabe schon verleihen, als durch den Vorhang ihrer Zweige urplötzlich der kleine Ben Emirumeni hervorrauschte, um den geliebten Vater zu umarmen. Allein zu locker war der Boden, auf welchen er trat, zu schwach der Stamm, an den er sich zu halten strebte; die hochbrandende Flut riß ihn selbst und den ihm folgenden Strauch, vor den Augen des händeringenden Vaters, unwiederbringlich in seine Strudel dahin. — Da erblaßten die Palmen und Lorbeerbäume umher, und senkten traurig ihre Zweige. Mit geneigten Wipfeln aber klagten am Grabe der Mutter lange noch nachher die Cypressen um den Verlust ihrer Freundin und des Kindes, welche beide die allgütige Natur geboren und, von der Wurzel des Erdenlebens losgerissen, in ihren ewigwiedergebärenden Schooß zurückgenommen hatte.

* An den Verfasser: Frage und Antwort in N. 15 des Bürgerfreundes.

Wodurch kann ein förmlich Tauber, der trotz dieses fehlenden Sinnes, dennoch besser hören will, als 300 Personen die mit gutem Gehör versehen sind, kurirt werden? T — r.

---

* Seit langer Zeit ist der Bürgerfreund frei von Fragen und Antworten, das Schauspiel betreffend, geblieben, bis wir in Nro. 15 d. J. einen Frager und den Antwortenden, in einer Person finden. Dies ist freilich das sicherste Mittel, sich einer unangenehmen Antwort zu überheben. Hr. S. spielte die Rolle des René wirklich so gut, daß das Publikum ihm gerechten Beifall zollte: Ob sein Spiel unübertreffbar war, lasse ich dahin gestellt seyn. In so vielen andern Rollen hat sich Hr. S. aber als denkender Künstler gezeigt, daß er es nicht nöthig hat Lobredner zu besolden, wenn er auch so reichlich bezahlt würde, dieß thun zu können.

Was den Unverstand des Lobredners betrifft, so steht zu hoffen, daß dem sich selbst Antwortenden darauf gehörig gedient werden wird, wenn der Vers. der Theaterkritik es anders der Mühe werth hält sich mit diesem neuen unberufenen Zwitterrichter einzulassen.

Hrn. S. rathen wir übrigens sich durch dergleichen ungehobelte Sentenzen nicht irre machen zu lassen, sondern unbekümmert fortzufahren, das Publikum ferner durch die Produkte seines Kunstfleißes zu unterhalten. Y.

---

* Fant Barthold.

Fant Barthold läßt kein Mittel unversucht,
Daß er durch stärkres Haar an Lipp' und Kinne
Ein männergleiches Angesicht gewinne.
Doch jeglicher Versuch bleibt ohne Frucht;
Denn seiner Nase ungeheurer Schatten
Will stärkrem Anflug kein Gedeihn verstatten.

Roeldeke.

Auflösung der Charade in Nro. 16.

Vergißmeinnicht.

Nro. 18.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. März 1819.

*Der Schmetterling.

Von einem gefangenen russischen Edelmann gedichtet.

Warum kommst du hergeflogen,
Sprich, du zarter Schmetterling,
Hat dich Mitleid hergezogen
In der Mauern finstren Ring?

Fliehe aus dem Ort der Plagen,
Ob mich gleich dein Weilen freut.
Hier vernimmst du nichts als Klagen,
Hier ist nichts als Traurigkeit.

Fort, entweich' in die Gefilde,
Flieh der Menschen Angesicht,
Unter süßer Freiheit Schilde
Drohn dir ihre Schlingen nicht.

Glückte dir's, mich auszuspüren?
Weil mein Jammer dich betrübt?
O so laß mein Flehn dich rühren,
Flieg' zu der, die ich geliebt.

Ach, ich brauch' sie nicht zu nennen;
An der Thränen stiller Fluth
Wird dein erster Blick sie kennen,
An getreuer Liebe Gluth!

Sprich, du hättest mich gesehen,
Weine mit ihr im Verein,
Lindre, wenn es kann geschehen,
Meines Liebchens Trennungspein!

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

13.

Der kleine Fuß.

Noch sehe ich den prächtigen Wagen, in dessen Lack sich das Feuer der Kienkörbe und die Fackel des Bedienten herrlich spiegelte; die blanken Riesenpferde, die ungeduldig stampften und sich bäumten, und dem gewaltigen Markus die Zügel aus der Hand drängen wollten; den zweiten Bedienten, der jetzt die Wagenthüre öffnete, und die, mit buntgeblümten Teppichen gepolsterten Tritte auseinanderschug; die Gräfin, tief eingehüllt in türkische Shawls und Tücher, und umflossen von einem weichen, schwarzseidenen Mantel; und den Grafen in Eskarpins und einem modischen Oberrocke. Dieser hatte die Liebliche mit einem Arm umschlungen, und warnte mit zärtlicher Theilnahme, sich vor Erkältung in Acht zu nehmen. Kommen, in den Wagen steigen und davon jagen, war das Werk einer Viertel-

Minute; so eilig und rasch ging das alles. In demselben Augenblicke strömten Tausende aus dem Hause; die Oper war zu Ende. Bedienten, Wagen, Mägde, Wache, Herren, Damen, Laternenjungen, alles drängte sich in wildem Gewirre durcheinander; ich flüchtete aus dem bunten, mannichfach beleuchteten Getöse nach Hause. Unterwegs begegnete mir mein Rosentödter wieder; der junge Graf saß allein im Wagen.

Morgen geh' ich bestimmt zur Gräfin! das war jetzt mein fester Vorsatz. Das Zehnthalerstück nehm' ich nicht; ich hätte es wohl brauchen können, es wäre ein Kapital für mich gewesen; aber ich fühlte, daß die Gräfin mich mehr achten mußte, wenn ich es ausschlug; ich wollte ihr blos danken für den Antheil, den sie an meinem kleinen Unglück nahm; für die edle Absicht, mich dafür entschädigen zu wollen, und hatte mir schon eine recht sentimentale Redensart erdacht, um ihr zu sagen, daß ich bei dem Tausche unendlich gewinne.

So verworfen, als der Herr Professor den Grafen aber machen wollte, war dieser bestimmt nicht; denn so besorgt, wie er sich für die holde Gemahlin zeigte, ist in der Regel kein Lüderlicher um seine Frau. Von der Gräfin selbst hatte ich vor allen Tüchern, Shawls, Mänteln ꝛc. so gut wie gar nichts gesehen; selbst ihre Gestalt, die ich eigentlich noch gar nicht kannte, war mir in ihren vielen, weiten, faltenreichen Hüllen verloren gegangen. Aber eins, eins war mir nicht entgangen: ihr höchst niedlicher Fuß. Um sich dem Zugwinde nicht Preis zu geben, flog sie durch das Portal in den hohen Scheibenwagen hinauf, und da gewahrte ich dies zarte Kunstwerk der Natur, das feinste Frauenfüßchen, welches wohl je die Kienkörbe vor dem Opernhause beschienen hatten. Sie trug Sandalen, wie Josephine, ja zum Verkennen ähnliche; aber Josephinens Fuß war wenigstens um einen Zoll größer, als dieser. Noch sah ich zwar bis jetzt keine Dame der gewöhnlichen Welt, in Sandalen; allein die Mode der höhern Stände war mir ja unbekannt. Glichen die Füßchen der Hofdamen den ihrigen, so war die Sandalen-Tracht eine recht hübsche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sappho,

ein Beitrag zur Geschichte berühmter Frauen.

Der Geschichte scheint es durchaus schwer, die Wahrheit zu erjagen, da für die später Lebenden die Zeit die Erkenntniß der Dinge verdeckt, die gleichzeitige Geschichte aber der Thaten und Leben, theils aus Neid und Uebelwollen, theils aus Gunst und Schmeichelei, die Wahrheit vernichtet und verkehrt.

Plutarch.

Die Aufmerksamkeit der Gelehrten Deutschlands auf die Erscheinung eines Trauerspiels, dessen Verfasser, was nebenbei erinnert wird, nach Herrn von Kotzebues Ansicht vielleicht weniger Aufsehn erregt hätte, wenn er nicht zufällig unter den beweglichen Wienern wohnte, ist um so mehr gesteigert worden, als die Aufführung desselben auf mehreren Bühnen Deutschlands die verschiedenartigsten Ansichten und Urtheile über den Werth oder Unwerth dieser dramatischen Arbeit, der man nicht einmal den Namen eines Trauerspiels hat gönnen wollen, veranlaßt hat. Grillparzers Sappho erscheint gegenwärtig im Drucke, und so ist dem unparteiischen und unbefangnen Leser und Liebhaber der dramatischen Kunst die freie Gelegenheit gegeben, das Werk selbst mit ungestörter Aufmerksamkeit

zu lesen, wiederholt zu prüfen, und sein Urtheil darüber fest und sicher zu begründen. So lange wir ein größeres Drama nur durch Anschauung kennen, ist unsere Ansicht durch so manche äussere und unbedeutend scheinende Kleinigkeit, die es jedoch, bei der Aufführung nicht ist, im hohen Grade befangen, und darum, wenn auch nicht ungerecht, so doch unsicher und schwankend. Der Verfasser des folgenden Aufsatzes hat sich aus besonderer Neigung für Dramaturgie und theoretische Schauspielkunst, mit Grillparzers Sappho, seit ihrem Erscheinen auf der Bühne, beschäftigt, der Aufführung derselben mehrmals beigewohnt, die hier und da zerstreuten Bemerkungen, auch wohl eigene Ansichten, wie sie sich ihm gerade aufgedrungen haben, gesammelt, und glaubt daher dem an dem Theater mehr als je Antheil nehmenden Publikum einen vielleicht nicht ganz unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn er diese Sammlung fremder und eigner Ansichten, Bemerkungen und Urtheile über dieses Trauerspiel den Lesern dieses auch für die Erzeugnisse deutschen Strebens und deutscher Kunst, und ihre Beurtheilung, bestimmten Zeitblatts zur Prüfung vorlegt. Wir erwarten zwar nach Herrn Hofrath Böttigers Versicherung (man sehe die Abendzeitung von 1818. Nr. 284) von einer mailändischen Dame eine Darstellung des Charakters der Sappho — auf jeden Fall in Bezug auf Grillparzers Trauerspiel —; allein warum deshalb eine Mittheilung aufschieben oder wohl gar unterlassen, die vielleicht im Einzelnen nicht ganz ohne Interesse seyn dürfte. Die neuesten Erscheinungen im Gebiete der Literatur — wir erinnern nur an die Schrift der geistreichen Frau von Staël über Deutschland — haben sattsam erwiesen, daß auswärtige Nationen nicht immer im Stande sind, deutsche Schriftsteller wahr und richtig zu beurtheilen.

Die folgende kurze Lebensbeschreibung der Sappho, der man nicht ohne Grund die Worte des Plutarch vorgesetzt hat, mag als eine gleichsam nothwendige Vorrede der Beurtheilung über das Grillparzersche Trauerspiel gelten.

Ungefähr zur Zeit des athenienſischen Weisen und Gesetzgebers Solon, als Tarquinius der ältere über das noch jugendliche Rom herrschte, folglich um die Zeit der 42. Olympiade, lebte zu Mitylene, der Hauptstadt auf Lesbos, einer der schönsten und ansehnlichsten Inseln im ägeischen Meere, Sappho, über die der Geschichtsschreiber Strabo das Urtheil des ganzen Alterthums auszusprechen scheint, wenn er sagt: „sie sey etwas Wunderbares, denn in der langen Zeit menschlicher Kunde sey kein Weib erschienen, das mit ihr in der Dichtkunst auch entfernt wetteifern könne.“ Und in der That, soweit wir ihr Leben und Wirken kennen und nicht kennen, verdient sie ein solches Urtheil in reichlichem Maaße. Denn nicht genug, daß ihr Vaterland selbst durch die Sage, daß nach des Orpheus Ermordung durch tracische Weiber und rasende Bacchantinnen dessen Haupt und Leier an diese Insel getrieben worden sey (man sehe Klopstocks Wingolf in dessen Oden Th. 1.), das klangreichste Eiland von allen genannt wurde, daß Alcäus und Arion in Lesbos lebten und wirkten, und so der Ruhm der Sappho durch das Zusammentreffen mehrerer äußerer Umstände gleichsam vorbereitet und begründet war, so erfüllte sie selbst durch ihre Schönheit und die Lieblichkeit und Anmuth ihrer Lieder, den wissenschaftlich gebildeten Theil der damals bekannten Welt in so hohem Grade, daß sie den Grazien beigesellt, und als zehnte Muse gepriesen, ja neben dem Dichter Dichterin genannt wurde. Merkwürdiger erscheint sie in der Reihe der Nationalbegebenheiten der Griechen.

*

Sie ist ein redendes Beispiel der Gefallsucht der griechischen Lustspieldichter, die jede geschichtliche Ueberlieferung dem Beifallklatschen des Volks aufopferten, die, fern vom Geiste des Thucydides, das vergängliche Lob der Gegenwart dem unsterblichen Ruhm der Nachwelt vorzogen, und eben dadurch der historischen Treue bei weitem mehr schadeten; als sie sich und ihrer Kunst nützten. Aus diesem Grunde ist das Leben der Sappho nichts, als ein Gemisch von Ungewißheiten und Widersprüchen, und obwohl es in die historische Zeitperiode der Griechen fällt, so scheint es doch mehr auf Dichtung, als auf geschichtlicher Tradition zu beruhen. Vorzüglich hat die Erzählung der Alten, daß mehr als eine Sappho gewesen, zu den auffallendsten Widersprüchen Anlaß gegeben, welche erst neuerdings in einer Abhandlung von Herrn Professor Velker zu Göttingen bestmöglichst vereinigt worden sind. Folgendes scheint das noch am meisten geschichtlich Wahre zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Fischer und der Zuschauer beim Fischfang.

Ein Dialog.

Zuschauer. Da habt ihr viel kleine Fische, Kinder! die thut doch wieder ins Wasser, bis sie größer werden.

Fischer. Nein, Herr! die stellen keinen Bürgen, daß wir sie wieder fangen sollen.

Zusch. Wenn auch nicht. Der Fischfang wird dadurch besser. Die Fische vermehren sich mehr, wenn sie noch jung sind, als wenn sie größer werden.

Fisch. Nein Herr, das ist nicht so. Der Fischfang ruht allein auf Gottes Segen, an dem ist alles gelegen.

Zusch. Das ist mir lieb, daß ihr so christlich denkt und allein auf Gott vertraut.

Fisch. Ja Herr, auf den Segen Gottes muß man harren alles Andre ist nichts.

Zusch. Aber Kinder, wißt ihr auch, daß man durch christliches Handeln den Segen Gottes verdienen muß.

Fisch. Ja, das sagt unser Herr Pastor auch.

Zusch. Wohl! denn verdient ihr aber keinen Gottes Segen!

Fisch. (Alle die Hände in die Seite gesetzt) Das sollten wir doch meinen. Wir haben keinem Unrecht gethan!

Zusch. So? Eben jetzt thut ihr den kleinen Thieren Unrecht. Die sind kaum in die Welt gekommen und sollen, als Gottes Geschöpfe sich erst ihres Lebens freuen und ihr stört Gottes Ordnung. Da kann kein Segen kommen!

Fisch. Unsre Vorfahren ließen keinen Gefangnen laufen, wir auch nicht.

Zusch. Die hatten aber Netze, welche viermal so weit waren, als die Eurigen und darum fingen sie auch zwanzig mal so viel, als ihr, welchen die Netze und die Herzen enger geworden sind. (ab)

Die Fischer allein unter sich.

Der spricht, als ob er immer dabei gewesen, wie wir von Zeit zu Zeit die Netze enger gemacht haben! Mag wohl recht haben. Wollen's bessern. Weg mit den Kleinen. Da geht hin und freut Euch des Lebens.

---

* Wodurch werden Deutschlands Flüsse und Ströme so fischarm?

Unsere Vorfahren hatten Reichthum an Fischen in kleinen und großen Gewässern.

Wir wissen das nicht blos aus Beschreibungen, sondern wir können es auch schließen aus den vielen Streitigkeiten und Prozessen, über die Fischereirechte in solchen Gewässern die in unsern Tagen so fischarm sind, daß man keine Pächter dazu findet.

Woher entsteht diese Verminderung?

A. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, so auch hier die täglich enger werdenden Fischer-Netze.

Gerade die kleinsten jungen Fische sind es, die ein Gewässer fischreich machen.

Jeder derselben hat Millionen Eier oder deren Befruchtungs Materie bei sich, folglich müssen diese Kleinen nicht gefangen werden, sondern durchs Netz hindurch gehen können. —

Durch das Fangen und Tödten eines Einzigen, werden Millionen auf einmal vernichtet die durch ihn in wenig Monaten würden entstanden seyn.

Wer das nicht glaubt, für den haben Bloch, Götze und Andre umsonst geschrieben.*)

Wer die Fischereien in großen Flüßen beobachtet und darüber nachgedacht hat: Wie es zugehen könne, daß manchmal mit einem großen Netze, welches die ganze Breite des Flußes einnimmt und einige Stunden lang herunter treibt, nichts gefangen wird, obgleich dem Netze nichts entwischen kann, was Strom an geht, der wird gefunden haben, daß oft die Ursache darin liegen müsse, daß die kleinen Fische nicht durchs Netz gehen können. Denn wenn sie von den großen verfolgt werden, so kehren sie vor dem Netz um und suchen rückgehend zu entkommen. Gelingt dies, so folgt der große nach. Mißlingt es, so geht der große mit seiner Beute zurück.

Dagegen wenn der kleine durchs Netz geht, so bleibt der große in der Hitze der Verfolgung da und sucht immer fort noch eine Stelle zum Durchkommen und wird so gefangen.

Nur so ist es erklärbar, wie oft die Netze leer bleiben.

Das Mittel die Fischnetze weiter zu bekommen, ist nur eine Verfügung von Staatswegen, weil durch Ueberzeugung der Fischer nicht allgemein und durchgreiffend gewirkt werden kann.

Dies Mittel ist auch wohlthätig für dieses Gewerbe. Wenn eine Verordnung wider den Wucher gegeben oder eine Leihhausanstalt errichtet wird, so verliert der Wucherer.

Wenn aber alle Fischnetze confiscirt werden, die nicht die vorgeschriebene Weite haben, so gewinnen die Fischer in Zeit eines Jahres hundertfach das Verlohrne.

Darum ist der Zwang in dieser Sache so gerecht und nützlich wie in wenig andern Dingen.

Freilich muß dabei dann auch Mittheilung an angränzende Regierungen geschehen und deren Nachfolge, sonst würde es wenig helfen.

*) Nimmt man von den vielen Millionen Eiern, die nach diesen Naturforschern ein Fisch enthält auch nur Eine an, so bringen zween Fische beiderlei Geschlechts die ein Jahr alt 4 Zoll lang 1 Zoll breit 1 Zoll dick sind, wenn ihre Brut in einem Strome ungestört ein Jahr alt wird Eine Million Fische, die einen Haufen ausmachen von 190 Cubicfuß groß!

---

* Rüge.

Zur Zeit Napoleons, wo der Handel in allen Zweigen gefesselt, und unter andern noch der Kaufmann verpflichtet war, allen zu Wasser und zu Lande zu versendenden Waaren ein Certificat d'Origine beizugeben, hatte man auf den hiesigen respektiven Postämtern Sorge getragen, zur Aufbewahrung aller der zu empfangenden Ursprungsscheine, ein blechernes Behälter machen zu lassen, um dadurch den Schirr-

meister in den Stand zu setzen, solche trocken, unschadhaft und in nöthiger Ordnung zu erhalten, und diese Maaßregel war der Zeit in der That nothwendig und löblich. —

Die respektiven Postämter ließen sich dafür bei der Uebergabe von jedem einzelnen Paquete 3 Grote bezahlen, welche das handelnde Publikum auch gerne bewilligte, überzeugt, daß solche doch nicht ganz umsonst ausgegeben waren.

Diese Einnahme floß in eine Sportel-Cassa, welche das Postpersonal am Schluße eines jeden Monats unter sich vertheilte und gewöhnlich 30 bis 40 Rthlr. ergab. —

Die Certificate d'Origine sind nicht mehr nöthig und sind lange vergessen; die Erhebung der 3 Grote von jedem Paquete dauert jedoch zur Zeit noch fort, unter dem Namen Schreibgeld.

Das ist ein Mißbrauch, und ist dieser um so größer und unverantwortlicher, da man sich unterfangen hat, dem Publikum Paquete wieder ins Haus zu schicken, wo besagte 3 Grote beizugeben übersehen worden; und man ferner diese Packete beim abermaligen Hinsenden ganz zurück wies, indem die vorgeschriebene Zeit zur Annahme mittlerweile verflossen war, wodurch denn Absender und Empfänger in gleich großen Schaden gesetzt sind.

Man sagt uns, die Herren Postdirectoren wüßten davon nichts; das glauben wir gerne; hoffen aber eben deshalb um so zuversichtlicher, daß dieser Mißbrauch baldigst gehoben werde und uns davon durch eine öffentliche Bekanntmachung in Kenntniß gesetzt zu sehen. —

Mehrere Kaufleute und Fabrikanten.

---

* Der reuige Wolf.

Eine Fabel von Noeldeke.

Bedrückt von grauser Missethaten Bürde,
Schlich Isegrim der Wolf um eine Hürde,
Auf öder, winterlich bedeckter Bahn.
Der Hunger wetzte ihm den gier'gen Zahn,
Kein Obdach fand er ringsum aufgethan,
Und glaubte schier, daß er vergehen würde.
Erfindung, sagt man, rettet oft aus Noth,
Von Wölfen selbst entfernet sie den Tod,
Und sie führt unsern nothgedrängten Wolf
Zu seiner Feinde ärgstem, zu Markolf.

Herr Schäfer, spricht er bittend zu Markolfen,
Helft mir, wie ihr schon Manchem habt geholfen.
Ich komme nicht zu eurer Hütte Thür
Als grimmer Wolf; mich treibet Wißbegier,
Was Nützliches und Gutes zu erlernen.
Ihr seyd gelehrt und Pastor Loci hier,
Und wollt mich nicht vom Weisheitsborn entfernen.

Wenn's dir ein Ernst mit diesem Vorsatz ist,
Erwiederte Markolf, und du voll Reue,
Daß du ein Waldtyrann gewesen bist,
Zu mir mit andrem Sinne kommst, so freue
Ich deß mich herzlich, und als Lehrer weihe
Ich, da es mir an Muße nicht gebricht,
Dir jetzund gleich den ersten Unterricht.
Zwei Dinge, mußt du wissen, sind die Angel,
Um die sich alle Erden-Weisheit dreht:
Wer Einmaleins und Abc versteht,
Hat nicht am Grund des ersten Wissens Mangel;
Und kannst du fertig rechnen, schreiben, lesen,
Bist du die längste Zeit ein Vieh gewesen,
Gebildet heißt du dann, und hast studirt,
Und würdest, wenn du zahltest, promovirt.

Sogleich beginnt Markolf den Wolf zu bilden,
Doch nicht zum milden wandelt er den wilden.
Herr Isegrim verläßt nach einer Stunde
Die Schule, saget seinem Lehrer Dank
Für guten Unterricht, für Speis' und Trank,
Und hat von A. B. jetzt vollkommne Kunde.
Beim Weggehn spricht er noch mit Wohlbehagen,
Indem der Lehrer schließt die Hüttenthür:
Der beste Schulweg geht, trotz Wißbegier,
Zu Kopf und Herz das fühl' ich, durch den Magen.

Und grades Wegs ging er von dort zur Hürde,
Und heult A. B. mit zeitgemässer Würde.
Das Wollenvieh, kaum hatt' es sein Geheul
vernommen,

Sprang durch der Klappen eine wie ein Pfeil,
Und war zum Abendschmaus dem Wolf willkommen.
Gesättigt trabt er heim und sprach im Traben,
Es ist doch wahrlich gut, etwas gelernt zu haben.

---

*Wunsch und Bitte, das Theater betreffend.

Auf den Bühnen von Berlin und Weimar sind sowohl in früherer Zeit als auch noch im letztverflossenen Jahre Lustspiele des Terenz und Plautus mit außerordentlichem Beifall gegeben. Sie wurden freilich auf beiden Bühnen mit Masken aufgeführt, und dies macht die Darstellung etwas kostbarer, aber ist es denn etwas Unmögliches oder Verfehltes, wenn man sie ohne Masken aufzuführen versuchte? und ließe sich nicht dieser Versuch auch wohl einmal auf dem bremischen Theater anstellen? denn nicht allein wurden dramatische Werke von römischen Dichtern auf den ersten deutschen Bühnen aufgeführt, sondern sogar auf dem Theater zu Rostock, welches doch bekanntlich nicht wie Bremen zu den Bühnen des 2ten Ranges, sondern höchstens zu denen des 3ten zu zählen und unseres Wissens auch kein stehendes ist, wurde vor mehreren Jahren ein Trauerspiel eines griechischen Dichters, die Hekuba des Euripides, mit rauschendem Beifall und bei vollem Hause gegeben. Bei dem letzteren waren, wie es scheint, keine Masken gebraucht worden, welche auch bekanntlich in der Tragödie schon weit eher fehlen können als in der griechischen Komödie. Um unseren Geschmack an diese Gattung allmählig zu gewöhnen, statt an den ganz entgegengesetzten, verkehrten französ. Styl (wohin z. B. das Haus Anglade, der Kopf von Erz u. a. gehören, die höchstens für ein Sonntags-Publikum ergötzlich seyn mögen) und um einen nicht zu schroffen Uebergang zu wählen, möchte wohl vorzuschlagen seyn, auf unserem brem. Theater mit der Iphigenia von Göthe den Anfang zu machen, zu welcher wir schon so trefflich vorbereitet und eingeleitet sind durch die Darstellung der Sappho, für welche wir unsrer verehrlichen Direction nicht genug danken zu können glauben. An den griech. Chor sind wir übrigens schon hinlänglich gewöhnt durch die Braut von Messina; er kann also niemanden befremden, wenn er in einem griech. Stück etwa vorkäme. Ein sehr gelungener und daher empfehlenswerther Versuch ist hier aber noch zu nennen, wo man nämlich den Chor in eine Person oder Rolle verwandelt hat, die bloß in ihrem eignen Namen das spricht, was im griech. Original der Chor oder Chorführer vorträgt. Dies hat der verstorbene geistreiche Bredow in Breslau mit der Elektra des Sophokles gethan, ein höchst ergreifendes Trauerspiel, welches nach dem guten Erfolg der Ahnfrau, der Schuld u. a. zu urtheilen ganz für unsere Bühne passen würde. Den Agamemnon des Aeschylus, die Alceste des Euripides, die in London gegeben ist, die Antigone des Sophokles von Rochlitz, den Jon des Euripides von Schlegel u. a. m. wollen wir in dieser Hinsicht gar nicht nennen.

Die erwähnten zu Weimar und Berlin oft wiederholten Lustspiele waren: die Brüder des Terenz (adelphi), vom Freiherrn von Einsiedel bearbeitet, und die Gefangenen nach Plautus (captivi), von ebendemselben den neueren Sitten und Geschmack gemäß eingerichtet.*) Hr. Devrient gab in den Gefangenen den Parasiten mit der höchsten komischen Laune; in den Brüdern gefiel er als Syrus der Schalksknecht, und Hr. Lemm als Demea der Brausekopf, vorzüglich. Hr. Gern gab den Sannio, Hr. Rebenstein den Ktesiphon u. s. w. In früherer Zeit ist das Lustspiel: die Brüder, hier in Bremen selbst schon mit Erfolg gegeben (es war zum ersten Mal den 19. Nov. 1807) und desto eher dürfte wohl eine Wiederholung und Erneuerung jetzt an der Zeit seyn, wo so vieles geleistet wird, wenn auch freilich für jetzt eine Krise eingetreten ist.

Es wurde sogar mit Masken aufgeführt; Hr. Schwadke gab den Aeschines, Hr. Burmeister den Demea, Hr. Wachsmuth den Syrus, Hr. Stadler den Sannio, Fr. Meier die Sostrata, Frau Spang-

---

*) Wir sehen so oft 2 Lustspiele auf der Bühne, bei denen wir doch gar nicht daran denken, daß sie nach Plautus verfaßt sind; nämlich: der Geizige von Schocke und Moliere nach der Aulularia, und die Drillinge nach dem Französ. bearbeitet, ursprünglich nach den Menächmen des Plautus (d. h. Zwillingen) Auch der Amphitruo ist von Hein. von Kleist und Moliere bearbeitet, Trinummus oder der Schatz von Göthe und Lessing u. s. w.

ler Kanthara u. s. w. Nicht blos dem Kenner des klassischen Alterthums, nicht dem Knaben allein, der den Terenz in der Schule gelesen, würde ein einladender Genuß bevorstehn, sondern das ganze Publikum und namentlich auch das weniger unterrichtete weibliche, würde schon allein durch den komischen Stoff, die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Verflechtung der Intrigue angezogen und befriedigt werden. Denn es ist gar nicht etwa die griechische Sitte, die alterthümliche Sprache oder so etwas, worin die Vorzüge beständen, sondern es ist das rein Menschliche und Psychologische, was hier vorwaltet, hier ist nichts, was nicht ad hominem wäre.

„Nicht etwa dem Gelehrten nur oder dem Pädagogen, (sagt eine der geschätztesten dramaturgischen Zeitschriften) gefiel die Darstellung „der Brüder" auf dem Theater zu Berlin, sie wurde vielmehr mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen." Und von der Aufführung der Hekuba in Rostock heißt es ebendaselbst weiter: „Sie hatte beim Publikum einen glänzenden, alle Erwartung übertreffenden Erfolg. Auch auf größeren Theatern in größeren Städten würde ein solcher Erfolg zweifellos seyn, wenn die Directionen die gewöhnlichen Vorurtheile dagegen aufgeben und sich in der Hauptsache zu andern Grundsätzen in Hinsicht der Auswahl der zu gebenden Stücke verstehen wollten, wenn sie vornehmlich mit Aufbietung aller intensiven Kräfte ihrer Bühnen sich bestreben wollten, das Publikum gleichsam zu zwingen, mehr Geschmack an dem Besseren und Höheren zu finden, als an dem Faden, Gehaltlosen, was bloß zum augenblicklichen leeren Zeitvertreibe bestimmt ist. Durch Beharrlichkeit läßt sich ja in Allem das fast Unmögliche erreichen, warum nicht auch in Bildung eines Publikums für die klassischen Werke der Bühne alter und neuer Zeit? Hat in Berlin die Beharrlichkeit der Direktionen in Aufführung der Gluckischen und Sacchinischen Opern (Iphigenie und Oedipus) es nicht dahin gebracht, daß sich die gleich anfangs sich dagegen regende Gleichgültigkeit oder Abneigung allmählig verlor, das Publikum nach und nach den hohen klass. Werth jener Meisterwerke erkennen, ja sie endlich in dem Grade schätzen und lieben lernte, daß jetzt ihre Aufführung bei vollem Hause jedesmal für ein hohes Kunstfest gilt?" — Zum Schluß heißt es dort noch: „die gewöhnliche Einwendung, daß jene Zeiten und Menschen uns zu fern lägen, ihre Empfindungsweise uns zu fremd wäre, als daß wir daran innigen Antheil nehmen könnten, ist albern und abgeschmackt, und wird schon durch das antheilvolle Studium der Geschichte aller Zeiten bei jedem Gebildeten widerlegt; und wo wäre der Mensch, das ewige Urbild des Menschen, wohl menschlicher geschildert, als gerade in den dramatischen Meisterwerken des Alterthums? — Der Bildner ermüde nicht an seinem Zögling, ihm so lange das Bessere vor Augen zu halten, bis sein befangener Blick sich öffnet. Die Wirkung des Tropfens liegt nicht in seiner Kraft, sondern in seinem oftmaligen Fall;" wie Göthe sagt:

„Der Mensch ist wie der Marmor, den der Tropfen Folge höhlt."

---

*Charade.

An die Entfernte.

Warum trennt mich auf immer
Der breite Strom von Dir? —
Mir glänzt kein Hoffnungs-Schimmer
Die Erste bleibst Du mir!

Will ich hinein mich wagen
In diese wilde Fluth,
Ergreift mich traun ein Zagen
Und hemmt den kühnen Muth; —

Und weilend in dem Zweiten —
:(: Es wächst am Strande hier :):
Kann ich nur sehnend breiten
Die Arme für und für.

Ein Trost ist mir geblieben:
Das Ganze in der Hand
Send' ich den Blick nach drüben
Und spähe unverwandt. —

Bis ich es schimmern sehe,
Das Haus, das Dich umschließt;
Dort auf der Bergeshöhe
Und wähnend Dich begrüßt. —

H — ll —

Nro. 19.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 7. März 1819.

Sappho.

Ein Beitrag zur Geschichte berühmter Frauen.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Sappho's Aeltern waren Skamandronymus und Cleis, Einwohner zu Mitylene, von denen uns nichts, als ihre Namen bekannt sind, und die auch vielleicht dann verloren gegangen seyn würden, wenn nicht ihr flüchtiges Andenken in der Geschichte ihrer Tochter ein Plätzchen gefunden hätte. Von ihren übrigen Verwandten ist uns weiter nichts bekannt, als daß einer ihrer Brüder Larichos hieß, und Mundschenke im Prytaneum war, welchen Umstand Sappho selbst in einem ihrer übriggebliebenen Gedichte erwähnt. Sie war nach den meisten Nachrichten reizend und schön, welches einige Schriftsteller lächerlich genug von der Schönheit ihrer Lieder haben verstehn wollen, und reich an Gaben des Geistes; genug Vorzüge, um nach den damaligen Ansichten des Lebens, auch ohne Reichthum das Ziel der Wünsche manches Jünglings und Mannes zu seyn. Cercola, ein reicher Bewohner der Insel Andros war der Glückliche, der die überall gefeierte Sappho sein nennen durfte, und mehrere Jahre hindurch ein glückliches Leben an ihrer Seite führte. So vermuthen wir wenigstens, denn das damalige nur dichtende und noch nicht viel schreibende Zeitalter erzählt uns weiter nichts, als daß eine Tochter, wie ihre Aelter, mutter Cleis genannt, die Frucht dieser Ehe war. Nach dem Tode ihres Gatten widmete sie ihre müßigen Stunden mehr noch, als sie bei dessen Leben gethan, den Wissenschaften und vor allen der Dichtkunst, deren Werth und Annehmlichkeit sie zuerst den griechischen Frauen kennen und schätzen lehrte. Eine große Anzahl dieser erfreute sich des näheren Umgangs mit unserer Dichterin, die ihren Freundinnen und Schülerinnen, unter denen wir nur eine Erinna und Baukis nennen, mit der innigsten Theilnahme, Freundschaft und Liebe ergeben war. Denn wir finden in Sappho keusche Frauenliebe, jedoch als Seltenheit, wieder, und sie war es, die, als Dichterin, ihr Haus zu einer Musenschule, zu einem Sammelplatze von Dichterin-

nen umschuf. Ein tiefes Gefühl, Reizbarkeit des Geistes und der Sinne, große Innigkeit und äolische Gluth der Liebe waren ihr von der Natur zu Theil geworden. Darum hallen ihre Gedichte, so weit sie uns übrig sind, nur von den Freuden und Qualen der Liebe wieder, darum sagt auch Plutarch sehr wahr von ihr: „sie ist ganz Feuer, die Gluth des Herzens flammt in ihren Liedern.“ Dies und der Umstand, daß die Einwohner von Lesbos in dem Rufe ausschweifender Wollust standen, hat vielleicht zu dem Vorwurfe einer unnatürlichen Liebe zu ihrem eigenen Geschlechte Veranlassung gegeben. Nach der Meinung der meisten Gelehrten scheint jedoch die wahrscheinliche Quelle dieses Vorurtheils in dem übertriebenen Vergnügen der Athenienser an parodierten Gegenständen, die ihrem Gelächter Preis gegeben wurden, und dem zu fröhnen die alte und neue Komödie nie unterließ, begründet gewesen zu seyn. Ein auffallendes Beispiel dieser nur allzuwahren Behauptung bietet uns Aristophanes, dieser ungezogene Liebling der Grazien, wie ihn, wenn ich nicht irre, Wieland nennt, in seinen Wolken dar, worin wir nichts als einen parodierten Sokrates neben dem wahren erblicken. Derselbe Fall ist es mit der Sappho, die nach den Ueberlieferungen der Alten häufig durch Lustspieldichter auf die Bühne gebracht worden ist, und wie es scheint, diesen allein den ungerechten Vorwurf einer unnatürlichen Liebe zu danken hat. Das letztere scheinen schon die Alten gefühlt zu haben; wenigstens ließen sich einige die Ehrenrettung der Sappho sehr angelegen seyn, indem sie (was jedoch nur von spätern, lange nach der wahrscheinlichen Zeitperiode unserer Dichterin lebenden Schriftstellern zu verstehn ist) zwei Frauen dieses Namens annahmen, und die eine für die Dichterin Sappho, die andere für die von Komikern entstellte erklärten, wohin auch am Ende die mannichfaltigen Widersprüche führen, welche eine halbe Dichtung nothwendig zur Folge haben muß. Wir kehren zu dem, was uns von dem fernern Leben der Sappho bekannt ist, zurück. Nach den Andeutungen mehrerer Schriftsteller, die freilich nichts weniger als eine Biographie derselben beabsichtigten, scheint soviel zu vermuthen zu seyn, daß die Ungebundenheit ihrer Sitten, die Leidenschaftlichkeit ihres Wesens, den Haß mehrerer Frauen, die sich durch die schöne und geistreiche Sappho verdunkelt, und den Neid einiger ihrer Schülerinnen, die sich vielleicht aus eigener Schuld in ihrer Gunst zurückgesetzt sahen, erregte. Man weiß ja wohl, wie es im heutigen Leben zu gehen pflegt, wenn Frauen einander anfeinden, warum sollen die Griechinnen hierin eine Ausnahme gemacht haben! — Sappho setzte dem Hasse und dem Neide Kälte und Verachtung entgegen, und als auch dies die empörten Gemüther nicht besänftigte, nahm sie zu Thränen, Klagen, Vorwürfen, Beschwerden ihre letzte Zuflucht. Aber auch dies besserte ihre Lage nicht. Sie, die einzelne, nur durch ihren Geist Erhabne, konnte dem mächtigen Einflusse der Menge nichts entgegenstellen; sie floh aus dem undankbaren Vaterlande, um in Siciliens glücklichen Thälern ein Asyl zu finden. Nach andern Schriftstellern scheint die Theilnahme an der Verschwörung des Alcäus wider Pittacus, einen der sieben Weisen Griechenlands und Tyrannen von Lesbos, Veranlassung zu dieser Entfernung gegeben zu haben.

Nach einer dritten Meinung war es verschmähte Liebe, die unsere Sappho aus Mitylene nach Sicilien trieb. Phaon, ein Jüngling aus dieser Stadt, von dem die Alten so Unglaubliches fabeln, daß einige ihn selbst für eine

mythologische Person haben ansehn wollen, hatte durch den Reiz seiner Jugend, durch die Schönheit seiner einnehmenden Gestalt die Liebe der Sappho geweckt, ohne sie zu erwiedern. Ihre Liebe ward eben so grenzenlos, als ihr Schmerz, sich verschmäht zu sehen. Nur von Klagen unbefriedigter Sehnsucht tönten die Saiten ihrer Laute wieder, nur die Schmerzen und Qualen der Liebe sangen ihre Lieder, aber sie erreichten nicht mehr das Ohr und den Weg zu dem Herzen des innig und heiß geliebten Phaon. Er hatte Griechenland verlassen und weilte auf Siciliens Fluren. Aber auch hieher folgte ihm die verlassene und verschmähte Sappho mit jener unendlichen Jugendliebe, die dem Ovid den herrlichen Brief in die Feder dictirt hat. Ob diese Meinung die wahre sey, ob man nicht das Zusammentreffen jener Umstände mit dieser Veranlassung ihrer Entfernung aus Mitylene nach Sicilien annehmen könne, oder ob nicht vielmehr die Ursache, aus der Sappho floh, unentschieden bleiben muß, läßt sich nicht bestimmen. So viel ist unbezweifelt, daß sich Sappho einige Zeit in Sicilien aufgehalten, und auch hier den Ruhm einer schönen, geistreichen Frau erworben hat. Ihrem Andenken wurde hier durch Silanion, einen der berühmtesten Künstler seiner Zeit, eine Bildsäule errichtet, deren spätere Geschichtschreiber rühmlichst gedenken. Aber auch in Sicilien blieben die Wünsche der Sappho, ihren heiß geliebten Jüngling an sich zu fesseln, unerfüllt; seine Kälte, sein Stolz, welcher später zum Sprüchwort geworden, blieben ungebeugt; und mit zerrissenem Herzen sahe sie einer trüben und schmerzlichen Zukunft entgegen. Aber was galt ihr das Leben ohne Liebe, was vermochte die Dichtkunst über ihr Gemüth, da nur verschmähte, unerwiederte Liebe der Gegenstand ihrer Gesänge war? Alle Freuden des Lebens waren für sie auf immer dahin; nur der Tod konnte der Armen Vergessenheit ihrer Leiden gewähren. Sie suchte und fand beides. Ein Sprung vom leucadischen Felsen sollte nach der allgemeinherrschenden Sage die Kraft der unterirdischen Lethe besitzen. Und was konnte der verlassenen Sappho wohl erwünschter seyn, als in dem Wellengrabe Ruhe zu finden, da sie wohl erkannte, daß verschmähte, unglückliche Liebe bei ihrem tiefen, innigen Gefühle ihr ganzes künftiges Leben vergiften würde. Von jenem Vorgebirge, das weit hinausragt in die unendliche See, überschaut sie noch einmal die schöne Welt, mit ihren Freuden und Schmerzen, noch einmal sieht sie sich dem Heiligthum des Gottes, der ihr unsterblichen Ruhm gegeben, nahe, noch einmal ertönen die Saiten ihrer Leyer, und jetzt schlagen die Wogen des unergründlichen Meeres über sie zusammen. —

Ob sie den Tod hier wirklich gefunden oder nicht, ist ungewiß; doch scheint das aus dem Schweigen der Alten über ihr ferneres Leben hervorzugehen. So viel ist gewiß, daß jene Erzählung, wie die ihres Lebens, das Gepräge des Fabelhaften an sich trägt, und man daher leicht versucht seyn könnte, die Entstehung derselben mit einem unserer scharfsinnigsten Kunstrichter (A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur Th. 1. S. 376.) von der allzugroßen Freiheit der griechischen Komödie herzuleiten, selbst die angesehensten und geachtetsten Personen lächerlich zu machen, und dadurch den Beifall des athenienfischen Parterre's zu erwerben, so daß die allgemeine Sage vom leucadischen Felsen die besondere im Leben der Sappho veranlaßt habe.

*

Von ihren Gedichten hat die Zeit nur Bruchstücke aufbewahrt, die uns den Verlust der fehlenden doppelt fühlen lassen. Aber auch in dem Wenigen, was uns geblieben, herrscht jene liebliche Anmuth, und die unübertreffliche Kunst, die schon spätere Dichter und Schriftsteller an den Gedichten der Sappho rühmen. Vielleicht ist gerade dies die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von ihrer Person und ihren Lebensumständen wissen, wenigstens äußert der Hamburger Dramaturg diese Vermuthung in Hinsicht Homers.

Außer den vielen Lebensbeschreibungen unserer Dichterin vor den Ausgaben ihrer auf uns gekommenen Poesien, und in andern der Literaturgeschichte der Griechen gewidmeten Werken, gewährt vielleicht der Roman von Verri; Le avventure di Saffo. Padua 1782., wovon eine Probe in Wielands neuem deutschen Merkur von 1809. St. 5. S. 22 u. flgde, enthalten ist, und welcher gegenwärtig ins Französische übersetzt wird, einige Unterhaltung, ob er gleich nichts weniger als ein geschichtlicher Roman ist. Am neuesten sind die Fragmente der Sappho von W. Gerhard in der freien Nachbildung der Lieder des Anacreon und der Sappho (Leipzig 1818) übersetzt, worauf man aufmerksam macht.

Der Verfasser des Vorstehenden schließt diesen Aufsatz, dessen Unvollständigkeit der Kenner des Alterthums mit dem Gegenstande selbst, und der Zeit, aus der er entlehnt ist, so wie mit der Menge der Widersprüche, die kaum zu vereinigen sind, entschuldigen wird, mit den Worten der Horaz: noch athmet die Liebe, noch leben die Flammen, die das lesbische Mädchen den Saiten vertraute. —

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

1/4.

Der Gang in das Gormsche Palais.

Der Herr Professor, Lina und Gustchen warteten mit gespannter Neugierde auf meine Beschreibung, von der gesehenen Oper. Jener fing aber, ehe ich zum Worte kommen konnte, mit einer kurzen Geschichte der Musik an, und behauptete, das allererste Instrument sey eine Art von Haarlaute gewesen, ein mit Thierhaaren bespanntes Saiten-Instrument, von Jubal, dem Sohne Lämechs, schon vor der Sündfluth erfunden. Er nannte Laban und Hiob als tüchtige Paukenschläger, und erzählte, daß Moses, auf diesem schwierigen Instrumente, den Gesang seiner Schwester Mirza accompagnirt habe. Er kam, von dem Gesinge der Leviten auf die älteste Kirchenmusik der ersten Christen bei ihren Agapis oder Liebesmalen, von dieser auf den vierzehenhundertjährigen Ambrosianischen Gesang; auf die Antiphonien, Authenticas und responsoria, dann auf die, von Luther zuerst eingeführte deutsche Kirchenmusik, und auf die, von Johannes de Muria erfundene, und erst vor zweihundert Jahren in Deutschland bekannt gewordene Figural-Musik nach Noten; sprang jetzt, vom Juden- und Christenthum, in die heidnische Vorzeit zurück, und bewieß aus den musikalischen Instrumenten, die man im Grabe des Osymanduas bei Theben gefunden, das Uralter der Musik unter den Aegyptiern, da Osymanduas, zwei tausend Jahre vor Christus gelebt habe,

„Morgen, liebes Onkelchen, die Fortsetzung," bat Caroline, und fragte, sich zu mir wendend, wie mir Oper und Ballet gefallen; Gustchen aber

wollte wissen, was jedes angehabt, ob Zephyr und sein lustiges Gesindel, die Amoretten weiß oder fleischfarben gegangen, wie Psyche's Mutter, Madame Endelechia costümirt gewesen, und dergleichen wichtiges mehr, und setzte, in Bezug auf ihr Theaterpuppen-Personal, leiser, aber sehr ernsthaft, hinzu: „ein Ballet, lieber Theodor, fehlt uns noch gänzlich."

Vor allen pries ich Signora Libertini; und der Herr Professor nickte beifällig. Dann ließ ich mich über die Tendenz des Ballets aus, und schalt auf Psyche, daß sie so, mir nichts dir nichts, mit dem ersten besten Abendwinde, einem steinfremden Incognito in die Arme geflogen sey. Lina nickte, die Augen niederschlagend, erröthend und beifällig; dann endlich erzählte ich von den Nachbarn meines Paradieses, von dem Gebackenen der Kapellmeister-Köchin, vom Pfefferkuchen der Schneiderdonna, und Gustchen nickte auch beifällig; aber von meinem süßen Himmels-Manna, von der liebreizenden Gräfin sagte ich nichts. Nehmt der Liebe den Schleier des Geheimnisses, und ihr streift den schönsten Goldstaub vom Flügel des Schmetterlings.

Ich eilte nach dem Essen auf mein Kämmerlein, und freute mich auf die Träume dieser Nacht. Aber der Herr Professor hatte mir, mit seiner Vorlesung über die Musik der Alten, meine unschuldige Freude zu Wasser gemacht. Ich träumte wohl von der Angebeteten, aber nichts als verrücktes, verworrenes Zeug. Bald war die liebliche Gorm meine Schwester Mirza, und ich begleitete ihren Gesang, in dem ich die Libertini wieder fand, mit meinen obligaten Pauken; bald war ich Jubal, der Sohn Lamechs, und spielte der gefeierten ihren Lieblingswalzer auf der eben erfundenen Haarlaute vor; bald saß ich mit ihr bei den Agapis, und sang die, von der unwillkommenen Kantor-Christel eingelegte Antiphonie:

Jungfer Lieschen ꝛc.

bald wieder wanderte ich mit dem Herrn Professor, auf seiner Stube, im Lande der alten Aegyptier umher, mußte ihm, auf einer, stante pede, gefertigten Landcharte, das Grab des Osymanduas bei Theben zeigen, um die dort befindlich seyn sollenden Ahnen unserer heutigen Geigen, Guitarren, Serpents und englischen Flügelklapphörner aufzusuchen, und fand, statt alles dessen, die Sandalen der Gräfin, und in diesen ihr Liliputfüßchen, und am Ende die ganze holdselige kleine Frau, unter duftigen Rosenblättern begraben, frisch und lebendig, und die Arme verlangend nach mir ausgebreitet. Immer waren, zu meinem größten Aerger, die Gräfin und Josephine eine und die nämliche Person. Ein einziges Mal sah die Gräfin anders aus, aber da wieß sie meine Huldigungen mit Hohn und einem solchen Spottgelächter zurück, daß ich, empört von diesem widrigen Gefühl, erwachte, und, den bösen Traum noch im Kopfe, dem jungen Morgen, der mir in die Fenster lachte, ein recht grämliches Gesicht machte.

Alberner Mensch, dachte ich, und lächelte dem Lachenden entgegen, es war ja nichts, als ein dummer, einfältiger Traum. Laß dir den Muth nicht durch ein solches Geisterbild nehmen.

Ich kleidete mich sorgfältig an; besah mich im Spiegel, meinte, daß der liebe Gott und mein Schneider an mir nichts versäumt hätten, ging nun stracks und mit festen Schritten in das Gräfl. Gormsche Palais, und ließ mich bei der Frau Gräfin melden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ein Wort über die öffentlichen Anlagen.

Es ist genugsam bekannt, in wiefern unser Wall durch die aufmerksame Thätigkeit der Herren Walldeputirten verschönert worden ist. — Man hört jeden Fremden unsern Wall loben. Ob dieses Lob gerecht ist? darüber frage sich jeder Spaziergänger selbst. Der alte Wall ist besonders wegen seiner schönen Aussicht längst der Weser rühmlichst bekannt, es gewährt dem Auge, (wenn man das sich immer mehr verdunkelnde Grün der entfernten Wiesen betrachtet) eine schöne Beschäfftigung. — Der alte Wall hat indessen manchen Fehler, der dem neuen nicht eigen ist, und worüber sich mancher Spaziergänger wundert. Erstens: ist es der verfallne holprichte Steinweg, Zweitens: daß das von dem Regen sich darauf gesammelte Wasser, gar keinen Abzug findet, sondern so lange darauf stehn bleibt, bis es allmählig in die Erde zieht und vertrocknet. Drittens: häuft sich vorn auf dem alten Walle ein wahrer Misthaufen, der von den Schmutzkarrenführern nie aufgeladen wird, und auch wegen den auf dieser Stelle stehenden Schlachtwagen und Kummkarren nicht aufgeladen werden kann. Besonders ist dieses im Sommer den Vorübergehenden unangenehm, und schon oft hat Mancher den Wunsch geäußert, daß die Herren Walldeputirten auch hier eine Abänderung möchten treffen lassen.

Von einigen Freunden des Spazierengehns.

---

* Auf welche Art sind die Sammlungen der Schullehrer entstanden?

Diese Frage wurde häufig in diesen Tagen aufgeworfen, und mit einem: ich weiß es nicht, beantwortet. Wir glauben daher unsern Lesern gefällig zu seyn, wenn wir ihnen unsere Meinung darüber mittheilen.

Ehe öffentliche Schulen angelegt wurden, erhielten die Kinder theils Unterricht von ihren Eltern, theils von Privatlehrern, welche Letztere, für sich und ihre Familie, reichliches Auskommen davon hatten. Als man öffentlich Schulen anlegte, war man der Meinung, der vom Staate angestellte Lehrer, müsse vom Schulgelde leben, und er erhielt nur deswegen ein stehendes Gehalt und freie Wohnung, weil er weniger Schulgeld nehmen mußte, als die Privatlehrer, damit Kinder unbemittelter Eltern, an seinem Unterrichte Theil nehmen konnten. Der Grund zu dieser Meinung scheint gewesen zu seyn: das Interesse des Lehrers an seinem Unterricht zu knüpfen, und es ihm zu überlassen, ob er dürftig oder prächtig leben wollte. Dann lehrte er gut, so hatte er viele Schüler und starke Einnahme, war hingegen sein Unterricht schlecht, oder befand sich in den Händen unwissender Unterlehrer, so wurde seine Schule nicht besucht und seine Einnahme war geringe. Auf diese Art konnte man eine genaue Aufsicht über sie enthoben und doch versichert seyn, die Lehrer würden allen Fleiß auf den Unterricht wenden, um sich dadurch ein gemächliches Leben zu verschaffen; Sie noch mehr dazu zu ermuntern, vergönnte man ihnen in ihrem Schulbezirk, eine Sammlung: die dann, je nachdem ihr Unterricht war, reichlich oder kärglich ausfallen mußte. Bei diesen Sammlungen hatten die Lehrer noch den Nebenvortheil die Eltern ihrer Schüler kennen zu lernen.

Wenn man derzeit schon so aufgeklärt, als jetzt, gedacht, hätte man ihnen durch ein ansehnliches Fixum Sammlungen erspart. Man

scheint aber geglaubt zu haben, wenn dieses geschähe, so hätte der Lehrer kein Intresse, gut zu unterrichten, ja er könne, weil er von seinen Fixum zu leben habe, denselben ganz vernachlässigen und andern Dingen nachgehen.

Selbst die strengste Aufsicht über ihn, könne wenig bezwecken, wenn der Aufseher nicht selbst täglich beim Unterrichte gegenwärtig wäre. An geschickten Lehrern würde schon deshalb kein Mangel seyn, weil ein Lehrer, der sich des Unterrichts thätig annähme, dadurch sein Einkommen so erhöhen könne, als er wünsche.

Polygones.

---

* Eine gute Versilberung.

Man löse fein Silber in Scheidewasser auf, schlage es mit Salz nieder, welches in warm Wasser aufgelöset ist. Süße den Satz aus: hievon nehme man 1 Quentgen, von weißem Weinstein 1 Loth, Salz $\frac{1}{2}$ Loth, reibe dieses mit Scheidewasser zu einem zarten Pulver, trockne und verwahre es zum Gebrauch. Will man es brauchen, so befeuchte man das Kupfer oder Messing, welches man versilbern will mit Wasser, reibe mit Leder gedachtes Pulver darauf und laß es erglühen. Zuletzt koche man es in Wasser, darin Weinstein und Salz sich befindet und polire es.

Eine andere Methode.

Man läßt Silber durch Scheidewasser auflösen, setzet weißen Weinstein hinzu, daß es ein Teig werde. Mit diesem Teig reibe das Metall so du versilbern willst.

---

* Geschwind zu löthen.

Wißmuth und fein englisch Zinn zusammen geschmolzen, über ein Blech gegossen, damit es recht dünne wird. Von diesem Loth darf man nur etwas auf zerbrochenes Zinn legen, welches man löthen will, und solches über ein Licht halten, bis es schmilzt.

---

* Anekdoten.

Chapelle war mit einem guten Freunde bei einem vornehmen Franzosen zu Mittag, der ihn sehr kärglich bewirthete. — Als er aufstand, sagte er seinem Freunde ins Ohr, doch so, daß es der Wirth hörte: Wo wollen wir nun weiter speisen? —

Der Lieutenant Warde, Neffe des Generals Warde, verlor bei Waterloo seinen Hund. Als er fünf Wochen nachher, einhundert englische Meilen vom Schlachtfelde entfernt war, fand das Thier sich wieder bei ihm ein, aber nur mit drei Beinen, das vierte hatte es in der Schlacht eingebüßt.

In B — g ließ sich der Baron von .... sehr berauscht, in der Nacht von seinem Bedienten nach Hause führen. In einem engen Gäßchen stießen sie an etwas. Der Baron fragte um die Ursache und erhielt von seinem Bedienten die Antwort: Gnädiger Herr, es liegt hier ein Betrunkener im Wege. „So lehne mich an die Wand," lallte der Baron: „und hebe das Vieh auf." —

---

* Anfragen.

Man hat in den hiesigen wöchentlichen Nachrichten mehrere Male gelesen, daß zu Confirmationen erforderliche Artikel zu Kauf angeboten werden. Mehrere hiesige Einwohner wün-

schen zu wissen, was das für Artikel sind, die zu Confirmationen erforderlich sind? F. —

---

* Warum ist der eine Flügel, des neugebauten Palatiums so beträchtlich höher, als der andere?

Anzeigen.

Das uns von einem Unbekannten eingesandte Gedicht „Terpsichore," kann nicht aufgenommen werden.

Den, sich „ein Freund des Guten und Schönen" unterzeichneten, anonymen Einsender eines, zu ernstlicher Beherzigung geschriebenen, Aufsatzes, bitten wir um Mittheilung seines Namens und Nachweisung des gerügten Gegenstandes; indem wir uns nicht entsinnen, solchen aufgenommen zu haben, und die Tendenz dieses Blatts recht wohl kennen. — D. Red.

---

* Das Leben an B.....k.

Bin ich Leben arm an Freuden?
Nur an Schmerz und Kummer reich? —
Wärst Du nicht ein Sänger, Lieber!
Arm müßt ich Dich wahrlich nennen,
Doch der Barde ist ja reich. —

Wäre nicht mit weiser Mischung,
Lust und Schmerzen Dein Geschick;
Dann erschien im Alltagskleide
Schmucklos Dir die Himmels-Tochter
Und Du fühltest nie ein Glück.

Freude nur ist Dein Begehren,
Freude sucht Dein glühend Herz.
Wärst Du nicht ein Sänger, Lieber!
Müßt ich arm Dich wahrlich nennen
Schmähtest Du mir jeden Schmerz. —

H — ll —

---

* Loth und Töchter.

Weiblos wanderte Loth und salzlos fort mit den Töchtern.
Und vereidamt ward er, ungesalzen, sich selbst.

Noeldeke.

Zuruf.

Benutzet die Zeit! — Leset ämsig und munter;
Denn bald geht die Zeit in Zeitschriften unter!

— k —

---

* Dreysylbige Charade.

Antwor auf die in der vorigen Nummer abgedruckte Charade.

Es schwirrte früh ganz sachte
An meiner Hütte Thür;
Was war's? — Das Ganze brachte
Die Erste mir von Dir!

Den Letzten unterm Flügel
Fand ich — o Wonn', o Lust! —
Die Erste; brach das Siegel
Und drückt's an Mund und Brust! —

Ach! hätt' ich selber Schwingen,
Sie trügen mich zu Dir; —
Doch nimmer wird's gelingen,
Nur Sehnsucht bleibt auch mir.

Zieh, Ganzes, in die Weite,
Bring' Gegenbot ihm hin. —
Daß Dich Gott Amor leite
Zu dem Geliebten hin!

H — ll —

Auflösung der Charade in Nro. 17.

Fernrohr.

Nro. 20.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. März 1819.

*Liebesgram.

Ein russisches Volkslied.*)

In des Waldes Finsternisse
Berge sich mein Liebesschmerz,
Daß nicht der Geliebte wisse,
Wie der Gram zerreißt mein Herz,
Wie es in verliebtem Sehnen
Unter heißen Liebesthränen
Nach dem Jüngling schmachtet, brennt,
Der mich hart und grausam nennt.

Vögel, Bäche, Frühlingswinde!
Uebt am Grame nicht Verrath,
Daß mich nicht in Thränen finde
Der Geliebte, wenn er naht,
Nicht erschau' die blasse Wange,
Wie ich heiß nach ihm verlange;
Ach, verrathet mich ihm nicht,
Wenn er fragend zu euch spricht:

Saget an, o habt Erbarmen,
Ob ihr Gretchen*) nicht gesehn,
Helft das holde Kind mir armen
Liebekranken doch erspähn!
Wohl ein Mädchen, dürft ihr sagen,
Sahen wir in Schmerz verzagen,
Aber das verrathet nicht,
Daß um ihn das Herz mir bricht.

Lüftchen, hebe deine Schwingen,
Flüstre ihm ganz leise ein,
Daß sie Liebesseufzer bringen,
Doch verschweige, daß sie mein.
Bächlein mit der Rosenlehne,
Daß du bringst der Liebe Thräne,
Murmle meinem Holden zu;
Daß sie mein, verschweige du.

Und in trauervollem Schlage
Gieb ihm Kunde, Nachtigal,
Daß von heißer Liebesklage
Dein Gesang der Wiederhall.
Doch gehorsam meinem Willen
Sollt ihr weiter nicht enthüllen,
Daß um ihn das Herz mir bricht,
Wenn er forschend zu euch spricht.

*) Als Gegenstück zu dem neulich mitgetheilten Schweizerlied möchte dieses russische Volkslied wohl bekannter zu werden verdienen, als es zur Zeit noch zu seyn scheint. Vielleicht bezeichnen beide auch nicht undeutlich den Charakter ihres Volks oder ihrer Volkspoesie. Die Aehnlichkeit mit dem Liede: Holde Minka, ich muß scheiden, ist nicht zu verkennen. Ob und wo bei uns eine Melodie zu dem vorliegenden zu finden sey, hat vielleicht jemand die Güte nachzuweisen.

*) Man zweifelt nicht, daß der Leser den ihm liebsten Namen hier schon von selbst leicht einschalten wird.

* Die Hütte im Martinsthale.

Die Straße von Coblenz nach Trier führt den Reisenden an dem Rande eines schroffen, schauerlichen Grundes, bekannt unter dem Namen des Martinsthales, vorbei. Banges Zagen überfällt die Seele, wenn man von dem schmalen Rande der Kunststraße, in die jähe, dunkle Tiefe, auf die Wipfel hundertjähriger Eichen hinabschaut; und der Führer die Stelle zeigt, wo vor einigen Jahren, ein Fuhrwerk mit einem jungen Ehepaare und zwei Kindern, in die ungeheure Schlucht versank.

Doch wagt es der kühne Wandrer und steigt in die Tiefe, den engen Felsenpfad, in das finstre Thal hinab, dessen Schattengänge ihn kühlend umfangen; — folgt er dem Laufe der Quelle, die silberhell durch dichtes Dornengebüsch verrieselt — immer hinab, bis wo sich die Felsen engen und einen Kessel bilden, der nur einen Ausgang hat, so wird ihn ein schönes Bild stiller Häuslichkeit überraschen, das ihn für die Mühen seines gefahrvollen Unternehmens reichlich belohnt.

In einem kristallreinen Teiche spiegeln sich an der einen Seite die grauen, moosbewachsnen Felsen, an der andern eine Hütte mit großen hellen Fenstern und weißen Wänden; — ein schöner Garten mit blühenden Bäumen und duftenden Geisblattlauben zieht sich bis an die Steinwand, auf deren Vorsprunge in üppiger Vegetation die Rebe neben der Pfirsche steht. Vor der Hütte sitzt ein Greis und wiegt zwei blondgelockte Kinder auf seinen Knieen; — eine hohe weibliche Gestalt tritt in die Thüre und belauscht das Geplauder des frohen Alten und die naiven Fragen der Kleinen. Im Garten arbeitet ein junger Mann mit von der Sonne gebraunten Antlitz. Er füllt einen Korb mit den schönsten Blumen und trägt ihn der Hütte zu, wo die herrliche Frau sie ihm abnimmt und den Schweiß, der seine Stirne bedeckt, trocknet.

Da sitzen sie nun unter der Kastanie, die ihre schattigen Zweige über das Dach der Hütte breitet, um den ländlichen Tisch, der, mit den Erzeugnissen des Gartens bedeckt, so einladend winkt; oben der Alte, das kleinste der Kinder auf seinem Schooße, mit entblößtem Silberhaupte und gefalteten Händen.

Doch der Wandrer kann länger nicht lauschen, er naht sich ehrerbietig dem stillen Kreise der Thalbewohner, die Frau holt noch ein Gedeck und der Wandrer ist heimisch unter diesen lieben Menschen.

Wie das Schicksal diese Familie in das heimliche Thal verschlug und es zum Wohnsitz der Treue, der Tugend und des häuslichen Glücks machte, das wird ihm der gesprächige Alte erzählen, am Abend unter der Kastanie, wenn die schöne Frau ihrem Gatten, der aus einem benachbarten Flecken einige kleine Bedürfnisse holt, entgegengeht.

Einfach, wie der Erzähler, ist die Geschichte; aber sie reißt zur Theilnahme hin, wenn das Auge des Greises bei der Erzählung bald von Unwillen erglühet, bald in Thränen der Rührung schwimmt.

Die Familie v. W. war eine der reichsten und angesehensten Norddeutschlands, unter der Regierung Friedrichs des Ersten. Ihre Güter waren die schönsten an der Weser und in der Mark Brandenburg; ihre Glieder bekleideten die ersten Stellen im Heere und im Cabinette. Doch das Schicksal, das schon so manchen edlen Stamm verfolgte und ihn bis auf die Namen seiner vorzüglichsten Glieder verwischte, traf auch

diese Familie. Ihre Güter fielen in fremde Hände, und der letzte des Namens lebte mit seinen beiden Söhnen, einsam auf dem kleinen Stammschlosse seines Hauses, an der Fulda.

Der älteste seiner Söhne widmete sich der Landwirthschaft, der jüngere dem Studium.

Da trat die verhängnißvolle Zeit ein, wo das Laster triumphirte; wo die Fürsten, zu edel einem wilden Eroberer zu huldigen, ihre Kronen verloren; wo die Freiheit aus Deutschlands Fluren entwich. Ein schrecklicher Coder trat an die Stelle alter, durch die Zeit geheiligter Gesetze; ein Coder, der die Söhne den Armen ihrer schwachen Eltern entriß, um sie gegen ihre unbezwungenen Landsleute, gegen die muthigen Gegner ihrer Unterdrücker zu führen.

Auch den ältern v. W. verlangte das Gesetz; — alles wurde angewendet ihn zu befreien; aber fruchtlos waren alle Bemühungen. Da trat Robert, der jüngere, kräftigere Bruder vor die Schranken des Tribunals und stellte sich als Freiwilliger in die Stelle seines Bruders.

Man war mit dem Tausche zufrieden und der Bruder entließ mit den Thränen der Dankbarkeit und der Greis mit den Segnungen des Vaters den edlen Jüngling.

Seine Kenntnisse, die Fertigkeit in der fremden Sprache der Unterdrücker, machten ihn bei seinen Obern beliebt; auf der Grenze des Vaterlandes — auf dem Marsche nach Spanien erhielt er das Offizierpatent. Ihm war es eins, denn nur ein Gedanke: du kämpfst gegen die Freiheit deines Volkes, — belastete seine Seele; — aber das Bild seines Bruders, seines alten Vaters, trat versöhnend in den Sturm seiner Gefühle, und beschwichtigte den Unmuth, der sich in seiner Seele regte.

Immer weiter rückte das Corps vor, durch die herrliche Gefilde der Auvergne, schon erschien in grauer Ferne die dunkle Kette der Pyrenäen, da begegneten den Deutschen die ersten Wagen mit Verwundeten. Diese erzählten von der Todesverachtung der Feinde, von dem Muthe und dem Haße, der selbst Weiber zu Helden machte und von den tausend Todesarten, die der Fremdlinge warteten. Wohl überfiel die braven Deutschen ein banges Zagen, und das Gefühl der Selbstvertheidigung trat an die Stelle der Theilnahme und Schonung, die sie bis dahin für die unglücklichen Spanier hegten.

Sie betraten den feindlichen Boden; — eine milde balsamische Luft wehete sie an; Orangenhaine breiteten ihren Schatten über sie aus, und der Boden war mit Blumen bedeckt, schön wie ein reicher Frühlingsgarten. Brandstätten und Leichenhügel bezeichneten den Weg, den das französische Heer genommen hatte, jeder Schritt schien mit Blute erkauft. Oede und menschenleer war die Gegend, und nur die Natur stockte nicht unter den Greueln des denkenswerthen Krieges.

Das deutsche Hülfscorps wurde dem Heere der Franzosen einverleibt. Die Geschichte und die Mitwelt weiß wie der Ausgang war. Wenige nur sahen ihr Vaterland wieder. Unter den duftenden Rasen Cataloniens und in den Tiefen des Ebro ruhen die kräftigen deutschen Jünglinge, vereint mit den Henkern, die sie zur Schlachtbank führten.

Bei dem Sturme auf Saragossa, war das Regiment bei welchem Robert stand, das erste beim Angriffe. Freundlich begrüßte der junge Tag die jugendlichen Krieger und zeigte ihnen die grauen Mauern der Festung. Die Wälle waren mit Menschen bedeckt, die, von Fanatismus entflammt, entschloßen waren, ihre

*

Stadt bis auf den letzten Mann, gegen den Feind ihrer Freiheit zu vertheidigen.

Eine tiefe, gewitterschwangere Stille lag auf dem Heere; da öffneten die Felsstücke ihren ehernen Mund und schleuderten Vernichtung gegen die feindlichen Wälle. Von beiden Seiten währete das Feuer mehrere Stunden, bis sich eine Bresche öffnete, die groß genug war, um in Masse einzudringen. Der Sturmmarsch wurde geschlagen. Roberts Regiment war an der Spitze des Heeres. — Mit gefälltem Bajonette drangen die Deutschen vor, bis an die Gräben, die theils mit den Trümmern der Mauern, theils mit herbeigeschafften Faschienen angefüllt waren. Ein fürchterliches Cartätschen-Feuer empfing sie und lichtete die gedrängten Reihen; — unaufhaltsam drängten die hintern auf. — Siedendes Oel, Felsstücke und Baumstämme vernichteten die Nahenden. Dreimal wurden sie zurückgeworfen und ein regelloser Rückzug begann, der bald in eine allgemeine Flucht ausartete. Die Belagerten setzten den Fliehenden nach und hieben alle, die sie erreichten, nieder.

Robert war verwundet; von Blutverlust entkräftet, sank er ermattet zu Boden und erwartete seinen Tod. Ein mitleidiger Spanier, der den Deutschen in ihm erkannte, nahm sich seiner an und trug ihn in die Festung, von wo er mit mehreren Gefangenen in das Innere des Landes abgeführt wurde.

Zwei Monate lag er in einem Hospitale in Sevilla. Dem schönen Clima Andalusiens und der Sorgfalt einiger Nonnen, denen die Pflege der Kranken oblag und die Mitleid mit dem schönem Jünglinge hegten, verdankte er seine Herstellung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

15.

Die Gräfin Gorm.

In manchen Büchern hatte ich gelesen, auch wohl hie und da erzählen gehört, daß die Dienerschaft in großen Häusern gewöhnlich zur Klasse der Unausstehlichen gehöre, den Fremden, besonders wenn sie bescheiden einträten, mit grober Geringschätzung begegne und durch ihr rohes Betragen, auf den Glanz ihrer Herrschaft einen entstellenden Fleck werfe.

Ich hatte mich in meiner Vorstellung von den Vorhöfen der großen Welt sehr getäuscht. Der Bediente empfing mich sehr artig und meinte, ich käme zwar ein wenig früh, allein die Frau Gräfin wären doch schon längst aufgestanden, säßen bei der Arbeit, und würden mich daher wohl annehmen. Könnte ich ihm aber mein Anliegen eröffnen, so wäre es ihm lieb, denn die gnädige Frau wüßten gern im Voraus, was die Leute bei Ihnen suchten, um gleich vorbereitet zu seyn. Ich entgegnete ihm darauf bescheiden lächelnd, daß ich bei der Frau Gräfin nichts suche, sondern im Gegentheil ihr etwas bringe; — ich meinte meinen Dank für ihren guten Willen. —

„Ah, schön!" rief er noch freundlicher, „da werden Sie gewiß nicht abgewiesen; solche Besuche sind hier gar selten."

Er führte mich durch mehrere Gemächer, bat, in dem Vorzimmer zu warten, und ging zur Gräfin hinein.

Ich hatte Muse genug, mich hier umzusehen, und bemerkte einige mir ganz unerwartete Dinge. Das Frühstück war bereits genossen, das schloß ich aus dem leeren Kaffeezeuge. Neben diesem lag eine große, mit alter Schrift gedruckte

Bibel, aufgeschlagen das Buch Hiob, und in diesem eine unscheinbare Brille; über den daneben stehenden Stuhl hing ein alter Frauen-Oberrock von grobem, leberfarbenen Düffel, und unter dem Stuhle erblickte ich ein Paar ausgedienter Riesen-Pantoffeln.

„Sie werden gleich vorgelassen werden," sagte der Höfliche, aus dem Zimmer der Gräfin kommend; „das Kammermädchen wird Sie rufen, Sie sollen nur einen Augenblick verziehen."

Mir stieg das Blut, bei dem Gedanken, die kleine, himmlische Gestalt in wenigen Minuten zu sehen, die holde, zarte Frau selbst zu sprechen, siedend zum Herzen.

„Sind der Herr Graf auch darinnen?" fragte ich, um etwas zu fragen, und zum Glück antwortete der Ueberartige — „Nein! der schläft bis zum Mittag, die Frau Gräfin dagegen ist Punkt fünf Uhr aus dem Bette, dann gleich zum Gebet, — sehen Sie hier die Bibel, die wird binnen Jahresfrist dreimal von vorn bis hinten durchgelesen. Vorauf kommt der Kaffee, und so wie der getrunken ist, fährt meine Frau gleich in das Morgenkleid und durchstöbert das ganze Palais, und da helf uns Gott, wenn nicht alles rein und sauber aussieht, wie in einem Spiegelkästchen.

„— — in dem Negligee?" fragte ich, meinen Ohren nicht trauend, und wieß auf den Leberfarbnen und die kolossalen Pantoffeln.

In dem Augenblicke hörten wir Tritte im Zimmer der Gräfin; der Bediente entfernte sich schnell, und aus dem Zimmer schlüpfte ein Kammermädchen und öffnete mir die Thüre. Ich trat ein.

Sie saß, mir den Rücken kehrend, an einem, mit Akten und Rechnungen beladenen, Bureau und schrieb.

„Was giebts?" fragte sie, fortschreibend, mit einer Stimme, in der ich die, meiner blonden Gräfin im Wagen, nicht wieder erkannte; ich trat jetzt einige Schritte näher; sie stand auf.

Eine baumlange, magere Figur, älter als funfzig, finster und ernst, über dem Kopf eine wattirte Kapuze, wie sie die Matronen in den französischen Landstädtchen tragen; übrigens bekleidet mit einem abgetragenen, seidenen Oberrock und mit einem Paar Schuhen, die denen im Vorzimmer an Größe nichts nachgaben.

Ich hatte mich auf meine Anrede nicht vorbereitet; ich hatte sie von dem Eindrucke abhängig gemacht, den der Liebreiz des gräflichen Blondchens auf mich machen würde.

Aber jetzt — die Ueberraschung war zu groß — ich setzte zweimal an, aber ich konnte kein Wort hervorbringen.

Ergötzte sie die närrische Verlegenheit, oder hielt die Stolze meine angstvollen Bücklinge und den eingetretenen Kehlkrampf für Zeichen gränzenloser Ehrfurcht; genug, das finstere, gefurchte Gesicht in der Kapuze heiterte sich ein wenig auf und sie fragte, nach einer mir peinvollen Weile, mit verhaltenem Lächeln wiederholt, was mein Begehr sey?

„Nichts," entgegnete ich, mich wieder nach der Thüre zurückziehend, „ich wollte nur die Ehre haben, der gnädigen Frau Gräfin Gorm meinen unterthänigen Respekt zu bezeigen."

„Die bin ich," entgegnete sie und schien noch neugieriger zu werden.

„Nein," erwiederte ich mit gepreßter Stimme: „zur jungen Frau Gräfin wollte ich; sie hat die Gnade gehabt, mir für meinen Rosenstock ein Zehnthaler-Stück anbieten zu lassen, und da — —

„Die junge Gräfin?“ fiel die ernste, hohe Frau verwundert ein. Kennen Sie denn eine junge Gräfin Gorm?“

„Ich habe ja gestern Abend noch das Glück gehabt, sie aus der Oper fahren zu sehen,“ antwortete ich, und konnte nicht begreifen, was die Alte darunter suchte, nichts von ihrem Himmels-Blondinchen wissen zu wollen.

Sie fragte nun, mit immer steigendem Antheile, wie ein Großinquisitor, nach allen Kleinigkeiten; ich mußte ihr die Geschichte mit dem Rosenstocke erzählen, und wie der Wagen, die Bedienten, die Pferde, der Kutscher und die vermeintlich junge Gräfin ausgesehen.

Je mehr ich sprach, desto unbefangener ward ich; in dem Wesen der Matrone lag etwas Einnehmendes; ich vergaß die Kapuze, den Oberrock und die Bärlatschen und sah ihr oft mit kindlichem Vertrauen in das kummerbleiche Gesicht, das vor dreißig Jahren wohl auch rührender ansprach. Bei der Beschreibung der jungen Gräfin ging mir das Herz über. Die Alte schüttelte zwar einigemale den Kopf; aber ich war einmal im Zuge, ließ mich nicht irre machen, und sagte zuletzt, daß ich den jungen Herrn Grafen zwar nicht näher kenne, daß mich aber die zarte Sorgfalt, die er gestern Abend für die Gesundheit der Frau Gräfin gezeigt, gar sehr erfreut habe, und daß ich ihr zu solch einem Sohne aufrichtig Glück wünsche.

Die Gräfin wendete das Gesicht von mir ab, schwankte nach dem nächsten Stuhle und setzte sich. Ich mußte ihr vom jungen Grafen alles, was ich gestern Abend gesehen hatte, umständlich wieder erzählen, und es schien nun, als ob sie weine.

Sie schwieg eine Weile und ich auch.

Endlich stand die Gräfin auf, faßte sich und fragte, ob ich die Bezeichneten, wenn ich sie sähe, wohl alle wieder erkennen würde?

Ich bejahte dies, und freute mich, die junge Gräfin nun endlich auch noch zu erschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber Schielen, Kurz- und Fernsichtigkeit.

Nur äußerst selten kommen Kinder schielend auf die Welt. Die häufigste Ursache dieses Fehlers bei jüngern Kindern ist der Mangel an Aufmerksamkeit ihrer Pflegerinnen, wenn die Kinder irgend einen glänzenden, in die Augen fallenden Gegenstand, lange unverwandt und zu öfteren Malen betrachten. Man untersuche daher sorgfältig die Wiege und die Lage eines Kindes, ob dergleichen Gegenstände vorhanden sind. In den spätern Jahren ist manchmal ein Fleck oder sonst ein auffallender Körper an der Nase, oder Haare, die an der einen Seite der Augen, oder überhaupt zu tief in die Stirne herabhängen, im Stande, Schielen hervorzubringen. Entfernung dieser Ursachen, welche oft nicht so leicht zu entdecken sind, heilt gewöhnlich allein das Uebel. Ist es aber schon zu weit gediehen, so ist das beste Mittel, daß man an der entgegengesetzten Seite, wohin das Auge schielt, irgend eine glänzende Klappe, z. B. von Wachstaffet, anbringt, wodurch das schief stehende Auge zum entgegengesetzten Schielen angehalten wird. Natürlich muß man diese Kurmethode nicht zu lange fortsetzen. Kindern hält man auch wohl die zu besehenden Gegenstände sehr nahe vor die Augen, wodurch diese gezwungen werden, sich in einen Winkel, nach der Nase hin, zu stellen, oder man giebt ihnen recht kleine

Gegenstände zu besehen. Kurzsichtigkeit und Schielen sind die häufigsten Folgen dieser fehlerhaften Uebung der Augen.

Kinder gewöhnen sich in spätern Jahren oft auch das Schielen aus Langeweile oder aus Nachahmung an. Höchst selten ist eine wirkliche Schwäche oder Lähmung der einen oder andern Augen-Muskeln daran Schuld. Wenn in diesen Jahren das Regemachen der Eitelkeit, oder besser, eine beständige Aufmerksamkeit auf die Kinder, nebst Anweisung zu einer, die Augen beschäftigenden Arbeit, nicht helfen sollte, so heilt oft noch das Verkleben des gesunden Auges das Uebel. Röhren-Brillen oder dunkle Kapseln mit kleiner Oeffnung, als Brillen vor den Augen getragen, haben neben der Unsicherheit des Erfolgs noch das Nachtheilige, daß die Kinder dadurch unruhig werden und daß das Auge nicht gehörig ausdünsten kann.

Schon lange dauerndes Schielen ist fast unheilbar, weil das schiefstehende Auge gewöhnlich unthätig, nicht geübt, und daher schwach wird. Gegen wirkliche Schwäche oder Lähmung der Augen-Muskeln müssen natürlich andere als diätetische Mittel gebraucht werden.

Kurzsichtigkeit (Myopie) und Fernsichtigkeit (Presbyopie) sind zwei Augenfehler, die häufig in der Bildung des Auges liegen, aber mehr wohl noch Folgen einer fehlerhaften Augendiät sind.

In den ersten vier Lebenswochen sieht ein Kind, höchstwahrscheinlich, nur die gröbsten Umrisse aller Gegenstände, und nur glänzende Dinge oder das Licht reizen das Auge. Mit zunehmendem Alter verändert sich das Auge mit dem Körper, die Brechung der Lichtstrahlen ins Auge ändert sich dadurch auch, und als ob das körperliche Auge mit dem geistigen Schritt halten wollte, so nimmt die Sehweite mit den Jahren zu. Ein gewisser Grad von Kurzsichtigkeit in der Jugend, so wie Fernsichtigkeit im Alter, ist daher nicht fehlerhaft zu nennen. Das zu viel ist hier, wie überall, vom Uebel.

Man nimmt an, daß die Sehweite (der Focus) eines gesunden Auges auf 20 Zoll (beinahe 2 Fuß) reicht. Wer also alle, auch kleine Gegenstände, z. B. mittlern Druck, in einer Entfernung von 2 Fuß genau und deutlich erkennen kann, hat ein gutes Gesicht. Wer also den Gegenstand näher oder entfernter halten muß, und ihn in keiner andern Entfernung erkennen kann, ist entweder kurz- oder fernsichtig. Man kann indessen ein scharfes Gesicht haben und doch kurz- oder fernsichtig seyn. In der Regel sind aber starke Augen im Stande, in jeder mäßigen Entfernung, ja, in den verschiedenartigsten Entfernungen, Alles zu erkennen, so wie schwache Augen in der Jugend gewöhnlich kurzsichtig, im Alter gewöhnlich fernsichtig sind.

Die Ursachen der Kurzsichtigkeit sind hauptsächlich: Gewöhnung, alle Gegenstände nahe ans Auge zu bringen, unvorsichtiger Gebrauch der Brillen und Schwäche. Mancher affektirt Kurzsichtigkeit. An sehr gewölbten Augen, an dem Bedürfniß klein zu schreiben, an der Fähigkeit, in der Dämmerung kleine Schrift lesen zu können, und an dem Gange eines Menschen erkennt man am schnellsten den Kurzsichtigen selbst wider dessen Willen. Entwöhnung von der Sucht, alles nahebei zu sehen und eine vorsichtige Auswahl von Brillen können dieses Uebel oft heben, und gewiß ihm Einhalt thun, Kurzsichtigkeit ist übrigens leichter zu heben als Fernsichtigkeit, eben weil man eher die Jugend alt, als das Alter jung machen kann, dagegen

hilft dem Fernsichtigen auch die Brille desto sicherer.

Nächstens etwas über die Auswahl und den Gebrauch der Brille.

* Anekdoten.

Eine Mutter schalt ihren Sohn, der sich dem Trunke leidenschaftlich ergeben hatte, heftig aus und sagte unter andern im Zorn: Du bist ein wahres Vieh! — „Nicht doch" fiel ihr der Vater in die Rede. „Da thust du ihm Unrecht." — Was? entgegnete die Mutter: ich thu' dem Taugenichts Unrecht?"

„Versteh mich recht," sagte der Vater: „nicht ihm thust du Unrecht, sondern dem Vieh." Hast du wohl je, zum Beispiel, einen Ochsen betrunken gesehen? —

„Kann ich für dies Geld hier wohl speisen?" fragte ein Reisender den Wirth, als er ins Wirthshaus trat, und zeigte ihm einen Kaisergroschen.

O, warum nicht? — sagte der Wirth, denn er glaubte, der Reisende wäre ungewiß, ob die Münzsorte im Cours wäre und bewirthete ihn aufs beste. — Der Reisende ließ es sich sehr gut schmecken, und nach der Mahlzeit gab er dem Wirth seinen Kaisergroschen. Nein, mein Herr, sagte der Wirth, dafür speiset hier niemand. — Ich bekomme zwölf Kaisergroschen. „Und ich bezahle nicht mehr," erwiederte der Reisende: — ich habe gefragt, ob ich dafür hier essen könnte, mehr hab' ich nicht" — und mit diesen Worten ging er gelassen zur Thüre hinaus. —

Der Sohn eines Grobschmidts, der den vornehmen Herrn spielte, ließ sich in einem seiner Zimmer ein Platfond von den berühmten Maler Colombel malen. Colombel nahm Phaetons Fall, und stellte die gestürzten Pferde so, daß alle Hufeisen zu sehen waren. —

* Antwort.

Dem unberufenen Frager im 19. Stücke des Bürgerfreundes, warum der eine Flügel des Palatiums höher sey als der andere? dienet zur Antwort: weil man längere Sparren dazu genommen hat.

* Räthsel.

Es schwebt in lieblich sanftem Schaukeln
Und leichten Schwungs mein Sylbenpaar;
Im zartverwebten Tanz umgaukeln
Es goldne Träume immerdar.
Und drinnen schläft im weichen Schooße,
Bereitet von der Liebe Hand,
Im Unschuldsschmuck die junge Rose,
Mit keinem Kummer noch bekannt.
Der Schlummer hält sie süß umfangen,
Malt Bilder ihr, so schön, so bunt;
Ein Lächeln röthet ihre Wangen
Und schimmert um den Rosenmund.
Daß nichts den heitern Himmel trübe,
Der diesem sel'gen Thale lacht,
Wird's, früh und spät, von treuer Liebe
Mit Mutterzärtlichkeit bewacht. —

J. B — t.

Auflösung der Charade in Nro. 19.

Brieftaube.

Nro. 21.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 14. März 1819.

* Abschied von der Geliebten.

Fort von hier, fort! über wilde Meere,
Ruft mich mein Geschick;
Kehr' vielleicht nach dieser Hemisphäre
Nimmermehr zurück. —

Lebe wohl! du Ideal des Herzens,
Das für dich nur schlägt. —
Lebe wohl, erinn're dich des Herzens,
Das dein Bild stets trägt. —

Mein bist du! — und wenn uns Meere trennen
Mein! für jede Zeit. —
Ewig, dich Geliebte, mein zu nennen,
Welche Seligkeit!

Mein noch, wenn der Jugend Traumgebilde
Längst entflohen sind,
Mein! wenn in Elisiums Gefilde,
Ich dich wiederfind'! —

Mein bist du! wenn einst die kühne Seele
Ihre Fesseln sprengt. —
Sich der Geist zu der erhab'nen Quelle
Alles Edlen schwingt.

B. G—tj—n.

* Die Hütte im Martinsthale.

(Fortsetzung.)

Die feindlichen Heere drangen immer weiter vor. Flüchtlinge erfüllten die Thäler Andalusiens. Mehrere der gefangenen Offiziere wurden nach England eingeschifft, unter ihnen auch Robert. Das Schiff landete nach einer glücklichen Fahrt in dem Hafen seiner Bestimmung und die Gefangenen wurden in verschiedenen Gegenden des Reichs vertheilt. Robert ward nach den schottischen Hochlanden geführt, — das Städtchen Dunscay war sein Bestimmungsort.

Die Wellen des Meeres bespülen die Felsen, auf denen dieser Ort erbaut ist, der sich an eine Kette hoher majestätischer Berge lehnt, die sich bis ins Innre des Landes erstrecken.

Das war das Jugendland von Roberts Träumen! Die Gesänge Ossians, die den gefühlvollen Knaben so sehr ansprachen, gaben ihm eine besondere Vorliebe für den Schauplatz

jenes, von dem ehrwürdigen Barden entlegener Jahrhunderte so schön besungenen Thatenlandes. Das Rauschen der Ströme, die Haiden mit ihren Nebelsäulen, die Grabhügel mit vier moosbedeckten Steinen, die Höhlen der Druiden, die Ueberreste der Mauer, die die Römer unter Agricola errichteten, um sich vor den Einfällen der kriegerischen, unbezwungenen Caledonier zu schützen, — Alles begrüßte ihn traulich, wie Zeugen einer schönen Vergangenheit. Auch die Laute der Sprache klangen ihm heimisch: — er fühlte sich frei im Zwange der Gefangenschaft. -

Als man den Deutschen in ihm erkannte, erhielt er die Erlaubniß frei in Dunscay leben zu dürfen und selbst ausserhalb dem Städtchen untersagte man ihm die Streifereien nicht. — Seine Wunden waren geheilt — er sehnte sich hinaus in die Felsen, in die dunkeln Schluchten der Gebirge. Zuerst besuchte er das Wäldchen, welches sich bis an die Thore des Orts erstreckt, dann ging er weiter in die Gebürge, besuchte die Hütten der Hochländer, die ihn gastfreundlich empfingen; — nahm Theil an ihren Beschäftigungen wie an ihren Festmahlen, wo noch nach altem Brauch beim wilden Kriegsgesange die Muschel kreisete und tausend Kienfackeln die Thäler erhellten; — oder er erstieg die Felsen, die das Meer bespülen und seine Blicke verloren sich in der endlosen Weite des Oceans: Schiffe mit weißen Segeln tauchten auf und zogen an ihm vorüber — ein Bild seiner Jugendträume, seiner Hoffnungen.

So lebte er mehrere Jahre, unbekümmert um die Ereignisse des Welttheaters, von denen nur dunkle Gerüchte bis in jene friedlichen Thäler drangen.

Der dritte Frühling, der ihn in seiner Gefangenschaft begrüßte, goß seine Blüthenflocken über die lieblichen Gründe des Hochlandes aus, und stärker als jemals erwachte in Roberts Brust die Sehnsucht nach Freiheit und der Gedanke an sein Vaterland. Weiter als gewöhnlich entfernte er sich eines Tages von Dunscay in die Waldschluchten, die mit ihrem abwechselnden Grün wie ein Irrgarten vor ihm lagen. Von einem langen Gange ermüdet, erklomm er den letzten Felsen um sich auszuruhen. Da glänzte ihm der Ocean entgegen und die Frühlingssonne spiegelte sich in tausend Strahlenbrechungen in der dunkelgrünen Tiefe; Schwalben zogen über ihn hin, der heimathlichen Gegend zu und er streckte seine Arme aus, den ziehenden Frühlingsboten nach, als ob es ihn gewaltsam hinüberzöge nach dem Lande seiner Jugend. Eine Thräne glitt seine Wange hinab, seufzend sank er an die Steinwand. Da ertönten am Fuße des Felsen die sanften Accorde einer Harfe und eine schöne Stimme sang das schottische Lied:

„Wohl rauschet der Gießbach, wohl brüllet das Meer,
„Bricht laut sich am Felsengestade,
„Wie Windsbraut tobt über die Haide ein Heer
Von Geistern auf nächtlichem Pfade.

„Tonthena a) verhüllet den lächelnden Blick,
„Die Tochter b) der Nacht ist entschwunden;
„Der Barde eilt klagend zur Halle zurück,
„Und Cromla c) braußt schauerumwunden.

„Malvina, d) wen suchst du im Kampfe der Nacht
„An Lego's e) gefahrvollem Rande,
„Wer hat dir die tödtende Kunde gebracht,
„Malvina, wen suchst du am Strande?

„Vier Steine mit alterndem Moose umhüllt,
„Entragen dem Hügel der Trauer,
„Da ruhet dein Oscar," und Schrecken erfüllet
Den Busen der Jungfrau mit Schauer.

„Laß brausen den Gießbach, laß brüllen das Meer,
„Die Brandung am Felsengestade,
„Im Sturme fährt rauschend mein Oscar einher
„Und grüßt mich auf nächtlichem Pfade.

a) Der Abendstern. b) Der Mond. c) Cromleach ein Hügel im Ulster. d) Mal-mhaina liebliches Auge. e) Lego ein trüber See.

Dort ragen die Steine mit Moose umhüllt
Auf Lena, a) am Hügel der Trauer,
Da ruhen sie beide — und Ahnung erfüllt
Dem Wandrer die Seele mit Schauer.

hier schwieg die Stimme, — in langgehaltenen Accorden verhallte die Musik. Robert bog sich über den Rand des Felsen, um die Sängerin — denn es war eine weibliche Stimme — aufzufinden. Am Ufer, angelehnt an die Steinwand sah er ein Mädchen in schottischer Tracht; aber feiner, ausgesuchter wie die der übrigen Landmädchen. Blondes Haar umfloß in langen Ringeln ihren schönen Nacken! — er sah sie von der Seite: ein jugendliches edles Profil. Ihr Haupt ruhte an der Harfe; sie blickte sinnend auf die Wellen, die zu ihren Füßen in den Kieseln spielten, die eine Hand hing noch in den Saiten. — So saß sie eine geraume Zeit, dann nahm sie die Harfe und entschwand hinter den Felsen.

Noch immer lauschte Robert, die Blicke unverwandt auf die Stelle gerichtet, wo die hohe Gestalt verschwand. Trauernd trat er den Rückweg an, das Bild der Jungfrau umschwebte ihn. So hatte er sich Agandecca gedacht, die edle Geliebte Fingals, so malte sie sein Ossian.

Ein Jäger der ihn freundlich grüßte, störte ihn in seinem Gedankenfluge. Mit glühenden Wangen erkundigte er sich nach der Jungfrau, die er heute gesehen hatte. Der Jäger kannte sie — sein Auge strahlte, als er von ihr erzählte, seine Sprache glühte von Achtung und Dankbarkeit.

Es war eine junge Edle des Landes, aus dem Stamme der Candonas, (lean-dona (head of the people, einst einer der edelsten des Hochlandes. Die Theilnahme, mit welcher alle Glieder dieses Hauses an dem unglücklichen Praetendenten hingen, beförderte seinen Fall. Ihrer Güter, ihrer Ehrenstellen verlustig, erlosch ein Zweig nach dem andern von dieser edlen Familie.

In stiller Einsamkeit lebte der letzte seiner Linie, Connal Candona, auf einem kleinen Landhause am Seegestade. Frei von Stolz, theilnehmend gegen den Geringsten seiner Landsleute, war er der Rathgeber der ganzen Gegend. Er hatte nach dem Tode seiner Gattin dem Umgange der Großen entsagt und lebte in seinen Bergen ein ruhiges, stilles Leben, welches er hauptsächlich der Erziehung seiner Tochter Anna widmete.

Das war das schöne Mädchen, welches einen so tiefen Eindruck auf Roberts empfängliche Seele machte! Täglich ging er jetzt zu jenem Felsen, und wartete stundenlang auf die Erscheinung der Jungfrau; — wenn sie denn kam, wenn ihre Stimme sich erhob, mit den Tönen des sanften schottischen Gesanges, dann lauschte er hinter der wilden Rosenhecke, sein Athem stockte, und jeder Pulsschlag schien ihn zu verrathen. Oft überraschte ihn der Abend, dann legte er sich unter das Dornengebüsch und das schöne Bild des Mädchens umschwebte ihn in glücklichen Träumen.

Einst an einem heitern Tage, stieg er bis an den Strand hinab und ging den Weg, den Anna schon so oft betreten hatte, hinauf, mit dem festen Vorsatze sie anzureden, wenn sie ihm begegnete. Schon sah er das Landhaus vor sich, als ein ängstlicher Ruf von der Seite der See sein Ohr traf. Eilend sprang er an den Rand des Ufers, da gewahrte er einen Nachen, der unaufhaltsam gegen die Brandung trieb und Anna, seine geliebte Anna streckte aus demselben ängstlich die Arme nach ihm aus, ein alter Mann strebte vergebens den Nachen zu wenden, schon faßten ihn die schäumenden Wellen. — Zitternd stand Robert am Ufer — noch einmal hob sich das Schiff, dann sank es nieder und schlug um.

*

a) Ein Berg.

Wie ein Pfeil stürzte sich Robert in die Fluthen; er war ein fertiger Schwimmer — bald hatte er das Mädchen erreicht, er umfaßte sie und kämpfte nun mit übermenschlicher Kraft gegen die Brandung. Endlich erreichte er das Ufer, mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte trug er seine Bürde den Abhang hinan und sank bewußtlos nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

16.

Das Zeugenverhör.

Die Gräfin hieß mich in das anstoßende Kabinet gehen, zu dem eine Glasthüre führte; dort sollte ich mich hinter den Vorhang, der draußen vor den Glasscheiben befindlich sey, stellen, und unbemerkt die genannten Personen sehen.

Jetzt merkte ich Unrath. Am Ende verdroß es die Alte, daß der junge Herr mit der jungen Frau ausgefahren war, und nun sollten die Domestiken, und vielleicht gar die Kinder selbst, darüber zur Rede gesetzt werden. Das konnte verdrüßliche Folgen für mich haben; ich verbat mir also dringend die Ehre des Lauschwinkelchens, und wollte mich, selbst mit der stillschweigenden Verzichtleistung auf das Glück, meine kleine Gräfin zu sehen, ganz gehorsamst verabschieden.

Die alte Gräfin aber wußte mich festzuhalten. „Sie sind," hob sie weich und mit verbissenem Schmerze an: „wie ich aus Ihren Aeußerungen entnommen, ein rechtlicher junger Mann. Es kann Ihnen also nicht gleichgültig seyn, einer Groß-Mutter, die Gefahr läuft, ihren Enkel zu verlieren, in dem Streben, ihn sich und der Tugend zu erhalten, nach Kräften beiständig zu seyn. Weigern Sie sich nicht, mir den Liebesdienst zu thun, um den ich Sie bitte." Sie öffnete mit diesen Worten die bewußte Glasthüre, und ich ging in meinen Versteck, weil ich, armer Junge, der reichen Gräfin nichts abschlagen durfte, und wenn ich es auch gedurft, der bekümmertrn Alten nichts abschlagen konnte.

Ich ahnete den Zusammenhang der ganzen Geschichte; aber es lag mir jetzt selbst daran, ihn vollständig zu enthüllen.

Die Gräfin klingelte, die Zofe kam, jene gab ihr leise Befehle.

Nach einer geraumen Zeit erschien der junge Mann, der gestern Abend die junge Gräfin zum Wagen begleitet, sie umschlungen und sich mit ihr eingesetzt hatte, davon gefahren war, und dem ich nachher wieder, auf dem Rückwege nach dem Opernhause, begegnete.

Er sah noch verschlafen und trübäugig aus, küßte der Gräfin die Hand, erhielt von ihr mehrere Briefe, um sie alsbald zu beantworten und ging.

„Kannten Sie den?" fragte die Gräfin und rief mich in das Zimmer zurück.

Ich erzählte, was ich von ihm wußte, und setzte hinzu, daß ich ihn für den Herrn Grafen Gorm halte.

„Ja, das ist mein Enkelkind," entgegnete sie mit gebrochener Stimme, winkte mir, mich wieder hinter meine Glasthüre zu ziehen, und saß mehrere Minuten sehr bewegt vor ihrem Büreau, in tiefes Nachdenken verloren. Darauf klingelte sie wieder; dem eintretenden Kammermädchen flüsterte sie wie vorhin ins Ohr, und kurz darauf trat Markus der Kutscher mit zwei Bedienten ein.

Sie gab jedem einen unbedeutenden Auftrag, und rief, als sie abgetreten waren, mich wieder in das Zimmer.

Ich nannte ihr den Kutscher Markus, versicherte, der Wahrheit gemäß, daß der eine Bediente die Fackel gehalten, und der andere die Stufen des Wagentritts aus einander geschlagen habe.

„Abscheulich," rief sie, und das gelbblasse Gesicht röthete sich dunkel, und das tiefliegende schwarze Auge rollte glühend.

„Ich bedarf Ihrer noch," sagte sie nach langer Pause, in der sie etwas ausgebrütet zu haben schien. „Sie haben mir und der Ehre meines Hauses einen großen Dienst geleistet; rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. Wessen sich eine Gräfin Gorm bisher annahm, der hat über sein Geschick noch nicht klagen dürfen. Gehen Sie, ich bitte Sie darum, auf Ihren Platz zurück.

Sie hatte zwar gesagt, ich bitte Sie darum! aber ihre Manier, ihr Ton war dabei so gebieterisch, daß ich hinter den Fenstervorhang zurück flog.

„Die Großen und die Reichen haben außer den zeitlichen Glücksgütern, mit denen sie der Zufall beschenkte, noch einen großen, unsichtbaren Schatz, den sie zu ihrem Vortheil eben so zu benutzen wissen, wie der Kaufmann den Credit; ich meine die Höflichkeit. Wenn der Tieferstehende, der Arme, vom Großen und Reichen um eine Gefälligkeit höflich angesprochen wird, so drängt die Eitelkeit, — oft und in der Regel aber auch die Artigkeit, die Achtung, die Gutmüthigkeit — den Niedern, den Aermern; das Geforderte zu leisten, selbst, wenn es wider sein Gefühl, wider seinen Vortheil seyn sollte. Viele Große und Reiche kennen diesen Kunstgriff recht gut, und bergen ihren hochmüthigen Dünkel, wenn sie der Dienste ihrer Mitmenschen bedürfen, unter der heuchlerischen Maske der Humanität, der liebevollsten Herablassung: bezahlen die erhaltenen, oft mit schweren Opfern gebrachten Leistungen, mit einem flachen Komplimente, und lachen den Narren, der die falsche Kipper- und Wippermünze für Gold genommen, recht herzlich aus."

So sprach einmal der Magister Wunderlich, welchen der Herr Professor angenommen hatte, um mir in der Religion, Moral und in den Regeln über den Umgang mit Menschen, Unterricht zu geben, und mir fiel dieser Satz, den ich damals dreimal abschreiben mußte, um mir ihn recht fest einzuprägen, jetzt vor die Augen. Zwar hatte der Herr Magister noch hinzugefügt, daß es auch Große und Reiche gebe, welche aus angeborner Gemüthlichkeit, aus grundgesetzlicher Rechtlichkeit, und ohne eigennützige Nebenabsichten, gegen den Niedern und Aermern eben so freundlich, artig und herzlich wären, als gegen Leute ihres Gleichen, aber solche ausgezeichnete Menschen wären halbe Engel und darum selten. Doch dieser ganze Zusatz wollte mir hier nicht recht einleuchten, wenigstens ward mir es schwer, aus der gelben Gräfin in der wattirten französischen Kapuze, einen halben Engel herauszufinden.

Die Gräfin klingelte; das Kammermädchen trat ein; die Alte rief: „Graf Moritz!" Das Mädchen trat ab, und in wenigen Minuten kam der junge Graf.

Die Groß-Mutter ließ ihn lange stehen und warten; sie that, als schriebe sie; aber sie kritzelte nur zum Schein auf einem Papier herum; sie schien sich zu dem bösen Auftritt vorzubereiten.

Dem jungen Grafen mochte die Zeit am Ende lang werden; er räusperte sich ein wenig, um der Groß-Mutter ein Zeichen zu geben, daß er da sey.

Ich konnte daraus abnehmen, daß die Alte nicht mit sich spaßen lasse, und ihre Enkel-Kinder gewaltige Furcht haben mußten. Wo solche Furcht

aber ist, da ist kein Vertrauen. Ich wäre zur Groß Mutter herangegangen und hätte gesagt; „Mütterchen, was willst Du? Du hast mich rufen lassen.“ Der junge Graf aber stand wie eine Bildsäule und rührte sich nicht.

Endlich richtete die alte Frau sich lang auf, ging festen Blickes auf ihn zu, und fragte ihn; „Wo bist Du gestern Abend gewesen, Moritz?“

„Ich? gnädige Groß Mutter? entgegnete der junge Graf ganz unbefangen: „in der Oper.“

„Bist Du nicht früher weggefahren, als ich?“

„Wir sind zusammen nach Hause gefahren, gnädige Großmutter,“ antwortete Herr Moritz, und schien sich zu wundern, daß die Groß-Mama von so kurzem Gedächtniß sey.

„Bist Du“ hob sie an, und zitterte vor innerem Aerger: „Bist Du nicht vorher noch wohin gefahren, und hast Jemand nach Hause gebracht? Du siehst, ich weiß alles, aber ich will Dein Geständniß als Beweis Deines Vertrauens.“

Mütterchen! dachte ich hinter meinem Vorhange, Du spielst ein böses Spiel; Dein Enkel ist verzogen, und wenn Dein Pallast noch zehnmal schöner, und Dein Vermögen noch hundertmal größer wäre, ich möchte nicht an Deiner Stelle stehen. Wer lügt, der stiehlt; Graf Moritz lügt, und er stiehlt auch! Dir Deine Ruhe, sich sein Glück. Jetzt, ja jetzt möchtest Du, daß er sich mit kindlichem Vertrauen an Dich anschmiegte. Das erzwingst Du nun nicht mehr. Dieses Mutterglück hast Du Dir vergeudet auf die ganze Zeit Deines Lebens.

„Gnädige Groß-Mama,“ sagte Herr Moritz mit einer Dreustigkeit, die mich selbst stutzig machte: „ich bin bis zu Ende des Ballets im Parket gewesen; ich habe Sie dann aus Ihrer Loge abgeholt, und bin mit Ihnen zu Hause gefahren — ich — ich verstehe nicht, was Sie wollen,“ setzte er mit einer Art empfindlichen Trotzes hinzu.

„Moritz,“ erwiederte die Alte, und hielt ihre Fassung mit sichtbarer Gewalt zusammen: „gehe in Dich und belüge Deine Groß-Mutter nicht; Du kannst, Du darfst dießmal nicht leugnen. Ich weiß bestimmt, daß Du mit einer jungen Dame vom Opernhause weggefahren und nach kurzer Frist, um mich abzuholen, mit dem Wagen wieder zurückgekommen bist.“

„Ich?“ fragte der Graf und lachte lustig auf, „ich? mit einer Dame? da muß ich doppelt seyn.“

Jetzt ward ich selbst ungewiß. Sollte das gestern Abend der Graf nicht gewesen seyn! Aber — er hatte Recht — wahrhaftig er müßte doppelt seyn, wenn das Exemplar, das vor der Groß-Mutter stand, nicht das gewesen wäre, was mit der Dame gestern vom Opernhause wegfuhr. Daß diese Dame aber eben so wenig, als die, welche bei der Trödeljudengeschichte meinen Rosenstock zerfuhr, eine junge Gräfin Gorm gewesen seyn konnte, fing ich nun auch an, nach und nach einzusehen, und das war eigentlich das, was mich am nächsten anging; denn um die geheimen Liebschaften des jungen Grafen brauchte ich mich nicht zu bekümmern. Mein schöner Traum von der Gräfin Wunderhold zerfloß in sein Nichts, und die Sandalen an dem niedlichen Füßchen, die mir, selbst jetzt in dem kritischen Augenblicke, ein wohlwollendes Lächeln abgewannen, führten mich auf die Vermuthung, daß meine Psyche-Josephine, die junge Taube gewesen seyn könnte, die dem raubgierigen Geier, dem jungen Grafen, in die Klauen gefallen war.

Glücklicher konnte die alte Gorm den Augenblick, mich aus meinem Verstecke zu rufen, um mich dem Wüstling gegenüber zu stellen, nicht wählen.

Mit dunkelm Flammenblitz im Auge trat ich, auf den Wink der Gräfin, aus meiner Glasthüre

heraus. Eifersucht und das ritterliche Gefühl, die Rechte der gekränkten Unschuld zu verfechten, im leidenschaftlich überwallenden Herzen. Es wird, dachte ich, hier einen harten Kampf setzen; aber Muth! es gilt die Rettung einer Unschuld.

„Ich will Dich" hob die Gräfin an: „nicht mit den Bedienten unsers Hauses confrontiren, um Dich vor ihnen nicht zu beschämen; hier, dieser junge Mann, von dessen Discretion ich erwarte, daß er von dem Vorfall gegen niemand Erwähnung thun werde, ist, ohne seine Schuld, Dein Ankläger geworden; er soll jetzt auch gegen Dich zeugen. Sprechen Sie! — Wenn Sie nicht in den Verdacht einer falschen, hämischen Anklage kommen wollen, von der ich keinen Grund absehe, so wiederholen Sie ihre Aussage von dem, was Sie gestern gesehen haben, hier vor meinem Enkel."

Der Graf durchbohrte mich mit seinem wilden Blicke; ich hätte vielleicht klüger gethan, zu sagen, ich sähe nun, da ich ihm näher stehe, daß ich mich in der Person geirrt; aber das Ehrgefühl, nicht als Verläumder vor der Großmutter zu erscheinen, der Umstand, daß ich ihr vorhin die mir im Spiele begriffenen Bedienten ganz genau beschrieben hatte, und also jetzt meine Aussage eigentlich gar nicht mehr widerrufen konnte; und endlich die böse Empfindung, daß der Graf die süße, schuldlose Josephine, in ein so sträfliches Verhältniß herabgezogen, und ihr Namen, Ehre und Tugend geraubt hatte, bestimmten mich, der Wahrheit die Ehre zu geben, und furchtlos dem Grafen in das Gesicht zu sagen, daß er die Solotänzerin, die gestern im Ballet die Psyche gewesen, zum Wagen geführt, mit ihr wahrscheinlich nach Hause gefahren, und dann zurückgekehrt sey, um die Großmutter abzuholen.

Der Graf schlug ein helles Gelächter auf, sagte mit fröhlichem Muthe: „Nun fängt mir die Sache selbst an, Spas zu machen. Jetzt ersuche ich Sie, gnädige Großmutter, die drei Leute, den Markus und die Bedienten, hereinkommen zu lassen, und in meiner Gegenwart darüber zu vernehmen; aber das bedinge ich mir natürlich von Ihrer Gnade aus, daß sie sämmtlich nach dem Verhör gleich ihren Abschied bekommen; denn Sie werden selbst ermessen, daß Personen dieser Art nicht im Hause bleiben können, wenn sie gegen den Sohn im Hause artikelweise vernommen worden sind. Sie — fuhr er mit leichten Scherz, zu mir gewendet, fort, — können sich entweder geirrt, oder irgend eine Absicht gehabt haben, mir durch diese Plaisanterie das Höchste, was ich besitze, die Liebe meiner gnädigen Großmutter, zu entziehen. Da Sie mich nicht kennen, und da ich Ihnen nie etwas zu Leide gethan habe, so läßt sich eine solche Absicht bei Ihnen nicht voraussetzen; auch ist schon die offene Gutmüthigkeit, die in Ihrem Gesichte liegt, mir Bürge, daß sie dieser Vermessenheit nicht fähig sind. Mithin wird wohl die ganze Geschichte, die mir, den Verdruß meiner gnädigen Großmutter abgerechnet, jetzt recht drollig vorkommt, auf einem bloßen Irrthume beruhen, zumal ich die Theaterprinzessin, deren Sie erwähnen, nie anders, als auf den Brettern gesehen, auch nach ihrer nähern Bekanntschaft nicht das mindeste Verlangen habe. Sollte Sie — setzte er hinzu, und blinzelte schielend nach dem Karmin, der sich bei Berührung dieses Punktes mir über die Wangen goß, — sollte Sie vielleicht irgend ein Besorgniß um ihre vermuthlichen Rechte auf die in Rede stehende Bretterkönigin hieher geführt haben, so können Sie wenigstens die angenehme Beruhigung mitnehmen, daß von mir durchaus nichts zu fürchten ist."

Er machte mir, selbstzufrieden, die Sache auf diese Weise beseitigt zu haben, einen vornehmen Verabschiedungswink, der so viel sagte, als, du kannst nun mit deiner langen Nase abziehen, und ich ging ohne Goldstück, ohne den verheißenen werkthätigen Dank der Matrone, ohne eigentliche Gewißheit über die junge, blonde Gräfin, wie ein begossenes Hündlein zur Thüre hinaus.

Hinter mir, im Zimmer der alten Gräfin, hörte ich den Herrn Grafen noch laut lachen; vor mir, im Vorzimmer, stand das Kammermädchen und hatte alle zehn Finger weit ausgespreitzt, und den Daumen der linken Hand an das Nasenspitzchen gesetzt, um mir von der Länge der mir angesetzten Nase einen recht anschaulichen Begriff zu geben. „Sagen Sie doch, — hob sie an, und stemmte beide Arme lachend unter, — ob Sie von Sinnen sind? oder Erscheinungen haben? oder dem Tollhause entsprangen?"

Hier riß mir endlich die Geduld aus; ich schimpfte wie ein Rohrsperling und ging höchst mißmuthig nach Hause. Der höfliche Bediente stand an der Thüre und hielt die Hand auf; da ich ihm aber nichts hinein gab, knurrte er fast wie die Jungfer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Unter allen deutschen Staaten, heißt es vom Main her, scheinen die deutschen freien Städte am wenigsten zur Freiheit der Presse, und zur Herausgabe freimüthiger politischer Zeitungen geeignet, da sie durch ihre Lage und Handelsverhältnisse ein sehr verwickeltes und abhängiges politisches System haben, schärfer als die übrigen kleinen Staaten beobachtet werden, und, wie der kleine Schwache gewöhnlich, am meisten den Vexationen (zu deutsch: Hudeleien) der Großen unterworfen sind.

— Beim Assisenhofe von Middleser wurde ein gewisser Dondvan, der einem Andern, mit dem er sich herumgeschlagen, die Nase abgebissen, zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. — Solche Klagen hört man in Deutschland nicht, wo nicht selten, selbst von erhabenen Personen, Einzelnen, wie ganzen Corporationen, recht stattliche Nasen angedreht, und Freimüthige mit langen Nasen abgewiesen werden.

— Maria Davis wurde unlängst vor dem Baltmore-Gerichtshof als eine öffentliche Zänkerin verklagt und für schuldig befunden. Die Strafe für ein solches Zankeisen (nach englischen Gesetzen) ist öffentliches Untertauchen ins Wasser.

— Nach dem Oppositionsblatte ist zu A. in Baiern ein päbstliches Breve erschienen, dem zufolge, zwei Laienbrüder, die sich, nach Aufhebung der Klöster verheirathet, von ihren Weibern und Kindern getrennt und zur Beachtung des Keuschheitsgelübdes, das nie aufgehört habe, angehalten werden sollen. Wir lernen hieraus, vorausgesetzt die Kunde sey wahr: 1) daß, wer in der Ehe lebt, unkeusch lebt; 2) daß ein aufgehobenes Kloster, als nicht aufgehoben anzusehen ist, indem die Gelübde desselben fortbestehen; 3) daß die römische priesterliche Willkühr priesterlich eingesegnete Ehen trennen kann, mir nichts, dir nichts, blos weil es ihr so beliebt; 4) daß sie das in einem Staate darf, in dem sie gar nichts zu befehlen hat, daß es ihr vergönnt ist, den Familienfrieden von Unterthanen zu stören, die ihren eigenen Herrn, ihre eigene Regierung und ihre eigene Verfassung haben. — Genius des neunzehnten Jahrhunderts, schämst du dich nicht? —

* Wünsche in Betreff des Theaters.

Einige Freunde des Schauspiels, und gewiß noch mehrere andere mit ihnen, machen sich die Hoffnung, daß es der verehrlichen Direction gefallen möchte, die Aufführung von Wallensteins Tod bald folgen zu lassen, das Trauerspiel „Sappho" bald zu wiederholen, und das Käthchen von Heilbron auch einmal wieder auf die Bühne zu bringen.

* Zweisylbige Charade.

Wenn mit des Witzes leichten Schwingen,
Des Ganzen Töne froh vereint,
Von küssenswerthen Lippen dringen;
Wenn's in der Laune Kleid erscheint:
Dann macht es selbst die Ernsten lachen
Und jeder nennt es klug, gescheit;
Auch kommt es oft in ernsten Sachen
Noch eben zu gewünschter Zeit.

Doch wenn der Feinde freche Heere,
Mit ihm ein freies Land bedrohn;
Wenn an der Gränze ihre Speere
Und ihrer Läger Feuer lohn:
Dann hört man durch die schönen Auen,
Der Weiber banges Angstgeschrey,
Und selbst die Männer faßt ein Grauen;
Denn lange sind sie nicht mehr frey.

Zwey Sylben sind's; — die Erste leitet,
Euch in ein unnennbares Heer
Von bunten Zeichen, und es breitet
Sich Eurem Blick ein weites Meer.
Die Zweite ist mit Schmerz verbunden,
Und Heil dem, der es nie erlitt!
Doch wie die Bücher Moses kunden
Kam's aus dem Paradiese mit.

A. Daeves.

Auflösung des Räthsels in N. 20.

Wiege.

Nro. 22.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 18. März 1819.

* Die Hütte im Martinsthale.

(Fortsetzung.)

In den Zimmern des Landhauses erwachte er aus einer langen Ohnmacht. Ein alter, ehrwürdiger Greis, saß betend zu den Füßen seines Lagers. Verwundert blickte Robert umher; er wußte nicht wie er hierher kam; als er sich aber erhob und der Greis seine Hand faßte und Anna ihn begrüßte, mit dem Ausrufe: „o mein Retter, da stand alles lebhaft vor seiner Phantasie und hohe Freude färbte seine Wange.

Von nun an war er täglich auf dem Landhause — seine Geschichte erregte die Theilnahme des alten Connal — er erneuerte die Bekanntschaft einiger früherer Freunde, die im Ministerio angestellt waren und erhielt für seinen Gast die Bewilligung der Bitte, seinen Aufenthalt auf dem Gute der Candonas nehmen zu dürfen.

Jetzt gewann das Leben einen neuen Reiz für Robert, der Umgang mit dem edlem Greise, der, am Hofe erzogen, endlich, nachdem er eine Zeitlang der Spielball der Kabale gewesen war, ein stilles harmloses Glück, in den Thälern die seine Vorfahren bewohnt hatten, suchte; der nichts aus dem Strudel, in dem er sich nur aufrecht hielt, rettete, als ein verschuldetes Gut; die Nähe der geliebten Jungfrau, die die Welt ausser ihren Bergen nicht kannte und deren schöne Seele, erhaben wie die Natür die sie umgab, die Dankbarkeit gegen den Retter ihres Lebens für eine heilige Pflicht hielt, — das alles fesselte ihn an den kleinen Kreis geselliger Freude und nur selten flogen seine Blicke über den Ocean, den ziehenden Frühlingsbothen nach, in die Gegend seiner Heimath.

Wenn der Greis sich nach dem Mittagsmahle niederlegte, nahm Anna den leichten Strohhut und verließ an Roberts Arme das Gut, um die Landleute in ihren Hütten, oder die Arbeiter im Gebürge und auf dem Felde zu besuchen; oder er trug ihre Harfe und im Schatten eines Eichenhaines sang sie ihm die Gesänge entschwundener Tage. Er saß zu ihren Füßen, sein Auge sinnend auf die Bewegung ihrer

Hände gerichtet. Wenn dann die letzten Accorde verhallten und die Hände hinabsanken, dann erwachte er aus der Abwesenheit des Geistes und das freundliche Auge der Jungfrau lächelte ihm entgegen; aber sein Schicksal, seine Zukunft trat drohend vor ihn hin, der Schmerz mischte sich in seine Züge. Dann fragte das Mädchen: Robert, was ist dir? — und ein Seufzer drängte sich aus seinem Busen. Ach, er durfte es ihr ja doch nicht sagen, was ihm war! — denn wenn sie ihn auch liebte, was konnte er ihr bieten. Sollte er den Frieden dieses sanften Herzens stören? — Er gelobte sich's zu schweigen — zu tragen wie ein Mann.

Doch das Schicksal wollte es anders. — Ein Zufall vernichtete alle seine Schwüre.

Der alte Connal wurde krank, er fühlte das Nahen seines Todes. Robert und Anna wetteiferten um seine Pflege. Die hohe Liebe, mit welcher die Tochter an ihrem Vater hing, besiegte jedes andere aufkeimende Gefühl in ihrer Brust. Mit erzwungener Heiterkeit saß sie unermüdet an seinem Krankenlager, bis er sie selbst bat sich zu schonen und ihr befahl ihn zu verlassen. Dann erst ging sie mit einem Blick voll Dankbarkeit auf Robert, der ihre Stelle einnahm und warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehte um das Leben ihres Vaters.

Hier fand sie Robert, als er sie einst suchte. Die fromme Ergebung mit der sie, hingesunken vor dem Cruzifixe, in leisen Worten die Erhaltung ihres Vaters der Obhut des Höchsten anvertraute; die zarte Liebe, die aus ihrer Bitte sprach; das Vertrauen, die Zuversicht mit welcher sie sich an ihren Heiland, wie an einen wohlbekannten Freund wandte, — enthüllte ihm die schöne Seele des Mädchens.

Versunken in ihre Andacht, hatte sie sein Kommen nicht gehört, leise warf er sich hinter ihr nieder und vereinte seine Bitten mit den ihrigen.

In derselben Nacht entschlummerte der Greis sanft und ruhig zu den Gefilden einer bessern Welt. Kurz vor seinem Tode rief er Robert zu sich und empfahl ihm mit gebrochner Stimme seine Tochter. Da gestand ihm der Jüngling seine Liebe und der Vater gab ihm seinen Segen; — noch einmal rief er: meine Kinder! — dann schloß sich sein Auge für immer.

Grenzenlos war Annas Schmerz. Jetzt hatte sie ja keinen mehr, zu dem sie hätte fliehen können. Wohin hätte sie sich auch wenden sollen, diese einfache, fromme Seele, wohin, wo man sie verstanden hätte? —

Robert folgte der Leiche des Greises und als die Erde den Sarg bedeckte, gelobte er dem Geiste des Verschiedenen, der Armen ewig Bruder zu seyn, wenn nicht zartere Banden sie vereinigen sollten.

Rastlos war er jetzt bemüht Anna zu erheitern. Anfangs führte er sie zu dem Grabe ihres Vaters, dort theilte er ihren Schmerz, denn sie zu trösten vermochte er nicht; — dann brachte er sie weiter, unter Menschen, oder an den schönen Busen der Natur.

Sein Bemühen blieb nicht unbelohnt; — Anna wurde heiterer und die Zeit, die das Grab mit Moos bedeckte, goß auch, Dank sey es der Vorsehung! den Balsam der Vergessenheit über das leidende Herz.

Ein schöner Sommerabend lag auf den blühenden Fluren, da beredete er sie zu einem Gange an das Seegestade. Er nahm die Harfe mit und zum ersten Male nach dem Tode ihres Vaters berührte Anna die Saiten. An der

Stelle, wo er, nachdem er sie dem wilden Strudel der Brandung entriß, kraftlos niedersank, setzten sie sich auf den Vorsprung eines Felsens und das Mädchen griff bebend in die Saiten und sang die Lieder von Selma; als sie nun an die Stelle kam:

„I sit in my grief, ich sitze in meinem Kum„mer, ich erwarte den Morgen in meinen „Thränen. Höhlt das Grab, ihr Freunde des „Verschiedenen; aber schließt es nicht, bis Col„ma kommt! Mein Leben entflieht wie ein „Traum: warum soll ich bleiben? hier will ich „ruhen bei meinen Freunden, bei dem Strome „des hallenden Felsens. Wenn die Nacht sich „am Hügel breitet, wenn der Sturm durch die „Haide rauscht, soll mein Geist auf den Wolken „schweben und den Tod der Geliebten beklaa„gen."

Da zitterte ihre Stimme und ein Thränenstrom benetzte ihre Wange. Länger konnte sich Robert nicht halten, er ergriff ihre Hand: Anna, sprach er, ich liebe dich! Dein Vater gab mir seinen Segen, ich gelobte ihm Dich nie zu verlassen — Anna! willst du mein seyn? — und das Mädchen sank an seine Brust, die langverhaltne Liebe loderte auf zur unverlöschlichen Flamme und die leisen Laute: Robert, ich bin dein! berührten ihre Lippen.

Anna's Busen war der Tempel der Vesta, kindlich schmiegte sie sich an den Geliebten; längst war sie ja sein, ohne daß sie selbst es wußte. Sie hielt das für Dankbarkeit, was die Wallung der ersten Jugendliebe war; schon in seiner Nähe war sie glücklich; — ihre Wünsche erstreckten sich nicht weiter; aber jetzt, als er sie um ihre Liebe bat, da er ihr sagte, daß er sie schon liebte, noch ehe sie ihn kannte; jetzt, da sich ihren Blicken ein Paradies öffnete, an dessen Daseyn sie früher nie gedacht hatte: jetzt strömte die Seligkeit des Himmels in ihr Herz und noch einmal wiederholte sie laut: Robert ich bin dein!

(Der Schluß folgt.)

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

17.

Josephinens Flucht.

„Wo bleibst Du so lange?" rief mir Gustchen freundlich entgegen: „da hat mir der Vater die Gleichung

$$X_4 - 6^{x3} + 5X^2 + 3^x - 12 = 0$$

aufzulösen gegeben; ich komme nicht heraus, hilf mir ein bischen."

„Das ist," entgegnete ich schmerzlich: „eine Aufgabe aus der Lehre von den continuirlichen Brüchen, zu der ich heute durchaus nicht aufgelegt bin. Das ganze menschliche Leben ist eine Reihe von continuirlichen Brüchen!" setzte ich bitter hinzu, und fühlte, daß die Geschichte des eben verlebten Morgens auch dazu gehörte; denn mein Muth, meine Hoffnungen schienen mir auf immer und ewig gebrochen zu seyn.

Gustchen ging schmollend. Hatte ich mir die doch nun auch zum Feinde gemacht.

Ich war mit der ganzen Welt zerfallen. Mit allen Menschen hätte ich mich schlagen mögen.

Beim rechten Lichte besehen, trug ich aber, ich allein die Schuld der fatalen Gschichte, die mir vielleicht auf meine ganze Lebenszeit nachtheilig seyn konnte. Was ging mich Lina an? hätte ich ihr den Rosenstock nicht gekauft, hätte ich die blonde Unbekannte in der gräflich Gormschen Equipage gar nicht gesehen; hätte ich

*

Gustchen nicht belogen; so wäre ich gar nicht in die Oper gekommen. An solchen Fäden hängt unsere Zukunft. Denn daß die Gräfin Gorm über kurz oder lang, einmal mit dem Fürsten, auf dessen Kosten ich erzogen wurde, über mich sprechen, und mich bei der Gelegenheit gewiß mit schwarzer Kreide anschreiben, und daß der Fürst mich alsdann bestimmt aufgeben werde, das stand vor meinen Augen, wie ein Regeldetri-Exempel da.

War der Graf unschuldig, so konnte ich ihm gar nicht verdenken, wenn er einen unversöhnlichen Haß auf mich warf, denn was ich steinfremder Mensch ihm, in seinem eigenen Hause, in Gegenwart seiner Groß-Mutter, in das Gesicht sagte, war eine Beleidigung, deren Umfang sich gar nicht übersehen ließ; war er aber schuldig, so bewieß die Ruhe, mit der er sich gegen mich hielt, und die Gewalt, die er über sich hatte, welchen Grad von besonnener Bosheit der junge Mensch erklomm, und dann schien er um so gefährlicher. In beiden Fällen mußte ich alsdann diesen Moritz, für die Zukunft, als einen sehr nachtheiligen Gegner fürchten, der mir um so furchtbarer war, als er durch seinen Rang und durch sein Vermögen auf die ersten Stellen im Lande Anspruch hatte.

Sonderbar! in alle diese verfänglichen Verlegenheiten stürzte mich die Dankbarkeit — — o, wie der Mensch sich doch gern entschuldigt, wenn er gefehlt hat. — Ja, für die wohlwollende Absicht, mir den Verlust des Rosenstocks mit zehn Thalern zu ersetzen, hatte ich der Gräfin danken wollen, aber hinter der edeln Pflicht hatte eigentlich noch etwas anders gesteckt; ich hatte die junge blonde Gräfin von Angesicht zu Angesicht zu sehen gewünscht, und das, das war die Triebfeder gewesen, die mich in das gräflich Gormsche Haus, und nun wahrscheinlich in mein Verderben drängte. — Doch, wie hing denn die Geschichte mit dem Goldstück jetzt zusammen? Ein gräflich Gormscher Bedienter sollte mir es bringen, und mich, da der Herr Professor das Geld nicht genommen, zur Gräfin selbst führen. Also mußte doch eine Gräfin Gorm zugegen seyn. Wer erklärte mir das?

Gustchen unterbrach mich in meinem tiefen Sinnen über das unerklärliche Räthsel dieser Geschichte.

Eine Hand auf ihrem Rücken, legte sie die andere vertraulich auf meine Achsel und sagte, mit weggewandtem Gesichtchen: Theodor, Du warst vorhin unfreundlich gegen mich; das ist nicht hübsch von Dir; ich kam her, um Dich darüber auszuschmälen, aber da ich Dich jetzt verdüstert sehe, so ist mir der Muth dazu vergangen. Was fehlt Dir, lieber Theodor?"

„Nichts, Du kleines Ding," sagte ich, durch des holden Kindes zarte Theilnahme schon wieder halb aufgeheitert.

„Ach ich bin gar nicht so klein mehr, als Du Dir immer einbildest," antwortete sie mit naivem Ernste: „der Vater sagt, ich wachse täglich, und alle Röcke werden mir zu kurz, aber — wirst Du mir nicht gestehen, was Du hast? Du sagst immer, munter ist die Hauptsache! so lange uns alles nach Wunsche geht, ist das keine Kunst; aber, wenn — wie soll ich sagen — wenn uns etwas in die Quere komm, dann müssen wir den Satz wahr machen. Pfui, Theodor, solch ein trübselig Gesicht steht Dir nicht halb so hübsch, als ein fröhliches; Sieh! ich habe auch ein kleines Unglück, aber, so lange man Freunde in der Welt hat, muß man nicht verzagen."

„Du ein Unglück?" fragte ich, meinen eigenen Schmerz vergessend.

„Eigentlich zwei," erwiederte sie, und holte jetzt die Hand, die sie bis dahin auf den Rücken hielt, hervor: „Sieh nur, da hat mir Lilli einen jungen Doctor gemacht, oder einen Professor, oder was es sonst seyn soll;" sie brachte eine Puppe zum Vorschein, mein leibhaftes Conterfei, mir, wie aus den Augen geschnitten. — „Wie Du gestern in der Oper warst, wollte ich auch ein bischen Comödie spielen, Tante Barthels hatte mir hier die Psyche geschenkt" — sie holte ein äußerst niedliches Wachspüppchen, Psyche auf dem Felsen-Moos schlafend, Josephinen zum Sprechen ähnlich, hervor — „nun sollte der junge Herr hier vor Psychen hinknieen: er war störrig und wollte nicht; da ward ich ein bischen ungeduldig, stauchte ihn etwas derb nieder, brach ihm beide Beine in Stücken, und erschrack darüber so, daß ich unversehens der kleinen Psyche zu nahe kam, und ihr hier die allerliebsten Flügelchen zerknickte. Sieht Lilli und Tante Barthels, wie ich ihren Puppen mitgespielt, so darf ich vor Schelte nicht sorgen; es heißt so immer, der Wildfang kann nichts ganz leiden; sag' mir, nicht wahr, Du heilst dem Professor die Beine, und greifst der armen kleinen Psyche unter die Arme?"

Da hatte ich ja mein Prognostikon. Psyche hat die Flügel verloren, sie kann dem Grafen nicht mehr entfliehen, und mir schlägt er die Beine entzwei! — und ich — ich soll, will das Kind, der Flügellosen unter die Arme greifen.

„Für Deinen Professor," erwiederte ich, von kaltem Frost über mein, mich vielleicht bald ereilendes Schicksal durchschauert, ist keine Hülfe mehr; laß ihm beide Beine abnehmen, sonst stirbt er am kalten Brande; und Psyche? — die ist dem unsichtbaren Dämon verfallen, der ihr die Flügel raubte; die Stunde schlägt, ich muß zum Herrn Magister Wunderlich."

Ich ging und Gustchen brummte hinter mir, halb laut, „Du wirst am Ende noch selbst ein Magister Wunderlich. Vergiß in Deinem Aerger nicht," rief sie doch, wieder gut meinend, mir nach: „daß er ausgezogen ist, und seit heute auf dem Opernplatze, im Seidemannschen Hause, wohnt."

Das war recht hübsch von Gustchen, daß es mich daran erinnerte, denn ich hatte, den Kopf von ganz andern Dingen voll, wahrhaftig nicht daran gedacht, und hätte einen Weg von einer halben Stunde umsonst gemacht. Gustchen — ich fing mich fast vor der Kleinen zu schämen an; — Gustchen war diesen Morgen zweimal schnöde von mir behandelt worden, und doch gut und freundlich geblieben. Das ist reine Frauenart, und schon darum sind die Frauen der Ring zwischen den Menschen und Engeln.

Ich will auch, sagte ich, durch Gustchens milden Mädchensinn weicher geworden, zu mir selbst, ich will auch ihrem Professor die Beine wieder curiren, und Psychen, der Unheil schaffenden, die Flügel in Ordnung bringen; das Kind ist ja am Ende das einzige Wesen, das es in dieser Welt mit mir gut meint.

Ohne auf die Stelle zu blicken, wo ich gestern Abend die niedlichsten Sandalen-Füßchen in den Wagen steigen sah, eilte ich an dem Opernhause vorbei, ging über den großen weiten Platz und fragte nach dem Seidemannschen Hause; mein Magister Wunderlich, hieß es, sollte im dritten Stocke wohnen, ich stieg also die Treppe hinan.

An der Flurthüre ist keine Klingel, ich klopfe, es hört Niemand, ich probire die Klinke, sie geht auf; ich öffne die Thüre und stehe im Vorsaal.

Drei Stubenthüren erschwerten mir die Wahl, ich klopfte leise an die nächste. Im Zimmer ward gesprochen; ich hörte weibliche Stimmen, mein Magister Wunderlich konnte hier nicht wohnen, denn der finstere Hagestolz lebte, wie katholische Geistlichkeit seit Gregor dem Siebenten, im strengsten Coelibate; indessen ließ sich hoffentlich die Wohnung des Gesuchten hier erfragen; ich klopfte daher noch ein Mal, und da ich wieder nicht gehört wurde, öffnete ich leise die Thüre.

Eine jugendlich schöne Gestalt, leicht gehüllt in ein dünnes, verrätherisches Phantasie-Gewand, das eben dem blendenden Nacken entfiel, flüchtete mit einem kleinen Schrei in das Nebenzimmer; vor der Thüre noch wendete die Fliehende sich um und ich erkannte — Josephinen. Ein Kammermädchen folgte ihr unter lautem Gelächter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten.

In der Hildesheimer Zeitung wird über die Wahl des Pater Fiorris zum General der Jesuiten ein lauter Jubelgesang erhoben. Man preis't dieses Ereigniß als den Triumph dieses um Staat (?), Kirche (?), Sitten (?), Künste und Wissenschaften und jedes Ruhmwürdige (?) hochverdienten Ordens. Man betrachtet das Wiederaufleben dieses der Religion (?) geweihten Ordens, als eins der köstlichsten Zeichen der Zeit (?) und zweifelt nicht, daß dieser neugepflanzte Stamm bald weit und breit seine kühlenden (?) Zweige verbreiten und in seinen Belaubungen die verwais'te Jugend aufnehmen werde.

Wir setzen diesem Preis- und Jubelgesange folgende schon vor dreißig Jahren verfertigte, uns von dem Verfasser mitgetheilte, bisher ungedruckte Dichtung entgegen:

Jupiters Schöpfung.

Zeus war einmal in übler Laune,
Und zog die Stirn gewaltig kraus;
„Es werd' ein Monstrum!“ rief er zornig aus,
Und kocht in seinem Grimm vom Luchs, vom Fuchs und Faune,
Vom Tiger und vom Krokodill
Ingredienzien in Einem Topf zusammen;
Und, da der Spuk sich nicht gleich modeln will,
Nimmt er noch Bonzenfett. Schnell lodern helle Flammen
Und sieh! ein Ungethüm steigt aus dem Topf hervor
Und reckt den hagern Hals empor.
Ein häßliches Geschöpf: der Lauerblick vom Luchs,
Die schlaue Hinterlist vom Fuchs,
Das Grinsen von dem Faun, vom Tigerthier die Tücke,
Vom Krokodill die Heuchelei,
Die weinen kann und würgt. Zeus schaudert bleich zurücke,
Als ob vom Tartarus es ausgespieen sey.
„Fort, rief er bebend, fort aus des Olymps Gebieten.“
Da kroch's in Mönchsgewand und heckte — Jesuiten.

Auszug der Rede des Bau- Berg- und Weg-Inspektors Sperling, an die Mitglieder des National-Theaters in Krähwinkel.

(Als das Donauweibchen aufgeführt werden sollte.)

Von A. W. Schlegel.

Ubi erit applausus spes
Si offenditur ars! wie soll man klatschen,
Wenn ihr wie die Ausrufer auf der Mess'
Thut brüllen und in die Jamben patschen?
Die Frau im Evangelium]
Fand den verlornen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder,
Der Joseph seine saubern Brüder,

Aber wer bei den Komödianten sucht
Die Furcht vor der Kritik und Göthenschen Zucht
Und die Aesthetik; der wird nicht viel finden,
Thut er auch hundert Laternen anzünden.

Zu dem Hamlet im Schloße zu Helsingör,
Wie wir lesen im William Shakespear,
Kamen auch die Schauspieler vaciren,
Baten um Engagement und thaten hofiren:
Fragten: gnädiger Prinz! „quid facimus nos?
„Wie machen wir's, daß wir kommen in der Musen Schoos?
„Et ait illis, und er sagt
„Neminem concutiatis,
„Wenn Ihr den Dichter nicht schindet und plagt
„Neque calumniam faciatis
„Keine Kabalen macht, das Publikum nicht betrügt.
„Contenti estote. Euch begnügt
„Stipendiis vestris, mit Euer Gage
„Und verflucht jede Plumperei und Blamage!"

Es ist ein Gebot: der Akteur soll den Dichter
Nicht sprechen, als plärrt er durch einen Trichter.
Und wo hört man schlechter declamiren)
Als hier, wenn Ihr thut Verse recitiren?

Wenn man für jeden falschen Accent,
Der Euch von Eu'rer Zungenspitz' rennt
Die Glocken müßt' läuten im Lande umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr.
Und wenn Euch bei jedem Wort' der Soufleur,
Wo eure Rede geräth ins Malheur,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren vom Kopf,
Und wär' er so dick wie Absalons Zopf.
Der Fleck, das war doch auch ein Akteur,
Der Iffland gar obendrein Direkteur,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie solche Pfuschmäuler sind gewesen?
Muß man den Mund, ich sollte meinen,
Nicht aufmachen zu Schillerschen Reimen,
Als wie der Nachtwächter zum „Hört Ihr Herrn!
Aber wie's in den Köpfen ist angefüllt,
So auch von den Lippen es sprudelt und quillt.

Wieder ein Gebot ist: Ihr sollt brav agiren.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr agirt in einem fort,
Vor Euren Grimassen und Kontorsionen,
Vor Euren porte - bras und Positionen
Da hat der Tanzmeister gute Ruh',
Ihr braucht zur Kunst nur Stiefeln und Schuh'
Und keine Mimik und Plastik dazu. —
Was sagt der Hamletius? Contenti estote,
Bei Euch geht aber die Kunst nach Brote.
Aber wie soll man die Truppe loben,
Kömmt doch das Aergerniß von oben!

Ne custodiam gregam meam!
Das ist so ein Theater Prinzipal,
Der die Schauspieler von den wahren Lehren
Zu Komödianten thut verkehren.
Rühmt sich mit seinem gottlosen Mund,
Sein Theater wäre das Beste jetzund,
Und mit dem Wesen in Weimar wären's nur Possen!
Verläugnet den Göthe, unsern Herrn,
Drum will er auch nichts von Schlegel hör'n.

Läßt sich nennen den Dramaturg,
Ja wohl geht er uns mit dem Drama durch!
Der Kunst zum Scandal und Aergerniß,

Velocimano.

Der Velocipede und die Draisine haben einem Mailänder, Hrn. Caetan Brianza, die Idee zur Erfindung einer neuen Maschine, genannt Velocimano, geliefert. Sie wird mit abwechselnder, leichter Bewegung beider Hände, oder auch nur einer getrieben; der Fahrende sitzt ganz bequem, und seine Füße ruhen auf einer Lehne; er bedient sich letzterer einzig zum Umdrehen. Man geht mit dieser Maschine eben so leicht vor- als rückwärts, und fährt viel leichter damit aufwärts als mit den Velocipeden. Vor dem Sitzenden ist ein mechanisches Pferd angebracht, dessen sich auch die Damen bedienen können, vorzüglich weil es die Personen zu keinem

Gleichgewichte verbindet, welches, eine Hauptbedingung beim Velocipede, zu verlieren Gefahr bringen würde. Der Erfinder, Herr Brianza, um sich seine Studien belohnt zu machen, schlägt den Weg der Subskription vor, und wird sobald sich 100 Unterzeichner für eben so viele mechanische Pferde gefunden haben werden, sein Werk beginnen, und verpflichtet sich, in 4 Monaten Jedermann sein Pferd zu liefern. Ein mechanisches Pferd kostet 300 mail. Lire, wovon man die Hälfte bei der Subskription, und die andere sodann bezahlt, wenn man das Pferd erhält. Die Maschine hat vorn ein Rad, hinten zwei Räder. Der ganze Mechanismus besteht darin, daß man die Flügel an dem mechanischen Pferde auf- und niederhebt.

*Anfrage.

Der, auf die im 19 Stück des Bürgerfreundes geschehene Anfrage, sarkastisch Antwortende wird gebeten, uns doch auch zu belehren: warum der große gebogene Anker am hohen Flügel des Palatiums, an die mittlern Balken genagelt ist? ob solcher zu Befestigung dienen soll, oder um das Gebäude im Gleichgewicht zu erhalten?

F — r.

*Zuruf an ***.

Sey doch nicht zu beredt über den Fall deines Nächsten, Du kaum Erstandener! Denn daß auch Du gefallen bist, ist noch nicht vergessen und die von Dir geschlagenen Wunden sind noch nicht alle verharrscht.

*Anekdote.

Ein Reisender kehrte in einer Provinzialstadt am Rhein in ein Wirthshaus ein. Als er gegen Abend in den Gasthof zurück kam, ging er um die Langeweile zu verscheuchen in die Gaststube. — Hier war noch niemand als der Wirth; er fand aber zu seiner Verwunderung mehrere Tische zum Spiel geordnet; auf einigen lagen Spielkarten, auf anderen standen Becher mit Würfeln. Auf jedem Schemel aber an diesem Tisch lag ein dicker Knüppel. Der Fremde fragte den Wirth, was es mit diesen Stöcken eigentlich für ein Bewandniß habe? —

„Mein Herr," versetzte der Letztere: „meine Gäste spielen hier gewöhnlich des Abends; „es geht aber selten ohne Prügel ab; da haben sie mir denn die Beine aus den Schemeln gerissen; nun lege ich gleich jedem einen Stock hin, um meine Schemel ganz zu behalten. —

*Trennung.

Sie nahet erst, die feierliche Stunde,
Die mich vielleicht auf ewig von Dir trennt
So lebe wohl! — von deinem Rosenmunde
Sey nur ein tröstend Wort mir noch vergönnt.

Dein Bild wird ewig mir im Herzen leben!
Im wilden Sturm, in schwarzer dunkler Nacht,
Wirst du als Schutzgeist rettend mich umschweben
Mich schützen mit der Liebe Zaubermacht.

B. G—tj—n.

Auflösung der Charade in Nro. 21.

Einfall.

Nro. 23.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 21. März 1819.

* An Laura.

Laura! wenn des Todes-Engels Flügel
Leises Wehn im sanften Schlummer wiegt;
Wenn im ringsumpflanzten Sterbe-Hügel
Eingewiegt, auch unsre Hülle liegt:
Dann versiegt die Quelle heisser Thränen,
O, da stillt sich jedes bange Sehnen
In der Seele, die dem Staub entfliegt.

Gute Geister eilen ihr entgegen,
Die sie oft hienieden schon umschwebt,
Jeder Blick der Himmlischen ist Segen
Die der Tugend, ach, nur ihr gelebt!
O, wie klein seyd ihr dann Erdenfreuden!
Kleiner noch die schnell entflohnen Leiden,
Wenn zum Himmel sich ihr Flug erhebt.

Und du bebst vor jener Todes-Stunde,
Die des Geistes schwere Fessel bricht?
Bebst — weil dann nicht mehr aus blassem Munde
Sanfter Schmerz und ernste Weisheit spricht?
Denkst die Lieben dir, die um dich weinen,
Nicht die Engel, die mit Trost erscheinen
Deckt erst Todes-Blässe dein Gesicht?

Freundin! ja — die Seel' hat ausgerungen,
Wenn sie noch im Kampf der Leiden scheint;
Schon zum Schöpfer sich empor geschwungen,
Wenn noch Hoffnung betend um sie weint.
Und vergessen sind die kurzen Qualen,
Wenn sie frei — umglänzt von milden Stralen,
Sich mit Himmlischen zum Dank vereint.

Aber nicht das Leben darfst du hassen,
Das der Pfad zu jenem Bessern ist;
Ohne Kummer zwar die Welt verlassen
Die so manchen Jammer in sich schließt;
Doch auch nie im Elend ganz verzagen,
Ernstes Leiden gern und willig tragen,
Da aus Leiden festre Tugend sprießt.

Thorheit ist der Wunsch nach Seligkeiten
Wenn noch nichts uns ihrer würdig macht,
Hohe Tugend muß uns hin begleiten
Wo nur Ueberwindern Wonne lacht.
Dann erquickt die ewig lautre Quelle
Wenn bei jedem Tropfen, jeder Welle
Das Gefühl verdienter Freud' erwacht.

* Die Hütte im Martinsthale.

(Beschluß.)

Ein Geistlicher legte in der Stille ihre Hände in einander, denn der Anstand erlaubte Roberten länger nicht, in dem früherem Verhältnisse auf dem Gute zu bleiben. Nie wurde wohl ein Hochzeitfest stiller begangen; aber nie leuchtete Hymens Fackel wohl froheren, edleren Menschen. Doch wohin sollten sich die Neuvermählten wenden? — das Gut war verschuldet, die Gläubiger drangen auf Befriedigung. In dieser ängstlichen Lage kam der Bote, der die Ereignisse der letzteren Jahre, der die Kunde der erwachten Freiheit und des Sturzes des Tyrannen in die friedlichen Thäler des Hochlandes brachte.

Robert war frei, — sein Vaterland gerächt! und nun erwachte der Wunsch mit erneuter Stärke in seiner Seele, mit der theuren Gattin in seine Heimath zu eilen, sich den Segen seines Vaters zu erbitten und dann auf ein oder die andere Art sein Brod zu gewinnen.

Sie verkauften das Gut, — vortheilhafter als sie geglaubt hatten, und behielten, nachdem sie die Gläubiger befriedigten, einen Ueberschuß, der zu einem einfachen, prunklosen Leben auf lange Zeit hinreichte.

Am Abend vor ihrer Abreise gingen sie noch einmal Hand in Hand zu dem Grabe des geliebten Vaters. Anna knieete nieder auf den Rasen, der es bedeckte und ihr Herz ergoß sich im stillem Gebete: Robert ließ sie allein. Nach einiger Zeit kam sie auf ihn zu, freundlich lächelnd und trocknete die letzten Thränen, die in ihren Augen hingen. Als sie nun zum letzten Male in dem bekannten Zimmer saßen, fragte sie Robert: Anna, verließest du auch gerne deine Heimath, den Schauplatz deiner Spiele, die Gräber deiner Eltern? — Noch ist es Zeit, wähle frei! — meine Heimath ist deine Liebe! Anna, folgst du mir gern? —

Sie griff in die Saiten und sang eine Stelle aus dem Gesange Carric-thura: didst thou but appear o my love etc." wenn Du nur erscheinst, mein Geliebter, schreitend über die dunkelgraue Haide, dein Haar ein leichtes Spiel der Winde, deine Brust ein Wohnplatz der Sehnsucht, deine Augen voll Thränen, um die Freunde, die dir der hüllende Nebel des Meeres verbirgt: Dir will ich folgen, mein Geliebter, dir will ich folgen zu der Wohnung deiner Väter. ꝛc.

Jetzt war Robert ruhig; — er hatte immer noch befürchtet, daß Anna nur ungern das Land ihrer Kindheit verlassen würde; aber ihre Heiterkeit verließ sie nicht, als sie nun auf ewig Abschied nahm von allen was ihr theuer war; als die Küsten Schottlands in grauer Ferne entschwanden; als das Schiff nun mit Windeseile dahin flog, bis nach einer kurzen Fahrt die deutschen Ufer dem suchenden Blick erschienen.

Sie landeten in einem norddeutschen Hafen und mit geschäftiger Eile besorgte Robert einen Wagen, der sie in seine Heimath trug. Es war im Herbst, als er nach fünfjähriger Trennung auf dem väterlichen Gute anlangte. Fremde Gestalten drängten sich um ihn; er fragte nach seinem Vater — man kannte ihn nicht. Ein junger Mann, der jetzige Eigenthümer des Hofes trat herbei, Robert nannte sich ihm und der Fremde führte ihn mit Anna in die wohlbekannten Zimmer; alles war verändert, alles sah ihn feindlich an. Er befürchtete das Schlimmste, den Tod seines Vaters, seine Angst verrieth es seinem Wirthe.

„Ihr Vater lebt! — redete ihn dieser an. „Er hält Sie für todt. Sie müssen sich wundern, „mich als den Besitzer dieses Hauses zu sehen; „aber es wird nicht die einzige Veränderung seyn

„die Ihnen aufstößt und es thut mir weh, sehr „weh, daß ich es seyn muß, der Sie mit dem „Schicksale Ihrer Familie bekannt macht.“

„Nachdem Sie Deutschland verlassen hatten, „wurde der Druck der Tyrannei unerträglich, die „Lasten von Tage zu Tage drückender und die „Willkühr der Obern kannte keine Grenzen. Lange „trug das Volk schweigend sein Joch, doch endlich „bemächtigte sich der Unmuth und die Verzweiflung „der Herzen der freigeborenen Menschen. An der „Lahn und in den Schluchten des Habichtwaldes „weheten die Fahnen des Aufruhrs. Viele Edle „stellten sich an die Spitze des erbitterten Volkes. „Einer derselben war ihr Bruder. Die Unglück„lichen erwarteten Hülfe von einigen benachbarten „Staaten; doch der Verrath vernichtete das küh„ne Unternehmen. Die Braven erlagen der Ue„bermacht des Feindes und das Todesurtheil wur„de über die Führer gefällt. Auch Ihren Bruder „traf dies unglückliche Loos; er starb als Märtyrer „der Freiheit. Sein Muth, seine Todesverach„tung diente seinen Grabgefährten als schönes „Vorbild, sie gingen zum Tode wie zum Triumpfe, „und einer derselben, dessen Name nie verklingen „sollte im Herzen seiner Landsleute — und — „seiner Fürsten, er hieß Schumann, erbat es sich „als Gnade, das Todeskommando übernehmen zu „dürfen. Sie ließen sich die Augen nicht verbinden, „freudig schau'ten sie dem Tode ins Gesicht und „als der Held nun die Losung gab: legt an! und „die Grenadiere bebend die Musketen senkten, „da rief er noch einmal: es lebe mein Kurfürst! „Feuer! — und die Kugeln durchbohrten ihre Her„zen. Alles hatte Ihr Vater angewandt seinen „letzten Sohn zu retten — denn er hält Sie für „todt. Alles gab er hin; die letzten Ueberreste „seines Vermögens; aber fruchtlos. Das Todes„urtheil war gefällt, sein Sohn mußte sterben. „Ich kaufte das Gut, und der Greis lebt hier in „der Nähe in dem Dörfchen W. und erwartet „den Tod, der ihn mit seinen Kindern vereini„gen soll. Ihr Wiederfinden wird ihn aufs neue „ans Leben binden und mit der Vorsehung aus„söhnen, gegen die er zu murren begann.

Tiefen Eindruck machte diese Erzählung auf Robert. Thränen rollten aus seinen Augen und nur Anna vermochte ihn zu trösten. Er nahm Abschied von seinem Wirthe und eilte auf das Dorf, wo sein alter Vater lebte. Der Greis erkannte ihn nicht; aber als ihm Robert nun von seinem Sohne als lebend erzählte, als er sich ihm endlich zu erkennen gab und ihm Anna als seine Gattin nannte, als sie nun beide vor ihm nieder sanken und um seinen Segen baten, o wer malt das Entzücken des Greises und die Freude, mit der er sie umfing. Nun war ja alles gut! er stand nicht mehr allein auf der Erde, wie ein entblätterter Stamm; die Eisrinde, die sich um sein Herz zog, zerschmolz in der milden Sonne der kindlichen Liebe, und der Abend seines Lebens säumte sich mit den schönen Farben der Freude und der Hoffnung.

Jetzt wurden Pläne für die Zukunft gebildet, der Alte wollte an den Hof seines Fürsten und für seinen Sohn eine Stelle erbitten; — aber Robert verzichtete auf alle glänzende Aussichten; er hatte entbehren gelernt und die Lehren seines zweiten Vaters Connal waren ihm unvergeßlich.

Da erinnerte er sich des Thales an der Straße, die von Coblenz nach Trier führt. Auf dem Marsche nach Spanien rastete das Corps einige Tage lang in seiner Nähe und ein Zufall führte Robert zu der Hütte, die damals ein Köhler bewohnte.

Sie sammelten die Reste ihres Vermögens und reiseten hierher. Der Köhler überließ ihnen gegen ein Mäßiges die Wohnung und siedelte sich

von Neuem in der Nähe an. Hier fand Anna ihre Heimath, — der Quell, die hohen waldigen Gebürge, die glühenden Meiler, der Ruf der Jagdhörner begrüßte sie wie befreundet, und ihrem Glücke fehlte nichts.

Das ist die schöne Frau, die in der Thür der Hütte steht, und das Geplauder des Alten, und die naiven Fragen der Kleinen belauscht; das ist Anna, die dem freundlichen Manne die Blumen abnimmt, und ihm die Stirne trocknet von der Hitze des Tages. —

A. Daeves.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

18.

Der Freund.

Vielleicht hätte ich mich umkehren und gehen sollen; aber ich wußte ja immer noch nicht, wo der Magister Wunderlich wohnte; diese hier, als seine Hausgenossinnen, konnten mir bestimmt darüber Nachricht geben, also blieb ich; ich hätte auch keinen Schritt gehen können, ich zitterte vor Schreck oder vor Freude im Geheimsten meines Innern, als schüttle mich ein nie gekanntes Fieber. Diesmal irrte ich mich sicher nicht; es war gewiß Josephine, die ich gesehen hatte; unter dem prachtvollen Spiegel standen die Sandalen von gestern; über der Stuhllehne hing der schwarzseidene, weiche Mantel, sammt den türkischen Shawls und Tüchern; auf dem Tischchen lag der verführerische, keine drei Loth wiegende Anzug der Psyche, und auf der Toilette prangten die niedlichen Flügel. Die Blumen im Fenster, die wohlriechenden Salben, Wasser und Oele im Nachttische, der Potpouri in der Onyx-Vase unter dem deckenhohen Spiegel, — alles duftete so lieblich, — ich stand wie angezaubert: kein Mensch hätte mich hier weggebracht.

Josephine war der unschuldvolle Engel, für den ich sie vom Anfange an gehalten hatte; weder der geflügelte Drache, noch Amor, noch Zephyr hatten ihr diesen Schmuck der Jugend geraubt; auch war Josephine — die verdammten Sandalen veranlaßten einzig und allein jene falsche Vermuthung, — nicht die, mit welcher der Graf Gorm gestern nach Hause fuhr. Das alles folgerte ich mir aus dem einzigen kleinen Schrei. Ein Mädchen, das sich jedem Drachen, jedem Abendwinde und jedem Grafen Preis giebt, schreit nicht so auf, wenn es bei der Toilette von einem jungen Menschen überrascht wird, der just auch nicht dem Vogel Greif oder dem Boreas*) ähnelte, oder wie ein Bauern-Haderlump aussah.

Das Kammermädchen kam nach einigen Minuten zurück, und bat mich, nur einen Augenblick zu verziehen, ihre Herrin werde gleich erscheinen; sie hätte zur nächsten Oper ein neues Kostüm bekommen und dies anprobiren wollen, als ich eben unvermuthet eingetreten wäre.

Mir war bei allen dem so wunderlich zu Muthe, daß ich meinen guten Magister Wunderlich, sammt seiner Stunde, rein vergaß, und dem Kammermädchen mit wirklich recht wunderlichem Behagen zusah, wie es alle die bunten, weichen, leichten, balsamisch duftenden Flitter- und Flattersachen wegräumte, mich auf der Ottomane Platz zu nehmen ersuchte, und auf dem mit Lyren, Köchern und Pfeilen und Blumen geschmackvoll bronzirten Mahagony-Tischchen,

---

*) Bekanntlich bildeten die Griechen den größten Antagonisten des Zephyrs, den Nordwind, mit Schneeflocken auf dem Bart und den Flügeln ab. Statt der Füße gaben sie ihm Schlangen-Schwänze, und mit dem Schweife rührte er Schloßen und Hagel auf.

ein Porzelain-Dejeuné setzte, dessen sich die allergnädigste Landesmutter nicht hätte schämen dürfen. Die Rinde des Mahagonyholzes von den caraibischen Inseln soll vorzüglich gegen Wechselfieber gut seyn. Ich hätte mir gleich an dem Tischchen meine Portion abschaben mögen, denn mein Zustand in dem lauschigen Winkelchen der elastischen Ottomane, war dem höchsten Paroxismus des Wechselfiebers gleich; mir ward bald warm bald kalt zu Sinne, und als das Mädchen jetzt die Dielen aus voller Hand mit köllnischem Wasser besprengte, von dem ich bisher nur immer bei zustoßenden Unpäßlichkeiten einige Tröpfchen auf Zucker nehmen sah, und mir die Prachtbände im Bücherschränkchen, die kostbaren Gemälde und Kupferstiche an den Wänden, und der herrliche Wiener Flügel in die Augen fielen, da erhielt ich von der Lebens-Glückseligkeit einer Solotänzerin und von Josephinens unermeßlichem Reichthum einen herzerhebenden Begriff.

Endlich kam die Holdselige selbst. Ein sehr elegantes, blüthenweißes Negligee umschloß züchtig die anmuthige Gestalt; der Kopf war mit Blumen und Flechten geschmückt; sie grüßte mich wie einen alten Bekannten; sprach über ihre ersten Tanzstunden bei Hrn. Viktorieur, wo sie mich kennen gelernt hätte; erwähnte lachend der lustigen Geschichte mit dem Juden und dem Rosenstocke, hatte mich gestern beim Einsteigen in den Wagen am Opernhause bemerkt und fragte, was ihr das Vergnügen meines Besuchs verschaffe?

Auf die letzte Frage blieb ich ihr die Antwort schuldig, denn mir stand der Verstand stille.

Da war ja das ganze Räthsel gelöst, und der Graf auf einmal entlarvt. Das liebliche Mädchen, ich konnte gar nicht von ihm wegsehen, seit jener Tanzstunde war es stärker, voller geworden, das Haar hatte mehr gedunkelt, und das veilchenblaue Auge mehr Feuer, mehr Sprache bekommen; vom kleinen Fuß bis zur üppigen Achsel war in diesem schönen Körper Lust und Leben, Ebenmaß und Grazie, Kraft und Frische, und mehr, denn das alles, war die Gutmüthigkeit werth, die dem Mädchen aus dem Herzen sprach, und alles, alles das — ich sah es jetzt klar und deutlich, — durfte der gräfliche Taugenichts sein nennen.

Auf meine Frage, wie sie gestern und früher, bei der Geschichte des Rosenstocks, zu dem Gorm'schen Wagen gekommen? entgegnete sie ganz unbefangen, daß der junge Graf ihr Freund sey. An jenem Morgen, als ich ihr mit dem Juden so viel zu Lachen gemacht, sey dessen Großmutter, die alte Gräfin, nicht in der Stadt gewesen; sie habe daher bei dem Enkel gefrühstückt und er sie zu Hause fahren lassen; und Abends, wenn sie im Theater zu thun habe, sey es in der Regel, daß er sie nach Hause bringe, und dann die Großmutter abhole; diese wisse natürlich davon nichts, auch müsse es vor der ahnenstolzen, aufgeblasenen Frau verheimlicht werden, die den Sohn wie einen Unmündigen behandle.

„Ahnenstolz!" entgegnete ich, durch ihre vertrauliche Geschwätzigkeit wieder zu Odem gekommen: „Sie nennen die Alte ahnenstolz; glauben Sie denn, mein Himmelskind, daß eine andere Großmutter dies Verhältniß billigen würde? Glauben Sie denn, daß der Graf selbst seine Ahnen vergessen dürfte, wenn Sie verlangten, daß er das Band, das er für den Augenblick geknüpft hat, für die Dauer schürzen solle?"

„Komisch genug," antwortete sie, und senkte das erröthete Gesicht auf den Busen nie-

der: „komisch genug, daß Sie mich das fragen, und daß ich Ihnen, dem Steinfremden, darauf antworten soll; aber es ist mir, als spräche ich mit einem alten Jugendbekannten, wenn ich Sie sehe, und daß Sie es gut mit mir meinen, höre ich aus ihrer Frage. Sie scheinen" fuhr sie verlegen lächelnd fort, und schenkte mir eine Tasse Kaffee ein: „mit dem Theaterleben noch nicht bekannt zu seyn. Ein junges Mädchen, das ganz allein steht, kann ohne Freund nicht bestehen; es kommt sonst in tausend Unannehmlichkeiten, und bei der Schlechtigkeit der Männer, die einer Schauspielerin, und vornehmlich einer Tänzerin, alle mögliche Erbärmlichkeiten zumuthen, hat es fast täglich Anträge zu befürchten, die nur den Verworfensten unsers Geschlechts annehmbar seyn können. Schämte ich mich nicht vor mir selber, ich könnte Ihnen in allen lebenden Sprachen von Männern der ersten Stände, allerlei Glaubens und Alters, Billets zeigen, in denen ich zu Verbindungen aufgemuntert werde, die ein schamhaftes Mädchen verabscheut. Meine Form, die Blüthe der Jugend, regt die Wüstlinge zu einer Dreistigkeit an, die keine Rücksicht auf den sichern Verlust meiner Achtung und des Vertrauens nimmt, das sie mir abverlangen. Am zudringlichsten sind die, welche durch Alter, Rang und Ansehen das meiste im Volke gelten, und, um diese Gleichgültigkeit zu behaupten, ihren Ruf mit der strengsten Aufmerksamkeit bewahren sollten. Gebe ich ihren ehrlosen Anträgen kein Gehör, so ist das nicht Tugend, nicht Unschuld von mir, denn eine züchtige Mime ist in den Augen dieses vornehmen Abschaums ein Unding; blos wegen anderer Verbindungen ähnlicher Art weise ich, ihrem Wahne nach, das angeborene Glück von der Hand, und kann der, mit dem sie mich verbunden glauben; ihnen, nach ihren flachen Ansichten, nicht durch gleichen Rang und durch gleiches Vermögen die Spitze bieten, so bleibt nichts unversucht, ihn durch die niedrigsten Kabalen zu verdrängen. Wie manche Ehrenfrau, wie manches unbescholtene Mädchen ist für das unbedeutendste Versehen auf der Bühne, oft selbst auch ohne alle Veranlassung dieser Art, blos weil sie solchem sündhaften Pöbel der höhern Stände auswich, von diesem und seinen Söldlingen öffentlich verhöhnt, ausgepocht, mit faulen Aepfeln beworfen, mit Phosphorus bespritzt und auf Bubenart beschimpft worden. Entschuldigen Sie mich nun, wenn ich, der Taube am rundumwölkten Himmel gleich, nach Schutz und Hülfe trachtete."

Ich ergriff die Lilienhand der Holden und küßte sie schweigend, als wolle ich das Weh vergüten, daß ich ihr vorhin mit der unzeitigen Frage gethan; aber es fielen aus der veilchenblauen Tiefe ihres schwimmenden Auges, ... zwei große Thränen, die ich auch gern weggeküßt hätte.

Wohl konnte ich mir in dem Lauschwinkelchen der üppigen Ottomane, an der Seite dieses süßen Solomädchens, recht lebhaft denken, mit welcher Anwendung sich hier Cicero de amicitia lesen lassen müsse; allein von dem eigentlichen Verhältnisse zwischen der Freundin und dem Freunde hatte ich doch noch keinen ganz klaren Begriff; nur so viel meinte ich im verworrenen Dunkel meiner vorläufigen Ansichten, daß man auch ohne beides im Stande seyn könne, ihr schützender Freund zu werden. Ein Paar tüchtige Fäuste, glaubte ich, sollten Gold und Rang aufwiegen, und jeden in Respekt halten, der sich der Unbescholtenen in unziemlicher Absicht nähere.

„Wohl darf man dem Grafen Gorm vertrauen!“ fing ich an, um etwas Näheres über ihn zu erfahren, dann ihr zu erzählen, wie abscheulich er sie verläugnet, und endlich, wenn ich ihn so in den Hintergrund geschoben, mich an seinen neidenswerthen, von ihm nicht verdienten Platz zu stellen. —

„Der Graf Gorm“ fiel sie mir in das Wort: „ist ein sehr edler Mann; ohne ihn stände ich ganz allein in der Welt, ich darf ihn, im reinsten Sinne des Worts meinen Freund nennen. Nicht weil er Graf ist, — das bleibt selbst in seinem Auge Zufall, — nicht, weil er mit seiner verschwenderischen Freigebigkeit jedem, auch dem entferntesten meiner Wünsche begegnet, und nur in meinem Glücke das seinige findet, achte und ehre ich ihn; sondern weil er für die tausend Gefälligkeiten, durch die er täglich sich mir verpflichtet, auch noch nicht eine von mir verlangt hat, die das schuldlose Mädchen dem schuldlosen Manne nicht gewähren könnte. In seiner Seele ist kein unzarter Gedanke, in seinem Herzen kein unkeusches Gefühl; — doch“ setzte sie, sich selbst belächelnd, sanft hinzu, und stand auf: „ich schreite über die Grenzen des Schicklichen, wenn ich, Ihnen fremd, im Lobe dessen zu warm werde, der mir das Liebste auf dieser Erde ist. Nehmen Sie das, was ich über ihn sprach, für nichts, als für die lauterste Dankbarkeit. Diese soll ja eine Tugend seyn; — nein, das ist sie nicht; danken und denken, — es ist ja fast ein Laut; ich müßte nicht Mensch seyn, ich müßte nicht denken können, wenn ich nicht erkenntlich wäre. Er ist mir alles; mein Beschützer, mein Lehrer, mein Rathgeber, mein Bruder, mein Freund! — Ich höre ihn eben kommen!“

Die Außenthüre rauschte auf.

Mir war wie einer Maus, welcher die Katze über den Hals kommt, und die das Schlupfloch nicht zu finden weiß. Traf der Graf mich hier, so — Gustchen hatte mir ja alles geweissagt, so schlug er mir die Beine entzwei. —

„Es wird dem Herrn Grafen vielleicht unlieb seyn, mich hier zu finden,“ sagte ich, leise erbebend, und sah mich nach einem Ausweg um.

„Warum das?“ entgegnete die Reine mit ruhigem Lächeln: „er kennt Sie ja schon; ich erzählte ihm die Geschichte Ihres Unglücks mit dem Rosenstocke, und er übernahm es damals, Sie für Ihre Einbuße —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Anzeige.

Die in diesen Blättern vor einiger Zeit gerügte Menagerie auf dem Kirchhof des Ost-Cantons dauert noch fort, ohne daß etwas darüber laut geworden ist, was für dieselbe spricht. Man muß daher vermuthen, daß entweder denen, so die Aufsicht über den Kirchhof führen, es an Sinn für das Schickliche fehlt, oder daß die ehemalige Zeit wieder eingetreten ist, in welcher mit unter der Knecht den Herrn spielte und nur das that was ihm gefiel, weil er an seiner Unentbehrlichkeit glaubte. Jetzt scheint es manchem, müsse es ganz anders seyn, da, wie man hört, kein Unter Beamter mehr auf Lebens Zeit, sondern nur mit einer gewissen Lösekündigung in Dienst genommen wird.

Ueberhaupt wird dafür gehalten, daß der Kirchhof des Ost-Cantons vernachläßiget wird und verwildert; auch daß man wohl etwas mehr thun könnte als geschiehet, die geschmacklosen Verzierungen der Gräber und die weitschweifigen, mit unter seltsamen Denkschriften auf denselben vorzubeugen, damit doch nicht an

so ernster Stäte das Auge und der Verstand so vielfach beleidigt werde.

Daß die vorderen Garten-Anlagen, für deren Einrichtung erst vor ein paar Jahren Verwendungen gemacht sind, seit kurzem lichter geworden, ist vermuthlich geschehen um den Rest der Gesträuche mehr Luft und mithin besseren Wachsthum zu verschaffen, denn was dadurch an Gras und Heu gewonnen wird, kann nur unbedeutend seyn.

---

* Die langen Sparren.

Als wir den einen Flügel höher bauen sahen als den andern, vermutheten wir, daß es aus weiser Absicht geschähe, da solches den von Belidor, Sturm, Penther, Schubeler, Vignola, Paltadio, Scamozzi, Vitruv gegebene Regeln gänzlich zuwider war. Aus der bescheidenen Antwort, (welche die Vermuthung in sich trägt, daß sie von einen Baukundigen herrührt,) die wir in diesen Blättern gelesen haben, scheint es, daß man bei dem Bau entweder alle Regeln aus den Augen gesetzt habe, welches kaum glaublich ist, oder daß der Bau nach ganz neuen Regeln aufgeführt worden. Ist Letzteres, so können wir die neuen Regeln nicht billigen und müssen für deren Anwendung bei andern Gebäuden warnen. Erstlich machen die langen Sparren einen wahren Uebelstand, und jeder sieht solches für einen bedeutenden Fehler an. Zweitens sind sie auch kostspieliger, denn lange Sparren sind theurer als kurze; überdem erfordern sie mehr Dachziegel. Bei obgedachtem Bau haben sie 750 Stück mehr hingenommen. Der breite Schornstein auf der Ecke, und der andere am Ende, wäre nach den alten Regeln auch weggefallen und die Kosten erspart worden.

* Wer steht, sehe daß er nicht falle.

Beherzigend ist der Zuruf an *** in Nr. 22 des Bürgerfreundes, mit Recht trift es den Schuldigen! — wenn aber es solche Menschen giebt, die nicht allein mit dem Stachel der giftigsten Verläumdung ins Unglück gerathne Menschen verfolgen, und Ihnen den letzten Heller nehmen, statt daß es ihre Pflicht wäre sie zu schützen, und die selbst in der nämlichen Lage waren, woraus sie sich vielleicht durch beßre Ränke heraus zu ziehen wußten, welche Strafe verdienen diese? —

---

* Anekdoten.

Der Kanzler Düprat aß nichts lieber als Eselsfleisch, und er brachte diese Mode in ganz Frankreich auf, die nur wieder mit seinem Tode abkam.

Ew. Majestät, ich träumte diese Nacht, daß Sie die Gnade hätten, mir ansehnliche Geschenke zu machen — sagte ein Hofmann zum König Alphonsus. „Christen müssen nicht an Träume glauben!“ erwiederte der König. —

---

* Charade von drei Sylben.

Mein Ganzes sind die ächten Kaffeeschwestern,
Vornehmlich wenn es gilt — zu lästern; —
Mein Erstes Sylbchen tanzt dann auf der Zunge
In unermüdlich, regem Schwunge. —

Das letzte Sylbenpaar zu werden
Glückt selten einem schon auf Erden;
Doch wer hier edel wirkt, darf hoffen:
Ihm stehe einst der Himmel offen.

H — ll —

Nro. 24.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 25. März 1819.

* Das Mädchen am Gestade.

Am Felsen sitzt trauernd Gunilde,
Versunken in nagendem Schmerz.
Die Lüfte umwehen mit Milde
Die blühenden Frühlingsgefilde
Und Freude fühlt jegliches Herz.

Aus blauer Fluth taucht die Najade,
Die Biene schwärmt sumsend im Klee:
Das Mädchen nur folgt ihrem Pfade
Zum einsamen Felsengestade;
Und blickt auf die wogende See.

Sie harret der Rückkehr des Treuen,
Bis spät — in die sinkende Nacht;
Von Fesseln das Land zu befreien,
Der Voreltern Ruhm zu erneuen:
Zog Arthur zur blutigen Schlacht!

Den Krieger umlagern Gefahren,
Im Kampfe herrscht wechselndes Glück.
Längst kehrten die siegenden Schaaren,
Längst wurden die Monde zu Jahren:
Doch Arthur kehrt nimmer zurück.

Dort harret am Felsen Gunilde,
Blickt über die wogende See.
Da schwinden die Frühlingsgefilde,
Es nahen sich Leichengebilde
Und hauchen ein schneidendes Weh!

Laut brausen die kreisenden Wogen,
Mit furchtbar vernichtender Wuth.
Weit über die Felsen gebogen,
Hinab in den Abgrund gezogen,
Umhüllet das Mädchen die Fluth.

A. Daeves.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

19.

Die Hornstunde.

Der Graf riß in diesem Augenblicke die Thüre auf, und hatte einen fröhlichen guten Morgen auf der Zunge, als er mich gewahrte.

Er prallte mit einem lustigen „was der Teufel“ drei Schritte zurück. Josephine stellte mich ihm — meinen Namen wußte sie selbst noch nicht — als den jungen Mann vor, dem

sie den Rosenstock überfahren habe, und ich machte, das fühlte ich, ein Schaafgesicht.

„Du ihm den Rosenstock? sagte er lachend zu Josephinen; — wir sind quitt — er raubte mir, bei einem Haare, Dich, mein ganzes Leben! Nun sagen Sie mir um Gotteswillen, Sie Unglückskind! wer sind Sie? welcher Beelzebub führte Sie heute in unser Haus? und was wollen Sie hier? hier, bei Josephinen?"

Die letzte Frage schien ihm die dringendste zu seyn, daher beantwortete ich sie zuerst, und versicherte, hier eigentlich nichts, als den Magister Wunderlich gesucht zu haben; Josephine und der Graf lachten laut; jenem schien ich von diesem Augenblicke an nicht mehr gefährlich, und das ärgerte mich ein bischen. Eigentlich hätte ich ihn gern zu wüthender Eifersucht entflammt, da er mich doch am Morgen bis zur Verzweiflung trieb. Auf die erste Frage nannte ich ihm meinem Namen, und auf die zweite erzählte ich, ohne der eigentlich gesuchten jungen Gräfin Gorm zu gedenken, daß ich mich bei der Frau Großmutter für die angebotene Entschädigung des Rosenstocks, habe bedanken wollen, und den Zusammenhang des heutigen Auftrittes nur durch die Erörterung begreife, die mir Josephine eben mitgetheilt habe.

Der Graf eröffnete nun Josephinen die Scene des heutigen Morgens mit einer Laune, die mich über mich selbst lachen machte; Josephine stimmte bei und konnte der Verlegenheiten kein Ende finden, die ihm und ihr zu Haus und Hof gekommen wären, wenn der Graf sich nicht mit ungeheuerer Dreistigkeit herausgelogen hätte.

„Verkennen Sie mich nicht," sagte er jetzt zu mir gewendet, ernster und mit kindlicher Achtung: „daß ich, meiner Großmutter gegen über, die Wahrheit umging; aber ich konnte nicht anders; ihre Ruhe, meine Liebe, Josephinens Glück standen auf dem Spiel. Meine Großmutter ist eine herrliche Frau, nur — halten Sie das dem Zeitalter, in dem sie geboren ward, und den Vorurtheilen ihrer Erziehung zu gut — nur in einem Punkte sind wir verschiedener Meinung. Wüßte sie, daß ich Josephinen gut wäre, sie grämte sich zu Tode; ich könnte mit den verrufendsten Frauen und Mädchen unseres Standes in den zweideutigsten Verhältnissen stehen, sie würde das übersehen, sie würde sich vielleicht sogar im Stillen über das Glück ihres Enkels bei den Damen freuen, aber von dem Himmelsgenuß, dies Mädchen mein zu nennen, hat sie keine Idee. Josephine ist bürgerlicher Abkunft, in ihren Augen ein Unglück; sie ist beim Theater, in ihren Augen ein Verbrechen. Unser vornehmes Gesindel bildet sich ein, etwas recht Artiges zu sagen, wenn es von Theater-Prinzessinnen spricht; um nun mein armes Großmütterchen, das durch Ihre verteufelte Anzeige schon ganz irre an mir ward, wieder in die rechte Bahn zu bringen, mußte ich schon in das Horn blasen, das sie in ihren gesellschaftlichen Kreisen zu hören gewohnt ist, und so habe ich heute auf Dich, meine englische Josephine, recht wacker geschimpft. — Aber Du hast mir noch keinen Morgenkuß gegeben, mein zuckersüßes Kind!"

„Guten Morgen, Moritz!" sagte Josephine, schlang die schönen Schwanenarme um den Grafen, und drückte ihm die frischen Granatlippen so eifrig auf den Mund, daß mich es drängend anfocht, ein Gleiches zu thun, und ich am Ende wegsehen mußte, um nicht Herzweh zu bekommen.

In meinem Exemplar vom Cicero über die Freundschaft stand freilich von derlei Morgen-

küssen keine Silbe, und mein Glaube an die Unverfälschtheit dieses Freundschafts-Verhältnisses wollte in mir etwas schwankend werden, indessen konnte ich mir nicht läugnen, daß ich in der ganzen weiten Welt nichts hübschers gewußt, und nichts mehr gewünscht hätte, als auch eine solche Freundin zu haben, mich alle Morgen, in einem so niedlich geschmückten Stübchen, von solch einem blüthenweißen Himmelskinde umfangen, und von solchen schwellenden Purpurlippen küssen zu lassen.

Höchst überraschend war mir in diesem Augenblicke, daß Josephine nach dieser, mir bis in das Mark und Bein gedrungenen Katastrophe, an ihr Bücherschränkchen ging, ein in schwarzen Korduan gebundenes, und mit dem Titel: Marezolls Predigten, versehenes Buch holte, und zum Grafen, auf das Buch zeigend, sagte: „Du hast doch Zeit, mein Moritz?"

„Gleich, Engelskind," versetzte der Graf, zog das weiche, lilienzarte Mädchen an sich, und küßte es auf das fromme klare Veilchenauge und auf die rosige Wange, daß mir vor Appetit und innerem Grimm, nicht das Nämliche thun zu dürfen, die fünf Sinne fast gänzlich vergingen.

Deine italienische Uebersetzung von gestern will ich auch sehen, und Deine Zeichnung; aber erst müssen wir mit dem jungen Freunde hier in Ordnung kommen. Sie haben mir heute einen bösen Tag gemacht, dafür sollen Sie mir einen Gefallen thun. Haben Sie Lust, das Horn zu blasen?"

„Das Horn," fragte ich verwundert; „in das Ihre vielleicht?"

„I nun?" meinte er lächelnd, „es ist halb und halb der Fall. Doch im Ernst; Sie müssen das Horn lernen, ich kann Ihnen nicht helfen; und das für mich. Das Horn ist ein herrliches Instrument; Agrikola, Jomelli, Gluck haben in ihren Compositionen Wunderdinge damit gemacht; doch zur Sache: Der Zufall hat Sie nun einmal in mein Geheimniß eingeweiht, also darf und muß ich mit Ihnen ein Wort im Vertrauen reden. Durch Ihre heutige verdammte Plauderei ist meine gute Großmutter auf die Möglichkeit, daß ich mit Josephinen doch in einer Art Verbindung stehen könnte, aufmerksam gemacht. Erführe sie nur im Allerentferntesten eine Bestätigung ihres Verdachts, so bewirkte sie durch ihren Einfluß und durch ihr Gold, daß Josephine keinen Tag länger in der Stadt bleiben dürfte. Bei ihrem Argwohn muß ich vermuthen, daß sie mich und meine Gänge beobachten läßt. Josephine muß heute noch ihre Wohnung wechseln. Dies kleine Haus wird nur von wenigen Familien bewohnt; Sieht der, dem es aufgetragen ist, meine Schritte zu bewachen, mich hier oft aus- und eingehen, so erfährt man den Augenblick, wem ich zuspreche. Ich machte daher ein Quartier im Howardschen Hause ausfindig, das mußt Du miethen, meine Fina; drei Stuben wunderhübsch eingerichtet; in dem Gebäude ist ein Durchgang, vom Opernplatz auf die Herrenstraße, und im Hintergrunde wohnt der Kammermusikus Schalloch, unser bester Hornist; nun äußerte ich jetzt bereits gegen die Großmutter, daß ich große Lust habe, das Horn zu lernen, aber, um ihr in den ersten Anfangsstunden die Ohren nicht zu zerreißen, den Unterricht bei dem Lehrer im Hause nehmen wolle. Jetzt also, Freund, gehen Sie zu Herrn Schalloch, geben Sie sich bei diesem für mich aus; ich habe mich bei ihm schon vorläufig melden lassen; Sie treffen ihn jetzt zu Hause; besprechen Sie täglich um eilf Uhr eine Stunde für sich, und blasen Sie, was das Zeug hält. Für das Honorar stehe ich; und während dem Sie im Hinterge-

bäude mit Ihrem Schalloch dudeldeien, will ich mir schon, bei meiner kleinen Josephine, Entschädigung für den langen, faden Tag holen, den ich dem Leben in unsern herz- und gemüthlosen Zirkeln opfern muß. Nun können zehne hinter mir drein kommen und aufpassen: die Hälfte muß denken, ich habe das Haus zum Durchgange gewählt, und der Rest, ich sey in meine Lehrstunde gegangen."

„Die Hornstunde wird mir wohl Spaß machen," sagte ich lachend, und freute mich im Ernst darüber, denn schon beim Kunstpfeifer in Blaurode, hatte ich oft aus eigener Liebhaberei geblasen, daß alle Hunde der Stadt zusammen liefen, und meinen Maestoso-Versuchen jämmerlich beistimmten; „allein warum soll ich unter Ihrem Namen mich beim Kammermusikus einführen.

„Das ist unerlaßlich," entgegnete der Graf: „Ihr Lehrer hat monatlich über das gezahlte Honorar zu quittiren; diese Empfangscheine lege ich jedesmal meiner Großmutter vor, dann hat sie schwarz auf weiß und keinen Zweifel. Kaufen Sie sich ein Paar der allerschönsten Inventions-Hörner — er gab mir zwanzig Pistolen — und künftig sprechen Sie nicht über Sachen, die Sie nichts angehen. — Noch Eins — wo wohnen Sie?"

Sichtlich entfärbte sich, zu meinem Befremden, Josephine, als ich erzählte, daß ich auf Kosten des gütigen Fürsten, bei meinem Herrn Professor im Hause erzogen werde. Der Graf aber rief mir, beim Lebewohl nach: „Vergessen Sie den Hornisten nicht," und schlang lachend beide Arme um sein Mädchen.

Die Stunde, die ich beim Herrn Magister Wunderlich hätte zubringen sollen, war verstrichen; verloren war sie nicht, ich hatte wahrhaftig mehr in ihr gelernt, als mein guter Magister mich hätte lehren können.

(Der Schluß folgt.)

Ueber Wohlgerüche im Zimmer und das passendste Mittel, dieselben zu verbreiten.

Alles was angenehm den menschlichen Sinn reizt, trägt bei zur Verschönerung seines Daseyns; Genußempfänglichkeit (Sinnlichkeit) heißt der mächtige Reiz, der ihn ins Leben lockt, der ihn in dem Kreise des Lebenden hält, der ihn die Freuden des irdischen Lebens, mit Hingebung zwar, aber auch mit gefühlvollen Rückblicken auf den Werth des irdischen Daseyns, verlassen lehrt. Auf Genußempfänglichkeit gründet sich der mächtige Trieb der Selbsterhaltung, nicht immer ein blinder, nie ein todter oder ganz unfreiwilliger Trieb, der dem gesund denkenden und gesund fühlenden Sterblichen tief eingeprägt ist. Unsere Sinne sind die Vermittler jedes wonnigen Genusses, welchen die Welt uns darbietet; unsere Augen, unser äußeres Gefühl, unser Gehör, unser Geschmack, alle ergötzen sie sich, und genießen oder bedingen denn doch und vermitteln den Genuß; die Nase sollte nicht davon ausgeschlossen seyn, so wollte es die mütterliche Natur; dies müssen auch wir wollen, wenn wir nicht bloß als grob, sinnliche Epikuräer das Tastbare genießen wollen. Die mehrsten Dinge in der Natur geben Gerüche von sich, die nicht immer, ja in den wenigsten Fällen Wohlgerüche sind; wir indeß leben in ihrer Mitte und athmen sie ein, und schwängern unsre Brust mit jenen unzähligen riechbaren Atomen, welche sich von ihren Grundkörpern frei gemacht haben, um mitzuwirken zu dem großen Plane der Natur: eine

rastlose Metamorphose nämlich darzustellen. —

Warum sorgen wir denn auch nicht dafür, daß die physischen Gesetze der Wahlanziehung, oder anders und richtiger gesagt, daß die Gesetze der Anziehungs- und Zurückstoßungskraft sich auch in dem ästhetisch verfeinerten oder ausgebildeten menschlichen Sinn äußern? warum suchen wir nicht mehr und mehr die ungeheure Menge jener Grundkörper, oder jener Gegenstände aus unserer Mitte, aus unserer Nähe denn doch zu entfernen, welche übelriechende Partikeln loslassen? Mit einem gewissen Grade von Orientalismus kann man wahrlich ein sehr geistiger und geistvoller, ein sehr guter Mensch seyn; in dem Schlamme der Unsauberkeit versinkt der Adel der menschlichen Natur; je höher er strebt, desto feiner und richtiger wird er fühlen; in dem Aether der reineren Atmosphäre lebt, fühlt und denkt sich's besser, als in jenen verpesteten Sumpflöchern, welche die Faulheit, das Laster, oder die Armuth bewohnt.

Wohlgerüche widmete von jeher der Verehrer des Heiligsten, seinem Idol oder seinem Gott; in den Tempeln der Alten und der Neueren duftet dem Herrn jenes liebliche Opfer; die Natur versorgte uns aus ihren reichen Vorrathskammern mit dem erforderlichen Material zu diesem mehr als symbolischen Zweck; die Natur that noch mehr: in ihrer schönen Werkstätte bereitet und verbreitet sie das lieblichste Aroma, und aus der herrlich prangenden Blumenflur entwickeln sich die belebendsten Düfte, wie aus dem schönen pygmalionischen Bilde der beseelende Geist.

In unseren Wohn-, nicht in unsern Schlafzimmern sollen und dürfen wir daher allerdings auf Wohlgerüche halten, und dadurch unsern Sinnen die Nahrung gewähren, die ihnen zukömmt, für die die Natur sie so empfänglich machte, wodurch das physische Leben in uns, wodurch sogar das geistige einen bedeutenderen Werth erhält. — Mit brenzlichen Substanzen und Räucherpulvern ist es nicht gethan, die verbreiten einen schädlichen Dunst, die verderben die Luft, statt sie athembar zu machen; die Aufgabe ist: so viel möglich durch die Kunst Gerüche hervorzubringen, die denen gleich kommen, welche die Natur in dem Laboratorio der Flora bereitete.

Warum die sogenannten Riechtöpfe (Potpouri — ein häßlicher Name!) so aus der Mode gekommen sind, und mancherlei Mischmasch von Gummen und Kräutern, welcher überdies noch wohl oft zum offenbaren Nachtheil der Augen und Lungen, auf glühende Kohlen hingestreut wird, haben weichen müssen, läßt sich kaum anders, als aus jener Veränderlichkeit des menschlichen Sinnes erklären, welche ihn aus Laune oft zum Guten und aus Laune wiederum zum Bösen lockt. Sie wieder in Gebrauch zu bringen, ist ein Vorschlag, der wohl beherziget werden dürfte von jedem, dessen eigner Körper, mittelst schädlicher Parfümerien, kein wandelnder Riechtopf ist.

Meteorisches Eisen aus der Baffins-Bay.

Die Offiziere bei der Expedition des Kapitän Roß, welche ohnlängst aus der Baffins-Bay wieder nach England kamen, sprachen ihr Staunen darüber aus, daß sie die dortigen Eingebornen, Esquimaux, im Besitz von eisernen Werkzeugen gefunden hatten. Entweder mußten sie also einmal mit andern Nationen im Ver-

kehr gestanden haben, und das schien sehr unwahrscheinlich; oder Eisen mußte ein dortiges Landes-Produkt seyn. Nach sorgfältiger Nachforschung fand sich jedoch noch ein Drittes: man entdeckte nämlich eine ungeheure Felsenmasse zu Tage liegend, von welcher sie ein Stück mit nach England brachten. Naturforscher haben es dort untersucht, und gefunden, daß es aus 3 Theilen Nickel und 97 Theilen Eisen bestehe. Da sich Nickel nie, außer ein einziges Mal, in einem Stück Eisen, das Pallas aus Rußland mitbrachte, und die königl. Akademien zu London und Paris für meteorisch und aus den Wolken herabgefallen erklärten, vorgefunden hat, so bleibt kein Zweifel übrig, daß das aus der Baffins-Bay eben dieses Ursprungs ist. Diese außerordentliche Erscheinung, vielleicht das wichtigste Resultat der ganzen Nord-Expedition, wird nicht nur Aufklärung über das Phänomen des Nordlichts geben, von dem vielleicht Eisen in einer uns bis jetzt unglaublichen Masse erzeugt wird, sondern auch auf die merkwürdigen Abweichungen der Magnet-Nadel in jenen Breiten Einfluß haben, ja, uns vielleicht das ganze Geheimniß des Magnets enthüllen.

---

* Dem Einsender der in Nr. 19 befindlichen Vorschrift zu „einer guten Versilberung.

Hätten Sie doch Ihr Recept, welches Sie wahrscheinlich von einem Goldmacher entlehnt haben, der seine leichtgläubigen Zeitgenossen damit betrogen, doch lieber für sich als einen Schatz und Stein der Weisen behalten.

Das Publikum, welches Sie damit beehrten, wird Ihnen Ihre Mühe nicht danken, weil es keinen Gebrauch davon machen wird, und sollte ja Einer, von edler Wißbegierde getrieben, oder einen erwünschten Vortheil hoffend, Ihr Recept probiren wollen, wird er Ihnen, in seiner Erwartung getäuscht, zurufen:

Euer Rath ist trüglich!

— ck —

---

* Vormals und Jetzt.

Gliche nur dem Alten auch das Neue!
Vormals wenig Worte, große Treue;
Große Worte, wenig Treue nun!
Vormals bei der Augen reinem Spiegel
Inniges Vertrauen ohne Siegel.
Siegel müssen nun das Beste thun.

Doppelsinnige Frage.

Bei einem Volksfeste, wo die Pforten des Theaters dem freien Zutritt geöffnet waren, fanden sich ein Paar Landleute ein, die ihren Sitz mit der Bühne zugekehrten Rücken nahmen.

Ihr lieben Leute, fragte sie ein Spötter, seyd wohl auf den Ausgang recht begierig?

Spott.

Uebertriebnes Lob grenzt an Ironie. Ein verzuckertes Kompliment der Art wurde einem Mädchen von einem jungen Herrn gemacht.

„Sie treiben Spott“ sprach das Mädchen.

Der ist, versetzte der junge Mann, bei mir gar nicht zu Hause.

„Sehr natürlich,“ entgegnete das Mädchen, „weil Sie ihn ausschicken.“

---

* Bremische Inschriften.

An dem nunmehr abgebrochenen Heerdenthore standen die bedeutungsvollen Worte:

Bremen wes bedächtig
Lat nich mehr in als du bist mächtig.

Wie sehr man in alten Zeiten schon für das Wohl hiesiger Bürger sorgte, lehrt folgende Inschrift am neuen Kornhause:

Roland hat diese Kornscheuren
An statt der alten Stadtmauern
Lassen an diesen Ort bauen
Zum Behuf seiner getreuen
Bürgerschaft. Damit sie han Brodt
In Theurungszeit und Kriegesnoth.

Fresco-Anekdoten.

Aus dem Leben gegriffen.

Bei der ersten Vorstellung des Nathan war das Theater so voll, daß man sich kaum bewegen konnte. „Sieh da," sagte jemand, „zwei schöne Lehren werden heute hier abgehandelt: Auf der Bühne die Toleranz, und unter den Zuschauern die Preßfreiheit.

Jemand reis'te mit einem dummen Bedienten durch ein Dorf. „Sieh Hans, sagte er, „was ich noch für gute Augen habe, da sitzt auf dem Zifferblatte der Thurmuhr, zwischen drei und vier, eine Fliege." — Der Bediente, welcher dem Herrn nicht widersprechen wollte, antwortete: „Die Fliege seh' ich auch, nur den Thurm nicht."

---

* Der Maler Giotto zu Florenz ging einst mit einigen seiner Schüler und Freunden, spaziren. Ein Schwein lief wüthend unter sie, kam dem Maler zwischen die Beine und warf ihn zur Erde. Er richtete sich auf, schüttelte den Staub ab, wandte sich lachend zu seinen Begleitern und sagte: „Sie haben ganz recht. Ich habe mit ihren Borsten viele tausend Liren verdient und gab ihnen noch niemals einen Napf voll Suppe."

---

* Der Rauchtoback wurde in der Kurmark Brandenburg erst unter dem großen Kurfürsten Friedrich bekannt. Man hielt ihn für nichts gutes, selbst die Geistlichen eiferten auf den Kanzeln dagegen und nannten das Rauchen ein Vorspiel des höllischen Feuers. Ein Mohr, der einst den Kurfürsten auf die Jagd begleitete, bot einem Bauer eine Pfeife Toback an. — „Ne, gnäd'ger Heer Düvell," versetzte dieser voll Demuth und Angst: „ick frete keen Füer."

In einer sehr schlechten Messe, wo allgemein über Mangel an Waaren-Absatz geklagt wurde, traf einst ein Kaufmann einen andern Waarenverkäufer, der in denselben Artikeln Geschäfte machte.

„Wie geht's?" fragte Jener.

Wie soll's gehen, erwiederte dieser, ich habe zu thun —

„Zu thun?" fragte Jener verwundert.

Gewiß, gab dieser zur Antwort, wie ich die Reisekosten herausbringe.

---

* Bemerkungen und Gedanken.

Anekdotenerzähler gleichen den Hausirern, die fremde Waare feil bieten, ohne von der Kunst, sie zu bereiten, auch nur das mindeste zu verstehen. Wortspiele sind die wahren ästhetischen Taschenkünste. Es kommt darauf an, Worte und Gedanken geschwind zu eskamotiren. Der Wortspieler wird sehr geschickt sich der gewöhnlichen Anrede des Taschenspielers bedienen können.

Meine Herren! Geschwindigkeit ist keine Hexerei! — Großes Gefallen an der Wortspielerei werden die haben, welche sich ganz unmäßig zu wundern und zu freuen vermögen, wenn sie unter dem Hute einen Vogel finden statt des erwarteten Eies.

Es ist sehr gefährlich, sich deshalb für witzig und geistreich zu halten, weil man zuweilen ein treffendes Wort sagt, und vermag man wirklich in hellen Momenten witzig und geistreich zu seyn, schon deshalb an den inwohnenden Gott zu glauben, der das Lebendige schafft: Ein treffendes Wort ist noch kein witziger Einfall, ein witziger Einfall noch kein geistreicher Gedanke, ein geistreicher Gedanke noch kein Wort für die Welt. Aber jene Selbstgeheimnißkrämerei ist nur zu häufig und ihr verdanken wir die ästhetischen Cretins mit automatischer Bewegung ohne inneres Leben.

---

* Endymion.

Endymion der Fluren schönster Jäger
Entschlummert einst in Hellas Mirten-Hain,
Von oben her umfängt den holden Schläfer
Mit Liebes-Armen, goldner Schein:

In sanfter Glorie, von Aether-Funken,
Die Liebe lächeln, tausendfach umblinkt
Weilt Cynthia im sel'gen Schau'n versunken,
Auf den Entschlafenen, und sinkt

Sanft schwebend nieder auf den Arm der Lüfte, —
— Es lächelt ahnend der geliebte Freund —
Sie überwallt ihn sanft, wie Blumendüfte,
Im Kuß dem Irdischen vereint. —

H — ll —

---

* Trost.

Und wenn das Glück, und wenn die Liebe
Dich trostlos auch verläßt,
Und jede Regung süßer Triebe
Hinab zum Herzen preßt:
Den Glauben an die ew'ge Liebe,
Die kein Geschöpf verläßt,
Den, Freund! den halte fest,
Was wär'st du, wenn er dir nicht bliebe?

---

*Acrostichon.

als

Grabesblüthe jedes bremischen Patrioten.

BRIEMEN
Biedersinn,
Religion,
Eintracht,
Menschenliebe,
Ehrbarkeit,
Nützlichkeit!

— pk —

---

* Das Sprichwort.

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein,
Träf dieses Sprichwort wörtlich ein,
Wer möchte Todtengräber dann wohl seyn?!

---

* Charade von vier Sylben.

In den beiden Letzten
Ruhen die zwei Ersten,
Und das Ganze senkt die Ersten
In die beiden Letzten.

Auflösung der Charade in Nro. 23.

Redselig.

No. 25.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 28. März 1819.

Die Versuchung.

(Schluß.)

20.

Selbstbetrachtungen.

Mich um das nicht zu bekümmern, was mich nichts angehe, war eine goldene Regel; aber wenn etwa der Graf hätte einen Vorwurf darein legen wollen, so verwahrte ich mich bei mir selbst protestando dagegen; hatte ich mich doch um seine Liebesgeschichte platterdings nicht bekümmert; war ich doch, ganz ohne mein Zuthun, mit ihm und Josephinen und der ehrlichen Großmama in Berührung gekommen. Jetzt erst fing ich im Ernste an, mich über das alles, und besonders über Josephinens Schicksal, im eigentlichsten Sinne, zu bekümmern.

Ich fühlte mit ängstlicher Beklommenheit, daß ich nicht Welt- und Menschenkenntniß genug hatte, um bestimmt zu übersehen, ob das Verhältniß zwischen dem Grafen und Josephinen wirklich so rein sey, als sie es schilderte. Der Graf war mir in seinem Hause, bei dem Auftritte mit der Großmutter, unausstehlich vorgekommen; seine dreisten Lügen machten ihn mir dort furchtbar. Hier hatte er mir — nicht eben gefallen, denn daran, daß er mit dem wonnigen Mädchen meines Herzens auf Du und Du stand, daß er es alle Augenblicke in die Arme nahm und küßte, konnte ich mit dem gelbsüchtigsten Brodneid in der Brust, just keinen sonderlichen Gefallen finden; aber es erbaute mich doch, daß er an ihrer Seite die Zirkel seiner Hofwelt vergaß; daß er sie, wie ich aus Josephinens Aeußerungen abnahm, gegen jede Unbill kräftig schützte und mit dem Ueberfluß seines Vermögens ihr tausend Annehmlichkeiten zu verschaffen suchte; daß er für die Ausbildung ihres Geistes und ihrer Kenntnisse sorgte, und selbst Bestunden mit ihr hielt. Sein Benehmen gegen die Großmutter war und blieb unredlich; er betrog und belog sie. Hatten ihre Bärlatschen, die ich, statt der gehofften Sandalen, im Vorzimmer fand, ihre wattirte Gascogner Kapuze und ihr hochmüthiges Faltenantlitz, auch nicht viel An-

ziehendes; sie war doch immer seine Großmutter, der er, nach meinen dörflichen Begriffen vom vierten Gebote, kindlichen Gehorsam und kindliches Vertrauen schuldig war. Aber freilich, wenn ich mich an seine Stelle setzte, ich glaube, daß — daß es mir auch sehr schwer, vielleicht unmöglich geworden wäre, um ihren beschränkten Ansichten und um ihrer eingefleischten Vorurtheile willen, den Besitz einer Josephine aufzuopfern. Ich mochte den Grafen von einer Seite betrachten, von welcher ich wollte, überall fand ich so viel für als wider ihn. War er das, wofür ihn Josephine hielt oder vielmehr ausgab, so erschien er als ein reiner Engel, mit einigen kleinen Flecken, im Bezug auf die Pflichten gegen die lange Großmutter; war er das nicht, so konnte er nur der schwärzeste Teufel seyn.

Und Josephine — was wollte ihr Entfärben sagen, als ich erzählte, daß der Fürst mich erziehen lasse, und als ich ihr meinen Herrn Professor nannte? Stand sie in irgend einem Verhältniß zu — ich wollte kein Majestätsverbrechen begehen, darum dachte ich in meiner Unschuld den Gedanken nicht aus; oder hatte mein Herr Professor ex errore calculi irgend einen Theil an ihr? — — Wer löste mir die Räthsel? Es kam mir vor, als segle ich zwischen Calofaro und La Rema, der Scylla und Charybdis der Alten, ohne Steuer und Lootsen; denn ich schwankte mitten inne zwischen dem Fürsten, der alten Gräfin, Josephinen, ihrem Moritz und meinem Herrn Professor! Wer hielt mich in diesem gefährlichen Meeresstrudel! ich fühlte schon, wie das Schiffchen meiner Lebensglückseligkeit bei der ersten besten Gelegenheit in den Abgrund werde hinabgeschleudert werden, und sah aus diesen rings mich umgebenden Klippen nirgends einen Ausweg.

Die Schloßglocke schlug eilf; ich legte beide Hände mir auf die Brust, sagte, mich ermuthigend, vorwärts! und stand vor der Thüre des Herrn Kammermusikus Schalloch.

Im Wahne, den gemeldeten Grafen Gorm zu empfangen, überhäufte mich der Virtuos mit Höflichkeiten und Complimenten. Ich habe mich immer bemüht, den Glücksgütern, die ich nicht besitze, die Kehrseite abzugewinnen, um meine Lüsternheit darnach zu dämpfen, und dadurch die Zufriedenheit mit dem, was mir der liebe Gott beschieden, zu begründen. Eine solche Kehrseite für Personen von höherer Geburt ist unter andern auch die, daß sie selten die Leute gewöhnlicher Herkunft, mit denen sie zu thun haben, so kennen lernen, als diese wirklich sind. Vor dem Höheren bückt sich jeder so tief, daß dieser ihm in das Gesicht sehen kann; vor ihm erscheint jeder im Festkleide; vor ihm spricht jeder in gesuchten, ihm nicht eignen Worten; vor ihm will jeder besser scheinen, als er wirklich ist; daher werden die Großen in der Regel immer mehr hintergangen und betrogen, als die Kleinen; daher erfahren die Großen selten die Wahrheit, und lernen selten die Welt und die Menschen kennen; am wenigsten glückt es ihnen, die guten herauszufinden, weil diese die Kunst des Vordrängens nicht verstehen, und sich lieber bescheiden zurückziehen. Das alles fiel mir jetzt, meinem neuen Hornlehrer gegenüber, nicht ein; daher berühre ich es auch nur beiläufig. Hier war mir nur hauptsächlich darum zu thun, im möglichsten Incognito zu bleiben. Die Unbesonnenheit, unter der Firma des Grafen Gorm aufzutreten, war einmal begangen; um ihr indessen keine mir nachtheiligen Folgen zu lassen, bedung ich mir von Herrn Schalloch aus, daß er von meinem Unterricht keinem Menschen sage; ich wolle, wendete ich vor, einige Freunde und

Verwandte mit meinem Hornblasen überraschen, daher solle und dürfe er niemand davon unterrichten, auch sey dies die Ursache, daß ich hier bei ihm, und nicht in meinem Hause Stunden nehme, weil ich dort die Besuche der Meinen zu fürchten habe.

O, wie glatt dem Menschen doch die Lüge von der Zunge geht, wenn er die Wahrheit einmal umgangen hat.

Der Unterricht begann. Der Herr Kammermusikus entschuldigte die Gegenwart der zwei kleinen Kinder mit dem beschränkten Raume. Die Rangen saßen nämlich vor einem schwarzen Tiegel und frühstückten Griesbrei. Ich versicherte mit ziemlich gräflicher Herablassung, daß dies nichts zu bedeuten habe, daß ich vielmehr ein Kinderfreund sey, und die Anwesenheit der lieben Kleinen mich nicht im mindesten stören werde.

Der glückliche Vater reichte mir darauf ein ächtes Corno di Caccia; ich setzte an, und der knechtisch gesinnte Künstler pries mein Abouché, meinen Ton und meine Manier, als sey ich der erste Meister, und doch bließ ich so grauenvoll, daß ich mir selbst hätte die Ohren zuhalten mögen; die beiden kleinen Schallöchelchen krähten auf, und so executirten wir ein Terzettchen, daß ich fürchtete, die ganze christliche Nachbarschaft werde auf der Stelle den Katzenjammer bekommen.

Zu Hause sagte ich natürlich von meinen Hornversuchen kein Wort. Ich wollte, meinte ich, zur Entschuldigung meines Heimlichthuns, gegen mich selbst, meinen Leutchen eine heimliche Freude machen. Im Sommer bewohnten wir vor dem Thore ein Gartenhaus. Konnte ich mich auf meinem Instrumente ordentlich hören lassen, denn wollte ich schon einen Begleiter ausfindig machen, und dann sollte Lina und Gustchen wohl Freude haben, wenn ich ihnen, bei stillen Abenden, im Freien ihre Leibstückchen vorbließe.

Hier nehme ich mir die Freiheit, einen Abschnitt in der Mittheilung meiner Lebensgeschichte zu machen; den zweiten Theil, denke ich, in kurzem liefern zu können.

Begegnet Dir, freundlicher Leser, bis dahin ein junger, schuldloser und mit der Welt so unerfahrner Mensch, als ich es in dieser Periode meines Lebens war, so nimm Dich seiner wohlwollend an; suche sein Vertrauen Dir zu gewinnen, und halte ihn, daß er nicht strauchle. Die schönsten Blüthen unserer jungen Männerwelt werden oft taub, d. h. sie bringen keine Früchte, weil wir sie nicht pflegen. Eltern, deren Söhne das Vaterhaus verlassen, können keinen dringenden Wunsch haben, als daß der Himmel diesen gute Menschen, wohlmeinende, berathende Freunde auf den langen Lebensweg mitgeben möge. Die besten Schutzgeister dieser Art sind sittliche Frauen und Mädchen. Mir wurden es Lina und Gustchen.

H. Clauren.

---

* Die Franzosen in Portugal unter Massena.

(„Aus der Geschichte des Kriegs in Spanien und Portugal, von Jones.“)

Im Jahr 1807 rückten die Franzosen unter Junot zuerst in Portugal ein und besetzten Lissabon am 1. Dec. In Spanien stand das Volk gegen sie auf, und Joseph Buonaparte zog sich Anfangs August 1808 mit der Armee hinter den Ebro. Im Juni überfielen die Einwohner Oporto's die Franzosen, am 6. August landeten die Engländer, worauf Junot den 28. capitulirte, demzufolge ganz Portugal räumte

*

und mit seinem Corps nach Frankreich übergeschifft wurde.

Die Spanier, durch ihre Erfolge und Anstrengungen zu vertrauenvoll auf sich selbst gemacht, würdigten die franz. Armeen nicht gehörig. 155,000, größtentheils unerfahrne und kaum errichtete Truppen, wollten sich diesen nicht bloß entgegenstellen, sondern sie sogar einschließen, wurden aber am 31. Oct. bei Zernosa und am 23. Nov. bei Tudela geschlagen und zersprengt. Jedoch der Krieg gegen Oestreich hinderte Buonaparte alle Kräfte gegen die Halbinsel zu wenden und so drang nur ein Corps unter Soult aus Gallizien nach Portugal und nahm Oporto am 29. März 1809 mit Sturm. Den 22. April landete Wellington (damals Sir Arthur Wellesley) in Lissabon, trieb den 12. Mai die Franzosen aus Oporto, dann über die Grenze und schlug sie am 22. Juli, nachdem sie sich wieder zusammen gezogen hatten, bei Talavera.

Indeß, Buonaparte beendigte seinen Krieg gegen Oesterreich glücklich und alliirte sich mit ihm. Alle Armeen der Spanier waren durch eine Reihe unüberlegter und schlecht eingeleiteter Unternehmungen verloren gegangen; beinahe alle ihre Festungen in feindlichen Händen, oder blockirt und drei Viertheile des Reichs unterjocht. Jetzt glaubte Buonaparte seinem Volk und der Welt schuldig zu seyn sein Wort zu lösen und Portugal zu erobern. Daher rückte eine furchtbare, ausgewählte und wohlversehene Armee unter Massena gegen dasselbe. Am 24. Juli 1810 ging er über die Grenze, nachdem Ciudad Rodigro genommen war, am 22. Aug. nahm er Almaida und drang nun durch das Mondego Thal vor. Den 27. Sept. wurden die Franzosen auf dem Gebirge von Busaco abgeschlagen, umgingen es und kamen am 18. Oct. vor die verschanzten Linien von Lissabon an, in die sich die Engländer und Portugiesen zurückgezogen hatten. Erstaunt machte Massena Halt vor dieser furchtbaren Stellung, die er zu nehmen, mit seinen Mitteln, nicht den Muth hatte, zu versuchen. Er lagerte davor, Scham und Furcht vor seinem Gebieter hinderten ihn an einem zeitigen Rückzug und so blieb er bis den 5. März 1811 davor stehn. Die Alliirten wurden von der See über Lissabon verpflegt — allein die Franzosen hatten keine Magazine und um sich ein verödetes Land. Wie es ihnen nun in diesem Feldzuge ging und wie sie sich betrugen, soll hier gesagt werden, damit man ober gegenwärtig, da die franz. Armeen ihre Furchtbarkeit verloren haben, mich nicht der Parteilichkeit beschuldigt, will ich hier die eigne Darstellung der von ihnen begangnen Frevel liefern, ohne ein umständliches Verzeichniß aller von ihnen verübten Gräuelthaten zu machen. Das folgende ist aus einem Werke übersetzt, welches vor einiger Zeit erschienen ist, um eine Apologie für den Erfolg und das Benehmen der Armee Massenas aufzustellen.

„Seit der Affaire von Busaco lebte die Armee nur von ihren Plünderungen, alle Einwohner flohen unausgesetzt unsere Annäherung; sie verließen ihre Wohnungen, um sich in die Gebirge und dichten Wälder zu flüchten; jedesmal nahmen sie ihre Sachen und Lebensmittel aller Art mit, auch das Vieh wurde mitgenommen, und sie trugen die äusserste Sorgfalt, ehe sie auswanderten, alles zu flüchten und was sie nicht mit fortschaffen konnten, an den unzugänglichsten Orten zu verbergen. Wenn unser schneller oder unvorgesehner Marsch ihnen nicht die Zeit ließ, ihre Verstecke anzulegen oder auszuhöhlen, so warfen sie alles, was zur Ernährung der Armee dienen oder ihrer Erhaltung nützlich seyn konnte, in die Brunnen, Teiche und Flüße. Dies

Verfahren war ihnen, wie ich schon angeführt habe, von den Engländern vorgeschrieben worden und die Regierung zu Lissabon, die Wellington gänzlich ergeben war, hatte jedem Todesstrafe gedroht, der es nicht genau befolgte. Dieser treu ausgeführte Plan zwang uns nach einiger Zeit, die Provinzen zu verlassen, wo es die Absicht gewesen war, uns festzusetzen; wirklich verursachte er auch die Verheerung und den Untergang dieses Landes auf mehrere Jahre; allein die entschloßnen und rachsüchtigen Portugiesen ertrugen diese Opfer mit Vergnügen, wenn sie an die peinlichen Entbehrungen und Bedürfnisse dachten, die uns bestürmen mußten. Allenthalben fanden wir die Mühlen zerstört, die Tröge zerbrochen, die Oefen abgebrochen und unausgesetzt waren wir gezwungen, alle Geräthschaften zum Unterhalt selbst zu verfertigen."

„So reich und fruchtbar auch immer ein Land seyn mag, so ist es doch unmöglich, daß eine fremde Armee lange darin bestehen kann, wenn sie aller Hülfe der Einwohner durchaus beraubt ist. Das Vorhandne ist bald verzehrt, wenn es die Einwohner nicht durch die Erzeugnisse des Bodens ersetzen. Die Zufuhren zu Lande können eine Armee in einem entfernten Lande nicht gehörig ernähren, wenn sie einigermassen beträchtlich ist. Diese Bemerkung läßt sich ganz und gar auf die Armee von Portugal anwenden, die sich von aller Hülfe beraubt und entfernt fand und selbst nicht Convoys von Munition erhalten konnte, um die zu ersetzen, die sie in den Gefechten verbraucht hatte."

„Man hatte versucht, Abtheilungen, von Offizieren befehligt, in Ordnung nach Lebensmitteln auszusenden; allein diese Detaschements, durch militairische Disziplin zusammen gehalten, brachten nie etwas mit; dahingegen die Soldaten, die sich heimlich aus dem Lager und den Quartieren fortmachten und sich dann in Haufen vereinigten, stets mit Mehl, Korn, Speck, Schinken und trocknen Gemüse beladen, zurück kamen. Da die Corps beauftragt waren selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, so gab man es auf, um große Detaschements nach Lebensmitteln auszusenden, und aller Unannehmlichkeiten ungeachtet, war man gezwungen die theilweisen Herumstreifungen im Innern der Compagnien zu dulden, da jede andre Art sich zu versorgen unzureichend befunden war. Unsre Marodeurs, welche quer durch die Felder gingen, entgingen den Portugiesen leichter, die längs den Wegen unsre Truppen stets beunruhigten und uns beständig unsren Unterhalt mit dem Blut einiger Cameraden bezahlen ließen. Anfangs war kein Eigennutz; die Hauptleute, deren Soldaten einen bessern Fang gethan hatten, theilten mit den andern und diese wußten es seiner Zeit wieder zu erkennen." —

„Das sechste Corps, welches Thomar, Santa Cruz, Ourem ꝛc. in zweiter Linie besetzt hielt, war bei weitem weniger um Lebensmittel verlegen als die übrige Armee, die Dörfer waren nicht so verheert als um Santarem, und die Soldaten hatten weit weniger Raum zu durchstreifen, um neue Gegenden zu finden. Auch hat das 6. Corps den andern Truppen zu Zeiten Unterhalt geliefert, die sich in der ungünstigsten Lage befanden."

„Wir hatten in allen Compagnien einen oder mehrere Leute von so feinem Takt, daß ihnen kein Schlupfwinkel entging; in den Häusern deuteten sie dieselben den ersten Augenblick an; im Felde, im Walde und in den Felsen witterten sie sie auf 50 Schritt. Man wird es vielleicht nicht glauben, allein ich habe in Portugal Soldaten gekannt, deren Geruchsinn so vorzüglich war, daß sie die verborgnen Sachen durch

den Geruch entdeckten, und in einer so großen Entfernung, daß alle Zuschauer erstaunt waren. Ich hatte in meiner Compagnie einen gewissen Tabaco, der sein Glück hätte machen können, wenn er die Täuschung mit der Wünschelruthe hätte anwenden wollen; sein Talent bestand nicht darin die Quellen zu entdecken, oder zu sagen wo man Wasser versteckt hatte, sondern er ging spürend und roch wohin man den Wein geflüchtet hatte; wenn er an Stellen vorbei kam, wo dies Getränk verborgen war, so sah man ihn anhalten und niemals fehlte er.

In der Lage, worin wir waren, war der Instinkt dieser geschickten oder vorzüglichen Soldaten für ihre Cameraden unschätzbar geworden; sie stellten sich an die Spitze der Plünderungs Partien und versahen die Compagnien mit allem, was zum Leben und zum Unterhalt der Truppen nöthig war. — Dabei hatten die Offiziere Oefen bauen lassen; sie ernannten Becker und Schlächter, errichteten Werkstätte für Schneider und Schuster, sie hatten Müller angesetzt, die die alten Mühlen wieder in Stand setzten und selbst in Gegenden, wo nie welche gewesen waren, hatten die Soldaten sie zu bauen versucht, die mit der Hand oder durch einen Esel getrieben wurden. Die Steine dazu waren aus den Kirchen von den Gräbern genommen, weil man sonst nirgend passende fand. Diese Mühlen glichen so ziemlich den Handmühlen, deren man sich in Bretagne bedient, um den Rocken zu mahlen. Auf diese Art hatte unsre Armee, beraubt von allem was zum Leben erfordert wird, alles ersetzt; die Noth ist ein geschickter Lehrer."

(Der Beschluß folgt.)

---

* Vorschlag.

Auf keinem Seeplatze hält es so schwer, Briefe nach Amerika zu befördern, als in Bremen; nicht Mangel an Gelegenheiten, sondern Neid und Mißgunst sind daran Schuld. — In den Posttabellen findet man zwar die Rubrick: „Amerika" bei vorkommenden Gelegenheiten — aber wann ist wohl von Seiten der Postämter eine Anzeige gemacht worden, daß dahin eine Gelegenheit zur Briefbeförderung sey? — Hamburg hat darin einen Vorzug und die Liste der Börsenhalle enthält oft Anzeigen: das Postamt sey bereit, Briefe nach Newyork, Philadelphia, Neworleans ꝛc. zu befördern. —

Es würde sehr zweckmäßig seyn, wenn für jedes, nach Amerika, oder auch nach einem entlegenen Hafen Europa's von der Weser segelndes Schiff, im hiesigen Museo unter Aufsicht des Oeconomen, oder an der Börse unter Aufsicht eines bekannten rechtlichen Mannes, bis zur Expedirung ein Briefsack, aufgehängt würde und es einem jeden gegen Erlegung einer Kleinigkeit erlaubt sey, Briefe hineinzuwerfen.

Wie lange man zu schreiben Zeit habe, müßte bekannt gmacht, der Briefsack bei Expedirung des Schiffes geschlossen und an das Postamt des Bestimmungsorts adressirt werden. —

Auf die Art ist kein Unterschlagen der Briefe zu befürchten. — .....

Folgendes Schreiben ist uns von einem Unbekannten zum Einrücken zugesandt.

D. Red.

* Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amicus veritas!

Einige Freunde und Theilnehmer der geschätzten ästhetischen Zeitschrift: der Bürgerfreund; wünschen angelegentlichst, es möchten kleinliche Streitausfälle in diesem Blatt unaufgenommen bleiben, weil sonst wichtigere Beiträge zurück-

bleiben müssen, und dadurch der achtungswerthe, vortreffliche Zweck der Redaktion nicht erreicht seyn würde. — Zu solchen kleinlichen Zwisten gehört die Antwort auf die unschuldige Anfrage: „warum die Fronte oder der eine Flügel am Palatium dem andern so unähnlich werden mußte?“

Sey diese Frage nun auch fremd oder anmaßlich, so wäre doch zu einer vernünftigen Antwort Veranlaßung da und sie wäre alsdann willkommen. Nun aber fertigt man den Fragenden ab, wie die Bediente gewisser Stationen den Unglücklichen abfertigen, der unter ihre Klauen kommt; man glaubt ihn sogleich ad absurdum geführt zu haben. — Eine treffliche Parodie hörten wir kürzlich in folgender Anekdote, die man uns erzählt hat, und die sich in Ostindien zugetragen haben soll.

„Des großen Moguls Baumeister, in ar„chitektonischer Hinsicht eben so konfus wie sein „Schatzmeister (den wir erst neulich in diesen „Blättern kennen lernten) baute einen Pallast für „die Mohrenmajestät, und baute ihn schlecht. Einer „der Uebelstände des Gebäudes bewog, weil er sehr „ins Auge fiel, der Anschauenden Einen, zu fra„gen: Warum diese Dyssymmetrie?“ — Der Bau„meister, beim großen Mogul fest im Sattel und „ziemlich vermögend, hatte zur Antwort wei„ter keine Lust, aber sich nicht hindernd und im „mindesten nicht genirend, bekannte er: „Freund, „ich bin zu einfältig.“ —

Der Zweck gegenwärtiger Zeitschrift ist, auser der Unterhaltung, doch gewiß auch die moralisch-ästhetische Besserung und Bildung des Publikums und nebenher die Rüge unwürdiger, diesen oder jenen drückenden, Veranstaltungen im Großen und Kleinen. Warum also jenes Ausweichen? Eine gemeinere und gründere Bestimmung dieser Zeitschrift würde sie blos für das gemeine Volk und allenfalls für schmutzige Tische in den Schenken herunterwürdigen. „Unberufen“ war der Frager keinesweges, denn das Palatium ist ein öffentliches, der Stadt gehörendes Gebäude, und bei einem solchen muß es also jedem Bürger erlaubt seyn, im Bürgerfreunde eine Frage darüber aufzuwerfen. In solchen Fällen vertritt der Bürgerfreund die Strlle der Landtagszeitung, wie sie bekanntlich in Baiern üblich ist.

Der Vorschlag möchte nicht zwecklos seyn, daß es bei solchen Anlässen der Redaktion gefallen möchte, solchen Einsendungen eine eigene Anmerkung hinzuzufügen, und in dieser Note z. B. einen gegründeten Antrag zu unterstützen; oder im Gegentheil (wie hier) einer unbefriedigenden Antwort auf eine unverfängliche und gelinde Weise ihr Mißfallen zu bezeugen. Hiedurch würde der unkundige, irrewerdende Leser einigermassen geleitet und zurecht gewiesen, und sein schwankendes Urtheil etwas bestimmt werden. Dann möge aber, wie auch überhaupt, die Redaktion sich nicht daran kehren, was die weniger gebildete und weniger talentvolle Klasse ihrer Leser über solche vernünftigere und ausführlichere Aufsätze urtheilen mag; wenn auch nicht gerade Alles nach dem Geschmack und der wetterwendischen Laune des Lesers eingerichtet und zugerichtet ist; denn nicht Alles kann für die Leckerzähne des einzelnen Lesers gewürzt und überzuckert seyn.

Dem unbekannten, patriotisch gesinnten Einsender obigen Aufsatzes, danken wir für den uns gemachten zweckmäßigen Vorschlag, den wir gern und schon heute befolgen, indem wir

auf die Anfrage in Nro. 22

folgende vorläufige Antwort mittheilen.

D. Red.

So lange einem würklichen oder scheinbaren Fehler bei öffentlichen Gebäuden noch abzuhelfen ist, ist es die Pflicht eines jeden Baumeisters, vorzüglich wenn dieser in öffentlichen Blättern auf solchen Fehler aufmerksam gemacht wird, denselben zu verbessern.

Bis jetzt ist freilich, hinsichtlich des in Frage stehenden grosen Ankers am Palatio, keine Abänderung getroffen, wir hoffen aber, daß es bald geschehe, da es noch Zeit ist, selbst wenn es den Bauübernehmern ein kleines Opfer kosten sollte; denn daß solche Abänderungen bei den an die Mindestfordernden ausgedungenen Bauten, nicht ohne eigne Aufopferung der Bauübernehmer gemacht werden können, ist uns sehr einleuchtend, aber daß sie nicht unmöglich sind, sehen wir an dem Schauer der Wohnkeller des Schüt-

tings, bei welchem viel geändert und gekünstelt ist, um den Beifall der Kunstverständigen zu erlangen.

Es wäre überhaupt zu wünschen, daß man sich bei der Verfertigung jedes öffentlichen Gebäudes eben so viele Mühe geben möchte, als vor der Uebernahme desselben, dann würde mehr Symmetrie in jede Oeffentlichkeit gebracht werden. — pk —

*Anekdote.

Bei der Geburt des Kronprinzen von Schweden (nachherigen König Gustav IV.) gab der schwedische Gesandte zu Kopenhagen, Baron von Sprengporten, dem dortigen Volke einen gebratenen Ochsen zum Besten, der zuvor zur Schau herumgefahren wurde. Ein Paar Modegecken hatten sich eine Kutsche gemiethet um den ganzen Aufzug mit Gemächlichkeit zu genießen, und vorzüglich die Töchter des Landes zu mustern, die neugierig aus allen Fenstern schauten. Die Kutsche fuhr dicht hinter dem Ochsen und mußte natürlicherweise, wegen des Menschengewühls oft halten. — Eine solche Pause benutzte ein Matrose. Er sprang auf den Kutschentritt und fragte die Herrn durch das offene Fenster sehr ernsthaft: „Sagt mir doch, wie nahe seyd Ihr mit dem Verstorbenen verwandt, weil Ihr das erste Trauerpaar ausmacht?" —

*Frage.

Wo ist jetzt die größte Blendlaterne?

.....

* Charade von drei Sylben.

Wo ist Ruhe, fragst Du, wo ist Friede,
Wo verhallt der Klage letzter Laut,
Wenn der Mensch des falschen Glückes müde,
Sehnend zu der Sternenheimath schaut? —
Laß der Mutter ihre heil'gen Rechte,
Die Dich treu an ihrem Busen trug,
Wenn des Schicksals nächtlichfinstre Mächte,
Wenn der Schmerz Dir herbe Wunden schlug!
In der Erde sichern Mutterhorte,
Findest Du das stille Ruheland
Bei den Ersten; — durch die dunkle Pforte
Schimmert hell der Hoffnung Lichtgewand.

Und die Dritte mit der Iris Farben,
Winkt so freundlich durch der Jungfrau Traum,
Mit ihr führt der Schnitter seiner Garben
Letzte, zu des Daches weitem Raum.

Schönes kann die Erde wohl erzeugen;
Aber ach! das Schöne dauert nicht:
Seine Blüthe ist dem Himmel eigen,
Und die Erde hält das Zarte nicht.
Doch beim Scheiden giebt sie ihre Kinder,
Und zum Ganzen windet sie der Schmerz;
Bei der Gruft ist es ein treuer Künder,
Hier entfloh ein Engel himmelwärts.
Säuselnd hängt's an der Kapelle Wänden,
In des Mondes falbem Silberlicht,
Und dem Dulder will es Hoffnung spenden,
Flüstert leise: Zittre vor mir nicht!

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 23.

Todtengräber.

Druckfehler.

In Nro. 22. S. 176. Sp. 2. lese man in der 11. Zeile von unten ernst, statt: erst.

Anzeige.

In der Buchdruckerei von G. Jöntzen am Dom Nro. 2, sind von jetzt an und zu jeder Stunde fürs Billigste zu haben: mehrere Sorten in Kupfer und mit Englischer Schreibschrift gedruckte Wechsel, Anweisungen und Zinequittungen das 100 zu 18, 36 und 54 Gr.; mehrere Sorten Frachtbriefe, mit und ohne Bremer Wappen; Deutsche, Holländische, Französische und Englische Connoissemente; mehrere Sorten Obligationen, Declarationen, Aufgabezettel, Vollmachten, Rechnungen, Waschtabellen, Schema's zu viertel und achtel Loosen der Bremer Lotterie, Anschläge von Vermiethung und Verkauf von Häusern, Commandirzettel für Feldwebel und Unter-Offiziere der Bürgerwehr, Bilder für ABC-Bücher, ABC-Tafeln, besonders für Schulen brauchbar, mehrere Sorten gebundene Hanseatische Taschenbücher, kleine Tafel- und Comptoir-Kalender, mehrere Sorten Schulbücher und sonst dergleichen Artikel, welche zu gewöhnlichen Geschäften gebraucht werden.

Nro. 26.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 1. April 1819.

Des Trinkers Lebenslauf.

Ich bin ein geborner Zecher,
Trauben sog ich, statt der Brust,
Und ein weingefüllter Becher
War schon meiner Kindheit Lust.
Wenn ich spielte, wählt' ich Flaschen,
Niemals fiel es je mir ein,
Schlau die Mutter zu denaschen,
Aber wohl des Vaters Wein.

Nach der Schule mußt' ich wandern,
Die kein Rebensaft versüßt;
Doch erlernt' ich hier vor andern,
Wo der Weinstock üppig sprießt.
In der Urwelt Götterlehre
War Läus nur mein Mann,
Und des Thyrsusschwinger Chöre
Führt' ich Nachts in Träumen an.

Noah, der die Beeren preßte,
Ward mein höchstes Ideal,
Und am deutschen Ritterfeste
Liebt' ich nur den Weinpokal.
Euer Lied, ihr Traubenpreiser,
War es, was ich immer las;
Nur Diogenes mein Weiser,
Denn sein Wohnsitz war ein Faß.

Drohte mir des Schicksals Köcher,
Ward ich seiner Pfeile Ziel,
Griff ich muthig nach dem Becher.
Sucht' im Keller ein Asyl.
In dem Feuergeist der Trauben
Fand ich, neugestärket, dann
Alles, Hoffnung, Liebe, Glauben,
Was dies Seyn verschönern kann.

Froh ist mir die Zeit vergangen,
Und wenn einst mir Charon winkt,
Will ich ihn mit Wein empfangen,
Weil man dort nur Wasser trinkt;
Mit dem Becher in den Händen,
Halb berauscht von Bachus Naß,
Will ich meine Laufbahn enden,
Und es sey mein Sarg ein Faß.

Gebt mich dann zurück der Erde,
Die mich ritterlich gelezt,
Und auf meinem Hügel werde
Eine Rebe noch gesetzt.
Thränen sollt ihr nicht vergießen,
Laßt auf meinen Leichenstein
Rein're Opferspende fließen,
Unverfälschten deutschen Wein.

* Die Franzosen in Portugal unter Massena.

(Beschluß.)

„Die Plünderungen, die im Anfang glücklich genug waren, wurden von Tage zu Tage weniger einträglich und mühsamer. Das Land, welches die Armee besetzt hielt, brachte nur wenig Waizen hervor, bald war man auf Brod von Mais beschränkt und da man selbst diesen nicht mehr hinlänglich fand, so waren mehrere Corps auf halbe oder drittheil Portionen gesetzt; andre Regimenter lebten bloß von Fleisch und Gemüse und hatten auch dies nicht mehr hinlänglich."

„Der Wein, welcher überflüßig im Lande war, wurde von den Soldaten die ihn fanden, verschleudert, oder unmäßig und verschwendrisch in den Feldern vertrunken und auf diese Art ebenfalls erschöpft."

„Unsren Plünderern half es wenig, daß sie sich 15 bis 20 Lieus im Rücken oder zur Seite ausbreiteten, sie brachten immer nur sehr wenig zurück; manchmal wurde die Beute des Zugs durch die Streifenden selbst verzehrt, ehe sie wieder in die Quartiere kamen. Die Compagnien erwarteten sie jedesmal mit Heißhunger; in dieser ängstlichen Erwartung stellten sie Leute auf dem Wege aus, worauf die Ausgesendeten zurückkommen mußten. War der Zug glücklich gewesen, so kamen die ausgestellten Soldaten im Lauf zurück, um ihre Cameraden zu benachrichtigen und die Freude des gestillten Bedürfnisses glänzte einen Augenblick auf den Gesichtern; waren die Plünderungen aber ohne Erfolg gewesen, so verlängerten sich die Gesichter und die Geister blieben stumpf. In diesem Zeitpunkt war es, daß alle Regimenter anfingen wirklich alle Arten der Entbehrung zu empfinden."

„Einige Heerden fand man noch an wüsten und fast unzugänglichen Orten versteckt; entweder in den dicksten und dunkelsten Wäldern, oder hinter ungeheuren Felsmassen, wohin vor diesem Kriege der Mensch vielleicht noch nie gedrungen war, oder in den Tiefen der steilsten Abgründe. Dahin hatten sich auch Einwohner zurückgezogen, welche Furcht und Einsamkeit zu halben Wilden gemacht hatte. Ein langer Bart, verwornes Haar, Gesichter, schwarz vom Rauch, weil sie nur des Nachts Feuer anzulegen wagten, stellten die ganze Verzweiflung des Unglücks dar."

„Ausgezeichnete Personen und Priester, die durch die Bewegungen unserer Colonnen verhindert waren, sich nach Lissabon zurückzuziehen, hatten sich mit den Bauerfamilien in diese Schluchten geflüchtet. In diesen Berghölen, zu denen kein Weg führte, glaubten diese Unglücklichen sich bei ihrem Eigenthum sicher, allein diese wilden Schlupfwinkel, die sie gegen die Gier der ungebundenen Soldaten vertheidigen sollten, wurden oft, durch Strapazen und Mangel geschwächt, ihr Grab. Die Frauen und Mädchen, die in diesen wilden Zufluchtsörtern gefunden wurden, waren, um dem Tode zu entgehen, gezwungen, den ungezügelten Leidenschaften zu genügen; mit Widerwillen sage ich es, allein man hat selbst einige erwürgen sehen, von den Tiegern, deren viehische Lüste sie gesättigt hatten. Diejenigen welche diese Abscheulichkeiten begingen, waren einige Erbärmliche, die aus dem verpesteten Auswurf großer Städte, durch das Loos, in die Reihen der Braven gekommen waren. Diese lasterhaften Wesen waren es, die sich auf ihren Zügen, von jedem nützlichen Joch befreit, nun blind ihrer Wildheit überließen. Man hüte sich aber wohl, diese Räuber mit unsern wah-

ren Soldaten zu verwechseln. Die grausamsten Menschen sind fast immer die feigsten."

„In der Crisis, worin sich unsre Armee damals befand, waren die strengen Gesetze der Polizei und Disciplin-Verordnungen in Verfall gerathen. Nur der Untergebne, der sich gegen den Vorgesetzten verging, wurde gestraft und hier zeigte man oft noch eine strafbare Nachsicht. Wenn man auch ein Beispiel an einem auf der That ertapten Schuldigen aufstellte, so schloß die Polizei ihr Auge bald wieder und neu betrat das Laster seine Bahn. Ein so verderblicher Stand der Sachen würde damit geendigt haben, alle unsere Soldaten zu verderben, denn unbiegsame Bande gehören dazu, um Ordnung in zahlreichen Corps zu erhalten."

„Anfangs brachten die Leute unsrer Compagnien alle hübsche junge Frauenzimmer, ohne Unterschied des Ranges mit zurück, die sie auf ihren Streifzügen überraschten. Genöthigt, sich mit den einzigen Gegenständen zu bedecken, welche die Soldaten fanden, war die junge Bäuerin manchmal in dem Gewand einer Gräfin gehüllt und die Dame trug ihrerseits wieder die Kleider einer einfachen Dorfbewohnerin. Diese Ungleichheit des Anzugs und der Lage war ein sonderbarer Gegenstand für den Beobachter."

„Zuerst zeigten diese Gefangenen Traurigkeit, allein leicht gewöhnten sie sich an eine Lage, die sie wenigstens gegen die zahlreichen Leiden und Gefahren schützte, denen sie in ihren wilden Felsen ausgesetzt waren; sie hatten ihren Beschützer, der ihnen in den Quartieren Achtung verschaffte und gewöhnlich schloßen sie sich ihnen sehr an. Zu Zeiten erhoben sie sich auch von Stufe zu Stufe und wurden die Gefährtinnen der Generale und diese Beispiels waren nicht selten.

„Eines Tages, als ich in Quinta de Sardina, bei Leira, der Correspondenz halber war, brachte mir ein alter Braver meiner Compagnie ein junges, hübsches Frauenzimmer mit ihrer Mutter, von einem in Portugal bekannten und geachteten Namen; ihre schmutzigen Kleider, doch von reichen Stoffen, waren in Unordnung und Thränen und Seufzer zeugten von den härtesten Kränkungen. Mein achtungswerther Soldat hatte sie so eben einem Haufen Plünderer entrissen, in einem Augenblick, wo die einzigen Hindernisse der Natur das junge Mädchen nur noch gegen die schändliche Behandlung vertheidigte, die ihre Mutter erfuhr. Da die achtungsvollste Pflege, womit ich sie mehrere Tage überhäufte, ihre Thränen nicht trockneten, so nahm ich es auf mich sie durch den Voltigeur, der sie schon einmal gerettet hatte, mehrere Lieus über die Vorposten hinausbringen zu lassen."

„Ein ganz besondrer Umstand dieses Kriegs, wovon man noch nie geredet hat, ist, daß man die Ausschweifungen so weit trieb, selbst Frauen zu verkaufen. Auch sind einige für Handpferde umgetauscht; ich habe Karten spielen gesehen, wobei man ein junges Mädchen gegen einen Gegenstand des Luxus verspielte. Ein Beamter der Lebensmittel bat mich oft sehr ernsthaft ihm für zwei goldne Unzen (32 spanische Thaler) eine von den Frauenzimmern zu überlassen, die sich in das kleine Dorf in dem ich befehligte, geflüchtet hatten."

„So viele Schlupfwinkel waren entdeckt, daß keine mehr übrigblieben, oder vielmehr die übrigen waren mit so viel Sorgfalt angelegt, daß es fast unmöglich war sie zu entdecken. Der feine Sinn, den unsre Soldaten durch Uebung erlangt hatten, ließ mehr und mehr nach, und täglich stieg das Bedürfniß auf eine erschreckliche Art.

*

Das Unglück war so groß, daß es unsre Soldaten unempfindlich und grausam machte; durch den Hunger getrieben, versuchten sie die halbstarrigen Einwohner zu quälen, deren sie im Bereich der verlaßnen Dörfer habhaft werden konnten, damit sie die ihnen noch bekannten, verborgnen Schlupfwinkel entdecken sollten. Dies Mittel einer unerhörten Barbarei gelang und die ganze Armee lebte einige Zeit von den Geständnissen, die die Frage entrissen hatte. Soldaten, die bei frühern Gelegenheiten großmüthige Gesinnungen gezeigt hatten, erzählten nunmehr mit kaltem Blut diese Abscheulichkeiten."

„Wenn die Geschichte eines Tages von diesen Verruchtheiten redet, so vergesse sie nicht zu berichten, daß der Armee von Portugal, beschäftigt vom Prinzen von Esslingen, nur diese einzigen und letzten Mittel übrig blieben, um nicht den Schrecknissen des Mangels zu unterliegen."

Campagnes de l'Armeé de Portugal, par Mr. Guingret, Chef de Bataillon etc.

Soweit das obige Werk und der eigne franz. Bericht; man sieht allenthalben das schauderhafte Gemälde der verübten Gräuelthaten deutlich genug, so sehr der Verfasser sich auch bemüht es zu beschönigen, um das Bedürfniß, das Hr. Guingret fühlte, die Beschuldigungen der Grausamkeit und Verruchtheit, welche die Armeen seines Volks, von Buonaparte gezogen und gebildet, in ihrem Uebermuthe begingen, als sie keinen Widerstand mehr zu finden glaubten, so viel möglich abzulehnen. Schwerlich würde ein Franzose sich hierauf eingelassen haben, wenn die Berichte seiner Gegner ihn nicht getrieben hätten eine Entschuldigung möglicher Weise aufzustellen; denn die That selbst zu leugnen vermag er nicht.

Und wenn man nun bedenkt, daß alles dies gegen ein Volk verübt wurde, das durchaus keine andere Ursache zum Krieg gegeben hatte, als daß sein Land eine leichte Beute schien, welches nach dem zu Fontainebleau am 27. Oct. 1807 geschloßnen Vertrag in 3 Theile gerissen werden sollte, und daß es sich diesem Gewaltstreiche eines fremden Volks widersetzte; so ist die einzige Behandlung Portugals allein wohl hinlänglich, um Buonaparte der Nachwelt, nicht nur als hinterlistigen und falschen Politiker zu zeigen, sondern auch als Feldherrn, der nach der Schlacht von Marengo nur verstand durch große Massen und geschloßne Kolonnen zu erdrücken — und wo dies nicht ging, wo der Krieg nach den Regeln der Kunst geführt werden mußte, unterlag.

In den Jahren ihrer Herrschaft haben wir auch hier viele franz. Truppen gesehn; wer findet in obigem Gemälde nicht die Originale wieder? und wenn wir nicht die nämliche Behandlung, so streng wie die Portugiesen erlitten, so lag dies wohl nur darin, daß wir ihren grenzenlosen Forderungen nichts entgegen zu setzen vermogten und daß die Beschaffenheit unsres Landes uns nicht erlaubte; es wie die Portugiesen zu vertheidigen.

Können aber Truppen, in denen das Plünderungs System so verwebt, ausgedehnt und vervollkommnet ist — es gänzlich ablegen und vergessen? pflanzt es sich nicht durch Neigung und Erzählung vom Veteranen bis auf den Rekruten fort? und wenn auch ein ganz neuer Anführer, mit gänzlich antibuonapartistischen Grundsätzen an ihre Spitze kommt, wird er im Stande seyn in einem künftigen Kriege, im fremden Lande diese Armee, auch gegen den Bewohner in der Disziplin zu erhalten, worin wir die Armeen, die gegen die Franzosen fochten, so ehrenvoll gesehen haben?

---

* Für Gemälde Liebhaber.

— Was im abgelaufenen Jahre in Bremen für die Kunst geschehen, möchte, so gering auch das Resultat zu seyn scheint, doch nicht weniger werth zu untersuchen und zu betrachten seyn, als wenn man sich in Hinsicht anderer Angelegenheiten wohl beim Schluß eines Jahres auf einen Punkt zu stellen pflegt, um von hieraus auf das Vergangene einen Blick zu werfen. Selten läßt sich aber bei einem solchen Anlaß eine scharfe Gränze ziehen; man sieht sich vielmehr genöthigt, auf eine längere Zeit zurückzublicken, von welcher die letzte Vergangenheit oft nur eine Fortsetzung ist. So auch hier. Wir haben z. B. den Genuß einer öffentlichen Kunst- und Gemäldeausstellung erlangt, und diese ist wohl ein nicht unbedeutender Schritt zum Fortgange in der Kunst. Sie wurde schon im Juli 1817 für die Mitglieder eröffnet, und ist vorläufig auf 3 Jahre angeordnet. Auch im letztverflossenen Jahre wurde dafür manches gethan, was zur Vervollkommnung und Vermehrung derselben abzweckte; und es ist zu wünschen, daß man hierin künftig nicht ermüden möge, um den Zweck der Gemeinnützigkeit, der allgemeinen Bildung des Geschmacks, und des Erweckens eines regen und offnen Sinnes für die Kunst zu erreichen. So sind z. B. im Lauf des vorigen Jahres 6 bis 8 neue vortreffliche Gemälde von den ersten Meistern hinzugekommen, deren Erwerb nicht ohne angestrengte Bemühungen geschehen ist und deren Vorzüge also wohl einer näheren Würdigung werth seyn mögen. Es sind folgende:

1. Eine Geburt Christi und Anbetung der Hirten, im Styl von Raphael. Eine knieende Madonna, im rothen Gewande mit einem leichten dunkelblauen Ueberwurf, ist die Hauptfigur des Bildes, vor ihr im Vorgrunde das Christuskind auf Kissen liegend, den Blick bedeutungsvoll auf die Mutter und die umstehenden Hirten richtend. Von diesen sind zwei, welche sich knieend über das heilige Kind beugen, die andern vier nähern sich erwartungsvoll, und unter diesen letztern ist eine, den rechten Arm erhebende Figur, die so glücklich gezeichnet ist und so vielen Schwung in der Stellung hat, daß sie schon allein für Raphael spricht. In den Wolken zeigt sich Jehovah, geflügelt, und mit aufgehobener rechten Hand, die ganze große Bedeutung des Augenblicks verkündend, wie Raphael bekanntlich oft in seinen Bildern den Schöpfer dargestellt hat. Wenn sich nun aber auch nicht geradezu behaupten läßt, daß dies Gemälde von Raphaels eigener Hand ist, so ist es doch unverkennbar sein Styl, und wenn von seiner Meister-Hand nicht vielleicht ein Pinselstrich darin ist, so ist es doch möglich oder vielmehr wahrscheinlich, daß entweder R. die Zeichnung oder den Karton dazu entworfen habe, oder daß es mehr als Kopie nach R. ist, oder endlich daß einer der besten Schüler jenes großen Malers es unter seinen Augen und unter seinem Einflusse vollendet habe. Wer etwa diesem Urtheil nicht beitreten möchte und vielleicht einen andern mit Grund anzugeben wüßte, möge hierdurch aufgefordert seyn, sich darüber mitzutheilen. Der Ausdruck der Madonna ist unstreitig von der höchsten Würde, und nach unsrer Ansicht, vom ächten raphaelischen Genius erfüllt; ihre halbgefaltenen Hände sind wohl das Zarteste, was man nur von weiblichen Händen sehen kann; die Finger sind zwar ein wenig lang, aber so äußerst graziös und fromm, daß sie es eben durch dies Maaßverhältniß nur erst werden konnten. Die kreuzweise über die Brust geschlagenen Hände des zunächst knieenden Hirten im hellgelben Gewande, die völlig mißlungen

sind, können eben daher wohl nicht von demselben Meister herrühren, sondern sind aufgesetzt und später hinein gemalt. Das fromme Gesicht und die demuthsvolle Stellung der Madonna erinnern auffallend an die Iardinière (Gärtnerin) von Raphael, die durch Kupferstiche jedermann bekannt ist. — Das Stück hängt übrigens vortheilhaft und ist gut beleuchtet; das Local (der große Saal des Athenäums) hat den Vorzug, daß nur Eine Seite die Fensterwand bildet, obgleich es freilich vortheilhafter und wünschenswerther wäre, wenn das Licht der Breite nach in den Saal fiele. Die Höhe des Bildes beträgt etwa 2½ Fuß, die Breite mag ungefähr 1½ Fuß seyn.

Dies Gemälde verdiente wohl eine Vervielfältigung. Bilder dieser Art scheinen sich besonders für den Steindruck zu eignen, da solche einfache Umrisse und ruhige Formen nicht so schwer für die Abzeichnung und für das Auftragen auf die Steinplatte ausfallen möchten, als es bei manchen andern Bildern der Fall ist. Es ist zu wünschen, daß den zu machenden Versuchen mit der Steinpresse, die, wie wir hören, bei uns wieder erneuert werden sollen, eine baldige Ausführung *) und ein belohnendes Gelingen zu Theil werde, zumal da in den meisten größeren Städten Deutschlands eine solche Anstalt schon begründet ist.

2. Das zweite Bild kann dem Inhalt nach als Gegenstück zu dem vorigen betrachtet werden: es ist eine Anbetung der Könige von Carlo Cagliari, einem Bruder von Paul Cagliari aus Verona oder von Paul Verenese (aus der vormaligen gräfl. Walmodischen Sammlung in Hannover) Breite des Stücks etwa 4 — 5 F. Höhe etwa 3½ Fuß. — — — Zur Linken die heil. Jungfrau in rothem Gewande, gelbem Schleier und dunkelblauem Ueberwurf mit dem Knaben auf dem Schooß. Den übrigen Raum des Bildes nehmen die Könige ein, die von ihren Rossen abgestiegen sind, von welchen man noch eins im Hintergrunde erblickt. Ein König nähert sich knieend mit seinem Pagen der heil. Familie, und da sie eben von ihrer Reise (aus dem Morgenlande) zu kommen scheinen, so sind sie noch ganz mit Mantel und schweren Stoffen bedeckt, welche leider die malerischen Formen der Glieder und Körper ganz verhüllen, was im allgemeinen bei den italiän. Meistern weniger vorkommt. Erschrocken zieht sich der kleine Christus zurück, als er die Reisigen und Rosse erblickt, und will an seiner Mutter hinaufkriechen, nur der rechte Fuß ist noch eben zum Kusse ausgestreckt und bildet eine äußerst zierliche Bewegung nicht allein des Körpers, sondern auch der Seele, indem darin das Schüchterne sehr treffend ausgedrückt ist. Der Körper des Kindes ist sehr zart und weich behandelt, und der Ausdruck der Furchtsamkeit schadet der Würde desselben keineswegs. Eben so liebevoll und ganz mütterlich ist die Mutter dargestellt, sie will voll Milde den Knaben zum Kusse hinreichen, sie weiß, welchen Schatz sie mit ihren Händen umschließt, welches unersetzliche Kleinod sie auf ihrem Schooße trägt. Ihr Antlitz hat etwas Ungemeines, was man im Leben nur selten, aber doch wohl hie und da wiederfindet. Einen Madonnenkopf wie auf dem vorigen Bilde von R. findet man schwerlich im Leben wieder. Links im Vorgrunde sieht der heil. Joseph, neben ihm liegen zwei Lämmer, gegenüber ein Hund; zur Rechten zwei stehende Figuren, die entweder selbst Könige sind, oder doch wenigstens zum königl. Gefolge gehören. Neben dem weißen Zelter ein Reisiger, der in

*) Mit Gewißheit versprechen wir in diesem Monate einige Steindrücke als Beilagen liefern zu können. D. Red.

den Zaum faßt. Gewänder, Faltenwurf, Haltung und Colorit, Gruppirung und Zeichnung, auch in dem Pferdekopfe und übrigen Nebenwerken lassen wenig zu wünschen übrig, und der sanfte Zauber des ital. Styls ist über das Ganze ausgegossen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Anekdoten.

Der unbesorgte Schiffer.

Als bei einem heftigen Sturme, ein Schiff den letzten Anker verlor und einem Felsen zutrieb, schrie das Schiffvolk: Gott! sey uns gnädig, wir scheitern. Rette sich, wer kann! Seyd ruhig, entgegnete der Schiffer, wir haben nichts zu befürchten, denn ich habe noch zwei neue starke Anker in Amsterdam, die sollen wohl halten. Allein kaum hatte er dieses gesagt, so scheiterte das Schiff und er war der Einzige welcher ertrank.

Die drei Pferde.

Als der Persische Chan einst, auf Anrathen seiner Minister, eine starke Mauth in seinem Lande eingeführet hatte, wodurch aller Handel unterdrückt und seine Unterthanen unglücklich wurden, erschien sein Sohn, — welcher sich früher gegen die Mauth erklärt hatte — am Hofe auf einem stockblinden Pferde. Sein Reitknecht folgte ihm auf einem mageren Gaule und führte ein fettes am Zügel. Mit dieser Equipage kannst du nicht auf Reisen gehen, sagte der Chan, da würdest du nicht weit kommen. Warum nicht? entgegnete der Sohn. Das blinde Pferd sind Sie, Sie sehen nicht wie die Minister mit Ihnen spielen. Das magere sind Ihre armen Unterthanen, denen die Mauth die Nahrung entzieht. Das fette Pferd sind die Minister, welche von Bestechung der Mauthner sich mästen. Gedenken Sie damit durch die Welt zu kommen, so kann ich auch wohl eine kleine Reise damit machen.

Falsche Banknoten.

Vom 1. Jan. 1812 bis zum 10. April 1818 ist bei der englischen Bank, entweder bei der Vorzeigung zur Bezahlung oder auf andre Art, die folgende Zahl von verfälschten Banknoten entdeckt worden, und zwar: 107,238 von 1 Pf. Sterling, 17,787 von 5 Pf., 419 von 10 Pf., 2 von 15 Pf., 54 von 20 Pf. und 35 über 20 Pf. Der ganze Werth dieser 131,361 falschen Banknoten aber belief sich, mit Ausnahme der 35 über 20 Pf., auf Einhundert sieben und siebenzig Tausend zweihundert und zwei und vierzig Pfund Sterling.

---

* Oeffentlicher Dank und eine freimüthige Bemerkung.*)

Denen vortrefflichen Freunden und Theilnehmern der Zeitschrift des Bürgerfreundes mit dem Motto: Amicus Plato, etc. sagen einige patriotische Bürger Bremens den herzlichsten Dank, völlig mit ihnen einverstanden. Ganz treffend ist die Anekdote auf jene absurde großmogulische Antwort in Nro. 20 dieser Blätter den fehlerhaften Bau des Pallatiums betreffend; denn allerdings hat jeder hiesige Bürger das Recht seine Ansichten sowohl über Bauten des Gemeingutes als über ihm scheinbare Fehler und Mängel öffentlich und laut auszusprechen, indem ein Jeder Einzelne als Theil und Stütze des Ganzen betrachtet werden muß;

*) Letztere ist — — — D. Red.

folglich dürfen sich diejenigen, mit dergleichen Ausführungen beauftragt, nicht erlauben, sich so höhnisch und mit der Stimme eines Großmoguls gegen Anfragen, Anleitungen und Rügen auszudrücken, da wir weder Algierer noch Tunesen sind! Gewiß hat der gute Mann der jene despotische Antwort gab, die treffliche Rede „über Oeffentlichkeit" bei der Aufführung des hochverehrten Herrn Doctor Lampe als Senator, gehalten vom Herrn Syndicus Heineken, nicht gehört, sonst würde er aus einem solchen Tone nicht gesprochen haben. —

Wir erlauben uns diesem noch folgende Reflexionen beizufügen. D. Red.

*Reflexionen.

Wir klagen so oft laut über das Elend der gegenwärtigen Zeit; wir suchen ängstlich auf den Straßen und in den Winkeln nach Gegenmitteln, die dem Elende abhelfen sollen und — handeln doch entweder so, als wenn wir in einem paradiesischen Zeitalter lebten, oder als wenn wir eigennützige Aerzte und die Drangsale der Zeit freigebige Kranke wären. Eine strenge Diät ist oft wirksamer, als lange Recepte. Wir könnten viele Leiden von uns entfernen, wenn wir unsre Kräfte recht gebrauchten.

Mancher schreiet, er liebe sein Vaterland, und doch liebt er bloß sein werthes Ich; mancher läßt bei allen öffentlichen Angelegenheiten seinen patriotischen Donner hören, aber unter der Hand streckt der bedachtsame Scheim seinen Hut nach fremden Golde aus.

---

* Theater-Anzeige.

Auf die mir vielfach gewordenen Anfragen und Wünsche der geschätzten Theaterfreunde, wegen der baldigen Vorstellung von Sappho und Wallensteins Tod, gebe ich mir die Ehre zu erwiedern: daß die fortwährenden Krankheiten der Demoiselle Hanf und des Herrn de Treit bis jetzt die Aufführung dieser Stücke verhinderten und noch in den nächsten 8 Tagen verhindern werden. Eben aus diesem Grunde mußten auch mehrere andere neue Stücke bis jetzt liegen bleiben. Sobald jedoch Dem. Hanf wieder hergestellt ist, werden sowohl diese als Sappho und Wallenstein sogleich auf dem Repertoire erscheinen.

F. S. Ringelhardt.

---

*Räthsel.

Bedrohet Dich die Wuth der Wellen,
Die schon Dein leckes Boot zerschellen,
So eil' und stürz' ich rasch hinein,
Um Dich vom Tode zu befrein.

Umringt Dich schon der Schwerdter Menge,
So flieg' ich in des Feind's Gedränge
Und kämpfe gegen Kraft und List,
Bis Du dem Tod' entronnen bist.

Es läßt mich nur die Noth erkennen.
Sag' an, mein Freund! wirst Du mich nennen?
Lies vorwärts oder rückwärts mich,
Ich bleibe unveränderlich.

W.

---

*Beantwortung der Frage in Nro. 25.

In Frankfurt am Main.

Auflösung der Charade in Nro. 25.

Todtenkranz.

Druckfehler.

In Nro. 25. S. 196. 1 Sp. 2. Zeile von unten lies 10 statt 13 Octbr.

Nro. 27.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 4. April 1819.

Die Wandertauben in Nordamerika (Columba migratoria).

(Aus Wilsons American Ornithology.)

Die wilden Tauben bewohnen ein weit ausgedehntes Gebiet in den vereinigten Staaten. Besonders zahlreich sind sie in der Gegend um die Hudsons-Bay, wo sie gewöhnlich bis zu Ende Decembers bleiben, und wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, sich von den Knospen der Wachholderbeeren nähren. Auch über ganz Kanada sind sie verbreitet, längs des Missuri hin, 2500 englische Meilen in's Land hinein, entlang den Wendungen dieses Flusses. Selbst im Innern von Luisiana und südwärts sogar, bis an den Meerbusen von Mexico findet man sie.

Das Merkwürdigste und Charakteristische dieser Vögel ist aber ihr gemeinsames Wandern und Brüten, und zwar in so ungeheurer Anzahl, daß sie alle Begriffe übersteigt, und kein Beispiel unter allen gefiederten Thieren auf der Erde, welche bis jetzt den Naturforschern bekannt geworden sind, hat.

Es scheint als ob sie diese Wanderungen mehr, um sich Futter zu suchen, als um die Kälte zu vermeiden, unternähmen, denn wir finden sie im December an der Hudsons-Bay, und ihr Erscheinen in andern Gegenden ist so unbestimmt, daß sie manchmal in mehrern Jahren nicht zahlreich kommen, dann aber in unzähliger Menge. In Pensilvanien und Virginien — so erzählt Wilson — habe ich oft ihre Wanderungen mit Staunen bemerkt, das waren aber bloße Streifpartien, wenn ich sie mit der Masse von Millionen vergleiche, die ich seitdem in den westlichen Staaten Nordamerika's, in Ohio, Kentucky und dem Gebiet der Indianer sah. Dort wächst besonders die nahrhafte Buchecker, das vorzüglichste Futter für die wilden Tauben. Manchmal trifft sich's, wenn sie sämmtliche Früchte dieser Art in einem weiten Umfange aufgezehrt haben, und sie dann in einer Entfernung von 60 bis 80 englischen Mei-

len wieder andre entdecken, daß sie regelmäßig jeden Morgen dahin fliegen, sich satt fressen, und dann Mittags oder Abends wieder auf dem Sammelplatz sich einfinden. Diese Sammelplätze (roosting places) sind stets in Wäldern, und oft nehmen sie eine große Strecke derselben ein. Haben sie sich an einem solchen Platze einige Zeit verweilt, so bietet er ein sonderbares Schauspiel dar. Der Boden ist in der Höhe von mehrern Zoll mit ihrem Unrathe bedeckt, das Gras wie das Untergehölz gänzlich zerstört, darüber aber liegen größere und kleinere Baumzweige, ja sogar Aeste, die von dem Gewicht der Vögel, wenn sie so übereinander sich drängen, herabgebrochen sind, und die Bäume selbst sind so gänzlich abgestorben, als ob sie mit der Axt behauen wären. Die Spuren einer solchen Verwüstung dauern viele Jahre fort, und erst sparsam keimt nach und nach dort wieder die Vegetation empor.

Entdeckt man einen solchen Sammelplatz, so eilen die Bewohner, selbst aus weiter Entfernung, in der Nacht mit Flinten, Knütteln, langen Stangen, Schwefeltöpfen und andern Zerstörungmitteln herbei. In wenigen Stunden haben sie mehrere Säcke voll Tauben, und laden diese auf die Pferde. Die Indianer sehen einen solchen Taubenplatz, besonders in der Brutzeit, für eine Nationalwohlthat an, und all' ihr Sinnen ist nur darauf gerichtet, ihn so gut als möglich zu benutzen. Die Brutplätze sind noch größer als die bloßen Ruheplätze. Nicht weit von Shelbyville, in Kentucky sah ich einen solchen, der sich in der Richtung von Norden nach Süden durch die Wälder erstreckte, verschiedene englische Meilen breit, und, wie man mir sagte, 40 lang war. Die Tauben erschienen darin am 10ten April und verließen ihn erst mit ihren Jungen am 25sten Mai.

(Der Beschluß folgt.)

---

* Betrag und Verwendung des Armengeldes vor zweihundert Jahren.

Aus einem alten Annotationsbuche.

Nach dem Inhalt zu urtheilen, sind nachfolgende Bemerkungen aus den Jahren 1611 bis 1617 (hundert Jahre nach der Reformation) von dem damaligen Prediger zu Stollhamm im Herzogthum Oldenburg, aufgezeichnet. Sie enthalten den Betrag und die Anwendung des daselbst an jedem Sonntage oder Festtage eingekommenen Armengeldes. Sie werden hier wörtlich (mit Beibehaltung der Orthographie) so mitgetheilt, wie sie sich in der originalen Handschrift finden.

1611. D. 20. p. tr. 1 Rthlr. 5 Gr.
D. 14. p. trinit. 3 Gr.

1612. Dom. 2 post. Epiph. Ist der Cüster nach Oldenburg verreiset gewesen und für die Armen nichts colligiret worden.
Feria 1 Paschat 46½ Gr.
Feria 1 Pentekost 41 Gr.
Dom. 2. Advent ist wegen deß bösen Wetters wenig Volkes zur Kirch gewesen und nicht colligirt worden.

1613. D. 14. p. tr. nihil collectum a custode. 5. Juny. Dreien Armen Männerns, so für der Kirchthür gebettelt 4 Gr.
2. May Petro Duderstadio gewesenen Pfarrherrn zu Salisburg in Livonia von den Jesuitern vertrieben — 12 Gr.

1614. 9. May eynem beseßenen Manne von Varle — 4 Schw.

1615. 4. Aug. Einem armen frembden Mann, dem das Wetter die Nase abgeschlagen — 3 Gr.

1617. 24. Febr. zu des armen verstorbenen Knaben Albert Wurtmanns Sarke — 12. Gr.

5. Juny Einem armen Bettler bey Stade her bürtig mit d. fallende Krankheit beladen — 2 Gr.

6. Juny Einem andern armen Bettler, so sich beklaget, daß Er vom Teufel besetze — 2 Gr.

Macht des Glaubens.

Der junge Gretry genoß zu Lüttich zum erstenmale das heilige Abendmahl. Der ihn vorbereitende Priester hatte ihm gesagt; was man an diesem Tage von Gott erbitte, werde unausbleiblich gewährt. In diesem Glauben betete er dann: „lieber Gott, laß mich heute sterben, wenn ich kein rechtschaffner Mann und kein großer Musikus werden soll.“ Noch an demselben Tage bestieg er einen der Stadtthürme, die hölzerne Glocke läuten zu sehn, deren man sich in der heiligen Woche, statt der andern, bediente. Ein großer Balken fiel herab, traf seinen Kopf und warf ihn besinnungslos zu Boden. Einer der anwesenden Priester lief sogleich, die letzte Oelung zu besorgen. Als er aber zurückkehrte, fand er den, am Rande des Grabes Geglaubten auf den Knieen, die Augen auf den heruntergestürzten Balken gerichtet. „Ich bin geborgen, hört er ihn rufen. der Balken hat mich nicht todtgeschlagen, aus mir wird ein braver Kerl und ein großer Musikus.“

Beides traf ein. Als einer der vortrefflichsten Tonkünstler von ganz Europa gefeiert, als einer der trefflichsten Menschen von seinen Zeitgenossen anerkannt, lebt Gretry's Name unter uns. Aber Gretry glaubte nicht blos, er handelt auch in diesem Glauben. Gehen wir hin und thun desgleichen.

Mißgeburt.

— Zu Jägerndorf in Oesterreichisch-Schlesien wurde am 24. November 1818 ein Menschenwesen geboren, mit zwei neben einander liegenden Köpfen, deren Hälse in eine Brust zusammen laufen, woran rechts ein Arm, links auch einer, dann auf der linken Rückseite ein dritter hervorkam: an der links unverschobenen Gestalt war der After, ohne Geschlechtstheile, und zwei gehörige Füße gebildet, wo unter dem After vom zweiten nur scheinenden Körper ein Doppelfuß mit 9 Zehen hervorstand. Diese sonderbare Gestalt zeigte also zwei schön gebildete Gesichter und Hälse, 3 Arme, einen in Klumpen verwachsenen Leib, mit einem After und 3 unregelmäßig gebildeten Füßen, wovon zwei natürliche, der dritte aber 9 Zehen übereinander hatte. Die Mutter gebar sehr schwer, jedoch glücklich. Nach der Geburt lebte der eine Kopf länger als der andere. Der dasige Wundarzt Felix Jüttner hat diese Schöpfung der Laune der Natur an die Ollmützer Fakultät gesandt.

Galvanismus.

Am letzten 4. November wurden zu Glasgow von Dr. Ure verschiedene galvanische Versuche an dem Leichnam des hingerichteten Mörders Clydesdale mit einer Voltaschen Batterie von 270 Paar vierzölligen Platten gemacht. Die Resultate waren erschrecklich. Beim Galvanisiren des Beins dehnte sich dasselbe so gewaltig aus, daß es einen Gehülfen, der es zurück halten wollte, fast zu Boden geworfen hätte.

*

Bei dem zweiten Versuch, wo der Nacken galvanisirt wurde, begann sogleich schweres Athmen, die Brust hob sich und sank, der Bauch dehnte sich aus, und fiel wieder zusammen, das Zwerchfell zog sich zurück, und man glaubt, daß bei nicht gänzlichem Blutverlust der Pulsschlag sich eingestellt hätte. Bei dem dritten Versuche galvanisirte man den Kopf. Sogleich bewegte sich jede Muskel in des Mörders Gesicht. Diese Scene war schrecklich: verschiedene Zuschauer verließen das Zimmer, und ein schwächlicher Herr fiel selbst vor Schrecken in Ohnmacht. Bei dem vierten Versuche wurde der Arm galvanisirt, die Finger geriethen sogleich in Bewegung, endlich auch der Arm, und zwar so stark, daß mehrere Zuschauer glaubten, der Körper wäre wieder lebendig. Dr. Ure war der Meinung, daß wenn nicht in die Blutgefäße des Nackens Einschnitte gemacht, noch das Rückenmark zerrissen worden wäre, man den Verbrecher vielleicht wieder ins Leben hätte bringen können.

Verschwiegenheit.

Fox äußerte einst in einer Rede im Unterhause: das Ministerium habe einen wesentlichen Einfluß auf die Parlamentsglieder, und es sey kein Geheimniß, daß es sich eines bekannten Mannes als Unterhändler mit den Gliedern des Unterhauses bediene.

Von allen Seiten erhoben sich Stimmen und riefen: Nennt ihn! Nennt ihn!

„Nein!“ sagte Fox: „das werd' ich nicht thun, obschon es mir nicht schwerer fallen würde, als wenn ich sagte: Jacob Robinson.“

Monden-Uhren.

Wenn Jemand bei Mondschein wissen will, um welche Stunde es ist, so kann er recht gut die Sonnenuhr dazu brauchen, nur muß er das Mondalter wissen, welches leicht im Kalender zu finden ist. Tritt der Neumond Morgens ein, so wird der Tag mit gerechnet; Nachmittags aber, so fängt die Rechnung erst beim folgenden Tage an. Das Mondalter muß nun mit 4 multiplicirt und mit 5 dividirt werden. Der Quotient wird hierauf entweder zu der Stunde, die den Schatten an der Sonnenuhr zeigt, gerechnet, und man erhält so die richtige Zeit, oder die Zeit, die der Mondschatten zeigt, wird vom Quotient abgezogen, und die gefundene Zahl giebt die Stunde. Das erste muß geschehen, wenn der Schatten auf eine Nachmittags-, das andere, wenn er auf eine Vormittagsstunde fällt. Folgendes Beispiel zur Erläuterung:

Ein Landmann kam Abends nach Haus, als das Mondesalter 10 Tage betrug, nnd er findet den Schatten des Mondes auf der Sonnenuhr um halb 3. Nun entsteht die Frage: um welche Zeit kam der Mann? Man rechne so:

Mondes-Alter 10 Tage $\times$ 4 — 40 $\frac{4}{5}$ = 8. Acht ist also die Zeit, wo der Mond im Meridian war, und 8 + 2 $\frac{1}{2}$ = 10$\frac{1}{2}$ — also halb 11 Uhr die gesuchte Zeit.

Angenommen, das Mondalter habe 18 Tage betragen und der Schatten auf der Sonnenuhr 11 gezeigt. Diese Zeit wird nun von der Stunde, wenn der Mond im Meridian war, abgezogen. Also: Mondesalter 18 Tage $\times$ 4 = 72; $\frac{72}{5}$ = 14$\frac{2}{5}$ oder 2 Uhr 24 Minuten nach Mitternacht, als um welche Zeit der Mond an diesem Tage im Meridian war, und von der nun die Stunde, welche der Schatten zeigt, abgezogen werden muß. Der Schatten zeigte 11 Uhr Vormittag, oder Eine Stunde

vor Mittag, diese Stunde nun abgezogen von 2 Uhr 24 Minuten, giebt eine St. 24 Min. $2\frac{2}{5} - 1 = 1\frac{2}{5}$ oder 24 Min. nach 1 Uhr.

* Aegyptischer Bibel-Ankauf.

(Aus einer sehr alten Folio Bibel.)

In Aegypten hat vormals geherrscht ein berühmter König Ptolomaeus Philadelphus, ein großer Liebhaber und Beförderer der guten Künste und Erudition. Dieser hatte eine Bibliothek aufgerichtet und zusammen gebracht von 200,000 Büchern unterschiedlicher Scribenten, desgleichen nie auf der Welt gewesen. Die Verwaltung und Aufsicht dieses heiligen Werks hatte Ptolomaeus dem Demetrio Phalareo anbefohlen, welcher die herrlichsten Bücher aus allen Königreichen und Ländern zusammen gekauft.

Es hatte aber der König auch gehört von einem vortrefflichen Buche, welches nur allein bei den Juden zu Jerusalem gefunden und besessen (im Besitz) war; um jenes Buch schrieb Ptolomaeus nach Jerusalem. Also ward ihm vom Hohenpriester Eleasar die hebräische Bibel zugeschickt, ohngefähr 350 Jahre vor Christi Geburt; wurden auch da beneben (überdem) hingesandt aus jeglichem Stamme Israels 6 Männer, welche dieses Buch, die Bibel, sollten verdollmetschen aus dem Hebräischen ins Griechische. Obwohl da 72 Dollmetscher gewesen, nämlich aus jeglichem Stamme 6, so wurden doch nur gemeiniglich genennet 70, solches ist auch geschehen und ins Werk gerichtet worden, und hat der löbliche König Ptolomaeus für diesen geleisteten Dienst hundert tausend gefangener Juden losgegeben, und in den Tempel zu Jerusalem einen güldenen Tisch mit Edelsteinen köstlich besetzt und geziert, 2 große güldene Becher und 30 Schaalen, und einen jeglichen Dollmetscher reichlich und königlich begabt. Diese griechische Version der Bibel, gemacht von 72 Dollmetschern, besitzen wir noch heutiges Tages, und haben sie die Evangelisten und Apostel auch gebraucht, wie aus dem neuen Testament zu sehen; wiewohl viel darinnen, das mit dem Hebräischen Brunnen und Original nicht sonderlich übereinkommt.

D.

* Etwas über öffentliche Gebäude.

Oeffentliche Gebäude sind bleibende Denkmäler der Kunst und des Geschmacks ihres Zeitalters. Ein sicherer Maaßstab, nach welchem man das Steigen und Fallen der Kunst und des Geschmacks beurtheilen kann. Wer z. B. unser Rathhaus, den Schütting, die Börse und das Palatium betrachtet, kann daraus beurtheilen: ob Bremen, in Ansehung der Baukunst Vor- oder Rückschritte gemacht hat. Daher ist es von jeher für Pflicht gehalten, bei Aufführung öffentlicher Gebäude, die geschicktesten Kunstverständigen zu Rathe zu ziehen und die gehörigen Risse davon verfertigen zu lassen.

Wird ein solcher Bau mindestfordernd ausverdungen — welches jedesmal öffentlich geschehen muß, damit jeder Fordernde hört, daß dem wirklich Mindestfordernden der Zuschlag geschiehet, — so ist nicht zu verhindern, daß ein Stümper ihn erhält; strenge Aufsicht ist daher bei dem Bau nothwendig, wenn die Baukosten nicht unnütz angewendet werden sollen.

Die starken Pfeiler am Palatio, von denen je zwei und zwei auf gleiche Länge angesetzt werden müssen, sind folgendergestalt gestellt: der erste Pfeiler hat unten ein langes Stück, der zweite

ein kurzes, der dritte wieder ein langes und der vierte wieder ein kurzes Stück. Wir wissen nicht, ob dieses Sache des Geschmacks ist, oder ob es die Festigkeit gebietet. Auch können wir nicht sagen, ob bei Aufstellung solcher Pfeiler Beschädigungen an demselben vermieden werden können, oder nicht. Ueber Beides wünschten wir in diesen Blättern durch Kunstverständige Aufklärung.

* Zur Beherzigung.

Bei solemnen Festen pflegen sich unter denen Personen, die solchen beiwohnen, zu Zeiten einige einzuschleichen, die denn aus den Fenstern Backwerk werfen. Für wen soll solches bestimmt seyn? für die Bürger, die diese Festlichkeit mit ansehen, oder für die anwesenden Bürgerkinder? Vielleicht für Letztere. Wohlerzogene Menschen behandeln die Kinder ihrer Mitbürger aber nicht wie Hunde, denen man auf diese Art etwas zuwirft. Obgleich derjenige welcher dergleichen Unanständigkeit ausübt, sich selber dadurch nicht sehr ehrt, so wäre es doch besser, es geschähe nie. Sollen die Kinder Antheil an den Festen nehmen, so reiche man ihnen dasjenige, was man ihnen zugedacht hat, wie es sich gebührt.

* Reflexionen.

Was sind zehn, zwanzig, dreißig Jahre für ein zur Unsterblichkeit geschaffenes Wesen! Schmerz und Freude gehen vorüber, wie ein Schatten, und das Leben verrinnt in einem Augenblick. Es ist nichts an und für sich selbst; sein Werth hängt von der Anwendung ab. Nur das Gute, das du gethan hast, bleibt, und nur dadurch wird dein irdisches Daseyn zu Etwas.

In der Sicherheit der Rechte eines Jeden besteht die bürgerliche und politische Freiheit. Freiheit ist nicht der Einschränkung entgegengesetzt: denn Freiheit kann sogar ohne Voraussetzung aller gerechten Einschränkungen nicht gedacht werden.

Es ist schön, in der Vertheidigung seines Vaterlandes, seiner Ehre und seines Gewissens zu sterben; es ist aber eine Schande, wenn man ein Schlachtopfer seiner Leidenschaften, seiner ehrsüchtigen Absichten, seines schändlichen Geitzes und seiner rachgierigen Wuth wird.

Durchschaue die Natur, überall siehst du Umlauf, lauter Veränderung, keinen Tod. Der Tag folgt der Nacht, und die Nacht dem sterbenden Tage. Alles verwelkt, um wieder aufzublühen. Alles sinkt, wie an einem Rade, um wieder empor zu kommen. — Lauter Sinnbilder von dem Menschen, welcher vorbeieilt, aber nicht untergeht.

Auf welcher Bahn dir hienieden zu wandeln vorgeschrieben seyn mag, erwarte kein reines und unvermischtes Glück; die wahre Glückseligkeit füllt einen Becher, den keines Sterblichen Lippen auf Erden berühren. Sie ist der Tugend bestimmter Preis; bestimmt, in den Wohnungen der Ewigkeit ausgetheilt zu werden.

Weil der vergangene Tag bereits in das Meer der Ewigkeit geflossen ist, und du ihm vielleicht eher folgst, als sein nächster Bruder, so nütze den Augenblick, den du hast, ohne den vorübergeeilten zu sehr zu bedauren, noch auf den herannahenden zu viel zu rechnen.

Die wahre Aufklärung der Weisheit hat keine gerechte Regierung zu fürchten; denn sie lehrt zwar die Menschen ihre Rechte, aber auch ihre Pflichten kennen: sie ist die beste Beschützerin gegen Empörung und Aufruhr, sie ist die beste Beherrscherin über den Unwerth der Dinge.

Eine Nation wird niemals um ihre Ehre kommen, wenn ihre Tugend nicht erkranket, und ihre Tugend wird so lange nicht erkranken, als die Liebe zum Vaterlande dem Geiste einen hohen und edlen Schwung giebt.

Ehrwürdiger ist der Charakter eines gemeinen Bürgers, dem sein Beruf seine Lebensart bestimmt, der fleißig, mäßig nnd ordentlich seyn muß, um das liebe Brod zu haben, als oft der Charakter des Moralisten von Profession, der die ganze Summe tugendhafter Ideen und Gefühle nur in leeren Wortkram bestehen läßt.

Die Stunden, die wir unter glücklichen Aussichten zubringen, sind sehr oft weit angenehmer, als die von dem Genuße selbst bekrönet werden; denn in dem erstern Falle kochen wir das Gericht recht nach unserm Geschmacke, in dem andern aber kochen es die Natur oder die Umstände.

Es ist ein vortrefflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich's in der Welt gefallen läßt, wie es einmal ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosophen zum Grundstein der ganzen Moral annimmt: man müsse so viel gutes thun, als möglich, und übrigens mit der Einrichtung der Dinge, so wie sie sind, zufrieden seyn.

---

*Anekdoten.

Ein jüdischer Hühneraugenarzt, Nahmens B. — in Berlin, beklagte sich, einige Zeit nach dem Tilsiter Frieden, auf einem Kaffeehause, daß er, im Verhältniß gegen frühere Zeiten, fast gar keinen Verdienst habe. — „Sonderbar" versetzte einer der Anwesenden: „niemals hat es doch so Viele gegeben, denen der Schuh drückt." —

In einer großen Stadt, wandelte auf der Straße einer Frau eine Ohnmacht an. Bewußtlos war sie auf die Erde gesunken. Der Eigenthümer des Hauses, vor welchem die Frau lag, nahm sie mit in dasselbe; der herbeigerufene Arzt verordnete, man sollte sie nur ruhig im Bette liegen lassen, und sich aus dem Zimmer entfernen. Nach einer halben Stunde erwachte sie wieder; wunderte sich über die unbekannten Gegenstände im Zimmer, und wußte sich gar nicht zu finden. Endlich stellte sie sich vor einen Spiegel; betrachtete sich darin, und hielt folgenden Monolog: „Bin ich's — oder bin ich's nicht? — Nun, dahinter will ich bald kommen. Ich werde nach meiner Wohnung gehen und fragen, ob ich zu Hause bin? — Bin ich zu Hause, so bin ich's nicht; bin ich aber nicht zu Hause, so bin ich's."

Vor einigen Jahren trat in London ein Bauer als Prophet auf, und erbot sich, seine Sendung durch ein Wunder zu beweisen; er wolle nämlich zu einem Löwen in dessen Behälter gehen, oder wenigstens seine Hand hineinstecken, und wenn der Löwe ihn beschädige, auf allen Glauben an seinen Vorherverkündigungen Verzicht leisten. „O" sprach ein Spötter:

„die Probe kann er ohne alle Gefahr machen; Löwen fressen kein Eselfleisch.“ —

Bey einer großen Ueberschwemmung eines kleinen Städchens, rettete ein Bürger ein Schwein, das er im Stalle hatte. Als er nach der Zeit davon erzählte, setzte er hinzu: „Ich war meiner Sau ihr Engel.“ —

Ein Italiener, der sich, ohne krank zu seyn, zu Tode medizinirte, befahl vor seinem Ende, ihm folgende Grabschrift zu setzen: „Ich befand mich wohl; weil ich mich aber noch besser befinden wollte, befinde ich mich hier.“

Der bekannte General Dümourier wurde von einem Gläubiger schriftlich an die Bezahlung einer Schuld erinnert. — Höflich entschuldigte er sich in einer Antwort und schloß mit den Worten: „Ich bin zeitlebens Ihr ergebenster Freund und Schuldner.“ —

In einer Gesellschaft, wo über Studenten-Unfug gesprochen wurde, meinte ein Witzling, diesem Uebel sey leicht abzuhelfen, man dürfte nur an jeder Universität einen Mann anstellen, der den ankommenden Füchsen den Tollwurm nehme.

Vermischte Nachricht.

— Im 2ten Theile der Reise eines Gallo-Amerikaners wird S. 263. der Bierbrauerei der Herrn Barcley und Comp. in London gedacht. Sie liefert jährlich 250,000 Fässer Bier womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen, beladen könnte. Diese Brauerei bezahlt an Tranksteuer jährlich die ungeheure Summe von 200,000 Pfd. St. — Blos die Fässer, worin das Bier zu den Abnehmern gebracht wird, kosten 80,000 Pfd. St. und wahrscheinlich braucht die ganze Anstalt, nicht weniger als eine halbe Million Pfd. St. Capital. —

---

* Zweisylbige Charade.

Siehst Du nicht im Blachfeld Waffenschimmer,
Schallt es nicht wie wilder Hörnerklang?
Hörst Du nicht der Sterbenden Gewimmer
Durch den vaterländ'schen Siegsgesang? —
Meine Erste hat im Kampf bestanden,
Und der Feinde Horden sind zerstreut;
Doch auch viele unsrer Helden fanden
Ihren Tod zu früh im wilden Streit.

Zischend schleudert von Sanct Peters Throne,
Die Tiare meiner zweiten Strahl,
Auf des Kaisers diamantne Krone
Auf des Ritters schwererprobten Stahl.
Ausgestoßen aus der Menschheit Mitte,
Fesselt ihn des Zaubers grauses Band
Am Altar versagt man seine Bitte,
Und der Freund entzieht ihm seine Hand.

Durch des Kaiserschloßes weite Hallen
Dröhnt der Botenrosse schneller Huf;
Denn das Ganze fordert die Vasallen
Kampfgerüstet, mit gewalt'gem Ruf.
Schild und Panzer glühn im Abendrothe,
Reiterhaufen ziehen durch das Thal,
Und die Ritter harren der Gebote,
In der Hofburg reichgeschmücktem Saal.

A. Daeves.

Auflösung des Räthsels in N. 26.

Retter.

Nro. 28.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 8. April 1819.

Die Wandertauben in Nordamerika.

(Beschluß.)

Sobald die Jungen ausgewachsen waren, doch ehe sie die Nester noch verließen, kamen aus der Umgegend eine Menge Menschen mit Wagen, Beilen, Betten, Küchengeschirr, kurz mit einer ganzen Wirthschaft, ja viele mit Weib und Kind an, und lagerten sich für mehrere Tage bei dieser unermeßlichen Nahrungsquelle. Der Lärmen im Walde von den Vögeln war so groß, daß die Pferde scheu wurden, und man sich nicht verständlich machen konnte, ohne dem Nachbar in's Ohr zu schreien. Der Boden war mit Baumästen, Eiern und jungen fetten Tauben bedeckt, die aus den Nestern gefallen waren, und welche von ganzen Heerden Schweinen verzehrt wurden. Ueber den Bäumen flogen Habichte, Geyer und Adler in großer Menge, und nahmen die jungen Tauben nach Belieben aus den Nestern, während 20 Fuß von der Erde bis zu den Baumwipfeln der Blick durch den Wald nur einen unaufhörlichen Tumult von tausenden flatternder, über- und untereinanderfliegender Tauben darbot. Donnerähnlich erklang das Geschwirr der zahllosen Flügel, und darein krachten die fallenden Bäume, denn schon waren die Arbeiter mit der Axt beschäftigt, diejenigen Stämme umzuhauen, auf welchen sie die meisten Nester erblickten, und zwar nach einer solchen Richtung, daß sie im Fallen noch andre mit herabrissen, wodurch oft der Fall eines einzigen großen Baumes über 200 junge Tauben, wenig kleiner als die Alten, und aus einer wahren Fettmasse bestehend, herabbrachte. Einzelne Bäume trugen über 100 Nester, doch befindet sich in jedem nur Ein Junges; ein Umstand, der nicht allen Naturforschern bekannt ist. Es war gefährlich, unter diesen flatternden und aufsteigenden Millionen herumzugehn, weil, wie oben gedacht, immer Baumäste, durch die Masse zersplittert, herab fielen, welche im Fallen wieder andre Tauben tödteten, und man auch die Kleider voll Taubenschmutz bekam.

Die jungen Tauben sind so fett, daß man das Fett ausschmelzt und es statt Butter und

Schmalz gebraucht. Wenn sie das Nest verlassen, sind sie so schwer, als die Alten; wenn sie aber dann selbst nach Futter fliegen müssen, werden sie bei weitem magerer. Dagegen, sagt man, brüten diese Tauben drei und oft viermal in derselben Jahreszeit, und die Umstände machen dies sehr wahrscheinlich. Es geschieht auch stets dann, wenn Ahorn, Bucheckern u. s. w. am häufigsten und vom Frost mürbe geworden sind. Sie fressen aber auch außerdem noch Hanfsaamen, indianisches Korn, Heidelbeeren u. s. w. Auch nähren sie sich gern von Eicheln, und man hat in den Kröpfen einiger, welche viele hundert Meilen nordwärts von Reisplantagen getödtet worden, Reiskörner gefunden. Wo sie sich aufhalten, mangelt es den Bären, Schweinen und Eichhörnchen in den Wäldern gar sehr an Futter. Im Kropf einer solchen Taube habe ich oft eine reichliche Handvoll Futter gefunden. Um nur einen kleinen Ueberschlag von dem zu machen, was ein solcher Schwarm täglich verzehren mag, will ich blos versuchen, die Zahl derer zu schätzen, die ich zwischen dem Gebiet der Indianer und Frankfort einmal vorüberziehen sah. Dieser Zug hatte eine engl. Meile in der Breite, und legte eine Meile in jeder Minute im Fliegen zurück. Nun dauerte aber der Flug vier Stunden, folglich kann man 240 Meilen annehmen. Eben so, als das wenigste, vorausgesetzt, daß drei Tauben übereinander flogen, so giebt dies 2230 Millionen 272000 Tauben. Ungeheuer, und doch ohnstreitig noch viel zu gering angenommen. Wenn nun jede dieser Tauben ein halbes Nößel (pint) verzehrt, so beträgt die tägliche Consumtion eines solchen Schwarmes 7 Millionen 424000 Scheffel. Der Himmel hat in seiner Weisheit und Gnade zum Glück diesen Tauben einen sehr raschen Flug und die Neigung verliehen, nur über unbewohnte Theile der Erde sich zu verbreiten, sonst müßten sie selbst entweder umkommen, wo sie bleiben, oder sie würden alle Erzeugnisse der Wälder und Felder allein verzehren.

Die Blindgeborne.

Aus einem Manuscript:

Von Wilhelmine v. G.

— — — Felix Graf von Seion hatte fast ganz Europa durchreist, und konnte jetzt der Begier nicht widerstehen, das alterthümliche Hispanien zu besuchen; er kam nach Madrit und nannte sich dort Bonaventura. Aber sehr bald hatte er sich wiederum müde gesehn an den Stiergefechten, und die eilftausend Schritt lange Brücke über den kleinen Fluß Manzanares unzählige Mal gemessen, wie sie König Philipp der zweite aus Quader-Steinen erbauen ließ; er wußte, daß die Stadt 150000 Einwohner hat, unter denen er sich verlief, wie das große Kriegsschiff auf dem Daumen jenes aus dem Uranus auf dem Chimborasso gefallenen Riesen. Er hatte das Eskurial besucht, die corinthische und dorische Ordnung dieses prachtvollen Gebäudes, und seine vier künstliche Säulen nach der jonischen bewundert. Er war in Kirchen und Klöstern gewesen, hatte aus den immer frischen Marmorbrunnen getrunken, und das Pantheon durchwandert, wo unter 16 Säulen von Jaspis, in einem mit Pracht und Reichthum überfüllten Gewölbe, von Spaniens aus den kostbarsten Steinen farbig zusammengestellten Wappen beschützt, von Marmor, Metall und Diamanten bewacht — die Asche der Könige und der Königinnen in Särgen von schwarzem Marmor aufbehalten wird.

Auch er hatte in Aranjnez schöne Tage gehabt, unter den Blumenbeeten, Springbrunnen, Grotten und Alleen, dieses einzig großen Königgartens; in Toledo hatte er sich die Fabel von dem alten Herkules-Gewölbe erzählen lassen, wie es Roderich, in der Hoffnung Schätze daselbst zu finden, öffnen ließ, trotz dem, daß ein Orakel Spaniens Untergang an diese Untersuchung knüpfte, und wie ihn hernach die Erde verschlang. Er fing an den gewöhnlichen Ueberdruß zu fühlen, der wohl Uebersättigung seyn konnte, und beschloß das Land zu durchziehn. Er hatte Alt- und Neu-Castilien bereits durchwandert, den Guadalaviar und Alhambra befahren, den Ebro von Nord-West gegen Süd-Osten überschifft, Valencia und Catalonien, Arragonien und Cataluma gesehen, als es ihm noch später einfiel nach Hispaniens Gärten, Murcia und Granada zu gehn, die auch wohl die hesperischen heißen dürften. Er wollte die Bäder zu Alhama und Alicun, wegen ihrer Heilkräfte besuchen, und die Gegend zwischen den Flüssen Xenil und Duero, das Paradies genannt. Er kam zu den hohen Gebirgen las Alpuxarras, die noch jetzt von Mauren bewohnt werden, deren Sprache eine Mischung der arabischen und spanischen ist, und die zwar die katholische Religion angenommen haben, aber ihre ursprüngliche Lebensweise beibehalten. Alles, was er bisher gesehen, blieb hinter der elisäischen Pracht der Thäler zurück, die zu diesen Gebirgen führten. Hier sind diejenigen Stellen seines Tagebuchs, welche diese Beschreibungen, und seine daselbst erlebten Begebenheiten enthalten.

„In Taa de Orezjva und Taa de Pitros, zwischen den beiden Flecken Pitros und Portugos."

„O wohin bin ich gerathen? Sind's Amathunts oder Elisiums Gefilde? — Tempe oder Arkadien, in denen ich walle? Und diese balsamischen Lüfte, die schmeichelnd wie Liebeshauch um meine Locken wehen! — — Kann ich denn mit diesem, so oft in der Welt beengten Herzen alle diese Reize umfassen, die sich von allen Seiten meinen staunenden Blicken enthüllen? — Und wenn ich ein Dichter wäre, wenn die goldbesaitete Lyra Orpheus himmlische Harmonien durch mich ertönen ließ, wenn sie diese Thäler, diese Höhen durchschallte, wo nähme selbst sie die Töne her, diese üppigreiche Natur zu feiern? —

Hier sengt das schöpferische Feuer des Weltenlichts nicht mit verzehrenden Strahlen, es lächelt mild auf die Erde herab. Nicht Lüfte sind's, die hier die kranke Brust mit gierigen Zügen in sich saugt, — es ist ätherischer Blütenhauch, reiner Gesundheitsbalsam in Blumenkelchen vergeistigt. O diese Lüfte schmelzen das Herz, daß es in leichten Flammengeist zerrinnt, daß die hin und her schwankenden Sinne die Seele süß schmachtend überwältigen, und einwiegen in duftige Traumgewebe! O! diese Thäler voll Blüten und Blumen, diese reichen, smaragdgrünen Grasteppiche, diese sanften Hügel, diese heiligen, stillen Gründe! — Da eilen sie hin die kleinen, flüchtigen Bäche, deren spiegelhelle, sich wogende Wellen die Blumen küssen, und den Azur des Himmelsdoms in sich aufnehmen, und dort steigen sie Wolken an, in duftig eingeschleierter Ferne die dichten Gehölze, deren dunkle Laubgewinde den Blick bezaubern! — Ich dringe weitee vor nach Cabera de Portido, an die Ufer des Duero. — — — Je weiter ich komme, je höher steigt der mich umfangende Zauber. Ueberall schmückt die fruchtbarste Erde den mütterlichen Busen mit reichem Farbenschmelz, mit üppig zartem Grün ewigem Lenze. Nie stört der Winter den immer gleichen

*

Reiz dieser Fluren, der süße Frühling gattet sich mit dem Herbst, aus der gebrochenen Rose blüht eine frische jugendliche hervor, und auf Einem Baum erblickt mein überraschtes Auge Knospe und Blüte, Blüte und Frucht. Aus hochgewölbtem Wipfel winkt mir des Citronenbaums goldner Schatz von den glänzendsten Zweigen, die ihre Last mir herabneigen, und mit saphirhellen Trauben bekränzt, schlingt sich die fruchtbare Rebe um den knotigen Stamm des Ulmbaums. Die frische Limonie, die durchsichtige Purpurkirsche, werden mit einander jung, und bekleiden des Hügels sanfte Niederung. Keine nordische Eiche, kein finsterer Fichtenhain ist hier zu finden, aber wie leichte Elfen umarmt der Flieder und die Myrthe den süß duftenden Orangenbaum, daß ambrosischer Wohlgeruch aus den zarten Laubgewinden wie Weirauchgewölk in der Tempelhalle emporsteigt, und die lang gewundenen Blätter und Zweige der Pappel wie Eos Fittige, vom Zephir geschaukelt, sich in dem Kristall der nachbarlichen Schatten über die kühlen Lippen der schwatzenden Najade verbreiten. Und welche Blumenfülle schüttet an des Duero gesegneten Ufern die Hore jedes Tages über die Gegend aus! Wie röthet, malt, färbt und umschmückt sie die glühende Aurora, wenn sie hier des Morgens feurige Goldpforten aufschließt; wie frischt, pflegt, und verjünget sie Selene in stiller, gewürzreicher Nacht! Giebt's wo einen sanftern Schmelz? süßre Balsamgerüche? lebendigere Rosenfarben? köstlichere Nardendüfte? — O Natur, wie hast du mit so verschwenderischer Hand diese Umgebungen gesegnet, dieses grüne Land mit Blumenkränzen durchflochten, diese Waldgehänge mit saftiger Laub-Frische verbunden! Ueberall fern und nah', wenn das Auge sie bewundert, die Hand sie berührt, der ätherische Duft uns erquickt, überall fließen hier in Einklang alle Sinne magisch berührt, wie goldne Wellen in einander! — Mit dunklem Purpur umfängt dich der ernste Mohn mit Schlummer-Naphta, fleckenlos erglänzt dir die hohe, zarte Lilie, und die im Schatten entfaltete Anemone, aber beide — Symbole der Unschuld — verbieten dir ihren leuchtenden Schmelz, ihren feuchten Sammet zu betasten, die buschigte gewürzreiche Nelke, die wohlriechende Melisse, die prangende vielfarbige Aster, die bleiche Narcisse, die noch immer im Wasser ihr Bild sucht, die schmachtende vergängliche Hyazinthe, deren Blätter mit Rosen- und Purpurblut bezeichnet, die Farben des vergoßnen Ichors treu bewahren, das süß duftende, unter grünen Schirmen sittsam verborgne Veilchen, das seines jungfräulichen Gewandes tief dunklen Azur bescheiden zu verstecken strebt, die stolze, festlich prangende Tulpe, der bunte Pfau in Floras Reiche, die das goldbehelmte Haupt den Sonnenstrahlen zur Schau trägt, und endlich — die Rose, ach! die Rose, die herrlich, wie das leis' erglühende Frührroth, unter diesen Nebenbuhlerinnen siegend hervortritt, und über ihren eignen Reiz erröthet, wie die Stirne der Jungfrau, die man zu dem Heiligthum des Torus abholt! — Welches Menschen Blick bliebe kalt bei diesen Wundern des Feldes und der Flur, gegen die Salomos Herrlichkeit, nach dem Ausspruch der ältesten heiligen Bücher keinen Vergleich aushielt? O ihr lieblichen, herrlichen, von wenig Fremdlingen besuchten Thäler des Duero, möge eurem Allerheiligsten weder Hirt noch Heerde sich nahen; möge immerdar des Sturmwinds brausender Fittig über diesen Blumengeweben schadlos vorüber eilen, ohne diese saftvollen Stengel zu zerknicken, die nur der Nymphen und Elfen lustige Rosenfinger, zum Kranz der Berg-Ve-

stale winden sollen! — Ach, so sind auch sie — der Schönheit dieser ähnlich — nur geschaffen um gebrochen zu werden? so wohnt auch unter diesen Blumenhügeln Tod und Vergänglichkeit, — Vernichtung, Asche? Ja, so ist's, überall bleibt die Natur, die Welt, das Leben sich gleich! Es ist ein Sommernachts-Traum für den Menschen, wie für die Blumen; und Jugend und Schönheit sind immerdar diese Rosen, die in einem Tage blühen, glänzen, sich entblättern und sterben!"

(Der Schluß folgt.)

---

* Nichts neues unter der Sonne.

Oeffentlichen Blättern zufolge hat der Herr Professor Steinhäuser in Halle die Vermuthung entdeckt, daß in unsrer Erde ein Planet sey, früher machte dieses schon ein Amerikaner bekannt, und erbot sich das Innere der Erde zu bereisen, wenn sich hundert Männer fänden, die ihn begleiten wollten. Den Eingang oder Einfahrt in die Erde, setzte er in oder nahe an den Nordpol. Alles dieses scheint manchen nur was neues und außerordentliches zu seyn; obgleich es etwas sehr altes ist, denn vor etwa 100 Jahren hat schon weiland Nicolaus Klimm, Küster zu Bergen, wie er in seiner unterirdischen Reisebeschreibung deutlich angiebt, nicht allein mehrere Planeten in der Erde entdeckt, sondern auch bereiset. Den Eingang in die Erde, fand er da, wo ihn der Amerikaner mit 100 Männern suchen will. Sollte es dem Hrn. Professor gelingen, gleich einem Maulwurf unsere Erdenhülle zu durchdringen, so dürfen wir wieder einer unterirdischen Reisebeschreibung entgegen sehen.

---

* Nachricht für Besitzer von Kühen.

In Nöraas und in einigen Thälern, welche Drontheim umgeben (sonst nirgend in ganz Norwegen) herrscht eine höchst sonderbare Gewohnheit. Man sammelt sehr sorgfältig den Auswurf der Pferde, und giebt ihn den Kühen, welche ihn mit großer Begierde fressen. — Auch pflegt man den Pferdedünger häufig in großen Kesseln zu kochen und etwas Mehl darunter zu mengen; dann werden nicht allein Kühe davon wohlgenährt und fett, sondern auch Schaafe, Gänse, Hühner und Enten; ja Pferde selbst fressen dies Gericht gern. Auch ist es das gewöhnliche Mittel, Schweine zu mästen. — Die Pferde fressen fast nichts anders als Kräuter. Leicht möglich, daß die andern Hausthiere weniger Begierde nach verdauten Haferkörnern und Heckerling äussern möchten. Die Drontheimer Bauern können jetzt der Hülfsmittel im Winter nicht mehr entbehren. —

---

* Wechselbriefe, mit Kreide geschrieben.

In Christiania in Norwegen herrscht ein sonderbarer Gebrauch; Bretter sind ein Hauptzweig des dortigen Handels. Zwischen der Stadt und der Vorstadt Waterland ist die größte Niederlage derselben; man durchwandert ganze Strassen und Gänge, die, so lange der Schnee im Winter dauert, von bretterbringenden Bauern wimmeln. Haben diese ihre Bretter abgeliefert, so schreibt ihnen der Aufseher mit Kreide große Zeichen und Zahlen auf den Rücken, welche die Menge der Bretter und den Ort, woher sie kommen, andeuten. Mit diesem originellen Wechsel auf dem Rücken eilt der Bauer, damit er nicht

verwischt werde und verloren gehe, nach dem Comptoir des Kaufmanns. Sie haben nicht nöthig, ein Wort zu sagen, sondern präsentiren dem Cassirer den Rücken und erhalten Bezahlung. Die Bürste, mit welcher der Cassirer über den Rücken hinfährt, ist die Quittung des Bauers.

Sollte von diesem Gebrauch wohl die Redensart entstanden seyn: „Wart', ich will dich bürsten?" —

—pk—

* Replik über öffentliche Gebäude.

Der Einsender des Aufsatzes „über öffentliche Gebäude" im letzten Blatte des Bürgerfreundes, würde unsre Aufklärung mehr befördert haben, wenn derselbe uns zugleich mit dem Zeitgeiste der Menschen bei Erbauung des Rathhauses, des Schüttings, der Börse u. s. w. bekannt gemacht hätte, und dann würde man seine Anfrage besser beantworten können. So, wie solche jetzt lautet, scheint derselbe viel Ignoranz zu verrathen, da er nicht einmal weiß, daß die Verfertigung der Risse sowohl, als die Aufführung des Gebäudes des Palatiums selbst, durch Hinzuziehung der Kunstverständigsten geschieht und geschehen ist, wie auch, daß die Zusammensetzung der Steine noch nie zur Symmetrie eines Gebäudes gehört hat, sondern daß diese Zusammensetzung — so viel wie möglich unsichtbar gemacht werden muß (?) — indem wir uns nur dadurch erklären können, wie eine Arbeit, welche dem ganzen Bau die schönste Zierde und das beste Ansehen geben soll, so zerbrochen und ramponirt aufgestellt werden durfte.

Die hiesigen Steinhauermeister können sich hierdurch nicht beleidigt finden; da die Steinhauerarbeit im Auslande verfertigt worden seyn soll; ob die Uebernehmer aber nach Vorschrift oder eigenmächtig gehandelt haben, ob dieses aus Oeconomie oder um bessere Arbeit zu erhalten, geschehen ist, wissen wir nicht und obgleich ein hiesiger Steinhauermeister aus Patriotismus die Restauration übernommen hat (denn für Geld würde sich wohl schwerlich einer dazu hergegeben haben) so würden sie, der Nachwelt oder auch nur der Fremden wegen wohlthun, oben im Fries, oder wo es thunlich ist, ein Medaillon anzubringen mit der Inschrift „in Bremen nicht verfertigt", um unsere Nachkommen wenigstens in Zweifel zu lassen, ob unser Zeitgeist derzeit in Bremen auch solches Flickwerk gewesen seyn mag, wie diese Arbeit. *)

F.

* Reflexionen.

Weil ein Wunsch, eine Thräne, ein Gebet oft alles ist, was wir geben können, so wird es noch öfter alles, was wir geben wollen. Wir lassen uns gar leicht von dem erstern überreden, ob es gleich irrig ist, dann sind wir von dem andern nicht abzubringen. Weinen ist leichter als Hand anlegen, und wünschen ist leichter, als helfen.

Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die

*) Ob der Einsender obigen Aufsatzes Recht oder Unrecht hat, und ob die in diesen Blättern früher mitgetheilten Rügen, hinsichtlich des Palatiums gegründet oder ungegründet sind? wünschen wir durch Bauverständige oder durch die Baumeister des Palatiums selbst, in einer gründlich auseinandergesetzten Antwort zu erfahren, die wir gern aufnehmen werden, damit der Unkundige dieses öffentlichen Bau's wegen belehrt werde, und das Publikum ein richtiges Urtheil fällen könne.

D. Red.

Zeiten besser. Der Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk und gebrauche seinen Kopf, sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsre Schulden zu bezahlen.

Ein kluger Mann ist nicht der Meinung französischer Schwindelköpfe, die ins Gelag hinein behaupten, daß die goldnen Zeiten erst dann angehen, — oder eigentlich, daß es ein ächtes Zeichen der goldnen Zeiten seyn würde, wenn wir keine Prediger mehr haben. Nur wer ganz ohne den mindesten Anstrich von Menschenkenntniß ist, wird dergleichen zu behaupten wagen.

Man sieht und fühlt das Uebel von manchen Einrichtungen oft lebhaft, ohne gewahr zu werden, wie genau manches Gute gerade damit zusammenhängt. Oft geht es wie es der Fall auf einer westindischen Insel gewesen seyn soll: man rottet die schädlichen Sperlinge aus und leidet desto mehr von Mücken, Raupen und andern Insekten.

Geschichte und Erfahrung lehren uns, daß die Menschen in eben dem Grade vollkommen und glücklich werden, in welchem ihre gesellschaftliche Vereinigung herzlich und innig ist; darum fordern uns Vernunft und Religion so laut zur Vaterlandsliebe auf, welche die Glieder des Staats innig mit einander verbindet, und sie geneigt macht, das Beste ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu befördern.

Der wahre Patriot sieht unverrückt auf das gemeine Beste, hilft, wo er kann, weiß aber auch, daß die Verbesserungen allmählig reifen müssen, wenn das Gute dauerhaft seyn soll; daß das Uebel ärger wird, wenn man es voreilig bekämpft. Er weiß, daß Handeln und Abwarten, Sprechen und Schweigen seine Zeit hat.

---

* Zueignung an H.....e
bei Ueberreichung einer Rose. *)

O! blühe stets, wie diese reine Blume,
Der süßer Duft, mit lindem Hauch entquillt;
Die in des Kelches zartem Heiligthume
Mit holder Schaam den Wohlgeruch verhüllt.
Sie strebt bescheiden nicht nach hohem Ruhme
Indem sie still die fromme Pflicht erfüllt.
Sie sey Dir Bild — und auf des Lenzes Auen,
Wirst du dann stets die Rose gern erschauen.

Der Rose Bild, es glüht in tiefster Seele, —
Denn Du bist's ja, die es mir treulich zeigt;
Und daß ich nichts, o Herrliche! verhehle
Was dir mein Herz auf ewig zugeneigt;
So höre freundlich was ich jetzt erzähle,
Wenn auch das Wort die Deutung nicht erreicht
Die so gern, mit liebendem Gemüthe,
Hier in der Rose, dir, du Holde! biete.

Du weißt es wohl, wie oft in Frühlingstagen
Wenn Alles blüht und Alles sich erneut, —
Wie mit den leisen zaubervollen Klagen
Der Nachtigall, die Wehmuth — Freude beut.
Die Brust, so voll, will kaum zu athmen wagen,
Sie hat sich ganz der stillen Luft geweiht.

---

*) Als der Erstling der Muse eines jungen Dichters duftet diese Rose lieblich und mehrere Blumen der Poesie desselben würden uns erfreuen.
D. Red.

Und Phantasie mit goldbestrahlten Schwingen —
Sie will hinauf in jene Ferne dringen!

Da war es, daß mit sehnsuchtsvollem Schweigen
Ich der Natur und ihren Blumen lauscht';
Mich störte nicht, daß in den Blüthenzweigen
So manches Blatt, vom West, beweget rauscht',
Und wie sodann mit liebevollem Neigen
Der Blüthen Kelch mit Bienchen Küsse tauscht.
Denn längst schon floh mein Geist zu Feenzonen,
Wo thauperlt, in Blumen — Wesen wohnen!

Nicht fern von mir blüht' in dem weichen Moose,
In dunkle Blätter traulich eingehüllt,
So wunderlieblich eine junge Rose,
Der zaubervoll ein süßer Duft entquillt,
Und mir so leis, wie zärtliches Gekose
Das Herz mit Lust, das Aug' mit Thränen füllt.
In lang ersehnten, nie erschauten Räumen
Verlor ich mich in meinen bunten Träumen.

Und aus dem Kelch der zarten Blume blickten
Zwei Augen, hold, mit sternengleichem Glanz',
Die mir so hell, so liebeathmend nickten —
Mein Herz, es wogt' wie gluthbewegt im Tanz.
Die Zweige all', die meine Nähe schmückten,
Sie reih'ten sich von selbst zum duft'gen Kranz!
Kaum konnt' ich da, mit demuthsvollem Zagen,
Das Wunderbild noch anzuschauen wagen.

Ein Wangenpaar, wie das des Bild's zu mahlen
Wo fänd' ich nun die Farbe, — wo den Laut?
Habt ihr den Sammt des Pfirsichs schon erschaut,
Wenn er auf grünem Blatt, in goldnen Schaalen
Gereifet schwillt, mit purpurgleichen Strahlen
So ladend winkt, mit Perlen stolz bethaut?
O! sah't ihr ihn? doch diesen Wangen gleichen
Vermag er nicht — er muß erröthend weichen!

Und schöner noch, als selbst die Rosenwangen,
Erblühte zart und voll der Lippen Paar.
Die leisen Töne die von ihm erklangen,
So schmeichelnd süß, so liebevoll und wahr,
Mit höchster Lust konnt' ich an ihnen hangen! —
Umweht von Duft floß lockenreich das Haar
Und schien in zaubervoll gewebten Schlingen
Mit allen Reizen um den Preis zu ringen.

Da stand ich stumm, in stilles Schau'n verloren
Mir schlug das Herz, es schlug so hoch, so bang;
Das süße Bild, ich hatt' es längst erkohren,
Ihm weiht' ich stets der Sehnsucht Klaggesang.
Nun trat es wie aus purpurfarbnen Thoren
Mir nah, ich hört' der Lippen leisen Klang.
Und wie der Schwan auf mondbestrahlter Welle
So schwebt' es hin, in ewigklarer Helle.

Ach! es entschwand, der Traum, er war entflogen,
Die Rose — nur blickt' durch der Blätter Nacht;
Wie an des Himmels azurfarb'nem Bogen
Die Sterne glühn in wundervoller Pracht,
So hatt' ich tief den Zauber eingesogen,
Der aus den Augen mir entgegenlacht'!
Doch tröstend schien der Rose Hauch zu sagen:
„Es war kein Wahn — o! stille deine Klagen!"

Da sah' ich Dich, und in den holden Zügen
Erkannt' ich froh das heißersehnte Bild.
Wenn gleich nun schüchtern meine Lippen schwiegen,
Sah' ich doch schön den flücht'gen Traum erfüllt.
Ein Blick von Dir — er mußte mich besiegen,
Nur Liebe ist's von der die Brust mir schwillt.
Und ewig treu, soll nichts von dir mich trennen,
Auch sterbend wird mein Mund dich „Rose" nennen!

S.....

Auflösung der Charade in Nro. 27.

Heerbann.

Nro. 29.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 11. April 1819.

Sonntagsfeier im Frühling.

Hörst du nicht die Glocken schallen
Durch die stille Frühlingsluft?
Siehst du nicht die Frommen wallen,
Die der Klang des Festes ruft?
Auf mein Herz! dein stilles Sehnen
Heißt auch dich den Weg zu gehn,
Deinen Kummer zu versöhnen
Deine Schmerzen zu verstehn!

Laß der Erde kleine Sorgen,
Ihre Freuden laß zurück,
Denn es winkt an diesem Morgen
Dir des Himmels reines Glück!
Fühle deines Gottes Nähe!
Läutre dich, damit der Geist
Heil'ger Andacht dich umwehe
Der die Muth und Trost verheißt!

Ach! gar viel ist dir entschwunden
In der Jahre raschem Lauf
Wonnen die du früh empfunden,
Wachen nimmer wieder auf!
Wohl verschönt der Lenz die Erde
Mit erneuter Blüten Pracht,
Was dir schwand, das ruft sein Werde
Nie aus dunkler Grabesnacht.

Nie? ach Ja! — fühl' ich doch Heute
Tief in mir was ewig währt,
Durch der Andacht fromme Freude
Sanft mein ganzes Seyn verklärt!
Ist nicht meines Gottes Liebe
Mir ein hohes Unterpfand,
Daß, ob Nichts dem Leben bliebe,
Alles doch wahrt ihre Hand!

Was ist Reichthum? was sind Kronen?
Was ist eitler Ehre Glück?
Alles womit Menschen lohnen
Vor des Ew'gen Gnadenblick?
Ach! das Alles kannst Du missen,
Fühlst du deinem Gott dich nah,
Sagt er dir durch dein Gewissen,
Daß er seiner werth sah! —

Theure! welch Lieb' und Leben
Treu und ewig mir verband,
Die der gleichen Sehnsucht Streben
Zieht zum schönern Heimathsland,
Folgt mir zu des Tempels Hallen!
Laßt des Lebens nicht'gen Traum!
Hört ihr nicht die Hymnen schallen
Schon durch den geweihten Raum?

Hört ihr nicht, wie seine Wege
Fromm das Herz hier Gott befiehlt?
Wie's in seiner Huld und Pflege
Eines Vaters Liebe fühlt?
Wie in öde düstre Fernen
Hoffend hier der Kummer schaut?
Und der Glaube seinen Sternen
Kühn mit Christenmuth vertraut?

Und wir mischen unsre Lieder
Fromm in frommer Brüder Chor,
Ach! und Alles kehret wieder
Was das arme Herz verlor,
Muth zum Leben, Kraft zum Leiden,
Milde Demuth und Geduld,
Und eh' wir von dannen scheiden
Die Vergebung unsrer Schuld.

Neu belebt zurückgekehret
In des Hauses regen Raum,
Schwebt was Andacht dort gewähret
Um uns, wie ein Himmelstraum!
Was wir uns nun froh bereiten,
Immer sind wir's uns bewußt:
Mit den höchsten aller Freuden
Füllt Gott nur des Frommen Brust!

Die Blindgeborne.

(Aus einem Manuscript.)

(Schluß.)

„Ich war gestern sehr traurig, als ich mitten unter diesen Farben und Blüten an die Vergänglichkeit der Blumen und der Menschen dachte; ich hätte mich unter die duftenden hinlegen, meine Augen schließen wollen, wie sie die ihrigen, und — sterben! — Nicht in die Marmor-Särge des Eskurials, das seine prächtigen Thore nur den Leichnamen der Könige und Königinnen öffnet, wünschte ich meine Asche, unter diesen schattenden Blüten-Hügeln, wollte ich den Schlaf der Vergessenheit schlummern, und ich schloß, von den breitwipflichen Zweigen einer Palme beschirmt, meine vom Anschaun so vieler Herrlichkeit ermatteten Augen, von den Nymphen dieser Grotte in das bunte Reich der Träume gelockt. Mein Haupt ruhte auf der weichen Decke grüner Myrthenzweige, die sich neugierig über den weißen Marmorrand eines Brunnens in die kristallne Wohnung der Najaden hinabsenkten; mir träumte eben, daß ich die Höhe der Alpuxarras-Gebirge hinaufklimme, und auf la Sierra del Sol, von den Mauren Alhombra genannt, über die Bastion eines ungemein großen Pallastes in denselben gelange. Zwei Löwen von Bronze streckten mir feurige Zungen, der Vogel Greif die Klauen aus vergoldetem Metall entgegen, und unter dem Blumenschleier grüner Rankengewächse reichte mir eine jugendliche Hebe einen Kelch mit Nectar; erfrischend benetzten diese Himmelstropfen meine Lippen, ich erwachte, und — o Entzücken! als ich die Augen aufschlug, stand diese Hebe, das Trinkgeschirr in der Hand, vor mir am Brunnen, und einige daraus verschüttete Perlen hatten mir wirklich im Schlaf das Gesicht benetzt. Ich setzte mich in die Höhe; das reizende Geschöpf, soll ichs Najade, Dryas — oder Rose nennen? wich erschrocken einige Schritte zurück. Ja Rose! denn jetzt war sie der am Morgen errötheten gleich, die des Thaues Edelsteine nieder beugen! Fliehen wollte sie, aber als ich ihr freundlich zurief, da wurzelte der zarte Fuß am Boden, und sie blieb, meiner Rede mit Verwunderung lauschend. Es war Zehira, die Tochter Godos des Winzers an dem Fuße der Alpuxarras, die alle Abend an diesen Brunnen kam, dessen Quelle besondres Gedeihen hervorbringen sollte, um seinen Reben und ihren Blumen den Schlaftrank zu holen. Es war „die Blume der Blumen" und als sie mich einsam und heimathlos sah, hat sie mich unter das Palmendach ihres Vaters geführt,

wo auch dieser den fremden Wandrer gastfrei willkommen hieß, ihn, freundlich zu bewirthen, und auf duftende Kräuter zu Teppichen von ihrer Hand überkleidet — zu betten befahl. — Ich will hinsinken auf das weiche Mooslager, von ihr träumen, und mit Spaniens Beherrschern nicht tauschen! — —

* * *

Vier Wochen sind vorüber, einförmig, ruhig, selig, still, geräuschlos, namenlos glücklich! — Ein Tag wie der andre. Jede Stunde eine Blumen-Uhr des Lebens. — Sehira, aller Blumen Blume, diese Rose der Rosen, der Inbegriff aller Schönheit dieser elysäischen Gefilde! — Ich war zu glücklich an ihrer Seite, unter dem Obdach dieser Arkadier, die der Dichtkunst lieblichsten Blüten in ihre Rede flechten, als ob der Zephir sie ihnen von den Lippen pflücke; zu glücklich, um todte Buchstaben aufs Blatt zu zeichnen; Weit lieber half ich ihr Rosinen sammeln: Passerillas del Sol, welche die Sonne an den Weinstöcken trocknet, und Passerillas de Lexia, die in die gekochte Asche der verbrannten Weinreben getaucht werden, bereiten; und ließ mir erzählen wie ihr Vater von dem gothischen Prinzen Pelayo herstamme, der nach der unglücklichen Schlacht, welche die Gothen unter dem König Roderich den Mauren bei Xeres lieferten, sich mit einem ansehnlichen Haufen gothischen Adels in den asturischen Gebirgen, und zwar in einer großen Höhle derselben, Ausena geheißen, verbarg, und von dort aus die Mauren in die Flucht trieb. Wie dann an diesen Ort ein Kloster erbaut und Santa Maria de Coudonga genannt ward, welchen Namen die Höhle selbst noch führe. Daher auch ihr Name Illustre Godo, oder Illustre Montagnes herkomme, und sich ihr Vater mit einer Jungfrau aus demselben Geschlecht — da diese armen aber sehr edlen Landleute sich selten verheiratheten, — ihrer nachher früh verstorbnen Mutter, vermählt und in dieses Thal verfügt habe, die Reben am Fuß der Alpurarras zu pflegen, von deren Ertrag er und sie genügsam und einfach leben. — — Wie schön sie war, wie sinnig ihr Lächeln, wie dichterisch ihre Rede, fließend Ton und Sprache wie der Xenil, der über die Rosen-Ufer fliegt! und wie edel, stark und kräftig, wie gut und vertrauungsvoll nach Patriarchen Weise Illustre Godo, ihr Vater! — Ja, hier möcht' ich Hütten bauen und mich ansiedeln, und die Welt vergessen mit dem Himmel in der Brust, in dem Himmel dieser Augen, die wie Sonnen alles Irdische, Eitle aus meinem Herzen aufsaugen mit den brennenden Strahlen.

* * *

Ich habe keine Worte für meine Seligkeit; es kann größere auf Erden nicht geben! — — Meine Thränen werden Dankgebete, meine Gefühle Opferflammen; diese ganz einzig und schöne Natur, die nie verstummende Hymne meines Glücks! — Die Blume der Blumen ist mein! Die Weinreben am Fuße dieser Gebirge wölben sich in bräutlicher Bekränzung über mein Haupt, Könige sind Bettler gegen mich! — Sehira liebt den mit Recht so genannten Bonaventura und Illustre Gode hat dem Fremdlinge die reizende Tochter gegeben. — Jetzt hat die Welt nur ein Vaterland für mich, ein Vaterland des Glücks, der Liebe, des Segens! Dort mögen sie mich für gestorben halten, und meinen Namen für erloschen, was kümmert das mich auf meinem Blumenthron, in diesem Königreich des Friedens? — Amadee! geliebte Schwester, wüßtest Du nur um das reiche Glück Deines Bruders, der von Dir der Geliebten erzählt, wenn er an

*

dem Marmor-Rand der Quelle, wo der Traum sie zu ihm führte, an ihrer Seite sitzt, die Sterne der weißen Wasser-Lilie durch die braunen Ringellocken ihr flicht, und ihr Blick, lauschend seiner Rede, an seinen Lippen hängt, während ihre zarten Finger Mandeln für ihn öffnen, oder Feigen und würzige Granat-Aepfel brechen! O! Amadee! möchtest Du so namenlos glücklich seyn, wie er! — —

* * *

Fast habe ich das Schreiben verlernt! Diese Tage sind einander alle so gleich an Glückseeligkeit wie die Wasserperlen meines Myrthen-Brunnens; ich bemerke nicht, daß sie so flügelschnell dahin schwinden, wie diese Jahreszeiten, die nur ein Zeitraum des Blühens sind! — Zwölf Monden sind's seit Godo mir den Engel Sehira gab, die reine, strahlende Edens-Blume; — zwölf Pulsschläge des höchsten Glücks! — — Aber heut hat ein neuer, seliger Abschnitt der Zeit begonnen. — O! bin ich denn nicht ganz im Himmel, daß ich mir noch Zeit und Raum zu denken vermag? — Heut hat Sehira mir eine Tochter geschenkt! — Godo trug das theure Kind, die Rosenknospe des Lenzes, hinaus zu den andern Blumen, er hielt es den Strahlen der eben aufgehenden Aurora entgegen, und betete: „Bleibe rein wie diese!" er brach Myrthenzweige und flocht eine duftende Blumenwiege für seine Enkelin, und eine weiße, blaßgeröthete Rose legte er auf das stille kleine Herz: „auf daß es den Frieden der Unschuld immer bewahre!" sprach er. Und dann kniete er hin unter den Palmenkranz meines Marmorbrunnens, von Myrthen umgeben, schöpfte das reine, flüßige, sommerlaue Kristall der Quelle und taufte das Kind unserer Liebe in der Dreieinigkeit geheiligtem Namen, denn nur selten kam ein Mönch in diese Gegend das Amt der Kirche zu verwalten. Cordelia hat er sie genannt, die Tochter Sehiras, das theure Pfand unsrer gegenseitigen Liebe, das Herz von unserm Herzen, und in der Blätter-Wiege von allen Genien der Liebe umlächelt, trug ich sie auf das Lavendel-Lager Sehiras, die Blume zur Blume; Godo aber hat einen jungen Mandelbaum an die Myrthen der Quelle gepflanzt, und mit seinen edelsten Reben umflochten!

* * *

Cordelia ist heute Ein Jahr alt; — sie lächelt auf dem Arm der Mutter, die Knospe neben der Rose! — sie hüpft unter den Blumen hin, der Zephir unter den Blüten! Die Gärten blühen wie der Mandelbaum vom Tage ihrer Geburt, die Reben beugen sich unter der Last durchsichtiger Trauben, Alles athmet Leben, Entzücken, Freude! — Ist's möglich, zwei Jahre sechs Monden schon und ich bin noch immer glücklich? und kein leises Sehnen nach irgend einem veränderten Zustand ist in meiner ruhigen Seele! — Wie der klare Bach spielt mein Leben nur über Goldsand und bunte Frühlingsgewebe leicht dahin, des Himmels wolkenloses Bild verklärend! — O! ich habe keinen andern Wunsch, als daß es immer so bleiben möge wie heute — noch Aeonen eben so! — —

* * *

Entsetzlich, abscheulich! aus allen Himmeln des Erdenglücks, für das keine Sprache genügend war, bin ich herabgestürzt wie Abadonna in die bodenlose Tiefe des Abgrunds! Was hab' ich denn verbrochen, daß ich so es büßen mußte, der Glücklichste gewesen zu seyn! — — Zwei Worte fassen mein Unglück! Mondenlange Geistesvernichtung und Körperkrankheit faßte es nicht!

— Sehira ward von Seeräubern, die auf dem Fluß Rio-Frio kamen, und uns überfielen, ihrem Vater geraubt, während ich Unglücklicher nach Granada gegangen war, den Ertrag des Seidenbaus zu verkaufen. Sie saß mit dem Kinde auf den Knieen, an dem Brunnen — sie schleppten sie fort — Beide! Da rief der Tochter Geschrei den Greis von den Gebirgen herab, ein gereizter Löwe fliegt er zur Rache herbei, kämpfend wirft er die schwache Brust den Wüthenden entgegen. Im Kampf verwundet fällt Sehira, und der Sterbenden, die auf dem Mutterboden zurück bleibt, entreißen die Barbaren das Kind, um mit dieser kostbaren Beute zu entfliehn. Ach! Godo, von ihren Schlägen hingestreckt, lag in todtähnlicher Ohnmacht, und erwachte nur, um die auf feuchten Purpur-Blumen verschiedene Tochter zu erblicken! — Das war die Geschichte weniger Augenblicke, und diejenigen meiner lebenslänglichen Vernichtung! — Als ich kam, wölbte sich ein kleiner, kleiner Hügel unter dem Mandelbaum, das Grab Sehiras! — Wohl blühten noch dort alle Blumen des Lenzes, — aber die Blume der Blumen war verwelkt — ich fiel in traumähnliche Erstarrung. Godos Pflege hat mir das entbehrlichste erhalten, was die ganze Welt für mich hat, das Leben. Ach! bald habe ich seine Augen sich schließen sehen, und nun liegt er bei Sehira begraben.

Nein! nein! Hier kann ich nicht bleiben, wo das Leben, und die Liebe, und das Glück, und der Himmel selbst, mir gestorben ist, und über alle Blumen der schwarze Trauerflor ausgebreitet liegt! Ich gehe wie ich kam — ein Verarmter, aber mit reichen Erinnerungen in der Brust. — Ich gehe — und suche — einen Schatten.

Meine geraubte Cordelia! Ach! die Welt will ich umkreisen bis ich sie, oder die Gewißheit ihres Todes finde, und nichts will ich mit mir nehmen, als eine Urne, mit der Asche zweier verwandten Herzen, die für mich schlugen, geschmückt mit einer Rose, der Blume der Blumen und der Umschrift: „So war sie!“

Erfindung eines neuen musikalischen Instruments.

(In Buttstätt.)

Herr Schortmann ist der Erfinder eines neuen Instruments, welches allgemeines Aufsehen in der musikalischen Welt erregen dürfte. Man hört darauf den Ton der Harmonika, der Clarinette, des Horns, der Oboe und den Bogenstrich der Violine in der höchsten Fülle und Reinheit. Das Instrument hat eine Tastatur, wie ein Pianoforte, verlangt aber eine ganz andere Behandlung. Die Töne werden durch gebrannte Holzstäbchen von verschiedener Größe und Stärke hervorgebracht, die ein Luftzug bestreicht. Das Pianissimo gleicht genau den Tönen der Aeolsharfe. Vier Jahre hat der Erfinder an dem Werke zugebracht, und gedenkt nächstens in Begleitung des als Tonsetzer rühmlichst bekannten Herrn Theuß aus Weimar eine Kunstreise damit zu unternehmen.

Ermordung eines Elephanten.

Aus einem Schreiben: Venedig den 16ten März.
(Aus der hiesigen Zeitung.)

Das Tagsgespräch von heute ist die Entweichung und Erlegung des wohlabgerichteten männlichen Elephanten, den Herr Garnier aus der Stuttgarter Menagerie erstanden, und nebst

einem wackern Löwen, Leoparden, Biber und andern Thieren während des Faschings zur öffentlichen Schau ausgestellt hatte. Durch das Schießen bei der Ankunft und während des Aufenthaltes JJ. MM., und durch den von der gegenwärtigen Jahrszeit angeregten Naturtrieb war der Elephant in eine Furcht erregende Wildheit gerathrn, die der öftere Genuß des Weines bei seinen Probekünsten und die harte Behandlung seiner Wärter noch vermehrte. Gestern war man den ganzen Tag beschäftigt, ihn aus seiner dicht am Ufer stehenden Hütte im Angesicht vieler Zuschauer durch Brod, Obst und Weinflaschen in ein Schiff zu locken, um ihn nach Mailand zu bringen. Allein so wie er einen Fuß in das Fahrzeug setzte, und das unstäte Schwanken verspürte, so kehrte er im Gefühl seiner Last, die eines festen Grundes bedarf, unverzüglich zurück. Der stets erneuerten Zumuthung müde, durchbrach er gegen Mitternacht seine Hütte, und einige Weiber, die daneben am Ufer standen, sprangen vor Schrecken ins Wasser, wurden jedoch gerettet. Einen seiner Wärter, von Vicenza, der ihn besänftigen wollte, ergriff er mit dem Rüssel, schleuderte ihn zu Boden und zertrat ihn mit den Füßen, daß er nach zwei Stunden verschied. Darauf eröffnete er sich eine nahe gelegene Obstkammer, und nahm ein Frühstück ein, ging sodann zur offenstehenden Thüre eines lüderlichen Hauses hinein und fing an die Treppe einzureißen. Nachdem er, von Bewaffneten verfolgt, eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, stieß er auf eine Brücke, kehrte zu der hinter ihr befindlichen Kirche von St. Antonio um, sprengte die Thüre, und fing an, die Kirchenstühle mit dem Rüssel aufzuräumen, um zu dem Altar vorzudringen. Auf die Flintenschüsse von sechszehn Mann, die in die Kirche eingedrungen waren, achtete er nicht. Als alle zusammen abfeuerten, und er ein Auge verlohr, so drehte er sich gelassen um. Als sie zu gleicher Zeit auf die Hinterbeine schossen, faßte er einen Betstuhl und ging auf sie los. Sie aber verließen die Kirche, und er schlug die Pforte hinter ihnen zu, hielt sie geschlossen, und unter seinen Tatzen brach ein Grabmal ein. Nun schaffte man ein dreipfündiges Feldstück herbei, machte eine Oeffnung in die Mauer in die Richtung gegen die Thür, und feuerte eine Kartätsche los, jedoch ohne Wirkung. Erst auf eine Kanonenkugel fiel er zusammen.

Gedanke.

Willst Du den Funken aus dem Kiesel locken, so werden tausend matte Schläge Dir nicht leisten, was ein einziger kräftiger thut. Aber Eichen fällt man durch viele Schläge, und Häuser baut man nach und nach.

---

* Heirathsanerbieten.

Das ökonomische und merkantilische Nachweisungs-Comptoir in Hameln, hat in unsern wöchentlichen Nachrichten, ein Haus, in einer kleinen Stadt an der Weser, zu vermiethen ausgeboten; in welchem ein Kramladen und Branntweinsbrennerei befindlich wäre. Es sagt: mit einem kleinen Kapitale ließe sich dorten viel ausrichten, weil bei Miethung des Hauses zugleich Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath sey. Es läßt sich vermuthen, daß dieses Haus und Heirath, früher schon in den hannöverischen Anzeigen angeboten ist. Daraus folget: daß sich noch Niemand zu der Heirath eingefunden hat, oder daß die Braut unter vielen die Wahl haben will, sonst hätte sie nicht

nöthig, sich in dem hiesigen Wochenblatte anzubieten zu lassen.

---

* Heilsame Verordnung.

Mißfällig haben wir in Erfahrung gebracht, daß durch das Abrunden und Polstern der Bäume an den Todtenbahren, der so höchst nöthige Eindruck auf die Schultern der Träger, gänzlich verlohren gegangen ist. Diesen gebührendermaaßen wieder herzustellen, halten wir für gut zu verordnen: daß sofort keine Bäume an sämmtlichen Todtenbahren vierkantig gemacht werden sollen.

Krähwinkel,
den 16ten Wonnemonat 1818.
(hier folgen die Unterschriften.)

---

*Preis-Courant oder Taxe eines Gelegenheitsdichters aus dem 17ten Jahrhundert.

Reime oder Gedichte zu einem Geburtstage, der Vers von 6 bis 8 Strophen 1 Ggr.
In Sonnet Format 6 Ggr.

Desgl. zu einer Kindtaufe, eben soviel.

Zu einer Hochzeit, der Vers von 6 bis 8 Strophen 1 Ggr. 6 Pf.; in Sonnetformat, das Ganze 8 Ggr.

Zu einer silbernen Hochzeit à 2 Ggr. als Sonnet 10 Ggr.

Zu einer goldenen Hochzeit à 3 Ggr. und 12 Ggr.

Reime hinter Todesanzeigen, ein Ganzes 2 Ggr.

Reime hinter Leichenpredigten und Todesgedichten werden wie Hochzeitsgedichte bezahlt.

Wer Namen in irgend ein Gedicht haben will, bezahle für das Stück, wenn sie in der Mitte der Strophen stehen 1 Ggr. sollen sie aber den Reim bilden à Stück 2 Ggr. extra.

Wie theuer mögen jetzt dergleichen Sachen seyn, und hat man keine Preis-Couranten davon?

Andeutungen.

Das Wesen der Liebe ist und bleibt unerforschlich. Zwar giebt es Augenblicke, wo wir meinen, dasselbe in seinem ganzen Umfange erfaßt zu haben; aber bald müssen wir bekennen, daß wir zwar eine neue Seite derselben, jedoch keinesweges die ganze terra incognita entdeckt haben.

Diejenige Liebe, welche in dem Busen der Unschuld wohnt, ist die süßeste und zugleich auch dauerhafteste. Sie macht auf nichts Ansprüche, als auf Treue, und giebt sich dem geliebten Gegenstande, ein Opferlamm, mit ungeheuchelter Treue hin.

Oft meinen wir einen Freund, eine Freundin gefunden zu haben; aber nach dem ersten Rausche des Umgangs entdecken wir Seiten an den geliebten Personen, die vorher uns verborgen blieben, und bald die Ursache einer völligen Trennung werden.

Wohl ist es wahr, daß die Treue selten ist; aber demungeachtet findet sie sich häufiger, als man denken sollte, und es ist nur Schade, daß man sie nicht erkennen will, obgleich man es könnte, wenn man es nur recht ernstlich wollte.

Hält es schon schwer, wenn ein Mensch den andern begreifen und fassen soll, um wie

viel schwerer muß es seyn, das unendliche Wesen Gottes zu erkennen.

Liebe und Freundschaft gleichen sich mehr im Aeußern als im Innern. Jene ist Glut, diese Wärme.

---

*Anekdoten.

Die französische Militairmusik verdient doch den Vorzug vor allen andern, sagte ein Franzose mit vieler Selbstgefälligkeit, bey Gelegenheit, da ein französischer Tonkünstler von einem deutschen Fürsten zu seinem Kapellmeister ernannt worden war. „Das erfordert doch wohl erst einen Beweis," versetzte der Deutsche. Der ist nicht schwer. — Als die Franzosen zu Ende des Jahrs 1816 in Berlin einrückten, wurde ihre Musik dort allgemein bewundert. Der Deutsche erwiederte: „Das ist doch nichts gegen die deutsche Kriegsmusik; denn als die Deutschen im Jahre 1814 mit klingendem Spiel in Paris einrückten, hat diese Musik dort so sehr gefallen, daß die Franzosen sie ausdrücklich das Jahr darauf wieder bestellten."

Was giebt's neues? fragte ein irländischer Landgeistlicher den Lord D***, der eben von Dublin zurückgekommen war. — „Nichts besonders," versetzte der Lord: „nur trat eines Tags ein sonderbarer Umstand ein. Hätte die Sache nur acht, höchstens vierzehn Tage angehalten, so wäre die ganze Stadt ausgestorben." „Und welcher Umstand war dieses?" „Ein allgemeiner Fasttag!" erwiederte der Lord.

Als neulich in einer Gesellschaft jemand die Meinung äußerte daß das Flicken und Ausbessern des Grauwerks am Palatio dem Gebäude selbst von keinen Nachtheil sey, daß aber der Stein so schlecht und betrüglich wäre daß er nicht einmal Wasser dicht halte, meinte ein Witzling, die ganze Sache wäre nicht werth, daß man auch nur ein Wort darüber verlöre, man dürfte ja nur einen Topf Glasur darüber streichen, dann wäre beiden Uebeln auf einmal abgeholfen.

---

*Lückenbüsser.

Der Mensch erhebt ein Geschrei und Lärmen wenn er zuerst in die Welt tritt. Und sonderbar genug, dieses Geschrei und Lärmen macht einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich nicht enthalten kann, solches bey vorkommenden Gelegenheiten zu wiederholen und wiederholen zu lassen. Um nur einiges anzudeuten: so läßt sich eine hohe Person mit Kanonen, Glockengeläute, Hurrah und Vivatrufen entgegen schreien. Der Kavallerist kündigt sich durch die Trompete, der Jäger durch den halben Mond, der Infanterist durch die Trommel, der Postillon durch das Posthorn an. Der Sonn- und Festtag wird durch die Glocken angedeutet. Kurz: auf Alles, was den Menschen merkwürdig scheint, wird diese Methode angewendet; selbst ein Aetäon kann es nicht lassen, durch Lärmen und Geschrei seinen erhaltenen Schmuck auszurufen.

Nro. 30.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 15. April 1819.

Der Kammersänger.*)

Scherflein, das arme Studentchen war im Ausziehn begriffen. Er selbst trug die Wälzer sammt den Schreibsaal, der Pudel die Pfeifen, die alte Hempelin den Rest ins neue Sans-Souci. Bett und Geräthe fand er dort. Sein Stübchen sah in eine Quergasse und Trotz der fünf Treppen nur in das Dachfenster des gegenüber stehenden Hauses.

Mutter Hempelin setzte den Käfig mit dem Hänfling auf den Tisch, das blecherne Kochgeschirr ins Regal und sagte keuchend: — Nun wären wir fertig.

Schon? fiel er lachend ein: beati pauperes! Der Hänfling, sein Herzblatt, begrüßte mit leisen Wohllauten den nahen Himmel, der Pudel beschnüffelte die Mäuselöcher, Scherflein aber versank in das Anschaun eines Engels, der an jenem offen stehenden Dachfenster unter Blumen saß und einen Kranz von weißen Rosen band. — Eines Engels sagen wir; denn ob das Mädchen gleich kein Ausbund von Schönheit genannt werden konnte, so zeugte doch das klare, arglose Auge, das madonnenhafte, freundselige Gesicht, von der Reinheit ihrer Seele, von der Würdigkeit ihres Herzens, von jener Heiligung, welche die Jungfrauen zu Sinnbildern jener hochgelobten Geister macht.

Mutter Hempeln, sagte Scherflein jetzt: wie steht es um die Unterthanen? Ich lasse mich's den letzten Batzen kosten, wenn Du hinab und hinüber stiefelst und mir berichtest, wer das Sponschen ist, das dort eben einen Brautkranz oder eine Todtenkrone flicht und Trotz allem Spectakel, den ich trieb, sich nicht die Mühe nimmt, den frischen Nachbar zu betrachten. Ich habe sie schon öfter und mit Sehnsucht unter den Kirchgängern gesehn. Gleich packe Dich und spionire.

Das weiß ich von hier aus, erwiederte diese: es ist Goldig's Mundchen, die gute Haut.

*) Aus einem, noch ungedruckten Romane.

Ihre Eltern kamen durch den Zeter-Krieg um das Zeitliche, der Vater starb am Nervenfieber, die Mutter ist stubenfiech, nun arbeitet das Mädchen vom Morgen bis zur Nacht wie ein David und macht Blumen, denen bloß der Geruch fehlt; die Mode-Händlerinnen reißen sich darum. Die lassen Sie mir ja in Frieden!

Goldig's Mundchen also! aber das ist nun soviel als gar nichts gesagt. Wer war denn ihr Vater?

Es kalkelaterte sich, entgegnete die Alte, und das Töchterchen heißt Rosemunde.

Verarmt sagst Du und doch so nett gekleidet. Weiß wie die Rosen, ihre Spiegel.

Nun, weil sie Stücke auf sich hält. Erst der Kragen, dann der Magen, denken die Jungfern und ihr Brod haben sie wohl. Das erwirbt sie ja, in Züchten und in Ehren, Gott geb' ihr's zu Gute!

Darauf valedizirte die Hempelin. Scherflein warf sich in den Stuhl am Fenster, er sah mit stiller Lust der regsamen Huldin zu und sang mit halber Stimme: —

Rosen auf den Weg gestreut ꝛc.

Rasch erhob das Mädchen jenseit der engen Kluft, die sie schied, ihre friedlichen Augen, sah umher, nahm den Sänger wahr, blickte schnell auf ihre Arbeit zurück nnd erröthete. Rudolf erröthete mit ihr und verstummte; an seiner Statt ward nun der Hänfling laut und Rosamundens goldgelber Kanarien-Vogel, der vor dem Fenster waltete, lauschte — wie vorhin seine zärtliche Herrin — dem Anklange und stimmte plötzlich, hellauf und meisterhaft bei. Da lächelte drüben der Rosenmund über den lustigen Wettkampf, Sie freute sich des siegreichen Uebergewichtes des Lieblings, und Scherflein hielt das Mädchen, verschämt und mit halben Blicken, aber unverrückt im Auge. Er sah dem Treiben ihrer zarten, kunstfertigen Hände, sah den wachsenden Rosen zu; er hoffte von Minute zu Minute, daß sie, wenn auch nur verstohlen und für Augenblicke, den Nachbar oder den Hänfling betrachten werde, und hoffte vergebens.

Jetzt schlug die Stunde, die ihn in den Hörsaal, zu den blumenlosen Pandekten rief. Dann mußte, da das Ausziehn seine Kasse gesprengt hatte, für den morgenden Tag gesorgt und schließlich einem reichen Faulpelz, welchem der Examen bevorstand, nachgeholfen werden, und als er endlich, mit der Dämmerung, an sein Fenster zurück kehrte, nahm Goldig's Röschen eben ihren Vogel in die Stube zurück, schloß dann, ohne aufzublicken, das Fenster und ließ nun plötzlich die Rolle nieder — die Wolkensäule zwischen ihm und Ihr.

Noch lange weilte er, sich an dem Schattenspiele hinter dieser ergötzend. Es zeigte ihm die hohe, schmächtige Gestalt des Mädchens (das sich aus- oder umkleiden mochte) in mannigfaltigen Bewegungen. Der innere Mentor aber sprach gebieterisch: — Sey doch kein Narr! Komm, repetire! Dort in der pergamentnen Schnürbrust steht Dein Liebchen auf dem Bücherbrett, das drück' an's Herz, das fass' in's Auge, denn die Rose jenseit blüht für Studenten nicht. O, die ist offenbar versprochen und höchst gewiß an einen Eifersüchtigen, der ihr die Augen niederhält, oder dem sie, aus herzinniger Liebe, dies Entsagungs-Opfer bringt: — Die bleibt nun treu, bis in den Tod, dem Pflichtgefühl und ihrer Liebe!

Du Heilige! fuhr der entbrannte Jüngling fort: wie roh, wie sündig, wie entweiht erscheint doch unser Einer neben diesen Vestalen. Ihr Le-

ben, wie einfach und Gott gefällig — ihr Weben, wie kindlich und unschuldvoll! Ihre Phantasie gleicht dem Kolibri, der sich in Blumenkelchen badet, die unsre dem Nachtvogel, der sich, blind wüthend, auf die Flamme wirft.

Laß' sie doch bauen! sprach es in ihm und wirf Dich auf das Corpus juris. Er schlich zum Bücherbrete hin, er schob zwei Folianten auf den Tisch und rief: —

Ich bin geschossen! Schwer blessirt — Verliebt! Zum ersten Mal und auf das Zeugniß einer alten Katze hin, die meine Blumen-Königin zur Fee erhob. — Das fehlte noch! das darf nicht seyn! — Ermanne Dich, Bursche! sey wieder Theseus und stecke jetzt die Nase in's Feudal-Recht — ins Greuliche!

Die Glocken erweckten ihn am folgenden Morgen; es war Sonntag; die Mayen-Sonne verschönte den festlichen. Der Hänfling lobte den Herrn, der ihn zum Wohllaut und diese Sonne zum Licht des Lebens schuf, und drüben, hinter dem Vorhange, stimmte Mundchens Liebling in das Halleluja des kleinen Sängers; der reine Frühstrahl vergoldete das Heiligthum. — Jetzt wird sie beten! dachte Scherflein. Gebetet hatte er so eigentlich, im Geiste und in der Wahrheit, seit dem Tode der geliebten Mutter nicht; des Jünglings Hände falteten sich unwillkührlich, er fühlte seine Brust, vom Geist der Heiligung durchdrungen, angefacht. Noch loderte die Flamme dieses Morgen-Opfers, als der Vorhang des werthen Fensterchens verschwand, als Rosamunde, lieblich wie der Genius dieses Festmorgens, an ihm erschien, den Käfig des werthen Kanariers an dem gestrigen Platze befestigte, dann das Gesangbuch und ihr schneeweißes Tuch ergriff und verschwand.

Scherflein hatte sie, vom Hintergrund aus, erblickt; er hatte sich, von dem Verzagen gefesselt, dem der Geist reiner Liebe das unverdorbne Herz unterwirft, versteckt gehalten, flog aber nun um so rascher an's Fenster, um seine Holde aus dem Hause treten zu sehn. — Sie kam, die schlanke, edel geformte, sittliche Jungfrau, die Wangen von dem Rosenroth der Scham gefärbt, denn ihre Begleiterin, des Wirthes Tochter, erzählte eben, daß der neue Nachbar, der bildschöne Student mit dem Lockenkopfe und den blitzenden Augen, im Fenster liege und augenscheinlich nur um ihretwillen.

Wie ehrbar, wie gehalten schritt Rosamunde jetzt dahin, weder keck noch geziert — im Tacte des Bewußtseyns ihrer Würdigkeit.

O, nur einen Blick! lispelte Scherflein; er hoffte noch, daß sie an der Ecke rückwärts und zu ihm aufsehen werde und täuschte sich abermals. Auch konnte er derselben, zu seinem bittersten Aerger, nicht in die Kirche folgen, da er diese freien Morgenstunden dem schon erwähnten Faulpelz widmen mußte.

Röschen brachte den Sonntag unfehlbar in einem Familien-Kreise zu, denn ihr Fenster blieb heute unbesetzt. Scherflein verging vor Sehnsucht an dem seinigen und der Tag ward zur Ewigkeit. Vergebens zwang er Geist und Augen an der pergamentnen Braut zu haften; sie flogen von Minute zu Minute an den Hausaltar der Rosen-Königin hinüber, die selbst der kleine Kanarier zu vermissen schien. Er stürmte endlich, tief verstimmt, hinaus in's Freie und traf, wie durch das Zuthun guter Feen, auf die Lustwandelnde. Sie war von einer Mädchen-Schaar umgeben, und ihm erstarrte das Blut in den Adern, denn der enge, von grünenden Zäunen beschränkte Weg, gestattete dem

*

Schüchternen weder die Flucht noch das Ausweichen. Näher und näher kam er der Auserkorenen; er hörte sein Herz schlagen und ihre Nachbarinnen zischelten derselben Neckereien in's Ohr, denn des Wirths Tochter hatte diese bereits mit Röschens anziehendem Gegenüber bekannt gemacht. Sie glühte wie eine Päonie, als Scherflein nun still grüßend an ihr vorüber schlüpfte, oder es spiegelte sich vielmehr auf ihrem edlen Gesichte der Purpur, der das seine färbte.

Der göttliche Junge! flisterte die Lustige zu ihrer Rechten und die zur Linken: — Seht wie sie brennt! Er aber sehnte sich, von dem Weh dieser Himmelswonne durchdrungen: —

„auf der Wehmuth Wellen,
Sanft in Melodieen hinzuquellen."

Es war Abend als der Ruhelose zurück kam und wie Gestern schied ihn der Vorhang von der Aussicht in das Heiligthum.

(Der Schluß folgt.)

Jesuiten vor den Jesuiten.

Schon vor der von Ignazius Loyola gestifteten, gab es eine Gesellschaft Jesu. Hospinian, Verfasser der Schrift: de origine monachorum, erzählt im vierten Buch dieses Werkes: „im Jahre 1366 lebte zu Siena ein Edelmann, genannt Johann Kolombinus, der mit seiner Ehefrau eine Gesellschaft gründete, benannt: Jesuiten. Diese Benennung erhielt sie von dem oftmaligen Aussprechen des Namens Jesu. In diesem Orden lebten die Männer von den Frauen getrennt, obgleich beide einen Namen führten und einer Regel unterworfen waren. Ihren Verpflichtungen gemäß, mußten sie täglich hundert und funfzig Mal das Vater unser, und eben so oft das Ave Maria! beten. (Aus dem Europ. Magaz. 1789, 96tes Heft. Nr. 10.)

Ob diese frühere Gesellschaft Jesu dem heiligen Ignazius die Idee zur Stiftung der seinigen gegeben, darüber findet sich weder bei dem Hospinian, noch dem englischen Berichterstatter, eine nähere Auskunft. Indeß ist sie, wenn schon für die Religion, den Staat und die Moralität lange nicht so gefährlich, als die spätere, doch schon darin ächt jesuitisch, daß sie Gottverehrung zu einem verstand- und innhaltlosen Formwesen und Andacht und Gebet zu einem bloßen Lippenplapper-Werk und leerem Wortschalle macht. Man überlege nur, wie ein Gebet auf Verstand und Gemüth einwirken kann, das täglich hundert und funfzig, also das ganze Jahr durch 54750 Mal hergesagt wird. Muß man nicht über die freche Entweihung dieses Gebetes aller Gebete erstaunen, nicht erschrecken, daß diese Entweihung auch noch heutigen Tages in der christkatholischen Kirche besteht, bei jedesmaliger Abmurmelung des Rosenkranzes wiederholt, ja sogar von den Beichtvätern, als Sündenbüßung, verordnet wird? Doch wundern darf es eigentlich nicht. Das gerade ist der Geist des Jesuitismus: Wort- und Phrasenreligion, Umnebelung des Verstandes durch Kerzenqualm und Rauchwerkdampf, und durch die Herrschaft über die Geister und Gewissen. Aber erstarrt steht der menschliche Verstand, wenn es sogar unter den protestantischen Christen Menschen giebt, die dieses Qualm- und Dampfwesen unserer Liturgie, als das Eine, das ihr Noth thut, aufschwatzen möchten. Möge Gott diesen, zu ihrer Seelen Heile, zu dem heiligen Geiste, von

dem sie sich getrieben glauben, auch die heilige Vernunft gesellen!

---

* Drei Mängel und drei Vorschläge.

Bei der eingetretenen schönen Jahrezeit, wo man sich auf öffentlichen Spatziergängen so oft und so unwillkührlich begegnet, tritt auch das Unbequeme des Hutabnehmens wieder in verdoppeltem Grade ein, und es möchte daher sehr Vielen willkommen seyn, endlich auch bei uns Aufforderungen und Vorschläge hierin ergehen zu lassen, und kräftige Gegenmittel gegen diese, nichts als französische Gewohnheit, ergreifen zu sehen, zumal da man schon in Oldenburg und Magdeburg dasselbe gethan hat. In unserer Brem. Zeitung Nr. 30 vom 30. Jan. 1819 steht darüber bekanntlich Folgendes:

„Nach dem Beispiele von Magdeburg hat auch in Oldenburg eine sehr große Anzahl von Einwohnern die Vereinbarung getroffen, sowohl in der Stadt als auf Spatziergängen sich der Begrüßung durch Abnehmen des Hutes gänzlich zu enthalten, und nicht anders als durch Berührung des Hutes mit der Hand grüßen zu wollen."

Warum wollen wir, in einer freien Stadt, in einer Republik, hinter diesem guten Beispiele zurückbleiben, wenn man sogar in einer Residenz, wie Oldenburg, wo doch der Zwang der Etikette herrscht, solche Neuerungen trifft und solche Fortschritte in der Aufklärung macht?! Oder in Magdeburg, einer Festung, wo man doch glauben sollte, daß ein ähnlicher Zwang seine eherne Geißel über die Bürger schwingen könne? — Das Anlegen der Hand an den Hut ist die gewohnte militärische Begrüßung und wegen ihrer Einfachheit also gewiß die erprobteste und nachahmungswertheste; ungerechnet, daß so manches Soldateske in unsern Zeiten Liebhaberei findet. — Der Herausg. der Br. Zeitung setzte zu dem obigen Artikel noch hinzu: „Diese Grüßweise ist in doppelter Hinsicht sehr vorzuziehn: sie schützt das Haupt vor Erkältung, und den Filz vor dem Abnützen." — Gewiß sehr wahr! Dann heißt es noch zum Schluß: „Sinnreicher wäre es jedoch, wenn man Frauen grüßte, die Hand aufs Herz zu legen." — Gewiß sehr sinnreich! Aber wenn man nun Jungfrauen grüßt? Sollte man alsdann etwa beide Hände aufs Herz, oder türkisch über's Kreuz legen? Oder wenn man nun einem Herrn begegnet, der eine Frau oder Jungfrau am Arm führt, soll man dann an den Hut und ans Herz zugleich greifen? Oder wenn er nun an der Linken eine Frau, und an der Rechten eine Jungfrau führte, da wäre das Begegniß sehr complicirt und das begegnet doch nicht selten. Also den letzteren Vorschlag lieber bei Seite, denn:

„Das ist nicht so wahr gesagt, als schön!" Kurz, man schaffe das Hutabnehmen ab, es paßt eben so wenig zur kräftigen deutschen Sitte, als zur altdeutschen Kleidung oder zum altdeutschen Baret (Mütze), welches man schon ohnehin nicht mehr abzunehmen pflegt. Haben die alten Germanen, die Teutonen oder die alten Römer den Hut abgenommen? Weg mit diesem Allafanz! Auch leben wir nicht im Orient, wo man das Haupt entblößt und sich kreuzigend und segnend in den Staub wirft.

Unserer Meinung nach könnte der erste Impuls am besten durch die Direktionen öffentlicher Gesellschaften und Klubbs geschehen. Wollte man z. B. im Museum, in der Union,

an der Börse und sodann in den ersten Klubbgesellschaften oder Tabled'hoten, Blätter zu Unterschriften auslegen, so würde man vielleicht auf dem kürzesten Wege zum Zweck gelangen.

Auch auswärts möge diese Aufforderung nicht ganz überhört werden. Auch erinnern wir uns, daß man früherhin in Bremen schon ernstlich darauf bedacht gewesen, und durch das Wochenblatt zu jener Abschaffung unlängst hat einladen wollen. Die vorgeschlagene Neuerung hat auch noch manche andre Vortheile, unter andern z. B. ist das Hutabnehmen vor Kurzsichtigen oder Blinden ganz überflüssig, und diese gerathen dadurch leicht in den Verdacht der Unhöflichkeit, wenn sie nicht wieder den Hut abnehmen. Das bloße Handanlegen ist für sie aber kaum bemerkbar und so können sie also weit eher einem Vorwurf entgehen. Mit den Kurzsichtigen stellen sich oft diejenigen gern in Eine Kategorie, die nicht gern gesehen werden wollen. Für dirse ist deswegen auch oft nichts erwünschter, als Regenwetter, damit der Regenschirm sie den Augen der Vorüberwandelnden entziehen. Und besonders kommt den Vornehmen die Kurzsichtigkeit, eben so wie die Taubheit, oft sehr zu statten.

Unser zweiter Wunsch oder Vorschlag steht hiermit in Verbindung, er betrifft ebenfalls unsere öffentlichen Spatziergänge. Es sind so wenig Zugänge zu den Anlagen des Walls vorhanden, daß es wünschenswerth wäre, deren von der Stadt auch noch einige mehr anzulegen. Zwischen dem Oster- und Heerdenthor ist bloß die Bischofsnadel, zwischen dem Heerden- und Ansgarithore kein einziger; zwischen dem Ansgari- und Doventhor hingegen das Abbenthor, und zwischen dem Doven- und Stephanithor nur die Adamspforte. Es wäre also zu wünschen, daß man zwischen dem Heerden- und Ansgarithor die Wallstraße hierzu bestimmte, welche gerade auf das ehemalige Münzgebäude zuläuft, wo die Windmühle steht. Hier sind nur 2 bis 3 unansehnliche kleine Häuser befindlich, deren Ankauf der Stadt wenig kosten würde und die alsdann zum Abbruch verkauft werden müßten, allenfalls mit Entschädigung der Bewohner. Diesen Plan hatte man schon vor mehreren Jahren, er scheint aber in Vergessenheit gerathen zu seyn. Wollte man hier nur durchbrechen, so gewänne der Wall an dieser Stelle gewiß um ein Beträchtliches. Die Idee scheint aber noch nicht zum Durchbruch gekommen zu seyn. Da man das Gießhaus abzubrechen im Begriff ist, und hier 2 Bauplätze gewinnt, so ist es um so weniger Schaden, wenn man von der andern Seite 2 weit kleinere Bauplätze verliert, wofür jene ein hinlänglicher Ersatz zu seyn scheinen. — Wollte man ausserdem noch die Büngerstraße (welches man auch schon im Sinne gehabt) zu einem Aufgange unweit des Ostenthors bestimmen, so würde auch diese Gegend des Walles ansehnlich gewinnen. Oft ist man gezwungen, durch ein Privathaus zu gehen, oft muß man einen großen Umweg machen, der nicht selten höchst unangenehm ist.

Auch der dritte dieser Mängel ist beträchtlich, und betrifft wiederum einen Spaziergang. (Wie viel ist hier also noch zu wünschen übrig!) Der gepflasterte Steinweg, welcher vom Schlag-Baume bei dem Heerdenthor links ab in der Vorstadt nach der Obernstraße, Wasserlöse, oder nach dem Belvedere zuläuft, ist, so wenig praktikabel und besonders bei Regenwetter so angehäuft von Schmutz, schlecht gepflastert, ohne Erleuchtung und so schwer zu passiren, daß

man eine baldige Besserung erwarten muß. Denn was ist anders der Geist der Gassenreinigung, und was heißt, „in diesem Geiste fortgehen," wenn man nur das Eine thut, das Andere aber unterläßt? Löblich hat man angefangen, löblich fahre man auch fort. Die löbliche Bau-Kommission ist, wie man hört, willens, die gekrümmte Heerdenthorstraße in der Nähe des Sperreinnehmer-Hauses zu ändern und künftig gerade aus laufen zu lassen, weshalb man sogar ein Lusthaus abbrechen und ein Stück eines Gartens angekauft hat. Möchte man bei dieser Gelegenheit doch auch zugleich (und noch lieber) auf jene Nebenstraße, die mit dieser in unmittelbarer Verbindung steht, ein Auge werfen und sich ihres desolaten Umstandes ein wenig annehmen! Diejenigen, welche das Belvedere besuchen, werden gewiß diesen Wunsch unterstützen, zumal bei Regenwetter, wo hier gar nicht durchzukommen ist, und wo man nicht glauben sollte, daß man sich in einer Vorstadt Bremens befände! Dann ist auch zu hoffen, das man endlich auch die Straße, die von der Brücke der Wasserlose nach der Bürgerviehweide zuläuft, doch recht ausbessern möge und wenigstens nur mit Backsteinen und Erde fest stampfe, um hier bei regnigter Zeit nicht vollends gar in die Erde zu sinken. Bei dem gänzlichen Verfall des Steinpflasters dieser Straßen ist es der dabei angestellten Behörde gewiß völlig unmöglich, die nöthige Reinlichkeit beider Straßen endlich zu bewerkstelligen und in Stande zu erhalten.

Man nährt aber auch die gegründete Hoffnung, daß die verehrliche Bau-Kommission, welche schon so viel Gutes ausgeführt hat, auch auf jenen ersteren Vorschlag in Betreff der Aufgänge zum Wall bei der Wallstraße und Bürgerstraße gütigst geeignete Rücksicht nehmen werde.

Einige Freunde der Wallverbesserungen.

---

* Doppel-Ansicht.

Dem Einsender der in Nr. 76 des Bürgerfreundes unter der Ueberschrift „Ergänzung" eingerückten Bemerkung über die in Nr. 74 befindliche Anekdote „Große Antwort eines Königes" ward kürzlich von einem seiner Freunde bemerklich gemacht daß die Antwort Friedrichs wohl deswegen groß genannt sey, weil Friedrich damit habe andeuten wollen, daß ihm die Aufhebung des Edicts von Nantes eine große Menge fleißiger Menschen als Unterthanen zugeführt habe, und nun schien auch ihm dieß die Meinung des Erzählers seyn zu können. Beide aber, der Einsender und sein Freund, waren dennoch der Meinung daß auch bei dieser Voraussetzung die Antwort nicht so wohl groß als witzig heißen müsse. Nicht gerechnet daß das Edict von Nantes um nochmals widerrufen werden zu können, vorher erst wieder hätte in Würksamkeit gesetzt seyn müssen, so kann doch wohl eine Antwort, in welcher als Aufmerksamkeit gefordert wird, daß der König von Frankreich über viele Tausende ruhiger, achtungswerther Unterthanen das Verbannungs-Urtheil aussprechen solle, gewiß nicht sittlich — wenn auch politisch — groß genannt werden.

---

* Anekdote.

In Paris erschien im Jahre 1816 ein Stück auf der Bühne: Die Magnetomanie, eine Satyre auf die Magnetisirer. — Da dies Stück aber sehr wenig belustigte, so sagte ein

witziger Kopf: „Viele haben bisher die Wirkung des Magnetismus bezweifelt, aber der unwiderstehliche Hang zum Schlaf, bei der Vorstellung dieses Stücks, hat sie nun davon überzeugt.“

---

* Die Flucht der Zeit.

Dämmerung kleidet,
Da der Tag verscheidet,
Unsre Welt,
Vorbild jener Zeiten!
Wenn der Sinnlichkeiten,
Einst der Vorhang fällt,

Stunden rollen
Schiffen gleich, mit vollen
Segeln hin,
Ach! auch diese Stunde
Tönt mit ehrnem Munde,
Daß ich endlich bin.

Monden, Jahre,
Bleichen Wang' und Haare
Silberweiß.
Wenn wir kaum begonnen,
Ist der Sand verronnen,
Bis zum Todesschweiß.

Tag' und Freuden,
Sind im schnellen Scheiden
Gleicher Art!
Selig! wer sie weise
Auf der Lebens Reise
Vor der Flucht bewahrt.

W.

* Kosacken-Lied.

Was deuten da drüben die Flammen,
Was heulen die Hörner zusammen,
Sind Feinde des Landes uns nah? —
Auf, Atamann führ' uns zum Streite,
Uns dürstet nach Ruhm und nach Beute,
Zum Kampfe, Kosacken, Hurrah!

Der Hirte verläßt seine Matten,
Der Jäger die bergenden Schatten,
Die Triften sind öde und leer.
Wo lieblich die Cimbeln ertönten,
Wo Paucken zum Tanze erdröhnten,
Da blinkt jetzt erglänzend der Speer.

Wer sitzt dort am blühenden Hange,
Und weinet, und seufzet so bange,
Und hüllet den trauernden Blick?
Fedora, du rufest vergebens
Den trauten Gefährten des Lebens,
Ihn hält keine Thräne zurück.

Du schönste tscherkassischer Frauen,
Wohrr dir dieß ängstliche Grauen
Woher dir der weibische Schmerz? —
Bald kehret dein Iwan dir wieder,
Im Zuge der siegreichen Brüder:
Dann sinkt er dir liebend ans Herz.

Hoch lodern da drüben die Flammen,
Wild heulen die Hörner zusammen,
Die Feinde des Landes sind nah.
Der Atamann ruft uns zum Streite,
Zum Kampfe nach Freiheit, nach Beute,
Auf, wackre Kosacken, Hurrah!

A. Daeves.

Druckfehler.

In Nro. 29. S. 232. Sp. 1. Z. 15 von unten statt 1816 lies 1806. S. 231. Sp. 1 Z. 10 von oben statt keine lies alle.

Nro. 31.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 18. April 1819.

Der Kammersänger.

(Schluß.)

Der Vorhang blieb auch am Morgen ungeöffnet, er war am Mittag noch verschlossen; jetzt watete der alte, dicke Chirurgus in das Haus und bange Ahnungen ergriffen sein Gemüth.

Mutter Hempelin: bat Scherflein mit den weichsten Tönen des Herzleids, als diese ihm den Kaffee brachte: — wenn Du mich auch nur ein bischen lieb hast, so springe unverweilt hinüber, und mache Dir irgend einen Behelf, um von der Wirthin herauszubringen, was dem armen, ehrbaren Röschen widerfuhr. Sie ist ohnfehlbar sterbenskrank, und ich scheue mich so vor dem verdammten Nervenfieber.

Ich dächte was mich bisse! erwiederte Frau Hempelin: — was wird ihr denn fehlen? Ein bischen Kopfschmerz und Augenweh! Jungfern sind vollblütig, die pipeln dann und wann, kommen aber bald genug wieder oben drauf. Nun, nun, nur Geduld! Ein Wort ist kein Pfeil! Fragen will ich!

Sie kam zurück und sagte — ich traf auf die Mamsel —

Auf Röschen? rief er überlaut.

Nein, auf Wirths Cordchen. Die oben hat ein Fieber! sagte sie: wir waren Gestern in der Milch, da mag sich Röschen erkältet haben und liegt nun hart und fest.

Scherflein kam während der folgenden Nacht nicht vom Fenster. Er träumte sich das Heil, bei ihr zu wachen; der Schein des Nachtlichtes flimmerte zitternd und wechselhaft, gleich einem bedrängten, erlöschenden Leben, durch die Gardine, und die Kranke vernahm, still erquickt, seine Lieder, und den elegischen, rührenden Sinn, den sie aussprachen.

Mutter Hempelin kam am Morgen, um ihres Amtes zu warten, fand das Bett unberührt und sagte grollend —

Was ist mir denn das? ich will nicht hoffen, daß Sie sich auch auf die schlechte Seite legen, Tag aus der Nacht machen und sich um

die schöne, goldene Gesundheit bringen. Gestern noch hab' ich bei der Wirthin drüben Ihr Lob gepriesen, und nun muß ich solchen Unfug an Ihnen erleben — Pfui der Schande!

Scherflein erwiederte — Mutter, sey gut! Du siehst an dem verbrannten Lichte, daß ich daheim blieb, und dort liegen Ovidii Nasonis schwierige Tristia, die mir den Schlaf verkümmerten.

Studirt also? tröstete sich die Alte, und ihr Hexengesicht klärte sich auf: aber das heißt nun wieder des Guten zu viel thun. Die Mittelstraße, Kind! die ist der Himmelsweg! das magst Du mir glauben!

Medio tutissimus ibis! fiel er beifällig ein: aber wie mag es wohl drüben stehn?

Schaun Sie nur hin! fiel die Hempelin lächelnd ein. Und er sah auf, sah den Himmel, wie sonst, aufgethan, doch, Statt der glühenden, blühenden Iris, einen bleichen Genius am Arbeittische.

Gott sey gelobt! rief der Entzückte, und ohne sein Wissen, laut genug, um von der Kranken vernommen zu werden. Sie ward für die nächste Minute so roth, als in ihren gesündesten Stunden, und immer röther, da der Jubel nicht nachließ, und er, gleich einem Sturmwinde, seine lahme Hempelin erfaßte und die Auskrähende walzend im Kreise drehte.

Röschen sah verstohlen dem Balle zu, und verbarg das Gesicht hinter dem Käfig, um ihr Gelächter zu verstecken.

Schon wieder gab es einen Feiertag. Einen Bußtag vielmehr. Die Hitze war drückend, das Fenster offen und Röschen in der Kirche; er aber saß, mit dem Specimen beschäftigt, das er dem Faulpelz ausbessern mußte, an dem seinigen. Da pickte es plötzlich, wie mit Nadelstichen, auf seine schreibende Hand, und Scherflein erwachte aus der Versunkenheit in sein Geschäft, und sah mit unsäglichem Erstaunen ein goldgelb- und weißgefiedertes Vöglein neben dieser Hand, welches jetzt, ganz keck und kirr, das Köpfchen zu dem Bruder Studio aufhob, ihn mit den pechschwarzen Aeuglein anstarrte und gleichsam sagen zu wollen schien — Ihr Diener! da bin ich!

Es gelang ihm für's Erste, sein Fenster zu schließen, um den kleinen Vagabonden zu fangen. Ein Blick auf das Jenseitige überzeugte den Glücklichen, daß er Röschens undankbaren Liebling vor sich habe, denn die Thür seines Käfigs stand offen, er hatte sich befreit und ohnfehlbar die Bekanntschaft des Hänflings machen wollen, auf dessen Bauer er jetzt Platz nahm, von diesem aber, als ein Nebenbuhler angefahren und in die niedlichen Stiefeln gezwickt ward.

Scherflein sah dem possirlichen Zweikampfe zu, und sein Herz pries die Gunst der Götter.

O Du kleiner, tolldreister Gold- und Silber-Page! sprach er, von dem Zuspruch entzückt: wie kannst Du Dich mit einem graubejackten, armseligen Kapellknaben befassen? Hat Dich Dein Glück nicht stolz gemacht? Das Taubenpaar der hohen Aphrodite ist nicht beneidenswürdiger! Den Zucker speisest Du aus ihrem süßen Rosenmund! Mit Küssen vergilt sie dem niedlichen Kammersänger, und als es neulich gräupelte und das Mätzchen erstarrt und pfützennaß zu Winkel kroch, da nahm Dich Rosemunde wehklagend aus dem triefenden Käfig, und wendete sich ab und barg und wärmte Dich —

Der Gold und Silber-Page hackte den Begeisterten, Statt der Antwort, aus Leibes Kräften in die Finger, und sein graubejackter

Kapellknabe schimpfte ebenfalls wie ein Rohrsperling, theils seinen Herrn, theils den ungebetenen Virtuosen.

Als Rosemunde aus der Kirche trat, kam ihr die Aufwärterin entgegen und sprach — Mamsellchen, erschrecken Sie nur nicht. Das Thürchen stand, wie mein Gott weiß, sperrangelweit auf, als ich den Käfig säubern wollte. Ihr Mätzchen ist davon geflogen. — Sie werden blaß! Herr, meine Hülfe! es wird doch zu ersetzen seyn.

Rosemunde verbiß den herben Schmerz, erwiederte kein Wort, wehrte den Thränen und trat in ihr Haus, da versetzte ihr jedoch ein zweiter Schreck den Odem, denn der Nachbar stand, im Glanze seiner Männerschöne und von der Freude verklärt, auf der Flur. Zögernd schritt er auf die Leidtragende zu und flisterte mit welchem Wohllaut —

Vergebung dem Zudringlichen! Ich wartete Ihrer hier, um Ihnen einen Schreck zu ersparen. Ihr kleiner Liebling ist in meiner Gewahrsam. Er entflog seinem Glücke, mein dunkles Leben zu erhellen.

Das Mädchen sah erglühend zu dem Freuden-Herold auf. Ihr Busen hob sich von dem schwellenden Herzen getrieben; sie konnte nicht sprechen. In seinen Augen glommen leuchtende Thränen und Perlen stürzten aus den ihren. Der kleine Sänger glitt in Röschens zarte Hand, und der getreue Nachbar küßte diese; er küßte sie mit Inbrunst und eilte davon.

Röschen wäre ihm gern um den Hals gefallen, aber die heilige Blödigkeit lähmte den Willen.

Naiver Trost.

Der Kaufmann S... reisete von der Messe zu Leipzig wieder nach seinem Wohnorte zurück. Sein Wagen war schwer beladen, der Weg, auf dessen Ausbesserung man wenig bedacht gewesen, wurde durch häufigen Regen und die vielen Reise- und Frachtwagen, die ihn in der Meßzeit berührt hatten, höchst elend, und die Postillione hielten es nicht der Mühe werth, bei dem Fahren dies zu berücksichtigen. Jeder tröstete sich mit dem Gedanken, daß er seinen Passagier doch noch bis zur nächsten Station bringen würde. So ging es denn über Stock und Block, über Steine und durch tiefe Löcher; jeden Augenblick drohte der Wagen umzuschmeissen oder zu zerbrechen. Als der Kaufmann schon beim Einbruch der Nacht in ein kleines Städtchen eintraf, brach die Achse des einen Rades und es war an kein weiteres Fortkommen zu denken. Mit Mühe wurde der Wagen bis vor den einzigen elenden Wirthshause in dem Städtchen geschleppt, der Kaufmann S... mußte, wider Willen, dort übernachten, denn nur erst am andern Morgen konnte er, nach der Versicherung des Wirths, darauf rechnen, daß ein Schmid den Schaden herzustellen bereit seyn würde. Das Wirthshaus hatte zwar einen Hof, aber solcher war schon mit Kärner- und Frachtwagen überfüllt, der Wagen des Kaufmanns mußte also vor der Thüre auf offener Straße die Nacht über stehen bleiben. Unmöglich konnte das viele Gepäck herunter genommen und in das Haus geschleppt werden. S... beschloß also, es auf dem Wagen zu lassen, bat aber den Wirth um einen Wächter. Dieser hatte nur einen Hausknecht, den er nicht entbehren zu können versicherte, dagegen schlug er aber seinem Gast vor, dem Nachtwächter gegen

*

eine Belohnung die Aufsicht über den Wagen während der Nacht zu übertragen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, mit dem Nachtwächter das Nöthige verabredet, und S... begab sich in sein Zimmer, aß, was die magere Küche liefern konnte, und legte sich auf ein ärmliches Bett nieder.

Die Furcht, trotz des Wächters, bestohlen zu werden, ließ ihm nicht Ruhe. Nach Mitternacht schreckte er aus einem halben Schlummer, von bösen Träumen geängstet, auf, und sogleich eilte er aus seinem Zimmer auf die Straße, um daselbst nach seinem Wagen zu sehen.

Er fand ihn verlassen, und ohne den bestellten Wächter war außerhalb Alles zwar noch unberührt geblieben, indeß konnte in dem Wagen selbst eine diebische Hand ihr Wesen getrieben haben. Er stieg also auf den Kutschentritt und sah in den Wagen. Zu seinem Erstaunen saß der Nachtwächter darin und schnarchte aus allen Tönen. Aergerlich rüttelte er ihn auf und sagte:

Ja, Freund! wenn Er hier schläft, so kann dies nichts helfen. Dann kann man mich ja ganz gemächlich bestehlen.

„O," versetzte der Nachtwächter schlaftrunken, und rieb sich die Augen: „seyn Sie ganz außer Sorgen. Wenn ich schlafe, sind Sie hier am allersichersten, denn ich bin der Einzige im Ort, der stiehlt.

Scharfrichter in älteren Zeiten.

Der ehemalige Professor Beier zu Jena, der von dem, was in Ansehung der Scharfrichter Rechtens ist, im Jahre 1802 eine lateinische Abhandlung von 144 Seiten in 4. herausgegeben hat, die manches Sonderbare enthält, gedenkt bei der Gelegenheit, wo er sagt, daß es in früheren Zeiten keinen eigentlichen Scharfrichter gegeben habe, sondern in dem Falle, wenn mehrere Personen um des nämlichen Verbrechens willen zum Tode verurtheilt worden, demjenigen von ihnen das Leben geschenkt worden sey, der sich dazu verstanden, die übrigen hinzurichten, eines auffallenden Beispiels. Er sagt: Mitten in der Stadt Gent stehen zwei Statuen von Erz, zum ewigen Andenken eines Vaters und Sohnes, die eines gleichen Verbrechens überführt waren, und der Sohn wurde des Vaters Scharfrichter. Vermuthlich haben die Genter dieses Denkmal der Barbarei ihrer Vorfahren längst weggenommen, denn wir erinnern uns nicht, in irgend einer Reisebeschreibung dessen gedacht gefunden zu haben.

Neueste Erscheinung des Teufels.

In einem Dorfe ohnweit Crossen ist ohnlängst der Teufel leibhaftig erschienen, und zwar auf folgende Art. — Ein Schäfer daselbst begegnet in der Haide einem Ungeheuer von schwarzer Farbe, mit Hörnern, und langen Krallen an Händen und Füßen. Erschrocken bei dem unerwarteten Anblick, will er entfliehn; aber die Schreckensgestalt befiehlt ihm, still zu stehen, und sagt zu ihm: er habe den Teufel vor sich, und müsse alsbald des Todes sterben, wenn er ihm nicht binnen 8 Tagen 300 Thaler Geld zur Stelle bringen würde; er solle jedoch keinem Menschen etwas von dieser Erscheinung sagen wenn er nicht hart gestraft werden und mancherlei Unglück erleiden wolle.

Der Schäfer kehrt ganz erschrocken heim, eine tiefe Schwermuth bemächtigt sich seiner Seele, da er nicht im Stande ist, eine so große Summe Geldes in so kurzer Zeit herbeizuschaf-

fen. Seine Frau, welche befürchtet, es möchte ihm ein Unfall begegnet seyn, dringt in ihn, ihr seinen Kummer zu eröffnen, aber vergebens; er bleibt stumm, und wird immer schwermüthiger und traurigerer. Da geht sie auf das Schloß zu dem Gutsherrn, und bittet ihn inständig, ihren Mann zu sich kommen zu lassen, und ihn um die Ursache seiner Schwermuth, und um die vermuthliche Erscheinung, welche er gehabt haben müsse, zu befragen.

Auch hier will er anfänglich nichts gestehen; als aber der Gutsherr mit Ernst in ihn dringt, so offenbart er ihm, was er gesehen und gehört habe. Der Gutsherr sucht ihn zu beruhigen, und verspricht ihm, die geforderten 300 Rthlr. zu geben. Der Tag erscheint, wo der Schäfer das Geld dem Teufel abliefern soll; er macht sich mit den 300 Rthlrn. auf den Weg, und kaum ist er an dem verabredeten Orte angekommen, so erscheint der Teufel und nimmt das Geld im Empfang.

Der Gutsherr aber, welcher einige seiner Leute beordert hatte dem Schäfer unbemerkt nachzufolgen, hatte das Wäldchen worin die Erscheinung vor sich gehen sollte, umringen lassen; augenblicklich stürzen die Schützen aus dem Dickicht hervor, und schießen dem Teufel einige Ladungen Schroot durch die Beine.

Dieser stürzt mit dem Geschrei: „Au wai, wie geschieht mir?“ zu Boden, und wird sogleich in Verhaft genommen, wo es sich denn zeigt, daß es ein angesehener und wohlhabender Jude sey, der unter der Firma des Teufels ein gewiß nicht wenig einträgliches Geldnegoz treiben wollte, oder vielleicht schon früher getrieben hatte. Denn es will verlauten, der Teufel sey schon mehrmals in jener Gegend erschienen.

Pater Abraham von Sancta Clara.

Der Pater Abraham von Sancta Clara gehörte unstreitig zu den witzigsten Köpfen seiner Zeit *) und seine zahlreichen und bogenreichen Schriften, — die man nur noch selten einzeln in Büchersammlungen findet, — enthalten eine Menge treffender Bemerkungen und heilsamer Lehren im Gewande des Scherzes und der Satyre.

Zum Trost derjenigen, die mit der Gegenwart so unzufrieden sind, mögen hier einige Stellen aus seinen Schriften folgen, woraus man sehen kann, daß die so hochgepriesene Vergangenheit an eben den Gebrechen gelitten hat, worüber die Miltzsüchtigen jetzt ihre Jeremiaden anstimmen.

„So lange ein Prediger eine schöne, zierliche, wohlberedete, eine aufgeputzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen unterspickte Predigt macht, da ist Jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! Ein wackrer Mann, ich hör' ihm mit Lust zu! — Wenn er aber einen scharfen Ernst anfangt zu zeigen; wenn er anfangt, großen Herren die Wahrheit zu sagen, sie sollen doch einmal die Brillen brauchen, und nicht immer durch die Finger schauen; sie sollen doch mit der Justiz nicht umgehen wie mit einem Spinnengeweb, wo die großen Vögel durchbrechen, die kleinen Mücken hangen bleiben; sie sollen doch nicht seyn wie die Destillirkolben, welche aus den Blumen die letzten Tropfen heraussaugen; wenn er anfangt die Wahr-

*) Der Pater Abraham von Sancta Clara stammte aus dem adlichen Megerlinschen Geschlechte. Er wurde 1642 in dem Flecken Krähenheimstätten, nicht fern von Mößkirch in Schwaben geboren, begab sich in den Augustiner Orden, erhielt im Jahr 1669 einen Ruf als Hofprediger nach Wien, woselbst er 1709 gestorben ist.

heit zu predigen den hohen Ministern und Räthen; wenn er anfangt den Edelleuten die Wahrheit zu predigen, daß sie den Barbierern zu sehr ins Handwerk eingreifen; wenn er die Wahrheit sagt den Geistlichen, daß sie gar oft seyen wie die Glocken, welche andere in die Kirche läuten, und sie selber bleiben daraus, daß sie syn wie die Nachteulen, welche das Oel bei nächtlicher Weil aus den Lampen saufen, und sich von den Kirchen erhalten, und sonst nichts nützen; wenn er die Wahrheit sagt denen Soldaten, daß sie halsstarriger Meinung sind, als sey ihr Gewissen auch priviligirt; die Wahrheit den Obrigkeiten, daß sie gar oft seyen wie die Spital-Suppen, worauf wenig Augen; die Wahrheit denen Mauthnern und Beamten, daß sie gar zu barmherzig seyen, nicht zwar in Beherbergung der Fremdlinge, wohl aber des fremden Guts; die Wahrheit den Zimmerleuten, daß sich bei ihnen zwar allezeit frische Späne, aber auch zugleich faule Gespäne finden; die Wahrheit zu Bäckern, daß sie zwar Mehl genug, aber zu wenig Teig zu den Semmeln nehmen; die Wahrheit den Bauern, daß sie sich gar einfältig stellen, aber so einfältig seyn wie die Schweizerhosen, die hundert Falten haben; die Wahrheit den Kindern, daß sie den Passauern Klingen nicht nacharten, deren beste Probe ist, wenn sie sich biegen lassen; die Wahrheit den Frauenzimmern, daß sie gar zu viel ziehen an dem Schweif des Rocks, zu wenig um den Hals tragen; die Wahrheit den gemeinen Weibern, daß sie fast die Natur einer Uhr an sich haben, welche nicht ohne Unruh: wenn er auf solche Weis' wird die Wahrheit reden, so bringt ihm solches Reden Rädern, so bringen ihm solche Wörter Schwerter, so bringt ihm solches Sagen Klagen."

Edelmuth.

Französische Blätter liefern eines jener Beispiele von Muth und Menschenliebe, die allgemein bekannt zu werden verdienen. Am 31. Dezember 1818 begegnete der Kapitain Dillingham, Eigenthümer des Schiffes, der Washington, der aus Liverpool abgesegelten Brick, der Robert, die sich in dem erbärmlichsten Zustande schon über drei Monate befand. Sie hatte 18 Personen an Bord, worunter 6 Kinder und 4 säugende Mütter waren, deren älteste kaum 25 Jahre zählte. Das Meer, als sie von dem Washington entdeckt wurde, war schreckbar stürmisch, und die Brick von allen Seiten beschädigt. Bei Ansicht dieser Gefahr entschloß sich Dillingham, die Unglücklichen zu retten. Die erste Schaluppe, die er in das Meer ließ, ging zu Grunde; in die zweite warf er sich selbst und kam glücklich an Bord der Brick. So fuhr er dreimal hin und her, und rettete alle, ein Kind von 18 Monaten ausgenommen, das in seinen Armen verschied. Ein Bruder von einer jener unglücklichen Mütter kam eigends von London nach Bordeaux, wo Dillingham sich jetzt befindet, um ihm für die Rettung seiner Schwester zu danken.

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Wenn der Mensch vor dem unermeßlichen Oceane steht, dessen leichte Wellen seine Füße netzen, und er seiner Kindheit, der längst entflohenen, gedenkt, wo er bisweilen eben so zagend vor der Zukunft stand, oder er auf dem Kirchhofe wandelte zwischen verfallenen Leichensteinen und frischen Gräbern, und er endlich

den Hügel gefunden hat, der den Staub seiner früh dahingegangenen Lieben deckt — ach! wie so einsam und öde erscheint ihm da die Welt, die ihn hinausgestoßen hat, in den Wellen zu suchen was er verloren], oder in der kühlen Erde. Aber die Thräne, die er dann wehmüthigen Sinnes weint, ruft ihn zurück ins hoffende Leben, denn von ihrem Falle bewegt sich das endlose Feld der Gewässer, und in dem kommenden Frühjahre hat sie auf dem Grabe wo er ruhte, die Blume der Erinnerung geboren.

Wie viele Menschen gleichen von ihrem fünften Jahrzehen an der Cathedrale zu Rheims, die im fünften Jahrhunderte aus einem Venustempel in einen christlichen verwandelt worden.

Vermischte Nachrichten.

Aus Berlin, den 6. April.

Vor etwa vierzehn Tagen kam einst des Morgens ein junger Mensch von höchstens zwanzig Jahren zu einem hier ansässigen Kaufmann. Aus seinen Mienen und Gebehrden sprach Verstörung und Angst. Er fragte den Kaufmann und dessen Gattin: ob er sich ihnen entdecken dürfte, denn er sey in der größten Verzweiflung, wobei er sich als der Sohn eines bekannten Handelshauses in Stuttgart nannte.

Da der Kaufmann und dessen Gattin dies Haus und die Familie desselben genau kannten, so versicherten ihn beide, daß er sich ihnen ohne Besorgnisse entdecken könnte, und daß sie ihm in Rücksicht dieses Umstandes, gern allen möglichen Beistand, so viel es in ihren Kräften stände, leisten wollten.

Er erzählte nun, wie er in Jena Student gewesen, einen Streit mit einem andern Studenten, Namens Gottschalk aus Mannheim, gehabt, daraus sey ein Zweikampf entstanden, und er habe aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Gegner erstochen, den er verwundet auf dem Platze gelassen, indem er, mit Zurücklassung aller seiner Effekten und aller Legitimation, die Flucht genommen, und nun nur so lange einen Zufluchtsort suche, bis er deshalb an seinen Vater schreiben und dieser die Sache, so viel möglich, zu seinem Vortheil beilegen könne; wobei er hauptsächlich einen Paß auf einen fremden Namen zu erhalten wünschte, um mit solchem sicher nach Schlesien reisen zu können, wo er bei einem genauen Bekannten von ihm und seiner Familie Schutz zu finden überzeugt sey.

Beide, der Kaufmann und seine Gattin, kannten den jungen Menschen nicht persönlich, der erstere fragte ihn daher sehr genau über seine Familienverhältnisse aus, die dem Kaufmann ebenfalls bis auf die kleinsten Umstände bekannt waren. Er beantwortete sie ganz der Wahrheit gemäß, und man setzte daher keinen Zweifel in die Identität der Person.

Dem Flüchtling einen Paß auf einen falschen Namen zu verschaffen, wurde, als eine unerlaubte und pflichtwidrige Handlung, gänzlich abgelehnt, da aber der Kaufmann hieselbst den Kaufmann in Stuttgart genau kannte, und sowohl mit dem jungen Menschen, als mit dessen Familie inniges Mitleid fühlte, so machte er ihm den Vorschlag, ihn vor der Hand auf ein Gut seines Schwiegersohns zu schicken, wo er so lange verborgen bleiben könnte, bis sein Vater seinetwegen die nöthigen Maßregeln getroffen haben würde, zu dem Ende möchte er hier gleich einen Brief an seinem Vater schreiben, den er selbst mit einem Briefe, worin er ihm melden würde, was er für seinen Sohn gethan, mit der ersten Post nach Stuttgart an solchen absenden wolle.

Der junge Mensch nahm dies Anerbieten sehr dankbar an, schrieb den Brief, den er seinen Beschützer vor der Versiegelung zu lesen gab, versiegelte ihn dann, und er ging mit einem Briefe des Kaufmanns nach Stuttgart ab.

Noch an dem nämlichen Abend mußte der Flüchtling sich mit dem Sohne des Kaufmanns in einen Wagen setzen und auf das an der meklenburgischen Grenze beigene Gut abreisen. Da er von allen entblößt, abgerissen und in solcher Kleidung war, daß er sich damit nirgends zeigen konnte, so

erhielt er einen vollständigen Anzug aus der Garderobe des Sohns nebst der nöthigen Wäsche, und was daran gebrach, wurde neu angekauft.

Der angebliche Jenaische Student kam auf dem Gute des Schwiegersohns des Kaufmanns an, und wurde, auf die Empfehlung des letztern und dessen Sohnes, auf das liebreichste und theilnehmendste aufgenommen. Sein Begleiter kehrte wieder nach Berlin zurück.

Zu großem Befremden des hiesigen Kaufmanns erhielt er aber von Stuttgart die Antwort von dem Kaufmann, daß er einen solchen Sohn, der in Jena studiren solle, nicht habe, und folglich der vorgebliche Sohn von ihm ein abgefeimter Betrüger seyn müsse.

Als er aber im Begriff war, auf diese Erklärung, die nöthigen Vorkehrungen zu Festhaltung dieses frechen Betrügers zu treffen, meldete ihm sein Schwiegersohn, daß der ihm zugeschickte junge Mensch, nachdem er mehrere Versuche gemacht, in der Nachbarschaft ein Reitpferd geliehen zu bekommen, heimlich, und unter Entwendung einer silbernen Uhr, davon gegangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Weg nach Hamburg genommen habe. Zuvor hätte er aber Gelegenheit gefunden, von zwei jungen Männern ihre Zeugnisse über ihre akademische Laufbahn, an sich zu bringen, um bei allem Mangel an Legitimation, auf seinen weitern spitzbübischen Streifzügen sich bald für den Einen, bald für den Andern auszugeben.

So viel man weiß, hat er auch im Mecklenburgischen das Mährchen von seinem Duell hin und wieder erzählt, um dadurch Mitleiden und Theilnahme zu erwecken, und auf solche Art Unterstützung, Schutz und Vorschub zu seinem weitern Fortkommen zu erhalten.

Diese Thatsache verdient um so mehr zur Kenntniß des Publikums zu kommen, weil dadurch vielleicht dieser junge abgefeimte Betrüger irgendwo ertappt und zur Untersuchung gezogen werden kann. Abgesehen von dieser eben erwähnten schändlichen Betrügerei hat er sich vielleicht noch größere Verbrechen zu Schulden kommen lassen, die schwer auf ihm lasten, und jeder, der es mit seinen Nebenmenschen gut meint, sollte darauf bedacht seyn, wenn es möglich ist, ein Werkzeug in der Hand der rächenden Nemesis zu werden.

Zu Angers ist vor einigen Tagen ein schrecklicher Mord begangen worden. Ein Mezger schnitt mit einem seiner großen Schlachtmesser einen Menschen, auf den er wegen einiger unbedeutenden Tändeleien mit seiner Frau eifersüchtig war, in zwei Stücke. Er begrub hierauf, nicht weit von seinem Hause, die beiden Theile des Leichnams, und mit ihnen, wie er glaubte, jede Spur seines Verbrechens; allein sein Hund, der Zeuge der That seines Herrn war, scharrte den Leichnam wieder aus, und führte so die Polizei auf die Spur des Mörders.

Zu Rouen wurde ein gewisser Moncomble, der seine Mutter und drei Schwestern vergiften wollte, die aber durch schnelle Hülfe noch gerettet wurden, zum Tode verurtheilt. Er beging das Verbrechen, um eine Rente von 240 Franken zu erhalten, die Mutter und Schwestern beziehen.

---

* Parabel.

Kennst Du das Band? — von allen Bändern
Das reichste das ein Auge sah —
Du findest es in allen Ländern
Und kömmst dem Wunder doch nicht nah'. —
Es ist gestickt mit goldnen Sternen
Auf zartem, saphirblauem Grund;
Doch wolltest Du sie zählen lernen,
Du blicktest Dir die Augen wund. —
Und wolltest Du es messen lassen
Vergeblich wäre Dein Bemüh'n,
Denn nicht mit Händen kannst Du's fassen
Herab nicht auf die Erde ziehn.
Gleich einem Orden schmückt es prangend
Bei klarer Nacht das Himmels-Zelt.
Wohl manches Auge schaut verlangend
Zu ihm hinauf, aus öder Welt!

Ph — ll —

---

* Erster Versuch

geweiht dem herrlichen Dichter.

Dein Blick bahnt mir erneut den Weg zum Hoffen;
Als ich Dich wieder sah, wie war ich so beglückt!
Ein edles Herz, ein Himmel scheint mir offen,
Vergebens scheuche ich Dein Bild zurück. — —
Es bleiben tiefe Wunden in dem Herzen,
Sehr schwer zu heilen sind der Liebe Schmerzen! —

No. 32.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 22. April 1819.

* Die Opfer der Verhältnisse.

(Eine wahre Geschichte.)

Lieutnant U. an den Prediger L.

Wache auf Napoleons Höhe.

Heute erhielt ich den Befehl hier einzurücken; — der König will einige Tage oben verweilen.

Wie ich nun so durch die Reihe der Gemächer schreite, in denen sonst ein edler Landesvater für das Wohl seines Volkes wachte, wo jetzt ein schwacher Herz- und Geistloser Wollüstling sich gegen sein gemißhandeltes Volk bewachen läßt, da überfiel ein grenzenloser Unwille mein Gemüth, und ich griff zur Feder, um mein Herz an deinen friedlichen Busen auszuschütten, und mir Stärke zu sammeln, zur Ausdauer in dem Kampfe mit Gefühl und Pflicht.

Da stand ich gegen Abend auf dem Balcon des Schloßes, und schauete hinab in die schöne reiche Ebene, die die Fulda mit ihrem hellen Silberband durchwirkt. Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Kuppeln der Palläste und Thürme der Residenz; zu meiner Rechten ragte die Löwenburg mit ihren verfallenen Warten und epheubekränzten Thürmen aus der Waldschlucht empor, wie eine riesige Greisengestalt aus einer großen kühnen Zeit. Landleute kehrten von den Feldern heim; aber kein Laut der Freude begrüßte den schönen Abend, dessen Purpurkleid einen neuen rosigen Tag verhieß.

Meine Blicke fielen auf die beiden colossalischen Löwen, die am Portal des einen Schloßflügels liegen, über ihnen flatterte die Fahne mit dem fränkischen Adler, und es kam mir vor, als wolle das Raubthier seine Krallen in den Nacken der edlen Thiere schlagen.

O, Wilhelm! bei diesem Bilde trat die Gegenwart mit ihren Gräueln vor mich hin; es schien mir als decke ein graues Leichentuch das schöne Thal, und die Schatten der alten

Landgrafen schrittend zürnend aus ihrer Gruft, mir drohend und Wehe rufend über die entweihte Flur; — und im Hintergrunde tauchte ein Gemälde auf: eine schöne Landschaft, die ein trüber Nebel verhüllte. Es war das Land unsrer Kindheit, Wilhelm, die schöne freie Flur, der Schauplatz unsrer Spiele, unserer Jugendträume.

Denkst du noch der Zeit, wo die beiden Knaben in jenem herrlichem Thale wohnten, worin sie alles vereinten, was das Leben Schönes hat? — denkst du noch des Abends, wo sie mit ihrem Lehrer, deinem ehrwürdigen Vater, dessen Stelle du Glücklicher jetzt bekleidest, unter der Eiche am Hohlwege saßen, wie die Erzählung von der Todesweihe des Leonidas ihr Herz zur Begeistrung entflammte, und ihre Hände sich suchten, und ihre Lippen sich öffneten, mit dem Schwure: auch wir wollen sterben für unser Vaterland!

Jenen Hohlweg nannten wir seit diesem heiligen Augenblicke, den Paß von Thermopylä, und eben durch ihn sahen wir, als Jünglinge, die ersten Abtheilungen der Fremdlinge ziehn, die Verderben über unsre Fluren brachten, die das Sclavenjoch um Deutschlands freie Völker wanden.

Thränen strömten über unsre Wangen, krampfhaft ballte sich die Faust; aber wir Einzelnen, was konnten wir gegen den Strom, der sich mit seinen giftigen Dünsten über unser Vaterland ergoß? — Und nun vollends da, als man mich aufrief zu den Waffen, als man meinem alten Vater mit Gefängnißstrafe drohte, wenn er mich dem Ruf des Vaterlands entzöge: — des Vaterlandes! — Wilhelm, schon dieser Ausdruck empörte mein Innerstes.

Doch du weißt ja, wie es kam, wie ich die Waffen nehmen mußte, wie der Zufall mich in die Nähe des Königs brachte, der sich heute meiner Obhut anvertraut.

Und bleibt uns denn noch Hoffnung? — wird Deutschland je wieder aufwachen von dem Todesschlafe, der seine Kräfte lähmt, werden die Löwen sich einst noch erheben, und das Raubthier verscheuchen, das seine Krallen in die Herzen unsrer freigebornen Völker schlug? — Und wenn dieser Tag erschiene, sage, was soll ich denn thun? —

Lebe wohl.

Magdeburg.

Kennst du das freundliche Bild noch, das einst der Frühling in unser Thal brachte? — Die kleine Emilie mit ihrer Tante! — Wie da unsre Spiele sanfter wurden, wie kein Zwist mehr unter uns aufkam, wenn sie versöhnend wie ein Engel, bei uns stand.

Der Herbst führte sie fort, aber ihr Andenken lebte noch immer in sanften Nachklängen in unserm Gedächtnisse, und der Sitz unter der wohlbekannten Eiche, heißt ja noch heute Emiliens Ruhe.

Als Jungfrau habe ich sie wieder gefunden, — Wie? — das laß dir mit wenigen Worten sagen.

Ich wurde mit meinen Reitern nach Magdeburg verlegt. Der Zufall gab mir ein Quartier bei Emiliens Vater. Schon bei Tische, wo ich die Familie beisammen sah, zog mich ein gewisses, unerklärbares Etwas, an das schöne Mädchen, welches mir mein Wirth als seine älteste Tochter vorstellte. In meiner Brust lag eine dunkle Ahnung, als sey sie mir nicht fremd;

aber ich konnte mich auf nichts besinnen, und meine Phantasie verlor sich in den Nebeln der Vergangenheit, bis die Rede des Vaters, mich aus der starren Gedankenlosigkeit erweckte, in die ich zuletzt versank. War es nun meine Zerstreuung, oder ein befreundetes Gefühl, was in Emiliens Seele für mich sprach, genug ich sah, daß auch sie lange Blicke auf mich hefte, als schlösse sich an mein Erscheinen eine frohe Erinnerung aus ihrem Leben.

Mehrere Tage war ich schon in dem Bschen Hause, in deren Laufe meine Bekanntschaft mit den Gliedern der Familie ziemlich vorgerückt war.

An einem Abend begleitete ich Emilien zu einem ihrer Gärten, außer den Wällen. Wir setzten uns in einer Laube nieder, und das Gespräch kam, wie es gewöhnlich der Fall ist, auf die Gegend und das Wetter. Sie war eine Freundin schöner Naturscenen, und so kannst du leicht denken, daß ich ihr vor allen unser Jugendland beschrieb: das schöne Thal mit seinem hellen Strome, im Hintergrunde die hohen Berge mit den Ruinen der Burgen, und in der Mitte das Pfarrhaus, dessen rothes Dach, so freundlich durch den Laubkranz schimmert — „und, „fiel Emilie begeistert ein, hinter dem Hause „ein freundlicher Abhang, mit einer großen, „majestätischen Eiche, an deren Stamm sich ei„ne Rasenbank lehnt, auf welcher ein kleines „Mädchen sitzt, und einen Kranz windet, zu „dem zwei blühende Knaben ihm die Blumen „tragen."

Emilie! rief ich, und streckte meine Arme aus, Ferdinand! lispelte sie mit dem sanften Tone aus der Kindheit. — Die Erinnerung versetzte uns in die Tage jener schönen Zeit, wir waren wieder Kinder geworden, wir saßen wieder beisammen, Hand in Hand, Blick auf Blick, und Emilie plauderte fort: „Ferdinand, weißt „du noch, wie ich dann immer dir den Kranz „gab? und, fiel ich ein, wie ich so traurig war, „wenn ich einen Tag über dich nicht gesehen „hatte; wie ich dir dann entgegen ging, und „schon von weitem meine Arme nach dir aus„streckte, wie du dann an meine Brust sankst, „außer Athem, kaum sagen konntest, lieber, „lieber Ferdinand!

Hier hatte ich meine Arme ausgebreitet, und Emilie neigte sich zu mir, und lispelte wie damals, lieber Ferdinand!

Doch plötzlich war der Rausch verflogen, der unsre Sinne fesselte, verlegen stand die schöne Jungfrau auf, sie wollte etwas sagen, doch das Wort erstarb auf ihrer Lippe. — Wir brachen auf, schweigend gingen wir neben einander, eine seltsame Scheu war zwischen uns getreten; doch in meinem Herzen wohnte der Friede des Knaben, und die Morgenröthe der Liebe färbte den Horizont meiner Zukunft.

Drei Wochen war ich in dem theuren Hause, alles Fremde war gewichen; der Sonnenstrahl der ersten Jugendliebe verbannte alle Zweifel, und säumte Gegenwart und Zukunft mit den schönen Farben der Hoffnung und der Freude.

Unsre Herzen hatten sich gefunden — wir hatten uns gesagt, daß wir uns liebten; — da erst dachten wir an die Hindernisse, die sich wie starre Felsen unsrer Verbindung entgegen stellen würden.

Emiliens Vater, der als eifriger Patriot und geldstolzer Bürger, lieber sein Kind im Leichentuche, als an der Hand eines unbemittelten Offiziers aus der Mitte der ihm verhaßten Truppen gesehen haben würde, — die Kriegsgesetze, die mir unwiederruflich die Ehe versag-

*

ten, — die ganze Zukunft trat uns drohend entgegen; — doch wir gelobten uns Liebe und Treue bis zum Tode, und so nehme ich den Handschuh auf, den das Schicksal, wie zur Ausforderung, uns entgegen warf. Tadle mich nicht, Wilhelm, oder du hast nie geliebt. Die kalte Ueberlegung wird mich verdammen, mich, der als Mann nicht stark genug war, zurückzutreten, als es noch Zeit war, der die Rechte der Gastfreundschaft verletzte, der die Gesetze der Verhältnisse freventlich überschritt, und die finstern Mächte des Verhängnisses versuchte; — tadle mich nicht! — ich habe allen diesen Vorwürfen nichts entgegen zu stellen, als meine Liebe — und so lange diese schuldlos ist, verdammt mich mein Herz nicht.

Emiliens Vater hatte unser Verhältniß geahnet. Eines Tages kam er auf mein Zimmer, und fragte nach einer kurzen Einleitung: „sie lieben meine Tochter?“ — Längst schon war ich auf eine solche Frage gefaßt; aber die Art mit der er sie vortrug, brachte mich doch aus meiner Haltung. „Ich nehme ihr Schweigen für „Bejahung, fuhr er fort, und es ist jetzt meine „Pflicht als Vater, ihnen meine Meinung offen „zu sagen. Ich habe nichts gegen ihre Person, „der Umgang eines Monats hat mich sie achten „gelehrt; aber schon ehe ich sie kannte, habe ich „über die Hand meiner Tochter bestimmt. Emilie „kann nie die ihrige seyn. Sie werden die „Rechte des Vaters ehren und eine Verbindung „aufgeben, die den Frieden meines Hauses stö„ren und der Tochter das Herz des Vaters „rauben würde. Doch das werden sie nicht „wollen, und somit lassen sie uns als Freunde „scheiden.“ Er machte mir eine Verbeugung, überreichte mir ein Billet auf ein neues Quartier im andern Theile der Stadt, und entfernte sich, ehe ich zu Worte kam.

Nach einer Stunde verließ ich sein Haus. Emilie habe ich nicht wiedergesehn. Ich ehre die Rechte des Vaters; aber er muß Gründe haben, welche diese Rechte heiligen; er darf das Glück seines Kindes keiner eitlen Laune opfern. Wilhelm, ich sage es mit Stolz, Emilie würde mit mir glücklich seyn.

Sieh, da stehe ich auf dem entscheidendem Augenblicke meines Lebens. Der Kampf beginnt, o Wilhelm! wird die Liebe siegen? —

Lebe wohl.

(Der Schluß folgt.)

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Die übrigen 6 im vorigen Jahr hinzugekommnen Gemälde auf dem Saal des Athenäums sind folgende:

3. Ein Geflügelstück von Franz Snyders. Original, und obwohl nicht ausgeführt, doch von vorzüglichem Werth. (Aus der Walmodenschen Samml.)

4 und 5. Zwei allegorische Bilder von Liberi, weibliche Figuren darstellend. (Aus der Walmodenschen Samml.)

6. Ein sehr ausgeführtes Architekturstück von Van Bassen. (Aus der Walmodenschen Samml.)

7. Winterlandschaft mit Baschkiren zu Pferde vor einem Wirthshause, von Herrn Maler Gottfried Menken dem jüngern, in dessen 14tem Jahr gemalt.

8. Ein Dorfjahrmarkt von G. M., wahrscheinlich Gilles Mostaerd. Von großem Werth, mit einer zahllosen Menge von Figuren.

Wir enthalten uns hier für jetzt noch der weiteren Beschreibung dieser ausgezeichneten Bilder, um an die neulich angeführten beiden biblischen Stücke No. 1 und 2. erst alle übrigen Gemälde von biblischem Inhalt aus dieser schätzbaren Sammlung anzuknüpfen, und dann erst die übrigen historischen Bilder, Landschaften u. s. w. folgen zu lassen. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu leisten, wenn wir gegenwärtig nur die vorzüglichsten und prachtvollsten Bilder einer näheren Bezeichnung würdigen, und dann in der Folge noch zu einigen andren Sammlungen übergehen.

9. Joseph im Gefängniß, wie er die Träume deutet. (oder Joseph in Egypten.) Von Ferdinand Boll. Breite etwa 6 Fuß, Höhe 4 Fuß. — Bücher Mosis I, Kapitel 40, Vers 1 bis 23:

„Und es begab sich darnach, daß sich der Schenke des Königes in Egypten und der Bäcker, versündigten an ihrem Herrn, dem Könige in Egypten. — Und Pharao ward zornig über seine beiden Kämmerer, und ließ sie setzen in des Hofmeisters Haus, ins Gefängniß, da Joseph gefangen lag. — Und es träumete ihnen beiden, dem Schenken und dem Bäcker, in einer Nacht ein eigener Traum. — Da nun des Morgens Joseph, ihr Gefangenwärter, zu ihnen hinein kam und sahe, daß sie traurig waren, fragte er sie und sprach: Warum seyd ihr heute so traurig? Erzählt mirs. — Da erzählte der oberste Schenke seinen Traum Joseph und sprach zu ihm:"

„Mir hat geträumt, daß ein Weinstock vor mir wäre; der hatte 3 Reben, und er grünete, wuchs und blühete und seine Trauben wurden reif. Und ich hatte den Becher des Pharao in meiner Hand, und nahm die Beeren und zerdrückte sie in den Becher, und gab den Becher dem Pharao in die Hand. — Joseph sprach zu ihm: Dies ist seine Deutung. Drei Reben sind 3 Tage. Ueber 3 Tage wird Pharao dein Haupt erheben und dich wieder an dein Amt stellen, daß du ihm den Becher in die Hand gebest, nach der vorigen Weise, als du sein Schenke warest. Aber gedenke meiner, wenn dir's wohl gehet ꝛc. ꝛc. — Da der Oberbäcker sah, daß die Deutung gut war, sprach er zu Joseph: Mir hat auch geträumet, ich trüge 3 weiße Körbe auf meinem Haupte; und im obersten Korbe war allerlei gebackene Speise für den Pharao; und die Vögel aßen aus dem Korbe auf meinem Haupte. Joseph antwortete und sprach: das ist seine Deutung. Drei Körbe sind 3 Tage. Und nach 3 Tagen wird dir Pharao dein Haupt erheben und dich an den Galgen henken, und die Vögel werden dein Fleisch von dir fressen. — Und es geschah des 3ten Tages, da beging Pharao seinen Jahrstag, und er setzte den Obermundschenken wieder in sein Schenkamt ein, aber den Oberbäcker ließ er henken, wie ihnen Joseph gedeutet hatte." —"—

Man erkennt gleich auf den ersten Anblick dieses großen und imposanten Gemäldes, daß die in der Mitte stehende Figur der edle traumdeutende Joseph, die zur linken der Mundschenk, und die zur rechten sitzende mit dem nebenliegenden Brodkorbe der Oberbäcker sey. Joseph, der dem Zuschauer den Rücken zukehrt, hebt den rechten Arm in die Höhe und deutet damit dem Mundschenken, der verwunderungsvoll die Hände zusammenschlägt, die hohe Wichtigkeit der ihm bevorstehenden Zukunft an. Der Schenke ist ein gutmüthiger Alter; ganz anders der Bäcker, der seinen Kopf in die Hand stützt, sein fast spitzbübisches Gesicht drückt Mißtrauen und böses Gewissen aus; beide Kämmerer sind in Fesseln

und liegen auf Stroh. Joseph ist hier freilich ein niederländischer Joseph, aber doch immer höchst würdevoll; er ist nur mit einem schlechten, faltigen, grauen Mantel bekleidet, da er selbst ein Halbgefangener ist. Zur Rechten sieht man die Treppe mit einer eisernen Handhabe. (Der damalige Pharao von Egypten war entweder Chebron oder Amenophis I. Die Zeit etwa 1800 Jahr vor Christus.)

Das Merkwürdigste in diesem Bilde ist die Beleuchtung, am wenigsten ist auf das Kolorit gesehen. Die frappanten, breiten Lichter und die dadurch erreichte großartige Wirkung sind Zeugen von Rembrandts Schule, und darum könnte dies Bild auch gar wohl von Rembrandt selbst seyn. Mehreres spricht aber für dessen Schüler, Ferdinand Boll, aus Dortrecht, geboren 1610, gestorben 1681, im 71sten Jahr seines Alters, einem der ersten Repräsentanten der niederländ. Schule, dessen Porträt, von ihm selbst gemalt, ebenfalls in dieser Sammlung befindlich ist. Ein Zeichen oder Monogramm ist auf diesem Bilde nicht zu bemerken. Das Licht fällt von der linken Seite ein und bildet einige schöne Reflexe, in welchen, nächst Correggio, bekanntlich die Rembrandtsche Schule ausgezeichnet ist. Doch auch die Zeichnung ist nicht vernachlässigt, die Kontoure sind naturgemäß und wahr, und dadurch bekommt Joseph etwas Patriarchalisches und Biblisches, das beinahe an die alten Propheten erinnert. Der betrügliche Flitterstaat des Kolorits ist glücklich vermieden, schimmernde grüne oder purpurne Mäntel sucht man hier vergebens. Es giebt aber gewisse Dinge, von denen man oft nicht weiß, ob ihre Illusion in dem Verdienst des Kolorits oder der Zeichnung liegt. So ist hier z. B. die Kleidung des Oberschenken und besonders das Pelzwerk daran von äußerster Wahrheit. Hier müssen sich also wol Kolorit und Zeichnung auf halbem Wege entgegenkommen. Dies ungemein anziehende Bild befand sich früherhin in der ehemaligen Oelrichsschen Gemäldesammlung.

10. Hagar und Ismael in der Wüste mit dem tröstenden Engel. Von Adam Elzheimer oder Adam von Frankfurt (vielleicht auch von Uytembrook) 1. Buch Mose, Kap. 16, Vr. 6 bis 16:

„Abraham aber sprach zu Sarah: Siehe, deine Magd Hagar ist unter deiner Gewalt, thue mit ihr wie dir's gefällt. Da sie nun Sarah wollte demüthigen, entfloh Hagar von ihr. — Aber der Engel des Herrn fand sie bei einem Wasserbrunnen in der Wüsten am Wege nach Sur, und sprach zu ihr: Hagar, wo kommst du her und wo willst du hin? Kehre um wieder zu deiner Frauen und demüthige dich unter ihre Hand. Ich will deine Nachkommen also mehren, daß sie vor großer Menge nicht mehr sollen gezählt werden. Siehe, du wirst einen Sohn gebären, deß Name sollt du Ismael heißen, darum daß der Herr dein Elend erhöret hat. Er wird ein wilder Mensch seyn und wird gegen allen seinen Brüdern wohnen. — Und sie nannte den Namen des Herrn, der mit ihr redete: Du Gott siehest mich. Und sie sprach: Gewißlich, hier hab' ich gesehen den, der mich hernach angesehen hat. — Darum hieß sie den Brunnen einen Brunnen des Lebendigen, der mich angesehen hat: welcher Brunnen ist zwischen Kades und Bared. — Und Hagar gebar Abraham einen Sohn, und Abraham hieß den Sohn: Ismael. Und Abraham war 86 Jahr alt, da ihm Hagar den Ismael gebar." —

Die weibliche Figur im rothen Gewande zur Linken ist Hagar, mit schöner Andacht und Ergebenheit die Augen aufschlagend und nach dem

schönen Engel blickend, der etwas höher gegenüber zur Rechten auf einer leichten Wolke sitzt mit aufgehobenem Finger warnend und tröstend zu Hagar spricht, in ein weißes Gewand voll schöner Falten gekleidet, mit einem Brusttuch kreuzweise über geschlagen und zugleich mit dem Kleide der höchsten Unschuld und Verklärung angethan. Unter ihm rechts erblickt man den neugebornen Ismael, sanft auf die Erde gelegt, im Vordergrunde eine Flasche oder vielmehr einen ledernen Schlauch, welcher auf den Brunnen deutet. —

Die Malerei ist, wie man bald sieht, deutsch: Zeichnung und Kolorit ernst und ehrwürdig, das Kostüm altväterisch und ganz dem italiän. Styl entgegengesetzt. Die Beleuchtung geht von dem Lichtglanz des Engels aus und ist, wenn man sie mit der des vorigen Bildes vergleicht, keineswegs rembrandisch, obgleich Elzheimer sonst durch seine starken, grellen Lichter und Schatten berühmt ist. (z. B. seine Ceres und Askalaphus, von Gout gestochen) Er lebte von 1574 — 1620, und ist aus Frankfurt a. M. gebürtig; Moses van Uytenbrook aber aus dem Haag und blühte um 1630. Ein Zeichen findet sich nicht auf dem Bilde; seine Höhe ist etwa 3, Breite 2 Fuß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beitrag zu einer neuen Sammlung von Musterbriefen.

Der Staatssecretär Philipp II. von Spanien, Anton Perez, ein Mann, der nothwendig den Ton des Hofes zu seiner Zeit (Ende des 16ten Jahrhunderts) gewiß ganz inne haben mußte, schrieb an eine englische Dame, der er Handschuh von Hundeleder zu schicken versprochen, folgenden Brief:

„Es kränkt mich sehr, daß ich nicht gleich „damit dienen kann; ich habe daher einstweilen „ein Stück von meiner eigenen Haut und zwar „von dem zartesten Theile meines Leibes abgenommen. — So viel vermag die Liebe und „das Verlangen zu dienen, daß man seiner Dame zu gefallen, sich die Haut abzieht und „Handschuhe aus sich macht. — Die Handschuhe „sind von einem Hunde, ob sie gleich von mir „sind. Ich halte mich für einen Hund, und Sie „Madame, müssen mich, in Rücksicht auf Treue „und Dienstbeflissenheit gegen Sie, dafür halten. „Ich bin

Ew. Gnaden geschundener Hund"

„Anton Perez."

*Anfrage.

Welche Sorte Erde, ist unentgeldliche Erde? die zufolge 2. Beilage des Wochenblatts vom 19. d. am neuen Torfcanal abgeholt werden kann. —

* Lied eines Bremers von der Freiheit; bei Gelegenheit einer Rathswahl.

Wer ist der Freiheit Schild?
Der Mann voll hohem Gottvertrauen,
Der mag auf Gottes Rathschluß bauen,
Wer gut ist, ernst und mild,
Der ist der Freiheit Schild.
Wer Christi Demuth inne hat
Der ist der Mann für unsre Stadt.

Wer ist der Freiheit Schutz?
Der Mann mit einem sanften Herzen,
Der fühlt bedrängter Bürger Schmerzen,
Der liebreich ist und ohne Trutz,
Der ist der Freiheit Schutz.
Wer ganz ein reines Herze hat
Der ist der Mann für unsre Stadt.

Wer ist der Freiheit Thurm?
Der nur die innre Stimme höret,
Und den nicht Freund noch Feind bethöret,
Der hält den Schicksalssturm,
Der ist der Freiheit Thurm.
Wer einen festen Willen hat,
Der ist der Mann für unsre Stadt.

Wo, Freiheit! dein Panier?
Wer sich will über Andre lieben,
Der kann nicht für die Freiheit leben
Gleichheit ist ihr Panier,
Gleichheit der Freiheit Zier.
Wer sein bescheidnes Gütchen hat,
Der ist der Mann für unsre Stadt.

Wer kennt der Freiheit Wehr?
Wer Wissenschaft getreulich übet,
Und Weisheit um ihr selber liebet,
Der naht sich rechter Ehr' —
Der kennt der Freiheit Wehr.
Der Wissende ist für den Rath,
Und ist der Mann für freien Staat.

Nenn' auch der Freiheit Burg! —
Das ist der Bürger Einighalten
Um eignen Sinn nichts zu zerspalten,
Nur Einigkeit dringt durch,
Sie ist der Freiheit Burg,
Wenn Hand in Hand die Bürger stehn,
Wird freier Staat nicht untergehn.

Der Freiheit Talisman?
Sey grad und wahr und immer offen,
Im Finstern wohnt ein trüglich Hoffen,
Schau selbst den Feind aufrichtig an:
Das ist der Freiheit Talisman.
Für uns der grade Mann nur ist,
Uns hilft nicht Schlauheit und nicht List.

Und Freiheit, dein Altar?
Hier, an der Elbe, und am Maine,
Wo Lübeck in ehrwürd'gem Scheine
Hoch hält den Doppelaar
Da, da ist ihr Altar.
O möcht' er für ganz Deutschland seyn,
Vom Donaustrom bis an den Rhein.

Und was der Freiheit Kron'?
Das ist ein grüner Kranz von Eichen,
Der ist ihr großes, stilles Zeichen,
Der ist ihr schönster Lohn,
Der Erde schönste Kron'.
Und wer nicht diese Krone ehrt,
Dem ist im Himmel nichts bescheert.

Der Freiheit Hochgewalt?
Nicht Knechte sind's — es ist die Sitte,
Die herrscht in freier Bürger Mitte,
Sie straft gerecht und bald
Mit wahrer Allgewalt;
Denn jedes Bürgers Auge straft
Den, der der Sitte sich entrafft.

Wer ist der Freiheit Hort?
Das ist Gott selbst mit seinen Schaaren,
Der wird die Freiheit wohl bewahren,
Sie ist für hier und dort,
Darum ist Gott ihr Hort.
Er sendet seine Diener aus,
Zu baun der Freiheit ewig Haus.

---

* Zweisylbige Charade.

Die Segel auf, die Anker aus den Gründen!
Lebt wohl, lebt wohl! des Ostes Winde wehn,
Bald werdet ihr die Erste schnell entschwinden
In grauer Ferne untertauchen sehn.

Im Zweiten seh't ihr oft des Gartens Spenden,
Des Baumes Frucht und Florens bunten Strauß;
Doch wird es euch aus der Erwählten Händen,
So sagt es nicht! — das Lachen bleibt nicht aus.

Der Seemann blickt voll Hoffnung nach dem Ganzen:
Land! ruft's aus ihm, Land! stammelt jeder Mund.
Das Ufer naht, die grünen Wellen tanzen.
Die Segel bei! die Anker in den Grund!

A. Daeves.

Auflösung der Parabel in N. 31.

Die Milchstraße.

Nro. 33.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 25. April 1819.

* Der Greis an seine Enkel.

Viel' Geschichten hab' ich euch erzählet
Aus den Tagen längst entschwundner Zeit;
Doch bis jetzt die eine noch verhehlet,
Wohl die letzte, — die ich euch geweih't.
Eine lange, mühevolle Reise
Durch ein buntverschlungnes Labyrinth;
Hört sie an von einem alten Greise,
Dessen Tage bald zu Ende sind:

Einst, — ich weiß die Zeit kaum mehr zu sagen,
Viele Jahre sind seitdem verrauscht,
Ward ich aus der Heimath weggetragen,
Unbewußt an fremdes Land vertauscht.
Und ich ward mit Jubelton empfangen,
Weich gebettet an der Liebe Brust.
Hoher Friede färbte meine Wangen
Und ich kannte weder Schmerz noch Lust.

Treue Sorgen wachten für mein Leben,
Mutterliebe reichte mir die Hand,
Weise Führer wurden mir gegeben;
Alles war mir fremd und unbekannt.
Töne hört' ich, alles das zu nennen,
Was so lieb und freundlich mich umgab,
Meinen Schöpfer lernt' ich betend kennen,
Und die Theuren denen er mich gab.

Herrlich war das Land mit seinen Lenzen,
Rosen blühten rings um auf der Flur,
Schöne Blumen flocht ich mir zu Kränzen,
Und die Freude folgte meiner Spur.
Alle Wünsche, die mein Sehnen hegte,
Waren leicht und unversagt erfüllt;
Wenn ich mich zum Schlummern niederlegte,
Folgte mir im Traum des Tages Bild.

Schöne Kindheit! — deine Blumenpfade,
Trugen nur des Lebens reines Glück;
Von des Grabes friedlichem Gestade,
Kehrt der Blick noch oft zu dir zurück.
Von der Wiege eilt das rasche Leben
Bis zum Sarge unaufhaltsam hin,
Und der Tugend unermüdet Streben,
Erndtet dort erst sicheren Gewinn.

Froh verließ ich deine stille Gränze,
Und betrat der Jugend wilde Bahn;
Statt der immergrünen Blumenkränze,
Sah ich starre Dornenkronen nah'n;
Seltsam fremde, luftige Gestalten,
Stellten sich dem blöden Blicke dar,
Und ich fühlte bald mein Herz erkalten,
Denn die Klugheit warnte vor Gefahr.

Doch ein Wesen, mild wie Frühlingswehen,
— Aus der Kindheit war es mir bekannt —
Sah ich dort am Scheidewege stehen:
Willig reicht' es mir die sanfte Hand.
Tugend hieß es — auf des Lebens Reise
War es stets mit treuer Hülfe nah';
Wollt' ich straucheln auf des Zweifels Eise,
Stand es warnend, vor dem Falle, da.

Und noch eines von den Luftgebilden
Schloß sich treu und liebend an mich an,
Führte mich zu blühenden Gefilden,
Wenn der Schmerz sich um mein Leben spann.
Grün Gewand umfloß die zarten Glieder:
Hoffnung hieß die liebliche Gestalt;
Selbst des Kummers Schauer sanken nieder
Vor der Holden himmlischer Gewalt.

Ihr zur Seite stand im Flügelkleide,
Eingehüllt in sanfter Unschuld Glanz,
Schön erblüht ein Kind, — es hieß die Freude,
Seine Stirn umfloß ein Blumenkranz.
Reichte mir der Blüthen schönste Fülle,
Frühlingslüfte weh'ten seinem Nah'n;
Aber ach! ein höh'rer, weiser Wille
Nahm es oft von meiner Pilgerbahn.

Ernst und freundlich, stark und doch voll Milde,
Wie ich früher Keines noch gesehn,
Sah ich jetzt der lieblichen Gebilde
Eines, prüfend mir zur Seite gehn.
Seinen Namen wußt' ich nicht zu nennen,
Bis es treu und dauernd mich erfand;
Da lernt' ich den schönen Namen kennen,
Als die Freundschaft gab es mir die Hand.

Und ein Meer lag vor mir ausgebreitet,
Blumeninseln tauchten aus ihm auf;
Alles war so wunderschön bereitet,
Jene Wesen lenkten meinen Lauf.
Freundschaft theilte schnell die lichten Wellen,
Mit des Ruders ewiggleichem Schlag;
Freude hieß die bunten Segel schwellen,
Hoffnung trug den festen Anker nach.

Da erschien ein Eiland meinen Blicken,
Fremde Früchte trug sein dunkler Rand;
Rastlos trieb mich's, mir davon zu pflücken
Und schon streckt ich glühend meine Hand.

Durch die Wellen, wie vor Sturmesschauer,
Drang das Schiffchen in die falsche Bucht;
Doch die Tugend trat in stiller Trauer
Warnend, wie zum Scheiden, vor die Frucht!

„Brich sie nicht, es wird dich schrecklich fassen,
„Tausend Arme schlingend um dich zieh'n;
„Hülflos muß ich dich der Grausen lassen,
„Deren Gifte in der Goldfrucht glüh'n.
„Wollust lauert in den Giftbaumhainen,
„Lockt den Jüngling mit Syrenensang;
„Aus den Früchten, die so purpurn scheinen,
„Kelterk sie den gift'gen Todestrank.

„Manche Jungfrau, in der Schönheit Prangen,
„Widerstand der süßen Lockung nicht;
„Manchen Jüngling sah ich nach ihr langen:
„Meine Warnung hielt die Armen nicht.
„Sieh dich um! die bleichen Grabgestalten,
„Traten blühend einst, wie du ans Land;
„Meine Warnung konnte sie nicht halten
„Und — Verderben brach sich ihre Hand!

Laß uns fliehen! rief ich jetzt mit Zagen,
Und das Eiland ward zur Wüstenei;
Luft und Wellen schienen mir zu sagen:
Bleibe, Jüngling, stets der Tugend treu!
Du bist frei, nicht fest kann sie dich halten;
Doch verachte ihre Warnung nicht,
Wenn aus tausend lockenden Gestalten,
Heuchlerisch das Laster zu dir spricht.

Immer weiter durch die lichten Wogen
Bahnte sich der Nachen seinen Lauf.
Da erschien, nicht fern, ein bunter Bogen,
Und ein Blumenufer tauchte auf.
Morgenröthe lag auf seinen Fluren,
Zephyrlüfte spielten im Gesträuch:
Eines ew'gen Lenzes schöne Spuren,
Wichen nie aus diesem Zauberreich.

Hoher Purpur färbte meine Wange,
Als ich nun das Blumenland betrat,
Und das Herz schlug mir so süß, so bange,
Hegte Hoffnung — bebte vor Verrath. —
Wie es hieß? — das Land in Himmelsschöne,
Liebe flüstert's, — klang's im Herzen nach;
Wie der Harfe milde Zaubertöne
Rief es schlummernde Gefühle wach.

Besser ward ich! — von der Erde Mängeln,
Reinigte mich meines Werths Gefühl;
Heiliger, denn eine Schaar von Engeln
Schwebte um mich, in der Unschuld Spiel.
Warnte mich vor jenem falschen Pfade,
Wo das Laster seine Becher beut,
Wo der Liebe blühende Gestade
Uebergehn zum Reich der Sinnlichkeit.

Schöne Zeit! — mir hast du ausgeblühet,
Deine Myrthe blieb zum Todtenkranz;
Doch was hier im Herbststurm welkt, erglühet
Jenseits, in der ew'gen Jugend Glanz.
Irdisches muß auf der Erde bleiben,
Körper nur sind der Verwesung Raub,
Doch des Himmels Blütenstauden treiben
Zu der Heimath, durch der Hülle Staub.

Und ein Wesen winkte aus der Ferne,
Seine Schläfe schmückte Lorbeerreiß;
Um sein Haupt zog sich der Flammensterne
Diamant erfüllter Zauberkreiß.
Mächtig zog mich's zu dem hohen Bilde,
Eh mein Blick das Gräßliche erschaut';
Angefüllt mit Leichen das Gefilde,
Und mit Thränen war die Flur bethaut.

Jenes Bild — der Ruhm auf eh'rnem Throne,
Sah so ernst auf die Verwüstung hin,
Und mir schien die schwere Flammenkrone,
Für die Opfer, kärglicher Gewinn.
Abwärts trieb mich's in die blaue Weite,
Unter Wesen, die mit mir verwandt;
Festen Muthes blickt' ich dreist zur Seite,
Wo noch manches bunte Luftbild stand.

Leichtsinn war's, im grellen Fastnachtskleide,
Habsucht mit verblichenem Gewand',
Treu gepaart mit leichenfarb'nem Neide,
Und der Stolz, geschmückt mit eitlem Tand.
All' die buntgeschmückten Lockgestalten,
Wichen vor der Tugend Blick zurück,
Und es zog mit himmlischen Gewalten
In die Ferne meinen heißen Blick,

Wo ein Wesen im Verklärungsscheine,
— Um die Stirn ein flammend Sternenband,
In des Aethers niegetrübter Reine,
Segnend auf dem Sonnenhügel stand.

Sanfter Frieden lag in seine Zügen,
Ehrfurcht heischte seine Majestät;
Stiller Andacht fromme Laute stiegen
Zu ihm auf, in glühendem Gebet.

Soll ich euch das hehre Wesen deuten
Und den lichterfüllten Sonnenthron? —
Wie die leisen Silbertöne gleiten
Flüstert's sanft und mild: Religion.
Weihevoll und stark sind ihre Worte,
Ihre Schläfe schmückt ein Palmenkranz,
Selbst des Grabes nachtumhüllte Pforte
Oeffnet sich vor ihres Auges Glanz.

Und auch mir hat sie den Kranz gereihet,
Und auch mir des Grabes Nacht erhellt;
Hat zu neuem Leben mich geweihet,
Wenn der Reise schwere Hülle fällt.
Meine Schmerzen hat sie sanft gestillet,
Meine Leiden hab' ich ihr geklagt,
Mit der Hoffnung hat sie mich erfüllet:
Daß es Jenseits rosig wieder tagt.

A. Daeves.

---

* Die Opfer der Verhältnisse.

(Schluß.)

Derselbe.

Paris.

Der Kampf hat begonnen. Thränen sind in ihm geflossen. Blut heischte seine Wuth.

Es ist wohl lange, Wilhelm, daß ich dir nicht schrieb: ich wollte einen ruhigen Augenblick abwarten, dir alles zu sagen, was seit meiner Trennung von dem Bschen Hause sich ereignete; doch vergebens hoffte ich auf einen solchen Augenblick, und am wenigsten eignet sich der jetzige dazu.

Ich habe meine Liebe mit dem Blute eines Verläumders besiegelt, und ein enges Gefängniß ist mein Minnesold.

Merk auf! ich will so viel wie möglich meine Gedanken sammeln, um dir eine treue Schilderung des Vorgefallenen zu geben:

Mehrere Tage waren in meiner neuen Wohnung einsam und gehaltlos verflossen, ohne daß ich das Mindeste von Emilien gehört hatte. An ihrer Liebe zweifeln konnte ich nicht; aber meine Ehre erlaubte mir nicht, mich der Gegend zu nahen, wo sie wohnte. Desto öfterer ging ich nach dem Garten, wo unsre Bekanntschaft erblühte. Vergebens war meine Hoffnung sie hier zu treffen; — schon wollte ich eines Tages umkehren, mit dem Entschluße nicht wieder herzugehn, als ich in dem Hölzchen, das sich an den Garten lehnt, etwas Weißes schimmern sah. Behutsam ging ich näher, und, denke dir meine frohe Ueberraschung, Emilie ging allein, trauernd durch die dunklen Laubgänge. Ich überlegte nicht lange, schwang mich über die Hecke, und lag in wenigen Minuten an ihrem Herzen. Sie sagte mir nichts, ich sah sie weinen, dann schloß sie heftig die Arme um mich, und rief: Ferdinand, ich bin dein! — treu bis zum Tode!

Da war mein Schicksal entschieden, sie selbst, die theure, geliebte Jungfrau hatte es entschieden, und ich schwur ihr mit fester Stimme den Eid einer ewigen, unwandelbaren Liebe. Wir trennten uns. Der Augenblick war der wichtigste meines Lebens; aber verlange nicht, daß ich ihn dir beschreiben soll, er ist mir heilig. — Worte sollen ihn nicht entweihen.

An demselben Abend kam der König nach Magdeburg. Er wollte eine Reise durch seine Staaten machen, und von da nach Paris. Ich erhielt den Befehl ihn zu begleiten. Mir war es lieb. — Gern trennte ich mich von einem Orte, wo ich das Liebste zurückließ, was die Erde für mich hatte, das Liebste und das Unerreichbarste zugleich. Man trug sich mit der Nachricht, daß wir nach Spanien sollten, und ich sehnte mich fort, hinaus in das feindliche Gewühl des Lebens, um den Kampf zu beginnen, der meinem Herzen Ruhe geben sollte, sey es nun durch Erreichung meines Ziels, oder durch einen ehrenvollen Tod.

Ich fand Gelegenheit Emilien von meiner Abreise zu unterrichten. Am andern Morgen brachen wir auf. Ich zog mit einer Abtheilung meiner Reiter vor dem Wagen des Königs her, — eine dunkle Ahnung drang in mein Herz, als ich in der Ferne das Bsche Haus gewahrte. Da riefen die Trompeten ihren Scheidegruß. Emilie stand am Fenster, blaß, die Hand aufs Herz gedrückt. — Ich streckte meinen Arm aus, wie zum Schwure. — Sie hatte mich verstanden.

Wir kamen hier an, die Pracht der Kaiserstadt, das Geräusch der Siegesfeste, das übermüthige Betragen der Franzosen, alles stellte sich mir befeindet entgegen, und in meiner Brust flammte das Feuer des Hasses, und der Unmuth gekränkter Vaterlandsliebe.

Zwei Monate war ich in Paris, ohne mich um wenig mehr zu bekümmern, als mein Dienst von mir heischte. Da trat ich eines Abends in ein Caffeehaus in der Vorstadt Saint-Germain. Das Zimmer war mit französischen Offizieren angefüllt, unter denen einer sich mir durch sein vorlautes Wesen, auf eine widrige Art bemerkbar machte. Er war kürzlich aus Deutschland zurückgekommen, und bedauerte nichts mehr, als die Trennung von den freundlichen Frauen. Das war die Einleitung zu einer Erzählung aller seiner in Deutschland errungenen Siege über die Herzen der jolies femmes. „So, fuhr er fort, spann „ich noch kurz vor meiner Abreise in Magdeburg „eine interessante Bekanntschaft an, die mich auf „einige Zeit hätte fesseln können, wenn mich der „Ruf des Kaisers nicht gefordert hätte; — „und „wer war die?" unterbrach ihn ein anderer, der ebenfalls einige Zeit daselbst gewesen war, — da berührte der Name des Engels, der keusche Name

Emiliens die Lippen jenes Teufels. „Schurke du lügst!“ trat ich auf ihn zu und mein gutes Schwerdt flammte in meiner Faust. Die Umstehenden traten zwischen uns. Zitternd, wie das böse Gewissen, stand der Verläumder in der Ferne, ich konnte nicht an ihn; aber noch einmal rief ich in der schrecklichsten Wuth: „elender Schurke! zieh'. Man wollte die Sache ausgleichen als einen Scherz.

Scherz? — den Namen eines edlen deutschen Mädchens brandmarken, als einen Scherz? — Ha, Wilhelm!

Es kam zur Ausforderung; am andern Morgen fand ich meinen Gegner im bois de Boulogne. Konnte mir der Sieg entgehen, Wilhelm? der Racheengel meines geschmähten Volks, die Nemesis gekränkter Unschuld führte meinen Stahl.

Der Elende sank unter meinen Streichen; ich zuckte das Schwerdt auf seine Brust und verlangte in Gegenwart seiner Begleiter, die nichts sagend umherstanden, das Geständniß seiner Lüge, und, Dank sey es der Vorsicht! der Franke widerrief.

So hat der Kampf begonnen mit den finstern Mächten, meine Liebe ist durch Blut geweiht. Ich habe Arrest. Mein Gegner ist tödtlich verwundet. Der König wird mich nicht zurücklassen, wenn er von hier aufbricht. —

O! ginge es doch bald in den Kampf!

Lebe wohl.

Derselbe.

Cassel.

Anders ist es gekommen, als ich dachte. Ich habe ein gefährliches Spiel begonnen — die Loose zittern — die finstern Mächte lachen Hohn: ich habe das Spiel gewonnen, und sie, — sie haben es nicht verloren. Ich stehe in einer gräßlichen Nacht. Blitze zucken um mich her, der Boden bebt unter meinen Füßen; der freundliche Stern, der so lachend auf mich herabschien, lodert noch einmal verlöschend auf; neben mir öffnet sich die Erde zu einem weitem Grabe; der Stern sinkt hinab und ich — mit ihm.

O, daß ich das Schicksal versuchte im ungleichen Kampfe, daß ich nicht zurücktrat, als es noch Zeit war! Jetzt ist es zu spät, jetzt will ich enden, wie ein Mann endet! Ich will den Weg betreten, den sie mir vorschrieb. Sie! — o mußte denn auch sie ein Opfer seyn? — Es ist zu spät! — ich hasche alle Möglichkeiten, ich versuche das Unmögliche, um einen Ausweg zu finden, der mich aus diesem Labyrinthe führt, und nur einer stellt sich mir dar. Er ist finster, Abscheu ruht an seiner Schwelle, Abscheu, Tadel der Menschheit; — aber auch Mitleid weint an ihm eine lindernde, theilnehmende Thräne und der Strahl einer milden Morgenröthe heitert seine Schatten. Weit führt der Pfad in ein neues freies Land, wo die Verhältnisse nicht mehr walten, wo das Herz nicht mehr schmerzt unter getäuschten Hoffnungen, unter der Geissel des Schicksals.

So höre denn, und weine mir eine Thräne!

Der König reiste nach Cassel zurück, ich ward meiner Haft entledigt. Wir kehrten in die Residenz zurück. Emilie erhielt durch einen Vertrauten einen Brief von mir, worin ich sie mit dem Vorgefallnen bekannt machte. Mehrere Tage hatte ich schon auf Antwort gehofft, da klopfte es leise an meiner Thür, ich öffne, und ein schöner Jüngling tritt herein. Sie war es, Wilhelm; weinend sank sie an meine Brust: „nun bin ich dein, Ferdinand, nun trennt uns kein Verläumder mehr!“ so rief sie. Da stand die trübe Zukunft vor mir, und ich konnte mich nicht freuen; aber ich schloß sie an mein Herz, und war gefaßt. Sie erzählte

mir nun, wie sie einem andern hatte ihre Hand geben sollen, welchen Eindruck mein Brief auf sie gemacht, wie sie sich über alles hinweggesetzt hatte und zu mir geeilt wäre, um stets an meiner Seite zu seyn. Leichter hatte sie sich alles gedacht, leicht dachte sie sich jetzt noch das Schreckliche, das ich ihr nur mit den hellsten Farben beschrieb. Sie glaubte in ihrer Verkleidung unerkannt, als mein Bruder, in meiner Nähe leben zu können. Mich selbst faßte der Gedanke mit unendlicher Lust; aber nur auf einen Augenblick; dann trat die Entscheidung im Todtenkleide vor mich hin.

Wir richteten uns ein, sie war mir heilig geworden, heiliger als eine Schwester. Vierzehn Tage lebt sie nun in meiner Nähe, und diese Tage überwiegen das längste Leben. Doch der Verrath hat mein Paradies gestört; wie es enden wird, das fühle ich, das fühlt Emilie nur zu gut.

Gestern las sie mir vor: Züge aus dem Leben großer Menschen. Der Muth der edlen Römerin, die ihrem Gatten das erhabne Vorbild gab, der Schande durch einen freiwilligen Tod zu entgehen, die sich den Dolch ins Herz stieß, und ihn noch rauchend dem zitternden Manne gab, mit den letzten Worten: „Pätus, es schmerzt nicht" rührte sie zu Thränen. Sie konnte nicht weiter lesen; — ein großer Gedanke fuhr durch ihre Seele.

„Ferdinand, sagte sie, sollte die Liebe nicht „vermögen, was die Furcht vor der Schande voll„brachte. Das Bild der Römerin schimmert leuch„tend durch den Schleier der Vorwelt. Jeder „staunt es an. Warum sollte die Mitwelt unge„rechter gegen die Opfer der Liebe seyn?

Hier trat ein Adjudant ein, er brachte mir Arrest und einen Befehl vom König, Emilien sofort aus der Residenz zu schaffen.

So war es denn entschieden. Lächelnd hörte Emilie die Worte des Adjudanten, der sich der Thränen nicht erwehren konnte, lächelnd nahm sie den Befehl aus meiner Hand und las ihn. Sie sah mich an, — wir hatten uns verstanden.

Hast auch du mich verstanden, Wilhelm? — Lebe wohl! habe Dank für deine Freundschaft. Emiliens-Ruhe hieß der Sitz unter der Eiche in deinem schönen Thale; Ferdinands und Emiliens Ruhe wird bald ein zweiter Platz heißen.

Lebe wohl.

Sie hatten sich verstanden, die Unglücklichen; nachdem Ferdinand mehrere Briefe geschrieben, und auch Emilie in rührenden, kindlichen Zeilen, ihren Vater um Verzeihung gebeten hatte, wegen des Kummers, den sie auf sein Haupt häufte, gingen sie gegen Abend in das Tannenhölzchen unter Napoleons-Höh'. Sie hielten sich umarmt, und richteten das tödtliche Geschoß einer auf des andern Brust. Sey es nun daß Emilie nur allein das Opfer seyn wollte, oder verlor ihre Hand die Festigkeit: Ferdinands Kugel traf nur zu gut ihr Herz, die ihrige streifte seinen Arm. Er blieb aufrecht, das sterbende Mädchen sank lautlos nieder. Auf die Schüsse eilten mehrere Gartenarbeiter herbei, sie fanden die Unglückliche in ihrem Blute. Ferdinand hatte das Schwerdt in seine Brust gestoßen. Ein herbeigeholter Wundarzt fand Emilien erkaltet, die Hand auf das treue Herz gedrückt, selbst im Tode noch lächelnd.

Ferdinands Wunde war nicht tödtlich. Er genas; aber sein Verstand war zerrüttet. Emilie wurde auf der Stelle begraben, wo ihr Auge im Tode brach. Landmädchen bepflanzten ihre Gruft mit Rosen.

Größere Ereignisse machten den Vorfall vergessen, das Andenken der Unglücklichen erlosch. Die Morgenröthe der Freiheit beleuchtete die Gräber der in jener Schreckenszeit gefallenen Opfer; mit frohen Hoffnungen füllte sich das Herz der Deutschen. Der geliebte Landesvater zog ein, in

die Mitte seiner treuen Kinder. Eine rüstige muthentbrannte Jugend stellte sich seinem Rufe.

Und als nun die Schlachten, die Frankreich erzittern machten, geschlagen waren, als die deutschen Paniere von den Zinnen des Montmartre wehten, da kehrten wir zurück, in das schöne vaterländische Fuldathal. Mit Eichenzweigen bekränzt zogen wir bei Wilhelmshöh herab, und die Löwen am Portal huldigten den alten Namen, ihre Nacken schienen sich stolz zu heben. Das Schwerdt rastete in der Scheide, der eherne Mund des Geschützes öffnete sich nur der Freude, der Oelzweig schmiegte sich sanft an den Lorbeerkranz. Die Wangen hochherziger Mädchen erglühten, sie warfen Blumen auf die jugendlichen Krieger.

Das Corps der Freiwilligen wurde aufgelößt. Da gingen wir am Abend vor der Trennung, Alle, um die das Band der Freundschaft sich im Angesicht des Todes wand — es war im Juni des Jahres 1814, — zu dem Tannenhölzchen unter Wilhelmshöh. Ueber dem Grabe Emilens reichten wir uns die Hand zum Schwure, für Vaterland, Freundschaft und Treue, und jeder brach sich eine Rose zum Andenken an den heiligen Augenblick.

A. Daeves.

---

* Bitte an Herrn F.

Sie sagen in ihrer „Replik über öffentliche Gebäude" so wie solche (die Frage) jetzt lautet, scheint derselbe, (der Einsender der Frage) viel Ignoranz zu verrathen, da er nicht einmal weiß, daß die Verfertigung der Risse sowohl, als die Aufführung des Gebäudes des Palatiums selbst, durch Hinzuziehung der Kunstverständigsten geschieht und geschehen ist, wie auch, daß die Zusammensetzung der Steine noch nie zur Symmetrie eines Gebäudes gehört habe, sondern daß diese Zusammensetzung soviel als möglich unsichtbar gemacht werden müße(?) — indem Sie sich nur dadurch erklären können, wie eine Arbeit, welche dem ganzen Bau die schönste Zierde und das beste Ansehen geben soll, so zerbrochen und ramponirt aufgestellt werden durfte u. s. w. —

Haben Sie nun auch die Güte uns zu sagen, wie wir Ihr Gesagtes verstehen sollen? und warum die Grauwerksteine so zerbrochen und ramponirt, wie sie nach Ihrer Ansicht sind, aufgestellt werden durften?

Sie erklären es zwar dadurch, daß die Aufführung des Gebäudes durch Hinzuziehung der Kunstverständigsten geschehe; allein wir können nicht glauben, daß Sie dies im Ernste so meinen werden.*) G.

---

* Freundliche Anzeige:

das Grüßen auf öffentlichen Strassen und Spaziergängen betreffend.

Eine bedeutende Anzahl Bürger hat unter sich die Vereinbarung getroffen: nicht mehr wie bisher durch Abnehmen des Hut's, sondern auf sonstige beliebige Art zu grüßen, und sich dadurch gegenseitig die nämliche Achtung zu erweisen, die man sich

---

*) Wir fügen hier nochmals den Wunsch bei: daß es den Herren Baumeistern des Palatiums doch gefallen möge, den so oft ausgesprochenen öffentlichen Tadel des Publikums bei Aufführung dieses öffentlichen Gebäudes, doch eben so öffentlich durch eine öffentliche Aufstellung ihrer Gründe für diese Bauart zu widerlegen, und werden solche gern in diesen Blättern aufnehmen. D. Red.

bisher durch Abnehmen des Huts zu bezeigen pflegte.

Einiger Schwachen wegen, die in den Wahn stehen möchten, ihnen wiederfahre nicht Ehre genug, wenn ihnen der Grüßende nicht das entblößte Haupt zeige, finden sie für nöthig, diese ihre Vereinbarung hiemit zur öffentlichen Kunde zu bringen.

---

* Anfrage.

Sind die Bauversuche am Schauer der Schüttingskeller zur Belehrung, zur Ersparung der Kosten, oder zu welchen sonstigen Zwecken unternommen worden?

Wenn ein Schuster die bei ihm bestellten Schuhe schlecht macht, so muß er solche auf seine Kosten zurücknehmen und andere verfertigen. — Hat es mit einem Baumeister, in Hinsicht der Gebäude, dieselbe Bewandniß, oder muß der Besteller, oder sogenannte Bauherr dasselbe behalten, es möge gut oder schlecht seyn?.

Wenn dieses ist, woher entstand oder entsteht der Vorzug, den dadurch ein Baumeister vor den übrigen Professionisten voraus hat.?

---

* Das neue Trauerspiel:

Lorenzo und Cäcilie, betreffend.

Vor einiger Zeit machten bekannte gelehrte Dramaturgen die Theaterdirectionen aufmerksam auf die Werke eines ganz neuen dramaturgischen Dichters des Doctors E. Raupach, von denen sie rühmten: daß Schillers Geist über sie gewaltet habe, und daß diese neue Dichtung mit welcher sich noch keine deutsche Bühne geziert habe, oft an jenen großen Dichter zum Verwechseln mit Ihm erinnere. „Wir zweifeln nicht, setzten „sie hinzu, daß Raupachs herrliches Gedicht „Lorenzo und Cäcilie, eine herrliche aber „düstere Felsengegend, ein Gemählde, in welchem „die Wuth sinnlicher Leidenschaft mit der Glorie „himmlischer Liebe im schneidensten Contraste „erscheint, von der Hand eines kunstsinnigen, „mit den Erfordernissen der Bühne bekannten „Mannes bearbeitet (da es als Gedicht zu lang „zur Aufführung seyn würde) wenigstens in dem „kunstreichen Berlin als Trauerspiel werde auf„geführt und der hohe Rang anerkannt werden, „welcher Herrn Doctor Raupach unter den dra„matischen Dichtern gebühret. Sicher wird die„ses Trauerspiel auch auf der Bühne alle Herzen „erschüttern, so wie es im Lesen unwiderstehlich „fortreißt."

Da nun unser Mitbürger Hr. Hofrath Dr. Schütte diese Bearbeitung gelöset, und Lorenzo und Cäcilie in diesen Tagen zu dem Vortheil des Bearbeiters, als jährliches Honorar für dessen Arbeiten bei der hiesigen Bühne, nach Uebereinkunft mit dem Unternehmer Herrn Schauspieldirector Ringelhardt wird aufgeführt werden, so können wir nicht umhin die Beförderer der hiesigen Bühne auf diese Vorstellung aufmerksam zu machen, um Sie dafür zu interessiren.

---

* Räthselhafte Frage.

Wer ist der erste Mensch gewesen?

Auflösung der Charade in N. 32.

Mastkorb.

Nro. 34.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 29. April 1819.

Der Blick ins Gotteshaus.

Ich sah das Meer! Es war des Ew'gen Zeuge
In seines Ungestümes wilder Kraft,
Daß jeder demuthvoll die Kniee beuge,
Vor dem der tödten kann, wie er erschafft.

Ich sah das Land! Es war des Vaters Segen,
Der es geschmückt mit jedes Reizes Glanz,
Mit jeder Gabe, daß im Thau und Regen
Es blüh', ein Düftereicher Friedenskranz.

Ich sah den Himmelsbogen. Unermessen
Ist er gespannt zu seiner Schöpfung Dach;
Er, der den Wurm im Staube nicht vergessen,
Lenkt dort die Welten miriadenfach.

Und Höh'res glaubt' ich sehen nicht zu können,
Das hin mich flügle zu der Gottheit Sitz,
In Flammen der Verehrung zu entbrennen,
Entzündet von des Geistes Aetherblitz.

Da trat ich in des Gotteshauses Hallen,
Und sah die Menge gläubig im Gebet,
Im Schauer der Ergebung niederfallen,
Vor ihres Gottes hoher Majestät;

Und sah die Seelen von der Erd' enthoben,
Den Blicken folgen durch das Wolken Thor,
Und auf sich schwingen zu dem Glanz von oben
Zu reiner Engel lichtumfloss'nem Chor;

Und sah nicht mehr, was, irdisch und erniedrigt,
Gemeinem Staube noch die Macht gewährt,
Und sah nun jedes Geistes Wunsch befriedigt,
Und jedes Herz gereinigt und verklärt.

Da rief ich aus: Ob Himmel Meer und Erde
Dich künden, Gott, in Größe, Kraft und Zier
Ein Höheres entströmte Deinem Werde!
Es ist der Geist, erhebt er sich zu Dir!

Die Mahlzeiten der Römer.

Die Römer hielten eigentlich nur eine Mahlzeit, nemlich Abends. Sie nahmen zwar gegen Mittag einen kleinen Imbiß, um sich bis zum Abend hinzuhalten und zu stärken; aber dies unbedeutende Mittagessen kann man keine Mahlzeit nennen, eben so wenig, als das Frühstück und Vesperbrod, welche nur für die Kinder waren.

Die Abendmahlzeit begann um 3 Uhr Nachmittags, auch wohl später, erst zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Bis dahin widmete man sich ganz ausschließlich den Berufsgeschäften; aber nachher befreite man den Geist von aller Sorge, und schickte sich an, seine Freunde aufzunehmen. Diese Zeit beschleunigen, um sich den Freuden der Tafel früher zu ergeben, war, was Horaz in seinen Oden partem solido demere de die nennt.*) Das war aber schon eine kleine Ausschweifung, welche keiner, der weise gelten wollte, mitmachte.

Der Mahlzeit ging immer ein Bad voraus. Reiche und bequeme Leute hatten Hausbäder. Für das Volk gab es öffentliche, wovon einige kostbare Gebäude waren, worin die Prachtliebe der Kaiser sich besonders thätig zeigte.

Nach dem Bade, ehe man sich zu Tische setzte, kleidete man sich, nach der Jahreszeit, mehr oder weniger leicht, und der Wirth suchte oft eine Ehre darin, seine Gäste mit prächtigen Gewändern zu versorgen.

Der Ort wo die Mahlzeit gehalten ward, hieß Triklinium, weil die Tafel mit drei Lagern umgeben war: denn man speiste auf Kissen gelagert. Die Tafeln waren in verschiedenen Zeiten von verschiedener Gestalt, viereckig, rund, im Halbkreise. Die ersten waren die gebräuchlichsten. Eine der vier Seiten blieb frei und unbesetzt, um die Gerichte aufzutragen.

An jede der drei Seiten stellte man eine Lagerbank; eine solche war gewöhnlich für drei Personen, zuweilen, aber selten, für vier oder fünf bestimmt. Diese Bänke waren mit Teppichen und Polstern bedeckt. Anfangs waren dergleichen Betten, wie die Kissen, höchst einfach; aber in der Folge ward ein außerordentlicher Aufwand damit getrieben.

Nach dem Bade kleidete man sich in die Gewänder, welche man bei Tafel zu tragen pflegte. Bevor die Gäste sich auf die Polster legten, zogen sie, der größern Reinlichkeit wegen, die Schuhe aus. Bei Freudengelagen benetzten sie sich mit den ausgesuchtesten wohlriechenden Wassern, und trugen Blumenkränze im Haar: so bestiegen sie die Polster.

Das Mahl fing immer mit Libazionen und Gebeten an, indem man ein wenig Wein den Göttern zu Ehren ausschüttete. Das war schon im grauen Alterthum eine allgemeine Sitte, die man bereits zu Homers Zeiten übte. Die Alten endeten immer ihr Mahl, womit sie es angefangen hatten, nemlich mit Gebet und Libazion. Heliodor, ein griechischer Schriftsteller, drückt sich darüber sehr bestimmt aus.*) „Es ist Zeit" sagt er: „die Gäste zu entlassen; aber erst laßt uns der Gottheit gedenken. „Man reichte hierauf allen Anwesenden den Libazionsbecher, und so endete das Mahl. Diese religiöse Handlung, womit die Mahlzeiten begannen und endeten, war gleichsam ein öffentliches feierliches Zeugniß der Alten, womit sie ihren Glauben, alle Genüsse der göttlichen Gnade zu verdanken, bekräftigten. Es ist wenig erfreulich, und verräth eine ziemliche Gleichgültigkeit gegen die Gottheit, daß die von jeher bei dem sogenannten Heiden geheiligte Sitte, den Anfang und das Ende der Mahlzeiten auf irgend eine Weise mit Gebet und Danksagung einzuweihen, bei uns so sehr abgekommen ist. Von den Tafeln aller Großen und Reichen ist sie gänzlich verschwunden, und findet sich nur noch bei einigen Bürgerlichen; aber auch da wird sie schon lange vernachlässigt.

*) „Der geht am hellen Tage gern zum Male." Horaz Werke in gereimten Uebersetzungen.

*) Heliodori Aethiopica.

So mächtigen und verderblichen Einfluß hat das Beispiel der Großen.

Bei den Römern hieß das Gastmahl convivium, eine Versammlung von Menschen, welche mit einander leben d. h. mit einander verkehren, sich unterhalten, geistreiche und angenehme Gespräche führen: denn das ist eigentlich leben. Auch Kato sagte, was ihm am meisten bei den Gastmählern ergötze, seyen nicht die leckern Gerichte, sondern die Gesellschaft und die Unterhaltung mit seinen Freunden. Sollte es bei uns wohl viel Tafeln geben, woran man sich so des Mahles freut? Es scheint nicht, daß man sich besonders bemüht, den Geist eine Rolle dabei spielen zu lassen.

Durch die Eroberungen in Asien drang der dortige Luxus bald bis Rom, und befleckte die Tafelfreuden, wie alles übrige. Schalkenarren, Possenreißer, Musikantinnen, Tänzerinnen wurden gewöhnliche Zugaben derselben. Man traf bei verschiedenen Sittenverbesserungen, mehrere weise Einrichtungen, der ausschweifenden Verschwendung bei Gastmälern und Festlichkeiten zu steuern; aber der Luxus war stärker, als die Gesetze, durchbrach alle Dämme, welche man mehrmal ihm entgegen zu stellen suchte, und blieb fast immer ein unüberwindlicher Sieger.

Ursprung des ehemaligen Titels Dauphin.

Dauphin ist bekanntlich der Titel, welchen sonst der älteste Sohn des Königs von Frankreich bei seines Vaters Lebzeiten führte. Dies Wort stammt von der ehemaligen französischen Provinz Dauphiné. Die Fürsten derselben nannten sich ehedem Grafen von Albon oder Grenoble, nachher Grafen von Vienne, bis 1120, als Gui oder Guido (Veit) VIII. den Namen Dauphin annahm. Er wählte bei einem merkwürdigen Vorfall einen Delfin zum Wappenbilde, setzte ihn auf seinen Waffenrock, und auf die Decke seines Rosses. Er zeichnete sich durch Kraft und Behendigkeit vor seines Gleichen aus, und seitdem nannte man ihn: Graf von Delfin, oder Graf Dauphin. Dieser Name gefiel ihm und auch seinen Nachkommen. Sie nahmen den Titel Dauphin an und nannten ihr Land Dauphiné.

Als Guido 12., Dauphin oder Fürst der Dauphiné, an einer bei der Belagerung von Perriere empfangenen Wunde starb, folgte ihm sein Bruder Humbert 2. 1333.

Dieser Humbert hatte 1332 Marie von Baux geheirathet, welche ihm einen Sohn schenkte, den er Andreas nannte. Einst spielte er mit dem Kinde zu Grenoble an einem Fenster seines Schlosses dicht an der Isere; der Knabe entglitt seiner Hand und fiel in den Fluß. Darauf ward Humbert zum Anführer des Kreuzzuges gegen die Ungläubigen erwählt, und zog nach Griechenland, that sich aber dort nicht sonderlich hervor: denn seiner Tapferkeit entsprachen seine andern Eigenschaften nicht. Bei seiner Rückkehr zog er sich aus Gram über den Verlust seines Kindes aus der Welt zurück, und schenkte die Dauphiné 1343 dem König Philipp von Valois, welcher damit seinen Enkel Karl belehnte. Diese Schenkung ward 1349 bestätigt, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs von Frankreich den Titel Dauphin, und das Wappen der Dauphiné, dem Französischen einverleibt, führen sollte.

*Der gegen sich selbst gerechte Anwald.

Vor einem öffentlichen Gerichte trug ein Landmann seine Klage so verworren vor, daß die Richter sich nicht daraus vernehmen konnten und deßhalb zu ihm sagten: „er müsse einen Advokaten annehmen.“ — Wo finde ich die? fragte der Bauer. — Er kann sich an Einen der Herren dort wenden, entgegnete der Richter. — An diesen Menschen da? — fragte der Bauer wieder und zeigte auf einen Advokaten, der sich der Klügste und Witzigste zu seyn dünkte, weil ihm auf der Universität eine der Hauptzierden lang gewachsen war, übrigens aber gewöhnlich als Schreibe und Schild von Andern gebraucht wurde.

Dieser fand sich durch die Frage beleidigt, und, ehe der Richter dem Landmann antworten konnte, schrie er mit gellender Stimme und zornigem Gesichte: „ich bin kein Mensch!“ —

Alle lachten, nur der Bauer versetzte trocken: „da heh et hier vór dem öffentlicken „Gerichte jülfst seggt, so is er geen Twie„fel an. —

Die vorzüglichsten Banken Europa's.

Die Times geben uns eine recht gute historische Uebersicht der vorzüglichsten Banken Europa's. Die allerälteste ist die zu Venedig, die man vier Jahrhunderte hinauf verfolgen kann, und die durch den Einfall der französischen Armee im Jahre 1797 zu Grunde ging. — Die Bank zu Amsterdam wurde 1609 gegründet, nach dem Muster der venetianischen. Sie verlor sehr viel an Kredit durch eine Art von Bankerott zur Zeit der Eroberung Hollands durch die Franzosen. — Die Bank in Hamburg besteht seit 1619; sie war nach dem Vorbilde der vorhergehenden angelegt worden. Man weiß, daß der Marschall Davoust dazu gebracht wurde, sich aller Gelder zu bemächtigen, welche daselbst niedergelegt waren; daß aber die Regierung Hamburg für diesen Verlust entschädigt hat. — Die Bank zu Genua, die älteste der jetzt noch existirenden, wurde im Kriege 1746 für immer in Unordnung gebracht. — Die Bank in Wien gründete Maria Theresia im 7jährigen Kriege. — Die Berliner Bank, gestiftet im Jahre 1765, hat sich von dem Verluste, den sie in dem Kriege von 1806 erlitten hatte, wieder erholt. — Die Bank in Stockholm, eine der ältesten, besteht seit 1650. Seit Gustav III. ist das Land so arm an baarem Gelde, daß es Papiergeld machen mußte, selbst um das Kupfergeld zu ersetzen. — Die Bank zu Kopenhagen wurde 1736 gegründet. — Die russische Bank gründete im Jahre 1768 Katharina II. — Die Bank von England besteht seit 126 Jahren. Sie verdankt ihre Gründung einem Schotten, dessen unternehmender Geist, da er seinen Plan, den Isthmus von Panama zu durchstechen nicht ausführen konnte, den Entwurf zu einer Bank machte. Ihre Scheine übersteigen jetzt nicht 25 Mill. Pf. Sterl. Ihre Kapitalien sind größtentheils in den öffentlichen Kassen niederlegt. Sie ist der Mittelpunkt aller Bewegungen des Handels; und wenn sie einen Schaden erlitten hat, so kommt es daher, daß sie sich in die Finanzgeschäfte des Staates mischte; und eben dadurch ist auch der größte Theil der übrigen Banken gestürzt worden.

Wunderbare Erhaltung und Rettung eines Schülers zu Cerreto.

Als das unglückliche Städtchen Cerreto bei einem Ausbruch des Vesuvs 1688 unter seinen eigenen Trümmern begraben ward, ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall. Ein 13 bis 14jähriger Schüler welcher mit mehreren seiner Kameraden auf der Straße spielte, ward zugleich mit ihnen von den Trümmern der nächsten Häuser bedeckt, und ganz allein 13 Tage am Leben erhalten, ohne eine andere Nahrung zu sich zu nehmen, als zuweilen ein wenig von seinem Urin. Ich theile hier im Auszuge mit, was er selbst von seinem Abentheuer geschrieben hat.

„Um Gott und der unendlichen Gnade, womit mich armen Sünder zu überschütten seiner Barmherzigkeit gefallen, da er mich den 5. Juni 1688 und die folgenden 12 Tage so wunderbar beschützte, die Ehre zu geben, erkläre und beeheure ich, J. Ciaborri, aus der Stadt Cerreto, Neffe des Barons la Ginesta, mit Eidesbekräftigung allen Menschen, die Gott lieben und fürchten, die reine lautere Wahrheit dessen, was ich hier berichte."

„Am 5. Juni 1688, dem Sonnabend vor Pfingsten, um 4½ Uhr Nachmittags, da ich mich mit mehreren meiner Schulkameraden auf der Straße, nahe bei meinem väterlichen Hause befand, wurden wir plötzlich von einer Erderschütterung und einem fürchterlichen Getöse überrascht. Wir alle ergriffen erschrocken die Flucht; aber indem wir liefen, uns zu retten, wankten die Häuser auf allen Seiten und stürzten begrabend über uns zusammen."

„Gottes Gnade wollte nicht nur, daß ich am Leben erhalten ward, sondern sie beschützte mich auch mit wunderbarer Macht, daß ich nirgend beschädigt ward. Alle meine Kameraden wurden auf der Stelle erschlagen, einen einzigen ausgenommen, welcher sich dicht neben mir befand und noch eine Zeitlang lebte, ich glaube, es mogten wohl 2 Tage seyn, welches ich aber freilich nicht genau bestimmen kann. Wir trösteten einander, und brachten die Zeit mit Gebet zu. Endlich starb er. Ich blieb seitdem immer auf seinen Kopf gestützt, und litt sehr durch den Geruch seines Leichnams."

„Nie verlor ich mein Bewußtseyn, und flehete unaufhörlich zu Gottes Barmherzigkeit, indem ich mich von ganzem Herzen seiner Fügung ergab. Meine Stellung war nicht ganz und gar unbequem, denn ob ich gleich sehr eingezwängt und genöthigt war, mich auf den Kopf meines unglücklichen entschlafenen Kameraden zu stützen, so konnte ich doch übrigens meinen Körper etwas bewegen. Der Durst quälte mich am meisten, und ich stillte ihn einigermaßen, indem ich bald von meinem Urin trank, so viel ich davon zu meinem Munde führen konnte, bald mit meiner trocknen Zunge an einem Stein leckte, der neben mir lag, das kühlte sie etwas ab."

„Obschon gesund, sah ich mich doch in dieser jammervollen Lage dem unvermeidlichen Tode preis gegeben: man kann also denken, wie qualvoll mein Seelenzustand gewesen wäre, hätte mir nicht der allmächtige und allgütige Gott, der da wollte, daß ich ihn noch unter den Lebendigen verherrlichen sollte, auch gegen die mich umgebenden Schrecknisse Schutz und Hülfe verleihen wollen. Er sandte mir also einen so tiefen Schlaf, daß die 13 Tage meiner harten Gefangenschaft mir sehr kurz geschienen. Endlich am 13ten Tage, als meine Herzensangst aufs höchste gestiegen, als ich alle mir übrig gebliebene Kraft der Stimme auföot, den Beistand meines göttlichen Schöpfers anzuflehen, und auch die süßen Namen meines

Vaters und meiner Mutter nannte, indem ich sie, obgleich wie ich wähnte, vergeblich um Hülfe anrief, vernahm ich ein Geräusch, und eine seltsame Bewegung über meinem Kopfe. Ich weiß nicht ob mir ein Strahl von Hoffnung dämmerte; aber ich schrie, meine Stimme verstärkte sich, und man hörte mich. Zehn Personen arbeiteten unaufhörlich, um mein Grab zu öffnen. In Zeit von 2 Stunden bahnten sie sich durch die mich umgebenden Trümmer einen Weg von 11 Palmen, und da sie mich ausgegraben hatten, trugen sie mich lebendig und meiner völlig bewußt in die Arme miner Eltern, welche auf die eben verbreitete Nachricht, man habe meine Stimme gehört, herbeigelaufen waren. Doctor J. D. von Adont, ein geschickter Arzt, erhielt mich die ersten 3 Tage mit vorsichtig zugetheilter Fleischbrühe, und bald war ich vollkommen hergestellt.

„Heute, 4 Jahre und 5¾ Monat nach meiner Befreiung, die ich eine Art Auferstehung nennen könnte, da ich dies schreibe, um die von Gott empfangenen Wohlthaten bekannt zu machen, befinde ich mich durch seine Gnade so gesund, als ob ich jenes jammervolle Schicksal gar nicht erlebt hätte. Ewigen Dank weihe ich dem Gott der Liebe, daß er mich aus den Schlingen des Todes rettete, und besonders, daß er meine von Natur sündigen Neigungen reinigte und mich auf den Pfad des Heils führte. Ihm ergebe und gelobe ich mich, und bitte ihn, aus dem Innersten meiner Seele, seine theuren Segnungen immer mehr auf mich zu ergießen, damit ich nicht aufhöre, ihn zu verherrlichen, bis er selbst, nach seiner unendlichen Liebe, in seinem Paradiese auch mich verherrlichen wird. Amen!

So geschehen zu Cerreto, den 19. Nov. 1692.“

*Die Zeugen.

Ein deutscher Violinmacher war in London bereits fertig zur Abreise, und hatte eine silberne Kaffeekanne, für seine Frau mitzubringen, gekauft, die in seinem Zimmer auf dem Tische stand. — Es wird angeklopft; zwei Juden treten hinein. — Einer davon läßt sich mit ihm in Unterredung ein, und bestellt Violinen; der andere stiehlt indessen die Kaffeekanne vom Tische weg und geht davon.

Der Deutsche sieht sich um und vermißt die Kaffeekanne — der Jude sagt: mein Freund, sey er ruhig! geh er nur mit mir, mein Kamerad soll sie ihm gleich wieder geben; vielleicht hat er nur gescherzt, er ist ein Erz-Spaßvogel.

Der gute Mann geht mit dem Juden. Dieser führt ihn in ein Zimmer, wo vier andere Juden sind, und seine Kaffeekanne steht auf dem Tische. Er greift zu und sagt: — Gottlob! — daß ich sie wieder finde — der Jude sagt kein Wort, und der Deutsche geht mit seiner Kanne nach Hause. Gleich gehen die fünf Rabbiner als Zeugen zum Richter und beschwören: es sey ein Deutscher in ihr Zimmer gekommen und habe ihnen eine silberne Kanne geraubt. — Die Wache geht mit — man tritt zum Deutschen hinein. Der Jude sagt: das ist meine Kaffeekanne. — Die Andern, als Zeugen wiederholen: ja das ist sie.

Der Deutsche wird als Dieb arretirt, weil er keinen Zeugen für sich hat, auf der fünf Juden Zeugniß zum Tode verurtheilt, und die Execution an ihn von brittischen Henkern vollzogen.

B — — n n.

Die Großmutter.

Ein Mädchen von fünf Jahren liebte Mutter und Großmutter sehr. Es war der letztern Geburtstag, als die Mutter der Kleinen sagte: „Lottchen! Du mußt Gott bitten, daß er die Großmama behüte und sie noch lange leben und recht alt werden möge.“ Das Kind sah die Mutter verwundert an und diese, es bemerkend, fuhr fort: „Nun? willst Du nicht Gott für Deine Großmutter bitten, daß sie recht alt werde?“ — „Ach, Mama,“ antwortete das Kind, „Großmutter ist ja schon sehr alt, ich will Gott lieber bitten, daß sie recht jung werden möge.“

Der Kuhhirte von Maynflingen.

Ach Sohn, ach Sohn! klagt seinem Sohne
Ein reicher Kuhhirt einst, aus dir wird mir zum Hohne
Doch all' dein Lebetage nichts;
Denn an dem Nöthigsten gebricht's.
Kannst du die Peitsche kräftig führen,
Kannst mit der Zung' du schnalzen be?
Was man doch Leids erlebt — O Jemine
Es bleibt dem Schafkopf nichts — er muß studiren.

An die Deutsch-Volksthümler.

Den Gemeinsinn wollt ihr, ihr Deutsch-Volksthümler verbreiten?
Aber Gemeinsinn, ihr Herrn, ist ja gemeiner Sinn nicht.

Vermischte Nachrichten.

— Bei der größten Aufsicht der Polizei fallen zu London doch mehrere Räubereien und Diebstähle vor, wie sonst gewöhnlich. Unlängst vermißte ein Kleiderhändler, da er Abends nach Hause kam, sein Weib und den Schlüssel zu seinem Magazin. Er schickte zu allen Bekannten, allein Niemand hatte sein Weib diesen Tag gesehen. Des andern Morgens ließ er das Magazin aufbrechen, und siehe da, seine Frau lag an Händen und Füßen gebunden, mit einem Knebel im Munde, hier auf dem Boden, und das Magazin war größtentheils leer. Das Weib sagte aus: es seyen zwei Menschen in Matrosenkleidern gekommen und hätten um einige Kleidungsstücke gehandelt; unversehens wäre sie von ihnen niedergeworfen und gebunden worden, darauf seyen noch vier gekommen, hätten alles aufgepackt und wären verschwunden, nachdem sie die Thüre verschlossen und den Schlüssel mitgenommen hätten. — Ein Pächter aus Surry, der sich zu London befand, ging nach Beendigung des Schauspiels nach dem Hause wo er wohnte, unweit St. Paul, als er durch ein enges finsteres Gäßchen kam, stürzte ein Mensch auf ihn zu, hielt ihm ein Pistol vor, und forderte die Uhr und sein Taschenbuch. Der Pächter reichte dem Räuber beides, und dieser übergab ihm mit Danksagung das Pistol; nun wollte der Pächter den Räuber niederschießen, allein das Pistol hatte kein Schloß und der Dieb war verschwunden.

---

* Abschied von —

Leb' wohl, leb' wohl, geliebte schöne Erde!
Wo mich die Freude sanft umschlang;
O! daß ich nie so selig wieder werde,
Auch wenn mein wärmster Wunsch gelang.
Auch dann noch fühlt mein Herz stets eine Leere
Und mächtig bebt's durch meine Brust:
O lebt' ich noch in jener lichten Sphäre
So alles Harms mir unbewußt.

In gold'ner Freiheit flohen meine Stunden,
Mich kümmerte nicht Kron' nicht Stab; —
Ich trug den Kranz, den ich mir selbst gewunden,
Kein Frevler riß ein Blümchen davon ab.
Zu meinem Glück bedurfte ich nur wenig,
Genügsamkeit gab Ueberfluß;
Auch ohne Thron, tauscht ich mit keinem König,
Er darbt und hungert im Genuß.

Und du Natur! wie froh, wie unbefangen
Sog ich an deiner Mutterbrust;
Zu stammeln nur, was deine Sänger sangen,
War meiner Seele süßste Lust.
Der Lichtwurm, wie das Feuermeer der Sonne,
Die Eiche, wie das niedre Moos,
Ach! alles goß in meine Seele Wonne,
Denn alles war mir schön und groß.

Leb't wohl, leb't wohl! geliebte, gute Seelen,
Wie süß war ich mit Euch vereint!
Der Freundschaft Schutzgeist wird die Thränen zählen
Die euch mein fernes Auge weint.
Und du, o Freund! du, ewig mir umschlungen,
Du, mir geschenkt von Gottes Hand!
Nein! einer halben Erde Huldigungen
Sind kein Ersatz für dieses Band.

Sie sind dahin die himmelswerthen Tage,
Wo ich mein Herz an dich gedrückt;
Ich hört' das deine, hört' es für mich schlagen,
Und war durch dieses Herz entzückt.
O Gott! was ist's, was mich so leis umschüttert?
Es lispelt leise: „Wiederseh'n" —
Das, Freund! bist du — ach! meine Seele zittert
In dieser Ahndung sel'gem Weh'n.

S.....

* Gebet.

Sanften Todesschlummer sende nieder
Auf des armen Jünglings matte Glieder!
Nimm den irren Geist zu dir hinauf,
Dort geht ihm die ew'ge Freiheit auf! —

Keinen laß vergebens vor dir flehen,
Ob auch groß ihr menschliches Vergehen!
Treuer Vater! o, vergieb die Schuld,
Zeig' uns doppelt Deine Gnad' und Huld!
Es ist blutig ja die That gerochen
Blutig hier gesühnt, was hier verbrochen,
Und Verklärung blüht in Deinem Licht
Ew'ger Gott! — auf dieser Erde nicht!

H — l.

* Homonyme.

Es lockt mit lieblichen Gewalten
Den Knaben auf die grüne Flur;
In tausend freundlichen Gestalten
Beut es ihm seine Rosenspur.

Es zieht den Mann mit finstern Mächten
In einen grausen Zauberbann;
Bis sich in unglückschwangern Nächten
Verzweiflung um sein Leben spann.

Es dringt mit süßen Harmonieen
Aus Holz und hartem Erz hervor;
Der Jungfrau keusche Wangen glühen
Beim wunderlieben Geisterchor.

Es führt Euch, mit Thaliens Schwingen
Durch längst entschwundner Jahre Raum;
Heißt Thränen Eurem Aug entdringen,
Hüllt wachend Euch in schönem Traum.

A. Daeves.

Beantwortung der räthselhaften Frage in Nr. 33.

Abel, denn als er gewesen, lebten die Uebrigen noch Alle. —

Nro. 35.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 2. May 1819.

An die Kegel-Kugel.

Rolle, Kugel, leise
Auf gebahntem Gleise
Hin zum Kegel-Spiel;
Nur im Ebenmaaße
Führt die Mittelstraße
Dich zum wahren Ziel.

Laufe schnell, behende,
Bis ans nahe Ende,
Halt dich nirgends auf;
Der hat viel gewonnen,
Wer mit Lust begonnen
Seines Strebens Lauf.

Will sich jemand stemmen
Dir den Weg zu hemmen,
Fahr ihm barsch durchs Netz!
Arme, müssen Reichen,
Kleine, Großen weichen,
Das ist Machtgesetz. —

Soll der Wurf gelingen,
Darfst du nicht abspringen
Von der sichern Bahn;
Wer im Wirkungskreise
Folgt der fremden Weise,
Fällt im eiteln Wahn.

Siehe! jene Stützen,
Die das Mittel schützen,
Stehn in losen Reih'n;
Nicht des Meisters Größe,
Ach, das Selbst-Intresse
Ist's, dem sie sich weih'n.

Bringt dein Wurf vor Allen
Einen nur zum Fallen,
Bleibt auch Keiner stehn;
Wer im Weltgeschäfte
Traut auf fremde Kräfte,
Der muß untergehn.

Drum, ihr großen Meister,
Schützt euch nie durch Geister,
Die ihr selbst euch schafft;
Eigne Geisteswürde,
Eigne Seelenzierde,
Sey euch Schutz und Kraft.

Das Wunder; oder: theile redlich.

(Eine wahre Begebenheit.)

Der Fürst August von W. ließ den großen Teich zu T. fischen. Der Fang war über Erwartung reichlich ausgefallen, besonders an Hechten, wovon einige eine ungewöhnliche Größe erreicht hatten. Von den benachbarten Oertern waren mehrere Bauern beim Fischen gebraucht worden. Einer derselben, ein armer Tagelöhner, dessen Frau, mit sechs Kindern, noch auf den heutigen Verdienst hofften, um sich am Abend dafür das zu kaufen, was bei reichen Herren das Letzte und Unbedeutendste, beim Bettler das Erste und in der vierten Bitte das Wichtigste ist, kalkulirte, daß es doch wohl nicht so ganz recht sey, daß die großen Herren alle Tage herrlich und in Freuden lebten, wie jener reiche Schwelger, wovon er in der Bibel gelesen hatte, während andere arme Schlucker nicht einmal oft wissen, woher sie ein Krümlein schwarzen Brodes nehmen sollen. Diese Diebs-Philosophie brachte ihn auf den schiefen Gedanken, sich zur Nachtzeit, dem Tage aller Cartouche, wenigstens einen der großen Hechte zu verschaffen, um durch den Verkauf desselben jenes dringende Bedürfniß zu verschaffen. Sein Unternehmen erhalten; er hatte glücklich einen der größten erhascht und machte sich nun eilig auf den Rückweg. Der Morgen dämmerte, und zum Unglück sah er, unweit seines Orts, einen Mann desselben Weges ihm entgegen kommen. Da Ersterer nur mit einer Jacke bekleidet war, so konnte er seinen Raub nicht ganz verbergen, und die Furcht, jener möchte den langen Wasserkönig entdecken, bewog ihn, diesen in ein Kornfeld zu werfen, wodurch eben der Weg seine Richtung nahm. Es geschah, und langsam ging er weiter, um nachher wieder umzukehren, und seine Beute aufzunehmen. Der Daherkommende war vorbei; doch schon kamen ein Paar Andre um den Hügel daher. Voll Verdruß beschloß der Fischräuber nun kurzweg, seinen Hecht erst am Abend heimzuholen. Als er aber zu dieser Zeit wieder daselbst erschien, — wie erstaunte er! — daß sich zum Hecht ein neuer, wiewohl ungebetener Gast eingestellt hatte. Meister Reineke war's, dessen Schnauze von den Zähnen des Wassermanns gar arg gepreßt war. Der Erstere hatte nemlich den Braten gewittert und schnell den Entschluß gefaßt, sich denselben zuzueignen, ohne nach seiner, von Göthe so rühmlich erhobenen Klugheit zu erwägen, daß ein großer Hecht, wenn er ihn brüderlich küssen würde, wenn nicht, wie er, weg doch wohl leicht zuschnappen und wohl gar festhalten könne. Das war nun aber geschehen und Reinecke saß gefangen und mußte, — mit wie vielem Scharfsinn er sich auch einst am glänzenden Hofe des Thiermonarchen vertheidigt und aus der zehnfachen Schlinge gezogen hatte, die ihm seine Feinde gelegt, — unrühmlich in dem Maule eines Hechts — erstickten. Beide hatten also das Zeitliche gesegnet.

Nach einigem Erstaunen und kurzem Bedenken hatte der Bauer seinen Plan entworfen, der in nichts Anderm bestand, als mit diesen Zwillingsgesellen morgen nach dem Fürsten zu gehen und sein Vergehen zu gestehen, fest hoffend, derselbe werde ihm dieses Wunders wegen, die Strafe erlassen und wohl noch obendrein eine ansehnliche Belohnung ertheilen. Er steckte nun die Verbündeten, die in derselben Lage blieben, in einen dazu mitgebrachten Sack, und ging am anderu Morgen mit demselben zum Fürsten. Vor dem Schloße befand sich das Wachthaus. Als der Bauer vorbei und ins

Schloß gehen wollte, hielt ihn der dort wachhabende Offizier mit der Frage zurück: was er bei dem Fürsten wolle und was sich in seinem Sacke befände?

Bauer. Ein Wunder, Herr, das ich unserm gnädigen Landesvater bringen will.

Offizier. Was für ein Wunder ist's, Bauer, ich muß es wissen!

Bauer. Es geht wahrhaftig nicht, gestrenger Herr Offizier, mein gnädiger Landesvater muß es wenigstens zuerst sehen!

Offizier. Schon gut, Bauer! so werde ich Dich auch nicht hinauf gehen lassen.

Bauer. Bei meinem Leben, Herr, ich darf's nicht thun, so gern ich es wollte; thäte ich's so würde es mein Unglück seyn.

Offizier. Nun, zum T... wie hängt das denn zusammen?

Bauer. Eben das Zusammenhängen, gestrenger Herr, macht hier das Wunder aus. Darum Herr, lasse Er mich gehen, ich werde nachher auch ....

Offizier. Höre noch Eins! und dann mag's drum seyn! Wenn Du denn ein so großes Wunder dem Fürsten zu bringen hast, so wirst Du auch gewiß ein bedeutendes Geschenk dafür erhalten. Versprich mir nur von dem, das Du erhältst, die Hälfte, und Du sollst gleich ungehindert hinauf gehen dürfen. Aber theile nachher redlich, sonst ...

Bauer. (nach einigem Bedenken.) Es sey!

Kaum war er nun hinaufgekommen und hatte, mit ängstlichem Herzklopfen, eine Thür zu öffnen gesucht, als wiederum sich hinter ihm eine barsche Stimme folgender Art vernehmen ließ: „Halt, Bauer! Wohin mit deinem Sacke?" Dem Bangen ahnte nichts Erfreuliches; er mußte seinen Wunsch: vor den Fürsten gelassen zu werden, gestehen; weil er demselben ein Wunder bringen wolle. „Schon gut! das kann geschehen! Allein wer zum Fürsten will, der meldet sich erst bei dem Kammerdiener, und also ....

Ach, gestrenger Herr Kammerdiener, ich habe mich nun ja gemeldet.

„Possen! so leicht geht das nicht!" Der Bauer merkte gar bald, die Herren hier waren über einen Leisten geschlagen. Er unterhandelte und — es ging. Doch konnte er nicht anders, als unter den schon oben bemeldeten Bedingungen zum Ziele gelangen, so gern er auch für sich wenigstens ein Viertelchen zurück behalten hätte.

Es wurde ihm nun endlich der Zutritt vor den Fürsten gestattet. Seinen Sack auf dem Rücken trat er ein, aber mit zitternden Knieen. „Allergnädigster Landesvater" stammelte er, indem er niedersank „ich habe schwer gefehlt, aber Erbarmen! Eine schwache, kränkliche Frau und fünf kleine halb verhungerte Würmchen, halb nackt; wahrhaftig! Die schrecklichste Noth hat mich zu der bösen That gezwungen! Gnade!"

Der gütige Fürst war sehr über diese eigene Anklage verwundert und erkundigte sich mit Milde und Rührung, welches Verbrechen ihn belaste. Jener gestand Alles und setzte noch hinzu: er habe das Wunder in dem Sacke dem gnädigen Fürsten gebracht um dadurch für sich Verzeihung zu erhalten. Dieser erhielt er zu seiner größten Freude; denn der Fürst war ein Mensch und fühlte als solcher, und darum wollte er so gern, daß jeder seiner Unterthanen glücklich seyn sollte.

Jetzt verlangte er nun zu wissen, welches Wunder der Sack des Bauern enthielt. Letzterer schüttete es behutsam aus, und der Fürst wunderte sich daß über das vielleicht einzige Ereig-

*

niß, daß ein Fisch auf trocknem Lande einem Fuchs das Garaus gemacht hatte.

Der Herzog erkundigte sich nun mit Theilnahme nach den häuslichen Umständen des Bauers und dieser, dem vorher die Furcht die Zunge band, daß er nur stottern konnte, nun aber die Freude über die glückliche Wendung seiner Angelegenheit ihn redselig gemacht hatte, erzählte wahr und treu seine ganze traurige Lage. Die off'ne, ehrliche Miene des Bauers, und seine hervorbrechenden, durch die Noth ihm jetzt ausgepreßten Thränen, überzeugten den liebreichen Fürsten, daß nur Liebe zu den Seinigen den Mann zu dieser That verleitet hatte. — Er fühlte und handelte! —

Stillschweigend ging er zu seinem Schreibtische nahm daraus 10 Goldstücke, zählte sie auf und sagte dann: „Komm, sieh hier, und nimm! — Sey künftig ein ehrlicher Mann, und wenn Du in Noth bist, so melde Dich nur bei mir, ich werde dann weiter helfen."

„O, zu viel Gnade! die ich nicht verdiene, entgegnete der Bauer, aber helfen kann es mir wahrhaftig nicht!"

„Fürs Erste, sollte ich denn doch glauben, wäre es hinreichend," meinte der Fürst.

„Das wohl, aber —

„Nun was ist's noch? rede dreist und fürchte Dich vor nichts mehr, ich habe ja verziehen."

Der Bauer zögerte; doch der Fürst befahl, und jener mußte erzählen, was meine Leser schon wissen.

„Ich konnte," fügte er zuletzt noch hinzu, „gar nicht auf ein Geschenk meines gnädigsten Landesvater rechnen; es war mir nur alles daran gelegen, Verzeihung für mein Vergehen zu erhalten; — nun, die haben Sie mir, gnädigster Herr, auch angedeihen lassen, und das Andere muß ich denn wohl dem schlimmen Mann hier oben, und dem Herrn gestrengen Offizier da unten überlassen."

„Ja, mein guter Bauer, das ist ein schlimmer Handel, den Du da gemacht hast. — Also keiner wollte Dich zu mir lassen? Ist's wirklich so?" —

„Bei meiner Seele, gnädigster Herr! Es ist gewiß so. Nicht eher ließen sie mich passiren, bis ich erst einem Jeden die Hälfte von dem, was ich bekommen würde, versprochen hatte."

Der Fürst: (für sich) Wartet ihr Schurken! (zum Bauer.) „Höre mal! Ich möchte gern, daß Du die Goldstücke behalten könntest. Weißt Du gar keinen Ausweg?" — Dieser, welcher aus der Benennung „Schurken" wohl schließen konnte, woher der Wind bließ, bekam schnell einen glücklichen Einfall und glaubte, einen Ausweg gefunden zu haben, daß er unverkürzt zu seiner Belohnung und jene doch auch zur Hälfte desselben gelangen könnten, was ihm der Fürst geben werde. „Gnädigster Fürst." — fing er endlich an — „ich weiß ein Mittel, wie es gehen könnte; doch vorher darf ich wohl eine Frage thun: Wollen Sie mir jene Goldstücke deshalb schenken, weil ich das Wunder brachte, oder darum, da meine Noth so groß ist, und dieser abgeholfen werde?"

(Der Schluß folgt.)

Ein Wink für Vielschreiber.

Collé schrieb kein Theaterstück mehr, nachdem sein Stück: Partie de chasse de Henri IV. mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden war.

Wenn man ihn mit Bitten bestürmte, die Schaubühne mit neuen Stücken zu bereichern, sagte er nichts weiter als:

„Ich will vor Nacht ausspannen."

Filz.

Ein hochbejahrter Bekenner des mosaischen Gesetzes zu B.... war im höchsten Grade geizig.

Einst begegnete er einem seiner Glaubensgenossen, dem Banquier G..., bekannt wegen seiner witzigen und sarkastischen Einfälle. Es war im Winter nnd bei dem Frost auf der Straße sehr unsicher zu gehn. Der jüdische Harpax hatte daher über seine Stiefeln ein Paar Filzschuhe gezogen.

Fallen Sie nicht, rief er dem Banquier G... entgegen, als dieser mit schwankenden, unsichern Schritten ihm entgegen kam, machen Sie's so, wie ich, und ziehen Sie hübsch Filzschuhe über.

G... besah seinen Glaubensgenossen genau und versetzte dann:

„Die Sache ist recht gut. Ich werde mir auch dergleichen Schuhe anschaffen. Sie hätten es aber nicht nöthig gehabt, Sie sind ja vom Kopf bis zu den Füßen ein — Filz."

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Lange ist nicht ewig, aber ewig, das ist lange.

Sünde geht mit Lachen ein, aber mit Weinen wieder aus.

Zu Gott hinken die Leute, zum Teufel laufen sie.

Geduld ist der Zucker aller Trübsal und Beschwerden.

Nonne bedeutet in der Sprache der Aegyptier „Mutter." Mädchen, die dieses nicht werden konnten, nahmen wenigstens den Namen ihrer Sehnsucht mit ins Kloster.

Frühzeitige Genies tragen den Keim des Todes in sich selbst. Sie gleichen den Früchten, in denen ein heimlicher Warm seine Wohnung aufgeschlagen. Leichter wohl kommen sie zur Reife, und schneller, denn sie bedürfen nicht wie die andern, der Sonne und nicht der nährenden Witterung, noch des befruchtenden Regens, aber dann schüttelt ein Sommerlüftchen die Frühzeitigen von den Bäumen, wenn andere lange noch frisch an ihnen hangen, unberührt von der Kühle herbstlicher Nächte und den Stürmen der Winde, eine Lust dem Auge, das den ruhigen, sichern Gang der Natur liebt.

Was in ruhigen Stunden des Lebens der menschliche Verstand erforscht, und heiliger Sinn für Tugend und Recht lebendig ergriffen und aufgebaut hat, zertrümmert oft Welterfahrung oder das Feuer der Leidenschaft! — So auch schmilzt die höher steigende Sonne die

Thautropfen hinweg, die in der heitren Kühle des Morgens an den Blättern der Bäume hangen.

Späte Rache.

Es retteten vor längst verklungnen Jahren
Die Gänse Rom durch schnatterndes Geschrei
Vom Untergang, bedroht von Feindes Schaaren;
Doch Undank haben sie erfahren
Für ihre Wachsamkeit und Treu!
Sie rächten sich; auf sieben Hügeln
Sieht man das alte Rom nicht stolz mehr stehn,
Kein Wahn kann mehr die freien Geister zügeln,
Und durch gespitzte Kiel' aus ihren Flügeln
Wird in Papier die Welt bald untergehn.

Vermuthliche Witterung,

vom 1. April an bis zum 16. September 1819.

Vom 1. bis 27. April meistens trocken, zuweilen rauh und windig. Vom 28. April bis 12. May gewitterhaft und warm, aber mehr trocken als naß. Vom 13. bis 20. May vermischt, mitunter stürmisch. Vom 21. May bis 6. Juny unstät, mehr naß als trocken, zuweilen ungewöhnlich kühl. Vom 7. bis 15. Juny mehr trocken als naß, nicht allzuwarm. Vom 16. bis 30. Juny größtentheils feuchte und unfreundliche Witterung. Vom 1. bis 12. July vermischt, nicht immer allzuwarm. Vom 13. bis 28. July wieder vermischt, mitunter gewitterhaft und sehr schwül. Vom 29. July bis 4. August meistens trocken und warm. Vom 5. bis 16. August vermischt und warm. Vom 17. bis 27. August wieder vermischt und warm, aber mehr feucht als trocken. Vom 28. August bis 2. September desgleichen. Vom 3. bis 16. September meistens trocken, zuweilen sehr windig.

Die Witterung des bevorstehenden Sommers und Herbstes

kündigt Hr. Professor Dittmar in seinem so eben erschienenen Werke folgendermaaßen an: Der März wird zwar einige warme und reitzende Tage haben, doch werden die kälteren und von Regen begleiteten nicht zurückbleiben. Der April wird anfänglich der letzten Hälfte des März gleich seyn, vom 16. bis 20 April aber werden, von Südwesten her, eben nicht sehr warme Regenschauer einfallen. Zwischen dem 50sten und 60sten Gr. nördlicher Breite ist in den Nächten Schnee, und am Tage sind Hagelkörner mit Windstößen zu erwarten. Mit dem 16. April werden in unseren Gegenden der Flieder-, der Hollunder-, der Ebreschenbaum die Stachel- und Johannisbeersträucher ausgeschlagen seyn, und noch vor Anfang des Mai müssen sich an einigen warmen Abenden Maikäfer sehen lassen. In den letzten Tagen des April werden alle Bäume in Blüthe treten, die ehe von kalten Winden und Strichregen als von Raupen leiden dürften; es wird wenig Mücken, Schnacken und Schmetterlinge, aber in manchen Gegenden desto mehr Mäuse, Hamster und Maulwürfe geben, deren Jungen aber der Regen verderblich werden wird. Der Mai wird warme Tage und selbst Gewitter haben, in südlichern Gegenden (nicht aber hier zu Lande) wird das Korn schon in Blüthe kommen, die Morgen und die Nächte werden zwar kühl, Nacht-

fröste jedoch nicht zu besorgen seyn. NB. Wofern Hr. Professor Dittmar auf seine schon seit zwei Monaten nach Archangel erlassenen Anfragen, noch vor Eintritt des Pancratius und Servatius Antwort erhält; so wird Er noch näher bestimmen können und es öffentlich anzeigen: „ob wir im Mai Nachtfröste zu befürchten haben oder nicht." Der Juni wird sich zwar nicht als ein vollkommen nasser Monat zeigen, aber am 12., 13. und 14. sind kalte oder Regentage zu erwarten, und von da bis zu Ende des Monats werden Regentage mit kühler Luft häufig genug abwechseln. Bei entstehenden Gewittern werden starke Regengüsse, an vielen Orten mit Schlossen begleitet, einfallen, und um Johannis manche Flüsse bedeutend anschwellen, doch wird die Heu-Ernte größtentheils gut gerathen, so auch das Getreide. Im Juli sind, bei warmen Tagen, doch mehrentheils kühle Morgen zu erwarten. Im Ganzen wird die Sommerwärme zwar nicht viel geringer als die vorjährige seyn, die Badegäste aber in den Kur-Orten, zumal wenn diese in Bergschluchten belegen oder mit Waldungen umgeben sind, werden manche unwillkommene Regentage haben. Im August werden zwar manche Gegenden am Rhein und an andern Flüssen vom hohen Wasser leiden, dafür aber durch den Wein entschädigt werden, der, was ihm an Menge abgeht, durch eine noch bessere Beschaffenheit, als die des vorjährigen, ersetzen wird. Der September wird größtentheils erheiternd und angenehm seyn, und überall wo die Frühjahrsregen die Baumblüthe nicht gestört haben, sehr obstreich werden. Der October wird mehr Regentage und mehr kalte Nächte haben, als die vorjährige. Ueber die Beschaffenheit des Winters wird sich Hr. Professor Dittmar späterhin erklären. Zum Schluß sagt er: „Zufolge der Haupt-Basis meiner Witterungskenntniß ist meine Vorher-Anzeige wie auf Felsen begründet, und wird, so viel mir vor jetzt über Europa's Winterzustand bekannt geworden ist und die Wetter-Kuriere noch nicht eingeführt sind, im Allgemeinen zutreffen." (Die kleine Schrift, 10 Bogen stark, kostet 24 Grote, und ist zu haben bei Haude und Spener, in Berlin. Und in hiesigen Buchhandlungen.)

---

* Der Glaube an Gott.

Wenn auf des Lebens finstern Wogen
Der leichte Kahn verlassen schwebt;
Und wo sonst ruhig Schwäne zogen,
Der Führer nun im Dunkel bebt —
Die blüthumrankten Ufer schwinden —
Die Welle birgt sie seinem Blick —
Vergebens ringt er sie zu finden,
Sie kehren immer ihm zurück.
Und betend faltet er die Hände
Das Herz ruft heiß zu Gott hinauf,
Daß er ihm einen Engel sende
Der schützend leite seinen Lauf.
Dann sanfter süßer Gottes Glauben
Reichst du dem Müden deinen Stab,
Und leitest ihn durch heitre Lauben
Zum langersehnten, stillen Grab.
Des Friedens heil'ge Palmen winken,
Umweht von leisem Geisterton
Des Dulders schwere Fesseln sinken
Und freudig nah't er Gottes Thron.

S.....

---

* Das Grabmahl.

An der stillen Pyramide
Wo kein Menschen-Fußtritt rauscht;
Ruht nach frommen Abendliede,
Längst des öden Wanderns müde,
Mancher Dulder unbelauscht.
Fern von seinem Vaterherde

Der ihm manche Freude gab,
Findet der so lang Beschwerte
Ruhe unter fremder Erde
Und ein unbesuchtes Grab.

S.....

Vermischte Nachrichten.

— Ein Einwohner von Dresden bat eine wohlhabende Wittwe zur Gevatterin. Bei dem Kindtaufschmaus macht der Kindtaufspapa vom Anfang an sich sehr viel zu schaffen, so daß er oft 10 bis 15 Minuten das Zimmer verläßt, um draußen Mehreres zu besorgen. Auf einmal entfernt er sich unbemerkt, läuft in die Wohnung der Wittwe, öffnet mittelst der aus ihrem Strickbeutel heimlich mitgenommenen Schlüssel ihr Zimmer und Büreau, und holt sich aus letzterem 200 Thlr. Der Hauswirth hört im Zimmer der Wittwe Geräusch, weiß, daß sie abwesend ist, und kommt daher, zu sehen was vorgehe. Der Kindtaufpapa ist ganz unbefangen; erzählt, daß er der Lohnbediente vom Gevatterschmaus sey, und von der Wittwe den Auftrag erhalten habe, ihr ein Paketchen zu holen, was sie dem kleinen Päthchen einbinden wolle. Der Hauswirth geht indessen doch noch, um zu sehen, ob das seine Richtigkeit habe, und so wird denn der fröhliche Kindtaufschmaus sehr unangenehm gestört und das vermeintliche Eingebinde gerettet.

— Als zu London neulich ein Franzose einem englischen Soldaten begegnete, welcher die Waterloo-Medaille im Knopfloch trug, bemerkte ersterer spöttelnd: daß er sich wundere, wie ihm die Regierung mit einer solchen Kleinigkeit, die keine 3 Franken werth sey, belohnen könnte. Der Soldat erwiederte: es ist wahr, diese Medaille kostet meiner Regierung vielleicht nicht mehr als 3 Franken; allein sie kostet den Franzosen einen Napoleon.

— Eine gewisse Miß Lucie W., die höchst schöne und einzige Tochter des Squires W., unweit Ipswich, endete unlängst selbst durch einen Pistolenschuß ihr Leben, wegen der Untreue ihres Liebhabers, an dem nemlichen Tage, da derselbe mit einer Miß P. getraut wurde, und das zwar in der Kirche während des Trauungsaktes, keine vier Schritte von dem Ungetreuen.

* Charade von drei Sylben.

Tief in des Forstes dichte Schatten,
Siehst du die Erste ängstlich fliehn;
Wenn über die beblümten Matten,
Des Jägers wilde Rüden ziehn.

Die Wolken ziehn, die Stürme heulen,
Die Zweite öffnet ihren Schlund;
Der Schiffer zagt, die Nachen eilen,
Der Anker wühlt im Kieselgrund.

Und als ich dir das Ganze reichte,
— Sprach ich die Letzte freundlich aus —
Wo es an Deiner Brust verbleichte,
Wie jeder andre Blumenstrauß.

Wollt ihr des Räthsels Deutung finden? —
Dürft mit dem Sprachgebrauch vertraut,
Euch nimmer an die Schreibart binden,
Nur an der Töne Einzel-Laut.

A. Daeves.

Auflösung der Homonyme in Nro. 34.

Spiel.

Nro. 36.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 6. May 1819.

* Erste Liebe.

Aus einem größeren Gedichte von S....

O Hoffnung, nicht Verlangen,
O Sehnsucht, nicht Begier!
Ein Beben und ein Bangen
Scheu vor des Himmels Thür.

Ein Ja aus allen Trieben,
Und wieder keusches Nein;
Das ist das erste Lieben,
Das erste muß es seyn!

Das ist die Lieb' auf Erden
In halber Kinderzeit,
Erfüllet wird sie werden
In jener Herrlichkeit.

Verlieren und entsagen
Das macht auf Erden reich;
Das Finden und Erjagen
Ist für das Himmelreich.

Das Wunder; oder: theile redlich.

(Schluß.)

Der Fürst. Ei vorzüglich des letzten Umstandes wegen.

„Nun, sehen Sie" — versetzte der kluge Bauer — „darum, daß ich den Fisch stahl, können Sie mir immerhin 30 bis 40 aufzählen." Hier ging er zur Thür und holte seinen derben Knotenstock; reichte ihn darauf dem Fürsten hin und bog den Rücken krumm. „Ich werde das Empfangene schon wieder los werden, wenn es mein gnädigster Fürst erlauben wird.

Der Fürst. (mit lautem Lachen.) Vortrefflich, Bauer! Dein Theilungsplan konnte nicht besser seyn; Du verdienst für diesen Einfall noch 5 Goldstücke. Komm! nimm sie alle funfzehn, und nun halte erst her! Der Fürst nahm jetzt den Prügel und gab ihm damit dreißig leise Schläge. Nun geh — rief er — und sieh zu, daß Du sie los wirst, gieb aber jedem das Ganze.

„Ich danke für das gnädige Geschenk; das Letzte aber denke ich schon an den Mann zu

bringen.“ Damit trollte er sich aus dem Zimmer.

Auf dem Saale, unweit der Treppe, stand schon Hans Schlau, der Kammerdiener, bereit, um die Hälfte des Geschenks in Empfang zu nehmen. Allein der Bauer schien ihn nicht zu bemerken und eilte, mit gewaltigen Schritten der Treppe zu. Halt! halt! — rief Jener — wohin so schnell? — Kennst Du unsern Vergleich nicht? — Gleich die Hälfte her, oder ....

Ach ja so! Ich hätt's bald vergessen! Recht gern! Damit packte er ihn beim langen Zopf, legte ihn zur Erde und nun ging's frisch darauf los, indem der Sprecher der folgenden Vers dazu sprach, (der Bauer war ein Genie, wie wir schon gesehen haben) und zu jeder Sylbe einen Hieb austheilte:

Schlag — ich — nicht, — so — schreist — Du — nicht —
Kann — nicht — hel — fen — ar — mer — Wicht —
Willst — Du — von — dem — Wun — der — schmau — sen —
Muß — der — lan — ge — Prü — gel — sau — sen. —

Der redliche Theiler war noch nicht zur Hälfte fertig, da stürzten, durch das kannibalische Geschrei des Empfängers herbei gerufen, mehrere Kameraden des Letztern herbei, um ihn von den derben Fäusten zu befreien und zugleich wahrscheinlich das Wiedervergeltungsrecht in Kraft zu setzen. Doch zwischen der geöffneten Thür her erscholl furchtbar des Fürsten Stimme also: „daß sich Keiner an dem Bauer vergreift, oder ihn zu hindern sucht. Bauer, theile redlich!“ — Ja, gnädigster Herr, ich meine, er soll sich nicht über Betrügerei beklagen; damit fing er wieder an und ließ den Stock nicht eher ruhen, bis das Wort sausen zwischen den Lippen durchgeschlüpft war.

Weit leichtern Herzens — aber zu seiner Freude schwerer in der Tasche — ging er die Treppe hinunter, als er sie hinaufgestolpert war.

Auch unten, wie oben, schien der Bauer durchschleichen zu wollen; doch der Offizier in der Wache verstand zu wachen und aufzupassen. Sehr unsanft faßte dieser den Erstern an dem Arme, riß ihn zurück und befahl ihm, das nun herauszurücken, was er bedungen habe, nemlich die Hälfte.

„Ach so! — nicht mehr denn billig! — Der gnädige Herr oben hat sogar befohlen, ich sollt's Ganze Ihm hier abliefern. Dabei faßte er das gestiefelte und gespornte Männchen und fing das oben geendigte Spiel in eben der Art hier wieder an, würde aber von mehreren herzugesprungenen Soldaten gehindert seyn, wenn nicht schon ein vom Fürsten nachgeschickter Kammerdiener eben erschienen wäre, durch den Se. Durchlaucht bei schwerer Strafe anbefehlen ließ, daß keiner im Geringsten dem Bauer hinderlich seyn, oder ihm etwas Uebels zufügen solle.

Demnach fing er auch hier seinen Sermon an: „Schlag ich nicht ꝛc.“ — bis er, nach der schon oben beschriebenen Methode, zu Ende war.

Fröhlich und heitern Muths, die Sorgen aus dem Herzen und die Falten von der Stirn, ging er heim zum lieben Weibchen, um die Thränen der Noth abzutrocknen, und schlug noch oft unterwegs an seine Tasche, um an dem lieblichen Geklinger sein Herz zu weiden.

Nicht so lieblich und erfreulich, sondern furchtbar donnernd, schallte es unterdessen zu den Ohren der beiden Bezahlten. Gleich nach-

her, wo der Offizier sich mit dem Bauer, wegen der Theilung, aus einandergesetzt hatte, ließ der Fürst den Erstern, nebst dem Kammerdiener, vor sich rufen, und nachdem sie einige Sekunden in furchtbarer Stille Zeit hatten, sich aufs Schlimmste gefaßt zu machen, fing der Fürst also an:

„Ihr Vermessenen! Wie dürft ihr es wagen, meine Unterthanen so zu behandeln, wie ich es heute erfahren habe, daß ihr sie entweder gar nicht, oder nur Bedingungsweise zu mir kommen laßt!? Ich will meinen Unterthanen ein Vater seyn; besonders den Armen und Unglücklichen, denn diese bedürfen meiner am nöthigsten, und ihr wollt diese abhalten, vor mich zu kommen; oder ihnen wol gar, Räubern gleich, das wieder abnehmen, was ihre Noth mildern soll? — Schert euch zum T... ihr Schuffte! Es ist ein Verbrechen, das ihr begangen habt, und dafür verdient ihr lebenslange Gefangenschaft. — Doch sollt ihr noch meine Milde erfahren und statt dessen morgen über die Grenze gebracht werden."

Dem Offizier wurde am folgenden Tage vor der Fronte des Batallions der Degen zerbrochen und die Uniform ausgezogen, worauf dann beide unter Bedeckung aus dem Lande gebracht wurden.

So endigte sich diese Begebenheit mit dem Wunder, das in seinen Folgen für den Bauer über alle Erwartung erfreulich, für den Fürsten aber äußerst lehrreich und wichtig geworden war; denn er überzeugte sich, daß beim besten Willen des Fürsten, sein Volk wahrhaft zu beglücken, er in diesem edlen Bestreben oft durch treulose, eigennützige Diener gehindert werde. Darum war es Hauptgrundsatz des Herzogs von W., nie sich zu sehr auf die — oft nur scheinbare — Treue seiner Staatsdiener zu verlassen, sondern er sah selbst nach, erforschte und untersuchte in jeder Art seine Staatsverwaltung. Wenn er dann treulose oder nachlässige Diener antraf, so wurde ihnen brav auf die Finger geklopft.

Um nun aber sich von Allem, in seinem Lande, was merkwürdig war, und das entweder die Wohlfahrt seines Volks beförderte, oder im Gegentheile hinderte, von der Handhabung der Gerechtigkeit u dergl. mehr, selbst zu überzeugen; so wollte er, daß Jeder, der ein Gesuch bei ihm hatte, freien, ungehinderten Zutritt haben sollte, damit er sich dann genau nach diesem und jenem erkundigen konnte.

Jenes Uebel, den Unterthan — ihn entweder selbst, oder seine Bittschrift — nicht vor den Fürsten zu lassen, dessen sich die beiden Diener zu Schulden kommen ließen, und dem der wackre Herzog so glücklich auf die Spur kam, soll, wie es oft verlautet, noch hie und da in unsern Zeiten, an einigen Fürstenhöfen in den Vorzimmern herum schleichen, theils da, wo der Fürst aus Phlegma, oder Sinnen und Denken, wie er seine plaisirs anordnen will, sich gar nicht mit der Regierung befaßt; oder andern Theils auch da, wo der Fürst Herzensgüte in dem Maaße besitzt, um denjenigen, die ihn umgeben, deshalb das Beste zuzutrauen, weil er selbst gut ist; der nur das Gute befiehlt, aber nach der Vollstreckung seines Willens nicht nachsieht.

Wer da dem Fürsten kein Wunder vorzuzeigen hat, oder dem, im Vorzimmer sich befindlichen, Hans Schlau keine Goldstücke in die Hand drückt, der glaube nur, daß für ihn die Thüren zum Zimmer des Fürsten nicht zu eröffnen sind!

---

*

Sonderbare Verfügung eines Sterbenden.

— Am 4. März starb zu Langenthal der durch verschiedene seiner kleinen satyrischen Schriften, und mehr wegen der ihm dadurch erwachsenen Verfolgungen, durch seinen komischen Fensterladen-Prozeß u. s. w. in einem guten Theil der Schweiz bekannt gewordene Landarzt Dennler, im 65sten Jahre seines Alters. Seine Satyre schonte keines Vorurtheils, keines Standes, keines Mannes; dadurch zog er sich viele Feindschaft zu, vielerlei Verfolgung, selbst obrigkeitliche Bestrafungen. Die änderten ihn aber nicht; denn er war, was er war, nicht durch Künstelei, sondern von Herzen und aus Ueberzeugung. Als er ungefähr vier Wochen vor seinem Tode an der Wiedergenesung verzweifelte, bestellte er seinen Sarg, der von da an seinem Sterbebette beständig gegenüber stehen mußte. Er verordnete dann. Er wolle nicht in gute Leinwand gehüllt seyn als unnützen Prunk, sondern man sollte seinen Leichnam in altes Packtuch wickeln, dann im Sarge denselben mit Glasscherben umgeben, und so jeden Raum im Sarge mit zerbrochenem Glase ausfüllen. Den Titel von Haller's Buch: „Restauration des Staatsrechts" u. s. w. legte er so in den Sarg, daß er mit einem Theil des Körpers darauf zu liegen kam, den man nicht gern nennt. Sein Wille ist vollzogen.

Dankbarkeit.

Mehrere Jahre vor der französischen Revolution besuchte ein junger Wundarzt, Herr Vaillant, Einen seiner Freunde, der sich an Bord eines englischen Schiffes befand, das im Hafen von Brest lag und hörte eine Stimme, welche noch sehr jugendlich klang, die bittersten Wehklagen ausstoßen. Als er sich nach der Ursache erkundigte, erfuhr er, daß es der Kajütwächter sey, der sein Bein auf eine solche Art gebrochen habe, daß man die Abnahme desselben für nothwendig halte; der Knabe, der lieber todt als ein Krüppel seyn wollte, gerieth in die größte Verzweiflung, als er diese Nachricht vernahm. „Armer Junge, redete ihn Vaillant an, wie alt bist du?" — — „Erst vierzehn Jahre." — „Dies ist hart, erwiederte der gutmüthige Wundarzt, wenn man schon in einem solchen Alter ein Krüppel werden soll; ich wünschte doch dein Bein zu sehen."

Dieser Wunsch ward ihm sogleich gewährt; er untersuchte den Schenkel und bat, man möchte die Operation noch bis Morgen früh verschieben. Der Schiffswundarzt sträubte sich aus allen Kräften dagegen und sagte, daß es dann zu spät seyn würde; allein das Bitten des Knabens bewegte den Kapitain des Schiffs zum Mitleiden. Herr Vaillant sagte, er stehe mit seinem Leben dafür, daß kein Uebel daraus erfolgen werde, wenn man die Abnahme noch verschiebe. Der Schiffswundarzt gab darauf auch seine Einwilligung, daß man noch einen Versuch mache.

Der französische Wundarzt legte sogleich einen Verband an den Fuß und den Morgen darauf sah dieser viel besser aus, so daß man ihn Herrn Vaillant nach seinem Gutdünken behandeln ließ. Durch seine Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit gelang es ihm, den unglücklichen Knaben bald völlig wieder herzustellen.

Die glühende Dankbarkeit des Knaben rührte das Herz des gutmüthigen Franzosen innig, der ihn sehr ungern verließ. Zwanzig Jahre darauf brach die französische Revolution aus und Vaillant wurde, wie so viele Andere,

ein Opfer derselben. Er entging zwar der Guillotine, aber bloß, wie er glaubte, um auf eine desto schrecklichere Art sein Leben einzubüssen. Er war Eines von den unglücklichen Schlachtopfern, welche nach Guyana verwiesen wurden und er sah im Voraus mit Grausen den elenden und langsamen Tod, der hier, durch die Einwirkung des Himmelstrichs veranlaßt, auf ihn warte.

Auf der Reise nach ihrem Verweisungsorte bot sie ein englisches Kriegsschiff ein, das sie sogleich angriff. Man kann sich leicht denken, mit welcher Angst die Gefangenen den Ausgang des Gefechts erwarteten, der, wenn er sie in die Hände eines großmüthigen Feindes brächte, sie von dem schrecklichen Schicksale befreien werde, zu dem sie bestimmt waren.

Ihre Angst dauerte nicht lange: der Sieg erklärte sich bald für die Engländer und der Kapitain der Letzten kam mit Einigen von seinen Seeleuten an Bord, um die Gefangenen von ihren Fesseln zu befreien.

„Seyn Sie gutes Muths, meine Herren! redete er sie in französischer Sprache an; Sie sind nicht in die Hände von Feinden gefallen, sondern in jene von Männern, die alles thun werden, um Ihr Unglück zu erleichtern. Ich habe Ihrer Nation viel zu verdanken und, so Gott will, werde ich meine Schuld gegen Sie, so viel in meinen Kräften steht, abtragen."

Bei diesen Worten trat er vor, um denjenigen loßzumachen, der ihm am nächsten stand. Als er ihn ansah, stutzte er und betrachtete ihn einen Augenblick genauer. Jetzt stürzte er ihm in die Arme und rief: „mein Freund, mein Retter! haben Sie mich vergessen? Erinnern sie sich des kleinen Jack nicht mehr, der Ihnen alles zu verdanken hat, was er ist und hat?"

Vaillant sah mit Erstaunen die schöne männliche Gestalt an, in der er nie den armen Cajütwächter wieder erkannt haben würde, aber bald fand er, daß, wenn sich auch seine Gestalt verändert hatte, doch sein Herz dasselbe geblieben war. Kapitain P... war eben so dankbar gesinnt, als es der kleine Jack vor zwanzig Jahren gewesen war. Vaillant begleitete ihn nach England und es war sein eigener Fehler, daß er nicht dablieb, um seine Tage in Ruhe und Gemächlichkeit von dem Ertrage des wohlerworbenen Vermögens des Kapitains hinzubringen, allein er hatte eine zu hochherzige Denkart, als daß er von der Großmuth seines Freundes hätte leben sollen, welcher ihm indessen alle mögliche Gefälligkeiten erwieß.

Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß sich der Kapitain zu dem Posten, den er bekleidete, durch seine Tapferkeit und sein Benehmen emporgeschwungen hatte. Diese hatten ihn zu einem Liebling des Volks gemacht und seine liebenswürdigen Eigenschaften gewannen ihm Aller Herzen. Wohin er eingeladen ward, da begleitete ihn auch Vaillant und sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigte, erzählte der brave Seemann mit aller Offenherzigkeit die Umstände, die sie zuerst mit einander bekannt gemacht hatten. Die Folge davon war, daß sich Vaillant durch seine Kunstgeschicklichkeit bald ein gutes Einkommen erwarb und der edelmüthige Kapitain freuete sich herzlich, wenn er seinem Freunde nur den geringsten Dienst erweisen konnte.

Andeutungen.

Menschen, die von Gott nichts wissen, wissen in der Regel auch nichts von sich selbst. Eins folgt aus dem andern. Wer sich kennen

lernt, muß nothwendig auf Gott, als die erste Ursache seiner Existenz, hingeführt werden.

Es giebt mancherlei Wunden: viele heilt die Zeit; aber eine kann sie nie oder doch nur äußerst selten, heilen. Das ist die, welche die Liebe schlägt. Sie vernarbt zwar von Zeit zu Zeit; aber sie bricht immer wieder, wie alte Schäden, von neuem und jedesmal gefährlicher auf.

Wer unten am Fuße eines Berges steht und hinaufschaut, dem erscheint er wohl mühsam und beschwerlich zu ersteigen, dessen Auge entdeckt nur wenige, vielleicht auch gar keinen Ruheplatz. Aber nur muthig bergan! Mancher Baum wird Dich, schattenstreuend, zur Ruhe einladen, manche lachende Aussicht Dir sich eröffnen — und hast Du den Gipfel nur erst erreicht: wie anmuthige Thäler werden sich vor Dir ausbreiten.

Häuslichkeit und Demuth sind die zwei ächtweiblichen Tugenden. Der zarte Thautropfe, der, von der Muschel enger Hülle umfangen, zur köstlichen Perle wird, zerfließet zum Nichts im Ocean.

---

*Anekdoten.

Die Uhr schlug. Der Kranke nahm Arznei. Spüren Sie Besserung nach diesem Mittel? fragte der gegenwärtige Arzt. „Nein," klagte jener: „Verschlimmerung spüre ich!" Und warum nehmen Sie sie denn? „Sie ist ja doch einmal bezahlt!" war die Antwort.

Der Sohn eines Handwerkers in einer Hauptstadt war Schauspieler und Mitglied des Theaters im Wohnorte des Vaters. Ein Freund des Alten aus der Provinz besuchte ihn und sprach mit ihm von seinem Sohne, wobei er den Wunsch äußerte, den jungen Mann einmal spielen zu sehen. Papa führte den Fremden in's Parterre. Der junge Mann, der es noch nicht weit in der Kunstübung gebracht hatte, trat mehrere Male auf, setzte Stühle, brachte einen Brief u. s. w., ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Die Vorstellung ging zu Ende. Hm, urtheilte der Besucher: Dein Sohn spielt ganz gut, aber er hat ja kein Wort geredet? „Ja, siehst Du, Bruder," erwiederte dieser: „das verdrießt mich eben. So eigensinnig ist der verdammte Junge von Jugend auf gewesen. Wenn er, wie heute, nicht sprechen will, so thut er es nicht, und wenn der Director sich auf den Kopf stellt!"

---

*An — H.....

Da sah' ich dich im stillen Laubengange,
O Lina dich!
Und eine Thrän', geperlt auf deiner Wange —
So sah' ich dich.

Sanft wie ein bleiches Rosenblatt, getragen
In weicher Luft, —
So wanktest du mit wehmuthsvollem Zagen
Im Blüthenduft.

Jetzt weiltest du an einem Myrthenstrauche
Und eine Thrän'
Fleht jammernder in deinem schönem Auge
Zu jenen Höh'n.

Ein Engel stand'st du da, vom Schmerz vergöttert —
Jetzt sinkt dein Blick —
Und tiefer wühlt dein Schmerz und schmettert
Dich wild zurück.

Und stiller wird's und hell und heller zittert
Des Mondes Licht!
Horch! Lina wird vom zarten Laut erschüttert:
„O weine nicht.“

Und Tröstung rann auf sie — und meine Wange
Glüh't höher mir,
Und lauter schlug mein Herz im Laubengange —
O Lina Dir!

S.....

---

* An M. B.

Scheint ihr wieder! kleine Lebenssonnen?
Hab' ich wieder meinen Freund gewonnen,
Der mir fast verloren ging?
Ja gewiß, er selbst, er glaubt es nimmer
Daß, so hoch die Spannung stieg, doch immer
Liebend Herz noch treulich an ihm hing.

Mit der Blume zart verbunden schwebest
Du dahin, o Schmetterling, und strebest,
Anderweitig den Genuß zu spähn!
Was die Treue dir gegeben, schwindet,
Wenn ein neuer Schein die Freud' umwindet,
Kann die Täuschung auch die Lust erhöh'n?

Kehr' zurück zum schönen Blumenflore,
Wonnetöne klingen deinem Ohre
In der alten Freundschaft schönem Gang!
Willst du aber schnöde abwärts wandeln,
Himmlischem Gesetz zuwider handeln
Hüte dich! dies ist ein schlimmer Hang!

M.

---

* Das Theater betreffend.

Mehrere Freunde der Kunst hegen den Wunsch, daß es der hiesigen Theater-Direction doch gefallen möge, da Fräulein Hanf wieder hergestellt ist, ihnen bald den so langersehnten Genuß der Aufführung der „Sappho“ von Grillparzer und die Darstellung des „Wallenstein“ von Schiller zu verschaffen; auch hoffen sie, daß, ehe die wärmeren Abende eintreten, Herr Director Ringelhardt sein Versprechen erfüllen und die Oper „Tankred“ auf welche die Unterzeichneten schon lange vergeblich harrten, auf die Bühne bringen werde. —

A. — Z.

Vermischte Nachrichten.

— Kürzlich hat sich in der Nähe von Aalen eine schauderhafte Mordgeschichte zugetragen. Der Schullehrer des benachbarten Dorfes Fachsenfeld hatte seinem Vorgänger, dem in Ruhestand versetzten Schullehrer, einen jährlichen Ausbeding von ungefähr 100 fl. zu reichen, welcher Last er los zu seyn wünschte. In Gemeinschaft mit seinem Weibe, welches ihn sehr darin bestärkte, ersann und vollführte er einen Mordplan. Durch ein junges Mädchen wurden dem alten Schullehrer und seiner betagten Frau vergiftete Würste ins Haus geschickt, und dem Mädchen aufgetragen, zu sagen, diese Würste seyen ein Geschenk von der auswärts verheiratheten Tochter der Alten, welche geschlachtet habe. Das Mädchen erhielt einen gleichfalls vergifteten Apfel zur Belohnung, welchen sie nicht eher essen dürfte, als nachdem sie die Würste überbracht habe; um auf diese Art die Entdekkung des Mordes zu verhindern. Das Mädchen gehorchte pünktlich, aber die Vorsehung wachte über ihr Leben. Als sie den Apfel, nach verrichtetem Auftrag essen wollte, war er durch die Wirkung des Giftes schwarz geworden, weswegen sie ihn wegwarf. Mit Gebet hatte sich der junge Schullehrer und sein Weib zu dieser gräuelvollen That vorbereitet, und jetzt riefen sie Gottes Segen um Gelingen an. Die Alten

aßen die Würste und freueten sich des kindlichen Andenkens der Tochter. Sogleich wurde die Frau ein Opfer des Giftes; den alten Mann rettete schnelle Hülfe; auch eine Katze, die ein Stückchen Wurst erhalten, war im Augenblicke todt. Die Vergiftung war augenscheinlich; leicht wurde die Ueberbringerin ausgemittelt, und eben so schnell die Schuldigen ergriffen, welche sogleich gestanden, und jetzt ihre Strafe erwarten.

— Das Oppositions-Blatt berichtet Folgendes aus Sachsen: „In einer kleinen Stadt unweit ... befinden sich zwei Justizämter. Vor einigen Monaten heirathete ein Amtmann die Tochter des andern. Um diese hohe Verbindung beider Amtleute mit Geschenken auszustatten, läßt der Amtsinspektor von den Bauern eine Art von Hochzeitssteuer in den Amtsdörfern durch Subscriptionen einsammeln. Bei den Dörfern des einen Amts wird den Bauern gesagt, im andern hätte man reichlich unterzeichnet, und sie möchten sich von jenen ja nicht übertreffen lassen. Und da der gedrückte Amtsbauer durch unangemessene Straßenbaufrohnen der Willkühr, die ihn züchtigen und loslassen kann, unterworfen ist, auch damals Frohnfuhren für die wilden Schweine thun mußte, weil der Eichelschlag im großen Walde verpachtet war und nun aus einer drei Meilen entfernten Waldung die Eicheln für das liebe Vieh durch Bauern herbeigefahren werden mußten, so unterzeichnete er aus Angst. Diese Geschenke haben der Hochzeit einen besondern Glanz verliehen. Silberne Löffel und Kaffeeservice sind gütigst angenommen worden. Selbst ein Steingutservice, das der Amtsfrohn darbrachte, hat ein hochlöbliches Amt nicht verschmäht."

---

* Zweisylbige Charade.

Er und Sie.

Erste Sylbe.

Er:

Wenn die Nacht es mir gewähret
Nah' ich mich im Mondenschein;
Wo kein frecher Lauscher störet
Harr' ich dein im Buchenhain!

Zweite Sylbe.

Sie:

Durch des Kummers öde Weiten,
Durch der Freude Lustrevier,
Soll es ewig dich begleiten
Liebend; — denn es kommt von mir.

Das Ganze.

Beide:

Mag es uns stets Freuden spenden,
Treuer Liebe Hüter seyn:
Jeden Lauscher von uns wenden
Abends dort im Buchenhain!

A. Daeves.

Auflösung der Charade in N. 35.

Reseda.

Druckfehler.

In Nr. 35 S. 274. Sp. 1. Z. 26 lese man erhalten statt verschaffen — und Z. 27. ebend. gelang statt erhalten.

Nro. 37.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 9. May 1819.

* Pope's Versuch über den Menschen.

(Verdeutscht von Noeldeke.)

Zweite Epistel.

Vers. 1. — 19.

Kenn dann dich selbst, nicht wage Gott zu richten;
Der Mensch nur ist des Menschen wahres Dichten.
Auf diesen Isthmus einer mittlern Welt,
An Weisheit dämmernd, riesengroß, gestellt,
Schwebt er in Mitte; — soll er ruhen, handeln?
Ein Gott sich wähnen oder Thier im Wandeln?
Mehr Geist seyn, oder Glied der Körper-Zunft? —;
Entblüht, zu welken; — irrend, mit Vernunft. —
Und trotz Vernunft in Zweifel gleich versenket,
Ob er zu viel, ob er zu wenig denket? —;
Ein Chaos von Gedank' und Leidenschaft;
Stets selbst getäuscht, und Täuschungen entrafft;
Geschaffen halb, zu steigen, halb, zu fallen;
Gebieter aller Ding', und Beute Allen;
Der Wahrheit Richter nur, von Trug umstellt;
Der Ruhm, das Spiel und Räthsel dieser Welt.

Geh, Sonderling, dem Wissen nachzuklimmen,
Der Erde, Luft und Flut Maaß zu bestimmen.
Schreib Wandersternen ihre Bahne vor,

Vers. 20. — 42.

Die Vorzeit meistre und der Sonne Chor;
Mit Platon schwing dich auf zum Quell der Klarheit,
Der Ur-Vollendung, Güte, Schöne, Wahrheit;
Wenn nicht, durchirre seiner Jünger Bahn,
Und nenn' Vergötterung sinnlosen Wahn;
So drehn am Indus Priester sich in wilden
Hauptwirbeln um, die Sonne nachzubilden.
Trag' ew'ger Weisheit Herrscher-Lehren vor,
Dann sink' in dich zurück und sey ein Thor!
Als einen Sterblichen jüngst höh're Wesen
Sah'n öffnend der Natur Gesetzbuch lesen,
Erstaunet ob der Erden-Weisheit schier,
Sah'n Newton sie, wie einen Affen wir.
Könnt' er, deß Regeln selbst den Schweif-Stern binden,
Nur eine Kraft in seinem Geist ergründen?
Er, der ihn dort hieß auf-, hier niederglühn,
Sein eignes End' erklären und Beginn?
Was Wunder dann? — des Menschen höh'res Leben
Kann zwanglos sich von Kunst zu Kunst erheben;
Doch, wann sein eignes, großes Werk anhebt,
Trennt Leidenschaft, was die Vernunft gewebt.

Im Wissen laß Bescheidenheit dich leiten,
Kein Stolz müß' es mit seinem Zug begleiten.

Vers. 43. — 84.

Entferne von der Wissenschaften Bahn,
Was Pracht nur ist, nur Leerheit, Putz und Wahn
Und Gauckelei mit Umfang deiner Kräfte,
Und Künstlichkeit und witzelnde Geschäfte.
Fort mit dem Ganzen! oder abgehaun,
Was wuchernd läßt als Kunst das Laster schaun,
Wie kleine Summe bleibt vor deinem Blicke
Wohlangewandt, wohlanwendbar, zurücke!

Zwei Angel-Trieben giebt die Seele Raum;
Selbstlieb' als Sporn, Vernunft als ihrem Zaum.
Kein Name mag als gut und schlecht sie spalten;
Jedwede strebt das Ganze zu gestalten.
Dem zweckgemässen Wirken schreibe du
Das Gute, dem Unzweck das Böse zu.

Selbstlieb' ist Seelen-Triebwerk zur Bewegung;
Vernunft hält gleiche Waag' ob Aller Regung.
Kein Mensch hätt' ohne jene That — Gefühl,
Und ohne diese seine That kein Ziel; —
Gleich Stauden, angewurzelt, Saft zu fodern,
Sich fortzupflanzen und dann zu vermodern.
Wenn nicht als Feuer, das durch Wolken fährt,
Er, Andere zerstörend, sich verzehrt.

Der Grundtrieb, der bewegt, heischt größte Stärke,
Er drängt und treibt und hebt zu thät'gem Werke;
Der Wägende liegt sanft und still; — er hat
Beruf zu Rückhalt, Vorbedacht und Rath.
Selbstlieb' erstarkt beym Nah'n der Gegenstände,
Die der Vernunft ruhn an der Aussicht Ende.
Ein baares Gut will Gegenwart dort leihen,
Vernunft sieht Zukunft und der Folge Reihn;
Mehr als Beweise drängt der Reiz in Schaaren,
Doch wachrerm Blick droht stärkrer Arm Gefahren.
Der Stärkren That zu hemmen mit Bedacht
Brauch die Vernunft, hab' auf Vernunft stets Acht;
Obacht, Gewöhnung und Erfahrung siegen,
Vernunft wird stark, Selbstliebe muß sich schmiegen.
Mag seiner Schulwitz diese Freund' entzwein,
Bemüht um Spaltung mehr als um Verein,
Und mit des Scharfsinns allzuraschem Walten
Sinn und Vernunft, und Gnad' und Tugend spalten.
Schulweis' und Thoren, um ein Wort uneins,
Sind oft desselben Sinnes oder keins.

Vers. 85. — 125.

Ein Ziel will die Vernunft und Eigenliebe;
Sie fliehen Pein, Lust suchen ihre Triebe.
Die hier verschlürfte gern, was sie ergötzt,
Die dort will Thau, doch Blumen unverletzt.

In Lust, unrichtig oder recht verstanden,
Ist größtes Gut und Uebel uns vorhanden.
Der Selbstlieb' Arten nenne Leidenschaft,
Wahr- oder Schein-Gut regt sie an mit Kraft.
Doch da nicht jedes Gut wir können theilen,
Und uns Vernunft heißt, unseres ereilen:
Ziehn Leidenschaften, selbstisch zwar, — sind gut
Die Mittel, — zur Vernunft, werth ihrer Hut.
Und so beschützt, veredelt sich ihr Samen
Zu höherm Ziel und nimmt der Tugend Namen.

In träger Apathie schauprange dreist
Der Stoa harte Tugend; — hart? — vereis't,
Verschrumpft, vereinsamt in des Busens Zelle.
Doch Rast nicht, Uebung ist der Thatkraft Quelle.
Der Sturmwind, der die Seele regt nnd treibt,
Mag theilen, schaden, doch das Ganze bleibt.
Des Lebens Meer läßt tausend Pfade finden;
Vernunft ist Kompaß, Leidenschaft gleicht Winden.
Nicht nur auf stiller Flur ruht Gott der Herr,
Auf Sturmes-flügeln auch brauf't er daher.
Der Element' und Leidenschaften Stärke,
Trotz Kampfgier, mischt sich sanft in seinem Werke.
Es gnügt, sie mildern und gebrauchen; — kann
Des Menschen Seyn zerstören Menschen-Wahn?
Gnug wenn Vernunft kommt der Natur entgegen,
Sie bändigt, mischt, ihr folgt und Gottes Wegen.

Hoffnung und Lieb' und Freud' im goldnen Tanze
Der Lust; — Haß, Furcht und Gram im Dornen-Kranze,
Wenn Kunst sie mischt, Begränzungen nicht fehlen,
Sind Waag' und Zünglein und Gericht der Seelen,
Sind Licht und Schatten, deren Widerstreit,
Gestimmt, dem Leben Kraft und Farbe leiht.

Nach Freuden lüstern immer Händ' und Blicke;
Selbst ruhend schon winkt Lust zu fernem Glücke.
Im Nu sie haschen, künftige erspähn —
Um dies Geschäft muß Seel' und Leib sich drehn.
Ihr Zauber-Kreis ist ungleich an Bezirkung;

Vers. 126 — 140.

Auf andren Sinn hat andrer Reiz-Stoff Wirkung.
Mehr oder minder glüht drum Leidenschaft,
Wann stark sind die Gebild' und wann erschlafft.
Doch eine wird als Herr die Brust durchdringen,
Gleich Aron's Schlang' all' andre zu verschlingen.
Wie, wann ein Mensch den ersten Athem saugt,
Vielleicht schon Tod in ihn als Zunder haucht,
Die junge Siechheit, der er muß erliegen,
Mit seinem Wachsthum wächst, durch Kraft gediegen:
So kam, als Siechheit ihm ins Mark gesprüht,
Die Herrin Leidenschaft in sein Gemüth.
Bald strömt hieher, dem All sonst Nahrungsquelle,
In Leib und Seele, jede Lebenswelle,
Was immer wärmt das Herz, das Haupt erfüllt,
Wann offen ihr Geschäft die Brust enthüllt;

(Der Schluß folgt.)

---

* Ueber Persien.

(Aus der neuesten Reisebeschreibung von Moritz von Kotzebue.)

Zuerst schreibe ich einige Worte ab, die uns über Persien im Allgemeinen unterrichten können. S. 114. sagt der Verfasser: „Wo sind die geträumten Pommeranzenwälder? die Lilienfelder? Nicht einmal grünes Gras sehen wir! Kahle Gebirge, besäet mit Steinen, die dem Ganzen ein graues Ansehn geben, ermüden das Auge. Ein jeder erklimmte Berg erregt von neuem die Hoffnung, hinter ihm die freundliche Natur wiederzufinden, aber vergebens; Berge thürmen sich auf Berge, Steine auf Steine und an den traurigen Anfang knüpft sich ein noch traurigeres Ende.“ Diese Klagen, die eine einzelne Gegend veranlaßt, wiederholt der Verfasser öfterer und mögen wohl auf ganz Persien ihre Anwendung finden. — Nun wollen wir dem Führer in das Einzelne Persiens folgen. Daß Alfanzereien und Sucht nach Reliquien unter den Persern eben so gebräuchlich sind, als in Europa, beweis't Folgendes. S. 60. sagt er bei der Beschreibung des Berges Ararat: „Man zeigt noch eine Stelle, von der es heißt, daß Noah hier den ersten Wein pflanzte. Oben auf der Spitze des Berges sieht man, wunderbar genug, einen schwarzen Fleck, der nie mit Schnee bedeckt seyn soll; gute Christen behaupten, es wäre der Noahkasten selbst; andere minder Fromme behaupten, es wäre bloß der Platz, an dem er gestrandet.“ So lesen wir S. 65., daß in einem Kloster in der Nähe des Ararat ein Stück vom Noahkasten an einer goldnen Kette aufbewahrt wird, das der liebe Gott dem Stifter des Klosters, dem heiligen Gregorius, im Traume gesandt haben soll. Nach S. 91. behaupten die Armenier, daß Noahs Frau in der Stadt Maranda begraben liege; wo? wissen sie selbst nicht. Auch der Spieß, womit unser Heiland durchbohrt worden, befindet sich daselbst. — S. 68 u. ff. ist eine Beschreibung der persischen Häuser, einzelner Sitten und dergl. „Spazierengehen, sagt der Verfasser unter andern, ist bei ihnen eine große Lächerlichkeit und selbst etwas Gemeines. Wenn die Perser Jemand hin und her gehen sehen, so glauben sie, man wolle etwas holen; thut man das nicht, so sehen sie die Gehenden mit Verwunderung an, und glauben, sie seyen verrückt geworden. Nach ihrer Sitte muß man zu Pferde seyn, sobald nur ein Schritt aus dem Hause gethan wird.“ S. 75. geschieht der Sitte Erwähnung, daß die Ueberbleibsel vom Essen, der Bedienung, oder wer sich sonst gerade da befindet, Preis gegeben werden, oft auch dem lauernden Volke. Auch findet man bei den Persern die griechische Sitte wieder, daß die Bedienten nach der Mahlzeit Wasser zum Waschen präsentiren. — S. 81. findet man eine Beschreibung der Kameele. „Die Kameele haben einen wahren Philosophengang, aus dem

nichts in der Welt im Stande ist, sie herauszubringen. Beim Aufladen und Abladen der Sachen lassen sie sich auf den ersten Ruf des Führers auf die Kniee nieder, zwar mit fürchterlichem Geschrei, aber nie ungehorsam. Sonderbar ist's, daß sie selbst die Last fühlen, welche sie im Stande sind zu tragen, und dann auch ohne Befehl aufstehen." — Ueber die Pest theilt uns der Verfasser manche interessante Bemerkungen mit. S. 88. sagt er: die persische Regierung nimmt gegen die Pest nicht die geringsten Maaßregeln (S. 18. bemerkt er: die mahomedanische Religion verbietet irgend eine Maaßregel wider die Pest zu ergreifen; denn man sieht es als eine Sendung vom Himmel an, und stirbt mit vieler Resignation.) Eben so sonderbar ist es, daß die Pest, welche in den türkischen Nachbarbesitzungen fürchterlich wüthet, nie die Grenzen des Araxes übertreten hat. Eine schauderhafte Beschreibung der Pest befindet sich S. 20 — 22. — S. 109. sagt der Reisebeschreiber: „In Hinsicht der Shawls ist man in Europa im Irrthum. Persien hat die allerschlechtesten, die ich je gesehen; denn die besten werden aus Caschemir über Bagdad nach Konstantinopel gebracht, von wo sie nach ganz Europa verschickt werden. Die Preise, die man in Konstantinopel und Rußland für Shawls giebt, können die Perser nie zahlen." —

S. 122. erfahren wir die Ansicht des Reisenden von den berühmten Ruinen der unerklärlichen Stadt Persepolis, ungeachtet der vielen Versuche eines Niebuhr, Herder, u. a. das Räthsel dieser Ruinen zu lösen. „Es ist vielleicht die einzige Ruine in der Welt, von der man nicht weiß, wann sie in diesen Zustand gekommen, noch wann diese Stadt erbaut worden sey, noch wer sie bewohnt habe. Das Sonderbarste ist, daß diese Ruinen keinesweges auf Wohnungen deuten, sondern aussehen, als hätte das Ganze einen ungeheuren Tempel gebildet oder wenigstens viele Tempel." — S. 126 u ff macht der Verfasser die Naturforscher auf die giftige, sogenannte mianische (von der Stadt Miana) Wanze aufmerksam. Das Merkwürdigste an diesen Thieren ist, daß sie die Einwohner nicht beißen, daß der Biß der Fremden aber in 24 Stunden tödtlich ist. Uebrigens gleichen sie den europäischen Wanzen in mancher Hinsicht. — S. 135 enthält ein Beispiel der asiatischen Eifersucht. Als einem Arzte, der sich bei der Gesandtschaft mit befand, ein Paar kranke Kinder von ihren Müttern und Ammen gebracht wurden, hing ein dichter Vorhang zwischen dem Arzte und den Weibern, hinter welchem hervor jenem die Kinder hingehalten wurden. — S. 145 theilt uns der Verfasser den Beweis eines persischen Astrologen für seine Behauptung mit, (die auch der berühmte Tycho gegen Copernicus geltend zu machen suchte) daß die Erde sich nicht um ihre Achse bewege, sondern stehe. Die Natur, sagte dieser, verleiht einer jeden Sache nur eine Kraft, nie zwei auf einmal, sonst wäre sie ungerecht und das darf sie nicht seyn. Hat diese Kraft einmal gewirkt, so ist nichts im Stande, die Wirkung zu vermehren oder zu vermindern und noch weniger eine zweite hinzuzufügen. Wenn die Erde sich um ihre Are dreht, so ist dies schon eine Kraft: folglich kann sie sich nicht zugleich auch um die Sonne drehen; dreht sich aber die Sonne um die Erde, dann dreht sich die Erde nicht um ihre Are. Wir Perser behaupten, daß die Erde stillsteht; zur Freude der Menschen (darin stimmt der gute Mann mit dem großen Plato überein) und des Schach ist Alles erschaffen; wir stehen mit der Erde im Mittelpunkte und sehen dankbar zu. — S. 173 sagt der Verfas-

ser: „es ist bei den Persern Sitte, daß man die Bedienung reich beschenkt und das für eine Kleinigkeit. Oft schicken sie sich nur eine Blume, einen Apfel u. s. w. die man immer mit Geld aufwiegen muß.“ Eben so ist oder war es ja in Italien. In Rom pflegten wenigstens sonst die Bedienten eines vornehmen Herrn, der dem Fremden eine Gegenvisite gemacht hatte, Geld für diese Ehre zu verlangen. — Zum Schluße schreibe ich noch die Art des Schachs ab, einen Reichen arm zu machen, die uns der Verfasser S. 191 mittheilt. „Er sendet ihm nämlich täglich eine Speise aus seiner Küche, für welche Ehre man dem Schatzmeister nicht weniger als 1000 Ducaten überschicken muß. Wird dies einige Wochen fortgesetzt, so ist es natürlich, daß der Reichste arm wird. Will der Schach ihn nun vollend ruiniren, so bestimmt er einen Tag, an dem er er bei ihm zu Mittag speis't, und diese Ehre bringt jenen an den Bettelstab!“ — In Europa möchte es an Pendants zu dieser Liebenswürdigkeit auch nicht fehlen.

So viel der Mittheilungen über Persien. Ich kann mich nicht enthalten, diese Mittheilungen noch mit zweien zu vermehren, die unser Reisende bei Gelegenheit seiner Reise durch die Provinzen von Persien machte. S. 15 erzählt er uns von der Residenz des Kosakenhetman Platoff, (der seitdem auch gestorben ist) Folgendes: „Die Reinlichkeit in den Häusern ist beinahe übertrieben und eigentlich blos eine Folge des religiösen Gebrauches einer Secte, Roskolniks genannt, zu der die meisten Kosaken gehören. Hat ein Russe bei ihnen gewohnt, so werden alle von ihm betasteten Gegenstände als unsauber vom Priester aufs neue eingeweiht, hat man gar Taback geraucht, so muß diese Procedur mehrere Mal vorgenommen werden und ein Gottesfürchtiger baut wohl gar sein Haus um.“ — S. 17 giebt er uns eine interessante Schilderung der Curesten. Ihre heiligste Pflicht ist Blutrache und da nun unglücklicher Weise bei Entstehung des Volkes ein Mord vorgefallen ist, so rächt ihn die ganze Nachkommenschaft bis in Ewigkeit.“ — Mir fiel dabei Grillparzers Ahnfrau ein, mit ihrem ganzen Gefolge ähnlicher Schicksalstragödien; dort ein Volk, hier eine Familie.

Doch nun sey es genug der Versuche, bei meinen Lesern den Wunsch der Lectüre des Buches, woraus Vorstehendes genommen, rege zu machen. Ist in den hiesigen Buchhandlungen schon zu bekommen.

Die Witterung vor 101 Jahren.

Das Jahr 1718 war in ganz Europa sehr heiß und dürr, und die Luft so schwül, daß in Paris alle Theater geschlossen wurden. Neun Monate lang fiel fast gar kein Regen, Quellen und Flüsse versiegten. Das nächstfolgende Jahr war eben so heiß. In Paris stand der Thermometer auf 98° Fahrenheit. Gras und Getreide verdorrten in vielen Gegenden und hier und da sah man Obstbäume zwei bis dreimal blühen.

---

* Das Hut-Abnehmen betreffend.

Ein anderer Kreis von Freunden der Freiheit und Ungebundenheit, und von Feinden des Komplimentirens, der Etikette und des Ceremoniels, schließt sich dem ersteren an, gleichfalls die Anzeige machend, daß man weder auf öffentlichen Spatziergängen, noch auf den Straßen der Stadt den Hut abzunehmen sich vereinigt habe, und hoffend, daß nun wohl Wenige oder Keine

mehr seyn werden, die nicht mit ihnen gleichgesinnt seyn sollten, und beitreten werden zu der Sitte, bloß mit Anlegen der Hand an den Hut zu grüßen, wie andere deutsche Städte bereits das Beispiel gegeben.

* Ermunterung. *)

Das Mädchen.

Warum denn so traurig mit weinendem Blicke?
Es ruft über Völker die Stimme Natur!
Was kümmern uns Fesseln, — der Menschheit Geschicke
Bescheint nicht die Sonne den Fels wie die Flur?
Du siehst das Entfalten der Knospen, der Rosen,
Das Wachsen der Ceder durch Wärme und Thau;
Das Lispeln, das Wehen, das zärtliche Kosen,
Des freundlichen Zephyrs um Blüthen der Au'!

Zur Lyra, zur sanftgestimmten, epheu umkränzten tanze fein gebauter Jüngling; die freien geringelten Locken laß' sie flattern in der Gluth der Freude, um die schaam entglühten Wangen, das trunkene Auge laß' es sich spiegeln in der Bläue des Himmels! Freude, nur Freude, hauche dein süßer Gesang. Ist doch das Leben so kurz und rauschen nicht noch schneller die Wellen der Wonne vorüber? Wie! welkt nicht die Rose der Liebling der Götter, der Charitinen Schmuck? Kaum gepflückt sinken die lieblichen Blätter und nimmer; ach nimmer! entblühet sie wieder! Siehe das Sinnbild des Lebens, der Freude, der Jugend. — So kränze mit Rosen und Veilchen das Haar, nnd mit der Hyacinthe duftender Blüthe; jetzt da die Liebe und Freude dir winkt, und der Himmel der Jugend dir lächelt, jetzt schwärme und rase in himmlischer Liebe und Lust! Ach, nur zu bald entflieht der Jugend rosiger Morgen und thränenbethaut die Augen, wünschest du Amor und Bacchus zurück — aber umsonst flehst du sie beide — nimmer kehren sie freundlich dir wieder! Und der Tartarus winkt dir in grauenvoller Nacht!

So laß sie ertönen der Lyra Besaitung, Wonne und Freude entström' deinen rosigen Lippen und Labung! die Götter selbst neiden die zarte Berührung!

*) Aus Anacreon.

Der Jüngling!

Erwarte von mir nicht die Antwort für Liebe,
Die Freuden der Erde, ja Alles ist Traum;
Die Tage des Lebens sind furchtbar und trübe —
Für mich hat das Grab nur noch Schätzung und Raum!

S.....

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Der Mensch, der aus sich heraus, aus seinem Innern, wie aus einer unerschöpflichen Quelle das Leben zu bilden vermag, wird einzeln ein selbstständiges Ganze ausmachen, wie die Sonne am Firmament, während andere der dunkeln Erde gleichen, die erst von jener Licht und Wärme erhält.

Die Abendröthe ist ein Rubin am Finger Gottes, der uns nach dem stillen Lande der Ewigkeit hinüberwinkt.

Wenn du einst geliebt hast, — und lieben wir nicht alle, die wir hier auf Erden wandeln? — und das Mädchen, dem du da, dem Zuge des Herzens folgend, dich willig hingabst, jetzt, uneingedenk der Schwüre und Versicherungen ihrer Lippen, ihrer Blicke und ihrer Hände, Liebe in Abneigung oder Gleichgültigkeit verwandelt hat, und du nun allein in der

Welt, wie der Schiffbrüchige auf einer wüsten Insel, allein und verlassen dich fühlst, und du bei jedem Wechsel der Natur auch den deiner innern Stimmung vom Himmel erflehst, o dann überlaß dich nicht dem unthätigen Schwärmen und dem Zorne wider dein trübes Verhängniß — handle, und suche hinein, was du verloren, Liebe zum Leben.

Der Leidenschaftliche fühlt sich oft da am unglücklichsten, wo er am glücklichsten seyn könnte, weil er in solchen Augenblicken Alles um sich her, ja am Ende sich selbst vergißt, und von der Zukunft und Entfernung das mit ängstlicher Sehnsucht erwartet, was Gegenwart und Nähe ihm leicht gewähren würden.

Wenn das Feuer zum Spiritus kommt, so brennt eine leichenblaue Flamme und nur ein unschmackhaftes Wasser bleibt übrig, das an den verflogenenen Geist erinnert. — Wenn die Eifersucht zur Liebe tritt, so verfliegt zuletzt beides, wenn jene nichts mehr von dieser zu tödten hat. Nur die wehmüthige, kalte Thräne der Erinnerung bleibt im Gefäße zurück.

Reisende erzählen von China, daß man dort bei allzugroßer Bevölkerung die Kinder zu ersäufen pflegt. Wenn man dies doch mit den überzähligen Kindern unserer literarischen Welt thun wollte!

Die Glücklichen.

So vielfältig man auch die Klagen derjenigen hört, denen nichts nach Wunsch geht, so giebt es doch immer auch noch sehr glückliche Menschen, die wenigstens mit sich selbst vollkommen zufrieden sind.

A... erfuhr den Tod eines sehr schätzbaren Mannes, der sich eben so sehr durch seinen Charakter als durch seinen Geist auszeichnete, und der zu den seltenen Erscheinungen, selbst in einer großen volkreichen Residenz gehört. „Es ist ein großes Unglück, daß dieser Mann so früh hat sterben müssen;“ rief er aus: „ein wahrer Verlust für die Welt, es fehlte nur noch, daß ich stürbe.“

Frau von Z.... sprach von einem Feste, das vor Kurzem in einem Hause gegeben worden war, wo sich die auserlesenste Gesellschaft einzufinden pflegt.

„Dieses Fest hat mir tödtliche Langeweile gemacht,“ versicherte sie: „nicht eine einzige Frau war da, die sich nicht lächerlich herausgeputzt hatte; nicht ein Gesicht, das sich mit Ehren hätte zeigen können; nur ich machte eine Ausnahme, ich war allein mit Geschmack und nach der neuesten Mode angezogen.

Ein Schriftsteller, der in alle Zweige der Literatur gepfuscht hat, sagte an einem öffentlichen Orte: „Göthes und Schillers Stücke hat man am Ende auch satt, Müllner und Grillparzer werden nicht lange in der Mode bleiben, und nun Kotzebue todt ist, wird am Ende das Theater leer stehen. Hoffentlich wird man denn so klug seyn, und mich mehr aufmuntern für die Bühne zu arbeiten.“

H... ist ein guter Tänzer, aber er weiß es auch. Was kümmert ihn seine Tänzerin; an sie denkt er nicht, nur an sich. Die schlank Gewachsene oder die halbe Zwergin, die Höflichste oder die Schönste, das gilt ihm gleich; er würde mit einer Bucklichen, oder gar mit einer Lahmen tanzen, wenn sie nur die Touren inne hat. Ehe ein Tanz beginnt, richtet er die Reihen und ordnet die Zuschauer. Beim ersten Geigenstrich wirft er sich in die Brust und macht einige Sprünge. Man beobachte ihn nun in seinen Schwenkungen und Pirouetten. Bald sieht er so feierlich ernst aus, wie der erste Solotänzer in einem Ballet, bald macht er komische Luftsprünge und Lazzis, wie ein Bajazzo. Der Tanz ist zu Ende, und H... geht nun zu allen Damen der Reihe nach und frägt: „Haben Sie gesehn? — Hatten Sie auch einen bequemen Platz?“

Wer kann es läugnen, daß alle diese vier sehr glücklich sind? — Es giebt aber deren noch

eine Menge, deren Zufriedenheit auf eben so festem Grund beruht.

* Erwiederung.

Die mehrfach begehrte Wiederholung der Sappho würde bereits früher als Vorgestern auf hiesiger Bühne statt gefunden haben, hätte Dem. Hanff zu dieser anstrengenden Rolle sich zeither nicht immer noch zu schwach gefühlt. — Wallensteins Tod wird jetzt einstudirt und soll Anfangs Juny zur Vorstellung kommen. — Eben so würde die Oper Tancred schon früher erschienen seyn, hätten nicht die Vorkehrungen dazu eine geraume Zeit weggenommen. Sie ist nunmehr fast ganz einstudirt und wird binnen 14 Tagen gegeben werden. Um diese schöne Oper auch im Aeußern wirksam erscheinen zu lassen, habe ich dazu vom Theater-Maler Herrn Rosenkranz vier neue Decorationen malen lassen, so wie die dazu gehörige Garderobe ebenfalls ganz neu angefertigt worden ist, und ich darf mir nun schmeicheln, daß sie den geehrten Theaterfreunden eine doppelt willkommene Erscheinung seyn wird.

F. S. Ringelhardt.

* Charade von zwei Sylben.

Das Ganze.

Ich schreite durch die Auen,
Landeinwärts auf und ab,
Und holde Jungfrau'n schauen
So froh auf mich herab.
Willst, Mädchen mit mir ziehen
Durch Feld und Schattenhain,
Wo tausend Blumen blühen? —
Komm Liebchen, schlage ein!

Das Mädchen.

Nicht darf ich mit dir gehen
Ich gab ja längst mein Wort:
Willst du mein Liebchen sehen,
Wirf deinen Hut nur fort.
Und geh'st du durch das Städtchen
Wo jetzt mein Theurer ist,
So sag' ihm, daß sein Mädchen
Ihn nimmermehr vergißt!

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 36.

Schutzgeist.

Repertorium des Stadt-Theaters.

Sonntag, den 2. May. Die Waise und der Mörder. Drama in 3 Akten, nach dem Franz: von Castelli. Victorin: Fräul. Hanff. — Von Reimbeau: Herr Schmidt.

Montag, den 3. May. Zum Erstenmal: Das Vogelschießen. Original-Lustspiel in 5 Akten von H. Clauren (Manuscript.) Trampel: Herr Ringelhardt. Sallat: Herr Schmidt. Von Zeisig: Herr de Troit. Lottchen Wollank: Fräul. Struve.

Dienstag, den 4. May. Die diebische Elster. Drama in 3 Akten und: Welcher ist mein Vetter? Lustspiel in 1 Akt. Beide nach dem Franz. von Lebrün.

Donnerstag den 6. May. Fanchon. Vaudeville in 3 Akten von A. v. Kotzebue. Musik von Himmel. — Fanchon: Mad. Ringelhardt. — Obrister: Herr Strobe. Der Abbée: Herr Zschischka. Martin: Herr Müller.

Freitag, den 7. May. Sappho. Tragödie in 5 Abtheilungen, von Grillparzer. Sappho: Fräul. Hanff. — Phaon: Herr Clauius. — Melitta: Fräul. Struve. — Rhanmes: Herr Hanff. —

(Wird fortgesetzt.)

Nro. 38.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 13. May 1819.

* Pope's Versuch über den Menschen.

(Verdeutscht von Noeldeke.)

(Fortsetzung der 2. Epistel.)

Vers. 141 — 158.

Die Phantasie treibt Spiel mit dem Unheile,
Und schwemmt das Ganze zu dem siechen Theile.
Natur ist ihre Mutter, Amme ihr
Gewöhnung, Witz und Geist verschlimmern schier
Sie, der Vernunft selbst Schärfe leiht und Reize,
Wie Sonnenschein den Säuren schärf're Beize.

Wir Wichte sind der schwachen Königin
Gesetzlich treu, treu einer Günstlingin.
Ha! leiht nicht Waffen sie, so gut, wie Lehren,
So mag sie sagen, daß wir uns bethören,
Natur betrauern lehren, bessern nicht,
Hülflose Freundin, Kläg'rin vor Gericht;
Mag, statt als Richter, sich als Anwald weisen,
Uns Wählern schmeicheln, das Gewählte preisen.
Stolz auf so leichten Sieg giebt größ'rer Kraft
Sie preis der schwachen Triebe Leidenschaft.
So wähnt, — vereint zu Gicht sich leichte Schärfe —
Der Arzt, er sey's, der sie nach aussen werfe.

Vers. 159. — 180.

Ja, vorzuziehn ist stets dein Pfad, Natur;
Hier ist Vernunft nicht Weiser, Wächter nur.
Berichtigend, umwälzend nicht, befreunden
Soll sie die Leidenschaft, mehr als anfeinden.
Die starke Richtung sendet größ're Macht,
Für jeden Trieb auf andres Ziel bedacht.
Gleich Wechsel — Winden drehn sich andre Lüfte,
Die eine treibt uns stets nach einer Küste.

Sey Wissen, Macht, Gold, Ruhm, Gefühl,
(Oft stärkstes) nach Behaglichkeit das Ziel;
Ihm folgt, gefahrvoll selbst, des Lebens Reise;
Des Kaufmanns Müh, des Weisen stille Kreise,
Des Helden Stolz, des Mönch's demüth'ge Zunft,
Sie finden all' auf ihrer Bahn Vernunft.
Die ew'ge Kunst, Heil treibend aus den Aesten
Des Bösen, pfropft auf diesen Stamm den besten
Grundtrieb; — so hält die Geistigkeit Bestand;
Stark wird die Tugend in der Menschheit Band;
Die Schlacke bind't, was überfein sonst bliebe,
Und Seel' und Körper wirkt aus einem Triebe.
Wie Fruchtzweig', undankbar des Pflanzers Müh'n,
Auf wilden Stamm gepfropfet, lernen blühn:
So treiben Leidenschaften sichre Tugend,
Wirkt in der Wurzel Kraft — Natur voll Jugend.

Vers. 183. — 200.

Wie lohnt durch Witz und Trefflichkeit das Feld,
Hat Spleen es, Trotz, Haß oder Furcht bestellt.
Schau, Glut und Männer-Kraft entströmt dem Zorne,
Klugheit dem Geiz, Weisheit der Trägheit Borne.
Lust, durch gewisse Steig'rung wohlgeklärt,
Ist zarte Lieb' und allen Weibern werth.
Neid, der unedle Seelen macht zu Sclaven,
Ist Nachschwung im Gelehrten oder Braven.
Gedeih'n auf Stolz, gedeihen wird auf Schaam,
Tugend von Männer- oder Weiber-Stamm.

So giebt Natur uns — (drum sey Stolz verhaßter!)
Die nächstverwandte Tugend unsrem Laster.
In Heil verkehrt Vernunft des Unheils Ziel,
Und Nero herrscht als Titus, wenn er will.
Glut, die nur Fluch in Catilina fodert,
In Decius wärmt, in Curius göttlich lodert.
Dieselbe Schwungsucht bringt Heil oder Fall,
Schafft Patriot und Buben allzumal.

(Der Schluß folgt.)

Kurze Belehrung

über den Milzbrand, dessen hauptsächliche Ursachen, und Verwahrungsmittel.

Der Milzbrand (Milzseuche) ist ein bei dem Rindvieh schnell tödtendes Faulfieber. Der Anfang, Verlauf und die Zeichen dieser Viehkrankheit ergeben sich aus nachfolgenden Erscheinungen:

Das Vieh wird auf einmal traurig, unruhig und ängstlich, verliert die Freßlust, entfernt sich von der Heerde, leidet Fieber, Frost und Hitze, läßt den Kopf hängen; Augen, Nase, Maul und Zunge zeigen sich mehrentheils trocken; das Thier wiederkäuet nicht mehr, und fällt im Treiben, auf der Weide, der Straße, im Stall (die Ochsen nicht selten im Ziehen, oder vor dem Pfluge) plötzlich, und wie vom Schlage gerührt, todt zu Boden.

Nur als Ausnahme von dem hier vorgezeichneten Gange der Krankheit muß es bemerkt werden, wenn das Vieh während die Krankheit schon in ihm ist, noch frißt, wiederkäuet und trinkt. Nichtsdestoweniger sieht es dabei unbeholfen und wie erstarret im Stalle, siehet sich nicht um, wenn man zu ihm geht, oder lahmt, wenn es sich noch bewegt, mit den Vorderfüßen; die Augen sind roth und thränen wenig, die Augenwinkel sind mit zähem Schleim verklebt, Nase und Maul sind mehr schleimicht und schäumend, als feucht; es zeigen sich Knoten, Beulen und Geschwülste am Halse, am Bauche, an den Lenden und an der innern Seite der Schenkel, mit gelbem Wasser, und mit einer braunen übelriechenden Jauche gefüllt; das Thier zieht mühsam, tief und keuchend den Athem, und überlebt in diesem Zustande, wenn es sich nicht in den ersten zwei Tagen bessert, selten den vierten Tag.

Beim Oeffnen des gefallenen Thiers beobachtet man Brandflecken an dem Magen und den Gedärmen, aus den Gefäßen fließt ein dünnes aufgelöstes, stinkendes Blut; die Milz zeigt sich mehrentheils verdorben, aufgetrieben, schwammigt und schwarzblau, auch das Fleisch sieht oft ekelhaft blau aus, und die Lungen sind nicht selten entzündet und brandigt.

Die Krankheit entsteht am leichtesten in den Sommermonaten Junius, Julius und August, wenn Hitze, Dürre und Wassermangel anhaltend sind, und wenn das Vieh zu dieser Zeit Wasser trinkt, das durch das Faulen von Pflanzen und thierischen Theilen verunreinigt und faul geworden ist.

Die Vorbeugung und Verwahrung gegen diese Viehkrankheit geschehen.

1) Durch Veränderung der Fütterung und Hütung auf gesunden Weidegängen, so wie durch gesunde Stallfütterung.
2) Durch täglich wiederholtes Schwemmen des Viehs, durch Treiben desselben in kaltes, fließendes Wasser, und wo es hiezu an Gelegenheit fehlt, durch öfteres Begießen mit kaltem Wasser.
3) Durch Aufenthalt des Viehs in kühlen, luftigen Stallungen und schattigen Hütungen.
4) Durch Vorreichung eines mittelst Zumischung von Vitriolsäure angenehm säuerlich gemachten Tranks, besonders dann, wann an gutem Trinkwasser Mangel ist.
5) Durch Darreichung eines Salztrankes, den man für erwachsene Stücke aus einer guten Handvoll Küchensalz mit Kleyenwasser bereitet, und diesen vorzüglich dem zur Hartleibigkeit und Verstopfung geneigten Vieh giebt.
6) Durch Anwendung eines Aderlasses und Anbringung eines Haarseils bei starken gesunden Thieren, wenn solche, nach kurz vorhergegangenen gutem Fressen, plötzlich erkranken.

Von der eigentlichen Kur der schon ausgebrochenen Krankheit kann hier nicht die Rede seyn, weil solche lediglich denen mit ihrer Ausführung vertrauten Thierärzten überlassen bleiben muß.

Der personificirte gegenwärtige Handel.

Unter allen bildlichen Vorstellungen und Kleidungen, wodurch die verschiedenen Zünfte der Stadt Zürich, bei Anlaß des am 22. März gefeierten Frühlingsfestes, den Handel, die Kunst und die Handwerker schildern wollten, wie sie waren, wie sie sind, und was sie seyn sollten, und in denen sie sich gegenseitige Besuche abstatteten und Umzüge in der Stadt hielten, waren wohl keine sinnreicher, als die der Zunft zu Safran, die den gegenwärtigen Verfall des Handels vorstellte. Merkur, der Gott der Kaufleute, wurde mit Trauermusik und Fackelschein zu Grabe getragen. Er lag auf offener Bahre im Todtenkleide mit seinen Insignien; ein Musterkartenreiter mit der Aufschrift: Industrie Sohn, ritt neben her, der Leiche folgte zunächst, von einem Bankier und einem Mäkler geführt, eine Maske in alter Tracht. Diese trug auf den zwei vordern Hutecken die Inschrift: Handelsstand 1819: auf der hintern Ecke das Motto für die ganze Gesellschaft: Honny soit, qui mal y pense; auf ihrer langen Nase war ein Täfelchen angebracht mit der Inschrift: Spekulation; an einer ungeheuren Halskrause las man: Kredit; auf dem Bauch: Wohlstand; besser unten: Handlungsabgabe; auf der rechten Schulter, auf einem Höcker, unter der Aufschrift Creditoren: Weibergut; auf der linken Schulter, unter der Ueberschrift Debitoren: Antheil an Massenaschen Anleihen; an einem gewissen Ort: Acceptation à Paris. Aus der rechten Rocktasche hing ein leerer Geldsack, überschrieben: Handlungsfond; aus der linken Rocktasche eine Bürste, an deren Reisern Bankerot prangte. Dieser Maske folgte ein Friseur mit Musterkarten, und ein Emporkömmling, der auf der linken Seite als Knecht, auf der rechten als Herr gekleidet war. Interessant waren an ihm die Inschriften: Freier Handel und Wandel. Was waren wir? Was sind wir? stand auf der Hinter- und dann:

*

Herren-, Knecht-, Bürgerrechte auf der Vorderseite; diese beiden Masken führten an einer Kette den Krämervertreiber (ein ehemals angestelltes Subjekt bei der Saffranzunft); der Schuldenbote, dessen Hut mit zahllosen Freizetteln ausstaffirt war, ging an der Spitze eines Zuges von Krämern, Feilträgern, Hausirern und Juden; den Beschluß machte ein beladener Frachtwagen mit der Aufschrift: Zurzacher Meßgut; nebst Bestätter und Wagenspanner führte er auch Passagiere von Zurzach. Ueberhaupt wurde dieses Fest fröhlicher als je gefeiert. Musik, Feuerwerke, Illuminationen, Pechkränze, Kanonaden, Jubellieder, ergötzten aller Orten Aug und Ohr.

Das Wetterglas.

Erwarte keine anhaltende, freundliche Witterung, wenn das weissagende Queckſilber, in der Röhre des Wetterglases, schnell emporsteigt! Es verspricht dir Etwas zwar, aber nicht viel! — So machen es feurige Seelen, die in ihren Betheurungen keine Grenzen kennen; die, in ihrem schnellen Aufſluge, mehr versprechen — ewige Liebe! ewige Freundschaft! — als sie nachher leisten. Wir haben länger Menschen, als Wettergläser beobachtet, und müßten daher diese Erscheinung am Menschen, das plötzliche Steigen und Sinken, leichter und sicherer entziffern können, wie am Wetterglase. Aber wie oft lassen wir uns täuschen!

Ein schnelles Fallen des Queckſilbers deutet auf Gewitterschauer, die so plötzlich kommen, als verschwinden; aber auch zuweilen in einer Viertelstunde des Unglücks viel anrichten. Entzündet die geringste Beleidigung das Herz eines Menschen schnell wie Pulver: so wisse, daß ein solches Donnerwetter auch bald vorüberzieht. Aber ein solcher Mensch ist in steter Gefahr, in einem Augenblick mehr Unglück anzurichten, als der Kaltblütige in seinem ganzen Leben!

Eheliche Treue.

Ist es wohl möglich, dasjenige, was man Liebe nennt, so in seiner Gewalt zu haben, daß es nie über die gesetzlichen Schranken hinausschweift; Oder hängt diese innige Zuneigung und der heiße Wunsch, uns einem gewissen Gegenstande zu nähern, nicht von unserm freien Willen ab?

Woher entsteht die Liebe? — Wenn die Urzüge irgend eines Wesens mit einer solchen Macht auf unser Herz wirken, daß wir, ganz von dem hohen Werthe desselben durchdrungen, dessen Vereinigung mit uns für unser höchstes Glück achten.

Also, wird man sagen, ist das Heirathen eine gar bedenkliche Sache, und unveränderliche Treue und Liebe, in dieser wogenden Welt, nicht zu erwarten, da wir im Laufe des Lebens immer neue Bekanntschaften anknüpfen und daher leicht auf Menschen stoßen können, deren Urzüge alles übertreffen, was wir bisher kannten! Hierzu kommt noch die besondere Beschaffenheit unsers Herzens, vermöge welcher das Neue, und wenn es selbst auch dem Alten an Vorzügen nachsteht, immer einen stärkeren Eindruck auf uns macht; dahingegen die Gewohnheit des Besitzes, einen ehemals sehnlichst von uns gewünschten Gegenstand, in Schatten zu stellen pflegt.

Wo bleibt also nun die eheliche Treue, da jede Stunde uns eine neue Bekanntschaft zuführen kann, die durch den Reiz der Neuheit un-

ser Herz losreißt von dem Gegenstande einer früheren Zuneigung?!

Und du hast Recht, wenn bloß sinnliche Triebe Mann und Weib vereinigen! Aber wenn man annimmt, was bei einer guten Ehe immer Statt findet, daß sinnliche Liebe und Freundschaft, enge mit einander verbunden, gleichsam ein doppeltes Band um Mann und Weib schlingen: so kann man sicher auch glauben, daß sowohl Wärme als Ausdauer einander sich mittheilen, so daß die Freundschaft von der Liebe ein immer reges Feuer, die Liebe hingegen von der Freundschaft Stärke und Ausdauer borget.

O, das Herz des Menschen — es hat so viele anziehende Seiten, so viele verborgene Schönheiten, die nur durch einen längern und vertrautern Umgang erst erkannt und gewürdigt werden!

Die Rückerinnerung an so manche Verlegenheiten, worin man sich gemeinschaftlich befand, die unverstellte Theilnahme, welche man sich schenkt; die Freuden, welche man gemeinschaftlich genoß; die Hülfe und Pflege, welche man sich gegenseitig reichte: dies sind so viele Banden, dies sind Demantketten gleichsam, wodurch Herzen unzertrennlich mit einander verbunden werden! Und kommen hierzu nun noch Kinder, durch die, wie durch einen elektrischen Leiter, das Feuer und die Wärme des einen Herzens in das andre überströmt; vereinigt sich hiermit der erhebende Gedanke an die Heiligkeit der Pflicht und an eine uns vorschwebende große, vergeltende Zukunft: — so ist ausdauernde eheliche Treue wahrlich in dieser ewig wogenden Welt kein leeres Geschöpf einer schönen Einbildungskraft!

Unleserliche Namensunterschriften.

Die Beilage zu Nro. 72. der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung enthält ein Publikandum der Königl. Regierung 1ste Abtheilung zu Koblenz mit folgenden Unterschriften:

Leber? John. Sürern? Alovius?

Fragezeichen hinter Namen sind eine so befremdende Erscheinung, daß man sich deren Zweck und Bedeutung nicht erklären kann, wenn man nicht zur Vermuthung seine Zuflucht nimmt, die Namen seyen so undeutlich geschrieben gewesen, daß der Setzer sie nicht gehörig lesen konnte, und ungewiß, ob er sie aus dem Schriftkasten richtig wieder gegeben habe, es gerathen fand, diese Ungewißheit durch ein nachtretendes signum interrogandi anzudeuten. — Unleserliche Namensunterschriften werden jetzt im Geschäftsleben so häufig, daß ein guter Theil Zeit mit Auflösung dieser Buchstabenräthsel verloren geht und eine glückliche Divinationsgabe dazu gehört, sie allemal der Wahrheit getreu zu errathen. Es kommen wirkliche Namenshieroglyphen vor, die von bekannten Buchstaben durchaus keine Spur erblicken lassen, und an die Unterschrift jenes Sultans erinnern, der, da er nicht schreiben konnte, bei Vollziehung eines Tractats, seine ganze Hand in Dinte tauchte und als Handschrift im strengsten Sinne des Worts darunter abdruckte. Neulich bekam ein Handelshaus zu B. von einem andern auswärtigen Handelshause einen ansehnlichen Auftrag; die Unterschrift des Briefes bestand in einem so verworrenen Dintenchaos, daß die geübtesten Schriftleser keinen denkbaren Namen herauszubringen vermochten. Leider hatten die Auftraggeber auch vergessen, ihre Adresse beizufügen. Der Brief mußte beantwortet werden, und da man nicht wußte, wie er beaufschriftet wer-

den sollte, so half man sich damit, daß man die Unterschrift aus dem empfangnen Briefe herausschnitt und statt Adresse aufklebte. — So gleichen die Rücken gezogener Wechsel, mit ihren krausen und verzerrten Unterschriften, oft persepolitanischen Säulen mit Keilschrift, die für den, der ihre Kenntniß nicht mitbringt, ewig unlesbar bleiben. Es ist daher zu bewundern, da doch — wie die Erfahrung lehrt — kein Gegenstand zu klein ist, um nicht zu einem dicken Buche aufgeschwellt werden zu können, daß noch kein Bücherfabrikant auf den Einfall gerieth eine Namensunterricht-Dechiffrirkunst mit Facsimiles berühmter Unterschriften begleitet, zum Besten junger Kaufleute und angehender Geschäftsmänner herauszugeben. So lange aber ein solches Hülfsmittel noch nicht existirt, und der Scharfsinn der meisten Leute in Entwirrung unleserlicher Namen noch ungeübt ist, wäre es zu wünschen, daß diejenigen, die vermöge ihrer Verhältnisse gehalten sind, ihre Unterschrift vielen Personen unter die Augen zu bringen, sich die kleine Mühe nicht verdrießen ließen, in denselben die ursprüngliche Form der Buchstaben wieder herzustellen, oder, wenn sie dies aus diesem oder jenem Grunde ungerathen fänden, daß sie die richtigen Lesearten ihrer Namen eingeklammert daneben setzten. Geschieht dieses nicht, und die mystischen Namenkleckse treiben in öffentlichen Zufertigungen, Briefen, gezogenen Wechseln, u. s. w. ihr Unwesen fort, so bleibt nichts als der Wunsch übrig, daß die handschriftlichen Unterzeichnungen bei uns gar aufhörten, und wie in Persien und andern Theilen des Morgenlandes durch einen Abdruck des Siegelringes vertreten würden.

Sonderbarer Vorfall.

Folgendes legt eine Stockholmer Zeitung den Gesetzkundigen zur Beurtheilung vor: Das Weib eines Bauern stirbt, der Mann veranstaltet die gewöhnliche Beerdigung, legt aber einen Block in den Sarg statt der Leiche, welche er im Walde zum Köder benutzt und wodurch es ihm gelingt, einen Wolf und verschiedene Füchse zu locken, die er erlegt; die Ortsbehörde glaubt dies Verfahren als strafbar anhängig machen zu müssen, und setzt den Richter wegen der ganz sonderbaren Beschaffenheit, in nicht geringere Verlegenheit, als den Angeklagten. Es fragt sich, mit welcher Strafe diese Jagdlust gebüßt werden müsse, und ob dem Bauer deshalb die gewöhnliche Prämie für Ausrottung von schädlichen Thieren, wozu er beim Abliefern der Wolfs- und Fuchsohren berechtigt gewesen, abgesprochen werden könne?

Verschiedene Preisaufgaben.

— Der politechnische Verein für Baiern hat drei Preisfragen von 250 Dukaten aufgestellt, nemlich 100 Dukaten für den Erfinder eines soliden Tafeldruckblau; 100 Dukaten für den Erfinder eines Tafeldruckroth aus Krapp; und 50 Dukaten für denjenigen, welcher eine Verfahrungsart angiebt, den Rückstand von der Fabrikation der oxidirten Salzsäure auf eine vortheilhafte Art auf Natron zu benutzen. Das Program, welches die nähern Bedingungen enthält, ist im Kunst- und Gewerbeblatt Nr. 6. abgedruckt.

Der Unterzeichnete, als Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, von dem Wun-

sche beseelt, den Lesern derselben immer mehr Genüge zu leisten und seinem Unternehmen den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben, hat sich entschlossen, für die beste prosaische Erzählung einen Preis von 25 Dukaten in Gold, nebst einem Accessit von 10 Dukaten in Gold, unter folgenden Bedingungen auszusetzen:

1.) Die Wahl des Stoffes und der Einkleidung der Erzählungen bleibt den Verfassern überlassen, jedoch erhält bei der Preisvertheilung die komische oder humoristische den Vorzug vor der ernsten Erzählung, wenn auch beide an innerem Werthe gleich seyn sollten. Nur wird, des beschränkten Raumes der Zeitschrift wegen, gebeten, dafür zu sorgen, daß keine derselben, wo möglich, viel über zwei Druckbogen stark werde.

2.) Der Name des Verfassers wird der Erzählung in einem versiegelten Zettel, auf dessen Außenseite ein Wahlspruch als nöthiges Kennzeichen angebracht ist, beigelegt. Dieser Zettel wird erst nach geschehener Preisvertheilung eröffnet, und der Name dann öffentlich bekannt gemacht.

3.) Die Preisvertheilung geschieht in den letzten Tagen des laufenden Jahres durch sachkundige Männer. Die beste unter den aufgenommenen Erzählungen erhält den Preis, und die zweitbeste das Accessit.

4.) Jede zu diesem Behufe eingesendete, dem Zweck entsprechende Erzählung wird alsobald in die Zeitschrift aufgenommen und mit dem Beisatz: „Zur Preisbewerbung bestimmt," ohne den Namen des Verfassers abgedruckt. Gleich nach vollendetem Druck kann der Verfasser 6 Dukaten in Gold für den gedruckten Bogen, als ein von dem Preis ganz unabhängiges Honorar, von dem Herausgeber beziehen. Dadurch wird jeder Bewerber sicher gestellt, keine vergebliche Arbeit unternommen zu haben, selbst wenn ihm der Preis nicht zuerkannt werden sollte.

5.) Die Annahme zur diesjährigen Preisbewerbung beginnt mit dem heutigen Tage, und wird mit dem 1sten December geschlossen.

6.) Ausländischen Schriftstellern (welche ihre Beiträge durch die fahrende Post unter der Adresse: an das Büreau der Wiener Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) einzusenden belieben) werden die Porto-Auslagen bei Entrichtung des Honorars vergütet.

Wien am 25. März 1819.

J. Schickh,
Herausgeber der Wiener Zeitschrift.

Fragmente.

Es ist eine alte Lehre, daß der Zweck nicht sein Mittel heilige. Sein Vermögen vermehren, ist unstreitig ein guter Zweck. Darum aber wird der Betrug nicht zu einer Ehrlichkeit, und der Dieb nicht zu einem Heiligen. Es ist gut, natürlich und anständig, daß man die Seinigen zu Amt und Ehre befördere, und es haben solches die rechtschaffensten Männer gethan. Darüber aber an andern Menschen zu einem Todtengräber werden, daß man sie um Amt und Glück bringt, um für die Seinigen Platz zu haben, ist eine That aus der Hölle. In allen solchen Stellen also, wo es für die Mittel noch Beurtheilungen giebt, welche über ihren Zweck hinausreichen, muß man jene Lehre in Ehren halten. Aber in einer Grundlehre, wo

von dem höchsten Zweck und von dem Zwecke an sich, die Rede ist, will dieser Gedanke nicht gern stehn; weil es keinen Richter über die Mittel giebt, als nur eben der höchste Zweck. Könnte die Moralität nicht anders gerettet werden, als nur auf dem Kirchhofe einer Welt, so ist der Weltmord eine erste Tugend; oder es giebt noch über der Moralität eine höhere Heiligkeit.

Menschen von Geist können manchmal so handeln, als wären sie ungeschickt und albern; aber der Schwachkopf kann nie handeln, wie ein Mann von Geist. Alles hat seine Abspannungen, und auch der Geist legt sich schlafen. Ein Mensch von Geist schöpft Alles aus sich; und wenn ihm denn doch die Natur mit zufälligen Umständen in den Weg tritt, so wird er betroffen, und auf Augenblicke versagt ihm der Geist, um sich gleichsam selbst zu suchen.

Wie viel Gutes geschlossene Gesellschaften, wie Ressourcen, Klubs u. s. w. auch haben, so haben doch die Buchhändler alle Ursache, sie in den Bann zu legen, und der Familiensinn, sich über sie zu beklagen. Denn die Gesellschaft kauft das Buch für alle ihre Mitglieder; und so fehlt es an Absatz. Auch die Leihbibliotheken bringen den Buchhandel in die Enge. Das muß auf die Wissenschaften nachtheilig wirken; zumal diese Anstalten ein flüchtiges Lesen befördern, weil die Bücher schnell von Hand zu Hand gehn. Was den Familiensinn betrift, so hat er von der Weltbürgerlichkeit dieser Gesellschaften schlechten Gewinn, und die heiligsten Stunden der Familie werden außer dem Hause in der Fremde verlebt. Oft sind diese Gesellschaften geheime Scheidungsprozesse von Weib und Kind.

An Wilberforce.

„Triumph! Die Zeit der Knechtschaft ist vorbei!“ —
So riefen tausend Stimmen mir entgegen.
Ich such' umsonst, umsonst auf allen Wegen:
Wo denn das Land gepriesner Freiheit sey?

Wohl find' ich oft die alte Barbarei,
Doch nicht der neuen Freiheit Himmelssegen.
In ihre alten Sündenfugen legen
Die alten Sklavenfesseln sich aufs Neu'.

Wer Knechtschaft duldet, ist geborner Knecht.
Der Weiße hat, der Schwarze gleiches Recht:
Frei ist das ganze menschliche Geschlecht.

Du, Anwald der gedrückten Afrikaner,
Du unerschrocknet, warmer Freiheitsmahner,
Sei mir gegrüßt, Du freier Insulaner!

Otto Koch.

---

* Zweisylbige Charade.

Des Ganzen Stirn muß oft vom Schweiße triefen,
Wenn es aus Erst'rer grausenvollen Tiefen,
Die leid'gen Schätze dieser Welt uns bringt.
Mit Letzter mögen Manche sich benennen,
Die nicht den wahren Sinn des Wortes kennen,
Das ganz zu seyn, nicht Jedermann gelingt.

—pp—

Auflösung der Charade in N. 37.

Wandrer. — Andrer.

Nro. 39.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 16. May 1819.

* Pope's Versuch über den Menschen.

(Verdeutscht von Noeldeke.)

(Schluß.)

Vers. 201 — 217.

Wenn Licht und Nacht so unser Chaos wählen,
Wer scheidet sie? — Der Gott in unsren Seelen!
Natur bezweckt dasselb' im Widerspiel;
Im Menschen dient's geheimnißvollem Ziel,
Obschon sie wechselnd in einander greifen,
Wie Schatt' und Licht ein gutes Bild durchstreifen,
Oft, so gemischt, zu zarter Unterschied
Sich zwischen Tugend oder Laster zieht.

Nur Thoren wähnen in des Irrthums Banden,
Nicht Tugend oder Laster sey vorhanden.
Wenn Weiß und Schwarz sich tausendfach, doch leis'
Und sanft vertreiben, giebt's kein Schwarz, noch Weiß?
Dein eignes Herz, — nichts ist so klar — befrage;
Sie fehlzugreifen kostet Zeit und Klage.

Das Ungeheuer — Laster — blickt so wild,
Daß, kaum gesehn, es schon mit Haß uns füllt;
Zu oft es sehn führt uns, nicht bang vor Harme,

Vers. 218. — 238.

Erst sanft, dann mitleidvoll, ihm in die Arme.
Doch wer hat je des Lasters Pol erkannt?
Frag: Wo ist Mord? — In York, am Tweedfluß-Strand; —
In Schottland heißt's: Auf den Orkaden; — weiter
In Grönland, Zembla; — da sey Gott dein Leiter!

Im ersten Grad erkennt kein Mensch es an,
Doch dünkt ihm vorgerückt des Nachbars Bahn.
Selbst, wen die Gluten seiner Zon' umwehen,
Fühlt nicht die Wut, noch will er es gestehen.
Was schaudernd flieht beglücktere Natur,
Scheint Recht gehärteten Bewohnern nur.

Von Tugend muß nnd Laster Jeder Gaben,
Die Höchsten Wen'ge, Gradweis' Alle haben.
Der Bub' und Thor, wie's trifft, ist weis' und klug,
Die Besten selbst, thun sich nicht stets genug.
Nur theilweis' folgen wir dem Bös' und Guten;
Doch lenkt das Ich der Tugend Kahn durch Fluten,
Stets auch des Lasters; Jeder hat sein Ziel; —
Der Himmel aber lenkt des Weltschiffs Kiel.
Er wirkt entgegen thörigem Beginnen,
Des Lasters Wirkung muß in Nichts zerrinnen.

Vers. 239. — 278.

Beglückte Schwächen gab er jedem Rang,
Der Jungfrau Schaam, Matronen stolzen Hang,
Dem Staatsmann Furcht, Feldherrn Muth zu Gefahren,
Den Kön'gen Wahn, Glauben des Volkes Schaaren;
Kann Tugendzweck aus Eitelkeiten ziehn,
Die nur für Lob, nicht Lohn, noch Nutzen glühn;
Und aus Gebrechen, Unvollkommenheiten
Der Menschheit Freude, Fried' und Ruhm bereiten.

Abhängig von einander schuf den Herrn
Der Himmel, schuf den Knecht, den Freund, daß gern
Ein Jeder helfe zu des Andern Werke,
Bis Eines Schwäche würde Aller Stärke.
Gebrechen, Noth und Leidenschaften ziehn
Den Bund noch stärker und erhöhen ihn.
Mit treuer Freundschaft, reiner Liebe Gabe
Und inn'ren Wonnen blüht des Lebens Habe.

Doch geben wir, so wie sich neigt sein Lauf,
Die Lust und Lieb' und Antrieb wählig auf;
Halb lehrt Vernunft uns, halb der Kräfte Fallen,
Den Tod begrüßen und vorüberwallen.

Der Triebe Ziel sey Wissen, Ehre, Gold,
Ist Niemand doch dem Tausch mit Nachbarn hold.
Der Weis' ist glücklich die Natur zu fragen,
Der Thor beglückt, an Kenntniß leicht zu tragen;
Der Reiche glücklich in dem Ueberfluß;
Dem Armen gnügt des hohen Himmels Gruß;
Der Krüppel singt zum blinden Bettler — Tanze;
Der träumt sich Fürst, der Held im Zecherkranze;
Sein höchstes Gut der hagre Goldkoch sieht
Goldhell, der Dichter in der Muse Lied.

Sieh jedem Stande seinen Trost gefallen,
Und Allen Stolz verlieh'n, den Freund von Allen!
Der rechte Trieb paßt jedem Alter auch,
Nur Hoffnung scheidet mit dem letzten Hauch.
Schau', wie das Kind, von der Natur umfächelt,
Der Klapper froh, beim Nah'n des Halmes lächelt!
Gold, Ordensband und Stern will reifre Jahre,
Bußpsalm und Bet-Korall ergraute Haare.

Zuletzt langweilt auch dieß; er sinkt am Ziel
In Schlaf und schließt des Lebens Gaukelspiel,

Vers 279 — 290.

Indem des holden Wahnes Wechselstrahlen
In Gold des Lebens schöne Wolken mahlen,
Tritt in des Glückes statt der Hoffnung Traum,
Und Geistesleerheit macht dem Stolze Raum.
Die baun so schnell, als Wissen kann zerstören,
Lust perlt im Kelch der Thorheit ohn' Aufhören.
Täuscht eine Aussicht, müssen andre blühn,
Umsonst ward keine Eitelkeit verliehn.
Mit Selbstsucht gar will Himmels-Maaß sich einen,
Zu messen Andrer Mängel nach den Deinen.
Sieh, und gesteh: ein Trost geht stets hervor:
Daß Gott ist weise und der Mensch ein Thor.

Das Dörflein Freygleich.

Vor vielen hundert Jahren legte ein mächtiger König in einer sehr fruchtbaren Gegend ein Dorf an. Und er versammelte eine Zahl von Männern und sprach also zu ihnen: Ich werde theilen den Acker und die Wiesen und die Waldungen, kurz alles Land, welches künftig dem neuen Dorfe angehören soll, in funfzig gleiche Theile, und eurer funfzig sollen sich anbauen und wohnen daselbst mit ihren Weibern und Kindern. Darum so machet Anstalt, errichtet eure Wohnungen an den Plätzen, die euch meine Diener anweisen werden; befriedigt eure Höfe und Gärten, und schaffet euch Vieh an und Alles, was ihr bedürfet!

Und alle fielen auf ihr Angesicht und sprachen zu dem König: gepriesen sey dein großer Name von uns allen und es müssen dich segnen dereinst unsre Kinder und Kindeskinder für und für!

Auch will ich eine Kirche erbauen in eurem Dorfe, — sprach der König weiter — und ein geräumiges Schulhaus, damit ihr im Geiste und in der Wahrheit anbeten und durch Gehorsam und dankbare Gesinnungen verehren lernet!

Und es geschahe Alles, wie der König verheißen hatte.

Und man sah in demselbigen Dorfe keine Arme und keine Reiche, und alle waren sich gleich an zeitlichen Gütern. Aber es verflossen kaum einige Jahre, so war diese Gleichheit schon verschwunden: denn es fanden sich unter den Dorfbewohnern schlechte und liederliche Wirthe, die nicht achteten ihres Viehes und ihrer Saaten; die nicht kauften und verkauften zur rechten Zeit! Es fanden sich viele, die da verpraßten durch unnöthigen Staat und Aufwand alles ihr Einkommen, deren Weiber sich schmückten mit goldenen Ketten und Spangen und Haarzöpfen und glänzenden Kämmen, und trugen kostbare Ringe an ihren Fingern und rauschten in langen seidenen Kleidern daher! Wieder Andere waren, bei allem was sie unternahmen, ganz vom Glücke verlassen; denn es starb ihnen ihr Vieh, es zerstörten Schlossen und Wetter ihre Saaten, Krankheiten kehrten bei ihnen ein, eine verödende Flamme brach aus ihren Wohnungen und verzehrte ihr sauer erworbenes Eigenthum.

Es war ferner der Eine witzig und klug, und ging mit Besonnenheit seinem Vortheile nach; der Andere aber verstand es nicht, sich zu bereichern. Der eine Vater hatte eine lange Reihe von Kindern zu ernähren, deren Pflege und Unterricht viele Kosten ihm verursachte; ein Anderer dagegen hatte nur ein einziges Kind. Kurz, die Gleichheit war nach einigen Jahrzehenden verschwunden.

Und als nach dreißig Jahren die ersten Bewohner des Dorfs fast alle ausgestorben waren, ließen sie zum Theil ihren Kindern ihre Wohnungen und Aecker sehr verschuldet, zum Theil aber in blühendem Zustande und außerdem noch zinstragende Gelder nach. Und wo nun viele Kinder waren, ward der geringe Nachlaß noch unter sie getheilt.

Zur Zeit der zweiten Geschlechtsfolge also war der Unterschied an Glücksgütern schon so groß unter den Dorfbewohnern, als man ihn irgendwo in einem Dorfe oder in einer Stadt nur findet. Denn endlich blieb denen, welche so sehr verschuldet waren, nichts weiter übrig, als zu verkaufen ihre Habe und Güter an die reicheren Bewohner des Dorfes, und sich zu nähren von ihrer Hände Arbeit.

Und es begab sich, daß einige von den Bewohnern des Dorfes von dem Vorsteher verlangten, daß er erbauen möge eine Schenke. Und als solches geschehen war, fanden die jungen Gesellen des Dorfes, und die Mägdlein an jeglichem Abend fast daselbst sich ein und tanzten, und spielten und tranken. Aber so fleißig man dieses Haus besuchte, um so sparsamer wallfahrtete man in die Kirche! denn hier erinnerte der Lehrer daran, das man ein stilles, gottseeliges Leben führen, und durch Fleiß und einen frommen Wandel sich Gott angenehm machen müsse. Solches aber gefiel den jungen Gesellen nicht, und es sprachen einige die sich weise dünkten: — obwohl sie das Ihrige durchgebracht hatten — wer weiß, ob es einen Gott, einen Himmel und eine Hölle giebt? wozu bedürfen wir also Kirche und Schule, da wir auch ohne solche ein vergnügtes und fröhliches Leben führen können? Ja manche unter ihnen meinten: es sey wohl gethan, die Lehrer zu verjagen, die Schule in einen öffentlichen Tanzsaal und die Kirche in einen Tempel der Vernunft zu verwandeln! Auch sprachen einige unter ihnen davon, daß man die wohlhabenden Bewohner des Dorfes zwingen müsse, mit ihnen ihren Reichthum zu theilen, damit Gleichheit unter ihnen wohne.

*

Und von der Schenke aus verbreitete sich dieses Geschrei durch das ganze Dorf, und man sprach laut davon, daß man den Vorsteher des Dorfs tödten und den Richter und die Lehrer verjagen wolle. Obwohl nun die guten und ruhigen Bewohner des Dorfs diese Greuel zu verhindern suchten: so war doch alles ihr Bemühen eitel und schier umsonst. Und alle wohlhabende und reiche Hausväter, auf deren Leben es angesehen war, flohen davon mit ihren Weibern und Kindern, und verließen alles ihr Eigenthum. Auch der Prediger des Dorfs verließ seine Wohnung; denn es war daheim sein Amt überflüssig worden. Den Vorsteher aber nahm die Rotte gefangen und verlangte von ihm, daß er alle Tollheiten und Greuelthaten, die das Volk in seiner Verblendung vornahm, gut heissen sollte. Und als er dies nicht wollte, führten sie ihn und sein Weib und seine Kinder auf den großen Platz des Dorfs und brachten sie alle um. Und es war ein großes Getümmel und eine laute, gräßliche Freude auf den Gassen des Dorfs und in der Schenke. Denn sie sprachen alle: nun endlich sind wir frei! Nun sind wir alle gleich! Aber es dauerte diese Freude nicht lange, denn es entzweiten sich die Lotterbuben über dem Raub, und brachten sich einander um, so daß des Blutes viel floß in demselbigen Dorfe. Und sie erwählten einen Kriegsobersten der sie anführen mußte, und es zog aus ihrer Mitte eine unzählige Menge in die benachbarten Dörfer, um zu plündern und zu rauben. Als sie aber lange genug ihre schändlichen Räubereien getrieben und viele Dörfer beraubt und unglücklich gemacht hatten, siehe, da hatte ihre Stunde geschlagen; denn es richtete endlich der König seine Augen auf sie und sprach: ich muß endlich einmal Gericht halten über die Uebelthäter und will sie niedertreten in meinem Zorne und in die Hände ihrer Feinde geben! Darum machet euch auf, sprach er zu den Vorstehern der angrenzenden Dörfer, mit eurem Fußvolke und euren Reisigen, und greifet an das Dorf, welches, wie ein Pestkranker, die ganze Gegend verpestet! Ich will vor euch herziehen in meinem Zorne, und will die Rotte der Uebelthäter zernichten, und will endlich Ordnung und Friede wieder stiften in dem Dorfe. Und es geschahe alles wie der König gesagt hatte.

Und die ganze Rotte der Bösewichter ward geschlagen mit der Schärfe des Schwerdts, und es ward ihr Kriegsoberster gefangen genommen, und der große König setzte, durch seine getreuen Diener, Franz, Friedrich Wilhem und Alexander wiederum einen Vorsteher ein, der da war ein Bruder des Hingerichteten. Aber der Kriegsoberst der Rotte ward geführt an das Ende der Erde, wo hoch aus dem Meere ein Felsen, so schwarz wie das Herz eines Bösewichts, hervorragt, und daselbst ward er übergeben einer Wache, die rund um ihn her gelagert, genau auf ihn achten mußte, damit er nicht abermals wieder entwischen und des unschuldigen Blutes viel, um seinetwillen, vergossen werden möchte! — Und es geschahe alles, wie der große König befohlen hatte.

Die Eifersucht.

Unter den vielen Arten von Suchten, die des Menschen Lebensfreuden trüben, — von der gelben bis zur schwarzen Sucht und was durch Farbenabstufungen diese beiden Endpunkte mit einander vereiniget, — findet sich eine Sucht, die im Ehestande und unter Liebenden oft vieles Unheil anrichtet. Daß ich hier von der Eifersucht rede, wird jeder leicht merken. So lan-

ge die Eifersuht unter der Aufsicht der Vernunft steht, kann man sie nicht mit den reißenden Thieren der Wüste vergleichen, sondern sie ist dem Schöpfer gleich, der sein Lämmchen behütet und bewacht. Entzieht sie sich aber dieser wohlthätigen Aufsicht: so ist sie in ihren Folgen schrecklich und beweiset durch blutige Thaten ihre Abkunft von jener Mutter aller Suchten, die, um das uns, im frühesten Alterthum, gegebene Bild zu ehren, als Schlange sich dem ersten Weibe nähernd, dem Herzen desselben einen bösen Krankheitsstoff einimpfte, womit wir immer noch zu kämpfen haben.

Eifersucht ist manchmal aber auch nur eine Schattengestalt, die aus einem reinen, lautern Herzen emporsteigt. Decken nicht oft finstere Nebel das Angesicht des freundlichen, stillen Meers, aus dessen Schooße sie sich doch erhoben? — Gefühlvolle Seelen sollten über die vermeinte Untreue — eines geliebten, von ihnen hochgeehrten Gegenstandes nicht eine innige Betrübniß fühlen? Und, ach, wie so mancher feuerfangende Stoff findet sich in dem Herzen des Menschen! Wie leicht geht nicht Betrübniß in Unmuth, und Unmuth in Zorn über?

„O, so sage mir doch, Geliebter, warum bist du, seit längerer Zeit, so einsilbig? Warum ist alle Munterkeit von dir gewichen?

Gestehen soll er, daß er vielleicht, durch seinen Argwohn, ein reines, schuldloses Herz beleidigte? Er weiß es ja selbst noch nicht einmal, ob Irrung oder Wahrheit ihm vorschwebt! — Darum schmollt er, darum ist er in sich gekehrt, und faßt im Stillen lieber den Entschluß, zu wachen über die Blicke und Handlungen der geliebten Person. Aber einmal mit Argwohn erfüllt, geht es ihm wie dem Schiffer, der in der Dunkelheit der Nacht, ohne daß er es bemerkt, von einer Meeresströmung fortgerissen wird. Die Eifersucht schiebt bald ein vergrößerndes, bald ein verkleinerndes Glas vor das Auge seiner Seele, und so befindet sich seine Vernunft in der unglücklichen Lage, über das, was er sieht und hört nicht richtig entscheiden zu können. Ist es aber einmal bis dahin mit uns gediehen, so ist auch das Glück der Ehe unwiederbringlich verloren, traurig und schweigend verläßt der gute Engel ein solches unglückliches Paar.

Kriegspähne.

Während der Belagerung von Ostende im Jahr 1601 nahm eine Stückkugel dem Apotheker beide Beine weg; eine andere riß ihm, als er begraben ward, den Kopf ab und ließ die Träger unverletzt.

Ein auffliegendes Pulvermagazin zerschmetterte den Feuerwerkmeister, dessen Gehülfe Wilhelm Franssen, flog bis in den Hafen und kam dort unversehrt an.

Diese dreijährige Belagerung gehört zu den blutigsten und merkwürdigsten. Die Generale, Frangois Veere und van Dorp, vertheidigten den Ort, mit 106 Compagnien (Niederländer) und 1500 Britten, gegen den E. H. Albert von Oestreich und die Spanier unter Spinola, vom 5ten Juli 1601 bis zum 20sten Sept. 1603, wo er mit Akkord übergeben ward. Die Belagerer verloren, nach der mäßigsten Angabe, 7 Generale, 85 Stabs-Officiere, 150 Hauptleute, 1488 Lieutenants und Fähndriche, 9166 Corporale, 24366 Gemeine, über 6000 Matrosen, 1196 Weiber und Kinder. Hunger und Kummer, Seuchen, Kälte und über siebzig mörderische Minen wirkten mit, und der Sieger errang um diesen Preis einen verstörten unwirthlichen Blut-Acker.

Lesefrüchte.

— Von den noch jetzt beibehaltenen griechischen Ausdrücken kann nicht leicht einer passender seyn, als der für die gesandschaftlichen Verhandlungen gewöhnliche: Diplomatik. Denn dieses Wort heißt wörtlich die Lehre von der Zweifältigkeit, und ein Deplomat ist ein Zweibiegungs- oder Zweifältigkeitsmeister.

In Drontheim werden Pflaumen, Aepfel und Birnen nur selten, Kirschen niemals reif. In Tyterde hingegen, einer kleinen Insel im Angesichte der Stadt, ist letzteres vollkommen der Fall. Eben so findet man um Drontheim selbst nur ganz niedriges Eichengebüsch, während man auf Tyterde einen recht artigen Eichen-, Eschen- und Lindenwald sieht. Wenn man in Norwegen Austern ißt, werden die Bärte sorgfältig zurückgelegt. Die Hausfrauen trocknen dieselben, heben sie wohlpulverisirt, in gutverstopften gläsernen Flaschen auf, und machen den übrigen Theil des Jahres treffliche Saucen davon.

In Deutschland, sagen die rheinischen Blätter, ist viel die Rede von dem Großen und Herrlichen, das die Landstände, welche noch nicht versammelt sind, thun werden. Man könnte unser Vaterland auch das Land der Hoffnungen nennen. An schönen Erwartungen ist es das ergiebigste von Europa. Wir freuen uns immer, wie das Milchmädchen in der Fabel, und hüpfen und tanzen von schöner Hoffnung beseelt, bis uns der Milchtopf vom Kopfe fällt, und in den Scherben der ganze künftige Reichthum, und Kalb, Rind und Kuh verschüttet vor uns liegt. Es dürfte bei uns auch nicht viel beßer werden, wenn unser Schiller Recht hätte, der sagt:

Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht. —

Der seltene Baum.

Zu Hilla, den Ruinen Babylons, steht ein einziger Baum, der von den Eingebornen Athelé genannt wird. Sie behaupten, er habe schon in der alten Stadt gegrünt und Gott ihn ausdrücklich für Ali erhalten, um sein Pferd nach dem Treffen von Hilla daran binden zu können. Es ist ein immer grünender Baum, den Lebensbäumen gleich, aber so ungewöhnlich in dieser Gegend, daß nur noch in Balsora ein einziger dieser Art sich finden soll.

(Rich Abhandl. über die Ruinen von Babylon. London 1818.)

---

* Das Bild des Todes.

Nicht Schwert und Lanze legt dem Tod der Bildner bei;
Die Sense schwingt sein Arm, denn alles Fleisch ist — Heu.

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Wir Thoren klagen für und für das Schicksal wegen seiner Härte und Liebloßigkeit an; aber uns selbst betrachten wir stets als heilig, und können nie müde werden, von unsern Martern und Aufopferungen zu sprechen.

Der Mensch beantwortet eine Menge von Fragen; aber die, wozu er eigentlich bestimmt sey und wovon sich jeder in der Stille seines Herzens Rechenschaft ablegen sollte, wird nur äußerst selten aufgeworfen und in Betracht gezogen — und noch viel seltener klar und wahr beantwortet.

Nationale Zeitschrift.

— In Madrid, wo jährlich vom Mai bis November achtzehn Stiergefechte gehalten werden, erschien im September v. J. eine Nachricht an das Publikum über eine in wöchentlicher Lieferung herauszugebende Relation von Allem, was bei jedem Stiergefechte vorgeht. Aus dem Prospectus dieses neuen Journals theilen wir unsern Lesern Folgendes mit: „Man wird sich bemühen, den Theilnehmern bekannt zu machen: 1) Das Vaterland jedes Stieres, den Namen seines Eigenthümers, und die Devise die er auf dem Fechtplatz führt. 2) Die Zahl der Lanzenstiche, die jeder Stier erhalten hat, den Namen des Piccadors, wie oft der letztere umgeworfen ward, die Zahl der auf dem Platz gebliebenen Pferde, der sterbenden, die auf dem Fechtplatz liegen blieben, um dann geschlachtet zu werden, so wie der verwundeten Pferde, die noch Hoffnung zur Genesung und zum fernerem Gebrauch geben. 3) Wie viel Banderillas (kleine Spieße mit Fahnen) in jedem Stiere stecken geblieben sind, ob die Banderillas Raketen hatten oder nicht, ob Hunde nöthig waren den Stier aufzureizen, wie viel Hunde dazu gebraucht wurden, die Zahl der getödteten Hunde, so wie der verwundeten, die zur Genesung Hoffnung geben. 4) Wie viele Estocaden der Stier bekommen hat, den Namen des Gladiators, ob dieser die Estocaden regelmäßig angebracht, oder das Thier getödtet hat. 5) Eine allgemeine Aufzählung der Stiche, welche die Stiere bekommen haben. Wie oft die Reiter gestürzt, wie viel Pferde gefallen, wie viel Banderillas stecken geblieben sind, so wie die Zahl der Hunde, der Estocaden, der den Stieren beigebrachten Dolchstiche in jedem Gefecht.“ — Schwerlich wird ein Exemplar dieser Zeitschrift, so einzig in ihrer Art sie auch ist, nach Deutschland gekommen seyn, denn unsere Vaterlandsgenossen sehn lieber ein Paar erboßte Journalisten, als ein Paar Stiere kämpfen, doch — de gustibus non est disputandum! —

Mein Reichthum.

Wer ist so reich, wie ich es bin?
Wer's ist, der sag' es an!
Stolz schweben meine Jubel hin
Auf ungewohnter Bahn.

Mein ist die Welt! Denn liebewarm
Schließ' ich, beglückt zu seyn,
Um jedes Wesen meinen Arm;
Haß't mich; ihr seyd doch mein.

Frei bin ich, frei! Selbst wandl' ich fort
Auf frei geschaff'ner Spur.
Frei ist mein Blick, frei ist mein Wort;
Dem Schlechten schweig' ich nur.

Frei herrsch' ich, hoher Kraft bewußt,
In des Gedankens Reich;
Entschwebt das Lied der Dichterbrust,
Fühl' ich mich Engeln gleich.

Den Talisman der Harmonie
Hat mir Apoll verlieh'n,
Im Adlerschwung der Phantasie
Zum Himmel aufzufliehn.

Stolz schlägt mein Herz an Freundes Brust,
Beglückt in seiner Wahl,
Und feiert das zu hoher Lust
Errung'ne Ideal.

Und — bötest Du für dies allein
Mir Gold und Silber an; —
Wär' nicht, was ich verschweige, mein,
Ich wär' ein armer Mann.

Wer ist so reich, wie ich es bin?
Wer's ist, der sag' es an!
Stolz schallen meine Jubel hin:
Ich bin kein armer Mann!

---

* Charade von drei Sylben.

In großen Palläſten,
Bei glänzenden Feſten,
Muß ich, die Erſte, Euch dienen.
Und, je mehr ich leide,
Je größer die Freude;
Dies ſeh' ich an Eu'ren Mienen.

In niederen Hütten
Brauch' ich nicht zu bitten,
Man wird von ſelbſt mich verſchonen,
Und doch mit Entzücken
Und wonnigen Blicken
Des Danks, mich Kargen, belohnen.

Bei Armen und Reichen
Da ſeht ihr imgleichen
Uns Letzte. Wir müſſen uns beugen
Beinahe zu Tode
Für jene — zur Mode
Für dieſe, uns willig bezeugen.

Wir drei nun zuſammen,
Wir bilden den Namen
Von einem niedlichen Feſte,
Das heimlich bereiten
Dem Wirthe zu Zeiten,
Die überraſchenden Gäſte.

W....r.

Auflöſung der Charade in Nro. 38.

Bergmann.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Achtes Abonnement. Vorſtellungen 5 — 8.)

Sonntag, den 9. May. Die Schweſtern von Prag. Komiſche Oper in 2 Akten nach Haffner von Perinet. Muſik von Wenzel Müller. — Wetzwetz: Herr Günther vom Braunſchweiger Nationaltheater. (Erſte Gaſtrolle.)

Montag, den 10. May. Der Rehbock. Orig. Luſtſpiel in 3 Akten von Kotzebue. — Pachter Grauſchimmel: Herr Günther. (Zweite Gaſtrolle.) — Hierauf: Das Geheimniß. Komiſche Oper in 1 Akt. Muſik von Solié. Thomas: Herr Günther. — Lieutenant Valer: Herr Strobe.

Dienſtag, den 11. May. Rochus Pumpernickel. Muſikaliſches Quodlibet in 3 Akten von Stegmayer. Muſik von verſchiedenen Meiſtern. Pumpernickel: Herr Günther. (Dritte Gaſtrolle.) Herr von Borthal: Herr Ringelhardt.

Donnerſtag, den 13. May. Stille Waſſer ſind tief. Luſtſpiel in 4 Akten, von Schröder. — Baron Wiburg: Herr Clauſius. — Wallen: Herr Ringelhardt. — Baronin von Holmbach: Fräul. Rüdinger. — Antoinette: Frau Ringelhardt.

Freitag, den 14. May. (Zum Vortheil des Herrn Günther.) Das Neu-Sonntagskind. Komiſche Oper in 2 Akten, von Perinet. Muſik von Wenzel Müller. — Hausmeiſter: Herr Günther. — Von Haſenkopf: Herr Zſchiſchka. — Henriette: Frau Ringelhardt. — Hauptmann Valer: Herr Strobe.

Nro. 40.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 20. May 1819.

* Der Freundes-Mörder.

Der Lenz erschien, im bunten Frühlingskleide
Stand schön geschmückt die jugendliche Flur,
Die Kühe gras'ten brummend auf der Weide,
Ein Jubel war die Schöpferin Natur.
Das Mädchen hüpft, es freuet sich der Knabe,
Der Jüngling und der Greis gestützt am Stabe.

Der Städter flieht dem modischen Gewühle,
Eilt in ein blühend waldumgränztes Thal;
Hier schweigt der Neid, und bessere Gefühle
Sie würzen ihm das ländlich kleine Mahl,
Wenn sich hier unter schattigen Gebüschen,
In stille Freuden keine Seufzer mischen.

In Blumen, an des Baches Silberrauschen
Liegt ein Betrübter traurig hingestreckt;
Dem Lied der holden Nachtigall zu lauschen,
Das in ihm sanft die Hoffnung wieder weckt.
Dort wo im Abendgold die Eichen strahlen,
Dort träumt ein Mensch von seltnen Idealen.

So war auch Herrmann einst hinausgegangen
Aus einem Städtchen, wo sonst liebevoll
Von Bernhard's treuen Freundesarm umfangen,
Die Brust von hohem Selbstbewußtseyn schwoll.
Jetzt kam er kummervoll, gebückt herangeschlichen,
Von ihm war längst sein Genius gewichen.

Als einst bei eines Festes froh'n Vereinen,
Bei vollgefülltem, klingenden Pokal,
Bei Sang, bei Liebe tönenden Schalmeien
Ein Mädchen sich in ihre Herzen stahl.
Da sagt zu Herrmann, Bernhard voll Vertrauen,
Denn fest glaubt er auf seinen Freund zu bauen:

„Ich liebe, Herrmann, ich darf Liebe hoffen,
„Zwei Herzen sind durch gleichen Sinn verwandt.
„So seh ich, Gott, hier deinen Himmel offen,
„Denn mich umschlingt ein doppelt schönes Band.
„Ein neues Glück verein' ich unserm Bunde,
„Denn wisse Freund: ich liebe Rosamunde."

Er eilt von dannen. Todesschauer wehen
Um Herrmann, der wie angedonnert steht:
„So muß ich denn mein Glück vernichtet sehen
„Sie, die auch ich um Liebe angefleht.
„Sie liebt mich nicht, ha! eitle Phantasien
„Ihr täuschtet mich, mir ist sie nicht verliehen!"

So ruft er seufzend; seinem edlem Freunde
Sucht er im Harm sich neidisch zu entziehn.
Und Bernhard, der um seinen Freund nun weinte,
Sieht diesen schnell bei sich vorüberfliehn.

Sein Auge sprüht des Zornes blasse Flammen,
Der Freund verzeiht ihn, will ihn nicht verdammen.

An einem heitern Sommertage gingen
Die Liebenden in einen Felsengrund,
Froh horchten sie der Vögel muntrem Singen,
Erneuerten den schönen Herzens-Bund.
Sie koseten bis sich die Sonne senkte;
Bis Abendthau die dürren Fluren tränkte.

Nun wollten sie zur Stadt zurücke kehren,
Da donnert plötzlich eine Stimme laut,
Als wollte Höllen-Geister sie beschwören:
„Halt Bube, halt! mit deiner spröden Braut.“
(Zum Schwerdte greifet Bernhard's tapfre Rechte)
„Auf! hast du Muth, so komme, komm' und fechte.“

Der Kampf beginnt, die eh'rnen Schwerdte blinken
Und Rosa, welche sich an einen Baum gestützt,
Sieht ihren Bernhard kämpfen, sieht ihn sinken,
Sein Auge bricht, sein edles Blut versprützt.
Verschwunden war der Mörder im Gesträuche,
Nur die Geliebte weinte um die Leiche.

Der Morgen graut, ein Jäger kühn durchstreifet,
Dem flinken Wilde folgend auf der Jagd
Die Gegend flüchtig, und erreichet
Die Stelle, wo die Gräuelthat vollbracht.
Schnell gehet er zum nahen Stadt-Gerichte,
Und meldet dort die klägliche Geschichte.

Der Todte wird nun hin zur Stadt getragen,
Wo man ihn traurig in die Grube senkt.
An ihrem Rande sieht man Rosa klagen
Die schwermuthsvoll noch ihres Bernhard's denkt.
Sie höret stets der Grabesfänger Lieder,
Auf Veilchen rinnen ihre Zähren nieder.

Willst du den schwarzen Missethäter kennen,
So höre denn, du ahndest ihn gewiß,
Ich schaudere den Namen dir zu nennen:
Herrmann war es, der jenes Band zerriß.
Vernehmet nun was bald darauf geschehen,
Als man ihn tief gebückt im Thal gesehen.

Er stand an eines Fläßchens Kieselrande,
Schaut düstern Blicks zu einem Wald empor.
Da siehet er, nicht fern von seinem Stande,
Wallt eine Jungfrau im bethränten Flor.
Sie, Rosamunde ist, die fest auf Gott vertraut,
Und betend hier zu seinem Throne schauet.

Er betete, und an den Himmel thürmten
Sich Ungewitter furchtbar schön hinauf.
Es donnerte und wilde Winde stürmten,
Zur Hütte floh man fort im schnellsten Lauf.
Und wehe! Herrmann denket an's Vergelten,
Als sich der Gottheit hohe Zeugen melden.

„Ha! schweige endlich zürnendes Gewissen,
„Willst du denn nimmer, nimmer ruhig seyn?
„Ist denn dies Herz noch nicht genug zerrissen?
„Ha! ha! die Winde heulen, „nimmer, nein.“
„Die Hölle jauchzt, es zischen gift'ge Schlangen,
„Ha, Satan eil', das Opfer zu empfangen.“

So stöhnt er angstvoll in des Sturmes Heulen,
Sich selbst hält er ein schreckliches Gericht.
Es stürmt in ihn, drum kann er nirgends weilen,
Er, der sich selbst das grausendst' Urtheil spricht:
„Wer einen Freund ermordet und betrogen,
„Dem wäget man, so wie er selbst gewogen.“

Es treibt ihn fort zu dem bemoosten Hügel,
Wo der Erschlagne seit zwei Monden ruht.
Verzweiflung leiht ihm ihre schwarzen Flügel;
Bald ist er da, es kochet wild sein Blut.
Hin schauet er mit gräßlicher Gebärde
Auf die entehrete, entweihte Erde.

Ein Wirbelwind durchpraßelte die Eichen,
Die grünend schön in jugendlicher Pracht,
Die Blätter sanken räuspernd von den Zweigen
Und nicht des Mondes blasse Scheibe lacht.
Selbst keines Sternes friedliches Gefunkel
Erleuchtete des Kirchhofs tiefe Dunkel.

Und um die Gräber stürmeten Orkane,
Und rüttelten das modernde Gebein
Hoch auf dem Thurme klapperte die Fahne,
Den Uhu hört man im Gemäuer schrein.
Es berstet selbst des Kirchhofs alte Mauer
Und Herrmann rafft sich auf in Fieberschauer.

„Ha, flattert Raben! flattert rund im Kreise,
„Um dieser Stätte blutbefleckten Rand,
„Und krächzet's laut in fürchterlicher Weise:
„Mein Freund hier fiel durch meine Mörderhand.

„Ha! heule Teufel in der Hölle Schlunde,
„Und wimmre Geist aus deines Grabes Grunde.“

„Was seh' ich, wanket über jene Grüfte,
„Ists Trug, ists Wahrheit, eine Luftgestalt?
„Nein, Wahrheit ists,“ so hallt es durch die Lüfte,
Er will entfliehen, eiserne Gewalt
hält ihn zurück, ihm zittern alle Glieder,
Er wankt und sinkt am schwarzen Kreuze nieder.

Und die Gestalt, sie stellt sich seinen Blicken
Nicht mehr als Geist, nein als ein Mensch sich dar
„Fort Täuschung, fort, du sollst mich nicht berücken“.
So ruft er, und zerrauft sein wirres Haar.
„Ich kann, ich mag die Schuld nicht länger tragen,
„Ja, Henker ja, ich habe ihn erschlagen.“

G. W. Fenner.

Ueber die Bienen.

— Nach Ramdohrs neuen Entdeckungen haben die Fühlhörner der Bienen vier Muskeln und zwei Nerven mit Luftröhren, wobei die Nerven mit einer körnigen Masse umgeben sind. Das feinste Gefühl ist in den Palpen; mit diesen unterscheiden die Bienen Honigtropfen von Wassertropfen, mit diesen suchen sie den Blumenstaub auf; ja, wie es scheint, erforschen sie auch die Fruchtbarkeit der Königin damit. Wenn man ihnen nemlich die Königin wegnimmt, so verbreitet sich Harm und Unruhe in dem Stock. Setzt man nun eine andere befruchtete vor die Oeffnung desselben, so kommt sogleich eine Arbeitsbiene, befühlt sie von hinten mit den Palpen, und theilt die Kunde durch ein freudiges Gesumme mit, das sogleich im ganzen Stocke wiederhallt. Unter Liebkosungen wird dann die neue Mutter eingeführt. Setzt man dagegen eine junge, unbefruchtete Königin vor die Oeffnung, so wird sie eben so schnell als solche erkannt und bis auf den Tod verfolgt. Die Freßspitzen sind mit einem Nerven und einer Luftröhre versehen; so auch die Füße, nur daß der Nerve hier in den Hüften verdoppelt ist.

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Wenige der nachfolgenden Gemälde in der Sammlung des Herrn Dreyer, welche biblische oder heilige Gegenstände darstellen, haben den Vorzug einer harmonischen Komposition und einer ungesuchten Wirkung in einem solchen Grade, wie das erwähnte Bild: Josephs Traumdeutung im Gefängniß. Man wiederhole sich in Gedanken das Ernste, das tiefe Schauerliche, das diese Scene haben muß, und trete dann vor dieses Bild, und betrachte es in einer solchen Stimmung, und man wird gestehen müssen, daß der Maler alles erreicht hat, ja daß er mehr als Maler, daß er Dichter war, der zugleich in den biblischen Sinn und Geist einzudringen vermochte. Der alte Mundschenk, der gläubig dankend die Hände faltet, links auf seinem harten Strohlager — gegenüber der Schaffner, der über den Eindruck, den Josephs Rede auf seinen Mitgefangenen macht, nachzudenken scheint, welche Aufgabe für den bildenden Künstler, und wie hat er sie gelöset und welchen Kontrast hat er in Bewegung zu setzen gewußt. Das tiefe Gefühl, womit er zugleich seinen Gegenstand behandelte und durchdrang, die prunklose, aber so äußerst wahre Darstellung, die frappante Beleuchtung und der kräftige, klare Farbenton sind die bedeutenden Vorzüge dieses interessanten Bildes. Und wir sehen besonders noch daraus, daß wenn dem Niederländer auch in seinen Gebilden die edlen Formen der italiänischen Schulen abgehen, er doch oft durch den seelenvollen Ausdruck und die große Wahrheit in seinen Bildern

*

diesen Mangel reichlich zu ersetzen weiß. — An dem Gemälde; Hagar in der Wüste, ließe sich noch tadeln, daß das Kostüm der Hagar und des Knaben zu modern sey. Der Faltenwurf aber, besonders an der Bekleidung des Engels, befriedigt dagegen desto mehr. Der Ausdruck im Gesichte der Hagar und die Bewegung ihrer Hände deuten ihre Leiden an, welche sie dem Engel, dessen theilnehmend-tröstender Blick ihr Hülfe gewähren zu wollen scheint, vertrauensvoll und zuversichtlich klagt. Das Kind scheint ermattet und dürstend auf dem Rasen zu liegen, die leere Wasserflasche versagte die Labung, und der Brunnen mochte entweder noch zu entfernt oder vielleicht vertrocknet seyn. Die Zeichnung ist nicht grandios, aber auch nicht fehlerhaft, das Kolorit etwas zu matt und wenig abwechselnd, die Behandlung im Ganzen aber zart und gefühlvoll. Ob die Arbeit von Elzheimer oder von Uytenbrook sey, wagen wir vor der Hand nicht zu entscheiden. —

11. Susanne im Bade. Von Farinati.

Breite 31 Zoll, Höhe 26 Zoll.

Diese Scene, die so oft dargestellt ist, erscheint hier durchaus im reinen italiänisch. Styl, frei von aller Koketterie und das sittliche Gefühl störenden Gemeinheit, womit diese Darstellung sonst so häufig vorkommt. In dem Blicke der Susanna ist staunende Verachtung ausgedrückt, es scheint sich aber dennoch eine Beimischung darin auszusprechen, die diese Verachtung mildert und mehr zu einem sanften Verweise herabstimmt. Die gebückte, sich halb neigende Stellung des vor ihr stehenden Alten, so wie die Bewegung seiner rechten Hand lassen vermuthen, daß er seine Wünsche noch durch schmeichelnde Ueberredung, durch eine verzeihliche Rechtfertigung zu erfüllen hofft; der andere weiter zurückstehende Alte scheint zu fürchten, daß sein Nebenbuhler ihm zuvorkommen werde. Aus seinem mehr gelben Gesichte spricht Neid und Unruhe, furchtsam drohend legt er den aufgehobenen Zeigefinger an den Mund. Er steht zu äußerst an der rechten Seite, Susanna zu äußerst an der linken Seite des Bildes. — Bei diesem sehr schätzenswerthen, eines Titian würdigen Gemälde ist die Färbung nicht minder schön als die Zusammenstellung und die edle und große Form der Figuren. Man kann mit dem Ausdruck eines der ersten Kunstrichter auch hier sagen, das Bild baut sich gut zusammen und vereinigt die Vorzüge der historischen Komposition mit denen des Kolorits und der Pinselausführung. Ein ganz ähnliches Bild, das sich in der Gemäldesammlung des Herrn Boelken befindet und ebenfalls diese Scene darstellt, läßt sich in sofern wohl mit diesem vergleichen, als es ebenfalls von einem italiänischen Meister, nämlich von Luca Giordano, zu seyn scheint. Auch auf diesem ist die gewöhnliche Uebertriebenheit und Koketterie glücklich vermieden, aber dennoch kann man sagen, daß wenn dort Schönheitssinn und Wunsch sich ausspreche, hier dagegen schon Verlangen und Sehnsucht bis zur Begierde gemeint sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Curiositäten.

In der Sammlung eines hiesigen reichen und angesehenen Kunstliebhabers, der zugleich zur Vermehrung seiner ausgebreiteten Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften einen vortrefflichen Schatz von Büchern und Antiquitäten gesammelt hat, befindet sich auch ein Band alter Flugschriften, worunter namentlich zwei durch ihre sonderbare Sprache und Composition, und zugleich

als Denkmäler der Vorzeit merkwürdig sind. Die erste ist betitelt:

„Requête à sa Majesté Imperiale, donné de la Nation Françoise trop mal traitté par les Allemans à Journée de Chiari. — Pour être moins brutalement reçus en autres rencontres (ohne Jahrszahl; wahrscheinlich aber vom J. 1702 — 4 Seiten in 4.) Der Anfang lautet buchstäblich so:

„Allgroßmecktickh, Unhiserfindlickh Remisch Gayser, tres-victorieux Monarque.

Er nembt der ganß Frantzoß Nation sein hunderthänig Recours zu eurer Gaserlich Majesté, wan die Deusch Soldath nit magh gut Manier, fort agir mit die honnets gens François, er ist impossible, gar su groß vil brutalité su Leid, welck die Deysch ot gemacht à la Journée di chiari, par Dieu, wann die Frantzoß sie hat geb die assaut mit der Epée à la main, Chappeau drousse, bottes decrottes et enfin hall mit einander propre et galant ou dernière point, er hat geb die Visit zu der Deysch d'un aire fière, ja freilich dockh Chretien et en dessein der Deysch so tractir Charitablement wan ich victorieux, und die Deysch ist gewes so barbar, so Cruel, so horrible, daß nit hat geb an Frantzos Quartier, wan sie atts gebett, sackh mi pour Officier, Gentilhomme, Comte, Marquis, Capitaine, Colonel General pour l'amour de Dieu, gebs mi Quartier, sie ats wackt Khof wegck, sis tod, slag tod, sie sreit: du Unsoutre ri ra ro, daß die der Teif, daß die duse sakrement, ick waß nit, was all att sackh, daß nit manier de bon guerre, warum nit att mag Prisonniers, wie ist mannier, er ist mer vil Cruel als die Lion, die Tigir, er mer vil böß als die Teyst sib, wan die Frantzoß sie att marchir zu die Deysch in Bataglie sie att schreit Vive le Roy, der Deysch diable al enragir nun sie siest all mit einander zu die Frantzoß sein Bauch, daß die honnets Gens, tant Officiers de Qualité, que Gentilhommes ist bleif tod, warum sie sies nit zu sein Fuß, wie att gemagt die Frantzoß, so khan wider gsunt mackh, ja freilich das nit manier dannogck sie att depouilliert wie arme Fros all mitnandt, att sickh die Leut, par Dieu ist nit chreitien, bin auff die Embd auß, wie und und wie Bettl laß iigck, att nit pitié, att nit Misericorde mit sein prochain, mag nit bonne guerre, wan die Pluton er mag krüg mit die Leud, er kans nit mer groß vil barbare seyn als wie die Deysch, si mag sickh mit moustache, als man will fris all mitnandter Leud! O Allgnedickh Gayser, per Dieu wan nit commandir zu sein Soldat, daß ist besser manier mag mer raisonnable, die Frantzoß si mus all miteinander lauff zu Hauß, khan nit bleib zu Welschland, kan nicht mag seyn bravour, kan nit mag seyn Gasconade, kan nit mag seyn brut, kan nit mag seyn Charmibleu, seyn Saccropied, Ventrebleu, kan nit mag seyn Rodomondade, c'est un honte wan nit sein Gayserlickh Majesté mag bon ordre, er ist nit remede wir allmitnander per Dieu."

„Wir Miserables, Malheurex
Bernaider allmitnander Frantzoß."

Außer diesem seltsamen gedruckten Memoire befindet sich in der schätzbaren Sammlung des Herrn M. Boelken noch eine andere Druckschrift, welche, wie gesagt, ähnlichen Inhalts ist und aus welcher sich schließen läßt, daß wahrscheinlich beide durch den Spanischen Successionskrieg veranlaßt wurden, in welchem bekanntlich Marlborough und Prinz

Eugen sich durch ihre Heldenthaten auszeichneten, und die vereinigten Britten und Deutschen durch ihre Siege über die Franzosen sich für ewige Zeiten den glänzendsten Ruhm erwarben, den sie in der neuesten Zeit noch vermehrt, ja verdoppelt haben.

* Ein wahres Factum.

Ein Harpar lieh einem jungen Herrn einige hundert Thaler auf Wechsel und verbat sich bei Rückzahlung des Capitals alle Zinsen; begnügte sich vielmehr damit, die Louisd'or Stück für Stück in Gegenwart des zurückzahlenden Schuldners wiegen zu lassen und wie sie alle ganz vollwichtig und wohl gerandet befunden worden, gab er den Wechsel ohne Zinsen empfangen zu haben zurück und dies um keines Lohnes Willen, sondern bloß aus Achtung gegen seinen Schuldner, der sein Vorgesetzter geworden war.

Lesefrüchte.

Wie Klapproth in seiner Reise in den Caucasus und nach Georgien berichtet, so läßt das Volk der Tuschi, den, der sich in einem Gefechte feig bezeigte, mit den Hunden aus einem Troge essen, und erlaubt ihm niemals wieder sich mit tapfern Männern an den Tisch zu setzen.

Am 15ten Juli 1589 wurde der Geldwucher in Ober- und Niederschlesien abgestellt und am 1ten September 1597 die Verbannung der englischen Kaufleute aus dem Reiche und den österreichischen Erbstaaten verfügt. — Wäre es nicht zweckdienlich diese Verfügungen zu erneuern?

„Erst warne man," sagt Marzellus Palingenius im 5ten Gesange seines Thierkreises des Lebens, „eine böse Frau liebreich, man zeige sich mild und nachsichtsvoll wenn sie auffahrend ist, man lasse es nicht fehlen an Liebeszeichen, Verehrungen, Aufmerksamkeitsbeweisen, man versuche jedes Mittel, wodurch sie in Güte gebessert werden kann; will dies nichts helfen, so gehe man über zu härtern Mitteln, man zeige sich unwillig, imponire durch Worte und Mienen, man drohe, jage Furcht ein, und zuletzt, wenn jedes andere Mittel fruchtlos ist, brauche man den Stock!" — Zur Beruhigung unserer Frauen werde hier bemerkt, daß Palingenius diesen Rath schon im Jahre 1513 ertheilte und die Zeiten und Sitten sich seitdem gewaltig geändert haben.

Nach dem von den Professoren L. Engelstoft und J. Möller zu Kopenhagen im Jahre 1817 herausgegebenen historischen Kalender, wurde im Jahre 1645 in Dänemark befohlen, daß keine dem Volke unbekannte geistliche Lieder gesungen werden, daß die Frauenzimmer in der Kirche während des Gesanges aufrecht sitzen und mitsingen, daß die Dienstboten den Katechisationen beiwohnen, daß die jungen Leute, ohne bewiesen zu haben, daß sie den Katechismus verständen, nicht verlobt werden, und daß dazu angestellte Personen, solchen, die in der Kirche während der Predigt schlafen, mit langen Stäben auf die Köpfe schlagen sollten.

— In der allgemeinen Moden-Zeitung steht unter der Rubrik Miszellen folgendes:

„Jemand behauptete, es gebe nur zwei Uebel im menschlichen Leben: Mangel an Geld und Mangel an Gesundheit."

Als Fräulein S..., ein Mädchen von sechszehn Jahren dies las, sagte sie mit einem sarkastischen Lächeln: „von dem einem Uebel scheint der Bemerker keine Ahnung zu haben: Mangel an Verstand."

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Es ist allerdings schwer, einem Wunsche, den man von Jugend auf genährt und unterhalten hat, auf einmal zu entsagen; aber man wird sich dazu entschließen, wenn man es über sich bringen kann, einzugestehen, daß er thörig sey und seine Erfüllung durchaus im Gebiete der Unmöglichkeit liege.

O warum müssen wir gerade diejenigen fliehen, denen wir uns ganz hingeben möchten? Warum müssen wir Bündnisse zerreißen, die das Herz versiegelte? Darum, weil wir uns von Verhältnissen lenken und leiten lassen, darum, weil wir nicht stark genug sind, auf uns selbst zu vertrauen und lieber von den Ansichten anderer abhängen, als unsre eigenen durchführen.

Schreiben aus Berlin.

Vom 26. April 1819.

(Verspätet.)

Fast sollte man glauben, daß wir uns den Zeiten einer vollständigen Barbarei genähert hätten. Die Gräuel häufen sich, die Selbstmörder wachsen zu einer Schauder erregenden Zahl an; der lebendige Glaube, der im Herzen, im Gemüth wohnt, scheint verschwunden, und der fleißige Besuch der Kirchen nur ein religiöses Exercitium zu seyn, um, wenn man auch den Tag darauf ins Wasser springt, zu sich sagen zu können: mir ist vergeben! — Indeß ist Berlin nicht der einzige Ort in Europa, der solche Schreckensscenen und solche Beispiele vom Ueberfirnissen so abscheulicher Handlungen aufzuweisen hat, aus allen Städten von einiger Bedeutung in allen Ländern erhalten wir solche Nachrichten in Menge.

Einige schreckliche Vorfälle, welche gegenwärtig sich zugetragen haben, und auf gleiche Weise Schmerz und Abscheu erregen, beschäftigen die Residenz.

Ein Kammplatten-Verfertiger, Namens Noël, von Geburt ein Elsasser, der sich dadurch sehr reichlich ernährte, daß er der erste war, welcher in Perlmutter arbeitete, und die Damenkämme mit Perlmutter, Steinen und Goldplättchen künstlich verzierte, ward am 16. April des Morgens in seiner Behausung, an der Friedrichs- und Behrenstraßen-Ecke, also in einer der lebhaftesten Gegenden Berlins, auf eine gräßliche Weise ermordet gefunden. Alt, kränklich, mißtrauischen Charakters und — vermögend, öffnete er für niemand, selbst für seine Gesellen nicht die Thür, wenn sie nicht von seiner Aufwärterin, der er vertraute, ihnen geöffnet wurde. Einen Drücker zu der Thür besaß er, den andern sie. Zwei bewährte Schlössermeister konnten mit ihren Dietrichen diese Thür später bei einer Untersuchung nicht öffnen. Uebrigens scheint der kränkliche Greis sich möglichst zur Wehr gesetzt zu haben; denn zwischen seinen Fingern fand man noch Haare, die er ohne Zweifel dem angreifenden Theile entrissen hatte. Nachbaren wollen, wie man hört, wiederholt den Ausruf: Weib, was willst Du von mir! gehört, aber auf einen ehelichen Zwist in dem, von vielen Familien bewohnten, Hause bezogen haben. Die Untersuchung ist in vollem Gange und der preiswürdigen Thä-

tigkeit unsrer Polizei werden die Thäter sicher nicht entgehen.

Entfernter von uns trug sich eine schauderhafte Begebenheit zu. — In einem Walde bei **** liegt ein einsames Försterhaus. Der Mann geht des Abends nach der Heide, die Frau bleibt mit ihrem sechsjährigen Kinde allein. Eben wie sie an der Hausthür steht, kommt ein Jude zu ihr heran, fragt: ob der Weg bis zu einem Städtchen, das er nennt, durch lauter Heide führe, und bittet, als dies von der Försterin bejaht wird, um ein Nachtquartier, da er eine bedeutende Summe Geld bei sich habe. Sie gewährt dies, erschlägt ihn in der Nacht, verscharrt ihn im Garten und nimmt das Geld in Verwahrsam. — Am Morgen, wo sie beschäftigt ist, die mit Blut gefärbte Stube zu reinigen, kommt der Mann aus der Heide zurück. Er sieht, daß gescheuert wird, und ist darüber unwillig. Da sagt das Kind: „Mutter hat einen Juden todt geschlagen; jetzt hat Mutter viel Geld.“ — Der Vater hält dies für Scherz, fragt seine Frau spaßend, und sie erbleicht und bekennt, was sie gethan. — „Woher weißt Du es?“ fragt sie den Mann angstvoll. — Das Kind hat es mir gesagt. — „Das Kind kann uns verrathen; es muß sterben.“ — Alles Sträuben des Gatten war fruchtlos. Er ließ sich durch die Liebe zu seinem Weibe und die Vorspielungen eines sorgenfreien Lebens blenden, und — beschloß, das Kind mit in dem Wald zu nehmen, um es dort zu erschießen. Er nahm es auch mit; aber im Walde brach sein Vaterherz; er vermocht' es nicht, die abscheuliche That zu vollbringen. — Er kehrte mit dem Kinde nach Hause zurück. — Die Gattin schalt — er wanderte wieder allein nach der Heide. Doch schreckliche Angst erfüllt ihn; er eilt bald nach seiner Wohnung zurück — er fragt nach dem Kinde. — Die Mutter sagt ihm: daß sie es in einen Kessel siedenden Wassers geworfen habe. — Jetzt — zu spät — glaubte der Unglückliche nicht mehr schweigen zu können und zeigte diese schauderhaften Verbrechen und seine eigene strafbare Schwäche den Gerichten an, die sofort das Nöthige verfügten.

Und wir leben im neunzehnten Jahrhundert — und sind Menschen!

Charade von zwei Sylben.

Willst du die erste Silbe nennen,
Denk nach; es ist ein Frage-Wort;
Du wirst es sicherlich erkennen,
Weil man es braucht an jedem Ort.

Wohl dem Soldaten der die Zweite
Besitzt im blutigen Gefecht;
Denn in des Kampfes schwerstem Streite,
Schlägt nur sein Herz für Freiheit, Recht.

Das Ganze braucht der Apotheker
Zur Arzenei; doch wird es auch
In vielen Laden, wie beim Höcker,
Als Magen-Doctor viel verkauft.

Hermann Meyer.

Auflösung der Charade in N. 39.

Tisch-Rükken.

Nro. 41.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 23. May 1819.

Gott ist die Liebe.

Eine Erzählung.

Vorüber war der Kampf. Don Pedro de Olina stand auf dem Verdecke des Schiffes und schaute in die See hinaus. „Was sinnst Du?" sprach sein Freund Gonsalo, welcher zu ihm getreten war. „Ergötzest Du dich an dem Gedanken des Ruhms, den die Demüthigung des kühnen Freibeuters Almansur Dir bringen wird? Denkst Du an den glänzenden Lohn, den der König Dir nicht verweigern kann?" Still! erwiederte Don Pedro mit Ernst. Könige sind geborne Undankbare, zumal die unseren. O Colombo! — Was mich — fuhr er nach einer Weile fort — so still gemacht hat, war der Gedanke, daß ein Volk, bei dem sich kühner Muth und Unternehmungsgeist so herrlich vereinigt findet, nur Räubereien und schlechte Ränke übt, das ewig Große und Wahre anfeindet, den Schwindeleien eines Lügenpropheten anhängt, und so mit offenen Augen in den Abgrund des Verderbens stürzt. Wahrlich, sie haben brav gekämpft, diese Heiden. Gonsalo, ich möchte weinen über den gefallenen Almansur; er hat gefochten, wie der beste Spanier. — Aber sage mir, wer war der Knabe, den ich fast immer neben ihm sah, der sich mühte, mit seinem Säbel die Streiche zu fangen, die dem Haupte Almansurs zugedacht waren? Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

„Er liegt im Schiffsraume," entgegnete Gonsalo, „aus einer Kopfwunde blutend. Fest umklammert hielt er den Leichnam seines Vaters, nur mit Mühe hatte man ihn davon trennen können."

Seines Vaters? Was sagst Du? Der Knabe wäre —

„Almansurs Sohn. Das Schiffsvolk legte ihm kühlende Kräuter auf die Wunde. Aber der Knabe riß den Verband ab und ließ die Wunde fort bluten, denn er scheint des Lebens eben so müde zu seyn, als die andern thätig sind, es ihm zu erhalten."

Ich will ihn sehen! sagte der Admiral. Ein Soldat führte den Türkenknaben vor. Gonsalo

begleitete ihn und flüsterte dem Admiral zu: Er versteht unsere Sprache. — „Du heißest?“ fragte dieser. Ali. „Dein Geburtsort?“ Kairo. „Dein Vater?“ Den hast Du erschlagen! rief der Knabe und seine Stimme brach vor Zorn und Wehmuth, und er riß die Binde vom Haupte, daß das Blut mit Heftigkeit hervordrang, und warf sich nieder und sagte: Ich will sterben.

Dem Admiral ward das Herz weich. Recht des Krieges war es — sagte er begütigend — daß Dein Vater meinem Schwerdte erlag; aber ich will bei Dir an seine Stelle treten. Doch sprich, wer hat Dich die Sprache unsers Volks gelehrt? — „Almansur, mein Vater!“ versetzte der Knabe. „Er hat mir viel von eurem Volke erzählt, denn seine Vorfahren saßen auf Granadas Königsthron. Oft hat er mir gesagt: kein andres Volk sey es so werth, wie das eure, daß der Muselmann mit ihm im Kampfe sich messe. O, und nun habt ihr ihn, der euch lobpries, getödtet.“

Du sollst — sagte Don Pedro — mit mir nach Spanien ziehen, dort wirst Du deine Heimath vergessen. „Meine Heimath,“ versetzte der Knabe, „werde ich nie vergessen, aber ich folge Dir, denn ich bin Dein Gefangener.“

Seitdem ward der Knabe sanfter und ruhiger. Am Tage saß er ganz still in der Kajüte; wenn aber der Abend kam, und die Mondsichel am Himmel schwamm, stieg er auf's Verdeck und sang spanische Lieder, und wenn das Schiffsvolk die Stimme hörte; so waren alle still mit einmal und winkten einander zu und sprachen: Ali singt! Denn wie lang ausgehaltene Flötentöne, oder wie des Schwanes Sterbegesang zog der melodische Ton seiner Stimme über das Meer hinaus, als wenn er irgendwo ein geliebtes Herz berühren und beruhigen wollte.

So sang er einesmals die Romanze vom Grafen im Kerker, den der König, welcher seiner Klage unbemerkt zugehört hatte, von den rührenden Tönen bezwungen, frei gab — als nach geendetem Gesange Don Pedro vor ihm stand. „Was will Dein Lied?“ fragte er. „Denkst Du, ich werde weniger mitleidig seyn, als der König? Frei bist Du von dieser Stunde an, wenn Deine Sehnsucht dich nicht nach Spanien treibt, dessen Lieder so wundersüß von Deinen Lippen klingen.“ Nein! rief der Knabe und umfaßte die Knie des Admirals. Du bist großmüthig, nun folge ich Dir gern. Jetzt, da Du mich frei giebst, will ich nicht frei seyn.

So kam Ali nach Spanien. Am blühenden Ufer des Manzanares bei Madrid besaß Don Pedro ein Landhaus. Dorthin zog er sich jetzt zurück und nahm seinen Pflegling mit. Er stellte ihn seiner Gattin vor, und sagte dabei nicht ohne Wehmuth: Elvire, ich habe seinen Vater getödtet. Sorge für den Knaben so, daß er nie daran denkt, was er durch mich verloren: thue seinem weichen Herzen nicht wehe dadurch, daß Du ihm mindere Liebe zeigest, als unserm Diego. Sie umarmte ihn und versprach es, doch setzte sie bedenklich hinzu: Sollte es nicht unsere erste Pflicht seyn, mein Pedro, den Heidenknaben zum wahren Glauben bekehren, und ihn durch das heilige Wasser der Taufe weihen zu lassen? Aber ihr Gemahl verwies sie zur Geduld, indem er sagte: Nicht zu hastig muß das Geschäft der Bekehrung betrieben werden. Der Glaube, welcher einmal seine Wurzeln tief in das Menschenherz gegraben hat, kann nicht leicht ausgerottet werden, und geschieht es mit Gewalt, so zersplittert das Herz. Ja selbst mit dem Bekehrten muß man säuberlich verfahren, wie man dem geheilten Blinden nur all-

mählig das volle Licht des Tages zeigt, damit er nicht geblendet auf's neue in Nacht versinke. —

Am Feste aller Heiligen nahm Don Pedro den Knaben mit sich nach Madrid. Sie gingen in die Kirche San Isidoro. Der Knabe, welcher noch keine christliche Kirche gesehen hatte, staunte, als er hineintrat. Ganz angefüllt war sie von der Menge des Volks. Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen knieten betend, und über ihnen hin brauseten die Töne der Orgel und schmetterten die Posaunen, so daß die stärkste Brust davor erzittern, und Stolz und Trotz in Demuth und Hingebung sich verwandeln mußte. Dies irae, dies illa! klang jetzt durch die hohe Wölbung, Weihrauchwolken wirbelten in die Höhe und hoben und senkten sich wie Morgennebel, und dämmernd blinkten die Heiligenbilder hindurch, und das Lamm Gottes mit Kreuz und Fahne, den Symbolen des Glaubens und des Muthes. „Halte mich, Vater!“ sagte der Knabe, und lag ohnmächtig in Don Pedro's Armen. Dieser trug ihn aus der Kirche und legte ihn sanft auf den grünen Platz vor derselben. Als er die Augen öffnete, lächelte er voll seligen Entzückens den Himmel an, und sagte: Sind das nicht Engel, die im blauen Luftstrome schwimmen? (Er zeigte nach den weißen Wolken.) Sind diese Töne nicht Gottes Stimme? (Er meinte die Musik und den Gesang in der Kirche.) „Du auch hier, Vater?“ fragte er sich aufrichtend. „O sage mir, wo ich war, und wo ich jetzt bin?“ Du warst in der Kirche, Ali! versetzte Don Pedro. Und Ali fragte weiter: „Was thaten die Menschen, die in der Kirche knieten?“ Sie beteten zu Gott! erwiederte Don Pedro. „Es ist nur Ein Gott,“ sagte der Knabe andächtig, „und Mahomet ist sein Prophet!“ Nicht er allein, entgegnete Don Pedro, alle Menschen sind Verkündiger seiner Weisheit und Güte, wenn sie unsträflichen Lebens und tadellosen Wandels sind. Dein Mahomet lehrte in Bildern und Träumen, die das Gemüth verwirren, und darum verhüllt denen, die ihm anhängen, ein ewiger Schleier das Allerheiligste. Aber unsers Christus Lehre ist klar und läßt sich bis auf den Grund sehen, wie ein heller Bach; darum trägt sie auf Fittigen der Seraphim die Seele der Zuhörer himmelan! — „O mein Vater!“ rief der Knabe, „nimm die Binde von meinen Augen, laß mich Christum erkennen!“

Don Pedro drückte ihn schweigend an sein Herz, und sie verließen die Stadt und gingen lange unter den blühenden Mandelbäumen hin am Ufer des Manzanares. Don Pedro erzählte dem Knaben von Christi Leiden, von seinem Tode, seiner göttlichen Lehre, und er schloß mit den Worten der Bergpredigt: „Liebet,“ sagt Christus, „liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel, denn Er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Immer andächtiger hatte der Knabe zugehorcht, und begehrte immer mehr der schönen Sprüche zu hören. Da verhieß ihn Don Pedro, daß er zugleich mit seinem Sohne an dem Unterrichte des Paters Hiazinto Theil nehmen solle.

Begieriger sog wohl keiner die christlichen Glaubenslehren in das junge Herz, als Ali; in ihnen war dem Knaben ein neues schöneres Licht aufgegangen, und zitterten jetzt auch nur die Strahlen wiederscheinend auf der Oberfläche seiner Seele, so wurde doch dadurch in seinem überaus lebhaften Gemüthe die Wirkung hervorgebracht, daß es sich immer mehr der innern

*

Anschauung hingab, und daß es Gott und Menschen mit Liebe umfassend, eine Tiefe gewann, die sich nur in seltenen Menschen so früh entwickelt.

In dieser Zeit traf es, daß zu Madrid ein großes Auto da fé gehalten werden sollte. Seit dem letzten war ein Zeitraum von mehreren Jahren verstrichen, und darum machte es sich die Nation zur Pflicht, diese Glaubenshandlung so feierlich als möglich zu begehen. Mehrere Monate waren mit Zurüstungen hingebracht. Da nun die zu erwartende Feierlichkeit immer wiederkehrend Stoff zu Gesprächen gab; so fragte Ali, welcher eben so wenig die brennende Begier des Volks auf diese Feierlichkeit und die prachtvollen Zurüstungen, als den Namen Auto da fé verstand, seinen Lehrer, was dieses Wort bedeute? „Ein Gericht über die Ketzer!“ versetzte der Pater. Welche Menschen nennst Du so? fragte Ali weiter. „Menschen,“ entgegnete jener, „welche die Heiligkeit unserer Religion antasten, sich gefährliche Aeußerungen in Glaubenssachen erlauben, Gott lästern und die heilige Inquisition.“ Und ihre Strafe? „Feuertod, oder wenn die Richter gnädig sind, Schwert oder Strang.“ Ali bebte und fragte nicht wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Rose Entstehen.

Paramythie.

Zu jener goldnen Zeit, wo noch die Himmlischen herniederstiegen von ihrem Götterstitze, ihre hehren Gestalten in menschliche umwandelnd und im Götterbusen menschlich mit uns fühlend, sich wiederfanden auf unsrer Erde; da erblickte einst in Tempes blüthenreichem Thale, Cytherens holder Sohn, Flora, schlafend unter Blumen. Morpheus hatte auf Amors Bitten — denn kein Gott schlug dem Kleinen so leicht eine Bitte ab, — seinen Schlummerstengel über sie geschüttelt, und der Augen seidne Wimper waren fest verschlossen. Eine jugendliche Mutter im Kreise blühender Kinder, lag sie schlafend in der lieben Blüthenwelt. Die Blumen neigten ihre duftenden Häupter liebkosend über sie, und von Zephyrs leisem Athem sanft bewegt — denn immer war der Jüngling in der Nähe der Geliebten, — küßten sie die Schläfe der Göttin und ihrer Blätter üppige Fülle schützte der Schlummernden Antlitz gegen die brennenden Blicke des Phöbus. Aber gegen die Pfeile des Eros schützten sie nicht und selbst Zephyr, der Wachsame, hielt ängstlich den Athem zurück und wendete weinend sein Gesicht abwärts, als der gefürchtete Göttinnensohn sich nahete und sein triumphirender Blick seine heimliche Schalkheit verkündete.

Lange schon war dieser, heimliche Liebe im Herzen, der Blumengeschmückten in Olymps Götterhallen nachgeschlichen, aber die Kalte mied seine liebeverheißenden Blicke. — Niemand aber und wären's Götter selbst, kann Eros deiner Macht entfliehen, Keiner kann dich ungestraft verschmähen! —

Schon greift der kleine Gott nach dem schärfsten Pfeile in seinem nimmerleeren Köcher, es spannt die geübte Hand den Bogen, das sichre Auge faßt sein nahes Ziel und — Floras Busen ist verwundet. Er ist gerochen und — entfliehet.

Der Wunde Brennen erweckt die Schlafende, erweckt heiße, namenlose Liebe für den kleinen Gott in Floras Brust; sonst floh sie mit kalter Sprödigkeit den Liebenden, jetzt wünscht sie liebend ihn herbei. — Umsonst! so sehr die Sehnsucht foltert, das Auge ihn verstohlen sucht, er meidet ewig ihre Nähe. —

Da schuf die Göttin im sinnvollen Schmerz eine Blume, die sie mahnen sollte an den Lieblichen. Mit blassem Roth, der Sehnsucht Farbe, malte sie die blätterreiche Krone, in der Blume Kelch hauchte sie ihren ambrosischen Athem; es wiegte sich ihr duftend Haupt auf schlankem Stengel, biegsam war er, wie der Bogen des verwundenden Gottes. Im frischen Grün — sie hofft ja noch, daß der Entflohene wiederkehren könne — treiben Blätter um den Stiel, auch Dornen mischen sich darein — ach! schmerzlich war der Pfeil des Gottes und schmerzlich unbelohnte Liebe! —

So ist die Blume denn vollendet, lieblich steht sie da im stillen Prangen, sie, die Lieb' und Sehnsucht, Hoffnung und Schmerz hat entstehen heißen; die Sinnigste, die Schönste unter ihren Schwestern. Die Göttin selbst, über all' die Lieblichkeit überrascht, die unter ihren schöpferischen Händen hervorging, will, des gedenkend wes Symbol die neue Blüthe war, entzückt den Namen Eros rufen. Schon öffnet sich ihr kleiner Mund, doch jungfräuliche Schüchternheit drängt des Namens erste Sylbe wieder zurück, sie spricht, ob bebend schon, die zweite Sylbe laut, doch reuend holt sie und nur halblaut das erste Sylbchen nach, und — Rose hört man's von den Lippen flüstern.

Kränkt, o Mädchen, nie ein liebendes Herz, das für Euch schlug! denn erst, wenn es sich hoffnungslos in Trauer von Euch wendet und — erkaltet, erglühet oftmals das Eure, aber Eure Wunden heilt man denn nicht mehr und Eure Klagen vernimmt man nicht mehr.

Das große Loos.

Bei einer Lotterieziehung in London stieß ein ziemlich ärmlich gekleideter Zuschauer, als das große Loos herausgekommen war, ein lautes Freudengeschrei aus, schrieb dann die Nummer, worauf dieser Gewinn gefallen, sorgfältig auf, verließ den Ziehungssaal eiligst, und schrie bei'm Herausgehen sowohl, als auf der Straße, seinen Hut in die Luft schwenkend, immer Huza! Huza!

Dieser Jubelruf, und sein auffallendes Benehmen hatte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden bei der Ziehung auf sich gezogen. Viele von der untern Volksklasse, worunter sich wohl manche Taschendiebe und Gauner befinden mochten, folgten ihm auf dem Fuße nach, und bestürmten ihn mit Bitten, sie bei einem so unerwarteten großen Glück mit Porter zu trakeiren. Er achtete nicht darauf, und fuhr fort, ganz freudetrunken: Huza! Huza! zu jauchzen, indem er den Zettel, den er in der Hand hielt, und worauf die herausgezogene Nummer geschrieben stand, dann und wann küßte.

Unter der ihm folgenden Menge befand sich auch ein Jude. Halt, dachte dieser: Du willst es feiner anfangen, hier kannst du deinen Schnitt machen. Er drängte sich also an das Glückskind und lispelte dem Freudeberauschten zu:

„Geben Sie doch dem ungestümen Gesindel etwas zu trinken, damit Sie es los werden."

Ich habe kein Geld bei mir, versetzte der Angeredete leise.

„Das thut nichts," meinte der Hebräer: „kommen Sie nur mit mir. Ich stehe damit zu Diensten. Deshalb thun Sie immer, was Ihnen gefällig ist."

Man war mittlerweile bis an ein Wirthshaus gekommen, wo der Jude bekannt war.

„Hier nur hurtig hinein," sagte der Bekenner des mosaischen Gesetzes, indem er seinen

Schützling in die Thür schob: „hier sind wir sicher.“

Der Pöbel wich nicht von der Thür.

„Ich dächte, Sie spendirten ein Faß Porter, das kostet doch nicht alle Welt, ich werde es den Leuten geben lassen,“ und ohne eine Antwort abzuwarten, bestellte er bei dem Wirthe, der versammelten Menge vor der Thüre ein Faß Porter zum Besten zu geben.

Dies geschah, und während diese sich darüber hermachte, bestellte der Jude, das ein gutes Mittagessen für ihn und seinen glücklich gewordenen Bekannten angerichtet würde, wozu er noch, sehr gastfrei, einige in der Schenkstube Anwesende einlud.

Man ging endlich in ein anderes Zimmer zu Tische, wo alles auf das Beste angeordnet war. Bei dem Diner war man sehr heiter. Nach aufgehobener Tafel bezahlte der Jude sowohl das Faß Porter als die übrigen Zehrungskosten. Die Gesättigten entfernten sich einer nach dem andern, und nur der Jude blieb mit seinem neuen Crösus zurück.

„Ich dächte,“ sagte der Erstere, „wir gingen nun zu einem Banquier, und Sie verkauften ihm das Loos, worauf der Hauptgewinn gefallen. Sie erhalten gleich baares Geld gegen eine kleine Provision, und dürfen nicht erst warten, bis die Lotterie die Zahlung leistet. Auch ich muß meine Auslage gleich wieder haben, ich kann sie nicht gut lange entbehren.“

Ja, das ist alles recht schön! antwortete der Unbekannte: aber, nicht wahr, dazu muß man das Lotterieloos haben?

„Ey freilich!“

Das hab' ich aber nicht!

„Wie, das haben Sie nicht?“

Auf Ehre, nichts, wie hier den Zettel, wo ich die Nummer aufgeschrieben.

„Ei zum Henker, was kann Ihnen der helfen? — Weshalb haben Sie denn so einen gewaltigen Lärm gemacht?“

Weshalb? — Ich freute mich, daß doch Einer das große Loos gewonnen. In der vorigen Ziehung ist es nicht unter den verkauften gewesen, und der Direktion zu Gute gekommen, Ich würde mich halb todt geärgert haben, wenn dies der Fall wieder gewesen wäre.

„Au wai, wo's is dos; seufzte der Spekulant. Der Schlaukopf der scheinbar den albernen sehr natürlich gespielt hatte, benutzte die erste Bestürzung des Juden, verließ das Zimmer, und war so schnell aus dem Hause und um eine Straßenecke, daß der ihm unter lauten Rufen nacheilende Ueberlistete sich umsonst bemühte, ihn wieder ansichtig zu werden und seine Auslagen erstattet zu erhalten.

Fragmente.

Lord Chesterfield fragte eine 70jährige Frau: in welchem Alter sich bei den Frauen wohl die verliebte Neigung lege? und sie erwiederte: „Wahrlich, Mylord, da kann ich Sie nicht berichten, Sie müssen eine ältere fragen als ich bin.“

Wenn Du heirathest, sagte ein Vater zu seiner Tochter, so thust Du wohl, und heirathest Du nicht, so thust Du besser. „So suchen Sie mir denn nur einen Mann, sagte sie; ich bin zufrieden, wohl zu thun, das besser thun, überlasse ich Andern.“

Es wird leichter der Betrüger ehrlich, als der Thor weise. Denn Jener weiß, daß er ein Betrüger ist; und darum kann ihm endlich das

Gewissen aufgehen. Der Thor aber kennt sich nicht und hält sich für weise.

Wenn Jeder nur für sich arbeitet, Keiner für Andre, so kommen die Menschen so weit, als wenn Jeder für Andre arbeitet, Keiner für sich. Bis hieher ist Eigennutz wie Wohlwollen; aber das Wohlwollen ist moralisch und steht darum über dem Eigennutz.

---

* Gedanken.

Tugend ist die Sonne unserer Eigenschaften; Allen übrigen ertheilt sie wohlthätig, vom kleinsten Nebelstern bis zum größten Planeten ihres Systems, durch ihre Strahlen, den schönsten Segen des Himmels.

Monarchen führen Scepter, Diademe und Kronen. Das Schicksal wies Ihnen den Gipfel einer großen Menschen-Piramide zum Throne an, ihre Grundveste ist Weisheit, ihr größter Endpunkt Größe.

Fürsten und die Großen der Erde, opfern am meisten blos ihren Verhältnissen. Wie oft sie und ihre Freunde sich von den ächten menschlichen Gefühlen entfernen, zeigt schon ein schwacher Blick, welcher ein einsichtsvoller Staatsbürger mitleidsvoll auf seinen Staat wirft.

Vermischte Nachrichten.

— Zu Irpine, in Schottland, starb kürzlich Sir Mathews Owen in seinem 124sten Jahre; er war nie verheirathet, doch hat er einen natürlichen Sohn, den Erben seines Vermögens von 80,000 Pf. Sterl., den er in seinem 98sten Jahre mit seiner Haushälterin, einem Mädchen von 23 Jahren erzeugte. Seit 94 Jahren hat er kein Fleisch genossen, sondern von Milch und Gemüsen gelebt, Brantwein trank er nie, wohl aber Wein, diesen aber sehr mäßig; Thee und Kaffee kamen nie in sein Haus. Er war bis 10 Tage vor seinem Tode nie krank, und noch so gut zu Fuß, daß er noch den vorigen Herbst eine Fußreise von 74 englischen Meilen in 6 Tagen zurück legte.

Vorigen Sommer schlug der Blitz in das Kreuz des Domkirchthurms zu Dublin, und beugte es seitwärts. Um der Ausbesserung willen wurde nun unter dem Knopfe das gehörige Gerüst angebracht, und, wie es zu gehen pflegt, von einer Menge Neugieriger begafft. Unter diesen befand sich auch ein leichtsinniger junger Mensch, der früher Matrose gewesen war. Dieser wettete die ungeheure Summe von — drei Schillingen (ohngefähr 60 Grote) daß bis zum Kreuze hinauf zu klettern eine Kleinigkeit sey. Gesagt, gethan; er entfernte sich. Zehn Minuten, und man sieht, wie er zum obersten Schallloche heraus, von einer Abtheilung des Gerüstes auf die andere steigt, und endlich wirklich das Kreuz erreicht. Jubelnd lehnt er sich daran, und wirft seinen Hut unter die Menge, da giebt plötzlich Kreuz und Kugel nach, und der Unglückliche stürzt mit einem Haufen des Gemäuers herab. So fällt er die ersten drei Abtheilungen des Gerüstes herab, endlich bleibt er an dem letzten, wie durch ein Wunder, hängen, richtet sich nach einigen Minuten auf, steigt wieder zum Schallloche hinein, und kommt, zwar etwas an den Beinen geschunden, aber fast ohne allen Schaden zurück. Man sammelte auf der Stelle an 10 Guineen für ihn.

Zu welchen Unbilligkeiten (sagt die Mainzer Zeitung) das Diäten- und Sportelwesen führt, beweise folgendes Beispiel aus einer benachbarten Stadt: Ein Offizier war gestorben, und schuldete im Gasthofe für ein Mittagsmahl 4 Gulden und einige Kreuzer. Der Wirth rechnete die Schuld unter die verlornen Posten, als er gemahnt wurde, sich mit den Gläubigern zu melden. Er that es; weil er aber keinen Beweis der kleinen Schuld beibringen konnte, indem es nicht Brauch ist, von bekannten Gästen Quittung zu begehren, ward ihm die Bezahlung verweigert, zugleich aber angezeigt, daß er die Kosten mit 14 fl. und etlichen Kreuzern zu tragen habe. Auf seine Vorstellung, daß er nur auf Mahnung erschienen sey und die Kosten in keinem Verhältnisse mit seiner Forderung ständen, ward ihm zur Antwort, daß diese Kosten sich nicht nach der verlangten Summe richteten, und er zugleich mit Execution bedroht, wenn er sich weigere, statt 4 fl. zu empfangen, 14 fl. zu bezahlen. Diese Entscheidung war übrigens ganz gesetzlich, aber war sie auch gerecht? Ein fataler Umstand, daß so häufig Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit nicht gleichbedeutend sind.

---

*Räthsel.

Mein Ganzes thronet beseligend, beglückend in der Brust meines Ersten,
Und ist mein Zweites in der erhabensten Reinheit und Natur;
Es bildet Großes, Edles und Schönes,
Wird es mit Weisheit und Würde geübt.

Charlotte Starke.

Auflösung der Charade in Nro. 40.

Wermuth.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 8 — Vorstellungen 8 — 11.)

Sonntag, den 16 May. Auf vieles Verlangen: Wiederholung der Oper: Das Neu-Sonntagskind. Hausmeister: Herr Günther. (5te Gastrolle. — Herr von Hasenkopf: Herr Zschischka. — Henriette: Frau Ringelhardt. — Valer: Herr Strobe. — Herr von Heinzenfeld: Herr de Troit.

Montag, den 17 May. Der politische Zinngießer. Musikalisches Quodlibet in 3 Akten nach Hollberg, bearb. von Treitschke. Breme: Herr Rinzelhardt. — Heinrich: Herr Günther. (6te und letzte Gastrolle.)

Dienstag, den 18 May. (Zum Benefiz für Herrn Hofrath Dr. Schütte, zum Erstenmale:) Lorenzo und Cäcilie. Oder: Der Contrast sinnlicher Leidenschaft mit der Glorie der reinsten Liebe. Trauerspiel in 5 Akten von Dr. Ernst Raupach. Für die Bühne bearbeitet von Dr. Dan. Schütte. Lorenzo: Herr Clausius. — Cecilie: Fräul. Hanff d. ält. — Prinzessin Leonore: Fräul. Struve. — Der Fürst: Herr Hanff.

Donnerstag, den 20 May. Minna von Barnhelm. Lustspiel in 5 Akten, von Lessing. Minna von Barnhelm: Fräul. Hanff d. ält. — Major von Tellheim: Herr Clausius. — Paul Werner: Herr Ringelhardt. — Franziska: Frau Ringelhardt. — Der Wirth: Her Schmidt. — Riccault de la Marliniére: Herr de Troit.

Freitag, den 21. May. Die Reise nach der Stadt. Lustspiel in 5 Akten von Iffland. Einnehmer Traut: Herr Hanff. — Hofrath Reising: Herr Schmidt. — Hofräthin: Fräul. Rüdinger. — Rath Reising: Herr Strobe.

Nro. 42.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 27. May 1819.

Gott ist die Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war im Maimonde. Während die Natur sich mühte, neues Leben zu schaffen und entschlummertes zu wecken, brüteten die Menschen über Mord und Blut, und als ob der Himmel die Augen wegwendete von dem abscheulichen Frevel derer, die unter ihm wohnten, war die Sonne an dem Tage, wo das Fest beginnen sollte, mit dichten Wolken verhüllt.

Philipp II. regierte damals über Spanien. Stolz und tyrannisch strebte er die heiligsten Gefühle im Menschen zu ertödten, freie Glaubensäußerungen verfolgte er als Verbrechen, fremden ruhig lebenden Völkern wollte er die Gräuel der Inquisition aufdringen, seinen eigenen Sohn übergab er den Händen der Blutrichter. Nicht Freude kannte er, nicht Schmerz, ihn rührte nicht Jammer, nicht Thräne, Liebe war ihm fremd, wie Barmherzigkeit. So hoch das heilige Gericht diesen Fürsten erhob, so niedrig steht er da vor den Augen der Menschheit.

Da nun hier die Obergewalt im Staate nebst der Geistlichkeit zu Einem Zwecke sich vereinigt hatte, so fehlte nichts, was der Pracht des Festes hätte dienen können. Auf dem Markte zu Madrid war ein großes Amphitheater für die Zuschauer errichtet, ein Balkon für den König, ein Thronhimmel für den Großinquisitor, dieser weit höher, als jener, wodurch der König schweigend die Uebermacht der geistlichen Gewalt anzuerkennen schien.

Am ersten Mai begann ein seltsamer Zug. Zuerst kamen hundert Köhler, bewaffnet mit Piken und Musquetons. Sie hatten das Holz zum Flammentode der Verurtheilten geliefert. Ihnen folgte die Schaar der Dominikanermönche, die ein weißes Kreuz vorantrugen. Ihnen nach wehte die purpurrothe Fahne der Inquisition, in deren einem Ende ein blankes Schwerdt mit Lorbeern umwunden, und in dem andern das Wappen Spaniens kunstreich gestickt war. Dann kam eine Schaar spanischer Granden in kurzen Mänteln, mit schwarzen und weißen golddurchwirkten Kreuzen geschmückt, als Diener der hei-

ligen Hermandad, und ihre Leibwache, mit Hellebarden bewaffnet, in Licht und Finsterniß gekleidet, schloß den Zug. Fahne und Kreuz wurden auf dem Platze hingepflanzt, der übrige Zug zerstreute sich wieder, nur die Mönche blieben zurück und sangen die Nacht hindurch bis zum Morgenlichte Psalmen.

Da erschien der König und bestieg den für ihn bestimmten Balkon, ihm zur Linken stand seine Leibwache. Und nun folgte wieder der gestrige Zug, aber jetzt durch die Zahl der Verurtheilten vermehrt. Mit Stricken um die Hälse, hohen papiernen Mützen auf dem Haupte, bemalt mit Flammen und Teufeln, Pechfackeln in den Händen, nahte sich der traurige Zug der Schlachtopfer. Himmelan wirbelte der Rauch und verfinsterte die Luft. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm und riß die Fahne der Inquisition und das aufgepflanzte Kreuz darnieder, und die Fackeln in den Händen der Verurtheilten erloschen. „Der Himmel zürnt dem Verbrechen!“ murmelte das Volk.

Jetzt erschien der Großinquisitor. Mit dem furchtbarsten Ernste des Richters auf der Stirne nahm er seinen Platz ein, und nachdem eine Messe gelesen worden war, stieg er herab von seinem Throne und nahte sich, mit dem Chorhemde und dem Bischofshute bekleidet, umringt von Dienern der Inquisition, die das Kreuz nebst dem Evangelium und der Schwurformel trugen, dem Balkone des Königs. Mit tiefer einförmiger Stimme las er den Schwur vor, wodurch der König die allein seligmachende Kirche kräftig zu beschützen, die Ketzer auszurotten, das Ansehn des heiligen Gerichts zu erhalten versprach. Und der König entblößte das Haupt und that den Schwur, während der Connetable von Kastilien ihm zur Rechten ein blankes Schwert empor hielt. Dann entstand eine lange Stille. Als nun hierauf der Großinquisitor die Bischofstracht wieder abgethan, und in seinem glänzenden Ornate den Thron eingenommen hatte, wurden durch den Schreiber des Gerichts die einzelnen Verbrecher aufgerufen und ihr Urthel verlesen. Mitten auf dem Theater war ein großer Käfich angebracht; dahinein sperrte man die Verurtheilten während der Verlesung ihres Prozesses und ihres Urthels, so daß sie von allem Volk gesehen werden konnten. Aber nicht den Lebenden allein galt dies Gericht, auch denen, die in den Kerkern der Inquisition ihren Tod gefunden hatten. Denn statt der Personen selbst stellte man ihre Bilder auf, und ihr Urthel wurde gesprochen, wie das der Lebenden, denn der Tod galt nicht als Versöhner und Vermittler.

Unter diesem Geschäfte verging der Tag, und nachdem eine Messe gelesen, und dem Volke die Absolution ertheilt worden war, entfernte sich der König. Nun wurden die verurtheilten Ketzer dem weltlichen Richter übergeben. „In die Flammen mit ihnen um Mitternacht!“ rief der Großinquisitor. Das Volk rief einstimmend. „In die Flammen mit ihnen um Mitternacht!“ und zerstreute sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt zu einem der vorzüglichsten Bilder in der Gallerie des Athenäums:

12. Der heilige Hieronymus, von Guido Reni. Erfüllt von den tröstenden Verheißungen der christlichen Religion und aufs tiefste durchdrungen von der Heiligkeit seines Heilandes, schaut der Andächtige, ein Crucifix anbetend, das er in der Hand hält, auf den

Gekreuzigten wehmüthig nieder. Vor ihm liegt das Gedenkzeichen des Todes, — der Todtenkopf, und ein großes aufgeschlagnes Buch, — das Buch des Lebens. Ein Bild voll edler Schwärmerei, voll Rührung und magischer Hoheit. Nie war wol ein Künstler so tief beseelt in dem Augenblicke, als er die Empfindung seines Herzens auf die Leinwand übertrug; er scheint Pinsel und Palette völlig vergessen zu haben, er vertraute nur instinktartig das schöne Kleinod seiner Einbildungskraft den mechanisch folgenden irdischen Werkzeugen.

Guido Reni hat drei Perioden oder Style gehabt: der kräftige, der matte und der blaue Styl. Der letztere heißt so, weil er in der letzteren Zeit immer Madonnen mit blauen Gewändern malte; der zweite heißt der matte oder schattenlose, weil die Hauptfiguren, besonders die Carnation (die Fleischtinten) mit äußerst wenigen oder gar keinen Schatten gemalt sind. Zu dem ersten gehört gegenwärtiges Bild; ein markigter Pinsel, tiefe Schatten und kräftige Lichter bezeichnen diesen ersten Styl, dem der Meister sich ergab, als er noch mit der Kraft des Jünglings an die Kunst ging und ihm daher die gleich kräftige Manier des Caravaggio und der Caracci, seiner Lehrer, vorzugsweise zusagen mußte. Hierdurch mögen die Zweifel gelöset werden, die etwa ein ungeübter Dilettant bei dem ersten Anblick sich aufwerfen könnte.

Die Zergliederung der Vorzüge eines Bildes ist immer mit der Gefahr verknüpft, den Gesammteindruck desselben zu zersplittern, der doch immer die Hauptsache bleibt. Es ist deshalb bei diesem Anlaß alle Behutsamkeit des Urtheils für alle Fälle zu empfehlen. Man vergesse nie, von jeder Digression zum Hauptwege, zum Totaleindruck des Gemüths zurückzukehren und sich nicht zu sehr ins Einzelne zu verlieren. Zu solchen anatomischen Einzelnheiten und Augenmerken pflegt man zu zählen: Composition, Zeichnung, Kolorit, Beleuchtung, Helldunkel, Haltung, Faltenwurf und die höhern Forderungen: Seele, Charakter, mimischer Ausdruck, Poesie, Größe der Formen. — Hier wollen wir demnach nur den schönen Lichtfall aus der Höhe herab, den festen Pinsel, die sichere Zeichnung und die großen edlen Formen bemerken, uns aber besonders an dem ernsten Eindruck, den das Ganze auf unser Gemüth hervorbringt, halten, und unverwandt das Auge der Seele auf diese heilige Stimmung richten.

Das Gemälde wurde von Herrn Dreyer in Rom für Guido gekauft und ist es auch unbezweifelt. Einen gleichzeitigen Holzschnitt, der mit Guido's Namen bezeichnet ist, in ganz ähnlichem kräftigen Styl wie dieser Hieronymus, kann man in dem ebenfalls auf dem großen Saal des Athenäums befindlichen Kupferstichcabinet nachsehen. Joseph Ribera, auf den man zunächst rathen könnte, hat zwar einen ähnlichen markigen Pinsel, aber nicht den feinen poetischen Sinn, der dem Guido eigen ist, und der auch hier durch die kräftige Behandlung deutlich hindurchblickt. Keineswegs wird das Geistige durch diese Behandlung zugedeckt, im Gegentheil, der kühne Pinsel hebt dieses erst recht hervor. Man sieht den Heiligen ganz von vorn, das fliegende Silberhaar des Bartes, die faltige Haut seiner mageren Hände geben ihm das Ehrwürdige des Alters, man wird die Sicherheit der Zeichnung in jeder Linie bemerken, das perspectivisch Richtige bis in's Krucifix verfolgen können, das er fast zitternd an sein überfließendes Herz drücken möchte, und dem beinahe der Todtenkopf zuzulächeln scheint, als ob er durch den Todten selbst wieder ins Leben gerufen würde. Shakespear's Schatten scheint durch dieses Bild zu wehen, ein höherer Odem es zu

*

beseelen. Will man nicht diesen schönen Eindruck festhalten, und lieber wie vorhin gesagt analytisch als synthetisch verfahren, so möchte es einem wahrlich wie Faust's Famulus ergehen, dem der Meister zuruft:

„Dann habt ihr die Theile in eurer Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band!"

— Guido Reni, nicht der Stifter, aber eine der ersten Zierden der bolognesischen Schule, lebte von 1575 bis 1642. Die Form des Bildes ist ein Queer-Oblong, von etwa 3 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe. Ein kleineres Bild, das sich in der Sammlung des Herrn Boelken ebenfalls hier in Bremen (Großenstraße Nro. 8.) befindet, läßt sich in so fern mit diesem zusammenstellen, als es ebenfalls den heil. Hieronymus, im Psalter lesend und neben ihm den Todtenkopf, in einer guten Behandlung darstellt. Es ist von Quirin Breklenkamp, einem Niederländer, weshalb es denn in andrer Hinsicht freilich noch große Verschiedenheiten darbietet, auf die wir nach Beendigung der gegenwärtigen Sammlung zurückkommen werden.

Angemessener in Hinsicht der ernsten und würdigen Behandlung könnte die Vergleichung mit jenem Bilde nach Raphael, die Anbetung der Hirten, scheinen.

Das Gefühl von Innigkeit und religiöser Begeisterung ist schwerlich in irgend einem andern Bilde dieser Sammlung so schön ausgedrückt, nur daß hier eine Gruppe erscheint, die sich der Kunstfreund nochmals ins Gedächtniß zurückrufen mag: Die Jungfrau Maria vor dem Christkinde knieend, Sankt Joseph hinter ihr auf einem Stabe gestützt, die heilige Anna und 4 andere Hirten umherstehend; Gott der Vater eine Weltkugel haltend, den Segen ertheilend, in den Wolken (nicht geflügelt, wie früherhin irrig angegeben ist) — Aus der Hütte schauen der Ochs und der Esel heraus. Am Horizont ein heller Lichtstreifen, andeutend, daß nun das Licht der Welt erschienen sey, der übrige Himmel sehr dunkel gehalten. — Die hier dargestellte heilige Begebenheit ist von dem Künstler so würdig gegeben, wie immer ein solcher Gegenstand gegeben werden sollte. Hier sehen wir das Jesulein in den Winkeln, dort Christus am Kreuz; hier beim Beginnen des Lebens, dort bei seinem Scheiden: auf beiden Gemälden den wetterleuchtenden Lichtstrahl, in welchem das Auge des Himmels niederblickt. — Auf jeden Fall ist dieses letztere Bild römischer Abkunft, und wer nie ein Original-Bild von Raphael gesehen hat, kann hierdurch wenigstens einen Begriff davon erlangen.

13. Christus mit der Dornenkrone. Altdeutsche Schule, oder vielleicht Byzantinisch-niederrheinisch. Breite: 6 Zoll, Höhe: 10 Zoll. — Ein bloßer Christuskopf bis auf die Brust. Das tiefste Leiden mit der vertrauenvollsten Hingebung in den Willen seines himmlischen Vaters ist in diesem edlen Haupte des Heilands ausgedrückt. Der lebendige religiöse Sinn, der unsere Altvordern in der Kunst bei ihren Werken leitete, spricht auch aus diesem kleinen Bilde, das wol als eine Seltenheit betrachtet werden kann, da bekanntlich aus der Zeit vor und von Albrecht Dürer und Kranach so weniges in unserer Gegend existirt. Das meiste dieser Art ist am Rhein zu Hause, wie bekanntlich in Köln, Frankfurt a. M. und bisher in Heidelberg, von wo die berühmte Bertram-Boisseresche Sammlung nunmehr in Stuttgardt eingetroffen ist. In dieser letztern ist auch das Gemälde der heil. Veronika (mit dem blutigen dornbekrönten Christuskopfe auf dem Schweißtuche des Erlösers,) welches Göthe im 1. Hefte von Kunst und Alterthum am Rhein und Main der gräcisirenden oder neugriechisch-

altdeutschen Schule zuschreibt und deshalb „byzantinisch-niederrheinisch“ nennt. Vielleicht ist es nicht mit Unrecht, daß wir diese Benennung auch dem gegenwärtigen Bildchen beizulegen gewagt haben: Mehrere Merkmale, wie z. B. der stempelähnliche blumenartige Heiligenschein, der in 3 Strahlen ausläuft, die Magerkeit des Fleisches, der unsägliche Schmerz, der ganz ähnliche Gegenstand ꝛc scheinen dazu zu berechtigen. Man dürfte mithin wol Hans Hemmelink, Johann Scoreel, Eyck, Dürer oder einen andern Meister jener noch so wenig bekannten Periode rathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Einige Bemerkungen über Torfmoore.

Der Torf ist seit ungefähr 200 Jahren in dem nördlichen Deutschland zum unumgänglichen Bedürfniß geworden. Seine Entstehung haben wir einer in älteren Zeiten gehabten Ueberschwemmung zu verdanken; daher kömmt es denn auch, daß der Torf von verschiedener Güte ist, und an verschiedenenen Stellen sich gesetzt hat. Man findet daher den sogenannten schwarzen, harten und schweren Torf, welcher der beste ist, oft 5 bis 7 Fuß unter dem ordinairen leichten losen braunen versteckt, weil er aus festeren Körpern zusammen gesetzt ist, und aus einer bessern Holzmasse bestehen muß, und daher von dem Wasser zuerst abgesetzt wird; der braune lose Torf, welcher aus leichten Vegetabilien besteht, als trocknes Treibholz, Laub u. dergl., ist zuletzt durch das Wasser abgesetzt worden.

Nicht allein der Torf ist durch eine Ueberschwemmung entstanden,*) sondern auch meistens verschiedene Erdschichten u. s. w. die man an einigen Orten sehr verschieden und wechselseitig antrifft.

*) Auch das auf dem höchsten unsrer Berge, dem Brocken, von der sogenannten Heinrichshöhe bis zu der Spitze sich erstreckende Torfmoor? D. Red.

Es ist daher leicht zu erklären, daß in einigen Gegenden nichts als leichter, und wiederum in andern Gegenden nur schwerer Torf gefunden wird; ja oft findet man beide Sorten nicht weit von einander, daher muß das Wasser da, wo der leichte Torf steht mehr Ruhe gehabt haben, um den aus leichten Vegetabilien bestehenden Torf, zuletzt abzusetzen.

Der Torf kann daher keinen Zuwachs haben, wie bis jetzt noch so viele glauben. Der Schein des Wachsthums besteht nur darin, daß der unter Wasser stehende Torf sich in die Höhe dehnt, nnd oft durch andere vegetabilische Wurzeln u. dergl. von welchen er durchschlungen wird etwas wieder ergänzt, und nach einem Zeitraum von 70 bis 80 Jahren wieder gestochen werden kann, dies ist aber doch nur der leichte braune. Man hat daher in den Gegenden wo er nur wenig gefunden wird, dieselbe Schonung anzuwenden, wie beim Holze.

An den Orten, wo der Torf nicht zu tief und auf einem flachen trocknen Boden steht, kann man den Grund desselben urbar machen, wenn man den Torf, so wie er gebraucht wird, nach und nach von dem Boden rein absticht. Da dieses aber an allen Orten nicht anwendbar zu machen ist: — so habe ich laut des 128. Stücks der Bremer Zeitung ein Mittel erfunden, wodurch Torfmoore trocken und urbar gemacht werden können; dieses ist die sogenannte chemische Düngererde, die ich diesen Sommer zu fabriciren gesonnen bin, besonders wenn ich von einen edeldenkenden Manne durch ein gewisses Etwas unterstützt werde. Sie soll aus 4 Arten bestehen, als:

Die erste Art, welche zum Ueberstreuen der jungen Pflanzen u. s. w. dient, wodurch dieselben nicht allein einen besondern Wachs

thum erhalten: sondern zugleich das Ungeziefer dadurch abgehalten wird.

Die 2te ist für Pflanzen, Blumen, feine Gewächse u. dergl. die einen schnellen und frühzeitigen Wachsthum erhalten sollen.

Die 3te ist auf Wiesen, Korn- und Kleefeldern u. s. w. (diese Art kömmt mit der Pariser berühmter Düngererde fast überein.

Die 4te ist gegen das Unkraut, und zugleich Torfmoore trocken und urbar zu machen; und ich kann in erforderlichen Fällen wegen der Aechtheit dieser Düngererde schon Nachweisung geben.

Diese 4te Art meiner Düngererde ist es, wodurch man den Torfmoor zum schnellen Trocknen bringen kann. Sie wird aber nicht wie anderer Dünger gewöhnlicher Art untergepflügt, sondern im Monat Februar und März je nachdem trockne Witterung eintritt, einige Male dick übergestreuet. Ist dann der Torfmoor so weit abgetrocknet, daß die Pferde oder Ochsen nicht mehr durchtreten, so kann er weiter auf die gewöhnliche Art bearbeitet werde. Sie zerstört und verweset die darin erhaltenen Stoffe (Substanzen) welche den Wachsthum der Früchte hindern, und wenn dieser Gebrauch mehrere Jahre fortgesetzt wird, so werden sie die besten und einträglichsten Kornfelder.

Torfmoore, die aber das ganze Jahr fast mit Wasser überschwemmt sind, müssen erst mit Fontanellen (das sind unterirdische Löcher worinnen das Wasser sich sammelt und von da aus sich in die Erde senkt oder durch Röhren abgeleitet wird) nnd unterirdischen Canälen versehen werden, wobei man sich der vor Kurzem erfundene Canal-Wage bedienen kann.

Da der Torfmoor nie verweset, — wenn nicht besondere Mittel dazu angewandt werden, — so ist auch hieraus deutlich zu schließen, daß die darin versenkten Körper dieselbe Eigenschaft annehmen. Man findet nicht allein in den Torfmooren Bäume und Stauden aller Art, sondern man hat schon Vorfälle gehabt, daß darin Kadaver von Menschen und Thieren u. s. w. vor undenklichen Zeiten gefunden sind; so fand man vor ungefähr 40 Jahren im Langenmoor bei Bremen, einen todten Menschen, der in einem aus einem hohlen Baume gehauenen Kahn gelegen und dessen Fleisch noch so frisch war, als wenn er nur 8 Tage in der Erde begraben gewesen.

Ich habe daher als ein erprobtes Mittel befunden, daß alle Flüßigkeiten ꝛc. die einer Gährung unterworfen sind, als Hefen, Bier, Milch u. s. w. durch den freien Zutritt der electrischen Gewitterluft (so vortheilhaft sie auch für das Pflanzenreich ist) oft in 24 Stunden verderben, und erst in saure und zuletzt in faule Gährung übergegangen sind. — Diese können daher wenn man sie in einen Torfmoor versenkt, Monate ja oft Jahre lang frisch und brauchbar erhalten werden. Wer hierauf einige Reflexionen nimmt, bitte sich gefälligst an die Redaction dieser Wochenschrift zu melden, unter der Adresse I. W. U.

---

* Ein freundlicher Wink an meine erziehenden Schwestern.

Schwestern! denen der Himmel lieblich holde Geschöpfe anvertraute, um sie für diese und jene Welt zu bilden, um sie zu leiten, zu führen den Weg der Weisheit und Tugend, an Euch Ihr meine Schwestern sind diese Worte gerichtet. Euch rufe ich mit jenem großen Dichter zu. „Wirket Gutes, Ihr nährt der Menschheit göttliche Pflanze. — Bildet Schönes, Ihr streut „Keime der göttlichen aus!!“ —

Viel, sagte und schrieb schon Mancher über das große Werk, über die wichtige Erziehung, warm und voll vom Gefühle für's Edle und Schöne legte er's den Müttern ans Herz, daß dieß ein ernstes Geschäft sey, welches mit Würde, Milde, Schonung und Zartheit geführt werden müsse — aber demohngeachtet verfehlt noch leider so manche Mutter den herrlich schönen Zweck. — Leider sehen wir noch so manchen schönen Keim in dem zarten Geist und Herzen der Kinder gleichsam nicht zur Blüthe kommen, — ja wir sehen nicht selten die Anlagen zum Edlen und Schönen sich hin zum Niedern und Unedlen neigen — ach! und daran ist nur die Erziehung Schuld — die so vieles in und an dem Kinde ganz anders nahm, wie es genommen werden mußte, — mancher Anlage eine ganz andere Richtung gab, wie sie, wenn sie hätte ihrer Natur treu bleiben können, würde genommen haben. —

O Schwestern! O Mütter! Euch vertraute die Vorsehung das Schönste und Herrlichste an, was sie hatte, ihre Menschen. Geht ja mit diesem theuren Gute zart und schonend um — bewacht es mit sorgsamen Augen, damit Euch nichts davon verlohren gehe, sucht's zu veredlen, zu verherrlichen, dann Ihr Mütter! erfüllt Ihr Euren Beruf. — Laßt, wenn's Euch irgend möglich ist, Eu'r Kind nur vom liebenden Mutterauge bewacht werden, bewahrt es vor allen vor den Eindrücken des Gemeinen und Unwürdigen, denn solche Eindrücke verwischen so manches Schöne und Herrliche in dem Geist und Herzen Eurer Lieblinge, — sucht besonders durch den Anblick der herrlichen Naturschönheit, und durch Gespräche darüber, sucht dadurch ihr Gefühl, ihren Schönheitssinn immer mehr auszubilden, — vor allen Ihr Mütter bewahrt, o bewahrt Eure Kinder in ihrer Einfalt und Natur. —

Es giebt wohl keinen schönern Anblick als eine liebende, sorgsame, weise und würdige Mutter, umringt von ihren Kindern zu sehen. — In mir steigt beim Anblick einer solchen lieblichen Gruppe gleich der Wunsch auf, sie von einem treffenden Maler copirt zu haben. — Doch, wenn ich sie, die herrliche Gruppe dann länger betrachte, dann, o dann kann ich's schwerlich noch glauben, daß irgend ein Maler es vermag sie in ihrem Glanz, in ihrer wahrlich erhabenen Schönheit nachzubilden, denn schwerlich würde das glänzende Auge der Mutter, worin sich das so rein und innigliebende Herz spiegelt, dem Künstler so vollkommen gelingen. — Auch würde er es umsonst nur versuchen, den so natürlichen Frohsinn der Kinder (welcher sich in allen ihren Mienen und Bewegungen verräth) so natürlich wie er sich zeigt, darzustellen. — Drum spare, o Künstler spare nur deine Mühe, du bringst doch so etwas Vollkommnes nicht zu Stande. Aber Ihr meine Schwestern Ihr liebenden Mütter, stellet dem Auge oft ein so schönes Bild in der erhabenen Wirklichkeit dar. —

Einer unserer zartesten Schriftsteller sagt: „Die Mutter mit einem Mutterherzen, ist für „die Bildung und Vollendung der Menschheit unentbehrlich." O nehmet es Euch zu Herzen Ihr Mütter! Ihr seyd zur Bildung und Vollendung der Menschheit unentbehrlich. — Erkennt in diesem Ausspruch eines herrlichen Mannes die Größe, die Erhabenheit Eures Berufs, — sucht die Pflichten desselben Euch immer anschaulicher, Euch immer heiliger und werther zu machen; müßt Ihr um dieser theuren Pflichten, wenn Ihr sie treu erfüllen wollt, Euch auch manchen andern schönen Genuß versagen, muß auch manches Vergnügen von Euch ungenossen bleiben, o bringet sie gern diese kleine Opfer Ihr lieben-

den Mütter, Ihr erndtet einen schönen Lohn dafür. —

„Groß ist's und süß in seines Kindes Tu„gend unsterblich, unvergänglich fortzudauern,“ so meine Schwestern sagt wieder der herrliche Schiller. — O süßer erhabner Gedanke, den eine jede Mutter hegen kann. „Ich kann mir wenn ich ernstlich will dies hohe Glück erringen.“ Scheuet, o scheuet sie daher nicht meine Schwestern, die Opfer welche Ihr erst zu bringen habt, sie werden Euch einst herrlich von Euren Lieblingen vergolten werden, sie werden sie gewiß anerkennen, dankend empfinden eure zarte liebevolle Sorgfalt, welche ihr immer für sie hegtet. Ja meine Schwestern es wird Euch die Mutterliebe, die Kindesliebe als ihre schönste und herrlichste Frucht für Euch darbringen, und die Kindesliebe o sie wird Euren Liebling durch's Leben geleiten und Euch herrliche, süßlohnende und unvergängliche Früchte tragen. —

Oldenburg im Mai 1819.

Charlotte Starke.

---

* Gedanken.

Jeder Gesetzgeber, der vor der harmonischen Stimme seines Gewißens sein Ohr verschließt, giebt dadurch einem Staate die gefährlichsten Wunden.

Despotie und Tyrannei beschränken blos den Wirkungskreis des Menschen, daß er nicht groß und erhaben handeln kann Aber groß und erhaben zu denken vermögen selbst Fesseln, Kerker und Bande, nicht zu verhindern.

Eitle Ehre, so wie ein stolzer Ruf, sind beide nur ein Glückspiel, deßen Liebhaber die Schmeichelei als eine große Kunst und Wissenschaft in Schlößern und Pallästen studiren.

Stolz und Neid knüpfen mit einander das Band unheiliger Zwietracht eben so fest, als Aufrichtigkeit und Treue das Band heiliger Freundschaft durch Liebe knüpfen.

Sich stets von allem Ehrgeitz zu entfernen, ist eben so sehr das Bestreben einer redlichen Seele, als alle Vorschläge des Eigennutzes mit Verachtung verkennen.

Das Feld der Politik ist weit umfassender als viele andere; Ja selbst Regenten wollen seine Cultur aufs höchste bringen. Dieser Absicht aber näher zu treten, wird oft das Recht, so wie die Wahrheit, in ein dunkles Gewand gehüllt, damit das Auge einsichtsvoller Staatsmänner durch ihren Glanz nicht zu sehr geblendet werde.

Aufrichtig handeln ist ein unschätzbares Kleinod, welches die Rechtschaffenheit sorgfältig bewahrt. Die Wahrheit zu entstellen, heißt nicht anders, als dieß Kleinod verscherzen, und sich enger an die Verwandschaft der Heuchelei und Verläumdung anschließen. Wie hoch aber im gemeinen Leben der Wetteifer, dessen Urquell Privateigennutz ist, zwischen beiden steige? das kann der einsichtsvolle Weltbeobachter am richtigsten beurtheilen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 41.

Mutterliebe.

Nro. 43.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 30. May 1819.

* Die Monate.

Zwölf Brüder — eines Vaters Kinder
— Im Greisenhauptes Silberglanz —
Die Einen ernst — die Andern minder,
Umschweben uns im Horentanz;
Und Alles, was im Zeitenschooße
Noch schlummert, was längst unterging,
Des Schicksals heitre — schwarze Loose,
Sie ruh'n in ihrem bunten Ring.

Es sind vier schöne Drillingspaare,
Nicht irdisch — doch von Menschenhand;
Und gehst Du bis zum Stamm der Jahre,
Sie bildeten das reiche Band.
Sie altern nie auf ihrer Reise,
Sie weichen nie von ihrer Bahn,
In einem ewiggleichen Kreise
Sieht man sie ernst und freundlich nah'n.

Der Vater wirft die milden Blicke
Aus seinem ew'gen Wolkenpfad,
Wenn über die saphirne Brücke
Sich eines seiner Kinder nah't;
Doch wenn es seinen Gang vollendet,
Der Flur die Abschiedsthräne weint,
Dann bleicht sein Antlitz — und er wendet
Sich, bis das andre Kind erscheint.

Die Monden sind's — sie gehn und nahen,
Und streuen ihre Gaben aus:
Ob sie die Menschen glücklich sahen,
Das künden sie im Vaterhaus;
Ob Zwiespalt auf der Erde wohne,
Ob Haß und Laster Früchte trug,
Das zeichnen sie am Sternenthrone
In der Vergeltung ew'ges Buch.

Die Erde hüllt, nach heiterm Leben,
Des starren Winterschlummers Nacht;
Erstorben ist das rege Weben —
— Das Jahr hat seinen Lauf vollbracht!
Der Drillingspaare erstes windet
Die Flur ins weiße Leichentuch;
Kein Hauch, der Lebenskraft verkündet,
Kein Puls, der neu erwachend schlug.

Doch — nahen sich die andern Dreye,
Dann flieht des Todes finstre Macht,
Und ihres Lebenshauches Weihe
Rührt die Natur — und sie erwacht.
Sie ringt sich aus der Leichenhülle,
Und kleidet sich in lichtes Grün;
Strebt jung empor in reicher Fülle,
Und heißt des Schlummers Schauer fliehn.

O schöner Lenz! — mit mildem Wehen
Nah'st du dich der erwachten Braut,
Sieh'st sie im Morgenkleide stehen:
Sie harret dein — und grüßt dich laut
Mit ihrer Veilchenaugen Sternen,
Mit ihres Blumengürtels Rand,
Mit ihrem Hauch aus sel'gen Fernen,
Mit ihrem reichen Zauberband.

Ja, wunderschön! des Himmels Friede
Strömt in des Menschen weiche Brust;
Aus deiner Nachtigallen Liede
Quillt ihm ein Meer von stiller Lust.
Aus deines Kranzes leisem Rauschen
Weht Geisterlaut — und spricht ihn an,
In deiner Haine heil'gem Lauschen,
Umfaßt es ihn — er betet an!

So — wie die Flur mit ihren Blüthen
Des Herbstes reiche Frucht verheiß't,
Wenn keines Sturmes wildes Wüthen
Den Blüthenkelch vom Halme reißt, —
Ruht in des Jünglings Maientagen,
Des Mannes schönes Erndtefeld,
Und wird des Glückes Spenden tragen,
Wenn es kein gift'ger Hauch befällt.

Doch, mild wie wir ihn kommen sahen,
Entflieht der Lenz — wir wissen's kaum, —
Und die drei andern Brüder nahen
Sich ernst dem schönen Maientraum.
Wie in des Hauses regem Walten
Die junge Frau den Gast empfängt,
Mit mildem Sinn, mit treuem Schalten
Nur an den innern Wohlstand denkt,

So, wie die junge Frau am Heerde
Des Hauses Weben übersieht,
So trifft das Mondenpaar die Erde: —
Der Lenzbraut Kränze sind verblüh't.
Der Baum trägt goldner Früchte Schwere,
Die Traube reift im Sonnenschein,
Am starken Halme prangt die Aehre,
Und kühle Schatten beut der Hain.

Doch seht, zu körnerschwangern Garben
Häuft sich die Aehre — und die Flur
Liegt öde — alle Blüthen starben,
Und Trauer folgt der Rosenspur.
Der Wind jagt die verblichnen Blätter,
Des Sees Fläche kräuselt sich
Im Nahen wildempörter Wetter.
Des Abends milder Schein verblich

Denn mit der Brüder letzten Dreien,
Nah't sich des Winterschlummers Nacht;
Den Blättern, die die Haine streuen,
Entkeimt des nächsten Frühlings Pracht.
Verödet ruhen die Gefilde,
Das Leichentuch verhüllt die Flur,
Der Mensch steht alternd vor dem Bilde —
Doch ewig jung ist die Natur!

Sie blüht und welkt — die Monden eilen
Ins Meer der Unermeßlichkeit;
Doch bei der stillen Tugend weilen
Sie gern — im engen Thal der Zeit.
Zwölf Brüder sind's — sie geh'n und nahen,
Und streuen ihre Gaben aus;
Ob sie dem Menschen glücklich sahen,
Das künden sie im Vaterhaus'.

A. Daeves.

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

14. Der Orden des heiligen Geistes. (seine Stiftung fällt in das Pfingstfest des Jahrs 1573) Von einem unbekannten Niederländer aus Rubens Schule, vielleicht Theodor van Thulden (geb. 1607, gest. 1662.) — Sehr großes Bild; Höhe etwa 6 Fuß, Breite 4 Fuß. Auch dieses mag seinem Inhalte und seiner Bedeutung nach gar wohl, wenn auch nicht unmittelbar zu den biblischen, doch zu den heiligen Gegenständen gezählt werden. Der Heilige-Geist-Orden, bestehend in einem am Ordensbande hängenden eigenthümlichen Kreuze, hinter welchem unter dem Bilde eines ernsten Antlitzes der heil. Geist in einer Glorie erscheint,

ist umgeben mit großen Blumenkränzen, die von schwebenden Genien gehalten und umgeschlungen werden. Die Blumen sind in einer großen Manier gut gezeichnet und mit einem beherzten Pinsel ausgeführt, die Farben sind dreist und verschwenderisch aufgetragen, sie könnten aber freilich auch zarter behandelt seyn, der Künstler wollte indeß kein Huysum oder Rachel Ruysch seyn. Die rothe Farbe darin hat gelitten; es sind fast lauter gelbe und weiße Lilien. Die Kindergestalten der Genien sind keck gemalt, leicht und frei hingeworfen, nirgends sieht man einen ängstlichen, verlegenen Pinsel; was aber die Kontoure betrifft, so sieht man bald, daß der niederländische Geist sich auch hier nicht verläugnet, er ist dem griechischen Schönheitssinn nun einmal von Haus aus so befremdet, daß er sich zu edlen Formen schlechterdings nicht entschließen kann. Rubens würde diese Genien nicht viel besser geformt haben, und wenn er uns nicht selten eine fleischigte Viehmagd hinstellt, da wo er uns eine Venus versprochen hat, so dürfen wir uns auch hier nicht wundern, kleine drolligte über einander purzelnde Zwerg- und Berg-Gnomen an die Stelle ätherischer Luftgestalten treten zu sehen. Sie sind aber dabei so niederländisch naiv behandelt, daß man höhere Forderungen leicht darüber vergißt. Schade nur, daß der Künstler so viele Kunst an diesen sonst so wenig malerischen Gegenstand verschwendete. Woher weiß man aber, daß es gerade der Heil. Geistorden ist? könnte man fragen. Einmal sieht man auf dem achtspitzigen Maltheserkreuz in der Mitte die vom Himmel herabfliegende Taube, unter welchem Bilde der heil. Geist ausgegossen wurde, denn sie ist das Symbol der Weisheit, Unschuld und Güte. Dann erkennt man ihn an den französ. Lilien, denn dieser Orden ist französischen Ursprungs. Dies bestätigt eine Stelle in dem „Almanach der Ritterorden von Friedrich Gottschalk. Leipzig 1818 bei Göschen. Zweite Abtheilung, welche die Ritterorden außer den deutschen enthält." In diesem 2. Theile findet man die Abbildung dieses und vieler anderer Orden in saubern illum. Kupfern, und Seite 45 unter den 6 franz. Orden diesen als den vom ersten Range bezeichnet. Heinrich III. sagt der Verf., wurde im Jahre 1573 auf das Pfingstfest zum Könige von Polen erwählt, und das Jahr darauf gelangte er um dieselbe Zeit nach dem Tode seines Bruders Karl IX. zur Krone Frankreichs. Da nun auch sein Geburtstag auf das Pfingstfest gefallen war, so sah er dies Fest als ein ihm besonders günstiges an, und stiftete daher am 30. Dec. 1578 ihm zu Ehren, und zum Andenken der für ihn und für die Geschichte seiner Dynastie höchst merkwürdigen Vereinigung zweier Kronen auf Einem Haupte, seinen Orden, der, in Beziehung auf das Pfingstfest, den Namen des heil. Geistes erhielt (Ordre du Saint-Esprit). Zugleich verband er mit dieser Stiftung die Absicht: die Gemüther des, damals durch die heilige Ligue und die Guisische Faktion vom König abgewendeten, Adels wieder an sich zu ziehen und auch dem im Werthe ganz gesunkenen St. Michaelsorden einen neuen Orden an die Seite zu setzen, der durch sparsame Austheilung ein größeres Ansehen erhielte. Einige Geschichtschreiber wollen indeß, daß geheime Liebe, welche damals am französ. Hofe im besten Umschwunge war, größeren Antheil, als die Religion und die Politik, am Entstehen des Ordens gehabt habe. Die Belege dazu entlehnen sie aus den verschiedenen Theilen und Farben der Ordenskette, wie sie anfänglich war, und sagen: daß die darin befindlichen doppelten M. und H. Heinrichs und seiner Geliebten Namenschiffern bezeichnet hätten, daß die angebrachte grüne, blaue, weiße und gelbe Farbe Lieblings-

*

farben der Geliebten gewesen, und daß endlich in dem, durch die Gegeneinanderstellung zweier griechischer Δ oder delta (D) entstandenen griechischen Phy, das Wort fidelta (Treue) verborgen ausgedrückt, so wie mit den von Feuerflammen umgebenen Lilien, Heinrichs brennende Liebe bezeichnet worden sey. Eine nähere Bekanntschaft mit Heinrichs Charakter macht diese Auslegung allerdings wahrscheinlich, so wie auch der Umstand sehr dafür spricht, daß Heinrichs III. Nachfolger, der berühmte Heinrich IV. diese geheimen Anspielungen sogleich wegthat, und die Ordenskette, so wie sie noch jetzt ist, abänderte. In dem Stiftungsbriefe Heinrichs III. ist indeß als Veranlassung zur Stiftung einzig und allein die politische und religiöse Ursache angegeben." — Man entschuldige diese Digression, sie schien aus mehr als einem Grunde an der Zeit zu seyn, wie man noch aus Folgendem ersehen wird; auch möchte wol das kostbare Gottschalksche Werk sich in den Händen weniger Liebhaber befinden. — Den Mörder Heinrichs III., den Dominikaner Clemens, hat man bekanntlich noch erst neulich mit Kotzebues Mörder verglichen. Heinrich wollte anfangs die kathol. Religion in Frankreich durch jenen neuen Orden befestigen, und zugleich den kathol polnis. Adel darin vereinigen. Da aber der kathol. gesinnte Heinrich Guise nach der Krone strebt, entflieht der König aus dem treulosen Paris, verbindet sich mit den Hugenotten (Reformirten) und läßt Heinrich Guise und Ludwig Guise ermorden. Die Bluthochzeit war schon um 17 Jahre vorhergegangen. Wegen dieses Uebertrittes zur protestant. Religion als einer Apostasie ergreift Clemens den Dolch und schwingt ihn gegen das Leben des Königs, indem er ausruft: „Morde den Tyrannen, den Antichrist." — Da in gegenwärtigem Sommer die Krönung des Königs Ludwigs XVIII. von Frankreich statt haben wird, so mag Folgendes noch einiges Interesse haben. „Die Statuten des heil. Geistordens enthalten das Eigenthümliche, daß der König von Frankr. als Großmeister des Ordens gehalten ist, am Tage seiner Salbung und Krönung in die Hände des Erzbischofs zu Rheims den Eid abzulegen, daß er die Satzungen des Ordens streng beobachten wolle. Diese Eidesformel ist mit in das Salbungsbuch eingeschrieben, worin die übrigen Eide stehen, und so schwur ihn auch Heinrich III. in der Augustinerkirche zu Paris. Die Ritter geloben, jährlich am Neujahrstage und am Pfingstfeste zu kommuniciren und den Leib des Herrn Jesu Christi zu empfangen. Heinrich IV. änderte nach 12 Jahren einiges in den Statuten ab; der Wahlspruch dieses Ordens ist: duce & auspice. Er blühte ununterbrochen fort bis zur Zeit der franz. Revolution, wo er von der Nationalversammlung durch ein eigenes Dekret aufgehoben wurde, weil der damalige Freiheits- und Gleichheitsschwindel solche äußere Auszeichnungen nicht vertrug. Auch unter Napoleons Regierung blieb er unterdrückt und erst im Jahr 1814, als Ludwig XVIII. in Paris eingezogen war, trat der Orden wieder in seine alten Rechte ein und mit dem alten königl. Glanze wieder hervor. Indeß vergab ihn Ludwig XVIII. dennoch während seines Exils an mehrere Personen, da er die Aufhebung desselben nicht anders als ungültig und erzwungen betrachten konnte, und auf diese Art nur eine öffentliche Protestation dagegen an den Tag zu legen vermochte. Die Zahl der Ritter ist auf hundert bestimmt, welche nie überschritten wird. Unter den jetzt lebenden 36 vornehmsten Mitgliedern erblickt man auch die Kaiser Franz und Alexander, die Könige von Preußen, von Spanien, von Sicilien, den Prinzregenten von England, Lord Wellington, Fürst Schwarzenburg, die Herzöge York und Clarence u. s. w. (Die gegenwär-

tige Abbildung in Oel wurde vor einigen Jahren auf dem hannövrischen adlichen Gute Böme unweit Verden in einer Gemäldeversteigerung angekauft, in welcher auch die Anbetung der Hirten nach Raphael und einigen Familienporträts in Van Dyk's Manier ꝛc. acquirirt wurden.) Das Ordensfest wird am 1. Januar gefeiert, Tags zuvor ist Vesper. Der gewöhnl. Versammlungsort ist die Kirche der Augustiner in Paris. Das Kreuz wird an einem himmelblauen Bande von der Rechten zur Linken getragen und ist grün emaillirt, die Taube von Silber schwebt auf rothem Felde. Auf der Rückseite ist der Erzengel Michael, wie er den Drachen mit Füßen tritt, in Silber. Denn die Ertheilung des Geistordens setzt immer den Besitz des zweiten franz. (obgleich älteren,) des Michaelsordens, voraus. Die Ordenskleidung der Ritter an festlichen Tagen ist äußerst prächtig: ein langer Mantel von schwarzem Sammt, der durchaus mit goldnen Flammen besät ist, inwendig mit feuerfarbenem Atlas gefüttert, der Saum desselben mit goldnen Lilien, Liebesschleifen und dem Buchstaben H. (Heinrich) gestickt, an der linken Seite aufgeschürzt ꝛc. Ein kleines Mäntelchen von grünem Silberstoff hängt über den ersteren bis auf die Brust herab. Den Kopf deckt ein schwarzes Baret mit weißen Federn. Alles übrige ist weiß: Schuhe, Strümpfe, Wams und Beinkleider.

Aus den Dotationen des Ordens bezog anfänglich jeder Ritter jährlich 4000 Livres. Jetzt erhalten die 30 ältesten jeder 6000 und die übrigen 3000 Livres jährlich. (Unter der Zahl der 100 Ritter sind die französ. Prinzen ꝛc. überhaupt nur Franzosen begriffen, nicht die auswärtigen Ritter, welche auch keine Einkünfte beziehen.) Die Verpflichtungen sind dagegen: wenigstens zweimal des Jahres zu beichten und das Sacrament zu empfangen, täglich der Messe und an Festtagen dem Hochamte beizuwohnen, täglich (!) die Zahl der Gebete und Gesänge oder die 7 Bußpsalmen herzusagen, wie es ihnen das Buch vorschreibt, das jeder Ritter bei der Aufnahme erhält, oder, wenn ihnen dies zu beschwerlich fällt, so müssen sie wenigstens an die Armen täglich ein Almosen geben." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Gott ist die Liebe.

(Fortsetzung.)

Auch Ali, welcher die ganze Feierlichkeit mit angesehen hatte, wurde fortgerissen. Er verlor Don Pedro'n aus den Augen, welcher unter den andern Granden zur Linken des Königs auf dem Amphitheater gesessen hatte, und stürzte mit verwundeter Seele unter dem fortströmenden Volke zum Thore Fuencaral hinaus. Dort warf er sich weinend in einem einsamen Zitronenwäldchen nieder und drückte das glühende Gesicht ins kühle Gras. „Nein!" rief er, „Tod bringt die Lehre der Christen, nicht Leben. Eine gleisende Schlange ist sie, die während ihrer Liebkosungen dem Menschen den Giftzahn in den Busen drückt. Glaube meiner Väter, Dir will ich nicht untreu werden um ihrentwillen." Und er wandte seine Augen andächtig nach Osten und seufzte: „Almansur!" — Denn jetzt fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er seinen Vater verloren und seine Heimath, und daß er hier nichts gefunden, was ihm jenen Verlust ersetzen könne. Lieber hätte er mit einem wilden Beduinenschwarme in brennender Wüste umherschweifen als hier im Dufte der Blüthen liegen mögen, unter dem fremden Volke, dessen Grausamkeit ihn mit Abscheu erfüllte.

Plötzlich hörte er einen durchdringenden Schrei, wie aus verwundeter Brust, er sprang

auf und eilte dahin wo der Ton ihm zu kommen schien. Ein schöner Jüngling lag ermordet, noch leise röchelnd am Boden; der Dolch, welcher in seiner Brust steckte, hinderte den Blutstrom. Neben ihm stand, an einen Baum gelehnt, ein Mann, der mit funkelnden Blicken, wie ein befriedigter Rächer, den Ermordeten betrachtete. Den herzueilenden Ali schien er nicht zu bemerken, sondern er riß den Stahl aus der Wunde und rief, ihn emporhebend: „Vater, du bist gerächt!“ — Da donnerte eine rauhe Stimme durch's Gebüsch: Greift ihn! und sieben Gerichtsdiener umringten den Mörder. Er hob den blutigen Dolch zur Vertheidigung, aber sogleich sich besinnend, warf er ihn auf die Leiche und sagte ruhig: „Der da war mein Bruder, — nehmt mich!“ — Die Schergen wichen zurück, er aber reichte seine Hände den Fesseln dar, und rief mit einer Miene, aus welcher seine zerrissene Seele blickte: „Fahrt nur fort mit Vernichtung und ungerechtem Tod; bald wird der Glaube, der sonst frei und ungezwungen seine Riesenglieder ausdehnte, und seine Wurzeln gleich der Zeder tief in die Erde grub, bald wird er eingedorrt seyn und zusammengeschrumpft zu einer Zwergengestalt, die ein Luftzug darniederwirft!“ Hier hob er seine gebundenen Hände empor! „O Spanien!“ rief er, „Spanien! Du tief gesunkenes Land, wo das Wort sich zaghaft verbergen muß, wo der Fluch an freien Glaubensäußerungen haftet, wo das thörichte Volk zum Menschenmorde rennt, wie zu Lustgelagen.“ — Seine übrigen Worte verhallten, während er abgeführt wurde.

Ali war unterdessen zurückgetreten und ungesehener Beobachter der ganzen Scene geworden. Jetzt wollte er sich dem liegen gebliebenen Leichname nahen, als ein alter Mann unter den Bäumen hervortrat. Ali's Anblick machte ihn stutzen, dann aber faßte er die Hände des ermordeten Jünglings, faltete sie über der durchbohrten Brust und ging auf Ali zu: „Weiche von hier,“ sagte er, „und wenn Du noch beten kannst, so bete für den Ermordeten, daß ihm Gott vergebe, wie er dem Mörder vergeben wird.“ Seine Kainsthat? fragte Ali, und der Greis erwiederte: „Richte nicht voreilig, doch komm, Du bist ein junges Blut; Dir kann die Geschichte, die ich Dir erzählen will, noch gute Früchte bringen.“

Mühsam klimmte der Alte einen Berg hinan, Ali folgte ihm; oben setzten sich beide.

„Es lebte hier,“ fing der Alte an, „ein reicher Kaufmann, Antonio Henares mit Namen; der hatte zwei Söhne, Rodriguez und Manuel. Rodriguez, der ältere, ging in Handelsgeschäften nach Amerika: Manuel blieb bei'm Vater zurück. Bald liefen von dem Entfernten günstige Briefe ein, er hatte die Geschäfte des Vaters mit Eifer und Glück betrieben, und um das Erworbene gut anzulegen und den Gewinn zu vermehren, eine Pflanzung in Mexico angekauft. Von den glücklichen Fortschritten seines Handels ertheilte er dem Vater fortwährend Nachricht, fügte auch nicht selten den Auszügen aus seinen Büchern Kisten bei, die mit Gold- und Silberbarren und mit edlen Steinen gefüllt waren. Manuels Augen hafteten gierig an den sich häufenden Schätzen seines Vaters, aber noch war er nicht reif zu der Schandthat, die er später ausbrütete und vollbrachte, ob sich gleich eben jetzt ihr Keim entwickelte. Er machte die Bekanntschaft eines schönen, aber verschlagenen und in Buhlerkünsten wohl erfahrenen Weibes. Als er lange vergebens um ihre Gunst sich beworben hatte, ließ sie ihm deutlich merken, daß Gold ihr der einleuchtendste Beweis seiner Liebe seyn werde, und daß er nur mit

Diamanten seinen Namen in ihr Herz schreiben könne. Aber der Vater hielt nach kaufmännischer Sitte den Sohn streng, Manuels Leichtsinn kennend, schränkte er seine Bedürfnisse durch Kargheit ein; die mit Gold gefüllten Kisten öffneten sich dem lockern Jüngling nicht. Dieser, dem die Dulzinea ihre Liebkosungen fortwährend versagte, wußte sich nicht anders zu helfen, als durch ein Bubenstück. Er kleidete sich schwarz und ging so in den Pallast der Inquisition. Dort sagte er mit erheuchelten Thränen: Nicht länger dürfe er dem heiligen Gericht die frevelhaften Aeußerungen seines Vaters gegen den Pabst, die allein seligmachende Kirche, die heilige Hermandad und die unverletzliche Person des Königs verheimlichen, er führe einen fortgehenden Briefwechsel nach Flandern mit den Aufrührern, beherberge Kundschafter, die aus den Niederlanden kämen, in seinem Hause, spedire große Geldsummen nach Antwerpen an mehrere der berüchtigsten Aufrührer, namentlich an den Grafen von Hoorne, alles um die Empörung zu begünstigen; die Belege darüber werde man unter seinen Papieren finden. — In einer Nacht, als alles schon im Hause schlief, und was das Unglaublichste ist, selbst Manuel der Verräther, donnerte es dreimal an die Thür und rief: Oeffnet im Namen der heiligen Hermandad! — Der Alte zitterte, die Diener des Gerichts drangen ein, ergriffen ihn, rafften seine Briefe und Papiere zusammen und schleppten ihn fort. — Aber in dem Augenblicke, wo die Schergen ihn ergriffen, lähmte ein plötzlicher Schlagfluß die Zunge des Alten und nahm ihm die Sprache, so daß er den Fluch über Manuel, dessen Verbrechen er ahnte, nicht aussprechen konnte. Nach Jahresfrist starb der Alte im Kerker, wahrscheinlich unverhört, denn Jahre lang müssen oft die Angeschuldigten in den dumpfen Gefängnissen schmachten, ehe man zu ihrer Vernehmung schreitet. — Aber die Früchte vom Baume des Verraths sind giftig. Einen beträchtlichen Theil der von dem alten Henares gesammelten Reichthümer eignete sich das Gericht zu, nur der geringere blieb dem boshaften Ankläger. Dieser goß nun den goldenen Regen in den Schooß seiner Dame. Die geringste Gunstbezeugung mußte er um den höchsten Preis erkaufen, und sie ruhte nicht eher, als bis er nichts mehr zu geben, und sie nichts mehr zu nehmen hatte. Dann warf sie sich einem italienischen Musikmeister in die Arme, mit welchem sie schon lange ein geheimes Verständniß unterhalten hatte, und verließ mit demselben Madrid. — Nun stand Manuel allein, nahe dem Bettelstabe, mit dem Gefühle des abscheulichsten Verbrechens in seinem Busen. Gegen sich selbst wüthend suchte er durch geräuschvolle Zerstreuungen die Natter zu ersticken, welche seinen Lebensbaum umschlungen hielt; er raffte die Trümmer des väterlichen Reichthums zusammen, besuchte Saufgelage und Spielgesellschaften. — So weit war es mit ihm gekommen, daß er das väterliche Haus in fremde Hände bringen wollte, um die lautesten Mahner unter seinen Gläubigern, die ihn schon mit Verhaftung bedrohten, zu befriedigen. — Zwanzig Jahre hatte ich schon dem alten Henares gedient, immer hatte er mich mit gütiger Freundschaft behandelt, darum hielt ich es für eine heilige Pflicht, seinen verworfenen, aber unglücklichen Sohn nicht zu verlassen. Heut früh noch vor Sonnenaufgange hatte er sich entfernt. Da trat ein Fremder in das Haus und fragte nach dem alten Henares und seinem Sohne Manuel. Ach! ich konnte vor großer Betrübniß nicht antworten. „Nun, was schweigst Du, Diego, Du alte treue Seele?“ fragte der Fremdling. Da sah ich ihm in sein sonnenverbranntes Gesicht. Es war kein Fremdling, es

war Rodriguez, der älteste Sohn meines Herrn, zurückgekommen zur unglückseligsten Stunde. Weinend hing ich an seinen Knieen, da wiederholte er seine erste Frage, indem er die, aller kostbaren Tapeten, aller reichen Geräthschaften entkleideten Wände und beraubten Zimmer befremdet ansah. Ach, ich konnte nichts anders, ich mußte ihm den traurigen Tod des Vaters, Manuels Verrath entdecken. Da stand er vor mir mit blitzenden Augen, ich hörte kein Wort von seinen zuckenden Lippen, als: Wo treff' ich ihn? — Bruder sagt' er nicht, und Mörder wollt' er nicht sagen. Ohne meine Antwort zu erwarten, stürzte er fort. Ich eilte ihm nach, aber ich kam zu spät. Manuel selbst wurde von der Rache seinem Bruder entgegengeführt; sie trafen sich im Wäldchen dort unten, dort sank er unter Rodriguez Dolchstoß. Das Uebrige weißt Du!" — — Hier hielt der Alte inne.

Seitwärts der Stadt am dunkleren Himmel zeigte sich ein Feuerglanz. Ha! rief er mit verzerrter Gebehrde, ein Freudenfest für den Satan, wenn Unschuldige in Flammen sterben! Sohn, geh' Deine Straße. — Ali wollte ihn begleiten, aber der Alte ließ es nicht zu. „Hast Du auch schon gelernt," sagte er strafend, „dem Menschen den freien Willen zu wehren?" Während er den Berg hernieder klomm, stand Ali und sah in die steigende Flamme; er glaubte das Jammergeschrei der Unglücklichen, ihre Todeslaute zu hören. Nicht länger duldete es ihn auf der Stätte, welche das Jammerbild ihm vorhielt, er floh hinweg und suchte den Weg nach dem Landhause. Nacht und Morgendämmerung lag noch im Streite, als er dort ankam. Er riß heftig an der Glocke, der Diener, welcher ihm öffnete, erschrak über das bleiche Aussehen des Knaben, nach welchem schon gefragt worden war, aber Ali achtete auf nichts, sondern stürzte in sein Schlafgemach. Aufgeschlagen lag noch die Bibel, worin er gestern gelesen hatte. Sein Blick fiel auf die Worte: Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist. „O du süße Stimme der Gnade und der Liebe!" rief er, „wie mißkennen die Menschen dich!" und er drückte das Buch weinend an sein Herz und verschloß es.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Theater-Anzeige.

Den geehrten Theater-Freunden kann Unterzeichneter nunmehr nach kürzlich erhaltnen Briefen die angenehme Nachricht mittheilen, daß der bekannte Tenor-Sänger Herr Gerstäcker aus Hamburg bereits im Monat Juni hier eintreffen wird, um auf hiesiger Bühne fünf Gast-Vorstellungen zu geben, die gewiß allen Freunden der Kunst einen schönen Genuß gewähren werden.

F. S. Ringelhardt.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 8 — Vorstellungen 12 — 15.)

Sonntag, den 23. May. Die Schreckensnacht auf dem Schloße Paluzzi. Drama in 5 Akten n. d. Franz. des Melesvilles von Castelli. Musik von Herrn Musikdirektor Hörger — Graf Giosini: Herr Ringelhardt. — Clarisse: Fräul. Hauff d. ält. — Soranza: Herr Schmidt.

Montag, den 24. May Die Corsen. Schauspiel in 4 Akten von A. von Kotzebue.

Donnerstag, den 27. May. (Zum Erstenmal.) Tancred. Große heroische Oper in 2 Akten, Musik von Rossini. — Amenaide: Frau Ringelhardt. — Tancred: Herr Strobe. — Orbazzan: Herr Zschischka. — Argirius: Herr Müller. —

Freitag, d. 28. May. Tancred. —

Nro. 44.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 3. Juni 1819.

Gott ist die Liebe.

(Fortsetzung.)

Erst Abends sah Don Pedro den Knaben wieder, und da er die Wirkung der gestrigen Feierlichkeit auf Ali's Gemüth zu erforschen wünschte, so nahm er Gelegenheit, das Gespräch anfänglich im Allgemeinen auf die geistliche Gerichtsbarkeit über die Ketzer zu lenken, hielt dann dem Pater Torquemada, dem Urheber der Inquisition, eine Lobrede, und schloß damit, daß die Thätigkeit, mit welcher das geistliche Gericht den Verbrechern nachspüre, die Strenge, womit es gegen dieselben verfahre, den weltlichen Richtern zum Muster dienen sollten, die durch Trägheit und unnöthige Weitläuftigkeit das Ansehen der Gesetze schwächten, ja das Verbrechen selbst im Staate beförderten; denn — so schloß er — furchtbar und unerbittlich muß die Strafe dem Vergehen folgen, und wenn sie vollzogen wird, muß es geschehen vor den Augen des Volks, mit einer Majestät, die den verstocktesten Bösewicht erschüttert, und die zu sündiger That ausgestreckter Hand beben macht. Sonst ist die Strafe wirkungslos. „Der Himmel war ganz roth um Mitternacht!“ sagte Ali mit zitternden Lippen, sonst aber verrieth kein Wort den Aufruhr seiner Seele.

Aber trotz dem Gelübde, Mahomeds Lehre nie gegen die christliche zu vertauschen, las Ali noch oft in der Bibel, doch jedesmal legte er sie mit dem Seufzer weg: Ach, daß die christliche Lehre so schön ist, aber so wenig treue Bekenner hat! — Oft belauschte ihn Don Pedro mit heimlichem Vergnügen, wenn er las; er meinte dann, daß das junge Gemüth immer mehr der christlichen Religion sich zuneige, aber seinem Grundsatze treu, unterließ er, in Ali zu dringen, oder seinen Willen auf irgend eine Weise zu beschränken. Auch ahnete Niemand, daß der Knabe einem andern Glauben, als dem christlichen zugethan seyn möge, weil er die Kirchen fleißig besuchte; und auch sein Name verrieth ihn nicht, weil Don Pedro diesen in Alonso umgewandelt hatte.

So erreichte Alonso sein vierzehntes Jahr. Nun wurden ritterliche Uebungen seine Lieblingsbeschäftigung, und bald hatte er es in ihnen so weit gebracht, daß er darin keinem seines Alters nachstand; ja bald ließ er alle seine Spielgesellen im Fechten, Ringen und Lanzenwerfen hinter sich. Don Pedro sah mit Freude die emporstrebende Kraft und den kecken Muth seines Pfleglings, und als um diese Zeit ein großes Stiergefecht zu Sevilla gehalten werden sollte, wußte er es dahin zu bringen, daß Alonso unter die Matadors aufgenommen wurde. Der König mit seinem Hofstaate verherrlichte das Fest. Schon war mancher Stier unter den Streichen der Kämpfer gesunken, als die Reihe Alonso'n traf. Auf den Wink des Aufsehers öffnete sich jetzt der Toril, und ein wilder andalusischer Stier stürzte auf den Kampfplatz, seinen Feind suchend. Die Lanzenstiche der Pikadors, das Schwenken der rothen Fahnen und das Beifalljauchzen des Volks trieb ihn zur höchsten Wuth; mit Gebrüll riß er den Boden auf, und warf die Erdklöße empor. Da stellte sich ihm Alonso entgegen, ruhig wie ein Held, der seiner Kraft und des Sieges gewiß ist — sein glücklicher Streich traf das Thier, daß es augenblicklich zu Boden stürzte. Jubelgeschrei der Zuschauer belohnte den Sieger. Von edler Scham übergossen stand der Jüngling auf dem Plane und senkte jetzt grüßend die Spitze seines Degens nach der Loge des Königs. Dem Könige gefiel der Muth und Anstand Alonso's, und er wandte sich zum Herzog von Alba und fragte nach dem Namen des jungen Helden. „Don Alonso!" versetzte der Herzog, „Pflegesohn des Admirals Don Pedro de Oliva." Man sieht es wohl, entgegnete der König, daß er in guter Schule groß gezogen ist. Werbt ihn Euch, Herzog, zu Eurem Zuge nach den Niederlanden.

Auf die Aeußerung des Königs sich berufend, sprach Alba mit dem Admiral, und dieser ermunterte Alonso'n zur Begleitung des Herzogs. In dem Zuge nach den Niederlanden that sich dem ehrbegierigen Jünglinge ein Schauplatz des Ruhmes auf; Siegeskränze wehten ihm entgegen. Was sein eigentlicher Beruf bei diesem Feldzuge sey, für welche Sache und gegen wen er streiten sollte, das kümmerte ihn nicht. Er verlangte nach Sieg und Ruhm, unter welchen Fahnen war ihm beides gewisser, als unter Alba's?

Karthagena war der Sammelplatz des Kriegsvolks. Von dort segelte der Herzog am 5. Mai 1567 mit 30 Galeeren ab. Der Donner des Geschützes, der Gesang und Jubel der Soldaten, die ganze Lebendigkeit des Kriegslebens unterdrückten in Alonso's Brust schnell die Empfindungen der Sehnsucht und Trauer, mit welchen er seine Blicke nach Spanien zurück wandte.

Am 22. August langte der Herzog in Brüssel an. Mit seinem und der spanischen Soldaten Einzuge floh der heitre Geist, welcher sonst die Bewohner dieser Stadt beseelte. Stille herrschte auf den Straßen, und wo zwei Bürger zusammentraten zu einem traulichen Gespräche, war auch ein spanischer Aufpasser der Dritte, der sie sogleich auseinander trieb. Eine strenge Untersuchung verhing der Herzog gegen Alle die, von denen man glaubte, daß sie zum Geusenbunde gehörten, oder die man der Theilnahme an der Bilderstürmerei in Antwerpen für verdächtig hielt. Die Kerker waren mit Schlachtopfer angefüllt, zahllose Hinrichtungen folgten. Und als die Statthalterin, Margaretha von Parma, sich über Eingriffe in ihre Rechte bitter beklagte und mit Beschwerden drohte, wies Alba die unumschränkte Vollmacht des Kö-

nigs vor, und führte sein Regiment strenger als jemals, so daß die Niederländer es lieber wieder in den Händen des Kardinals Granvella gesehen hätten, den ihre Erbitterung vertrieben hatte.

Don Alonso's Wohnung wurde ein prächtiges Haus am Marktplatze. Die Besitzerin — erfuhr er — sey die Witwe eines reichen Edelmanns, von Battenburg, der im vorigen Jahre wegen des Vorfalls zu Antwerpen zur Untersuchung gezogen und hingerichtet worden. Zwar der Reichthum der Besitzerin bekundete die Pracht des Palasts, die indischen Fuß- und Wandtapeten, die kostbaren Geräthschaften aller Art, die Krystallspiegel, Gemälde, Vasen, Bildsäulen und andere Kunstwerke; aber die geschmückten Zimmer waren öde, kein Laut belebte die Einsamkeit, alles war so still und traurig, wie in einem Sterbehause. Leise schlichen die Bedienten durch die langen Gänge, und wenn sie gefragt wurden, so war ihre Antwort ein leises Lispeln, nicht anders, als wenn sie den Klang ihrer eignen Stimme scheuten. Zwei der schönsten Zimmer des Palasts auf der Gartenseite waren Alonso'n zu seinem Aufenthalte angewiesen, seine Bedienung geschah mit Pracht und Sorgfalt, aber sein Wunsch, der Besitzerin sich vorstellen zu dürfen, blieb unerfüllt. Krankheit diente ihr zur Entschuldigung, aber — dachte Alonso — ich kenne den Grund der trauernden Witwe besser, sie haßt den Spanier.

An einem schönen Abende, als er sich nicht länger überwinden konnte, im öden Zimmer zu bleiben, stieg er zum ersten Male in den duftenden Garten hinab und wandelte in den Gängen umher. Wo das Gebüsch dichter wurde, fiel ihm jetzt ein Aschenkrug in's Gesicht, über welchen eine Thränenweide ihr Zweige senkte, und in den Augenblicke, wie er dieses Denkmal des Schmerzes zu betrachten näher trat, kam von der andern Seite ein schönes Weib. Als sie den Spanier erblickte, riß ein Laut des Schreckens von ihren Lippen sich los, und sie schien zur Flucht bereit; aber Alonso trat gefaßt näher, sein Hiersein entschuldigend. Die Dame verbeugte sich schweigend, er glaubte zu bemerken, daß sie ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete, während auch seine Augen von ihrer Gestalt sich nicht losreißen konnten. Ungern entfernte er sich.

Angekommen auf seinem Zimmer übersah er die Situationszeichnung, die er kurz zuvor begonnen, mit flüchtigem Blicke; unzufrieden mit seinem einseitigen Streben blickte er in die Abendröthe hinaus und hinab in den dunkelnden Garten. Das Bild der schönen Trauernden schwebte immerwährend vor ihm, und er seufzte: „Arte' misia!" denn die Geschichte jener Königin, die mit unaussprechlicher Liebe an ihrem Gemahle hing, und seinen Staub der Erde mißgönnend, ihn durch Wein und Thränen aufgelöst, wollüstig hinunterschlürfte, fiel ihm jetzt ein.

Bestürmt von süßen und bittern Gefühlen zugleich suchte er seine Guitarre hervor. Schon oft hatte sie seinen Schmerz gestillt, sein tobendes Herz beruhigt: das hoffte er auch jetzt von ihr. Aber die Saiten waren verstimmt. „Thörichtes Ding!" sagte er mißmuthig lächelnd, „zu gewissenhaft ahmst du deinem Herrn nach." Doch bald hatte er dem Instrumente die rechten Töne abgezwungen, und nun setzte er sich hin und sang — — Wie Seufzer rangen sich die Töne von den bebenden Saiten los, die begleitende Stimme war das gedämpfte Echo derselben, und sein beruhigtes Herz that sich kund in den hinsterbenden Klängen. Da brachte der Diener zwei flackernde Kerzen, aber das fremde Licht war dem Ritter zuwider, er löschte sie aus, richtete seinen Blick auf die niedersehenden Sterne und sang:

Morada de grandeza
templo de claridad y hermosura,
et alma, que a tua alteza
Naciò, que desventura
la tiene en esta cascel baxa escura? —

Sein Geist schwebte auf zu den Lichtern des Himmels, und der Schlummer, worein er zu Mitternacht versank, war der Schlaf eines Engels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Prisma.

Eine Parabel.

Von Dr. E. S. Günsburg.

„In einer Stadt der amerikanischen Freistaaten kamen einstens, bei einer festlichen Gelegenheit, mehrere Kaufleute von verschiedenen Nationen zusammen. Da sah man Christen von allen Confessionen, Juden, Türken und noch gar viele Bekenner anderer Religionen. Wie nun alle recht froh und gemüthlich gestimmt waren, lenkte sich das Gespräch auch auf die Religionen, und es wurde alsbald sehr hart und heftig gestritten, indem Jeder seine Religion für die beste erklärte. Man konnte nur mit großer Mühe den Streit dämpfen, und es dahin bringen, daß Jeder gelassen seine Gründe für die vermeinte Vorzüglichkeit seiner Religion vortrug. Als nun auch die Reihe Almira, den Indier, traf, sprach dieser Ehrenmann: „Ich dächte, gar sehr gelehrte Herren, wir machten dem Streite ein Ende; ich weiß einen Ausweg und billigen Vergleich.“ — Und er stand auf von seinem Sitze, ergriff ein in der Nähe liegendes Prisma und hielt es gegen die Sonne, die hell durch die hohen Fenster herein schien. Und wie er hinhielt das Prisma, da wurden sogleich die schönsten Regenbogen-Farben sichtbar. „Seht Ihr, meine lieben Freunde, so sprach er, hier habt Ihr durch das Reflectiren und Brechen des Sonnenlichtes gar viele ergötzliche Farben, hier ist Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett und Purpurfarbe. Ich weiß nicht, welche Farbe einem Jeden von Euch die liebste ist von allen; soviel aber werdet Ihr mir doch einräumen, daß alle diese Farben nur von einem Lichte, dem Sonnenlichte, herkommen. — Nun, so ist es auch mit den Religionen, es giebt nur ein Licht, aber es erscheint dieses Licht in vielfachen Farben. Was aber erfreut Euer Auge bei den prismatischen Regenbogen-Farben? Es ist die Harmonie derselben, die, in milder Eintracht strahlend, dem Auge eine gar liebliche Erscheinung gewähren. Nun, Freunde lasset auch uns Menschen Harmonie bringen in die Farben des göttlichen Lichtes, und alle Religionen strahlen dann hell und freundlich neben einander, wie der schöne Bogen am Himmel.“ — So sprach Almira. Die Streitenden aber gaben ihm Beifall, reichten sich die Hände, und freuten sich des einen göttlichen Lichtes.“ —

Es scheint mir diese Parabel Vorzüge zu haben vor der von den drei Ringen, die Lessing in seinem Nathan benutzt hat. Anstatt daß dort alle drei Ringe für falsch erklärt werden, der ächte aber für verloren, vergleicht hier der Dichter die verschiedenen Religionen mit den verschiedenen Farben des Prisma, die alle von Einem Lichte ausgehn. Einen Schritt sind wir in neuern Zeiten näher getreten dem erwünschten Ziele der Vereinigung, aber weit entfernt ist noch die Zeit, wo es nur Einen Hirten geben wird und Eine Heerde! —

---

* Phaeton
oder der Sturz der schönen Geister.

(Eingesandt.)

Zu Anfang sahen wir in unseren nächsten Umgebungen noch vor nicht gar langer Zeit ein Kunstwerk scheitern, das einem jeden das Verlangen einflößte, es möchte unseren öffentlichen architektonischen Werken von anerkannter Vollendung aus alter und neuer Zeit sich auf eine würdige Weise beigesellen und nicht aus der Art schlagen. Die Reitbahn wurde gebaut, und die Hoffnung, die man darauf baute, mußte wieder abgebrochen werden. Man hätte glauben sollen, man würde die Anmaßung, einen Theil der öffentlichen Anlagen in Besitz zu nehmen und auf ewig sich zuzueignen, dadurch wenigstens wieder haben gut machen wollen, daß doch der Bau sich hübsch und zierlich aufführte, und die Anlagen wirklich zieren würde, aber er wurde schwerfällig und nicht zierend, und suchte sich weislich hinter den vier Ulmen zu verstecken. Zum allermindesten hätte man nun aber denken sollen, dies würde ein warnendes Zeichen für künftige Fälle gewesen seyn, und wir glaubten daher schon, die Pforte dieses Gebäudes würde (wie am delphischen Tempel) nun jedem Baumeister zugerufen haben: Nosce te ipsum (erkenne dich selbst). — Aber wieder nichts! Es folgte das zweite Kunstwerk, der Palatiumsbau, und die nun schon gerechteren Hoffnungen scheiterten (wenn gleich nicht alle) abermals; die Sparren waren zu lang, die Schornsteine zu breit, das Grauwerk verküppelt, die Vertheilung der Fenster und Thüren an dem älteren Flügel nicht symmetrisch, so daß der Flügel, statt leicht zu fliegen, etwas bleiern wurde, und was das Schlimmste war, die Sparren fuhren nun den Künstlern in den Kopf, anstatt daß man sie hätte einen Fuß kürzer machen sollen, und der Nagel, der nun erspart worden wäre, fuhr zusammt den Sparren gleichfalls mit in den Kopf, so daß die Leute denn nun auf einmal immer nur Sparren und Nagel im Kopf hatten und nicht antworten wollten, wie es mit dem verwirrten babylonischen Bau eigentlich stünde, oder ob man vielleicht für Luftschlösser eine Passion habe, und an nichts weiter dachten, am wenigsten daran, wenn auch nicht den Fehler in natura zu verbessern, doch wenigstens den Fehltritt durch eine natürliche Erklärung (aber freilich, man soll Wunder nicht natürlich erklären) zu entschuldigen und sich so als Meister zu habilitiren. Diese neue Kunstapperception fruchtete aber wieder nichts, sie ließ keine Spur zurück, und zum drittenmal, indem das Kind in den Schooß der Mutter (den ersten Tempel) zurückkehrte, sah man artistische Bemühungen auf eine noch schrecklichere Weise scheitern und den Sturz der schönen Geister in optima forma darstellen, oder vielmehr den Sturz der bösen noch übertreffen. Doch wer sich nur recht besinnt, wird finden, daß dies nur Scherz ist. Nein, alles wird ja erst stufenweise vollkommner und nur nach zwei mißlungenen Anstrengungen konnte eine dritte erst zum Ziel gelangen: die Wandmalereien in der Reitbahn übertreffen in der That alles was bisher nur in der Kunst 20 Meilen in die Runde geleistet worden ist. Diese meisterhafte Zeichnung, diese leichte und freie Arbeit, keck nnd dreist hingeworfen, ohne sich lange mit ängstlicher Ausführung abzugeben, nirgends ein gequälter Pinsel, überall Grazie und raphaelische Formen, kurz ein so genialisches Werk wird man schwerlich irgendwo antreffen. Auch will man dem Vernehmen nach schon versichern, daß fremde Reisende bloß deswegen bereits einen Umweg von mehreren Meilen genommen haben, um nur von diesen gelungenen Schöpfungen Augenzeuge zu seyn und sagen zu können: „ja, wir haben sie auch gesehen; die Grazien von Thorwaldsen stehen ihnen in Hinsicht der Zeichnung

aber doch bei weitem nach." — Wir können also dem Himmel nicht genug danken, daß der Donnerstrahl des Zeus uns diesmal doch gnädig vorübergegangen ist, und daß wir uns nicht wie reuige Sünder im Staube zu winden brauchen; und wenn in der Zauberflöte aus dem ersten und zweiten Tempel eine Priesterstimme dem Tamino zuruft: Zurück! so können wir uns doch freuen, daß dieses Donnerwort hier aus dem dritten Tempel, (eben so wie dort,) dem besuchenden Fremdling, gottlob! nicht entgegenschallt. Zwar sieht der Eintretende an der Wand im Westen ein gräßliches Bild, vor dem er zurückschaudern wird, denn es stellt einen Knaben vor, der, unerfahren, die Zügel zu führen, in der Rennbahn neben der Meta (der bekannten Spitzsäule am Wendepunkte), wie Phaeton, von seinem Wagen geschleudert wird, mit welchem die allzumuthigen Renner nun durchgehen (ja wahrhaftig! difficile est satiram non pingere!) unter denen einer en face und mit Verkürzungen die täuschendste Aehnlichkeit mit einem Mutterpferde oder einer Mutterkuh hat. — Aber dafür blicke er nun gefälligst auf das Frescogemälde an der Wand im Osten, und er wird sich wieder besänftigt und beruhigt fühlen, denn mit einem schönen antiken Viergespann fährt der Gott, von Palmen gekrönt, ruhig und besonnen einher, wie es dem erfahrenen Reiter in der Reitbahn ziemt, den jenes Bild beständig warnen, dieses beständig ermuntern möge.

Zwar wollen Kenner, wie man vernimmt, auch ihr Urtheil hierüber abgelegt haben, aber es ist gewiß schief und einseitig. Es soll so lauten: diese Malereien würden sich besser empfehlen, wenn sie nach guten Mustern kopirt wären, als wenn sie aus eigner Phantasie entstanden.

Wir aber! lieber Gott, wie sollen wir so bewandter Ignoranz beikommen? Wird denn für Bremen in Rücksicht der Kunst alles aufgegeben werden müssen? und will sich alles resigniren, wie der Künstler Dieprahm sich des Besseren begab und zu dem Kunstfreund Spiekrings sagte: Myn Heer, ick bin en Beest, un will as en Beest leven un starven. — — Der Künstler war groß und aller Bestialität ungeachtet unsterblichen Namens. Groß sind bei gewissen Unternehmungen die Entrepenneurs auch und reich wie Fürsten-Krämer; der Himmel verleihe ihnen nun auch die Unsterblichkeit! — Hätte man doch das wackre Blatt nach Stubbs: Phaeton als Sonnengott mit den sprühenden Rossen die Wolkenbahn durchrollend, aber schmählich stürzend, — gekannt und dem Künstler vorgelegt, um ihn zu bestimmen, ob er die Zügel in die Hand nehmen möge, die der Verständige, Geübte, wohl gefaßt führen, der vermeßne Unkundige aber für sich und die Seinen nur mit Unglück ergreifen kann. Zündet er zwar die Welt nicht an, unser Phaeton, er stürzt seine Freunde und sich doch in eine gewisse Tiefe. Aber ist's vielleicht auch nur Scherz, und will man uns vermuthlich überraschen, wenn die eigentlichen Künstler nun hintreten und diese Stümperei, wovon wir reden, wegwaschen, um alsdann ein gutes Bild zu produciren? Thue man es doch, wahrlich es wird unseren Patrioten so wehe um's Herz, wenn man mit der Stadt Kunstsinn umspringt, wie die Katze mit der Maus, und wer sahe ohne Thränen das Schiff des Staats, worauf die Landes-Flagge weht, anfbringen als eine gute Prise?

West's erstes historisches Gemälde.

Nicht lange nach des berühmten W-st's Ankunft in London, nach Beendigung seiner Studien in Italien, zeigte er die erlangten Kennt-

nisse in einem trefflichen Gemälde. Der Gegenstand desselben war Orest und Pilades, eine seiner besten Arbeiten. Da zu dieser Zeit jeder Versuch im historischen Fache etwas unerhörtes war, erregte dieses Gemälde ungemeine Verwunderung. Sein Haus füllte sich mit Besuchen, die es zu sehen wünschten. Personen vom höchsten Range, welche nicht selbst zu ihm kommen konnten, ließen es sich in ihre Paläste bringen, und verfehlten nicht, bei der Zurücksendung dem Künstler die größten Lobeserhebungen über seine ausgezeichneten Verdienste zu spenden. Das bewundernswertheste von der Sache war aber dieß, daß, ohnerachtet dieses Lärmens und der großen Complimente, die West bekam, und wobei sein Bedienter, der es zeigte, mehr als 30 Pfund Sterling gewann, doch kein Mensch nach dem Preise desselben fragte, oder ihm eine Bestellung auf ein anderes Werk gab. Ein angesehener, junger Mann war von diesem Gemälde so entzückt und sprach gegen seinen Vater mit solcher Wärme davon, daß dieser ihn endlich fragte, weshalb er es denn nicht kaufe, wenn er es so sehr bewundere? Der junge Kunstkenner antwortete aber auf der Stelle: „Was sollte ich denn damit anfangen, wenn ich's nun auch hätte? Sie werden mir doch nicht zumuthen, ein modernes englisches Gemälde, wenn's nicht ein Portrait ist, in meinem Hause aufzuhängen?"

Wie ganz anders in unsrer Zeit! West verkaufte seinen Christus, der den Gichtbrüchtigen heilt, an das brittische Institut für 5000 Pfd. sterl. und man hat ihn für seinen Tod auf dem fahlen Pferde schon bereits 10,000 Pfd. sterl. geboten. Dies letztere Gemälde zu sehen, strömt die Menge unaufhörlich hinzu, und man kann annehmen, daß wenn die Stadt voll ist, der Betrag des Legegeldes, für den Eintritt zu einem Schilling die Person, täglich 50 Pfd. sterl. beträgt.

---

* Freundschaftlicher Rath für alle bremische Hausfrauen.

Dieses Monath wird gewöhnlich von unsern Hausfrauen benutzt um ihre jährlichen Bedürfnisse an Butter einzukaufen.

Freundschaftlich rathen wir diese Einkäufe nicht zu übereilen, indem nach allen, Berichten aus Holland, Ostfriesland und dem Butjadingerlande das Gras und anderes Viehfutter durch mehreren Regen besser wie bei uns gewachsen ist und man daher erwarten kann, daß die Kühe sehr milchend werden und viele Butter von den Landleuten verfertigt werden wird.

Die Zufuhren dieses Artikels werden daher, wenn auch jetzt wenig vorräthig ist, nicht ausbleiben, und es scheint uns gewiß, daß bei einem Abweichen von der Regel, nach welcher sich beinahe alle Haushaltungen schon in diesem Monathe mit Butter für das ganze Jahr versorgen, und durch spätere Einkäufe derselben, viele Hausfrauen in diesem Jahr ein Bedeutendes ersparen werden.

Das leise Gehör.

Ein Bauer kam mit einem mit Säcken beladenen Wagen in eine Stadt gefahren.

Am Thore mußte er halt machen, der Visitator trat an den Wagen und fragte den Bauer:

Was hat er in den Säcken?

Der Bauer stieg vom Wagen, näherte sich dem Visitator und flisterte ihm mit geheimnißvoller Miene in's Ohr:

„Hafer hab' ich geladen."

Der Visitator vermuthete aus diesem Benehmen, daß wohl Contrebande in den Säcken seyn möchte, untersuchte sie, fand aber die Aussage des Bauern bestätigt und rief daher sehr laut:

Ja, ja, 's ist Hafer!

„Schrei er doch nicht so!" sagte der Bauer ganz ängstlich.

Warum denn nicht?

„Ei, wenn's meine Pferde hören, so wollen sie nicht weiter von der Stelle, die kriegen in ihrem ganzen Leben keinen Korn Hafer."

* Gedanken.

Wenn die Wahrheit an der Klugheit eine getreue Gefährtin findet, dann leitet sie ihren Geweihten sanft hin zur Quelle der Freude; den Thoren weis't sie mit Bescheidenheit zurück.

Erhabenheit strahlt in der Thräne eines wahrhaft Mitleidigen — sie ist das Attribut des Gefühlvollen — Niedrigkeit blickt aus der Thräne eines Heuchlers. — Der Charakter eines Empfindelnden. Erstere ist stets ein Balsam für die Wunde des Menschenfreundes, Letztere sehr oft ein Spiegel der Bosheit.

So wie eine Tugend die andere, und ein Laster das zweite erzeugt, so erzeugt Empfindsamkeit Großmuth und Edelmuth; Empfindelei hingegen führt diese beiden so hehren Tugenden hinter die Larve des Lasters.

C. Fr. Runge.

Andeutungen.

Was die Zeit sey? Ein Gedanke der Ewigkeit! Aber die Ewigkeit ist endlos, und der Mensch, das Kind der Zeit, mißt sein Leben nach Augenblicken, und erstaunet, wie ein Jahr an das andere sich reiht, und alles jung bleibt oder sich erneuert — und nur er altert.

Der Mensch entschuldigt seine Schwachheiten mit nichts lieber, als mit der Schwachheit der menschlichen Natur — über die anderer urtheilt er freilich ganz anders.

* Die Wahl.

Sonett.

Zwei Blumen blühen uns in diesem Leben,
Doch nicht im glücklichen Verein! —
Wird dir o Freund! die eine Blum' gegeben
Dann wird die andere nie dein. —

Schön blüht der Liebe Rose und daneben
Der Freiheit Lilie stolz und rein;
Nun mög' dein Schutzgeist rathend dich umschweben,
Nur einmal darf gewählet seyn!

Lebst du von einem Weibe traut umschlungen
Dann opferst du dein Ich ihr auf —
Fürwahr ein theurer, theurer Kauf!
Doch, nimmt die Freiheit deine Huldigungen,
So ist die Lieb' zum Opfer ihr bedungen —,
Und öde ist dein Lebenslauf.

S.....

* Zweisylbige Charade.

Spiegelrein und helle
Netzt des Ersten Welle
Schöner Fluren Rand;
Und des Zweiten Feuer
Stimmt die goldne Leyer
Höher zu der Feyer
In des Sängers Hand,
Wenn des Ganzen Strahlen
Blinkend in Pokalen
Feuerkreise mahlen;
Ach! wer da nicht lustentbrannt
Im Pokal den Nectar fand,
Lorbeer um die Schläfe wand,
Kannte nie die Wonne,
Nie des Lebens Sonne.

B — r m — — r.

Nro. 45.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 6. Juni 1819.

* Romanze.

Schön Donna Clara, hold von Augen
Wie Engel Gottes sanft und rein;
Hier wo die Zephirlüfte hauchen,
Wo sie in Blüthenduft sich tauchen,
Schwur sie Fernando treu zu seyn.

Fernando aber mußte scheiden
Zum fernen Meer, in fremdes Land;
Und tief im Herzen brannte beiden
Des Abschieds und der Liebe Leiden —
Ein Kuß nur war der Treue Pfand.

Und Tage flohen, Monden schwanden
Schön Claren hin in bangem Schmerz;
Fernando blieb in fernen Landen,
Gefesselt von der Krankheit Banden;
Da brach ihr ach! das treue Herz. —

Genesen endlich kehrt' er wieder;
Ihm schlug das Herz so schwer so bang;
Ihn freuten nicht der Knappen Lieder —
Und waren doch so treu und bieder —
Sie tönten ihm wie Grabgesang.

Es wehte auf des Schlosses Zinnen,
Im feuchten Sturm der Trauerflor.
„Ach! rief der Knappe" „Todte minnen"
„Müßt Ritter Ihr, sonst zieht von hinnen"
„Hier haußt der Rauben düstres Chor."

Fernando aber naht den Thoren
Nicht achtend auf des Knappen Wort;
Sie, ach! sie war ihm ja verloren,
Die er sich liebend auserkoren —
Er weilte gern am düstern Ort.

Und leises Flüstern durch die Ranken
Des Epheu's tönte mild hervor;
Und blasse Geister sah' er wanken,
Wo Claras theure Rechte sanken,
Im feuchten Mondbestrahlten Moor.

Dort baut er einsam sich die Hütte,
Es rauschte wild das nahe Meer.
Erfüllt ward seine heiße Bitte,
Es riß ihn in die finstre Mitte —
Der treue Ritter war nicht mehr!

S.....

Gott ist die Liebe.

(Fortsetzung.)

Träumend umbebten ihn noch die melodischen Klänge, und wenn man im Schlafe Gesang hört — sagt der Volksglaube — so ist dies eine Vorbedeutung nahen Glücks. Auch ihm war sie es. Denn was hatte er sehnlicher gewünscht, als der Trauernden ein Wort des tiefgefühltesten Mitleids sagen, sich vor ihr von dem Verdachte reinigen zu können, daß ungerechter Haß gegen ihr Volk sein Herz erfülle? Und am Morgen kam der Diener und brachte ihm eine Einladung von ihr.

Verzeiht, Herr Ritter, sagte sie bei seinem Eintritte, daß ich nicht früher Euch als meinen Gast bewillkommte. Eine Trauergestalt ist ein störender Anblick für den lebensmuthigen Menschen. Doch der Zufall hat uns gestern zusammengeführt. —

„Wer wollte es wagen, edle Frau," versetzte Alonso, „eine Wunde zu berühren, die so tief das schönste Leben verletzt hat? Dank dem Zufalle, welcher mich in das Heiligthum Eures Schmerzes führte, denn von diesem Augenblicke an war Euer Gram der meinige."

Eure zarte Theilnahme — erwiederte die Dame — o wüßtet Ihr, wie sie mich rührt. Bliebe dem Trauernden nicht der Blick zum Himmel und die Erinnerungan das Verlorne und das Mitleid fremder Brust, was könnte ein gramgebeugtes Wesen länger an die Erde fesseln?

„O haßt mich nur nicht!" rief Alonso, seiner nicht mehr mächtig, „haßt mich nicht, weil ich zu dem spanischen Volke gehöre, nach seiner Art mich kleide, seine Sprache rede. Meine Hand ist rein von dem Blute, welches diesen Boden gefärbt, rein von allem Frevel, den spanische Grausamkeit sich hier erlaubt hat."

Und doch ein Spanier! sagte sie abgewendet. Alonso sah verletzt zu Boden. Vergebt mir! nahm sie das Wort wieder, als er schwieg, vergebt mir, wenn ich Euch unbesonnen wehe that, um meines Unglücks willen. Rasch und unbedächtig ist die Sprache des Schmerzes. Nein ich zweifle nicht an Euerm Mitleid! Auch über Euerm Leben hat sich wohl der Himmel verdunkelt, das schienen mir die Trauertöne Eurer Laute zu sagen, die ich gestern Abends vernahm. O warum soll ich es Euch verbergen, daß mit den schmerzvollen Klängen Vertrauen zu Euch in mir erwachte?

„Ja wohl," versetzte Alonso, „mein Himmel ist finster, aber der Mensch kann mit zerrissenem Herzen durch die weite Welt gehen, und keine Seele wird ihn fragen: Was ist Dir?"

Die schöne Frau zerdrückte eine Thräne im Auge. Handle ich nicht thöricht — fuhr sie bald darauf fort, sich selbst strafend — daß ich das Gespräch nur auf Gegenstände hefte, die den Menschen immer tiefer in Trauer einhüllen müssen, statt ihn zu erquicken. Wie gefällt Euch Brüssel? Wohl nicht sonderlich? Das Volk ist einfach in seinen Sitten, von keiner begeisternden Leidenschaft durchdrungen, geht ruhig seine Straße, und wünscht, daß es morgen und ewig so bliebe, wie heute. Wie werdet Ihr den spanischen Sonnenhimmel, Eure Zitronenwälder, Eure Mandolinenklänge und den lebendigen Geist vermissen, der sich zwanglos offenbart in Wort und Gebehrde?

„Doch fehlt hier auch die giftige Schlange," sagte Alonso mit Heftigkeit, „die in Spaniens Blüthenhainen auf Raub lauert, und sich gern auch in Euer glückliches Land einschleichen möchte — die Inquisition!" Das Wort war ausgespro-

chen. Alonso selbst erschrak vor der unbedachten Leidenschaft, mit welcher er es gethan hatte.

„Ihr seyd kein Spanier!“ sagte die Dame mit forschendem Blicke. „Doch,“ fuhr sie mit einer leichten Wendung des Gespräches fort, „kennt Ihr den Grafen Egmont?“

Er empfing den Herzog, versetzte Alonso. Kraft und herzvolle Gutmüthigkeit sprach aus seinen Gebehrden: im ersten Augenblicke gewann er mein Herz. Aber eine Kluft liegt zwischen uns. Er wird dem Spanier nicht die Hand bieten, und ich ertrüg' es nicht, verschmäht zu werden.

„O wie wenig kennt Ihr Egmont!“ versetzte die Dame. „Weit geöffnet ist sein Herz dem Vertrauen und der Liebe. Rasch in seinen Handlungen vergißt er oft die gewöhnlichsten Maßregeln der Klugheit, aber eben so rasch weiß er auch im Augenblicke durch die Schnellkraft seines Geistes das, was er verdarb, wieder gut zu machen. In der übelsten Zeit war er am fröhlichsten, und als die Bürger sich in ihre Häuser verschlossen, gab Egmont lustige Bankete; Kerzenschimmer strahlte durch die Fenster bis an den Morgen, und der Klang der Pokale schallte durch die stillen Straßen, gleich als hätte der Graf sich vorgenommen, mit Gewalt den finstern Geist zu bannen, der über Brüssel seinen Arm ausstreckte. — Ihr sollt und müßt sein Freund werden!“

Eben trat ein Diener ein und meldete einen Verwandten. Alonso empfahl sich; die Dame entließ ihn mit einem bedeutenden Blicke, welcher Erwartung und Freude in ihm rege machte.

Zwei Tage darauf sandte Graf Egmont dem Alonso eine ganz einfache Einladung. Daß sie die Urheberin war, daran konnte er keinen Augenblick zweifeln, als sie, wie er eben zum Grafen gehen wollte, aus ihrem Zimmer trat, und an ihm vorbeistreifend sagte: Dieser Abend bringe Euch viele Freude!

Vor dem Palaste des Grafen stand Alonso stille. Alle Fenster waren erleuchtet; Jubel und Becherklang begrüßte ihn schon von außen. Er schüttelte den Kopf und wurde nachdenklich. „Ist dies Leichtsinn,“ fragte er, „oder ist es Verzweiflung? Spanien nistet im Herzen der Niederlande und Du tödtest die Zeit mit Lustgelagen? O Egmont, daß der brausende Nektar Dir nie zu Gift werde!“. In dieser Stimmung trat er über die Schwelle.

Spanische Offiziere empfingen ihn bei'm Eintritte und stellten ihn dem Grafen vor. Egmont umarmte ihn feurig, aber Alonso erwiederte die Umarmung schwach, er konnte sich von der widrigen Empfindung, mit welcher er eingetreten war, noch nicht losreißen.

Scherz und Possen wurden an der Tafel getrieben, Kriegs- und Liebeslisten erzählt; kein leerer Becher wurde geduldet. Nun kamen Toasts an die Reihe. „Herzog Alba!“ rief Egmont. Alonso starrte ihn an, der gefüllte Becher, welcher vor ihm stand, blieb unberührt; als es aber wieder still wurde, hob er ihn und rief: „Oranien!“ Mit trunkenem Muthe riefen die Gäste den Namen nach; Egmont aber erblaßte und leerte abgewendet seinen Becher.

Bald darauf fühlte Alonso einen leisen Schlag auf seine Schulter. Egmont stand hinter ihm. „Ich möchte mit Euch sprechen!“ flüsterte er dem Ritter zu, „sucht mir ohne Aufsehen zu folgen.“

Der Graf erwartete ihn in der Halle des Hauses. „Vergönnt mir eine Frage!“ sagte er mit seltsamer Rührung. „Ihr nanntet vorhin Oraniens Namen, warum thatet ihr das? Kennt Ihr den Prinzen?“

Nein! versetzte Alonso.

*

„So laßt uns wieder zur Gesellschaft gehen!“ sagte der Graf, ihn bei der Hand fassend.

Jetzt noch nicht, versetzte Alonso. Ihr mißtraut mir, dem Spanier, aber mit Unrecht. Ich weiß, warum Oraniens Name Euch erschreckte. Egmont! rief das blasse Gespenst. Was sollen diese Lustgelage in einem Leichenhause? Als Ernst sind sie thöricht, und als Spott sündlich. Schlecht berathen ist das Volk, dessen Führer die Weisheit auf dem Boden der Flasche suchen.

„Nun,“ sagte der Graf mit angenommener Lustigkeit, „was meint Ihr, hat wohl das Gespenst recht?“

Ihr fragt? entgegnete Alonso verletzt. Wer kann Euch Antwort geben, wenn Ihr selbst es nicht könnt?

Da faßte der Graf seine Hand. „So wollen wir nicht scheiden!“ sagte er, „zwar thut es jetzt noth, daß Jeder seine Worte ängstlich hüte, und die geheime Sprache seines Innern nicht laut werden lasse, aber bei Euch will ich's wagen auf die Bürgschaft einer edlen Seele. — Und so frag' ich Euch, den Spanier: Ist es Recht, daß Euer Volk in unsern Eingeweiden wühlt? daß es Fesseln trägt in unser freies Land, und den friedlichen Boden mit Blut düngt? daß es die alten ewigen Rechte der Menschheit schonungslos darnieder tritt? — Ihr schweigt? und ich? scheinbar gleichgültig und thatenlos sehe ich dem Jammer zu, der von Tage zu Tage sich mehrt; Lustgelage feire ich, um nicht meine Trauer zur Schau zu tragen. Sehen will ich, wie weit Spanien seine Anmaßungen treibt, dann erscheine ich noch einmal am Hofe zu Madrid als Bittender, und wird die Bitte verworfen, dann“ —

Er sah Alonso fragend an. „Dann?“ fragte dieser. „Warum trankt ihr nicht,“ fiel ihm der Graf in's Wort, „als ich Herzog Alba's Namen nannte?“

Es war Blut im Becher! versetzte Alonso düster. Denkt Ihr, der spanische Soldat fühle es nicht, daß man ihn zu Henkers Diensten mißbraucht?

Egmont stürzte an sein Herz. „Margaretha,“ rief er, „Du hast wahr gesprochen. Thränen glänzen in Euren Augen, Alonso. Ahn' ich richtig, fließen sie meinem schwer gekränkten Volke!“

Ihm und Dir, Egmont! versetzte Alonso. — Ich war Dein, ehe Deine Rechte die meine gefaßt hatte. Denn ich sah ein schönes Auge weinen über das Unglück des Vaterlandes, und auf Dir ruhte die einzige Hoffnung der Trauernden.

„Margaretha!“ rief der Graf. „Sie ist die Stifterin unsers Bundes, sie sprach mit reger Theilnahme von Euch, nicht ablassen sollte ich — sagte sie — bis Ihr ganz mein wäret, denn ich würde ein großes Herz gewinnen. Die eben aufgeschlossene Blüthe ihres Lebens und ihrer Liebe hat der Schmerz zerstört, nun hängt sie mit ganzer Liebe am Vaterlande.“

Und an Dir! versetzte Alonso. O täusche ihre Hoffnung nicht. Egmont, stehe fest im Sturme und halte Dich an mich, wenn ich vor Dir darniedersinke. O daß alle Geister zusammenträten, die noch das Rechte und Wahre erkennen; denn die Welt wird flacher und erbärmlicher von Tage zu Tage, und der Funke, den Prometheus dem Himmel stahl, liegt mit Asche bedeckt. Egmont, blase den Funken zur Flamme, daß die Welt hell werde!

Oben jauchzten die weinberauschten Gäste, da riß Alonso seinen Freund noch einmal an sein Herz, ihre Thränen, die den niedergetretenen Rechten der Menschheit galten, mischten sich,

und Margaretha's Bild schwebte über ihnen, als Schutzengel ihrer Freundschaft.

Und nun, als Alonso am andern Morgen ihr seinen Freundschaftsbund mit Egmont erzählte, zeigte auch sie ihm im vertraulicheren Gespräche offener ihre schöne Seele, und um den Glücklichen schlang sich ein neues Paradies des Lebens, in welchem seine beunruhigenden Zweifel, verblühten Hoffnungen und zerstörten Träume untergingen. Aus ihren Trümmern hob sich der Baum seines Lebens in frischer Schöne und wehte Duft und Blüthen hernieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Simon Peter Tilemann

genannt Schenck, ein älterer bremischer Maler.

Da dieser geschätzte Meister der früheren Zeit aus einer angesehenen bremischen Familie war und in Bremen selbst geboren wurde, so läßt sich wohl erwarten, daß man hier in Bremen noch einige Nachrichten über sein Leben oder seine Werke auffinden dürfte, deren man bis jetzt nur so äußerst wenige hat, so zahlreich und beliebt auch seine Gemälde sind. Denn was Fueßli im Künstlerlexikon über ihn sagt, ist äußerst dürftig und unbefriedigend, und konnte auch nicht wohl weitläuftiger seyn, weil es sonst die Gränzen eines Lexikons überschritten haben würde. Man erfährt darin freilich, daß er in Italien war, daß er in Wien als Hofmaler lebte, und sich in Porträts, Historien und Landschaften berühmt machte. Es muß aber den Liebhabern der Kunst in Bremen daran gelegen seyn, einige nähere Details über diesen trefflichen Porträtmaler in Erfahrung zu bringen, seinen Charakter und seine Lebensweise in deutlicheren Umrissen kennen zu lernen. Man würde daher einigen bremischen Kunstfreunden eine Gefälligkeit erzeigen, wenn man noch etwa vorhandene Familiennachrichten über den Maler Tilemann in diesen Blättern mitzutheilen die Güte haben wollte, wofür man dankbar verpflichtet seyn würde. Vielleicht finden sich hin und wieder sogar noch Briefe oder andere Handschriften von ihm, welche uns auch zugleich über die damalige Zeit und den früheren Zustand der Kunst Aufschluß geben könnten. Solche Schätze der Vorzeit haben sich indeß jetzt in den Schooß anderer Familien geflüchtet, denn die Familie der Tilemanns ist in männlicher Descendenz gänzlich ausgestorben. Wie angesehen sie gewesen ist, kann man am besten aus dem schätzbaren Werke des Hrn. Pred. Rotermund, dem bremischen Gelehrten-Lexikon, ersehen: der Name Tilemann nimmt darin über fünf Seiten ein; es waren darunter ein Bürgermeister, ein akademischer Pfalzgraf, ein Konsistorialrath, ein Senator, ein Regierungsrath, drei Prediger, vier Aerzte und fünf Juristen, der Maler ist indeß unter den 17 Individuen nicht genannt, obwohl anderer Künstler zum Theil Erwähnung geschehen ist.

Eigne Lebensrettung.

Der Graf S. aus Sch. erzählte dem Einsender in Paris, wie er in der Revolution auf ganz eigne Weise sein Leben behalten habe. Er wurde eines Abends plötzlich arretirt, und ohne daß man ihm Zeit ließ, irgend etwas zu besorgen, und mit sich zu nehmen, wie er war, in das Gefängniß geführt. Hier brachte er mit mehreren andern Unglücklichen die Nacht ganz in Kleidern, auf elenden Strohlager zu, und hatte nur, um den Schlaf erträglicher zu genießen, seine etwas engen Stiefeln abgelegt. Des andern Morgens frühe kamen Soldaten ins Ge-

fänaniß, und holten mit gewöhnlicher Hast der damaligen Bluthunde einen Theil der unglücklichen Schlachtopfer zur Guillotine ab, auch Graf S. war unter ihnen; als er aber nicht schnell genug seine engen Stiefeln anziehen konnte, ließ man ihn zurück, mit dem Bedeuten, fertig zu seyn, wenn der 2te Transport abgeholt werden würde. Unterdeß wurde aber Robespierre gestürzt, und alle, die er verurtheilt hatte, wurden frei gelassen; unter ihnen auch Graf S. Seine engen Stiefeln hatten ihm das Leben erhalten. — (Eine Geschichte, dünkt mich, die in der Makrobiotik, oder der Kunst, das Leben zu verlängern, Beachtung verdient.)

* Für Schuhmacher.

Noth ist die beste Erfinderin, dieses Sprichwort hat sich von neuem bestätigt. Der Schuhmacher H — zu A — hatte seinen Hanf aufgearbeitet, in der nächsten Stadt war keiner zu haben, Flachs wollte er nicht nehmen, weil er nicht haltbar ist, Verlegenheit an Fußwerk war da, wie sollte er sich nun helfen? — Er gerieth auf den Gedanken, man müsse die Sohlen mit schmalen Riemen annähen können. Gleich machte er einen Versuch damit, und war so glücklich, auf der Stelle das richtige Verhältniß des Riemens zu der Ahle — womit vorgestochen wird — zu finden, nur hatte das Durchziehen des Riemens noch Schwierigkeiten, so wie Pechdrath, in einem Zuge wollten sie, obgleich sie mit Talg glatt gemacht waren, nicht durch, er versuchte ob es Ruckweise gehen wollte, und siehe da, es gelang.

Er braucht zum Nähen nur einen Riemen, an dem vorne ein Pechdrath mit Borste befestiget ist, nähet oben auf die Sohle, und schneidet nachher den Riemen auf beiden Seiten ab. Die Sohle trennt sich nicht ab, so lange nur noch das geringste davon da ist, wäre es auch so dünne als Papier. Das Nähen mit Riemen ist nicht allein dauerhafter, sondern es geht auch viel geschwinder; ohne Anstrengung ist man im Stande täglich 2 Paar Schuhe zu verfertigen, weil die Stiche nicht so dicht als beim Pechdrathe zu seyn brauchen, und man auch nur einen Riemen nöthig hat. Selbst wenn die Stiche ¼ Zoll auseinander sind, hält die Nath nicht allein wasserdicht, sondern trennet sich auch nicht auf. Es wäre zu wünschen, daß von dieser Erfindung überall Gebrauch gemacht würde.

Der neue Rock.

Lord S... hatte sehr schönes braunes Tuch zu einem Kleide an einen Schneider in London abgeben lassen.

Als dieser eben damit beschäftigt war, dieses Tuch behuf des Zuschneidens auszubreiten, trat ein Schuhmacher in das Zimmer des Schneiders, um sich ebenfalls Maß zu einem Kleide nehmen zu lassen; dem Schuhmacher gefiel das Tuch des Lords sehr, und nach erhaltener Auskunft, für wen es bestimmt sey, sagte er zu dem Schneider: „machen Sie mir auch einen Rock wie den des Lords, von dem nämlichen Schnitte.“

Zufällig kam Lord S... nach einigen Tagen wieder zu dem Schneider und es fiel ihm auf, daß dieser weit mehr von dem Tuche liegen hatte, als er ihm zugesandt. Er fragte ihn wem dieses gehöre?

„Einem Schuhmacher mit Namen John Drake“ erwiederte der Kleidermacher, „er hat ausdrücklich gerade einen solchen Rock verlangt, als Sie bei mir bestellt haben.“ —

Nun gut, sagte der Lord: so schneiden Sie mein Tuch in lauter dreieckigte Stücke, und machen Sie mir dann daraus mein Kleid: ich will Ihnen zehn Guineen dafür bezahlen, aber unter der Bedingung, daß Sie auch das Andere eben so anfertigen.

„Gut, Ihr Wunsch soll erfüllt werden," antwortete der Schneider, und machte nun zwei ganz gleiche Röcke, aus lauter dreieckigen Stücken Tuch zusammengestickt. —

Der Schuhmacher kam zu dem Schneider, um sich nach seinem neuen Rocke zu erkundigen, und erschrack nicht wenig, daß er wohl aus hundert Fetzen zusammengesetzt war und einer Schildkrötenschale ähnlich sah. — Er erhob darüber einen heftigen Lärm gegen den Schneider, dieser erwiederte aber ganz trocken:

„Weßhalb ereifern Sie sich denn so? Ich habe ja nur gethan, was Sie ausdrücklich verlangt haben. Hier ist das Kleid des Lord S..., eben so sollt' ich Ihnen eins machen. — Sehen Sie beide genau an, und Sie werden finden, daß sie ganz gleich sind."

Ja, das ist wahr Meister! sagte der Schuhmacher kopfschüttelnd: das soll mir aber eine Warnung seyn, künftig mich nicht mehr nach vornehmen Leuten zu richten. —

Anekdoten.

Ein Dieb wurde verurtheilt, zu Durham gehenkt zu werden, und in dem Todesurtheil war, wie es in England Gebrauch ist, auch der Tag der Hinrichtung ausdrücklich bestimmt.

Es traf sich aber, daß der neuerwählte Bischof gerade an diesem Tage seinen Einzug in die Stadt halten sollte. Der Platz, worauf das ihm zum Sitz angewiesene Schloß steht, dient auch zum Richtplatze. Um dem neuen Bischofe ein so widriges Schauspiel zu ersparen, machten die Richter dem Verbrecher den Vorschlag, sich 24 Stunden früher aufknüpfen zu lassen. Der zum Tode Verurtheilte fand diesen Vorschlag keineswegs nach seinem Geschmacke, dahingegen war er es zufrieden, wenn die Hinrichtung noch einen Tag verschoben würde.

Dieses Ausgleichungsmittel des Delinquenten wurde angenommen, als aber demnächst die Hinrichtung vor sich gehen sollte, erklärte der Verurtheilte: daß der in der Sentenz ausdrücklich bestimmte Tag zur Hinrichtung verflossen sey, und er sich nun nicht würde hängen lassen. Er berief sich darauf, daß man jedes Gesetz buchstäblich in Erfüllung bringen müßte.

Sowohl aus Achtung für diesen Grundsatz, als auch, weil der Fall ganz besonders war, wurde deshalb an den König Bericht erstattet, und dieser entschied die Frage zu Gunsten des Diebes.

Hier trat also einmal der Fall ein, daß der Buchstabe — der tödtet — lebendig machte.

Einem blöden Menschen gab Jemand folgendes Räthsel auf: Wer ist derjenige, der Ihres Vaters Sohn und doch nicht Ihr Bruder ist? — Der Blöde wußte nichts darauf zu antworten. — Nun, versetzte der Andere, Sie, Sie selbst sind es. — Ach gehn Sie weg, erwiederte der Blöde, das glaub' ich nicht. — Man erklärte ihm nun, wie er der Sohn seines Vaters und doch nicht sein Bruder sey. — Endlich glaubte er es, ohne jedoch davon überzeugt zu seyn, und da er in einer Stunde darauf in eine Gesellschaft kam, gab er einem Fräulein dasselbe Räthsel zur Lösung! Wer ist Ihres Vaters Sohn mein Fräulein, — fragte er schmunzelnd — und

ist doch nicht Ihr Bruder? — Das Fräulein dachte ein wenig nach und antwortete dann: Wenn ich ein Mann wäre, so wär' ich's selbst. — Ei Gott behüte — versetzte der Dummkopf — ich bin es, ich! —

Die Zeitung für die elegante Welt

meldet aus Berlin:

Herr Günther aus Braunschweig ist in mehreren Gastrollen aufgetreten und hat gefallen, ist auch mehrere Male herausgerufen worden. Die Partieen waren: Bucephalo in den Dorfsängerinnen, H. Molkus im Wildfang, Baron Stuhlbein in den Pagenstreichen, Tapezier Martin in Fanchon, Papageno in der Zauberflöte, Leporello im Don Juan, und Geronte in den Schatzgräbern. Ein Talent in der Ausbildung, der Gesang ohne hohe Bedeutung, doch für einen Buffon genügend: sein komisches Spiel ohne Kraft und Leben, fast stets sichtbar Nachahmung; doch kann der Mann bei fortgesetztem Fleiße und ähnlicher Ermunterung, wie er sie bei uns erhalten, in seinem Fache einst gelten.

* Logogryph.

Wenn des Spötters hämisch Lachen
Dir den Trost zu rauben strebt,
Trübsal sich mit tausendfachen
Ranken um dein Leben webt:
An mich halte dich nur an,
Unerschüttert stehst du dann.

Nach des Sommertages Schwüle
(Wirfst du mir das Haupt nur fort,)
Ruhst du sanft in meiner Kühle,
Findest keinen liebern Ort;
Berg' ich gar dein Liebchen dir,
Siehst du's Paradies in mir.

Wirst ein nahes Rauschen hören;
Doch erschrecke so nur nicht;
Ich bin's ja — ich will nicht stören —
Ich, dem's auch am Fuß gebricht,
Und mein kleiner Freund Zephyr,
Sieh'st du's nicht? er scherzt mit mir.

B — r m — — r.

Auflösung der Charade in Nro. 44.

Rheinwein.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 8 — Vorstellungen 16 — 20.)

Montag, den 31. May. Das Vogelschießen. Orig. Lustspiel in 5 Akten, von Clauren.

Dienstag, den 1. Juni. Sargin. Oper in 2 Akten, Musik von Paer. Sargin, Sohn: Herr Gerstäcker vom Hamburger Stadt-Theater. 1. Gastrolle. — Sophie: Frau Ringelhardt. — Sargin, Vater: Herr Zschischka. — Montigny: Herr Strobe.

Donnerstag, den 3. Juni. Tancred. Oper in 2 Akten. Musik von Rossini. Tancred: Herr Gerstäcker, 2. Gastrolle. — Amenaide: Frau Ringelhardt. — Orbazzan: Herr Zschischka. — Argirius: Herr Müller.

Freitag, den 4. Juni. Die Piccolomini. Dramatisches Gedicht in 4 Akten, von Schiller, für das Weimar. Hoftheater eingerichtet vom Verfasser. Wallenstein: Herr Ringelhardt. — Octavio Piccolomini: Herr Hanff. — Max Piccolomini: Herr Clausius. — Terzky: Herr Strobe. — Illo: Herr Schmidt. — Buttler: Herr Zschischka. — Herzogin von Friedland: Frau Weyrauch. — Thekla: Fräul. Hanff d. ält. — Gräfin Terzky: Fräul. Rüdinger.

Sonntag, den 6. Juni. Wallensteins Tod. Trauerspiel in 5 Akten, von Schiller.

Nro. 46.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 10. Juni 1819.

* An die Freude.

Freundin aus dem Götterthale,
Holde Freude, sey gegrüßt!
Göttin, die mit goldner Schaale
Gram und Leiden uns versüß't;
Dein bezaubernd frohes Lächeln
Fesselt jedes Menschenherz;
Stürme werden Zephyrs-Fächeln —
Wonne wird durch dich der Schmerz!

Froh des Leichtsinns, hüpft der Knabe
Sorglos durch das Leben hin,
Und der Greis fühlt noch am Grabe,
Freude! deine Wange glüh'n.
Achtungsvoll sucht selbst ein Weiser
Deinen himmlischen Genuß;
Und das Mädchen sehnt sich heißer
Nach des theuern Jünglings Kuß.

Wie der Rosenknospe Busen
Sich erhebt im Sonnenstrahl,
So zieht uns zum Kreis der Musen
Dein berauschender Pokal;
Freundlich winkest du dem Blöden
Zu dem dargebot'nen Glück!
Dein Genuß läßt kein Erröthen,
Wann du scheidest, uns zurück!

Leite gütig, holde Freude!
Mich auf meiner Lebens Bahn;
Lehre mich an deiner Seite,
Froh der Grabesstätte nah'n.
Von den Spuren deiner Sendung
Ruf ein Engel mich zur Ruh';
Und am Abend der Vollendung —
Lächle mir noch einmal zu!

S.....

Gott ist die Liebe.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber ein Donnerschlag erschütterte bald den heitern Himmel — Egmonts hinterlistige Gefangennehmung. Dieser Schritt des spanischen Statthalters riß die Bürger von Brüssel aus ihrem Stumpfsinne, womit sie die Anmaßungen Alba's erduldet hatten, Verwünschungen schütteten sie über die spanischen Henker, die Flamme des Aufruhrs drohte fürchterlich loszubrechen, das Volk schien bereit, Alles zu wagen für den geliebten Egmont — da hielt es der Herzog für zweckmäßiger, statt der Gewalt sich jetzt der List

zu bedienen. — Egmonts Verhaftung — ließ er unter dem Volke ausbreiten — sey nothwendig geworden durch seine früheren Verbindungen, seinem Haupte werde kein Haar gekrümmt werden, aber man könne durch keinen andern, als durch ihn, zuverlässige Auskunft über manche Ereignisse der vergangenen Zeit erhalten, weil er aber diese beharrlich verweigert habe, so sey der jetzige Schritt nicht zu vermeiden gewesen. Egmonts Entlassung werde gewiß bald erfolgen, wenn er nicht durch eigenen Starrsinn seine Haft verlängere. Es sey — breiteten ferner die gedungenen Redner aus — weniger Volks- und Vaterlandsliebe, als Ehrgeiz und Eigennutz gewesen, was den Grafen bei seiner frühern Reise nach Madrid, und später, als er scheinbar zum Vertheidiger der Glaubensfreiheit sich aufgeworfen, beseelt hätte. — Durch solche Ränke glückt' es endlich, den Sturm schweigen zu machen, und als sich bald das Gerücht verbreitete, daß man den Grafen des Hochverraths angeklagt, und insgeheim den Prozeß gegen ihn eröffnet habe, so wurden doch so gute Vorkehrungen spanischer Seits getroffen, daß man diesem Gerüchte wenig Glauben beimaß.

Schmerz und Wuth tobten wechselnd in Alonso's Brust, als er die Verhaftung seines Freundes erfuhr. Oeffentlich nannte er sie eine niederträchtige Gewaltthat, aber was die Veranlassung zu diesem Schritte gegeben, und was der Herzog noch weiter mit dem Verhafteten beabsichtige, war ihm verborgen.

Mit verstörtem Angesichte trat er zu Margarethen. Mehrere Tage hatte er sie gemieden, er litt es nicht länger. Sein Herz zitterte, als er die Worte sagte: Egmont ist verhaftet. Sie war bleicher als je, das bemerkte er erst jetzt, als er sie angeredet hatte, und meinte, seine Botschaft machte sie erblassend, aber sie sagte mit anscheinender Ruhe: Ich weiß es, und er ist verloren, wißt ihr das, Ritter?

„Nein, das ist er nicht!" versetzte Alonso heftig.

Ich sah — erwiederte Margaretha — in der vergangenen Nacht im Traume einen Adler gebunden am Boden liegen. Er flatterte im Staube, aber seine Bande waren mächtiger, als seine Kraft. Seitwärts im Gebüsche lauschte ein Luchs. Da kam ein Tiger mit blutlechzender Zunge und zerriß den Adler. Der Luchs machte anfangs Miene zur Rettung des armen Vogels, aber sogleich zog er sich auch tiefer in das Gebüsch zurück, um vom Tiger nicht gesehen zu werden. Wollt Ihr noch die Deutung? — Alba ist der Tiger, Oranien der Luchs, und der Adler —

„Egmont nicht! bei Gott nicht!" rief Alonso erschüttert. „Falsch ist Euer Traum, und falsch seine Deutung. Alba wagt es nicht, Egmonts Leben anzutasten, und Oranien bleibt nicht in seiner Verborgenheit, wenn Gefahr seinem Freunde droht."

Er ist verloren! wiederholte Margaretha. Sie stand vor dem Ritter groß in ihrem Schmerze, wie Kassandra, als sie ihrem Volke mit Sehergeist das nahe Unglück verkündete, aber keinen Glauben fand. „Und wenn Eure Ahnung wahr wäre!" rief plötzlich Alonso, aus seinem Nachsinnen aufstarrend, „wenn — — Ich muß Licht haben! Ich wage das Aeußerste!" Er stürzte fort, er eilte nach dem Palaste des Herzogs.

Dort verlangte er dringend vorgelassen zu werden, er schützte ein wichtiges Geschäft vor. Als nun die Thür sich öffnete, als er dem Herzoge gegenüber stand und in sein starres Gesicht sah, von keinem Zuge des Mitgefühls und der Gnade verschönt, da sank ihm der feste Muth, mit welchem er die Schwelle überschritten hatte;

doch der Gedanke an Egmont gab ihm seine Stärke wieder, und er antwortete auf des Herzogs Frage mit gesetzter Stimme: Ich komme um Egmonts willen. „Als Ankläger?“ fragte der Herzog. Das verhüte Gott! versetzte Alonso mit Heftigkeit. Als sein Freund und Vertheidiger erschein' ich hier, und so bitt' ich Euch, mir den Grund seiner Verhaftung, mir seine Ankläger zu nennen; kühn will ich auftreten gegen jeden, der es wagt, den Grafen zu verunglimpfen. „Ist es das nur, Don Alonso,“ erwiederte der Herzog mit tödtlicher Kälte, „so seyd ganz ruhig. Für einen Vertheidiger des Grafen wird gesorgt werden, auf Euch hat er sich noch nicht berufen.“

Nicht Egmonts Einkerkerung — entgegnete Alonso glühend — nicht sie allein ist es, nicht allein meine Freundschaft gegen ihn, die mich hieher trieb, auch die Sorge für den Ruhm unserer Nation. Der Soldat will wissen, wofür er ficht; das Volk schreit über die Verhaftung des Grafen, als die schändlichste Ungerechtigkeit, das erträgt kein spanisches Ohr. Ich muß wissen, was daran ist, um entweder widersprechen, oder meinen dem Dienst der Ehre nur geweihten Degen zerbrechen zu können!

„Meint ihr?“ versetzte der Herzog kaltlächelnd. „Ich kenne noch ein drittes Mittel.“

Er klingelte. Ein Offizier trat ein. „Nehmt dem Ritter den Degen ab,“ sagte der Herzog, „und weiset ihm ein einsames Gemach im Schlosse an, bis auf weitern Befehl.“ Alonso stand erstarrt, er gab seinen Degen bewußtlos hin.

Mit gelähmtem Muth in einer schrecklichen Sinneszerrüttung saß er lange Zeit still in seiner Abgeschiedenheit. Dann verlangte er Feder und Papier, er wollte an Margarethen schreiben. Es wurde ihm versagt. Er forderte Bücher; auch diese erhielt er nicht. So war er auf sich selbst verwiesen. Er durchging noch einmal sein ganzes Leben, alle seltsame Erscheinungen desselben ließ er gleich den Bildern der Zauberlaterne an sich vorüber schweben. Die Pracht des väterlichen Hauses, die Spiele seiner Jugend, des gefallenen Vaters herrliche Lehren, die das zarte Herz des Knaben erwärmt hatten, alles lebte in seiner Seele auf, um ihn mit schmerzlicher Sehnsucht zu erfüllen. Dann gedachte er auch mit Innigkeit Don Pedro's und seiner Gattin, er wiederholte sich den Eindruck, welchen der erste Besuch in der Kirche auf ihn gemacht hatte, er rief sich die Stunden zurück, wo bei'm Lesen der heiligen Schrift süße Wonne und Seligkeit ihn durchdrungen, und der Strahl ewiger Liebe sein Innres beleuchtet hatte. Und dann erneuerte er auch in sich die gräßlichen Bilder des Ketzergerichts, des Brudermords, dem er zugesehen. Durch sie war das Gebäude seiner stillen Seligkeit niedergestürzt worden, auf dessen Trümmern er jetzt weinend stand. Von dieser Zeit an hatte Groll und Unmuth in ihm die Oberhand gewonnen, und gepaart mit dem Schmerz über seine verlorne Heimath sein Leben verwildert und seinen Frieden gestört. In Kriegsthaten meinte er wieder zu neuer Kräftigkeit aufzuleben, und getäuscht erkannte er in sich nur ein Werkzeug in Henkershand, bestimmt die Freiheit eines glücklichen Volks zu morden. In Egmonts Brust traf er ein warmes Herz, dem seinen gleich, und nun sah er das theure Leben des Freundes preisgegeben den Dolchen der Mörder, sich selbst eingekerkert.

Unerwartet trat nach mehrern Tagen ein Offizier in sein Zimmer, gab ihm seinen Degen zurück, und kündigte ihm seine Freiheit an. „Erlaubt mir eine Frage,“ sagte Alonso, „Graf Egmont ist“ — — heute früh als Hochverräther

hingerichtet worden! fiel ihm der Offizier ins Wort. Alonso's Degen flog aus der Scheide: „Ihr lügt!“ schrie er. Ruhig blickte ihn der Offizier an und sagte: Ich widerrufe, wenn der Mund des Volks Euch überzeugt, daß ich unwahr redete. Bedient Euch Eurer Freiheit, und wenn Ihr dann wollt, so sucht mich wieder. Jetzt vergebe ich Euch, und noch mehr, ich bedaure Euch.

Bleich wie ein Gespenst taumelte Alonso auf die Straße nach seiner Wohnung. Die stummen Diener traten erschrocken über sein Aussehen bei Seite. „Ist Graf Egmont hingerichtet?“ schrie er sie an. Sie nickten bejahend. Er stürzte in Margaretha's Zimmer. Da standen sie einander gegenüber, zwei Bilder des unbezwinglichsten Schmerzes. Wem ihr gemeinsamer Schmerz galt, das wußten sie, aber keine Lippe nannte den Gegenstand. „Ich saß gefangen!“ sagte Alonso. Ich weiß es! erwiederte Margaretha. Diese Worte sprachen seine Rechtfertigung aus.

Ein großer Schmerz war es nun, der jetzt Beide verband und Beide einander näher zog. Leidensschwester nannte Alonso Margarethen, und sie neigte sich an sein Herz und ihre Thränen um den großen Todten flossen vereint.

„Margaretha,“ sagte er jetzt mit wankender Stimme, „ich gehe fort von hier — bald. Ich verlasse den Dienst Spaniens, ich kehre in meine Heimath zurück. O laß mich den Trost mitnehmen, daß, wenn Du an den gemordeten Liebling unserer Seelen denkst und an Deine mit ihm vernichteten Hoffnungen, daß dann auch das Bild des unglücklichen Alonso vor Dich tritt, der ihn gleich Dir geliebt hat.“

Er wollte gehn, sie hielt ihn, sie umschlang ihn fester. „Nein, Alonso!“ rief sie, so darfst Du nicht von hier. Auch mir ist dieser Boden, den die Grausamkeit zu ihrem Tummelplatze sich erkor, verhaßt; die Erde unter meinen Füßen brennt wie Feuer. Auch ich will nicht länger hier weilen. Willst Du mich schutzlos umherirren lassen unter Menschen, die meinen Gram nicht verstehen, Du, in dem das Andenken Egmonts, wie in meiner Seele lebt, Du, der einzige, dem ich mittheilend mein Herz öffnen, dem ich mein Leiden vertrauen kann? O nimm mich mit, nenne mich Schwester forthin, wie Du mich jetzt nanntest — nur verlaß mich nicht.“

Er konnte ihrem flehenden Blicke nicht widerstehn; die Stärke, womit er seine Brust gepanzert glaubte, war dahin. „Margaretha!“ sagte er mit Innigkeit, „zürne nicht, Du Fromme, meinem Geständnisse!“ Er faßte ihre Hand und drückte seine nassen Augen darauf: „Diese Hand,“ rief er, „und Dein Herz, sie hätten mich zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht, mit Flammen der Liebe steht Dein Bild in meinem Herzen, aber ich muß aus Deinen Augen scheiden.“

Willst Du noch andere Bande — gegenredete sie — als die unauflöslichen, die schon unser gemeinsames Unglück um uns geschlungen hat, o so folge ich Dir gern als Deine sorgsame Schwester, oder — —

„Als mein Weib?“ rief Alonso dringend und umschlang ihre Knie. „Habe ich Dich verstanden, Margaretha,“ rief er im Wahnsinn der Liebe, „so schwöre mir bei dem dreieinigen Gotte, daß Du mein seyn willst, schwöre es, wenn ich Dir glauben soll!“

Was ist Dir? rief sie, vor den Flammen seines Blicks erschreckend. „Schwöre!“ rief er dringender, — aber schnell hielt er inne. „Nein!“ sagte er milder, „kein Eid soll Dich an mich binden. Offen will ich Dir bekennen, was Du wissen mußt, und dann sollst Du entscheiden.

Ich bin kein Spanier!"

Meine Ahnung! rief sie. Und dies, meinst Du, sollte mich vermögen, von Dir abzulassen, da es mich nur, wenn es möglich wäre, noch fester an Dich binden würde?

„Noch ist mein Bekenntniß nicht zu Ende!" sagte er. „Ich bin kein Christ!"

Sie erblaßte, sie hielt sich mit Mühe, um nicht zu sinken, sie wies Alonso'n zurück, als er ihr beistehen wollte. „Höre mich," bat er mit gebrochenem Herzen, „höre mich, ehe Du mein hartes Urtheil sprichst." Und wehmuthsvoll erneuerte er die Geschichte seines ganzen Lebens, er verschwieg ihr nicht, wie sein Herz zum Glauben der Christen sich hingeneigt, und wie ihre unnatürliche Grausamkeit ihn davon abgewendet, und ihn seinem alten Glauben treu erhalten habe.

„Werde ein Christ, Alonso!" sagte sie leise weinend, als er geendet hatte.

Fordre das nicht! erwiederte er. Da, als die Flammen von den Scheiterhaufen der unglücklichen Schlachtopfer den mitternächtlichen Himmel röheten, schwur ich dem Geiste Almansurs zu, Mahomets Glauben treu zu bleiben, fordere nicht, daß ich meineidig werde!

Sie verstummte, und er nahm eine Bibel, welche auf dem Tische lag, und reichte sie aufgeschlagen Margarethen. Sie las: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. — „O Margaretha!" rief er, „laß die heiligen Worte Eingang finden in Deine Brust. Sagen sie nicht, daß der allein den wahren Gott erkannt hat, in dessen Herzen die ewige Liebe brennt, sie, die den Menschen zu edler That begeistert, die der Quell aller Tugend ist? — Willst Du mich darum verstoßen, weil ich Mahomet statt Christus nenne, im Koran lese, dreimal des Tags die Hände wasche, zu bestimmten Zeiten faste, und bei'm Gebet meine Augen nach Osten wende?"

Sie war besiegt. „Ali!" sagte sie mit hoher Rührung. „Bekennst Du auch nicht Christum mit dem Munde, so lebt er Dir doch im Herzen, und im Himmel denk' ich, stimmen alle Völker in den harmonievollen Lobgesang zur Ehre Gottes, und es ist droben über den Sternen kein Streit mehr um des Glaubens willen. — Ali, ich folge Dir!"

O Margaretha, glaube mir! rief er mit prophetischem Geiste und neigte sich an ihre Brust. Es wird eine Zeit kommen, wo auch auf der Erde Eine Religion alle Völker verbinde! —

Im Hafen von Antwerpen lag ein Schiff, nach der Levante bestimmt, segelfertig. Das bestieg Alonso mit Margarethen. Dem Herzog sandte er seinen Degen mit wenigen Worten zurück.

Gustav Jördens.

---

* Kurze Beantwortung der Frage des Hrn. Redakteurs in der Anmerkung im 42. Stück über Torfmoore.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie es möglich sey, daß man bei meiner Behauptung auch Torf auf sehr hohen Bergen, wie z. B. der Brocken, von der sogenannten Heinrichshöhe bis zur Spitze desselben, findet, da man beim Anblick derselben fast ohnmöglich an eine Ueberschwemmung denken kann; und doch müssen, wenn Torfmassen auf denselben vorhanden sind, diese nothwendig von einer solchen herrühren und diese Substanzen sich daher schon früher mit den Erdschichten dieser Berge, ehe sie solche wurden, vereinigt haben. — Es ist diese Untersuchung ein weites Feld für den Naturforscher.

Jedoch, dünkt mich, daß dieses Phänomen sich, so viel es hier nöthig seyn dürfte, durch die außerordentlichen Revolutionen in der Natur und durch die Wirkungen derselben auf unsere Erdkörper, hinlänglich erklären läßt. — So liefert die Insel Sicilien und das Königreich Neapel, so wie überhaupt alle warme Länder, häufige Beispiele dieser gewaltsamen Umwälzungen und wo ehemals Berge und Ebenen waren, findet man jetzt Wasser, nnd wo dieses war, erblickt das Auge wiederum Berge, (?) Thäler und lachende Fluren. — Sollte dieses gegen meine obige Behauptung in Widerspruch stehen, so werde ich gern durch Gegenbeweise mich eines Bessern belehren lassen.

J. W. U.

* Sonderbare Idee.

Ein vornehmer Mann, den man beschuldigte zu wenig zum Wohl seiner ärmeren Mitbrüder zu thun, brachte seiner großen Sparsamkeit ein Opfer und fing an Wohlthaten auszuspenden, worüber er sich dann aber Quittungen geben ließ, um zu beweisen, daß er auch im Stande sey wohl zu thun; er pflegte aber diesen Quittungen stets die Erinnrung beizufügen: ferner keine Ansprüche zu machen.

* An die Holdeste die ich kenne!

Laß' sie erschallen die goldenen Saiten,
Weihe der Liebe und Freude ein Lied!
Mädchen genieße, was Götter bereiten,
Wenn noch der Frühling des Lebens Dir blüht!
O! sie entschwinden die seligsten Stunden,
Kurz ist das Leben und flüchtig die Lust. —
Welkt nicht der Kranz, den der Frohsinn gewunden?
Oft schon, sind kaum wir desselben bewußt?

Unaussprechlich süß tönen Deiner Laute himmlische Lieder; Paradieses Wonne athmet Dein rosiger Mund! Glückliche Saiten! die Götter neiden euch die zarte Berührung, was soll der arme Sterbliche thun?

O könnt' ich Dein Bild malen, holdes ätherisches Wesen! die lieblichen Grübchen der von weißen und rothen Rosen angehauchten Wangen; die entzückende Fülle der Locken, die schöne elfenbein gleichende Stirne, die sanften Bogen der braunen Augenwimper, den verwundernden Blick deines bald schmachtenden, bald wie reges Feuer glühenden Auges! Schön wie das Auge der Pallas Athene, aber schmelzend wie das der Cythere! Könnt' ich sie malen die süßen wonnegebenden Lippen, die perlendurchzogen wie die duftige Kirsche des Frühlings, wie der gespaltene, süßes Blut träufelnde Pfirsich dem Auge entgegenschwellen! O bei den Göttern sey es geschworen, schöner sind sie als jene der Küsse-durstigen Cypris! Im lieblichen zarten Kinne, in den röther blühenden Grübchen der Wangen, am blendenden, Locken umschatteten Nacken, schweben in bunten Tänzen die Charitinnen!

Mit Rosen, den schöngefüllten und Lilien schmücke das flatternde Haar, und mit der Amarillis purpurner Blüthe! Ach! Blumen, sie kühlen die heiße Stirne, aber nicht können sie stillen der Liebe Feuer in gluthentzündeten Herzen! — *)

S.....

* Vorschlag: den Schoß betreffend.

Sollte es nicht zweckmäßig seyn, wenn in Zukunft bei einem durch Rath und Bürgerschluß genehmigten und demnächst zu bewilligen-

*) Nach Anacreon!

den Schoße, in der Classifikation der Schößer bei verheiratheten und unverheirathethen Bürgern ein Unterschied gemacht würde? — und demzufolge auf dem Bürger-Convente der Antrag geschähe: bei einer künftigen Erhebung des Schoßes von jedem noch unverheirathéten schoßfähigen Bürger über 36 und unter 60 Jahren, (Wittwer ausgenommen) von seinem Vermögen ein pCt. wenn $\frac{1}{8}$ — und zwei pCt. wenn $\frac{1}{4}$ % geschosset wird, an Schoß zu entrichten? —

Diese Einrichtung würde unserm Staat doppelten Vortheil gewähren: indem die Summe, welche auf diese Art durch den Schoß gehoben werden möchte, wahrscheinlich so bedeutend seyn würde, daß dadurch ein zweiter Schoß sämmtlicher Bürger zu den Staats-Bedürfnissen längere Zeit ausgesetzt werden könnte; und die noch unverheiratheten Bürger würden dadurch nicht mehrere Abgaben als Andere zu leisten haben, da sie im Ganzen genommen, jetzt weniger zu den sämmtlichen bürgerlichen Lasten beitragen, und leichter diese Ausgaben bestreiten können wie diejenigen Bürger, welche Familie haben; die Staatskosten würden mithin durch diese Einrichtung bei sämmtlichen Bürgern gleichmäßiger vertheilt werden, und vielleicht möchte dann, um diese Ausgabe zu vermeiden, mancher Hagestolz bewogen werden, das sanfte Band der Ehe um seine Freiheit zu schlingen; welches dem Staate eben so vortheilhaft ist, da ihm alsdann nützliche Bürger erzogen werden würden.

Wir bitten diesen patriotischen Vorschlag zu prüfen und solchen, wenn er annehmbar befunden wird, auf dem Bürger-Convente zur Sprache zu bringen. — p k —

---

* Anekdoten.

Hr. F.., genannt der nordische Herkules, kam zu einem Banquier und ließ sich einen Wechsel an die Ordre seiner Frau gestellt, geben. Als man ihn um den Namen seiner Frau fragte, antwortete er: Schreiben sie nur an die Ordre der Frau F.. Herkulessin.

Schulmeisters Söhnlein, wo? berichtet nicht die Sage —
Unfehlbar trug sich's zu an einem Jahrmarkt-Tage,
Als ihm, beim Heimweg aus der nahen Residenz,
Ein Herr begegnete, der witzbegabte Squenz,
Nebst seinem Windspiel, schwarz mit weißem Fuß und Krause;
Darob der Wandrer staunt, vertieft im Augenschmause,
Fragt: — „Mit Verlaub! ist denn das Hündchen Euer, Herr? —
„Nein," klang die Antwort drauf: „ich bin des Hundes Herr'"

Der Bursche ging und sann, wie das wohl zu verstehen? —
Bald sah er ein: es sey kein bloßes Wortverdrehen,
Er faßt den Sinn, empfand mehr Wahrheit im Begriff,
Kurz, ihm gefiel der Spaß und bracht ihn auf den Pfiff:
Auch seinem Vater, der ihn oft mit Fragen quälte,
Und wenn er's nicht verstand, derb auf ihn schimpft' und schmälte,
Nun zu beweisen: daß — und wär' er neunmal klug —
Auch selbst der Klügste sey nicht immer klug genug.

Gedacht, geschehn. Kaum war der Held von der Geschichte
Zu Hause angelangt, begriffen im Berichte
Von dem, was unterwegs ihm aufgefallen sey;
Erfolgte, zum Beschluß, die Pille unterm Brei,

In der Bemerkung: „daß die Leute in den Städten
„Fürwahr doch mehr Verstand und Witz und Scharfsinn hätten,
„Als Dorfbewohner." — „Bah!" hub barsch der Alte an:
„Auch auf dem Lande giebt's wohl manchen klugen Mann!
„Was wär'n der Pfarr und Ich — in deinem Aug'? du Flegel!
„Lern' einmal moribus! Ausnahmen von der Regel! —
„Dein Vater, ist er auch kein übergroßer Geist,
„Wird dennoch dir, wenn du ihn fragest, allermeist
„So gut als jener Herr, die dumme Frage lösen."

Kein Wald ist wohl so dicht und gänzlich frei von Blößen —

Dacht jetzt der schlaue Sohn, ermuntert im Vertrau'n,
Als ihm, gradüber an des Müllers Gartenzaun
Ein Eselein erschien. Halt! dacht er: die Geschichte
Dient trefflich in den Kram, giebt ein verdeckt Gerichte.
Die Frage fiel nicht schwer; der Alte stand ihm nah,
Und plötzlich war sie raus, als dieser's Langohr sah.
„Verlaub: — der Esel dort ist wohl nicht Euer, Vater?"
Antwort: Nein, Naseweis! ich bin des Esels Vater."

Mein Wahlspruch.

Für Andre mag sich Anderes gestalten,
Für mich liegt nur im Herzen stilles Heil,
Denn meines Daseyns Blüthe muß entfalten
Im Lieben sich, mir ward kein ander Theil;
Mag blind Fortuna dann auf Tellus walten
Und bieten bunte nicht'ge Gaben feil!
Ich seh' sie ruhig wandeln und verschwinden,
Kann ohne sie des Lebens Palme finden.

Friede in der Liebe.

Wer den Frieden einmal hat verloren,
Ach! der kann ihn nimmer wieder finden,
Und der schweren Qual ihn zu entbinden,
Ist auf Erden keine Macht erkohren.

Denn aus seiner stillen Heimath Thoren
Peitscht die Sehnsucht ihn mit nord'schen Winden,
Zu den unbewohnten Felsengründen, —
Bis er sich der Hölle hat verschworen.

Darum halte fest am Schutz der Liebe,
Und ein Herz bewahre Deinem Herzen,
Das sich nimmer mag von Dir entfernen.

Ob die Finsterniß ihr Reich dann übe,
Bist Du rein, kannst Du es leicht verschmerzen,
Und Du wandelst wie auf ew'gen Sternen!

* Charade von drei Sylben.

Verhüll' ich, die Erste,
Manch' hübsches Gesicht,
So haßt mich deswegen
Der Kaufmann doch nicht;
Sein stetes Bestreben
Und reges Bemüh'n
Ist immer: es möge
Die Handlung d'rin blüh'n!
Viel Freude verschaff' ich
Im Frühling auch dir,
Stehn Felder und Blumen
So reizend in mir!

Ist gut von Charakter
Von Tugend, von Geist
Und hübsch, wie ihr Name
Den's Endpaar dir weist,
Dein Mädchen, so nimm sie,
Mein Wort bürgt dafür,
Du findest den Himmel
Auf Erden in ihr.

Gefällt dirs zu leben
Bei uns denn nicht mehr,
So zieh' nach dem Ganzen
Mit ihr über's Meer.

Vergebet dem Dichter
Den es nicht genirt
Wenn er in dem Räthsel
Nicht richtig sylbirt.

..., th.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 45.

Glaube, Laube, Laub.

Nro. 47.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 13. Juni 1819.

* Der Liebe Schmerz.

Hold, mit lieblicher Hand, die grünenden Zweige verbindend,
Glühte im purpurnen Schein des Mädchens rosige Wange;
Flatternd umzieh'n bräunliche Locken den blendenden Nacken,
Kosend in traulicher Luft, bräutlich dem Busen verknüpft.

Siehe von Liebe entbrannt, nah't ich mit herzlichen Worten,
Sprechend von Liebender Glück, hofft' ich der zärtlichen Rede;
Doch mit Kälte und schnöd' empfing mich die Einzig Geliebte,
Fühllos bei liebendem Schmerz, fühllos bei thränendem Blick.

Und es floh' mich die Ruh' — es schwand mir die Luft aus dem Herzen,
Die ich so freudig gehegt, jegliche Hoffnung entschwand.
Euch Lüfte vertrau' ich mit sterbendem Munde die Worte:
Sagt ihr, daß brechend mein Herz: nur lieb'voll Sie „Einzige" nennt.

.....

* Der Einsame.

Siehe! die freundlichen Blümchen sie nicken
Duftend in sinniger, wohliger Ruh'!
Siehe! die goldenen Sterne sie winken
Frieden und Hoffnung schon Jeglichem zu.
Und auch die Sänger des Waldes, sie schweigen,
Liebend vereint wiegt Alles sich ein.
Leise nur flüstert die Quelle im Dunkel,
Lose nur plaudert das Heimchen darein.

Purpurne Streifen den Westen umsäumen,
Glänzende Wölkchen am Himmel noch zieh'n.
Kühlung thaut nieder auf Blumen und Kräuter
Die in dem lieblichen Thale erblüh'n.
Harmlos durchsäuselt der Zephyr die Blätter,
Spielend und küssend durcheilt er die Flur;
Sanft sind die Augen der Blumen geschlossen,
Leise nur athmet der Geist der Natur.

Ich allein wache in nächtlicher Stille,
Einsam und trostlos erhebt sich mein Blick;
Perlende Thränen und Seufzer sie bringen
Nimmer verlorene Ruhe zurück.
Freudlos nun irr' ich auf einsamen Gräbern,
Dort nur erblick' ich das rettende Land.
Blumen und Sterne sind alle gefallen —
Welk ist der Kranz, den die Freude mir wand!

S.....

Die Mineral-Quelle bei Blotho an der Weser.

Ankündigung von Dr. R. Meyer.

Schon vor mehreren Jahren entdeckte der Postkommissair Herr Schmidt in Blotho, nahe bei dem dicht vor der Stadt liegenden Kloster — die Mission — unterhalb des Klus-Berges eine Mineral-Quelle, deren Bestandtheile vorzüglich Salze waren. Die Quelle wurde gefaßt, und schon damals von Verschiedenen mit Nutzen getrunken. Der unweit der Quelle vorbeifließende, bei Regengüssen stark anschwellende Bach, zerstörte bei einem Gewitter die ganze Anlage, und, die Kosten scheuend, ließ man die Quelle unbenutzt, bis sie vor 2 Jahren von neuem sorgfältig gefaßt und oberhalb derselben ein Badehaus mit 6 Badezimmern angelegt wurde. Hier wurden im vorigen Jahre gegen 800 Bäder gegeben und der Erfolg der Badekur wie des Brunnentrinkens war so günstig, daß der Wunsch, diese Quelle gemeinnütziger zu machen, allgemein ward. Herr S. ließ das, auch schon von dem Herrn Dr. und Professor Heinecken in Bremen mit günstigem Resultate untersuchte Wasser, durch den geschickten Chemiker Herrn Apotheker F. H. Bährens in Vahrenholz chemisch prüfen, und da diese Untersuchung einen bedeutenden Gehalt von Salzen, Kalkerde, Eisen und kohlensaurem Gas ergab, so legte Herr S. der Königl. Regierung in Minden die Untersuchung des Herrn Bährens vor, bat um eine chemische Prüfung des Wassers durch das Medizinal-Kollegium, und, wenn diese ebenfalls günstig ausfalle, um Beförderung und Unterstützung seines Unternehmens, die Anstalt zu vergrößern. Die Königl. Regierung beauftragte den Herrn Medizinal-Rath Dr. Quentin mit der Leitung der Untersuchung, welche sodann von den Apothekern Herrn Assessor Beissenhirtz und Wilke gemeinschaftlich unternommen wurde.

Das Gutachten des Herrn Medicinal-Rath Dr. Quentin fiel nach geendigter Untersuchung dahin aus, „daß das Wasser in die Reihe der kochsalzigen, eisenhaltigen und schwefelichten Mineralwasser gehöre, und daß, wo man im Allgemeinen die Hülfe eines gelinde reitzenden eröffnenden und verdünnenden Mineralwassers ansprechen wolle, dasselbe mit Nutzen zum Trinken und Baden empfohlen werden könne. Es dürfte daher, mit Bezug auf die speziellen Fälle seiner therapartischen Brauchbarkeit, in mancherlei Gestalten scrophulöser Krankheiten, Flechten und Ausschlägen der Haut, rheumatisch-gichtischen Beschwerden, Verschleimungen und den damit verbundenen Leiden der Verdauung und Ernährung, u. s. w. gebraucht, und dasselbe mit Recht empfohlen und bekannt gemacht werden."

Die auf den Grund der Bährenschen Untersuchung, mit Fleiß und Genauigkeit von neuem angestellte Prüfung der Herren B. und W. ergab folgenden mineralischen Inhalt des Wassers.

	In 6 Pfund à 16 Unzen Gran.	In 1 Pfund à 16 Unzen Gran.
Etwas Horz.		
Salzsaure Thonerde . .	6	1
Salzsaurer Kalk	2	$\frac{1}{3}$
Salzsaure Bittererde . .	12	2
Schwefelsaure Bittererde	14	$2\frac{1}{3}$
Schwefelsaures Natrum	16	$2\frac{2}{3}$
Schwefelsaure Kalkerde .	124	$20\frac{2}{3}$
Kohlensaure Kalkerde . .	8	$1\frac{1}{3}$
Salzsaures Natrum . .	300	59
Eisenoxid	3	$\frac{1}{2}$
Kohlensaure Bittererde .	5	$\frac{5}{6}$
Geschw. Wasserstahlgas .	—	$7\frac{3}{11}$ K Zoll.
Kohlensaures Gas . . .	—	$4\frac{8}{11}$ "
	490	$81\frac{1}{3}$

Wenn dies Wasser nach der obigen Angabe also viel Aehnlichkeit mit der Meinberger Salzquelle hat, so übertrifft es dasselbe in mehreren Bestandtheilen. Es eignet sich sehr gut zum versenden, da die mineralischen Theile sehr fest gebunden sind, und nur bei schlechter Verkorkung, entwickelt sich, doch erst in längerer Zeit, das geschwefelte Wasserstoffgas. Mehrere meiner Kranken haben in diesem Jahre bereits von dem im vorigen Jahre gefüllten Brunnen mit Nutzen getrunken, ohne daß das Wasser an Wirksamkeit oder am Geschmack verloren gehabt hätte. Im vergangenen Jahre habe ich nur mit dem mir zugesandten Wasser zum Trinken, ohne Gebrauch des Bades Versuche anstellen können, und es hat bei Verschleimungen, Beschwerden der Verdauung, Hämorrhoidal-Beschwerden, einem chronischen Nesselausschlag, und scrophulösen Uebeln mancher Art die herrlichsten Dienste geleistet. Wie viel größer und mannigfaltiger die Wirkung desselben aber seyn müsse, wenn mit dem Gebrauche des Brunnens zum Trinken, der des Badens verbunden wird, läßt sich leicht begreifen; und hier muß, wie auch die Erfahrung schon im verflossenen Jahre gelehrt hat, der Erfolg bei rheumatischen und gichtischen Krankheiten, bei Obstructionen des Unterleibes und bei allen Drüsen- und Hautkrankheiten durchaus günstig seyn. Was ein sich unweit der Quelle vorfindender eigenthümlicher, vorzüglich Vitriol haltiger Schlamm für Wirkung auf hartnäckige Flechten und andre Hautausschläge so wie auf Lähmungen haben werde, darüber werde ich die Resultate der damit anzustellenden Versuche in der Folge mittheilen.

So wie nun die medizinische Wirkung des Wassers zum innern und äussern Gebrauch desselben einladet, so wird der Eigenthümer der Quelle, unter meiner Aufsicht, alles anwenden, um sowohl für die vorsichtigste Füllung und Versendung des Brunnens als auch für die möglichste Bequemlichkeit der Badenden, für Reinlichkeit und prompte Bedienung zu sorgen. Neben dem schon bestehenden Badehause, welches in der Folge erweitert werden wird, wird jetzt ein besonderes Gebäude zur Aufnahme der Gäste zum geselligen Vergnügen aufgeführt. Die Nähe der Stadt Blotho, von der ein reitzender kurzer Spaziergang bis zur Quelle führt, giebt den Badegästen Gelegenheit, sich dort in den Häusern der Bürger, die bereits viele anständige Logis eingerichtet haben, einzumiethen, und wenn die Wirksamkeit des Bades und Brunnens auf der einen Seite anzieht, so wird der geringere Kostenaufwand, verbunden mit den Reitzen der Natur, in einer der schönsten Gegenden Norddeutschlands, gewiß diesem Bade vor manchem Andern den Vorzug geben.

Das ganze Weserthal von Minden an, ist bekannt wegen seiner mannigfaltigen und großen Naturschönheiten. Alle aber scheinen sich um das freundliche und wohlhabende Städtchen Blotho zu concentriren, indem sich hier das Thal am meisten verengt. Blotho selbst zieht sich in einer bedeutenden Strecke um den Bogen, den hier die Weser bildet, und lehnt sich mit seinem Rücken an den steilen Berg, in den die Häuser fast hinein gebaut sind, so daß man aus den obern Stockwerken in die dahinter liegenden, sich auf den Berg hinanziehenden Gärten steigt, aus denen man die herrlichste Aussicht auf die unten liegende Stadt, den Fluß mit dem Ladungsplatze, und dem Gewühl der Arbeiter bei den Schiffen, auf die gegenüber liegenden und zur Seite hin sich erstreckenden Berge genießt. Der hohe Winterberg über der Stadt mit den alten Ruinen und dem Amthause, giebt dem Auge einen noch weiteren Gesichtskreis, indem man ohne Fernglas,

über den näheren Bergen hin, gegen Westen Bielefeld mit dem alten Sparenberge, und die ganze Gegend bis Osnabrück, gegen Osten Rinteln, Hessen-Oldendorf, die Schaumburg, u. s. w. auch die Porta-Westphalica vor sich liegen sieht. Der schöne Klusberg dicht vor der Stadt, an dessen Fuße die Quelle mit dem Badehause in einem herrlichen Eichengehölze liegt, das von einer bedeutenden Allee durchschnitten wird, giebt die schönste Aussicht auf das Brunnenthal, von dem Bache durchschnitten, der viele bedeutende Mühlen treibt. Kaum einen Büchsenschuß weit kommt man auf den angenehmsten schattigen Spaziergange am Fuße des Klusberges zu der Horst, welche mit ihren bedeutenden Versteinerungen mit denen der ganze Kessel angefüllt ist, wo sich ganze versteinerte Bäume, die schönsten Inkrustationen und Abdrücke von Pflanzen, alle Arten von Versteinerungen und tiefe Höhlen finden, den überraschendsten Anblick und dem Naturforscher eine reiche Ausbeute gewährt. Dicht vor dem Badehause sprudelt ein starker Springbrunnen sein krystallhelles Wasser über 20 Fuß hoch, und kann es leicht durch verlängerte Leitung auf das doppelte treiben. Ueberhaupt möchte wohl kein Thal, das eine Mineral-Quelle enthält, so reich an Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten seyn, und der Kunst, bei leichter Mühe, und ohne große Kosten, so viel Gelegenheit zu den bedeutendsten Verschönerungen darbieten. Eine Stunde von Blotho gegen Südwest liegt der Bornstapel, der höchste Berg dieser Gegend, von dem man über alle nahen Berge weg, die hohen Lippischen Berge sieht.

Blotho mit 1500 Einwohnern, im Mittelpunkte von Minden, Bückeburg, Rinteln, Lemgo, Herford, von denen es kaum 2 Meilen entfernt ist, hat 3 Kirchen und eine Synagoge. Es befindet sich hier die bedeutendste Schiffsgilde an der Weser; Handel, Gewerbe, Fabriken, Mühlen aller Art, Ziegel- und Kalkbrennereien, Steinbrüche, ein Kohlen-Magazin, der Leinenhandel, mit der Königl. Legge, das Stadt- und Landgericht geben der Stadt eine bedeutende Nahrung und ein Ansehen von Wohlhabenheit, das man bei größeren Städten oft vermißt. Die Weser liefert hier alle Fische derselben, die Bäche geben die schönsten Forellen und Krebse, und die ansehnlichen Karpfen in den Teichen werden sehr geschätzt. So kann es nicht fehlen, daß jeder, der zur Herstellung seiner Gesundheit in der Folge diese Quelle besucht, reichen Genuß in den Schönheiten der Natur und manche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit hier finden wird, die man anderswo vergebens sucht.

Meine auswärtigen geschätzten Kollegen lade ich ein, mit dem Gebrauche des Brunnens Versuche anzustellen, um sich selber von der Wirksamkeit desselben zu überzeugen. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir die Resultate mittheilen, und dürfen sich wegen Zusendung einer zu bestimmenden Anzahl, der 1 Maaß haltenden Flaschen, die an Ort und Stelle mit 4 Sgr. bezahlt werden, gefälligst an mich, oder an Herrn A. Schmidt in Blotho wenden.

Minden, den 22sten May 1819.

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Aufgefordert von einigen Verehrern und thätigen Beförderern der Kunst, der bisher befolgten Weise, nur biblische und historische Gemälde zu schildern, gemäß, nun auch vorläufig aus anderen Kunstsammlungen solcher Bilder Erwähnung zu thun, erfüllen wir den Wunsch jener

Kunstfreunde und führen zuvörderst die gelungensten Gemälde aus der mehrerwähnten Sammlung des Hrn. Boeken in gedrängter Kürze und gleichsam in bloßen Umrissen hier an, um nicht befürchten zu müssen, die schon zu sehr in Anspruch genommene Aufmerksamkeit der Leser für eine zu lange Zeit zu fesseln oder unbefriedigend zu erregen.

Es bot sich die Gelegenheit dar, schon zweier Bilder zu erwähnen: es sind

1. Der heil. Hieronymus, in der Einsamkeit studirend, neben ihm ein Todtenkopf, wahrscheinlich von Quirin Brekelenkamp, im Styl von Franz Mieris, ziemlich ausgeführt.

2. Susanne im Bade, von Luca Giordano oder einem andern italiänischen Meister; die beiden Alten neben ihr; von sehr blühendem Kolorit und einer sehr gefälligen, anmuthigen Zeichnung. — Hierzu gehört als Gegenstück:

3. David und Bathseba, von derselben Hand und daher von fast gleichem Verdienst: die bekannte Scene, wo dieser König die Schöne im Park erblickt und von Liebe zu ihr entbrennt. Beide Stücke sind aus der Sammlung des vormal. Bürgermeisters Köhnen in Bremen angekauft.

4. Als Gegenstück zur 1. Nummer: Eine heilige Familie, nach Andrea del Sarto. Die Verwandtschaft mit Raphaels Schule ist auch bei diesem Bilde sehr erfreulich. Die höchste Sittsamkeit, verbunden mit inniger Liebe spricht sich vertraulich in den Zügen der Maria, des Kindes, des Josephs u. s. w. aus.

5. Die heilige büßende Magdalena vor einem Crucifix betend, mit gefaltenen Händen, ein Schleier über ihren Rücken herabfallend. Von einem unbekannten Maler. Das Bild ist ganz in grauem Ton gemalt und bekommt dadurch etwas Schauerliches und Klösterliches, das fast ins Abschreckende übergeht. Die Heilige blickt flehend zum Heiland am Kreuze empor, die tiefste Andacht beseelt sie, sie scheint fast zerknirscht zu seyn von den Empfindungen der Reue und Buße, die sie zu thun im Begriff ist. Mehreres scheint dafür zu sprechen, daß diese Malerei von einem altdeutschen Meister, vielleicht von Albert Dürer ist, der bei aller Hoheit doch so viel Dürftigkeit blicken läßt, besonders die übermäßige Magerkeit der Arme und Hände, und des Gesichts, der graue Lokalton, und die erbärmliche Zerknirschung des Gemüths, welche diese Alten so erschütternd auszudrücken verstanden. Sehr gelungen ist die erstaunliche Durchsichtigkeit des Schleiers; eine Aufgabe, welche streng genommen, schwer zu lösen ist. Doch wenden wir uns weg von dem Schauer erregenden, betrübten Anblick dieses Bildes.

6. Ein freundlicheres Gegenstück bildet eine Madonna von Pensalo, einem verdienstvollen italiänischen Meister. Indem sie liebevoll emporblickt und die Hände kreuzweise über die Brust zusammenschlägt, scheint sie inbrünstig zu beten und ganz ihrem innigsten Herzenserguße nachzuhängen. Das liebliche Gesicht sieht man im Profil, die rechte übergeschlagene Hand zeigt, wenn sie auch nicht ganz richtig gezeichnet ist, doch von dem Gefühl des Malers, sie ist von anmuthigem blühenden Kolorit. — Beide weibliche Gestalten sind nur bis auf halben Leib vorgestellt.

7. Das Porträt des Reformators Bucerus, halb en face, das Haupt mit einem altdeutschen Baret bedeckt. Oben links steht: Martin Bucer Anno 1521. A Et. 29. Rechts steht:

H B (verschlungen; vielleicht Holbein.) Dieser berühmte Theologe war geboren 1491, gestorben 1551, so daß jene Angabe also hiermit übereinkommt. Er war Hofprediger zu Straßburg im Elsaß und ging nachher nach England, wo auf Befehl der katholisch gesinnten Königin Maria von England seine Gebeine (eben so wie die des Wiklef) wieder aus dem Grabe gerissen und mit denen des Paul Fagius (oder des Pred. Buch) öffentlich verbrannt wurden. Es ist zu bedauern, daß seine sehr interessante Biographie noch nicht vorhanden, und zu verwundern, daß sie nicht bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums im Jahr 1817 erschienen ist. Desto mehr ist zu wünschen, daß dieselbe in angemessener Ausführlichkeit und aus den Originalquellen geschöpft von bekannter geschickter Hand baldigst an's Licht treten möge.

8. Christus mit der Dornenkrone, als Ecce homo, neben ihm die Kriegsknechte. Von Rubens. — Ein großes, vorzüglich schönes Bild: der Heiland ist nackend und bis auf halben Leib vorgestellt, dessen ganze Vorderseite dem Beschauer zugekehrt ist, Blutstropfen fallen von dem triefenden Haupte auf die bloße Brust und den Hals herab, ein weißes Tuch ist um den unteren Theil des Körpers geschlagen und vorn in einen Knoten geschlungen, die Hände, in welchen er das Rohr hält, sind dem Leidtragenden auf den Rücken gebunden. Schmerz und Wehe, aber noch mehr stille, unerschütterliche Duldung und Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters sind in den Zügen des Erlösers ausgedrückt; hier entfernt sich deutlich die niederländische von der altdeutschen Schule, welche letztere die Verzerrungen des Schmerzes so herzzerreißend und erbarmenswürdig zu malen weiß, wie wir an der büßenden Magdalena gesehen haben, einem Bilde, das fast en camajeu gemalt ist und ursprünglich in einem Kloster in Brabant angekauft wurde. (Bei der Madonna von Pensalo ist durch ein Versehen angegeben, daß sie in Profil gemalt sey, man sieht das Gesicht halb en face.) — Die Carnation ist in diesem Bilde wol das Vortrefflichste, die weichen Fleischtinten sind aufs wärmste verschmolzen, Licht und Schatten dabei kräftig ausgeführt, obwohl die Zeichnung nicht in allen Theilen edel, welches aber, wie wir schon wissen, bei der niederländischen Schule fast ohne Ausnahme der Fall ist: auch ist der Anblick des Bluttriefenden Schauder erregend, ja er kann bei zärteren Personen widerlich und zurückstoßend werden. Das fast übermäßig blühende Kolorit, das in dieser Lage des Heilands fast unnatürlich scheinen könnte, wird wieder natürlich, wenn man bedenkt, daß so eben die Geißelung vollzogen ist, wobei das Blut in die größte Wallung kommen muß. Auch sieht man wirklich die blutigen Striemen schwach und ohne widrig zu seyn, ausgedrückt, sie laufen an dem Körper herab. Die richtige Anatomie und die Festigkeit der Zeichnung machen nach den von Rubens einmal angenommenen Motiven einen der Hauptvorzüge dieses Bildes aus und empfehlen es vor allen als ächt, welche Aechtheit noch sprechender durch den von Bolswert nach diesem Bilde vorhandenen, mit dem Gemälde zu vergleichenden Kupferstich bewiesen werden kann, und dieser Beweis gewinnt noch um so mehr an Stärke, weil dieser Kupferstich dem Oelbilde noch ungemein nachstehn muß. In Rücksicht des Kolorits braucht es aber selbst nicht hinter Tizian zurückzustehn. Der Kupferstich ist in dieser Sammlung ebenfalls befindlich. Die ruhige Gefühllosigkeit und kalte Theilnahme in den Gesichtern und Stellungen der zwei Nebenpersonen, die zunächst hinter dem Heilande stehen

und das ganze Bild bedecken, ist nicht ohne große Wahrheit ausgedrückt. Besonders der löwenartige Kopf des Pilatus und der mehr negative Blick des römischen Kriegers bezeichnen den richtig treffenden Sinn des gewandten und besonnenen Künstlers. Pilatus, zur Linken, scheint gleichgültig oder vielleicht mit wenigem Bedauern, der Römer mit dem Helm, zur Rechten, hebt den purpurrothen Mantel in die Höhe, womit man den Heiland bedeckt hatte, um ihn als König der Juden zu verlachen, so wie das Rohr den Zepter, der Dorn die Krone anzeigen sollte. Denn es heißt im Evang. S. Marci Kap. 15, Vers 17: „Sie schrieen abermal: kreuzige, kreuzige ihn, und zogen ihm einen Purpur an und flochten eine dornene Krone, und setzten sie ihm auf."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der europäische Aufseher versichert:

„Den Franzosen wird man schwerlich die Freiheit wieder rauben, und so lange sie diese behaupten, können sie auch, sobald sie wollen, eine furchtbare Macht aufstellen. Diese wird noch vermehrt durch ihre Sprache, die man allenthalben spricht, durch die vielen Verhältnisse, welche sie seit länger als zwanzig Jahren angeknüpft haben, und durch die Aussicht auf den Vortheil, den sie Andern dabei vorspiegeln. Mag man daher die Besatzungsarmee herausziehen oder nicht, Frankreich ist es, durch welches die politische Welt wieder eine andere Gestalt erhält."

Es frägt sich hierbei, wer hat den Franzosen ihre Freiheit rauben wollen; vielmehr hat man sie von einem drückenden Despotismus mit blutigen Aufopferungen befreit, daß es Vielen nicht an dem guten Willen fehlt, eine furchtbare Macht aufzustellen, daran ist wohl kein Zweifel, aber eine furchtbare kann sie nicht mehr seyn, da die größte ihren Untergang gefunden. Wenn man auch die französische Sprache überall spricht — welches doch so allgemein nicht behauptet werden kann — so hat dies nicht gehindert, daß die Franzosen von dem Könige bei Roßbach geschlagen wurden, der ihre Sprache liebte, und nur in ihr als Schriftsteller aufgetreten ist. Die Verhältnisse, die sie länger als zwanzig Jahre angeknüpft, sind noch in zu gutem Andenken bei allen Völkern, um sie wieder herbeizuwünschen, und die Wenigen, die dabei sich durch verheißene Vortheile blenden lassen; oder auch wohl einige Vortheile auf Kosten von Millionen gehabt, hat die allgemeine Verachtung im Ganzen so bestraft, daß sie schwerlich nach ähnlichen lüstern seyn werden. Am Schlusse tritt der europäische Aufseher aus seinen Schranken, denn statt ein Aufseher zu bleiben, wird er, — das undankbarste und unzuverläßigste, was man werden kann — ein Unglücksprophet.

---

* Sinngedichte

von Carl Friederich Runge.

An L.....

(als sie wegen der Wahl eines Anzuges unschlüßig war.)

Kind, wähle länger nicht, vergeblich ist's ja doch.
Wer sieht, wenn er Dich sieht, Dein Kleid wohl noch?

An G....

Wer Dir, daß ich hasse, hinterbrachte,
Der log. Den has' ich nicht, den ich verachte.

Gewißensfrage.

Ich glaube Dir, Fabell, Du lästerst keinen Freund.
Doch lästerst Du auch keinen Feind?

A. und B.

A. Hab' ich den Titel nur, gleich wird Dorinde mein
B. Nicht also Dich, den Titel will sie freyn?

---

* An meinen Freund Heinrich König.

Wie lange Freund! noch willst Du schweigen?
Wie lange noch entflieht kein Laut
Den Lippen, die ich nicht erreichen,
Die nur mein ferner Geist erschaut!

Will ferner Deine Lyra feiern
Die mir so oft das Herz gerührt?
Soll sich der Lorbeer nicht erneuern
Der längst schon Deine Schläfe ziert?

O! höre mich! mit diesen Tönen
Schweb' sanft mein Geist zu Dir hinan;
Du! früh schon Liebling der Camönen,
Entferne meinen finstern Wahn:

Sollt' Liebe nur dem Nahen gelten?
Erstirbt der Freundschaft holder Strahl
Dem Fernen? dessen innre Welten
Sich bildeten nach Deiner Wahl!

Die schöne Zeit, sie kehrt nicht nieder
Wo ich oft Deinen Worten lauscht';
Verklungen sind die zarten Lieder —
Des Jünglings Träume sind verrauscht!

Doch schwanden auch die bunten Spiele
Des frohen Knaben schnell dahin —
Und streben wir zum höhern Ziele
Mit männlich — ernst gewordnem Sinn;

So ist's doch süß, in weiter Ferne
Des theuern Freundes sich zu freu'n,
Und ihm auf seinen Pfad recht gerne
Die Blümchen der Erinnrung streu'n.

Viersylbige Charade.

Die Sonne sank — des Frühlings Hauche drangen
Aus Blüthenwäldern über das Gefild',
Und der Erinn'rnng leichte Flügel schwangen
Sich zu der Kindheit zartem Rosenbild'.
Den beiden Ersten gab ich schnell ein Zeichen;
Da nannt es sich, was mich so mild umwand,
Es ruh'te sanft auf blühenden Gesträuchen,
Und schon erschien des Himmels Sternenband.

Da rauschte es — und Sie trat aus den Zweigen,
Und breitete die Arme nach mir aus.
Geliebte! rief ich; — und nach bangen Schweigen:
„Was ich Dir bin, Geliebte sprich es aus!
Sie nannte leis die beiden letzten Laute
Wie Geisterhauch, so mild, ich hört' es kaum;
Und als ich nun dem schönen Glücke traute,
Da schreckt' ich auf — entflohen war der Traum.

Und zu dem Ganzen war mein Gang geworden;
Doch ach! das Bild des Traums verläßt mich nie,
Bald zieht es mich nach Süden, bald nach Norden,
O Geisterstimme sprich! wo sind ich Sie? —
Ich will Sie suchen, sollt ich aus das Ganze
An jedem Tage muthentbrannt besteh'n,
Bis in dem zartgepflegten Jugendkranze
Der treuen Liebe Myrthenzweige weh'n.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 46.

Florida.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 9 — Vorstellungen 1 — 4.)

Montag, den 7. Juni. (Zum Benefiz für Hrn. Gerstäcker.) Das unterbrochene Opferfest. Große Oper in 2 Akten von Huber. Musik von Winter. Murney: Herr Gerstäcker. (3. Gastrolle.) Myrrha: Frau Ringelhardt. — Elvira: Frau Schmidt. — Mafferu: Herr Zschischka. — Oberpriester: Herr Müller.

Dienstag, den 8. Juni. Jacob und seine Söhne, oder: Joseph in Egypten. Musikalisches Drama in 3 Akten, nach A. Düval. Musik von Mehul. — Jacob: Herr Zschischka. — Joseph: Herr Gerstäcker. (4. Gastrolle.) — Simeon: Herr Müller. — Benjamin: Fräul. Marschall.

Donnerstag, den 10. Juni. Die Entführung aus dem Serail. Große Oper in 3 Akten. Musik von Mozart. Belmonte: Herr Gerstäcker. (5. und letzte Gastrolle.) Constanze: Frau Ringelhardt. — Osmin: Herr Zschischka. — Pedrillo: Herr Müller. — Blonde: Frau Schmidt.

Freitag, den 11. Juni. Sappho. Tragödie in 5 Akten, von Grillparzer. Sappho: Fräul. Hanff d. ält. — Phaon: Herr Clauslus. — Melitta: Fräul. Struve. — Rhamnes: Herr Hanff.

Heute, den 13. Juni. Lorenzo und Cecilie. Trauerspiel in 5 Akten. Von Dr. E. Raupach.

Nro. 48.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 17. Juni 1819.

* Die Kirche in Vegesack.

„Wenn Meinung und Meinung sich die „Hand reichen und gemeinsam für den Dritten „etwas schaffen, das sie, Eine für die Andere „nicht schaffen wollten, so müssen sie im Innern „schon überzeugt seyn, daß die Verschiedenheit „von einander auf nichts Wesentlichem beruht: —"

So dachte ich, als ich bei meiner Ankunft in Bremen hörte, daß man den Grundstein zu einer evangelischen Kirche in Vegesack legte, zu deren Bau Lutheraner und Reformirte in Bremen freigebig, zum Theil mit vollen Händen, beigetragen hatten.

Wohl hatte man mir früher von einem Geiste der Unduldsamkeit gesagt, der in Bremen wohne, und gehört und gelesen hatte ich Manches, woraus er hervorschien, und scharfe Linien zwischen Confession und Confession zu ziehen suchte.

Unerfreulich war mir das gewesen, denn Theil nahm ich gern und immer an Allem was in der Stadt vorging, in welcher mein Vater geboren wurde. Erfreulich aber im höchsten Grade war mir nun dieser Kirchenbau, denn — „todt muß jener böse Geist seyn," — dachte ich, „und man hat erkannt, was in „unsrer Zeit Noth thut, nämlich: brüderliche „Einigkeit" — und so segnete ich im Herzen die Bewohner einer Stadt, die das Gute thun, blos weil es gut ist. —

„Aber," — dachte ich — „warum thun sie „nicht an sich selbst, was sie an Anderen „thun? — Will etwa keiner den Anfang machen, „zu sagen: ich war irre, und habe mich be„dacht? .... das wäre doch Schade, denn „falsche Schaam in dieser Sache wäre gar „sträflich."

Mir erschienen da Reformirte und Lutheraner in Bremen wie zwei Brüder, die, in einem Hause wohnend, sich gezankt haben, weil sich's der Eine etwas bequemer machte als der Andere. Nicht aber daß dieses auf seine Kosten, sondern daß es überhaupt geschehen war, verdroß diesen wohl, und er mochte grollen über dasjenige, was er nicht hindern konnte. —

Da fehlte es dem dritten jüngeren Bruder an einem Hause, und rasch boten ihm Beide ihre Hülfe zum Bau, doch sollte er von beiderseitiger Familie darin aufnehmen, ohne Unterschied, und dies wollte Jener eben gern. So vereinten sich nun die älteren Brüder im Hause des Jüngeren, in einem wirklichen Gotteshause, wo es nur liebende Brüder giebt; aber ... die Scheidewand im alten Hause nieder zu reißen, das wagte noch Keiner. . .

Erkundigt habe ich mich hie und da, woran das liege?... aber die Antwort wollte nicht recht heraus.. Es kam mir vor, als wisse man es nicht.. Da hörte ich; man wisse es wohl, möge es aber nicht aussprechen; und das fand ich nicht gut.... Einer sagte mir: „Man „will Jeden seyn lassen, was er ist, „aber man trachtet dahin: daß Alle vergessen, was sie überhaupt sind.“ Das schien mir ein großer Uebelstand, denn ein rechter Mann muß immer wissen: was er ist... Warum, fragte ich, will man sich denn nicht gegenseitig erkennen?.... Ist denn kein Riß in dieser Scheidewand, durch welchen man sich erst einmal ansieht, und dann, wenn man sich freundlich erkannt hat, die Hand reiche? — Wer sind die Verwalter des Hauses? und wissen die nicht Rath den Weg zu ebenen, der zu einander führt? —

Da sagte mir Einer: Die Verwalter wissen Rath... Sie haben den Riß gefunden, durch den man zu einander gelangen kann. Die Wohlthätigkeits-Anstalten bahnen den Weg. Man unterhandelt eben jetzt in den Diaconieen, wie man ihn am besten gehen kann....

Hocherfreut war mein Herz ob dieser Worte, denn kommen sah ich nun den Augenblick, wo Meinung, Wahn und Irrthum den Platz nach einander räumen, und brüderlich vereint, alle nach einem Ziele streben werden, nämlich: nach dem was gut, wahr und recht ist.... Aus Wohlthätigkeit sah ich Eintracht, aus Eintracht Stärke und Kraft erblühn, herrliche Frucht aus herrlicher Saat, und freute mich im Innern des Ruhms der Stadt meiner Väter.

Warum aber kennt das Publikum diese Verhandlungen der Diaconieen nicht, die über einen so allgemein und nahe angehenden Gegenstand geführt werden, der, was Wohlthätigkeit anbetrifft, ihm sogar gehört? — Wann sollen sie ihm vorgelegt werden, damit es seine Theilnahme kund gebe?.... Das fragte ich noch, aber ohne eine Antwort zu erhalten.

Bremen, ein Fremder.
am 15ten Juni 1819.

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

9. Die keusche Susanne im Bade, mit den beiden alten Richtern. Von C. W. E. Dietrich, im Styl von Watteau. Eine zweite Vorstellung dieser Scene von nicht minderer Ausführung und Anmuth wie die unter Nro. 2. erwähnte nach Luca Giordano. (S. d. Buch Susanna und Daniel unter den apokryph. Büchern, und über Bathseba das 2. Buch Sam. Kap. 11.)

10. Der heilige Johannes betend. Von Augustin oder Ludwig Caracci. Der andächtige Jünger Christi faltet seine Hände vor dem Kruzifix, das er innig, und wehmüthig klagend über den Martyrtod seines Meisters und in tiefsinnigen Betrachtungen verloren, anblickt. Adel und Hoheit der italiänischen Schule ist über dieses Bild, das auf halbe Figur gemalt ist, ver-

breitet. Was die Correggiosche Schule nur lieb-liches an Zeichnung und großen Massen darbie-tet, finden wir in diesem Bilde auf eine angenehme Weise wiederholt, und es scheint in die lombardisch-bolognesische Schule übergegangen zu seyn. Auf dem durch das Kruzifix geschlun-genen Bande stehen die Worte: Ecce agnus Dei, qui peccata u. s. w. (siehe das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt.)

11. und 12. Zwei Eremiten von Christ. Wilh. Ernst Dietrich (?) — als Gegenstücke. Sie sitzen betend und ganz in heiligen Betrach-tungen vertieft in einer wildbewachsenen Felsen-Grotte und scheinen kaum die Gesellschaft leisten-den Thierchen neben sich zu bemerken, denn in den Disteln und Sträuchen spielen Kaninchen, Meerschweinchen, Mäuschen und Insekten her-um. Der Vorgrund, à l'épin gemalt, ist wol das Gelungenste an diesen beiden kleinen Bild-chen; die Mönchsgestalten, die Glatze und Ka-puzen sind mehr in der Manier von Dosen-stücken ausgeführt.

13. und 14. Wiederum zwei Eremiten, in einer wildbewachsenen Gegend vorgestellt, noch kleinere Bildchen als die vorigen, aber vielleicht von derselben Hand.

15. Eine Kirchenperspektive, fast grau in grau gemalt.

16. Eine Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. In einer Landschaft von Breu-ghel. Zur Linken im Vorgrund erblickt man die heil. Familie, der Esel scheint zu fehlen; an den blaugrünen Fernen erkennt man leicht jenen bekannten Abraham Sammtbreughel, der durch seine Landschaften einen der ersten Plätze unter den älteren Niederländern einnimmt. Kleines Bild, auf Kupfer gemalt. Einzelne Stellen scheinen etwas verwaschen. (S. Matth. Kap. 13 und 19.)

17. Adam und Eva im Paradies, mit vielen Thierfiguren. Angeblich von Bloe-mart. Ebenfalls kleines Bild, auf Holz, das auch ein höheres Alter als wie gewöhnlich zu verrathen scheint.

18 und 19. Abermals zwei Eremiten, auf halben Leib, aber ohne Umgebung.

20. Simson bei Delila, wie ihm die Haare abgeschnitten werden. Von Mojart oder vielleicht von Peter Lastmann. Sim-son ist von mehreren Kriegern und Philistern umgeben, die ihn festhalten. Sein Haupt ist geschoren; der Ausdruck seiner Kraft ist natür-lich und wahr. Wildheit und Kampf blickt aus der ganzen Komposition. (S. das Buch der Richter Kap. 13 bis 16.)

21. Christus und die Ehebrecherin, große biblische Komposition von dem älteren Frank. S. Evang. St. Johannis Kap. 8, Vers 1 bis 12: „Die Pharisäer aber brachten eine Ehebrecherin zu ihm im Tempel und sagten: Moses hat uns im Gesetz geboten, solche zu stei-nigen; was sagest du? Aber Jesus bückte sich nieder und schrieb mit dem Finger auf die Er-den, und sprach zu ihnen: Wer unter euch oh-ne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. — Und bückte sich wieder nieder und schrieb auf die Erden. Da sie das höreten, gingen sie hinaus, von ihrem Gewissen überzeuget, einer nach dem andern. Christus sprach aber zum Weibe: Wo sind deine Verkläger? Hat dich niemand verdammt? Sie aber antwortete: Herr, niemand. — So verdamme ich dich auch nicht, sprach Jesus; gehe hin, und sündige fort nicht mehr.“ —

Die Zeichnung in diesem reichen Bilde ist bei sorgfältiger Pinselausführung edel und wür-devoll. Zur Linken die 12 Jünger Jesu; man erkennt Petrus an der Glatze, den frommen Jo-

hannes, den falschen Judas mit gelbem Mantel und rothem Haar ꝛc. Das Kostüm der großen Menge von Pharisäern, Saducäern und Schriftgelehrten (zur Rechten ist ohne Zweifel richtig; man bemerkt, daß noch heutzutage in Rußland die Roskolucken, die Staraduppen und Bagamollen die nämliche hoheprieſterliche Tracht zu tragen pflegen, welche man hier abgebildet sieht; besonders die eingekerbten, und hornartig oder halbmondförmig gekrümmten Bischofsmützen sind noch jetzt auf gleiche Art in Rußland üblich. Das Kolorit in diesem Gemälde ist nicht stark in die Augen fallend; überhaupt der Styl mehr altfränkisch, wie man es bei diesem Frank häufig bemerkt. Das Bild stammt aus der vormaligen Sammlung der verstorbenen Frau Majorin Rhoden.

22. Christus und Nikodemus in der Nacht, während der Mond aufgeht. Aus der Rembrandtschen Schule. Johannis 3, Vers 1 bis 22.: „Nikodemus, ein Oberster unter den Juden, sprach zu Jesus: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und wiedergeboren werden? — Jesus antwortete ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: es sey denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. ꝛc.

23. Christus mit der Dornenkrone, von einem Heiligenschein umgeben, auf einem Felsstücke sitzend. Von unbekannter Hand.

24 und 25. Die Porträts von Miek; die Blumenkränze aber, womit sie eingeschlossen sind; vielleicht vom Pater Daniel Segers. Diente vielleicht zu einem geistlichen Zwecke in Kloster oder d. gl. — Rechts steht; Miek 1641 (D. Segers starb 1660) Scheint eher altdeutsche Malerei. Es sind 2 Pendants. Die Blumen äußerst zart behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Nachtrag zum Vorschlag: den Schoß betreffend.

(In Nro. 46. dieser Blätter.)

Mehrere, mir von verschiedenen Bürgern gemachte persönliche und schriftliche Anfragen beantworte ich dadurch: daß die Idee zu einer zweckmässigeren Vertheilung des Schoßes, nicht von mir, sondern auf Geheiß eines Bürger-Freundes in Vorschlag gebracht ist, welcher gelesen: daß schon vor zwölfhundert Jahren, in der damaligen Christenheit — „von Nichtverheiratheten mehr Staats-Abgaben hätten gegeben werden müssen, wie von Familien-Vätern, und von Wittwen und Waisen."

Dieser Bürgerfreund hofft nun, daß obiger Vorschlag im Bürger-Convent gebracht werden wird, um gewissenhaft darüber zu stimmen — indem das Vorgeschlagene in diesen neuern Zeiten und bei den großen Staats-Bedürfnissen sehr anwendbar seyn würde.

—pk—

Tipposaib's Wohnung zu Seringapatam.

In dem Werke A Journey from Madras through the countries of Mysore, Canara and Malabar etc. by Francis Buchanan, welches zu London in 3 Theilen mit einer Charte und vielen Kupfern erschienen ist, macht der Verfasser nachstehende Beschreibung von der

Wohnung des Tipposaib zu Seringapatam:

„Dieser Pallast hatte von Außen kein imponirendes Ansehen. Das innerste Gemach, das Tipposaib bewohnte, bestand aus einem Viereck, dessen eine Seite aus den von ihm bewohnten Zimmern gebildet wurde, die drei andern waren Magazine, mit Waaren angefüllt, mit welchen er Handel trieb. Die ganze innere Einrichtung und Bauart des Pallastes verrieth den Tyrannen. Von der Außenseite desselben, wo das Steueramt sich befand, führte ein enger, von vier angeketteten Tygern bewachter Gang in das innere Gemach. Unmittelbar hinter dem Zimmer, in welchem er zu schreiben pflegte, und wohin außer seinem Günstling Mir Sadik fast Niemand Zutritt hatte, war sein Schlafzimmer, dessen Thüre von innen fest verrammelt ward. Die Fenster waren mit starken eisernen Gittern versehen, damit ihn aber kein Flintenschuß durch das Fenster etwa im Bette treffen möchte, so schlief er in einer Hangematte, die so hoch aufgezogen war, daß man sie durch das Fenster nicht gewahr werden konnte. In der Hangematte lagen ein Säbel und ein Paar scharfgeladene Pistolen. Der einzige Gang von dem innersten Gemach führte in das Weibergemach, worin 600 Weiber, von Verschnittenen bewacht, eingeschlossen waren."

Wenn man dies liest, so söhnt man sich mit der blutigen Eroberung von Seringapatam und der Zerstörung der Herrschaft des Tipposaibs durch den Marquis von Wellesley aus; welch ein qualvolles Leben muß aber ein solcher Wüthrich, auf dem der ganze Fluch der Tyrannei geruht, geführt haben?

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Trübe, sehnsüchtige Rückerinnerung an bessere vergangene Zeiten, an erstorbene Liebe, und erkaltete Freundschaft, erwacht heftiger in den Tagen des Frühlings — wie der Schatten auf einem lichten Gemälde mehr, als auf einem dunkeln hervortritt.

Der Jüngling, der noch unbekannt mit der Welt, mit den Regeln altherkömmlicher Etikette und Unterhaltung in einer großen gemischten Gesellschaft sich befindet, wird in jedem Gespräche mit dem Einzelnen leichter die Ansichten dieses theilen, als eigene Bemerkungen und Meinungen aufstellen, sollte dieser Beistimmung auch eigenes Gefühl und Beurtheilungsvermögen widerstreiten. — Eben so wird man bemerken, daß angehende Schauspieler oft einer Koulisse, einer Stuhllehne, einem Tische und dergleichen näher treten, als die Vorschrift des Dichters, der Schicklichkeit und der Kunst es erlaubt, ein Uebelstand, der in der Verlegenheit, nicht auf sich beruhen zu können, begründet ist.

Nur in großen, keiner Sprache erreichbaren Momenten liegt das Leben und die Welt offen und klar vor der Seele des Jünglings da. Gewichen ist da jede Sehnsucht und jede Leidenschaft von ihm, vergessen die schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit, der frohe Genuß der Gegenwart; Zeit und Raum, Nähe und Ferne, Wunsch und Erreichung, alles, was er gelitten, geträumt und erfahren, schwindet unter ihm, wie die Erde aus den Blicken des Luftschiffers. In solchen Augenblicken sieht der

Mensch nur den Himmel vor sich, aber nichts neben sich; seine Gedanken werden Gebet, seine Wünsche Hingebung in den Willen des himmlischen Vaters.

Zurechtweisungen nehmen wir lieber von unseres Gleichen an, als von Vorgesetzten, weil wir geneigt sind, sie in der Regel dort aus einem theilnehmenden Herzen, hier aus einem nur eingebildeten, nur conventionellen Uebergewicht abzuleiten. In der Befolgung aber, oder vielmehr in der Nichtbefolgung machen wir leider keinen Unterschied.

Was macht uns die genauere Würdigung fremder Charaktere so schwer? — gewiß weniger die Beschränktheit unsres Verstandes, als die Schlaffheit unsres Willens; es scheint uns bequemer, nach einem uns geläufigen Schema die gegebenen Contoure von der Phantasie ausmalen zu lassen, als den Gegenstand unsrer Beurtheilung einer noch schärfern Beobachtung zu unterwerfen.

Das Bett des Verschwenders.

Es starb in Rom ein Edelmann, welcher lustig gelebt hatte, und 100,000 Thlr. Schulden hinterließ. Als nun seine Sachen versteigert wurden, um seine Gläubiger zu befriedigen, befahl Kaiser Augustus ihm das Bette zu kaufen, worauf der Edelmann geschlafen habe. Denn dieses Bett müßte eine besondere Kraft und Tugend besitzen, weil jener, ungeachtet er mit so vielen Schulden belastet gewesen, dennoch ruhig darauf habe schlummern können.

Anekdote.

Selbst der berüchtigte Herzog von Alba war nicht durchaus ohne Sinn für Menschenrechte und Billigkeit. Als er im Jahr 1570 die Friesländer zu Aufführung eines Küstendammes gegen die drohenden Verheerungen der Nordsee aufforderte, versagten die Privilegirten, unter Beziehung auf ihre uralten, wohlhergebrachten Vorrechte, den gefoderten Geldbeitrag.

Der Herzog erwiederte auf ihre Vorstellungen: Tragt Eure Urkunden und Befreiungsbriefe an das Ufer. Können sie die tobende See in Schranken halten, so sprech' ich Euch von dem Beitrage los; im Gegenfalle legt Ihr Hand an den Bau, oder zahlt.

Mancherlei.

— In der musikalischen Zeitung behauptet Jemand: das Drama könne man als das männliche Prinzip des Theaters ansehen, die Oper als das weibliche. — Deutschland ist das Land der guten Ehen (?), und so wird denn auch wohl das Theater in seinem schönen (?) Ehebündniß von Drama und Oper sich durch Partheigänger nicht stören lassen. Ja ein ausschließendes Anerkennen und Verehren, der einen dieser beiden Ehehälften, unter Zurückdrängen der andern, würde jederzeit dahin führen, daß letztere unser Mitleid, unsere Sehnsucht, unsere Achtung um so mehr in Anspruch nähme, und die Begierde nach dem versagten Umgang desto stärker reizte. — Fast möchte man hiernach glauben, daß uns wirklich die männliche Kraft des Theaters, das Drama entrissen wäre, denn wie es jetzt ist, fühlen wir in der That Mitleid mit ihm.

— Aus „der Schule der Geistlichen, oder Ansichten und Vorschläge, eine zweckmäßigere Erziehung der evangelischen Geistlichen betreffend, v. L. Häffel, theilen wir folgendes Pröbchen mit: „Der

Sinn für das Schöne spielt in dem Leben des Geistlichen eine gar zu wichtige Rolle. Das Reinchristliche wird erst durch den Schönheitssinn verstanden; besonders beim Abendmahle ist das Schöne der sicherste und stärkste Vermittler zwischen dem Unaussprechlichen und dem Herzen, es ist die Hauptsache im Versöhnungstode des Erlösers, wie im Geläute der Glocken" u. s. w. Ohe, jam satis est! —

— Der bis fast ans Ende des vorigen Monats herrschenden Trockenheit wurden mehrere Wald- und Torfbrande in verschiedenen Gegenden der Schweiz zugeschrieben. Ein den 16. April am Bazokelberg entstandener beunruhigte selbst die an seinem Fuße liegende Stadt Chur, wohin der Südwind viele Funken trug. Windstille und Regen dämmten die Wuth, doch mußte man noch 20 neuen Ausbrüchen wehren; die Nachbarn kamen mit Feuerspritzen. Auch zu Trimmis entstand ein Waldbrand; andere ereigneten sich im Kanton Zug; geringere im Kanton St. Gallen.

— Die Frauen von Philadelpia u. s. w. — hieß es in einer englischen Reisebeschreibung — erhalten ihre Moden aus London, besonders mit den Spring u. Fall Ships. — Die letzten Worte richtig übersetzt, muß es heißen: — mit den Frühlings- und Herbstschiffen. — Allein ein Uebersetzer nahm dieß anders, und gab es wie folgt: Die Frauzn erhalten u. s. w. „worunter auch elastische und Falbelschiffchen." In einer Note versichert er zugleich, er habe jene verdruckte Stelle emendirt. — Wie manche Philologen haben auf diese Art den Alten mitgespielt! — Uebrigens versteht man unter Spring und Fall Ships im Allgemeinen alle Schiffe, die vom April bis Oktober regelmäßig zweimal nach England, und eben so vielmal zurück gehen.

Blümchen auf Kotzebues Grab.

Fragment aus dem 17ten Gesange des „Otfried;"

romantischem Gedicht von Otto Koch.

1. O des entsetzenvollen, blut'gen Grauses!
So ist es wahr, was ich nicht glauben mag:
Verlassen von den Göttern seines Hauses!
Ermordet unter seinem eig'nen Dach!
O Sünd' und Schand'! Von meinen Lippen brauß' es,
Ruf' Zorn und Unwill'n, Thrän' und Klage wach:
Der wilden Deutschheit Raserei zu sühnen,
Ermordet liegt der Herzog unsrer Bühnen!

2. Thalia weint in ihres Mantels Falten,
Und schaamroth floh der blutbesprützte März;
Und alle jene freundlichen Gestalten,
Womit sein Witz, sein lebenswarmer Scherz,
So reich uns manchen Abend unterhalten,
Sie stehn gebeugt, in diesem großen Schmerz.
Und alle wir, Partheien nicht verschworen,
Wir fühlen tief, was wir in ihm verloren.

3. Und glorreich steht das Angedenken dessen,
Der hingemordet durch Partheienwuth. —
Denn was er manchmal sich vielleicht vermessen,
Und was er hat gefehlt in Zorn und Gluth,
Wer wollt' es nicht an seinem Sarg vergessen?
Das sterb' mit ihm; doch seinem festen Muth,
Und seinem hellen Geist, und seinen Musen,
Bau sich ein Tempel auf in jedem Busen.

4. Als jener Welttyrann von Sieg zu Siegen,
Von Macht zu Macht, bis zu dem Gipfel stieg,
In Deutschlands Herz und Wort und Feder schwiegen,
Wer war's, der nicht mit Wort und Feder schwieg?
Verschmäh'nd die Schmeicheiei und ihre Lügen,
Verblendet nicht von blut'gem Glanz und Sieg,
Und trotzend seinen Schergen, seinen Mannen,
Stand er allein im Kampf mit dem Tyrannen.

5. Und ließ den Geist der Wahrheit nicht sich zügeln,
Im Hasse des Erobrers ewig treu;
Und ließ das Wort sich nimmermehr verriegeln!
Ließ den Zerstörer, sonder Furcht und Scheu,

In manchem Bild sich zum Entsetzen spiegeln;
Mit manchem Wort ihn geisselnd, keck und frei.
Und schalt durch Deutschland fort, mit lauter Stimme,
Des Weltverwüsters segenlosem Grimme.

6. Doch als die Donner nun zusammen rollten,
Und der Koloß erlag vor ihrem Dräun;
Und alle gerne auf ihm tanzen wollten,
Wie einst die Esel auf dem todten Leun,
War er's, er war's, der damals nicht gescholten;
Er war's, der schwieg; er war's, der keinen Stein
Geworfen mehr; er war's! O um den Einen
An seinem Sarge laßt mich stehn und weinen!

7. Und muß ich Euch gestehn: was er geschrieben,
Nicht Alles sind' ich schön und spiegelklar,
Wer wollt' doch darum wen'ger wohl ihn lieben,
Weil er in Allem nicht vollkommen war?
Er ist bis jetzt noch unerreicht geblieben,
Und unerreicht bleibt er noch manches Jahr;
Und wie von uns, vom künftigen Jahrhundert,
Wird er gepriesen werden und bewundert.

8. Vielleicht wird kein Jahrhundert ihn erreichen!
Es lächelt auch das finsterste Gesicht
In seinem Wirrwar, seinen Pagenstreichen,
Wenn Sperling, Qualm, Falk oder Klingsberg spricht.
Sein Don Ranudo, und sein Rehbock weichen
Den besten ihrer Nebenbuhler nicht;
Und herrlich glänzet seines Geistes Leuchte:
Das Epigramm, der Wildfang und die Beichte. —

9. — Ach, wärest Du im Denken und im Dichten,
Doch wen'ger groß und herrlich; mein Gedicht
Könnt' Dir ein kleines Denkmal hier errichten;
So aber darf mein schwacher Sang es nicht,
Und muß beschämt auf solchen Ruhm verzichten.
Du selbst hast eine Säule Dir errichtet,
Aus ewigem Granit, im Süd, im Norden,
Die kann kein Sand verschütten und ermorden.

---

* Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Es öffnet seine eis'gen Hallen,
Wo keines Lenzes Veilchen blüh'n;
Und weiße Leichentücher wallen
Um Hain und Flur — und Wolken ziehn.

Zweite Sylbe.

Es hell't mit seiner milden Reine
Der Nächte schauervolles Graus;
Und doch geht nur von seinem Scheine
Des Schattens finstrer Nebel aus.

Das Ganze.

Du sähest es nicht ohne Schrecken,
Wie es sich breitet und verglüh't,
Wo Schnee und Eis die Ufer decken,
Wo Hekla Flammensäulen sprüh't.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in N. 47.

Abentheuer.

Nachricht für alle resp. Einsender von Beiträgen für diese Wochenschrift.

Viele, seit einiger Zeit eingesandte anonyme Beiträge für den Bürgerfreund, veranlassen die Unterzeichnete, nochmals alle resp. Einsender von Beiträgen für diese Wochenschrift zu bitten: ihre Namen und Wohnungen jedem Aufsatze, Gedichte oder Räthsel beizufügen, welche sie, da, wo es verlangt wird, (wie es sich von selbst versteht) verschweigen wird.

Jeder anonyme, oder nur mit einem Buchstaben unterzeichnete Aufsatz wird daher keine Aufnahme finden.

Die Redaktion des Bürgerfreundes.

Nro. 49.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 20. Juni 1819.

* Pfingstfahrt nach Helgoland.

Von A. Daeves.

„Gott mag Sie gesund hinkommen lassen!," das waren die letzten befreundeten Töne, die uns von Bremen aus begleiteten, als wir — eilf an der Zahl am 29. Mai d. J. Morgens 3 Uhr, an der Schlachte in die Helgolander Schellfischschaluppe, de jonge H. Peter, stiegen, welche uns bis Elsfleth bringen sollte, wo die Schnick lag, die wir zur Ueberfahrt nach Helgoland bedungen hatten. Das Conterfey des jungen H. Peter paradirte, nach dem Leben gemalt, im Sonntagskleide an der linken Wand des Fahrzeugs, und an der rechten, die Devise:

„O, Herr will sie bewahren
„Alle, die mit de jonge H. Peter zur See fahren.

Wir bezogen diesen frommen Wunsch auch auf uns, und stießen wohlgemuth vom Lande.

Der junge Tag erhob sich aus seinen Nebeldecken, die uns nur theilweise die Ufer erblicken ließen; Lerchen stiegen auf, und erhoben sich über das Nebelmeer; Dampfwolken wogten über der ruhigen Fläche der Weser. Es war ein schöner Morgen, — ein treues Vorbild der ganzen Fahrt.

Wir fanden uns bald zusammen. Unsere Bekanntschaft wurde in dem engen Raume des Fahrzeugs, im Laufe einiger Stunden schneller und herzlicher angeknüpft, als es im Alltagsleben vielleicht in einer Reihe von Jahren der Fall gewesen seyn würde.

Bei gänzlicher Windstille mußten sich unsere Schiffer, vermöge langer Ruder, so gut forthelfen, als möglich. Neben Laukenau geriethen wir auf den Sand, und nur mittelst Hülfe eines Boots, in welches die Hälfte der Equipage stieg, passirten wir nach einiger Zögerung die Charibdis der Weser, die schon für Manchen eine Geduldsprobe war.

Vegesack mit seinen freundlichen Höhen und seinen Masten; das hohe, sandige mit Buschwerk bedeckte Ufer, von dessen Rande hin und wieder ein Pavillon oder eine Laube freundlich herabblickt; Grund Fehr in der Spalte des Hügels, an dessen Hange eine Viehheerde weidete; Lubbendorf, Blumenthal und Ronnebeck,

schöne Dörfer, deren rothe Dächer durch den grünen Laubkranz eines Eichenwäldchens schimmerten an dem rechten; Wiesenmattenim lebendigsten Grün der wiedererwachten Natur an dem linken Ufer, und im Vordergrunde, den Strom hinab, auftauchende oder vorschwimmende Segel; dann die Warflether Capelle, die am linken Weserufer abgesondert, mit hohem Rietgrase umgeben, wie ein Greisenbild ernst und mahnend in dem frohen Frühlingsreihen der Natur steht; die Dörfer Reckum an der rechten, Berne an der linken Seite, bildeten eine Kette von Objecten, die wie Bilder einer Zauberlaterne in reicher Fülle vor unsrer Phantasie vorübergaukelten, und uns die unbequeme Lage, in die uns der enge Raum der Schaluppe versetzte, vergessen machten.

Ein lautes Hurrah! und das Wehen der Helgolander Flagge begrüßte uns vom Borde unsrer Schnick, als wir unter Gesang um die Landspitze bogen, hinter welcher der Oldenburgische Flecken Elsfleth liegt. Es war gegen 10 Uhr Morgens. Unsere Schiffer hatten uns den Weg durch ihre jovialen Erzählungen gekürzt. So hatten sie unter andern, vor einigen Tagen einen Studenten nach Helgoland übergesetzt, der während der Fahrt sogar wunderschön auf dem Scorpion gespielt hatte, daß sie sich keines Aehnlichen besinnen konnten. Als wir uns nun das gefährliche Instrument beschreiben ließen, so entstand daraus am Ende — eine Guitarre.

Vor Eintritt der Ebbe konnte das Schiff den Anker nicht lichten, wir besuchten deshalb in der Zwischenzeit den Ort, der sich mit seinen reinlichen, massiven Häusern, in einer geraden Straße, an den mit Bäumen bepflanzten Deich lehnt.

Herrliche Weiden mit zahlreichen Heerden, bilden hinter dem Flecken eine Ebene, deren Ende das Auge nicht ermisst. Die Natur scheint hier sehr freigebig zu seyn, und die Mühen des Arbeiters mit milder Hand zu vergelten.

Der Zoll, den die Oldenburgische Regierung in Elsfleth, von allen in die Weser ein- und auslaufenden Schiffen erhebt, macht den Ort bemerkenswerth; zur Aufrechthaltung dieser Anstalt liegt ein Truppencommando daselbst. Die grün, roth und weiß gestreifte Nationalflagge unserer Schnick, deren jede einzelne Farbe, eine auf das Eiland Bezug habende Deutung trägt, nämlich:

Grön is dat Land
Roth is de Klipp (oder de Kant)
Witt is de Sand
Dat sind de drē Wappen von Helgoland.

winkte uns bei eingetretener Ebbe an Bord. Eine Schnick ist die größte Art der Helgolander Fahrzeuge, sie hält ohngefähr 20 — 25 Commerzlasten, und wird hauptsächlich zum Kreuzen gebraucht, um den in die Ströme laufenden Schiffen einen Lootsen anzubieten.

Gegen sechs Uhr Abends gingen wir unter Segel, waren aber genöthigt bei Nordwind beständig zu laviren. Die Gegend ist einförmig, und nur der Flecken Brake mit seinen vielen Schiffen, befriedigte die umherschweifenden Blicke auf einige Momente.

Die Nacht trieb uns in den Raum, wo jeder sich so gut lagerte, als es anging. Betten, oder in der Schiffersprache „Kojen," waren nur für acht Personen vorhanden, — ich fand noch zu rechter Zeit eine Hangematte, von der ich als Entdecker Besitz nahm. Das Geräusch über meinem Kopfe, und das Gerassel des Rings am Focksegel, dessen Bügel über mir befestigt war, scheuchte Anfangs den herbeigewünschten Schlummer von meinen Augenliedern, doch bald wiegte mich mein schwebendes Lager in einen festen Schlaf.

Es ist ein großer, erhebender Anblick, wenn das Meer mit seiner Unendlichkeit, den kühnen Menschen, der sich ihm auf einem schwankenden Brete anvertrauet, umgiebt; wenn es seine Wogen hebt, als sträubte es sich die Last zu tragen, die er ihm auflegt, wenn es gegen die Ufer stürmt, als wolle es den Zaum zerreißen, mit dem er es in seinen Schranken hält. Nie fühlt man sich wohl schwächer, als wenn das furchtbare Element um einen her seine Schlünde öffnet; aber auch wohl nie stärker, als wenn man Augenzeuge ist, wie es sich dem Muthe und der Entschlossenheit des menschlichen Geistes unterwirft.

Die Nacht vom 29. auf dem 30. warfen wir zwischen Grossensiel und Ottensen bei Eintritt der Fluth den Anker aus. Wir hofften auf günstigen Wind; aber er blieb Nordost. Um sechs Uhr Morgens setzten wir, mit der Ebbe, unsere Fahrt fort, und mußten bei contrairem Winde fortwährend laviren.

Bei Ottensen in der Nähe des Quarantaineboots sahen wir das schöne, von Mantilla gekommene dreimastige Schiff Ladoga New-Bedford; es gewährte mit seinem schwarz und weiß gemischten Tauwerk einen herrlichen Anblick. Um Mittag hinderte uns die Fluth an der Fortsetzung unsrer Fahrt; wir ankerten neben dem schwarzen Sande, in der Nähe von Wremen, nachdem wir an der linken Seite Blexum, an der rechten: Bremerlehe, Gestendorf und Wedderwarden passirt waren.

Der Himmel war sehr heiter, eine Menge Delphine wogten ganz nahe an unserm Schiffe vorbei, der See zu. Das Ufer an der linken Seite war längst verschwunden, bis auf einige Watten, und einzelne Thürme der oldenburgischen Küste.

Der Wind blieb Nordost, wurde aber ungestüm, und mehrere ausgelaufene Schiffe kehrten auf die Rhede zurück, als wir gegen 5½ Uhr den Anker lichteten. Nach einigen Stunden sahen wir die Bremer Baake, ein Gerüste von Balken, welches als Zeichen für die in die Weser einlaufenden Schiffe, auf einer durch Kunst angelegten Insel erbaut ist.

Jetzt lag das Meer vor uns, mit seinen grünen Wellenbergen und seinen glänzenden Schaumstreifen. Das Boot wurde auf das Verdeck gezogen. Die Bewegung des Schiffs war so stark, daß wir nur kriechend von einer Stelle zur andern konnten. Im Laufe einiger Stunden waren neun von uns seekrank. Neben dem Feuerschiffe blieben wir die Nacht. Der Leuchtthurm von Neuwerk an der Mündung der Elbe, glänzte durch die feierliche Stille, die nur das monotone Rauschen der Wogen unterbrach.

Das Gemüth erhielt eine ernste Stimmung. Es war das erste Mal, wo wir — einige ausgenommen — das Meer sahen. Meine Blicke hingen an den verschwimmenden Spitzen der Thürme und Baumgipfel, und eine Kette verschiedener Reminiscenzen knüpfte sich an jene letzten Gegenstände der vaterländischen Küste. Wie mancher, den die Verzweiflung, die Rache, oder die Furcht vor der Gerechtigkeit, aus seinem Vaterlande trieb, sah mit weniger ängstlich klopfen, dem Herzen jene letzten Thurmspitzen entschwinden, wie mancher, der dem Glücke in fremden Zonen seine Kränze abgewinnen wollte, der alles zurückließ, was ihm das Leben theuer machte; wie mancher, den es hinauszog, mit unwiderstehlicher Gewalt; der das nahe Glück einem trügerischen Luftbilde aufopferte, sah mit thränendem Auge jene letzten Baumgipfel hinter den Wogenhügeln versinken. Und wie schlug wohl das Herz des Rückkehrenden, der nach Jahren mü-

hevoller Trennung, seine Blicke nach der Gegend richtete, wo das geliebte Vaterland lag, — wenn er nun jene freundlichen Künder herüberwinken sah; wie ängstlich mochte er die Frage an sie senden: werde ich sie Alle wiederfinden, die ich verließ? —

Mit diesen Vorstellungen, in welche ich manches befreundete Bild webte, sah ich die Nacht, durch welche der Schein der Leuchtthürme glänzte, auf die Fluthen herabsinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die Kirche in Vegesack.

In Beziehung auf den in der vorigen Nro. des Bürgerfreundes unter dieser Rubrik befindlichen Aufsatz und die Frage: „was die Diakonie hier thut" theilen wir aus dem April und Mai Hefte der in der Herrmannschen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. erscheinenden" neuen theologischen Annalen" herausgeben von Dr. Ludwig Wachler, dasjenige mit, was Philathetes

Ueber die Reformations Jubelfeier in Bremen am 31. October 1817.

meldet, nämlich:

„Es ist freilich wahr, daß in Bremen kein reformirter Prediger in dem Dom, und kein Domprediger in einer der reformirten Kirchen am 31. October 1817 gepredigt hat, obgleich in Frankfurt a. M. diese gegenseitige Artigkeit, die in der Folge mehrere Annäherungen der protestantischen Confessionen daselbst herbeiführen kann, beobachtet worden ist; die Localitäten wollten dies bei uns nicht erlauben; denn wenn einmal ein reformirter Prediger in dem Dom gepredigt hätte, und das Eis diesfalls gebrochen worden wäre, wer hätte gut dafür stehen können, daß es bis 1918 nie wieder würde begegnet seyn? Besser und sicherer war es, den Casus in terminis gar nicht eintreten zu lassen. Allein darum haben wir es doch auch bei uns an wechselseitigen Artigkeiten gegen einander nicht mangeln lassen. Die sämmtlichen Diakonen der Alt-, Neu- und Vorstadt (aus dem Kaufmannsstande), 64 an der Zahl (16 Lutherische vom Dom, (St. Pauli,) 16 gemischter Confession aus St. Ansgarii, und 32 Reformirte von den übrigen Gemeinden), vereinigten sich, daß sie wechselsweise mit einander in festlicher Kleidung in den Diakoniestühlen der verschiedenen Kirchen erscheinen wollten, um dadurch ihren Wunsch nach Vereinigung der beiden Confessionen öffentlich auszusprechen. Und dies ist auch geschehen; an allen kirchlichen Feierlichkeiten nahmen die Diakonen beider Theile gemeinschaftlichen Antheil. Außerdem versammelten sich Tags darauf sämmtliche Diakonen beider Theile bei einem freundschaftlichen Mahle, zu dessen Anordnung ein Diakonus am Dom und ein reformirter Diakonus erbeten worden waren, und folgende Trinksprüche fielen dabei vor.

Ein Reform.: Dem gesegneten Andenken des frommen deutschen Glaubenshelden, Doctor Martin Luther, der von dem heutigen katholischen Allerheiligenfeste Gelegenheit nahm, um Tags zuvor, vor 300 Jahren, an die Stiftskirchthüre zu Wittenberg das erste Pulver zu legen, welches die Fesseln der päpstlichen Hierarchie zersprengte, wodurch den Verkündigern des Evangeliums wieder freie Bahn gemacht wurde. Möge ein Jeder, gleich ihm, mit Ernst der Wahrheit nachforschen und das Gefundene treu bewahren!

Ein Lutheraner: Dem Magister Ulrich Zwingli, weiland Pfarrherrn zu Zürich, der, fast gleichzeitig mit Luther, die Reformation in der Schweiz beförderte und für seine Ueberzeugung im Kriege ein Opfer ward! Seegen seinem Andenken! Mögen wir Alle, wie er, stets

für die gute Sache gerüstet seyn, und, was ihm zu Marburg nicht gelang, in unsrem Zeitalter zu erringen suchen! — —

Ein Reform.: Unserm Landsmann, dem sinnigen, weisen Magister Philipp Melanchthon, dem treuen Freunde und Gehülfen Luthers, der mit ihm das Werk der Reformation in Deutschland förderte, und dabei manche zu scharfe Scharte auszuwetzen suchte! Lassen Sie uns ihm nachahmen, in seiner ungeheuchelten Freundschaft und in seinem Bestreben nach Frieden und Einigkeit!

Ein Lutheraner: Dem Andenken Johann Calvins, der, von Genf aus, in Frankreich Reformator wurde! Lassen Sie uns auch seiner gedenken, mit dem Wunsche, daß nie wieder solche Verfolgung und solches Unglück über uns Protestanten hereinbrechen möge, als Calvins Anhänger in Frankreich zu erdulden und unsre deutschen Vorfahren zu bekämpfen gehabt haben!

Ein Reform.: Der Ausbreitung des Protestantismus und besonders der zunehmenden Einigkeit der verschiedenen Bekenntnisse desselben! Wenn schon die Einigkeit im Geiste die Hauptsache dabei ist, so wollen wir doch den Landen Glück wünschen, wo man sich auch über die äußern Formen vereint, und wollen hoffen, daß, wenn es frommet, dies auch bei uns allgemein werde! — —

Ein Lutheraner: Unserer collegialischen Freundschaft! Lassen Sie uns mit immer wachsendem Vertrauen einander entgegen kommen, uns einander unsre Arbeiten (das Armenwesen betreffend) erleichtern helfen, mit vereinter Kraft und gutem Willen stets bereit seyn, das Gute zu befördern, wozu unser Amt uns auffordert und dem unser Dienst gewidmet ist!

Unmittelbar nach jenem Mittagsmahle vereinbarten sich die Diakonen, den Vegesackern ihre Mitwirkung anzubieten, um die Mittel zur Erbauung der beabsichtigten evangelischen Kirche herbeizuschaffen, welches zu der nachher erfolgten öffentlichen Sammlung die erste Veranlassung gegeben hat.

Wenn nun schon dies alles in der Hauptsache für Bremen nichts entscheiden mag, so lange nicht von andern Seiten her mehr für eine Union der beiden protestantischen Confessionen zu Einer evangelischen Kirche gethan wird *), so kann man doch nicht sagen, daß in Bremen ganz und gar nichts an jenem Tage davon laut geworden sey."

und nun fragen wir dabei:

warum so Manches aus entfernten Theilen unsres Vaterlandes, besonders was in Süddeutschland vorgeht, haarklein in unsrer Zeitung erzählt, hingegen das, was zunächst bei und unter uns geschieht, so oft mit Stillschweigen übergangen wird?

---

* Die künftige Zeit.

Nachdem ich den letzten Bogen von dem Werke: Beweiß: daß der Geist des Menschen, seine Kultur und Sitten sich mit jedem Tage verfeinere, nach der Druckerei gesandt hatte, und mich nun dem süßen Gedanken überließ, wie viel Geld und Ehre mir dieses Werk einbringen würde, überfiel mich der Schlaf, und führte mich mitten unter meine Zeitgenossen, welche in einem großen Hause versammelt waren, eine Vorlesung anzuhören. Ein Greis mit silberweißen

*) Sollte aber nicht durch genügende Entschädigungen derer, die durch die Union benachtheiligt wurden, das Haupthinderniß derselben gehoben werden können?

Haaren, sehr köstlich gekleidet, stand auf der Rednerbühne, und bewieß den jammervollen Zustand der jetzigen Generation. Unsere Vorfahren, sagte er unter andern, schätzten den Geist des Menschen. — Derjenige von ihnen, der solchen am besten ausgebildet hatte, und ihn zum Guten anwendete, wurde am meisten geehrt, geliebt und gesucht. Was thun wir? Wir schätzen den Geist gar nicht, den Körper wenig, dagegen die Einfassung des letztern über alles, und doch nennen wir denjenigen dumm, der nur Gemälde nach dem Rahmen oder nach der Einfassung, beurtheilet. — Wer zuerst lehrte: Die Kleidung übertreffe an Werth den Menschen, ist mir nicht bekannt, diese Lehre hat sehr schädliche Wirkung geäußert, und der Geist ist so vernachlässigt worden, daß man jetzt sagen kann: der Unterschied der Menschen bestehe nur in deren Einfassung, oder was einerlei ist, der Werth des Menschen besteht in dessen Kleidung. Glaubt aber nicht, weil ihr mich heute so geschmückt sehet, daß ich auch so denke wie der allgemeine Hause. — — Die anwesende Gesellschaft schien sich um seine Rede und ihre Gegenwart dabei wenig zu bekümmern, sondern betrachtete unaufhörlich einen Nebel, der hinter dem Redner das Gebäude durchschnitt und es gleichsam in zwei Theile sonderte. Mehrere hatten Fernröhre, einige von sonderbarer Gestalt, womit sie nach dem Nebel schaueten. Andere schrieben Zahlen, und schienen zu rechnen. Einige bemalten ihr Papier mit Charaktern. Andere bliesen Wind gegen den Nebel. Von Zeit zu Zeit sprachen sie mit ihren Nachbaren; ich schlich mich näher hinzu, und vernahm: daß hinter dem Nebel die Zukunft sey, und daß das Bestreben der Gesellschaft dahin ging sie zu enthüllen. Von dem was der Redner sprach schienen sie nichts zu vernehmen. Ich strengte meine Augen an, um wo möglich zu sehen, was der Nebel verdecke, war jedoch nicht im Stande das geringste gewahr zu werden. Plötzlich schlug mich jemand auf die Schulter, ich sah mich um, und erschrack. Eine Figur, ganz der gleich, unter welcher der Kronos abgebildet wird, stand hinter mir. „Dein Bemühen in die Zukunft zu blicken," sagte sie, „ist vergeblich." Keinem Sterblichen ist solches aus eigner Macht vergönnt. Wer sich darum bemüht, begehet eine Thorheit, und schadet sich selbst. Ein Beispiel bietet dir die Gesellschaft, die du hier siehst, dar. Die Gegenwart, die sie genießen könnten, rühret sie nicht, die Zukunft erblicken sie nicht, sie sterben also ohne gelebt zu haben. Doch ist es sehr interessant, antwortete ich, die Zukunft zu wissen. Wenn du in diesem Glauben bist, so folge mir, erwiederte er, ich will dir die Nachkömmlinge der jetzigen Menschen zeigen. Bei diesen Worten wurden mir die Augen dunkel, ich sahe nichts mehr, und fühlte nur, daß mich der Fremde bei der Hand weiter zog. Bald wurde es heller um mich; die Sonne ging auf. Der Fremde stellte mich vor eine Art von Guckkasten und befahl mir hinein zu sehen. Die Menschen waren klein, unansehnlich und sehr schwächlich.

Der größte Theil beider Geschlechter war mit Thierhäuten bekleidet. Auf ihren Rücken standen die Worte: „So kleideten sich die Altdeutschen." Männer und Jünglinge trugen Keulen von Pappe, und ob diese im Vergleich zu ihrem Körper nur sehr klein waren, so keuchten sie doch darunter, als wenn sie eine schwere Last trugen.

Alle Augenblicke riefen sie mit pfeifender, kleinlauter Stimme: Hier bin ich! — — — Andere waren mit durchscheinenden Stoffen bekleidet; Zöpfe hingen ihnen den Rücken hinab,

an deren Ende Perpendikel-Linsen befestiget waren, sie übten sich im Gehen, wobei der Zopf Vibration machte. Jedoch konnte ich nicht unterscheiden, ob der Perpendikel ihre Schritte, oder diese jenen regelte. Ein kleiner Ruck an meinem Kasten, zeigte mir ein andres Bild. In einem Saale saßen etwa 100 Männer und schliefen. Es kam jemand herein, legte eine Schrift auf den Tisch und ging. Ich las sie, es war ein derber Verweiß an die Versammlung darin enthalten, daß sie sich erkühnet habe, über das Beste des Landes sich berathen zu wollen. Ihnen wurde eingeschärft, daß sie nur da wären etwanige Fragen zu beantworten, und die Steueransätze durch ihre Unterschriften zu genehmigen. Außerhalb dieses Hauses lagen mehrere vor Mattigkeit Niedergesunkene, lasen eine Verordnung, die eine neue von dem Lande bewilligte Steuer ausschrieb, und seufzten: Ach wir Unglücklichen. — — Mich schüttelte es wie Fieberfrost, darüber erwachte ich. Meine Frau hatte mich geweckt. Sie lächelte, komm, bat sie, der Kaffee wartet deiner.

---

* Ueber geschwinderen Postenlauf.

Aller Waaren- und Wechselhandel wird befördert, wenn die Posten möglichst geschwind gehen und kommen und Bremen verliert immer, wenn es in Behandlung der Posten zurückstehen muß.

Hamburg hat das große Unbequeme, daß die meisten Posten über die Elbe schiffen müssen und doch können die Hamburger geschwinder Antwort aus Deutschland haben wie die Bremer. In Bremen hat man es auch den Hamburgern zu danken, daß man in 5 Tagen von Amsterdam Antwort erhalten kann und die Holländer haben reichlich 24 Stunden Zeit sie zu geben. In Bremen muß man aber 9 Tage warten, um Antwort von Frankfurt a. M. zu haben und die Briefe nach Braunschweig einschließen, wenn man von Leipzig nicht länger wie eine ganze Woche auf Antwort warten will. Frankfurt a. M. und Leipzig sind doch nur wenig mehr von Bremen entfernt wie Amsterdam, die Wege aber nach jenen Städten besser. Der Bremer muß auch länger auf Antwort von Emden und Leer wie von Amsterdam warten, obgleich Amsterdam dreimal so weit wie Emden und Leer von Bremen ist. Möchten sich also doch einige Herren aus der Kaufmannschaft willig finden lassen, mit den löblichen Postämtern in Unterhandlung zu gehen, damit dieses auch besser werde.

Bremen entbehrt noch immer fahrende Posten nach und von Wildeshausen, Vechte, Kloppenburg, Quakenbrück, Löningen ꝛc., welche doch in mancher Hinsicht sehr zu wünschen wären. —

Am 8. dieses wurde von Bremen nach Leipzig auf direktem Wege geschrieben, dieser Brief war am 12. noch nicht allda angekommen, am 9 aber, also später unter Beischluß auf halbem Wege, war ein Schreiben am 12. in Leipzig; warum ist denn nicht auch für Bremen der gerade, direkte Weg nach Leipzig zu finden? Das Porto ist doch hoch genug, und fast einmal so hoch wie ehemals.

Das französische Porto ist jetzt fast billiger wie vor 30 — 40 Jahren, warum soll es denn in Deutschland fast einmal so hoch wie ehedem seyn? Der Unterhalt der Posten kostet doch in Deutschland nicht mehr wie in Frankreich, und warum soll der leidende Handel in Deutschland, wovon doch so viele Menschen leben müssen, und gern wollen, auch durch fast verdoppeltes Porto noch mehr gedrückt, noch mehr belästigt werden?

---

* Für Garnhändler, Strumpfwirker, Raschmacher und Tuchfabrikanten.

Da alle Schaafwolle in Deutschland ohne Ausnahme diesen Sommer sehr im Preise herunterkommen wird, weil England noch immer zu viel Vorrath davon hat, nichts zu verkaufen ist und nach den letzten englischen Berichten daselbst ein Zoll von 17 Rt. auf jede 100 Pf. fremde Schaafwolle gelegt werden wird, auch in Frankreich die Preise um 25% gefallen sind und in den Niederlanden der Absatz, nur zu niedrigen Preisen zu bewürken ist, — so werden die Garnhändler, Rasch-, Strümpfe- und Tuchfabrikanten und diejenigen, welche Düffel, Monkepeyen, Mützen und greise Laken verfertigen, wohl thun, von dem Landmann nicht zu übereilt die Wolle zu kaufen und ihm nicht zu hohe Preise dafür zu bezahlen — die nachher aus den Fabrikaten selbst nur wieder herausgebettelt werden müssen. —

* Handel- und Gewerbe-Verein.

Der ganze deutsche Handel- und Fabrikstand hat mit außerordentlicher Freude vernommen: daß der Professor List in Tübingen seine Stelle niedergelegt hat.

Er hofft, daß der errichtete Handel- und Gewerbverein dadurch ein desto besseres Leben erhalten wird, da sich der Professor nun diesem Geschäfte ganz zu widmen im Stande ist.

Der Gewittersturm.

Rüste dich, Wolkenschlacht!
Ueber die Erde zieht, Himmelsvulkane!
Hoch weht des Glaubens siegende Fahne!
Nah' uns im Flammenkranze der Macht,
Lenker der Sturmesmacht.

Brausende Donner, weiht
Zu seinem Tempel die zitternde Erde!
Mit des Gebetes muthflammendem Schwerte
Rüst' uns zum Kampf der irdischen Zeit,
Vater der Ewigkeit!

Blitze, brecht Nachtesgraun!
Schwerter des Himmels, umgürtet die Berge!
Flammen der Hoffnung, umleuchtet die Särge,
Auf die der Liebe Thränen hier thau'n!
Gott, laß' uns dir vertrau'n!

Sturm, der die Wälder bricht,
Komm auf den Gottesflügeln gezogen!
Daß wir, ein Fels, stehn im Orange der Wogen,
Ob jede Säule des Herzens auch bricht;
Vater, verlaß' uns nicht!

Thränen des Himmels, fallt
Liebend herab auf die durstigen Fluren!
Führ' auf der Liebe elysischen Spuren
Uns, wenn die Glocke des Lebens verhallt,
Vater, von Lieb' umwallt!

Wilibald.

Druckfehler.

In Nro. 45. S. 353. Sp. 2. V. 7. Z. 4. l. „Reste" statt „Rechte" und in Nro. 46. S. 366. Sp. 2. Z. 11 u. 12. „verwundenden" statt verwundernden.

* Zweisylbige Charade.

Belebend war des Ganzen Nähe,
Und selbst die Trägen wurden flink,
Wenn es, erzürnt, von seiner Höhe,
Zum Feste der Vergeltung ging.
Am Caucasus ward es erzeuget,
Als schreckensvoller Talisman
Hat es des Franken Stolz gebeuget,
Durch seiner Kreise Zauberbann.

Den Mann, der aus des Wissens Gründen,
Ein neu System mit Fleiß ersann,
Den Born der Weisheit zu ergründen,
Sagt Euch die erste Sylbe an
Fand er das Glück? — ich kann's nicht sagen!
Das Glück ist nur der Tugend Loos.
Daß er die Zweite oft getragen,
Das, lieben Freunde, weiß ich bloß.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 48.

Nordlicht.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 9 — Vorstellungen 5 — 7.)

Montag, den 14. Juni. Die Vertrauten. Lustspiel in 2 Akten, von Müllner. Hierauf: Es spukt. Lustspiel in 2 Akten, von Frau Weißenthurm.
Donnerstag, den 17. Juni. Erinnerung. (neu einstudirt) Schauspiel in 5 Akten von A. W. Iffland.
Freitag, den 18. Juni. Die Reise nach der Stadt. Lustspiel in 5 Akten von A. W. Iffland.

Nro. 50.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. Juni 1819.

* Vorschlag zu einer freiwilligen, bedeutenden Ersparung zum Besten der hiesigen Wohlthätigkeits-Anstalten.

Die Anzahl Derjenigen, welche in Bremen und den Vorstädten Bremens, theils ganze Häuser, theils einzelne Zimmer bewohnen, und die zu der Erleuchtung und Reinigung der Gassen entweder große oder kleine Beiträge zahlen, (also wirkliche Arme ausgenommen) ist zwischen 8000 und 8500 Individuen.

Diese Individuen bestehen theils aus Familien, diee ntweder eigene Häuser oder Wohnungen eigenthümlich besitzen oder zur Miethe bewohnen, theils aber auch aus einzelnen Personen beiderlei Geschlechts, welche nur Zimmer bei anderen Hausbesitzern gemiethet haben. — Alle verbrauchen jedoch, sowohl in den Winter- als Sommer-Abenden mehr oder weniger Licht, und fast keiner kann dasselbe zur Verscheuchung der Dunkelheit bei seinen gewöhnlichen Abendbeschäftigungen in seiner Wohnung gänzlich entbehren; jedoch kann der Verbrauch von Lichtern im Frühling, Sommer und Herbst sehr vermindert werden, und es hängt nur von dem freien Willen eines Jeden ab, deren Verbrauch zu mäßigen.

Durch wenigeren Verbrauch von Lichtern kann eine bedeutende, ja eine höchst bedeutende Ersparung hervorgebracht werden, wenn man diese Ersparung nur wirklich machen will, und man wird sie ernstlich wollen und den Willen zur That werden lassen, weil man es, ohne irgend eine Aufopferung und Verzichtleistung auf ächte Lebens Genüsse, und ohne Einschränkung oder Entbehrung kann, indem man nur von den bisher üblichen Gewohnheiten abzuweichen braucht, und in den obenerwähnten Jahrzeiten sich angelegen seyn läßt, Abends Zwei Stunden früher zu Bette zu gehen.

„Gewohnheit wird bald zur andern Natur" pflegt man zu sagen, aber man kann wenn man will, Gewohnheiten auch ablegen, sobald die Vernunft und die Sorge für die Gesundheit es gebieten und ein heilsamer Zweck dadurch befördert wird.

Hier ist beides der Fall.

Frühes Schlafengehen und frühes Aufstehen hat einen unbestreitbaren guten Einfluß auf die Gesundheit, und das alte Sprichwort „die Morgenstunde hat Gold im Munde" bewährt sich auch jetzt noch immer. Die Gesundheit wird eines Theils dadurch kräftiger und die Geschäfte, welche man Abends, nach den Mühen des Tagewerks, nur mit halber Lust verrichtet, können bei zwei Stunden früherem Aufstehen, nach der Stärkung des Schlafs fröhlicher und mit heiterem Geiste ausgerichtet werden. — Also zur Befestigung der Gesundheit lege man sich Abends 2 Stunden früher schlafen und stehe Morgens 2 Stunden früher wieder auf.*)

Aber nicht allein deshalb und weil es die Vernunft gebietet, sondern (was hier besonders und hauptsächlich in Betracht gezogen werden muß) weil, wenn man sich 2 Stunden früher, als man bisher gewohnt gewesen, niederlegt, viel Licht erspart werden wird. — Auf diese freiwillige Ersparung eines Jeden und auf die bedeutende Summe, welche solche bei genauer Befolgung aufbringt, und wie das dadurch ersparte Geld anderweitig zweckmäßig benutzt und angewendet werden kann, will der Bürgerfreund nur noch mit einigen Worten aufmerksam machen.

Wie aus dem Eingange dieses Aufsatzes hervorgeht, wird in unserer Stadt und den Vorstädten von 8000 bis 8500 Individuen Licht verbraucht.

Unter Individuum ist hier theils eine ganze Familie, theils eine einzelne Person zu verstehen... Jede Familie, alle Hausgenossen mit eingeschloßen, besteht aber aus 2 bis 12, oft auch aus mehreren Personen, die in den verschiedenen Zimmern oder Abtheilungen eines und desselben Hauses ein Licht oder mehrere Lichter am Abend verbrennen.

Wenn diese Individuen nun im Frühling, Sommer oder Herbst, nämlich in den Monaten März, April, Mai, Juni, Juli, August, September und October jeden Abend zwei Stunden früher schlafen gehen, so kann — angenommen: daß in diesen 2 Stunden von einzelnen Personen nur ein halbes; von mehreren, welche eine Familie ausmachen, ein bis sechs Lichter verbrennt werden, — jedes Individuum, (eins mehr, das andere weniger) im Durchschnitt jeden Abend drei Grote, welches in den obigen acht Monaten zehn Thaler beträgt, ersparen, und diese Ersparung von nur 8000 Individuen (ganz Arme und diejenigen welche fast gar kein Licht verbrennen, nicht mitgerechnet) macht Achtzig Tausend Thaler jährlich.

Eine schöne Ersparung! die es wohl verdient, daß man sie ernstlich mache, weil man sie machen kann.

Was ist aber der Zweck dieser Ersparung?

Er ist schön und edel! nämlich: unsre armen, nothleidenden Mitbürger in den hiesigen Wohlthätigkeits-Anstalten damit zu erquicken, und diese 80,000 Thaler w. o. m. jährlich oder monatlich den treuen Händen der um unsere Armen-Anstalten so hochverdienten Herren Administratoren derselben, zur gewissenhaften Verwendung, und zur Verbesserung und Erweiterung dieser Hülfs- und Wohlthätigkeits-Anstalten anzuvertrauen. —

Liefert die obenerwähnte Ersparung auch nicht das Resultat von 80,000 — so ist es doch zuverläßig gewiß, daß sie allerwenigstens die

*) Es würde auch nicht unzweckmäßig seyn, wenn die Nachtwächter Morgens beim Abrufen einen Vers aus einem schönen Morgenliede laut absängen. Anm. d. S.

Hälfte, nämlich 40,000 Thaler jährlich aufbringen wird, und diese Summe mag höchstens zu den jährlichen Ausgaben für das hiesige Armen-Institut erforderlich seyn, welches dann ganz allein von obigen Ersparungen unterhalten werden könnte. — Alles, was ausserdem noch durch die Armenbücher wöchentlich und jährlich von sämmtlichen Herren Diaconen eingenommen wird, und Alles was überdem noch durch Legate und andere Vermächtnisse unsren armen Mitbürgern in den verschiedenen Anstalten vermacht wird, könnte einen schönen Fonds bliben, in sämmtlichen Wohlthätigkeits-Anstalten mehrere arme Personen wie bisher aufzunehmen und neue Hülfs-Anstalten zum Besten unserer hülfsbedürftigen Mitbürger zu begründen.

Die zweckmäßigste Erhebung der vorgeschlagenen Ersparung geschieht ohne Zweifel wenn jedes obenbezeichnete Individuum, bei Familien der Familien-Vater oder die Hausfrau; bei einzelnen Zimmerbewohnern, die Person selbst — sich eine Sparbüchse anschafft, und in diese jeden Abend vor Schlafengehen gewissenhaft so viel Geld wirft, als es berechnen kann, durch früheres Schlafengehen in 2 Stunden in seiner Wohnung an Licht erspart zu haben (sey es nur ein halber Grote oder zwölf und mehrere Groten) — und daß der Inhalt dieser Sparbüchsen am letzten Tage eines jeden Monats an die resp. Herren Diaconen, oder an den Herrn General-Administrator des Armen-Instituts von einem Jeden selbst eben so gewissenhaft abgeliefert wird. — Die Herren Diaconen oder der Herr General-Administrator des Armen-Instituts werden dann gewiß gern auch die Mühe über sich nehmen, jene Gaben, (die bestimmt aber am letzten Tage jedes Monats eingeliefert werden müßten, um Sie der täglichen Mühe zu überheben,) in einer, zu diesem Behuf besonders bestimmten, verschlossenen, größeren Büchse auf- und anzunehmen.

Der Bürgerfreund hofft: daß dieser Vorschlag ernstlich geprüft werden und allgemeinen Beifall haben möge, und daß sämmtliche 8000 ein Herz und eine Seele seyn mögen, um die vorgeschlagene freiwillige, bedeutende Ersparung zum Besten ihrer armen Mitbürger bald, recht bald, und zwar schon mit dem ersten August dieses Jahrs in Ausführung zu bringen.

Es gehört dazu nur fester Wille und es wird geschehen.

Gott segne dazu den Entschluß!

---

* Pfingstfahrt nach Helgoland.

(Fortsetzung.)

Der Tag brach an, der Saum der Wogen gegen Osten röthete sich, die Sonne trat über die Meeresfläche aus einem grauen Wolkenstreife. Ein frischer Westsüdwest Wind blähete unsere Segel, und das Schiff flog mit Windeseile, in gerader Richtung, durch die kristallhellen Fluthen seinem Ziele zu. Delphinenschaaren spielten in dem öden Reiche. Da erscholl der Ruf: Helgoland! und aus einer Nebelwolke trat der röthliche Felsen, im Glanze der Morgensonne hervor. In einer Entfernung von sieben Stunden sahen wir mit bloßen Augen seinen Umriß. Von Minute zu Minute gestaltete sich das Eiland mehr und mehr. Schon unterschied man den Leuchtthurm, die Kirche, und den Durchbruch an der nordwestlichen Seite.

Gegen 9½ Uhr langten wir unter dem Hurrah der am Ufer stehenden Menge, zwischen dem Unterlande und der Düne — dem einzigen Ankerplatze der Insel — an. Hier hat das Wasser eine unbeschreiblich schöne grüne Farbe.

*

Wir hatten in drei und einer halben Stunde eine Strecke von neun deutschen Meilen zurückgelegt.

Hunderte von Menschen jedes Alters und Geschlechts, strömten herbei, als wir nun das Unterland betraten, alle beeilten sich uns gefällig zu werden, und begleiteten uns die Treppe hinan, (den einzigen Zugang des Felsen) durch die man in drei Absätzen, durch 189 Stufen zu dem Orte gelangt, der auf der Scheitel des 206 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Felsen, liegt.

Unsere Erwartung wurde auf eine angenehme Art übertroffen, indem sich uns, statt der gefürchteten Herberge, ein angenehmes, reinliches Haus, dessen gemalte Zimmer, mit wollenen Teppichen belegt und sehr artig möblirt waren, zur Aufnahme darbot. Die liebe Jugend des Eilands war bis hieher in ehrerbietiger Ferne gefolgt, und drängte sich nun an unsre Fenster, um die seltenen Gäste zu besehn. Hin und wieder tauchte auch ein interessanter Mädchenkopf auf, verschwand aber bei der ersten Bemerkung. Die dreistesten der Knaben wagten sich herein, und boten Seegewächse zum Verkauf aus, nachdem aber einige Absatz gefunden hatten, füllte sich das ganze Zimmer mit ihnen an, und jeder kramte seine Raritäten aus. Wir sahen uns genöthigt das Haus zu verschließen, wenn wir den wilden Schwarm los seyn wollten.

Unsere erste Ausflucht war zu der zahlreich besuchten Kirche, die an der östlichen Seite des Eilands liegt. Wir hörten nur noch den Schluß der Pfingstpredigt, worin der Geistliche, die sich den Wogen anvertrauenden Schiffer der Huld der Vorsicht anempfahl, und die letzten Verse des Gesanges, der in Ermangelung einer Orgel sehr unregelmäßig und choralwidrig ausgeführt wurde.

Von hier aus gingen wir durch einige der engen Straßen oder vielmehr Gänge des Orts, der aus kleinen freundlichen Häusern besteht, vor deren jeden man auf ausgespannten Schnüren eine Menge Fische sieht, die als Mundvorrath für den Winter an der Sonne getrocknet werden.

Der Ort zählt 2800 Einwohner, die größtentheils von Fischfang leben, und nebenbei den einlaufenden Schiffen als Lootsen dienen. Die Beschäftigung der Männer ist zwar gefahrvoller, aber weniger mühsam, als die der Weiber. Sie bringen die Ausbeute ihrer Fahrten bis ans Ufer, ziehen die Schaluppe auf den Strand, und bekümmern sich nicht weiter um die fernere Besorgung. Das Ufer wimmelt alsdann von Frauen und Mädchen, die die Fische decolliren, und die Treppe hinantragen. Auch die Bereitung der Netze und Angelschnüre liegt ihnen ob; — und dennoch, ohngeachtet dieser auf der einen Seite so gefahrvollen, und auf der andern so mühsamen Lebensweise ist es ein liebes, harmloses Völkchen. Die Mädchen sind fast ohne Ausnahme wohlgestaltet, und der Frohsinn und die Unschuld lachen aus ihren blauen Augen.

Am Abend, wo im Springhause (so nennen sie ihr Ballhaus) getanzt wurde, wohnten wir dem Vergnügen der jungen Leute bei. Sie haben einen eignen Nationaltanz, dem keiner unserer schnellsten, angreifendsten Tänze gleicht. Sittsamer und anständiger habe ich nie eine Gesellschaft dieser Art gesehen. Kein Zwist, keine Unmäßigkeit, kein rohes Betragen, störte den Tanz, der mit dem Schlage eilf beendigt war. Die Jünglinge behandelten die Mädchen mit einer solchen Zartheit, daß ich mich nicht wunderte, als man mir sagte, daß man vor der Smuggelzeit nie ein verführtes Mädchen auf dem Eilande angetroffen, und daß eine Unglückliche sich

einst, im Ausbruche der Verzweiflung, von der Klippe in die See gestürzt habe.

Jene Epoche, die das goldne Zeitalter der Helgolander war, führte aber leider alle Laster des festen Landes auf diese Insel. Der Luxus, die Selbstsucht und wie alle die tausend Harpyen heißen, die die Wohlfahrt eines Volks vernichten, suchten sich hier anzusiedeln. Glücklich genug, daß die Zeit, die zwar von manchen noch zurückgewünscht wird, so bald vorüberging. Das Volk hat zwar die natürliche Einfachheit verloren, und sich an Bedürfnisse gewöhnt, die es früherhin nicht kannte; aber seine Tugenden hat es bewahrt, und die neue Generation wird frei von jenen Uebeln erblühen, — einfach und groß, wie die Natur, die sie umgiebt.

Die Nationaltracht der Weiber ist roth mit gelb besetzt. In der Kirche tragen die Mädchen, über dem an beiden Seiten geringelten Haar eine weiße Haube, und nur nach ihrer Verheirathung nehmen sie seidene Stoffe dazu. Außer dem Hause bedecken sie das Haupt mit einem schwarzen Tuche, in welches sie ein Stückchen Pappe in der Form eines Strohhuts legen.

Helgoland liegt unter dem 54°11 — N. B. und hat einen Umfang von $\frac{3}{4}$ Stunden. Früherhin war es größer, es zählte 5 Kirchspiele, doch das Meer, welches es von allen Seiten bespült, reißt ein Stück nach dem andern ab, und es steht zu erwarten, daß nach einigen Jahrhunderten keine Spur mehr davon vorhanden seyn wird; da es nicht aus Sandfelsen, sondern aus Lagen von Thonschiefer und Kreide besteht.

Auf der Mitte des Eilandes befindet sich ein kleiner Hügel, der in der Landessprache der Flagenberg genannt wird; in diesen Hügel verlegt die Sage das Grabmal Helgo's, des ersten Bischofs der Insel. Als die Engländer Besitz von Helgoland nahmen, stellten sie dort Nachforschungen an; — das Resultat derselben wurde aber nicht bekannt, obgleich man sich mit dem Gespräche trägt, als haben sie wirklich Spuren von dem Grabe gefunden. Ob sich nun von jenem Helgo der heutige Name der Insel herleite, lasse ich unentschieden. — In der Nähe dieses Hügels befinden sich einige Vertiefungen, in welchen sich das Regenwasser sammelt, und von den Bewohnern zum Trinken und Kochen geschöpft wird.

Die Oberfläche der Insel ist mit einer zwei Fuß hohen, fettigen Erde bedeckt, und die darauf angelegten kleinen Gärten, liefern die ihnen anvertraute Einsaat vervielfältigt und üppig zurück. Die karge Flora der Insel, bietet dem Auge des Kräuterkundigen dennoch einigen erfreulichen Genuß, wenn ihm vom Rande des Felsen, durch das magere Gras welches einigen an Pfählen befestigten Ziegen und Schaafen zur Nahrung dient, manches seltenere Blümchen winkt.

So fanden auch wir einige phanerogamische Gewächse, von welchen ich nur Poa annua (jährig Rispengras,) Poa pratensis (Wiesenrispengras) Bromus, (Trespe,) das niedliche Plantago corono pifolia (Krähenfußwegerich,) Statice Armeria (Grasnelke,) Leontodon Taraxacum (Löwenzahn) nenne. Die Klippen und Klüfte des Ufers sind reich an Fucus-Arten Conferven und ähnlichen Gewächsen, von denen der Fucus vesiculogus und Fucus sacharinus sich auszeichnen, und der Bemerkung werth sind, weil in neuerer Zeit ein höchst interessanter Körper Jod oder Jodine daraus gewonnen wurde.

Vergebens sucht übrigens das Auge die Riesenkinder der Natur, Bäume, nur einige kleine Gesträuche lehnen sich an die Wände der Häuser.

Außer den gewöhnlichen kleineren Hausthieren befinden sich auch einige Kühe auf dem Eilande. Vor einigen Jahren sah man das erste Pferd daselbst, und Jung und Alt staunte das neue Geschöpf an.

Ueber dem Unterlande, welches sich von dem Fuße des Felsen, an der östlichen Seite, auf einige hundert Schritte in die See erstreckt, und größtentheils mit Packhäusern aus der Smuggelzeit bebaut ist, befindet sich oben an der Treppe das englische Wachhaus, und die Insel ist an dieser Seite mit zahlreichem Geschütze besetzt.

Sehenswerth ist der Leuchtthurm, den die Engländer vor einigen Jahren erbaueten. Zwanzig Stufen von Holz und 65 von Gußeisen, auf deren jeden man „England 1810“ lieset, führen zu einer Rotunde mit kupfernem Dache und 3 Fuß hohen Spiegelscheiben, wovon jede 5 Guineen kostet. An zwei großen eisernen Bügeln hängen 24 Hohlspiegel mit Oellämpchen, deren jeder auf 60 Guineen kommt. Am Tage sind die Fenster verhangen, weil der Sonnenstrahl die Lampen entzünden würde. Die Baukosten dieses Leuchtthurmes, dessen Schein den Schiffern auf 8 Meilen zum Leitstern dient, beliefen sich auf 12000 Guineen. Neben ihm ist auf dem Fuße des alten Leuchtthurms die Signalstange errichtet.

(Der Schluß folgt.)

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

26. Die Anbetung der Hirten. Eine reiche Composition von Blonmart. Aus der gräflich Walmodenschen Sammlung in diesem Jahre angekauft. Dreizehn ausgeführte Figuren und sieben Thiere füllen das reich und prächtig kolorirte Bild. Die Hauptfigur, das Christkind, liegt in der Mitte auf einem Lager, zur Linken neben ihm sitzt die Mutter, die Jungfrau Maria, indem sie einen Löffel oder d. gl. in einen Topf mit Milch oder Brei taucht, um dem kaum geborenen Kinde die erste Nahrung zu reichen. Der Ochs blickt verwundert und instinktartig theilnehmend dicht auf das Kind, der Esel reißt sein Futter aus der Futterraufe, der Hund aber blickt wieder theilnehmend nach der Gruppe hin. Fünf Hirten, mit Hirtenstäben, Hirtenflasche, einem Tönnchen, Dudelsack u. s. w. knieen neben dem Kinde, dessen Lager umgebend. Links sitzt Joseph mit einem rothen Hut und Gewand, an einem Feuer sich wärmend, und das Unterkleid über die Knie heraufziehend; Früchte stehen in der Entfernung. Rechts ein Hirt mit der Hirtenflasche, ein Lamm auf der Schulter mit dem Arm festhaltend, und zwei Ziegen nebst einem Widder neben sich, kommt so eben in den Stall. Eine Frau scheint ihr Kind auf diesen Widder setzen zu wollen, den der Hirt bei den Haaren des Rückens festhält. Zwei andere Hirten im Hintergrunde zeigen mit der Hand auf diese Scene, sie scheinen auch zur Anbetung und zur Darbringung der Geschenke (vorzüglich des bildlich zu deutenden Opferlammes) herbeizueilen, indem sie in einen der vielen Bogengänge der Ruinen hereinkommen, in denen Sträuche und Bäume wild umherwachsen. Im Vorgrund daher ein Säulenkapitäl mit anderem Bauschutt, Baumstämmen und Blättern malerisch durch einander geworfen und so nach gezeichnet, wie die Natur es in solchen Fällen vorzuzeichnen pflegt. Rechts noch ein altes Gewölbe, Gemäuer, verfallne Keller, Stämme ꝛc. Das Ganze baut sich gut zusammen, die Zeichnung ist fleißig und korrekt. Die Nebenwerke sind leicht und breit gemalt, die

Hauptsachen aber fast so fein wie Miniatur ausgeführt. Man sieht fast den ganzen Farbenkreis hier durchwandert: gelb, grün, roth, blau, violet, braun, orange, grau ꝛc. mit allen möglichen Nüancen. Die Carnation ist äußerst saftreich und blühend, nirgends lose lasirt; Rosenroth und Karmin an den Lippen, Nasen- und Fußspitzen wechselt auffallend mit einem helldunklen Grau, Olivengrün und Braun, also stark kontrastirend. Die Falten der Gewänder sind eckigt und zahlreich, fast wie bei den altdeutschen Meistern. Eine Rolle rothen Bandes, neben dem Lager liegend, deutet vielleicht auf die Windeln. Das Licht geht nicht von Christus aus, wie sonst gewöhnlich der Fall ist, sondern es fallen Sonnenstrahlen in die Ruinen, ein anderer Theil der Beleuchtung geht von dem brennenden Feuer aus. Der herzinnige, theilnehmende Ausdruck ist, besonders auch in den Thierköpfen, wol sehr gelungen zu nennen, obgleich freilich das höchstbunte, grellprunkende Kolorit für den Liebhaber, der sich an das Klassische gewöhnt hat, durchaus zurückstoßend seyn muß. — Die Anbetung der Hirten erzählt der Evangelist Lukas im 2ten Kapitel. Die Anbetung der Könige aber und der Weisen aus Morgenland der Evangelist Matthäus im 2ten Kapitel, Vers 1 bis 12. Die beiden anderen Evangelisten schweigen davon. —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Verhandlungen der Diakonieen.

Wie so vielen anderen Bremern, war auch mir unbekannt geblieben, was aus den „neuen theologischen Annalen“ die letzte Nummer des Bürgerfreundes enthält. Welcher Bremer wird es nicht mit Vergnügen gelesen haben? — und welche erfreuliche Aussicht liegt nicht für uns in den Worten der Eintracht, die da von beiden Seiten ausgesprochen sind?!.. Wie muß nicht, nach solchen Aeußerungen Alles leicht zu ordnen seyn! — ... Mit vollem Recht dürfen wir nun voraussetzen, daß bei den Statt findenden Verhandlungen der Diaconieen sich Jeder beeifern wird, ein gutes Resultat zu bewirken, und deshalb alles Vorurtheil und allen Eigensinn beseitigt und mit brüderlichem Vertrauen entgegen kömmt..... Mit vollem Recht ist nun auch wohl ein Jeder auf den Ausgang dieser, gerade jetzt merkwürdigen und interessanten Verhandlung gespannt, deren Mittheilung vom Publico nicht genug gewünscht werden kann, und die denen, die sie führen, Ehre machen wird, wie denn das bei einem Werke der Eintracht nicht anders seyn kann...

Und nun helfe, wer da helfen kann! — Nun trage Jeder, wie viel oder wenig es seyn möge, zum Guten bei, denn jede, auch die kleinste Mitwirkung fördert den Bau des Ganzen!

N.

* Der Hochzeitkranz.

Dort am bunten Blumenbeete,
In der Morgenröthe Glanz,
Wählt ich freud'voll junge Blüthen
Zu der Einz'gen Hochzeitskranz.
Und es schwert der Schönheit Menge
Nun die deutungsvolle Wahl;
Mich umblühen, hold mir winkend,
Frühlingskinder ohne Zahl.

Hier, versteckt in Blättern, dufte
Veilchen mild, bescheiden, schön;
Und ein Pärchen sey zum Strauße
Der Bescheidnen auserseh'n.
In der Unschuld Glanze strahlet
Dort die Lil'je hoch und hehr;
Sie auch sey hineingewunden,
Denn die Theure liebt sie sehr.

Zarte Rose! dich nun pflück' ich,
Du, der Liebe holdes Bild!
Webe dich zum Freudenkranze
Aus dem Duft und Seegen quillt.
Sieh! hier funkeln Purpurnelken; —
Eine sey auch zugereiht,
Daß sie stolz die Gabe ziere,
Die ich Ihr so fromm geweiht.

Und nun, duft'ge Tuberosen
Füllt dies Lückchen da mir aus,
Streut Ihr süße Wohlgerüche
Um den buntgewundnen Strauß.
Doch mir fehlet noch Reseda!
Nein, das Blümchen einfach, gut,
Darf nicht in dem Kranze mangeln
Der auf Ihren Löckchen ruht.

Und ich pflück' es — dicht daneben
Bind' ich schnell auch Tulpen ein;
Denn das Gute und das Schöne
Bilden lieblichen Verein. —
Sieh'! nun hab' ich Rosen, Nelken,
Veilchen auch, ganz frisch gepflückt,
Tuberosen und Reseda
Das im Morgenlüftchen nickt.

Lil'ien sind auch d'rein gewoben
Und die stolzen Tulpen hier!
Doch der Kranz ist unvollendet
Und ich such' noch Blüthen Ihr.
Hyacinthen, Anemonen,
Aster, Crocus, Tausendschön,
Ein't euch hier zu Myrthenzweigen
Die ich brach auf jenen Höh'n.

Nun gesell' dich Maienblume
Noch zum Ganzen anspruchlos.
Auch Ranunkeln streu' ich zwischen —
Neidenswerth ist euer Loos.
Doch dich hätt' ich bald vergessen
Trauliches Vergißmeinnicht!
Schließ den Kranz, den ich gewunden,
Sag' Ihr was mein Herz noch spricht:

Möge stets umschwebt von Freuden
Dir dein schönes Leben flieh'n,
Und beim fernen, sanften Scheiden
Engel dich hinüber zieh'n;
Wo die Blumen schöner glänzen,
Wo die Herzen lieb'voll glüh'n,
Und bei ew'gen Sphären Tänzen
Himmels Rosen Dich umblüh'n.

S....r.....

Druckfehler.

In der vorigen Nro. 49. wolle man gefälligst auf der 388. S. Sp. 1. Z. 20. Philalethes statt Philathetes; Sp. 2. Z. 6. St. Petri statt St. Pauli lesen, und in der 7. Z. nach St. Ansgarii, noch: „und St. Pauli" beizufügen, und S. 392, 1 Sp. letzte Z. Sturmesmacht in Sturmesnacht abändern.

---

* Zweisylbige Charade.

Das Ganze, das ich herzlich liebe,
Trat einst verweisend vor mich hin,
Und sprach, das ich zu arg es triebe,
Mit meinen allzu leichtem Sinn.

Dagegen wußt' ich nichts zu sagen;
Doch schmerzte mich der Vorwurf sehr,
Und leise, mit verlegnem Zagen
Sprach ich die Erste lang und schwer.

„Willst du Dich nicht zur Bess'rung wenden,
So, — fuhr es fort, — sind wir getrennt,
Ich muß Dich ungern dahin senden,
Was Dir die letzte Sylbe nennt.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in N. 49.

Kantschuh.

Nro. 51.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 27. Juni 1819.

* An die Freude.

In der Zauberspharen Mythen —
In der Dichtung holden Blüthen
Schwärm' mein Geist! der Fesseln frei;
Weg mit ird'schem schnöden Tande!
Aufgelöst die starren Bande
Sey mir jede Wonne neu.

Schwebe Göttin mir hernieder;
In dem Zauber Deiner Lieder
Schwelge hoch mein Geist und Herz!
In der Freude süßen Thränen,
Bei der Liebe sanftem Sehnen —
Acht' ich nicht der Erde Schmerz!

Webe Blüthen mir zum Kranze! —
In des Weines Sonnenglanze
Spiegelt sich der Freude Bild;
Rosen, Veilchen müssen blühen! —
Eh' die heitern Stunden fliehen
Und das Grab sich uns enthüllt!

O! Geliebte sey nicht bange!
Sieh' noch glühet Deine Wange
In der Jugend Purpurschein;
Fasse sie, des Lebens Stunden,
Ach! zu bald sind sie entschwunden —
Nur die Gegenwart ist Dein!

Weg der Zukunft dunkle Träume —
Noch sind Deines Pfades Säume
Sanft mit Blumen Dir bestreut;
Nur der Freude heitre Lieder
Töne Deine Lyra wieder —
Ihr sey jeder Sang geweiht!

S.....

* Pfingstfahrt nach Helgoland.

(Schluß.)

So heiter als wir am Abend das Völkchen in dem Springhause gefunden hatten, so beschäftigt trafen wir es am folgenden Morgen, als wir in Begleitung unseres freundlichen, gebildeten Capitains und einiger anderer gefälliger Männer, die Treppe hinabstiegen, um während der Ebbe, wo die See auf einige zwanzig Schritte vom Fuße des Felsen zurücktritt, die Ronde um das Eiland zu machen.

Die Mädchen saßen vor den Thüren, und hefteten kleine Fische an die Angelschnüre, die zum Schellfischfang dienen. Unzählige Schalup-

pen kreuzten in der Ferne umher, einige kehrten schon mit reichlicher Ausbeute zurück.

Auf dem Unterlande angekommen, bogen wir rechts ab, um die Ecke, wo der Mönch in kegelförmiger Gestalt drohend sein Haupt erhebt, und einen Durchgang bildet. Diese ganze westliche Seite der Insel ist furchtbar schön. Bald bildet die Steinmasse eine Säule, bald erhebt sie sich in furchtbaren Pfeilern; hier und da öffnet sich eine Spalte, oder der Durchbruch einer hervorstehenden Ecke. Am Rande der Klippe steht eine Ziege, und das Gemüth fühlt sich verzagt, wenn man an der schroffen Wand hinaufblickt, und die Zacken sieht, die den Einsturz drohen.

Eine Grotte, die sich auf drei Pfeiler lehnt, und vier Ausgänge hat, umfaßte uns mit heiligem Schauer. Einer unserer Begleiter feuerte hier ein Gewehr ab, und das Echo vervielfältigte den Knall und das Geschrei der aufgeschreckten Seemöven, auf eine schauervolle Art.

Vor die Ausgänge dieser Höhlen spannen die Insulaner breite Netze, worin sie jene Obdachsuchenden Seevögel fangen.

Wir fanden viele Seegewächse und Mineralien, und unter den weggewälzten Steinen eine Menge Seekrabben. An der nördlichen Seite der Insel, wo der Weg durch heraögefallene Felsenstücke sehr mühsam zu passiren ist, nahm uns ein Ruderboot auf, um uns vollends um den übrigen Theil der Insel, die an dieser Seite nur aus einer schroffen Wand besteht, zu tragen. Einer unserer Begleiter erzählte uns einen Vorfall, der sich vor einigen Jahren zwischen den beiden leidenschaftlichsten Jägern des Eilands zutrug, und Anlaß zum Lachen gab:

An einem Morgen, wo sich die Seemöven in seltner Menge auf den Klippen niederließen, trafen jene beiden Schützen am nördlichen Fuße der Insel zusammen. Jeder von ihnen hätte nun gern das Revier für sich allein gehabt. Um diesen Zweck zu erreichen, streckt sich der eine unter der Klippe nieder, und stellt sich todt. Der andere findet ihn in diesem Zustande, glaubt, daß er vielleicht von der Klippe gestürzt sey, und murmelt bei sich: Armer Scheim, hier sollst du doch nicht in der Fluth begraben werden. Eilig geht er den Weg zurück, um Hülfe zu holen. Als er nun nach einiger Zeit mit mehreren seiner Freunde zurückkommt, tritt ihnen der Scheintodte wohlbehalten mit Möven beladen, entgegen. Der erstere merkt Unrath, und macht ihm Vorwürfe über sein Betragen; der aber erwiedert ganz trocken hin, ich kann mich doch todt stellen, wenn ich will, und wo ich will!

An den Klippen, die unter der Oberfläche des Wassers verborgen sind, werden die Hummer in beutelförmigen Netzen gefangen.

Dem Unterlande gegenüber liegt eine Sanddüne, auf welcher sich eine Familie angesiedelt hat, die dem dürren Boden mit vieler Mühe einige Früchte abgewinnt. Hier sind 2 Brunnen, in welchen sich das Seewasser sammelt und trinkbar wird. An den Ufern der Düne werfen die Fischer die Netze aus, in welchen sie die Sandspieren (kleine Fische) fangen, die ihnen beim Schellfischfang zum Köder dienen. Wir trafen sie bei dieser Beschäftigung, eine Reihe junger Mädchen zog die Netze ans Land, wobei wir ihnen so gut als möglich behülflich waren.

Die Sprache der Helgolander ist aus verschiedenen Mundarten zusammengesetzt, man unterscheidet hauptsächlich deutsche, englische und dänische Worte; so nennen sie ein Mädchen famel, mehrere Mädchen fameler, einen Mann Kiarl, eine Frau wüff u. d. m.

Das sind die Bemerkungen von einem Eilande, welches uns, während eines zweitägigen Aufenthalts, durch die Einfachheit seiner lieben Bewohner, und durch die großen Naturschönheiten seiner Lage unvergeßlich wurde; und gewiß war in unser aller Herzen ein weiches Gefühl, als wir am 2. Juni das Boot bestiegen, welches uns an die zur Abfahrt bereit liegende Schnick bringen sollte. Der biedre Händedruck manches Ehrenmannes begleitete uns, und ich glaube dem Wunsche meiner Gefährten zu entsprechen, wenn ich hier noch einmal unserm freundlichen Capitain Frank und seinem Schwager, Herrn Lassen, innigen Dank für ihre freundschaftlichen Bemühungen, uns unsern Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, bringe.

Um 10 Uhr Morgens gingen wir bei Westwind unter Segel, manche Hand winkte uns noch Lebewohl; immer undeutlicher wurden die Umrisse der Felseninsel, bis sie gänzlich entschwand, und sich in ihre Nebelwolke hüllte, wie ein Traum zweier schöner Tage.

Gegen 5½ Uhr passirten wir die rothe Tonne, und gingen zwischen Gestendorf und Blexum vor Anker. Es war ein unbeschreiblich schöner Abend. Ich habe wohl oft die Sonne untergehen sehen, in den schönsten Gegenden unsers Vaterlandes, in den Rebengärten Frankreichs; aber majestätischer, prachtvoller nie. Der westliche Horizont war ein Feuermeer, ein röthlicher Schein lag auf dem Wasser, der Schaum der Wogen schimmerte wie eine Goldborde, Schiffe zogen in verschiedenen Fernen mit ihren goldschimmernden Segeln, wie Boten jenes Purpurlandes vorüber. Und als nun der Abendhimmel verblich, da hob sich östlich der Mond, und warf seinen stillen Silberglanz über die rauschenden Fluthen. Wir saßen alle auf dem Verdecke, im ernsten Anschauen verloren. Da begann unser Capitain das herrliche Gellertsche Lied: „Wenn ich o Schöpfer deine Macht ꝛc. — Er hatte unser Herz verstanden, wir sangen einstimmig das Lied zu Ende, und ich bin fest überzeugt, daß es noch in keiner Kirche mit innigerm Gefühle ausgesprochen wurde. Die Nacht war so schön, daß wir bis 1 Uhr auf dem Verdecke blieben.

Am Morgen des 3. setzten wir unsere Fahrt fort. Bei Atens*) hielt uns das Quarantaineboot an, doch der artige Beamte überzeugte sich bald, daß wir keinen Peststoff mit uns führten, und wünschte uns glückliche Reise. In der Nähe von Brake gingen wir um 11 Uhr, bei Eintritt der Ebbe vor Anker, doch im Raume des Schiffs wurde der Anker gelichtet, und bei offener Tafel auf das Wohl Helgolands geleert.

Gegen 3 Uhr fuhren wir mit Extrapost von Brake ab. Der schöne Weg auf dem Deiche rasche Pferde und gefällige Postillions machten, daß wir schon um 9 Uhr vor Bremen anlangten. Neben dem Woltmershauser Deiche, segelten neun Helgolander Schellfischschaluppen, die vor uns abgefahren waren, auf die Stadt zu, sobald die Mannschaft derselben unsern Wagen erblickte, und den Capitain Frank in unserer Mitte, brachten sie uns ein freudiges Hurrah, als begrüßten sie alte wohlbekannte Freunde.

So traten wir, nach einer sechstägigen Abwesenheit in unsern Berufskreis zurück, um manche schöne Erfahrung und manchen angenehmen Genuß reicher; und wer von uns in der Folge ein Volk beschreiben will, einfach, bieder und brav; wer die Tugenden, die die Menschen beglücken, aussprechen, wer die Freuden froher

*) Auch in Nro. 49 ist Atens statt Ottensen zu lesen.

Tage schildern will, der wird den Namen des Eilands nennen:

Helgoland!

A. Daeves.

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

27. Große biblische Komposition von Frank, die Blumen von Pater Segers. (Aus der Sammlung des verstorb. Senat. Droste, ursprünglich aus Graf Lynars Sammlung.) Fünf ovale Schilder sind mit einem reichen Blumengehänge umgeben. Auf dem mittelsten größeren Schilde die Anbetung der Könige mit 8 Figuren; es werden Geschenke dargebracht, ein Mohr u. a. tragen goldene Becher; Reiter im Hintergrund. Auf den 4 umgebenden Schildern die vier Evangelisten, alle im Psalter lesend oder vielmehr das Evangelium schreibend und das Wort des in der Mitte dargestellten Heilandes verkündend. Links der Evangelist Johannes mit dem Adler, rechts Lukas mit dem Ochsen (zugleich der Schutzpatron der Maler, weil Lukas anfangs die Profession eines Malers getrieben haben soll, ehe er mit Christus bekannt wurde). Auf dem oberen Schilde Marcus mit dem Löwen, auf dem unteren Matthäus mit dem Engel. Jeder Evangelist hat Dintenfaß und Feder bei sich. Die 4 bekannten Attribute derselben, Stier, Löwe, Adler und Engel, deuten auf die Urkräfte der Natur, (vielleicht die 4 Elemente) sie repräsentiren wol die Stärke überhaupt, womit die Verkündiger des Evangeliums ausgerüstet seyn mußten, weil sie so manche Gegner fanden; dann aber auch wol die Kraft des Glaubens, die eine Waffe gegen die Versuchungen der Welt ist. So finden wir auch diese Zeichen unter den Sternbildern und zwei derselben unter den 12 Zeichen des Thierkreises wieder. Daß Lukas ein Maler gewesen und noch jetzt ein Christusbild in Rom existirt, das von ihm gemalt seyn soll, wird bekanntlich bezweifelt und nur für Legende gehalten. Wahrscheinlicher hält man es, daß er ein Arzt gewesen. Uebrigens haben vormals sogar einige Personen in Bremen im Ernst behaupten wollen, daß in unserer Stadt noch einige vom Evangelisten Lukas selbst gemalte Christusköpfe vorhanden seyen. Es ist überflüssig, dies zu widerlegen. Daß die Malerei und das Bilderformen aus dem Christenthum, wenigstens aus dem protestantischen, verdrängt worden ist, rührt vielleicht von den Juden selbst her und gründet sich wol auf das mosaische Gesetz: du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen u. s. w., woraus dann späterhin wieder die Bilderstürmerei herfloß. Auf einem bekannten Gemälde des göttlichen Raphael, den thronenden Schöpfer vorstellend, sehen wir die 4 Attribute der Evangelisten als Stützen des Throns vorzüglich meisterhaft vorgestellt.

Auf dem Blumengewinde, welches die genannten 5 Schilder umgiebt, tanzen in den vier Ecken vier kleine Genien oder Engel; Insekten sieht man auf den Blumen keineswegs, außer einen Schmetterling unten neben dem Medaillon des M.... der wahrscheinlich als das Bild der Auferstehung von dem frommen Pater Segers absichtlich auf diesem religiösen Bilde angebracht ist. Unter den Blumen bemerkt man Lilien, Nelken, Tulpen, Kaiserkronen, Fritillarien, Agley, Lilien Convallium, Nasturcicum, und besonders 4 sehr schön gemalte Iris, die ebenfalls als auf das Heilige deutend und an den Regenbogen, das Bild des Friedens erinnernd angesehen werden können. Es ist zu verwundern, wie die leicht vergänglichen Farben an

den Blumen sich in so langer Zeit, ohne zu verbleichen oder nachzudunkeln, so rein und durchsichtig haben erhalten können.

28. Eine Kreuzigung Christi, nach Van Dyk. Der Himmel hat sich bei dieser Gräuelthat verfinstert, zwischen dicken Gewitterwolken sieht man den Mond, unten Jerusalem, worauf es herabregnet, darüber rothbeleuchtete Streifwolken. Auf dem weißen Tuche an der Spitze des Kreuzes ist eine hebräische, griechische und römische Inschrift zu lesen. Die letztere lautet: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, die griechische: *Ιησους Ναζωραιων, ὁβκσιλευς των Ιουδκιων.* Am Holz läuft das Blut des Gekreuzigten herab. Die Behandlung der Muskeln und überhaupt des Nackten ist nicht ohne Verdienst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das häusliche Leben der Grönländer.*)

So wie die Grönländer jedes Frühjahr zur Pfingstzeit ihre dann sehr unreinen und übelriechenden Winterwohnungen verlassen, um in Zelten zu wohnen, und kurz darauf weiter nach Süden ziehen, um ihren Fischfang und Tauschhandel mit den Südländern zu treiben, so kehren sie um Michaelis zurück, um ihre verlassenen und in ihrer Abwesenheit gehörig ausgewitterten Häuser in Stand zu setzen und wieder zu beziehen. Die Männer bekümmern sich allein darum, das Holzwerk nachzusehen, schaffen das Mangelnde herbei, und setzen dieses ein. Die Weiber hingegen müssen herbeischaffen, was sonst noch fehlt, z. B. Steine u. dergl. Wenn dieses geschehen ist, so überziehen sie die Wände inwendig mit weißen bereiteten und zusammengenähten Fellen, legen die Britschen, setzen die Fenster ein, welche aus zusammengenäheten Weißfisch-Gedärmen bestehen, versehen das Haus mit Lampen, Kesseln, Kisten, Balgen u. s. w. Das Haus sieht anfänglich recht sauber aus; aber die Wände werden nach und nach schmutzig, und der Fußboden wird von dem wiederholt darauf verschütteten Seehundsblute so schmierig, daß die Füße daran kleben.

Zwei, drei, ja mehrere Familien wohnen gewöhnlich in einem Hause friedlich beisammen. Freilich weiß eine jede, wie weit ihr Raum sich erstreckt, doch giebt es keine Scheidewände. Die Weiber nehmen die rechte Britsche, und die Männer die Seitenbritschen ein; doch sieht man zuweilen auch die Männer auf der rechten Britsche, doch mit dem Unterschiede, daß diese die Füße auf den Fußboden setzen, die Weiber hingegen sich ganz auf die Britsche hinauf setzen. Die Britsche ist zugleich ihr Bette; aber das Ehebette ist unter der Britsche. Wenn die Knaben ein Alter von 12 Jahren erreicht haben, so dürfen sie nicht länger auf der Britsche unter den Frauenzimmern liegen, sondern erhalten ihre Schlafstelle unter den Fenstern bis zu der Zeit ihrer Verheirathung.

Des Morgens, ehe die Männer zum Fange ausziehen, trinken sie einen guten Schluck Wasser, füllen ihre Dose mit Schnupftabak, und nehmen einen Schrot Tabak in den Mund. Hiermit versehen, bleiben sie ohne Lebensmittel oft im härtesten Winter in Lebensgefahr den ganzen Tag außen. Wer einen Seehund, oder nach der Jahreszeit einen Weißfisch gefangen hat, wird von seinem Weibe mit Freuden empfangen. Sie schleppt mit Hülfe anderer Weiber den Fang ans Land und nach Hause, fängt gleich an ihn abzuflensen und in Stücke zu schneiden, und thut diese, ohne das Blut abzuwaschen, in den Kes

*) Aus dem Tagebuche des dänischen Missionärs Saabye, während seines Aufenthalts in Grönland.

sel, der schon über der Lampe hängt. Der Mann, welcher mittlerweile Boot, Flinte u. s. w. an den gehörigen Ort gebracht hat, kommt nun herein, legt seinen Pelz ab, setzt sich, und wartet ruhig bis das Fleisch gar ist. Unterdessen erzählt er die Begebenheiten des Tages. Gibt es noch getrocknete Heringe, so legt man einige von diesen vor ihn auf den Boden, bis das Essen fertig ist, und mit diesen und einem Schluck Wasser eröffnet er die Mahlzeit. Ist der Fang unglücklich gewesen, und giebt es keine getrocknete Sachen mehr, so bekommt er gar nichts; aber er legt sich dennoch eben so ruhig, in der Hoffnung eines besseren Fanges am folgenden Tage, zu Bette.

Während die Männer auf den Fangplätzen sind und so oft Ungemach erdulden, haben die Weiber es recht gut in ihren warmen Häusern, wenn sie anders etwas zu essen haben. Sie plaudern, schneiden zu, nähen, weichen Felle in Urin ein, und wenn die Haare derselben sich gelöst haben, so schaben sie sie ab. So unerträglich dieser Gestank für andre ist, so wenig sieht er sie selbst an. Nach und nach, wenn die Felle so gegerbt sind, bereiten sie sie weiter. Sollen sie weiß seyn, so bleichen sie sie an der Sonne, sollen sie gelb oder roth seyn, so färben sie sie. Die letztern beiden Sorten werden zu Stiefeln gebraucht, die ersten zu Pelzen. Felle, die die Haare behalten und zu Winterkleidern verarbeitet werden sollen, erfordern nicht so viele Umstände. Die Weiber schaben alles Fett ab, trocknen sie, und machen sie endlich durch Reiben weich, ehe sie sie zuschneiden. Aber auch das abgeschabte Fett darf nicht umkommen; davon wird ein Kuchen bereitet, der beinahe wie Eierkuchen aussieht, und fast verfault seyn muß, ehe er genossen wird.

Das weibliche Geschlecht ist nichts weniger als reinlich bei seinen häuslichen Geschäften. Das Fleisch, welches gegessen werden soll, wird auf dem Fußboden zerschnitten, und, ohne es im geringsten vom Blute oder andern Unreinlichkeiten zu säubern, in den Kessel gethan, welchen sie eben so wenig als ihre Schüsseln waschen, ehe sie sie gebrauchen. Die ganze Reinigung besteht darin, daß die Hunde Kessel und Schüsseln auslecken. Daneben dienen ihnen die Gefäße auch noch zu anderm beliebigen Gebrauche.

Fleisch und Fische werden gleich lange gekocht, daher jenes auch nicht mehr als halb gar ist, wenn diese auseinander fallen. Gebratenes kennen sie gar nicht. —

Die Mütter lecken ihre Kinder, statt sie zu waschen, und wenn sie sie vom Ungeziefer reinigen, essen sie den Fang mit folgenden Worten auf: Sie beissen, also müssen sie wieder gebissen werden. Erwachsene Leute bedienen sich zu selbst eigener Reinigung der Art, eines dünnen Stockes, den sie mit der Fahne eines Federkiels umwickeln, und lassen diesen, indem sie mit andern reden, längst dem Rücken hinunter auf die Jagd gehen; dann und wann ziehen sie ihn auf, wie die Fischer ihre Angelschnur, und verzehren den etwanigen Fang auf der Stelle.

Wenn die Mädchen 14 Jahr alt sind, fangen sie an, einigen Werth auf ihre äußere Schönheit zu setzen, und waschen Haar und Körper fleißig mit Urin. Sie werden dadurch zwar rein, da aber auch ihre Pelze in dieser Brühe gewaschen werden, so riechen sie für uns Europäer sehr übel; den Grönländern aber erscheint dieser Geruch lieblich. — Junge Weiber, die nach ihrer Art wohlhabend sind, waschen sich auch noch wohl, besonders wenn sie zum Besuch gehen, oder verreisen; alternde Weiber hingegen nehmen es nicht so genau, und werden allmählig gleichgültig gegen ihren Schmuck. Eine Witwe muß ihren Schmerz nicht allein

durch ein gebeugtes Haupt und ungeschmücktes Haar, sondern auch durch die äußerste Versäumniß ihres übrigen Leibes und ihrer Kleider bezeugen. Fängt sie endlich nach geraumer Zeit wieder an, reinlicher und sauberer auszusehen, so ist dies ein Beweis, daß sie nicht abgeneigt ist, eine zweite Heirath einzugehen. Aber nur, wenn sie jung und fromm ist, und Kinder beiderlei Geschlechts, oder doch Knaben geboren hat, darf sie sich Hoffnung dazu machen. — Eine alternde Witwe bei der Colonie, die weder fromm noch Mutter war, verliebte sich in einen jungen Kerl, der, als Grönländer, der hübscheste an Ort und Stelle war. Sie sprach freundlich mit ihm, ohne daß er darauf achtete. Da er sie nicht verstand, setzte sie die ihrem Geschlechte in Grönland eigene Verschämtheit so bei Seite, daß sie um ihn freiete, und er, um nur ihren Nachstellungen zu entgehen, mußte auf einige Wochen verreisen. Durch seine Abwesenheit und das Hohngelächter der andern Frauen ward sie endlich geheilt, und nun sah man wieder in ihr die betrübte Witwe, die ihren Anzug gänzlich versäumte.

Die grönländischen Kinder sind bei der Geburt beinahe so weiß, als die unsrigen, bringen aber einen blauen Flecken, ungefähr ½ Zoll im Durchmesser, mit auf die Welt, der in der Haut über oder auf dem Kreuze sitzt. Wenn sie etwas heranwachsen, so dehnt dieser Flecken sich unmerklich über den ganzen Leib aus, und ist vielleicht die Ursache ihrer etwas dunklern Farbe.

---

* Für hiesige Strumpfwirker und Tuchfabrikanten.

Der freundliche, den Dank jedes Bürgerfreundes verdienende Rathgeber an obize, wie auch an Raschmacher und Garnhändler, in der 49. Nro. dieses Blattes, um bei den wahrscheinlich sehr niedriggehenden Preisen aller Schaafwolle, dieses Jahr die Einkäufe derselben nicht zu übereilen, — scheint jedoch nicht gewußt zu haben, daß unsre hiesigen Strumpfwirker jetzt keine, oder nur sehr wenige gewalkte Mützen mehr verfertigen, auch nur sehr geringen Absatz von gewalkten Strümpfen haben; und daß die hiesigen Tuchfabrikanten jetzt fast gar keine Monkepeyen und greise Laken mehr bereiten, welches vor mehreren Jahren indessen noch sehr häufig der Fall war.

Keineswegs ist jedoch bei erwähntem Rathe die gute Absicht des Verfassers zu verkennen, nämlich: die hiesigen, sehr heruntergekommenen Fabriken dieser Art, wieder auf ihren alten Flor zurückzuführen, und wir theilen redlich die Absicht des Verfassers.

Wir glauben jedoch, daß es weit zweckmäßiger seyn wird, wenn unsre hiesigen Strumpfwirker sich angelegen seyn lassen, den Namen in der That zu verdienen, indem sie, vorzüglich bei der Aussicht zum jetzigen wohlfeilen Einkauf der Wolle, mehr feinere Strümpfe, vorzüglich feinere wollene Halbstrümpfe zu verfertigen, die man gewöhnlich Jahr aus Jahr ein in Stiefeln zu tragen pflegt, und die bis jetzt größtentheils von ausländischen Fabriken bezogen und dann hier verkauft werden; dies wird leicht angehen können, da die Webestühle auch dafür, wenn nicht schon eingerichtet sind, doch mit leichter Mühe eingerichtet werden können, und jeder ihrer Mitbürger wird alsdann gewiß lieber von diesen, als von anderen ausländischen Fabrikaten kaufen, und der alte Flor des hiesigen, sonst so sehr thätigen Strumpfwirker-Gewerbes wird dadurch wieder hergestellt werden.

Eben so zweckmäßig wird es seyn, wenn

die hiesigen Tuchmacher sich, ausser der Bereitung des Düffels mehr auf die Verfertigung von feinerem Tuche, wie sie bisher lieferten, legen wollten, und wir sind überzeugt, daß auch sie alsdann einen bedeutenderen Absatz haben, und die ausländischen feineren Gattungen Tuch bald verdrängen würden; der wahrscheinlich sehr niedrige Preis dieses Jahres von edlerer Schaafwolle giebt ihnen dazu die Mittel in den Händen, und warum sollten beide Fabrikanten es den ausländischen nicht gleich thun können? —

Aus Frankfurt am Main.

Zu Frankfurt am Main hat in letzter so schlecht gewesenen Messe, nachfolgende, in der Oper Fanchon eingelegte, Strophe, als passend auf die Zeitverhältnisse, einen rauschend-tobenden Eindruck erregt, und Beifall erhalten:

Die Welt ist nichts als ein Orchester,
Und jeder Mensch ein Musikant;
Nur Harmonie, die holde Schwester,
Bleibt immerdar von uns verbannt.
Ein jeder trägt des Lebens Fuge
Nach eigner Lust und Laune vor;
Andante piano spielt der Kluge,
Allegro forte nur der Thor.

Doch ach! man hört in dieser Messe
Nicht einen Laut von Fröhlichkeit;
Es brummen nur verstimmte Bässe
Die Klage über schlechte Zeit.
Betrübt sieht's aus in unsern Kassen,
Sie werden nimmer wieder voll;
Denn was der Krieg uns hat gelassen,
Das fordert ungestüm der Zoll.

* Folgende Verse gehören zu der auf beikommendem Musikblatte befindlichen Composition des kleinen Gedichts an:

Meine Geliebte.

Töne sanft, geliebte Laute,
Wie der West die Veilchen küßt;
Der ich es allein vertraute,
Wer mein holdes Liebchen ist.

Du, Geliebte! bist die Blume,
Die zu meinem frohsten Spiel
Aus dem schönen Heiligthume
Seliger Naturen fiel.

Lächelst Du vor meinen Blicken,
Holde Schöpferinn der Lust,
Herzberauschendes Entzücken
Gießt sich dann in meine Brust.

Trübte mein Genuß der Wonne
Nie durch Liebchens Trennung sich,
Dann wär' unter Gottes Sonne
Keiner glücklicher, als ich!

Kommt! ihr sollt mein Liebchen kennen. —
Wollt ihr auch verschwiegen seyn?
Nun so will ich es euch nennen.
Seht, es ist mein — Fläschchen Wein!

Drei Charaden.)

1.

Ich bin der Mann, vor dem sich alle Nacken beugen,
Den jedes Haupt entblößet grüßt. —
Ich heisse Könige und Königssöhne schweigen —
Ich bins — der Fürstenblut vergießt.

2.

Ich spreche Recht vom Ehrensitze,
Ich spende Lohn und Strafen aus.
Und das Talent — des Staates Stütze,
Entwickelt sich in meinem Haus.

3.

Es steht in meiner Macht die Ehren zu vergeuden,
Der Weiseste vermag nicht was ich kann;
Mir kommt es zu Magnaten zu bekleiden
Ich zieh' den Schultern Amt und Würden an!

Auflösung der Charade in Nro. 50.

Oheim.

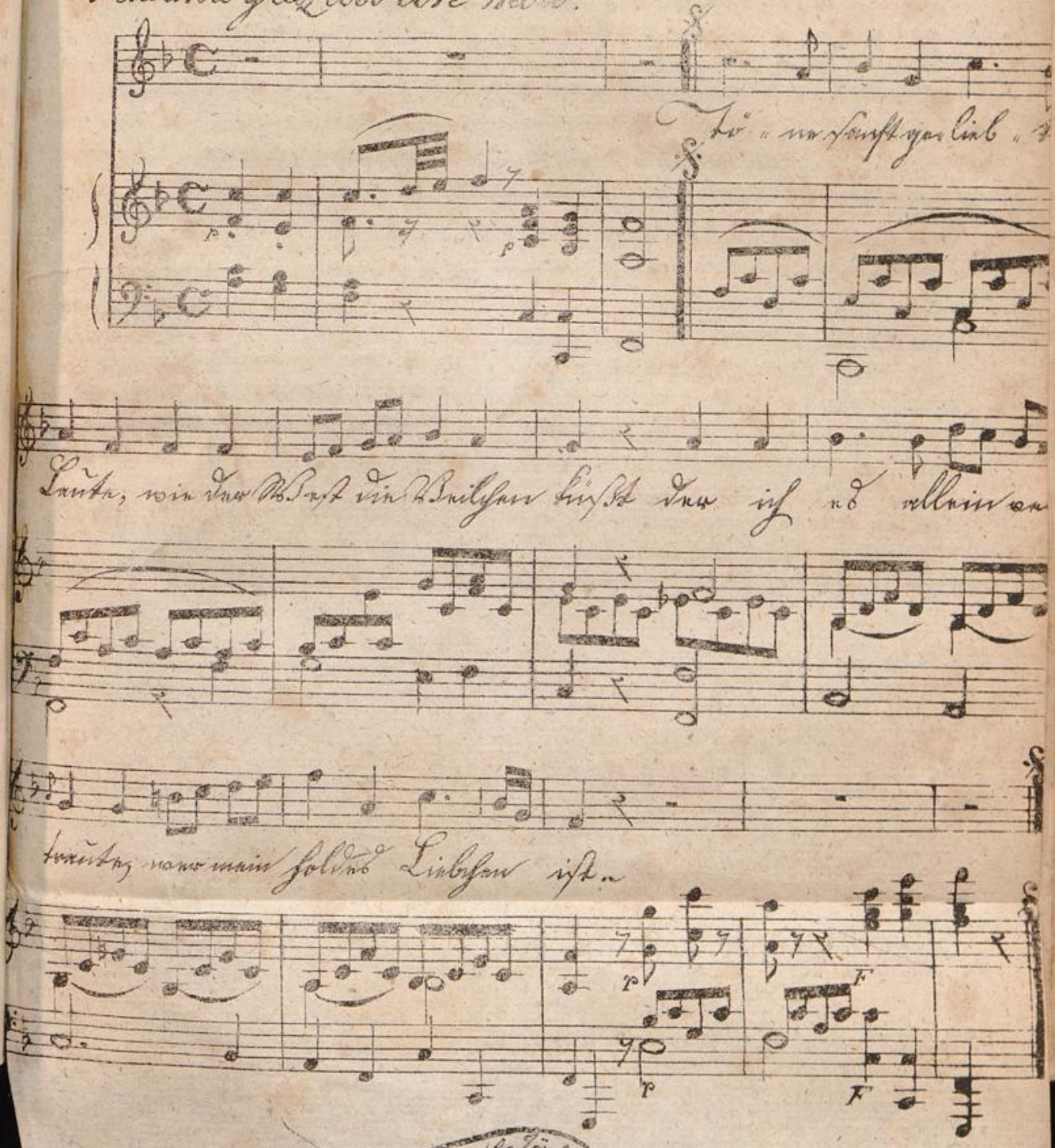
*) Aus dem blüthenreichen Alaimon — nas, einer arabischen Anekdoten-Sammlung, die unter dem Namen „Rosenoel" ates Fläschchen, ins Deutsche übersetzt ist.

(Hiebei ein Musikblatt in Steindruck.)

MEINE GELIEBTE.

von Hummel.

Andante grazioso con moto.



Steindruck v. G. Jönicken.

des kleinen Gedichts an:

Namen „Rosenoel" als Fläschchen, ins Deutsche übersetzt ist.

(Hiebei ein Musikblatt in Steindruck.)

Nro. 52.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 1. Juli 1819.

* Angelica Catalani.

Diese erste Sängerin Europa's erfreute uns bis jetzt in zwei musikalischen Unterhaltungen durch ihren bezaubernden, himmlischen Gesang.

Das erste Concert spirituel ward am 23. dieses in der hiesigen Domkirche gegeben. Eines Engels Töne entzückten unser Ohr, und die in den heiligen Hallen der großen Gottes-Kirche versammelte Schaar glaubte in die seligen Räume des Himmels versetzt zu seyn, als der reine, harmonische Silberton Angelica's ihre Herzen mit allmächtigem Zauber tief bewegte und auf den Schwingen des Gesanges der Erde entrückte. — Chöre aus Haydn's Schöpfung und Händels Messias von der hiesigen Sing-Akademie und einigen Sängern der hiesigen Oper kräftig, rein und schön vorgetragen, wie ein vorzüglich gut besetztes Orchester erhöheten den Genuß dieses ersten, unvergeßlichen Abends.

Das, Gedicht welches der gefeierten Sängerin, in Folge dieses ersten Hochgenusses am 28. dieses, unter rauschenden Beifallsbezeugungen im hiesigen Schauspielhause, bei ihrem Erscheinen, nebst einem anderen mit italiänischen Texte, auf einem Sammetkissen von einer jungen Schauspielerin überreicht, und welches mit der größten Bescheidenheit angenommen wurde, dessen Abdrücke aber durch die Ventilatoren des Schauspielhauses nur in wenige Hände gekommen sind, theilen wir, da es die Empfindungen unsrer Seele ausspricht, unsern Lesern mit:

An

Angelica Catalani.

Du hast die Herzen alle tief bewegt,
Und jedes Leid der Erde mild bezwungen,
Wenn koum die süßen Töne angeklungen,
Den ersten Hauch die Luft gen Himmel trägt.
Wer hat so hohen Reiz in Dich gelegt,
O schönes Ziel der reichsten Huldigungen?
Hat an der Wieg' ein Engel Dir gesungen?
Cäcilia früh, die Heil'ge, Dich gepflegt?
O frage nicht; du schaust die goldnen Sterne, —
Wer misse jede Bahn und jede Ferne?

Sie aber wandeln ewig, ohne Säumniß.
So fühlen wir der Geister seel'ges Wehen,
Sie nah'n uns auf der Menschheit heil'gen Höhen,
Und bleiben doch uns ewig ein Geheimniß.

Und fügen demselben noch folgendes bei:

*Scolie
an
Signora Catalani.

Concert von holden Engeln, horch! ertönte dA!
Dich fAnd ich dort im hehren Kreis, ErhabeNe,
Und horchTe diesem süßen Chor-Gesang! —
Doch Dich allein vor Allen andErn preise ich,
Der Engel Stolz, AngeLica, die göttlich mich
Und inniglich mit Ihrem ZAuberton durchdrang.
Apollo spriCht aus Dir GepriesNe,
Und wAs er keinem Orpheus gab, gab er Dir Ia!

In der musikalischen Akademie, die am vorigen Montage im hiesigen Schauspielhause gegeben wurde, ward uns ein zweiter Hochgenuß zu Theil. —

Himmlische Töne hauchte Philomelens Silberkehle, deren zarten Schwingungen von der Tiefe zu einer silberglockenähnlichen Höhe, und von dieser zu den tiefsten Tönen hinab, und deren vorzüglich sanften Modulationen der so richtig angebrachten schönen Coloraturen und Rouladen (in den Variationen von Paer) sich nicht mit Worten beschreiben lassen. — Alle Gemüther waren aufgelöset in Entzücken, das keine Sprache finden nnd nur in den rauschendsten Beifallbezeugungen sich auszudrücken vermochte. — Auch Herr Hörger trug sehr viel durch richtigen, geschmackvollen Vortrag eines Violin-Solos und einer Polonaise auf der Violine dazu bei, das Vergnügen des zahlreichen Publikums zu vervollständigen, welches ihm lauten Beifall spendete.

Am Sonnabend den 3. July haben wir aber den höchsten Genuß zu erwarten, da alsdann Frau Catalani zum Besten hiesiger Wittwen und Waisen ein drittes Concert in der hiesigen Domkirche veranstalten wird, wozu wir unsre Mitbürgerinnen und Mitbürger hiemit auf das freundlichste einladen. D. Red.

Am 30. Juni 1819.

Die Sängerin.

1.

Die Orgel klang in schwellenden Molltönen, das fromme Lied der Gemeine begleitend; jetzt verhallten die erhebenden Akkorde und in ernster Stille neigte die Menge sich, demüthig die Huld des Ewigen zu erflehen; aber Niemand in der zahlreichen Versammlung betete inniger und andachtsvoller, als das schöne Mädchen in dem einfach weißen Kleide, mit den blonden Ringellocken auf der ernsten hohen Stirn, das in einem Kirchenstande zur rechten Hand auf dem Betschemel knieete. Ihr seelenvolles Auge war zur Himmelshöhe gerichtet, in der Thräne, die aus diesem quoll, spiegelte sich die Flamme der Altarkerze, und es war, als leuchte der Andacht Glut aus dem bewegten Innern herauf in die schimmernde Perle. Ihre Seele schien in höhere Welten entrückt und nur die liebliche Hülle zurück geblieben zu seyn.

Emilie Berg feierte das Fest ihrer Genesung; zwei lange Monden hatte ein erschöpfendes Fieber sie mit gewaltigen Schmerzensarmen auf dem Siechenlager festgehalten; ihr erster Ausgang war der heutige, zum Tempel des Erhalters, ihm ihr feuriges Dankgebet zu bringen, seinen Schutz und Trost, und seine Hülfe zu erflehen für die Zukunft, der die arme Verwaisete erbangend in das Auge blickte. Sie that dies heute in der Weihe gläubiger Erhebung, unbekümmert um

die niedere Welt und die verletzenden Blicke der männlichen Nachbarn, die, der himmlischen Engel vergessend, diesen irdischen anstarrten.

Drüben an der Säule lehnte ein junger Mann von dem anziehendsten Aeußern, der sein Auge nicht von ihr abwandte, und keinen Gedanken zu haben schien als einzig den an sie. Als nun Emiliens Gebet vollendet war, erhob sie sich, entfaltete die Hände, sah auf nach dem Altare, und erblickte den Jüngling, dessen Auge sie gleichsam verschlang. Da wandte sie sich rasch auf die andere Seite, schauete leise erbebend vor sich hin zu Boden und ein höheres Roth färbte die Wange, auf welche früher nur die zarte Rosenfarbe gehaucht war.

Das Hauptlied begann und endete, ohne daß Emilie den Blick von ihrem Buche gewendet hatte; der Prediger bestieg die Kanzel und redete von jener Seelenstärke und der hohen Kraft der Tugend, in deren Geiste sich edle Menschen über ihr Geschick erheben; er pries die Kämpfer selig, die nicht ermüden im langen Ringen mit der Leidenschaften Hyder, und endlich, Palmen in der Hand und Lorbeeren um die Stirn, am hellstrahlenden Siegesziele stehen.

Aufmerksam hörte sie und tief bewegt die Lehre des trefflichen Redners, erkräftigte sich durch fromme Vorsätze und fühlte sich jetzt stark genug, das Auge nach jener Stelle zu wenden, die der Jüngling eingenommen hatte. Er stand noch auf der alten Stätte und sah nach ihr herüber. Sie blickte nun bedeutend auf ihn, und winkte dann nach dem Geistlichen hinauf, der eben den Schluß seiner Rede vorbereitete, als wollte sie ihm sagen:

„Geh hin und thue, wie er gesagt hat!“

Der junge Mann schien sie zu verstehen, doch deutete die verneinende Bewegung seines Hauptes an, daß er solche Kämpfe nicht siegreich zu bestehen hoffe. Da ließ sie aufs Neue von ihm ab und sah nicht mehr nach jener Richtung hin.

Die Predigt war beendigt, das Schlußlied gesungen, die Kirche verödete sich immer mehr und mehr; auch Emilie verließ ihren Platz, der junge Mann war nicht mehr dort, aber als sie aus der Kirchthüre schritt, stand er vor ihr mit brennenden, flehenden Augen, und flüsterte: Emilie, nur eine Viertelstunde lang gönnen Sie mir in Ihrer Wohnung Gehör!

„Nicht eine Minute, Herr Brahn,“ entgegnete sie, „und wenn ich Ihnen wirklich theuer bin, so schonen Sie meinen guten Namen — das Einzige was ich besitze — und folgen Sie mir nicht mehr!“

Nur eine Frage noch! rief er lauter. Sie lieben mich nicht?

„Nein,“ sprach sie nach einem Augenblick mit festem Tone, „denn ich darf Sie nicht lieben!“

So ging sie raschen Schrittes fort.

Grausame! schalt er mit gepreßter Stimme, sah ihr nach, bis sie aus der Kirchhof-Pforte trat, und folgte ihr von weitem.

2.

Emilie war die verwaisete Tochter eines geschätzten Tonkünstlers, der jedoch als Mensch die verwerflichste Lebensweise führte. Ausschweifend in Trunk und Spiel, hatte er gar bald die Mitgift seiner weinenden Gattin verschwelgt, und gab nun die gute Marie, wie das holde Töchterlein Emilie, dem drückendsten Mangel Preis. Von einem Rausch in den andern übergehend, achtete er des guten Weibes Thränen nicht, und in den wenigen lichten Augenblicken trieb der Aermsten Klage und Bitte, die ihm

natürlich zum Vorwurfe wurde, den Verderber hinaus in die Weite, in den Kreis der Trinkgenossen, wo er Betäubung und in ihr augenblickliche Ruhe fand.

Für des Hauses stille Freuden, für sein Weib, für Emiliens Bildung war Berg verloren. Die Kleine war vaterlos, denn er glich einer wandelnden Leiche; auch war Marie längst gewöhnt, sich als Witwe zu betrachten; doch ihre stille Güte, ihre Frömmigkeit, erhob sie über ihr hartes Loos und weihte sie zur schweigenden Dulderin, zur regsamen Hausfrau, zur sorglich liebenden Mutter. Durch rastlosen Fleiß in weiblichen Arbeiten erwarb sie, was der Mann ihr nicht verschaffte, die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse für sich und ihr Kind. Sie war für die heranwachsende Tochter Vorbild und Leitstern zu jeder schönen Tugend des Weibes, und zugleich freundliche Lehrerin in all' dem, was sie wußte; sie lehrte Emilien den Saiten der Guitarre Wohlklänge entlocken, bildete deren angenehme Stimme im Gesange, und unterrichtete sie im Nähen, Sticken und den weiblichen Handarbeiten. „Leider wirst du vielleicht einst gezwungen seyn," sagte sie in banger Ahnung eines Tages, „deinen Unterhalt durch diese Fertigkeiten zu erschwingen, und ruhiger werde ich aus dieser Welt gehen, wenn ich überzeugt bin, du könnest dich durch Geschicklichkeit und Fleiß erhalten, ohne der fremden Hülfe zu bedürfen!"

Mariens Ahnung ward nur zu bald schreckliche Gewißheit. Emilie hatte ihren funfzehnten Geburtstag erlebt, als der Vater starb, und den sechszehnten, als sie um die gute Mutter weinte, deren zartes Wesen endloser Gram zerstört hatte.

Eine Freundin Mariens nahm, wie sie verheißen, die Waise bei sich auf, gelobte ihr Schutz und Rath, und räumte ihr ein Zimmerchen zur Wohnung ein; doch diese Frau, die Witwe Rieck, war nur wenig begütert, und ängstlicher Gemüthsart, so daß sie stets fürchtete, mit ihrem spärlichen Vermögen nicht auszureichen bis zu ihrem Tode. Aus diesem Grunde forderte sie, daß Emilie für Aufnahme und Schutz ihr eine nicht ganz unbedeutende Summe monatlich entrichten solle.

Schwer ward es dem guten Kinde, ja bald unmöglich, diesen Betrag als Näherin und Stickerin zu erwerben, denn die Gönner der verstorbenen Mutter blieben aus mit ihren Bestellungen, mit einigem Rechte erwartend, das junge Mädchen werde nicht so gut und zuverlässig arbeiten, als Frau Berg; und so verminderte sich der Gewinn in dem Maße, daß die Gute bei allem Fleiße und dem besten Willen schon im dritten Monat schuldig blieb, wozu Frau Rieck sehr scheel sah.

„Hm, das kann so nicht fortgehn, Herzenskind!" meinte kopfschüttelnd Frau Rieck. „Du wirst nie die laufenden Ausgaben bestreiten können, und folglich stets tiefer in Schulden gerathen; dabei aber droht mir selber Gefahr. Höre indessen meinen Vorschlag. Du spielst die Guitarre so vorzüglich, und singst ganz gut dazu, auch hast du das Instrument von der Mutter geerbt. Versuche es doch, damit etwas zu gewinnen. Geh in die vornehmsten Gasthäuser und Gärten der Stadt, wo die schöne Welt sich versammelt. Gerne werden die Wirthe dir die Erlaubniß geben, ihre Gäste zu unterhalten; mit großem Vergnügen werden die Herrschaften das Guitarren: Mädchen von angenehmer Gestalt sehen, hören; und freigebig der Tonkünstlerin einige Grote auf das Notenblatt legen. He, was sagst du dazu?"

Emilie zuckte mit den Achseln und seufzte aus tiefer Brust: ein solches Spielen an öffentlichen Orten schien ihr nur eine Art von Almosenfordern, schien ihr erniedrigend; gleichwohl sah sie die Nothwendigkeit eines neuen besseren Erwerbes ein, da der bisherige nicht zureichte. Und sie versprach in diesem Sinne, freilich mit großer Beklommenheit, der Pflegemutter, nächstens den Versuch zu wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Richter des Morgenlandes.

Einst ging ein Mann in traurigen Gedanken auf der Straße einher; ein junger Taugenichts, der ihn in sich gekehrt sah und mit sich reden hörte, glaubte, mit ihm seinen Spaß treiben zu können: er schlich sich zu ihm heran und versetzte ihm einen tüchtigen Schlag auf den Kopf. Der Mann wähnte der Hirnschädel sey ihm entzwei geschlagen und als er sich umdrehete, erblickte er einen jungen Menschen, der neben ihm stehen geblieben war und aus vollem Halse lachte. Sogleich packte er ihn beim Arme und sagte: „warum schlägst Du mich? Hast Du keine Furcht vor Gott und seinem Worte, daß Du einen unschuldigen Mann zu beleidigen wagst, der Dir nicht das Geringste zu Leide gethan hat?“ Hierauf rief er: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“ und schleppte den jungen Menschen, der unaufhörlich lachte, vor den Richter.

Als er in die Halle kam, wo Gericht gehalten wurde und der junge Mensch so unbändig lachte, fragte der Richter den Mann: „warum bringst Du diesen lustigen Burschen vor meinen Richterstuhl?“ — Herr! versetzte er, nie habe ich diesen Menschen gesehen, nie ein Wort mit ihm gesprochen, noch ihn auf irgend eine Weise beleidigt; gleichwohl kam er jetzt hinter mir her und schlug mich äußerst derb auf den Kopf, darum komme ich vor Deinen Richterstuhl, um das Gesetz Gottes gegen diesen Buben aufzufodern.

Junger Mensch! fragte der Kadi, hast Du diesen Mann geschlagen? — Bei meiner armen Seele, erwiederte er, ich konnte nicht anders. Zugleich zeigte er dem Richter zwei Zechinen. Als diese der Kadi erblickte, that er, als ob er tief über den Handel nachsönne und schlug einige Folianten auf, welche neben ihm lagen. — Gestrenger Herr! redete ihn der Kläger an, unmöglich kannst Du diese schwerfälligen Bücher nöthig haben, um die Strafe zu bestimmen, die das Gesetz demjenigen zuerkennt, der jemanden ohne alle Ursache schlägt.

Oh, oh! fuhr der Kadi zornig auf, wenn Du in Deiner eigenen Sache Richter seyn willst, so brauchst Du nicht vor den Kadi zu kommen.

Gestrenger Herr! versetzte der Kläger, ich bitte Dich, zürne nicht. Wenn es nöthig ist, so schlage Deine Bücher nach.

Als nun der Kadi eine zeitlang in seinen Folianten herum geblättert hatte, zog er die Augenbraunen in die Höhe und sagte: junger Mensch! Du mußt diesem Manne, den Du beleidigt hast, funfzehn Pfennige bezahlen. — Ach! erwiederte dieser, ich habe kein kleines Geld bei mir. — So geh' und wechsle, entgegnete der Kadi.

Der junge Mensch bückte sich und ging fort, um nicht wieder zu kommen. Der Mann mit den traurigen Gedanken blieb beim Kadi, der eine zeitlang wartete, aber endlich einschlief, da er von den Geschäften des Tags ermüdet war. Als dies der Kläger bemerkte, der über die Zögerung höchlich aufgebracht war, näherte er sich dem Kadi und gab ihm einen

Streich über die Wange, der noch viel stärker war, als der, welchen er bekommen hatte. Der Kadi fuhr auf, rieb sich das Gesicht und schrie: Schurke! warum unterstehst Du Dich, mich zu schlagen? — „Ach! erwiederte der Mann, ich habe nothwendige Geschäfte, die meine Gegenwart erfordern und da Du jetzt so eben den Preis eines Schlags bestimmt hast, so bitte ich Dich, zu warten, bis der junge Mensch wiederkommt, um Dir von ihm die Strafe auszahlen zu lassen, die ich Dir nunmehr schuldig geworden bin.

Neue Erfindung, ohne Lebensgefahr durch Wasser und Ströme zu gehen.

— Eine Maschine, die den Seefahrern bei erlittenem Schiffbruche das Daseyn, den Landreisenden das Uebersetzen über alle Ströme sichert, muß gewiß der mehschlichen Gesellschaft, bei ihren vielfachen Berührungen, besonders bei ihrem weit ausgebreiteten Verkehr, von großem Nutzen seyn. Dem Mechanikus Xaver Michel von Offenburg war es vorbehalten, eine solche Maschine zu erfinden, deren Brauchbarkeit zu eben angegebenen Zwecken, nach den damit angestellten Versuchen, keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Der Schiffbrüchige kann sich bei ihrem Gebrauche sehr leicht auf mehrere Tage mit Lebensmitteln versorgen, und ganz gefahrlos ein sicherndes Eiland suchen; der Landreisende kann über die reissendsten Ströme setzen, und dadurch die seine Reise störenden Hindernisse leicht besiegen. Das Aeußere dieser neu erfundenen Maschine gleicht dem wulstähnlichen Theile eines türkischen Bundes, in deren Mitte eine cylinderförmige Oeffnung angebracht ist, worin der Wasserreisende sitzt, und mit dem obern Theile seines Körpers über dem Wasser hervorragt. Ihre wagrechte Durchmessung ist zwar beim Gebrauche 5 Schuh, die größte senkrechte ungefähr 1 Schuh 3 Zoll; nach ihrer Zerlegung aber kann sie, bei einem nur etwas über 5 Pfund betragenden Gewichte, in einem kleinen Behältnisse von Fußreisenden sehr leicht mit sich geführt werden; eben so bequem läßt sich solche auf Schiffen unterbringen, um sie nach Erforderniß benutzen zu können — Der Einsender dieses hat folgendes amtliches Zeugniß in der Urschrift vor sich liegen: „Wir Endesunterschriebene beurkunden hiermit Folgendes: Wir haben unterm heutigen Tage den Herrn Xaver Michel von Offenburg, Erfinder einer neuen Wasser-Reise-Maschine, von Goldscheuer aus, den Rhein hinab, bis an Kehl in seiner Nähe zu Schiffe begleitet, und hierbei hinlänglich Gelegenheit gehabt, uns von der Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit seiner Erfindung zu überzeugen, indem er bei äußerst widrigem Winde einen Weg von 1½ Stunde binnen einer Stunde zurücklegte. Nach unserer Zurückkunft von Kehl ausgestellt zu Goldscheuer, den 13. Mai 1819. Bittermann, Professor zu Offenburg. Lorenz, sen., Geometer, von Lahr. Rahner, des Gerichts von Goldscheuer. Krämer, Vogt in Marlen.“ Vorstehendes Zeugniß wird von den Genannten ausgestellt, und sonach als glaubwürdig legalisirt. Offenburg, den 20. Mai 1819. Großh. bad. Stadt- und Landamt. Der Regierungsrath und Oberamtmann Molitor.“

Einen zweiten Versuch mit seiner Maschine machte Hr. Michel zu Kehl am Pfingstmontag, den 31. Mai, indem er von der Schiffbrücke, in der Mitte des Stromes, vor Tausenden von Zuschauern, den Rhein hinab fuhr. Der Erfinder war zufällig sehr krank; deshalb zeigte er nicht alles. Zu bemerken ist noch, daß man mit dieser Maschine beliebige Richtungen auf dem Wasser nehmen kann. Man kann sie daher den

Wasserwandler oder Wasserläufer nennen. Hr. Michel gedenkt noch andere Erfindungsideen auszuführen. (Aus der hies. Zeitung.)

* Anfrage und Bitte.

Vor ungefähr 7 bis 8 Jahren mußten da wo keine Laternen brennen, namentlich in den Vorstädten, die kurzen Straßen-Pfähle weggenommen und lange dafür hingesetzt werden; unter dem Vorwande: die kurzen Pfähle wären gefährlich, weil bei der Nachtzeit leicht jemand darüber wegstürzen und unglücklich seyn könne. Sollte dieses, wie wir keinesweges in Zweifel ziehen, wirklich aus dieser löblichen Fürsorge geschehen seyn, so fragen wir, warum die langen Straßen-Pfähle nicht jetzt an der neu angelegten Straße außer dem Heerdenthore beibehalten werden? oder ob ein Straßen-Pfahl sogut der Mode unterworfen ist, wie ein kurzer oder langer Ueberrock? In beiden Fällen sind die Straßen-Baumeister nicht folgsam gewesen, man bittet sie also recht sehr, den Fehler so bald wie möglich wieder zu verbessern.

* Der Weise im Kittel.

In einer Spruchsammlung eines weisen und frommen Hirten (die ein wahres Schatz-Kästlein guter und schöner Sentenzen sind, und den edlen gebildeten Mann genau charakterisiren) finden sich unter andern folgende, deren Anführung in diesem Blatte wohl nicht undienlich ist:

„Der ist wohl ein reicher Mann, der wenig begehrt.

Ach wie gut wäre das, wenn ein jeder mit seinem Loos zufrieden wäre, und in seinen Schranken bliebe und nicht begehrte, was des Andern ist.

Ein arbeitsames und dabei frommes Leben gefällt Gott besser, als alle Andachten der Heuchelei.

Gesunde Vernunft muß bei der Frömmigkeit seyn, sonst ist sie vor Gott ein Greuel.

Es ist unaussprechlich, wie viel man aus Büchern lernen kann; aber wenig lesen und viel thun, ist noch besser.

Morgen ist stets des Faulen Werkeltag, und heute sein Ruhetag.

Der Müßiggang ist ein Hausdieb in den Häusern.

(Wird fortgesetzt.)

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Dem Weisen ist die Kritik ein Reinigungsquell, aus dem Alles geläutert und reiner hervorgehet, und der Kritiker (nämlich der ächte, wie er seyn soll) ein treuer Wächter für das Rechte, Schöne und Wahre in Kunst und Wissenschaft. Nur dem eigenliebigen Thoren erscheint die Kritik als eine Scylla, die das Leben verschlingt und nur Leichen auswirft; und nur er betrachtet in seinem selbstischen Dünkel den Kritiker als einen bellenden Cerberus.

Der verstorbne Lichtenberg sagt in seinen vermischten Schriften unter anderm: „Alles reformirt sich, Musik war ehedem Lärm, Satyre war Pasquill, und da, wo man heut

zutage sagt: Erlauben Sie gütigst, schlug man einen vor Alters hinter die Ohren." — Seit Lichtenbergs Zeit aber hat sich dies alles abermals reformirt. Jetzt gilt Lärm für Musik, ein Pasquill wird Satyre genannt, und man schlägt heutzutage einen hinter die Ohren, wo man vor Alters sagte: Erlauben Sie gütigst.

Man hat das Leben oft mit einer Reise verglichen, gewiß so richtig, daß dieser Vergleich bis auf die kleinsten Details sich durchführen läßt. Die Empfehlungsbriefe, die man mitnimmt, (Talente, Schönheit, Reichthum,) bringen oft auch weiter nichts, als Eine gute Mahlzeit, oder nöthigen, ermüdet von dem Fahren, zu einer ausgesuchten Toilette. Die Wege sind auch oft schlimm, und sind sie gut, so kostet das Chausseegeld oft recht viel (z. B. das Studiren.) — Wohin aber die Reise geht, und wie die Stadt aussieht, nach der die Millionen Wege und Wanderer hinstreben, sagt in zwar gewissen, aber in undetaillirten Ausdrücken der treue Mentor, der sich jedem Reisenden anbietet, (aber oft abgewiesen wird, ob er gleich keinen Lohn begehrt) — die Religion.

Sicherheit.

Tischler Kaspar hatte Dielen vor seinem Hause liegen, ohne sie jedoch verwahrt zu haben. Nachbars Fritz sagte zu Kaspars Lorchen: Sag' doch deinem Vater, daß er die Bretter zusammennagelt oder sonst sicher stellt, sie können ihm ja ohne dies gestohlen werden. — Gestohlen werden? erwiederte sie: J, Gott bewahre! er hat sie ja gezählt.

---

* Neu aufgefundene Anekdoten

aus:

Chamforts Papieren.

Demoiselle du Thé hatte einen ihrer Liebhaber eingebüßt, und die Sache machte Aufsehen. Ein Bekannter von ihr, der sie besuchte, fand sie auf der Harfe spielen, und sagte voll Erstaunen: Mein Gott, ich dachte Sie in Verzweiflung zu finden. — Ha! erwiederte sie in einem pathethischen Tone, gestern hätten sie mich sehen sollen!

Man gab einem Mann von Geist zu verstehen, daß er den Hof nicht genug kennte. Man kann, war seine Antwort, ein guter Geograph, und doch nicht vom Hause gekommen seyn. d'Anville hatte nie sein Zimmer verlassen.

Auflösung der Charaden in N. 49.

1. Der Barbier.
2. Der Schulmeister.
3. Der Schneider.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 9 — Vorstellungen 8 — 14.)

Sonntag, den 20. Juny. Partheyenwuth oder: Die Kraft des Glaubens. Historisches Schauspiel in fünf Abtheilungen; von F. L. Ziegler. Koke: Herr Schmidt.
Montag, den 21. Juny. Der Gefangene. Oper in 1 Akt, Musik von Della Maria. U. A. w. g. oder: Die Einladungskarte. Schwank in 1 Akt, von Kotzebue.
Donnerstag, den 24. Juny. Die kleine Zigeunerin. Schauspiel in fünf Abtheilungen, von August von Kotzebue. Lasarilla — Fräul. Hanff die 2te.
Freitag, den 25. Juny. Der Amerikaner. Lustspiel in 5 Akten, von Vogel. Lips — Herr Clausius. Kaufmann Herb: Herr Schmidt.
Sonntag, den 26. Juny. Auf Verlangen: Wiederholung der kleinen Zigeunerin.
Montag, den 27. Juny. Musikalische Akademie von Signora Catalani.
Dienstag, den 29. Juny. Die Corsen. Schauspiel in 4 Abtheilungen, von Aug. v. Kotzebue.

Nro. 53.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 4. Juli 1819.

*An H.....

Süße! Holde! Dich zu lassen,
Nein, bei Gott! ich trüg es nicht.
Eher wollt' ich gern erblassen,
Wenn Dein Herz nur Liebe spricht!

O! du sanftes Huld-Gebilde,
Unaussprechlich lieb' ich Dich!
Lächelt mir Dein Auge milde,
Sieh; dann fesselt's ewig mich.

Erde, Himmel mögen schwinden,
Wenn Dein Herz nur Liebe fühlt!
Freudenkränze Dir zu winden,
Ist was meine Gluth nur kühlt.

Mädchen mit dem Zauberlöckchen,
Du mein Alles liebe mich!
Lieblich blühend Mayenglöckchen,
Treu schlägt stets mein Herz für Dich!

Deines Mundes Rosen bieten
Himmelswonne meinem Seyn. —
Deiner Augen Sterne glühten,
Als Du schwurst: „O! ewig Dein"!

Dein zu seyn, mit Mund und Herzen,
Ewig nur zu athmen Dich;
Freudevoll mit Dir zu scherzen —
Und zu weinen — schwur auch ich!

Deiner Wangen zarte Rosen,
Deiner Augen holdes Licht —
Möge mich der Sturm umtosen —
Tönen stets: „Vergiß mein nicht".

In der Lippen sanfte Wellen
Taucht' ich ach! den Mund so gern,
Denn der Wonne süße Quellen,
Schimmern wie der Abendstern!

Deiner Glieder zarte Blüthe, —
Wie die Lilien rein und klar —
Raubten mir des Herzens Frieden,
Doch der Schmerz — die Lust gebar —!

S.....

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

3.

Diese trieb die Zögernde zum Beginnen und schon am dritten Tage nach Tische nahm Emilie mit stillem Seufzen ihr Instrument von

der Wand und ging damit fort, um in einem Garten vor dem Thore, den eine große Anzahl gebildeter Menschen zu besuchen pflegte, ihr Probestück zu machen.

Die Erlaubniß zum Spielen gab der Wirth ohne Anstand, die Versammlung war sehr zahlreich und sie begann mit leisem Erbeben ihr Saitenspiel zu rühren. Die Gäste horchten, fanden die Musik höchst befriedigend, und die Sängerin allerliebst. — Theilnehmend standen bald Männer und Frauen um sie her, sich horchend und schauend zu ergötzen; doch der Tonkünstlerin war nicht wohl dabei; sie, die bisher immer still und einsam gelebt hatte, sah sich von einer Menschenmenge umringt, beobachtet, hörte von Männern ihre Gestalt, ihre Stimme, ihr Spiel gepriesen, hörte manche Uebertreibung des Lobes, manch Schmeichelwort, das die Bescheidene verletzte und ihr alles Blut zum pochenden Herzen, in die erglühende Wange trieb.

Das Einsammeln des Geldes, woran die Gesellschaft selbst sie mahnte, setzte sie in die tiefste Verlegenheit und ward ihr unendlich schwer; aber eben hiebei kam der Ersatz. Es regnete Thaler und andere große Silberstücke auf ihr Blatt, und ein junger Mann, der sie die ganze Zeit hindurch mit sichtbarem Beifall betrachtet hatte, legte sogar am Schlusse der Sammlung ein Goldstück in ihre Hand.

Erfreut ob diesem Gedeihen sang sie noch ein Liedchen, das den freundlichen Gebern Dank sagte und begab sich dann eilends hinweg. Bei einem zufälligen Rückblick auf den zurückgelegten Weg bemerkte sie, daß der Jüngling, welcher das Goldstück spendete, ihr von ferne folgte. Das ängstigte sie, obgleich sein Aeußeres ihr wohlgefiel. Sie beflügelte ihre Schritte, ihm zu entkommen; es war ihr, als schäme und fürchte sie sich, ihn den Aufenthalt des Guitarren-Mädchens wissen zu lassen. Er schien die Bescheidenheit selbst und doch scheuete sie ein neues Zusammentreffen mit diesem jungen Manne. Darum bestieg sie am Thore einen Miethswagen, der dort zur Aufnahme von Fahrlustigen bereit stand und fuhr, so rasch es immer möglich, die Straße hinauf; in der That hatte der junge Mann — es war Adolph Brahn — sie bald aus den Augen verloren.

Wie freundlich blinzelte Frau Riek die klingende Frucht dieses ersten Versuches an, die gegen dreißig Thaler betrug, und Emiliens kleine Schulden im Ueberschwange tilgte.

Auch Emilie fand das Gewerbe jetzt bei weitem nicht mehr so verhaßt, da der Erfolg ihre kühnsten Hoffnungen zurückließ; sie fand sich dadurch gestärkt, neuermuthigt, und setzte eine ganze Woche hindurch ihre Bemühungen mit großem Glücke fort.

Das neue der Sache regte die reizbaren Städtlinge augenblicklich auf. Ueberall begrüßte man mit Zuvorkommenheit die niedliche Erscheinung, belobte ihre Musik, beschenkte sie reichlich, lud sie sehr artig zum Wiederkommen ein, und bald sprach man in allen Gesellschaften der Stadt mit Eifer und hohem Lobe von der schönen Guitarrenspielerin. Man ermunterte einander, sie aufzusuchen, die liebliche zu hören und zu sehen. „Kennen Sie das herrliche Mädchen nicht?“ fragte ein junger Mann den andern. „Nicht? O, mein Himmel, Sie müssen sie sehen. So viel Liebreiz bei dieser Anspruchlosigkeit sieht man selten beisammen!“ Es ward Ton, die liebe Emilie zu hören — den Namen hatte man ihr abgefragt — und die liebe Emilie fühlte sich täglich zufriedener, glücklicher, so wie ihre Pflegerin stündlich freundlicher und gütiger sich zeigte.

4.

Nur Eins fiel dem Mädchen unangenehm auf. Der junge Mann, der ihr am ersten Tage gefolgt war, befand sich überall, wohin sie kam; er starrte sie dann unaufhörlich an, gab an jedem Tage, wie an dem ersten, ihr einen Dukaten, und folgte ihr auf dem Rückwege. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sie ihn unter andern Umständen gern, sehr gern gesehen haben würde; doch eben darum scheuete sie den Gefährlichen. Er mußte aller Wahrscheinlichkeit nach von gutem Hause und reich seyn, sie aber war ein armes, niedriges Mädchen: wohin konnte und sollte endlich dieses ewige Zusammentreffen führen?

Erschrocken und doch auch mit geheimer Freude hörte sie am fünften Tage, als sie von einem Gange zu einer Jugendfreundin heimkehrte, von Frau Rieck die Nachricht, daß der junge Mann während ihrer Abwesenheit bei der Pflegemutter gewesen sey, und sich bei derselben nach Emiliens Verhältnissen und nach ihrer Herkunft befragt habe.

„Ich weiß alles," berichtete Mütterchen mit geheimnißvollem Wesen. „Der junge Mensch empfindet eine christliche und zärtliche Zuneigung für mein Milchen; er heißt Adolph Brahn. Sein Vater ist Kaufmann in der Rathhausstraße, ein reicher Mann, ein wackerer Mann; der hübsche Bursche will mein Püppchen zu seiner lieben Ehefrau machen, hat bereits bescheiden aber förmlich bei mir um dich angehalten, du liebes Kind!"

Und was spricht sein Vater dazu? fragte Emilie, der das Herz höher schlug.

„Der weiß noch nichts," entgegnete die Alte; der Sohn will ihn erst ausforschen; will dir zuvor den Antrag machen, und dann bei dem Vater eine Stunde guter Laune abwarten, seine Einwilligung zu erbitten. Was meinst Du, Kindchen? Es ist doch ein gar hübscher und guter Herr, der Adolph, und der liebe Gottessegen ruht in seines Vaters Schränken, was meinst Du?"

Ich meine, antwortete sie, daß der junge Brahn ein liebenswürdiger, und wie er mir bisher erschienen, ein sehr achtungswürdiger Jüngling ist, dem ich für seine mit zarter Schonung gegebenen reichen Spenden obendrein den besten Dank schuldig bin; aber unsere äußere Lage ist zu ungleich und nimmer wird sein Vater mich zu seiner Tochter aufnehmen wollen. Hat er des Vaters Zustimmung gewonnen, sey er mir willkommen. Bis dahin aber kann und will ich weder ihm noch mir Hoffnungen geben. Er bleibe mir ein Fremder; das bin ich mir, meinem unbescholtnen Namen schuldig, und ich bitte Sie, liebe Mutter, ihn von jeder Erklärung abzuhalten, ihm den Besuch dieses Hauses nicht eher wieder zu gestatten, bis er beweiset, daß er mit seines Vaters Willen kömmt.

„Du bist ein gutes Kind," belobte sie die Pflegemutter: „so habe ich auch gedacht. Es wäre herrlich, wenn er dich heimführte, aber er darf nicht kommen, er komme denn als Bräutigam mit des Vaters Segen. So sey es!"

Doch eben sprang die Thüre auf, und Adolph trat gegen den gefaßten Beschluß, herein. Er trug Emilien sein Herz und seine Hand an, bat um Gegenliebe und versicherte, daß er es redlich meine, auch die Einstimmung seines Vaters zu erhalten hoffe.

„Haben Sie dizse," erwiederte Emilie," sollen Sie meine Antwort hören; unterdessen aber vermeiden Sie mich, wenn meine Bitte, meine Ruhe, mein Glück Ihnen Etwas gilt. Versprechen Sie mir Gewährung!" Adolph

*

fand die Bedingung hart, aber sie bestand darauf und er gelobte, sie nicht aufzusuchen; nur wenn der Zufall uns zusammen führt, werde ich Sie sehen, sagte er; doch werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich den Himmel bitte, mir diese Gunst recht oft zu gewähren. Mein Vater befindet sich auf Reisen; kehrt er zurück, sollen Sie, so hoffe ich, recht bald von mir hören.

Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand; er drückte seine Lippen auf die schöne Hand. Der Kuß drang ihr warm zum Herzen; sie neigte sich schweigend mit dem Blick der Liebe über ihn, und eine feuchte Perle glänzte in ihrem Auge. Er sah den stillen Zeugen ihrer Zärtlichkeit und eilte jetzt auf ihren Wink hinaus, das holde Bewußtseyn der Gegenliebe, die schönsten Hoffnungen im Busen tragend.

5.

Wenige Tage später begab die junge Tonkünstlerin sich wieder nach einem Garten vor dem Thore, wo man sie zur Fortsetzung ihrer Besuche aufgefordert hatte; aber die Gesellschaft war heute nicht sehr zahlreich und bestand nur aus Männern; ein kurz zuvor gefallener Regen hatte heute die Frauen in der Stadt zurückgehalten. Adolph war nicht zugegen, Emilie hatte ihn seit dem Auftritte in ihrem Zimmer nicht wieder gesehen; er schien sein Wort halten zu wollen. So lieb es ihr zum Theil war, daß er ihren Wunsch befriedigte, so unangenehm war ihr auf der andern Seite sein Ausbleiben. Sie fand es jetzt erst aus, daß der Jüngling ihr sehr theuer sey.

Die anwesenden Männer benahmen sich gegen sie wie alte Bekannte. Einer um den andern setzte sich zu ihr, sich mit ihr zu unterhalten, was ihr bald sehr lästig ward, denn dieser fragte nach ihrer Wohnung, nach ihren Verhältnissen und ihrer Herkunft, jener wollte scherzen, ein Dritter soderte flüsternd die Erlaubniß, sie nach Hause zu begleiten, und ein Vierter kniff ihr zudringlich die Wange; ein Fünfter, der etwas berauscht schien, begehrte Küsse von ihr. Sie erröthete einmal über das andere, und fühlte sich heute gekränkt, beleidigt, geängstigt. Ein Paar Frauen, die später gekommen waren, schaueten mit sonderbaren, verächtlichen Blicken auf sie, und theilten nur zu hörbar sich gegenseitig erniedrigende Bemerkungen über das Guitarrenmädchen mit. Betrübt, entmuthigt durch alle diese Dinge, endete sie ihr Spiel und begann die Geldeinsammlung, doch die Männer, vom Geiste des Getränkes befeuert, verlangten, daß sie noch bleiben möchte, und versagten ihr deshalb die Gaben. Sie durfte nicht mit leerer Hand zu Frau Rieck zurückkehren. So sah sie sich genöthigt, diese Wünsche zu erfüllen.

Eine Stunde später ward sie entlassen, nachdem sie bei dem Einsammeln noch manche nicht ganz anständige Scherze hatte hören müssen. Wie sehr verleidete ihr die heutige Erfahrung das Gewerbe, wie innig wünschte sie jetzt wieder, es mit einem andern vertauschen zu können! Und doch war sie noch nicht am Ende des Tages, sie sollte noch Unangenehmeres erleben.

6.

Man hatte sie lange aufgehalten, es dämmerte schon, als sie den Weg nach der Stadt antrat, und ein nebelhafter Staubregen machte den Abend vollends ganz finster. Still war es um sie her und gänzlich dunkel, als sie durch den Park ging; im dichsten Gebüsch sah sie sich plötzlich von einem Manne angehalten der aus dem Gesträuche hervortrat, und den Weg ihr versperrte. Es war derselbe, der in der Gesellschaft Küsse von ihr begehrt hatte. Er war vor ihr hinweg gegangen, um

sie in den Gebüschen aufzufangen; mit faunenhaftem Wesen trat er jetzt auf sie zu, und strebte mit roher Gewalt, sie in seine Arme zu schliessen. Sie fuhr mit einem Angstschrei zurück und suchte ihm zu entkommen, doch der Stürmer hielt sie mit starker Hand, forderte Küsse, und wies ihre Weigerung höhnend und bald drohend zurück. Ein Mädchen ihrer Art sey doch sonst nicht spröde, meinte er, wolle sie es aber scheinen, so werde er Gewalt gebrauchen. Der Augenblick war schrecklich; sie hielt sich für verloren, und dies Bewußtseyn versetzte sie in Todesangst. Sie rief ihren guten Engel um Rettung, den Geist ihrer Mutter um Beistand an, und suchte nun rückweichend den Frechen durch sanfte Bitte und Thränen zur Schonung zu bewegen. Vergebens: er forderte mit rohem Ungestüm Gehorsam. Emilie sah keinen Ausweg mehr; sie rief um Hülfe, ohne jedoch auf Erfolg zu rechnen; aber unerwartet eilte ein Mann herbei, fragend was hier vorgehe. Sie erhob die klagende Stimme und bat wiederholt um Hülfe.

„Die soll Ihnen werden, wer Sie auch seyn mögen! Seyn Sie ganz ruhig!“ sprach der Ankommende, und schleuderte ihren Bedränger im Augenblick weit fort in das Gebüsch. Jetzt schauete der Retter dem Mädchen ins Gesicht, und rief staunend: „Emilie!“ Es war Adolph Brahn, der im Dunkel der Nacht und des Gebüsches umher schlich, sich ungestört mit dem leuchtenden Bilde der Geliebten in seiner Seele beschäftigen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wegpolizei und Wegpolitik in Grambke im Gebiet der freien Stadt Bremen.

Die Politik hat nichts mit der Moral gemein, und verliert in dem Maaße von ihrer Trefflichkeit, als die Moral sich in ihre Plane mischen will; der Meinung sind von jeher alle Eroberer, oder große und kleine Räuber gewesen. Der currente Begriff der Politik läßt sich also in wenige Worte fassen: Sieh zu, daß du dich mit guter Manier des Eigenthums und des Willens Anderer bemächtigst, auf eine Art, die dich am wenigsten in Gefahr setzt, für dein eigenes Eigenthum und deinen eigenen Willen befürchten zu müssen.

Die Polizei, die von den großen Herren ausgeübt wird, ist eben auch nicht viel anderes, als jene Politik, nur daß sie sich nach innen kehrt, und mit minderer Schlauheit und mit weniger Gefahr zu Werke gehen kann, als jene, die nach Aussen wirkt.

Ein Theil der Grambkeschen Einwohner — (Grambke ist ein Dorf im Bremer Gebiet, dessen Fluren den sprechendsten Beweis seines fleißigen und rationalen Landbaus darbieten, so gut wie die der Esquimaux, und dessen Einwohner eben so friedfertig seyn sollen wie die in der Normandie). — Ich schöpfe wieder Odem, und sage, ein Theil der Grambkschen Einwohner hat die Begriffe von Polizei und Politik wahrscheinlich an den Höfen der größten Herren, ja warum nicht in Rom selbst, dem alten Sitz der europäischen Politik, gelernt, und versteht Polizei und Politik, als Namens verwandt, sehr gut zu amalgamiren, und ihnen den würdigsten Standpunkt anzuweisen, wovon ich mich bei folgendem Vorfall klärlich überzeugt habe, aus dem ich nicht ohne grundlichen Respect vor der Bauernpolitik hervorgegangen bin.

Am Himmelfahrtstage schlug mein Kutscher auf der Rückfahrt von St. Magnus nach Bremen am Abend einen Richtweg von Grambke nach Oslebshausen ein, den wir auch den Morgen gefahren waren. Dieser Weg ist so breit, ja breiter als der gewöhnliche, hat eben so viel

breiten und tiefen Sand, zeigt eben so wenig Spur von Vegetation, hat eben so sehr das Ansehen, stark befahren zu seyn. Beinahe eine Viertelstunde hatten wir zurückgelegt, da traten auf einmal etwa vierzehn Bauern nebst einem robusten Weibsbilde mit Hacken und Spaden bewaffnet hinter einer Sandhöhe hervor, fielen den Pferden in die Stränge und geboten mit Schimpfen und Fluchen: Halt! und erhoben drohend ihre Waffen.

Auf mein Fragen, warum? hieß es: das ist unser Eigenthum, wir wollen es nicht leiden, daß man durch unser Land fährt.

Ich. Aber dieser Weg ist kein Ackerland, er ist befahren, und man sieht auf demselben keinen Grashalm.

Die Bauern. Do het he Recht, man elk, de dohär föhrt, mot Trinkgeld betalen, dat will wie versupen.

Ich. Aber wenn es nicht Recht ist, diesen Weg zu fahren, und es eurer Gemeinheit Schaden bringt, warum wollt ihr es gegen Geld erlauben?

Die B. Dummen Schnack! Wie möt to supen hewwen.

Ich. Aber ihr habt beim Anfang dieses Wegs keinen Anschlag, keinen Schlagbaum, keinen Graben: wie soll der Reisende wissen, daß er diesen breiten Weg nicht fahren darf? Oder wenn ihr das Recht habt, ein Barrieregeld zu erheben, warum verschafft ihr euch nicht von dem Bremer Senat die Erlaubniß, eine Barriere anzulegen? Oder warum stellt ihr euch nicht in euer Dorf, und verwehrt da dem Reisenden, diesen Weg zu fahren, wenn er einen andern Weg noch wählen kann?

Die B. Wat schärt us dat? Ditt is use Menheit (unsere Gemeinheit) da heft us de Härren nix to befehlen, un er schal nummes äber föhren. Gev he us man glik veer un twintig Groten, dann kann he föhren. De möt wie hebben.

Ich fragte denjenigen, der mir am nächsten war, nach seinem Namen; er sagte, er hieß Uhlenbrook. Als ich auch die Namen der Uebrigen verlangte, verweigerten sie dieß durchaus. Ich bestand darauf, sie sollten mir ihre Befugniß vorlegen, Kraft welcher sie berechtigt wären, dies Geld zu fordern; die Antwort war: Wie möt to supen hebben, und dabei schwangen sie ihre Spaden und Hacken, und sahen sehr unternehmend aus.

Jeder, der ein guter Staatsbürger ist, mag gern sein Schärflein dazu beitragen, seinen Nebenmenschen auf den rechten Weg zu bringen. Die politischen Bauern möchten am Ende zur Ueberzeugung kommen, daß doch ihre Politik die rechte sey, wenn sie in ihren Erwartungen nicht zuweilen getäuscht würden; und da wir, wie einige Tage früher dreien von ihnen begegnet war, sie nicht mit der Gewalt abweisen konnten: so hieß ich den Kutscher links um machen. Da gab man es wohlfeilern Kaufs, und verlangte nur zwölf Groten to versupen. Als auch dies nichts half, machten sie lange Gesichter, und als wir an der andern Seite wieder herum kamen, sahen wir sie wieder auf ihren Posten an der kleinen Sandhöhe gleich Ameisenlöwen auf neuem Raub lauern.

Man kann oft nicht wissen —, sagt Moliere, wo das Genie sich hinnistet, und ob ein zweiter Gray auf dem Kirchhof zu Grambke nicht ebenfalls dichten könnte:

Some Grambke, — Hampden, that with dauntleff breast
The little trampler of his fields withstood etc.

Für den Juristen, dem die poetischen Blumen nicht viel helfen, stelle ich folgende Fragen:

Ist der Weg ein integrirender Theil der Gemeinweide, warum sieht er aus wie ein Weg?

Will die Gemeinde das Fahren darüber, was gewöhnlich ist, verhindern, warum verwehrt sie es nicht mit einem Graben gleich am Dorfe?

Will die Gemeinde diesen Weg gegen eine Abgabe erlauben, warum legt sie nicht eine Barriere an?

Hatten die vierzehn Grambker, die sich am Himmelfahrtstage so tapfer gegen uns stellten, nur das Wohl ihrer Gemeinweide im Sinn, warum verwehrten sie uns nicht schon im Dorfe das Einfahren in diesen Weg, warum erst eine kleine Viertelstunde weiter?

Geschah es nicht in der Voraussetzung: Hier kehrt der Reisende nicht mehr um, und giebt uns to supen? Und

spielt hier nicht offenbar der Eifer für Gemeinwohl eine dem „Supen" weit untergeordnete Rolle?

Wenn die vierzehn Grambker sich im Recht glaubten, warum wollten sie ihre Namen nicht sagen, als ich ihnen mit Anzeige bei der Bremer Behörde drohte?

Die Grambker Bauern hatten wohl am Himmelfahrtstage nicht gearbeitet, wenigstens hatten wir am Vormittage keine lebendige Seele in den Feldern gesehen: Warum erschienen sie nun, obgleich sonntäglich gekleidet, mit aufgehobenen Hacken und Spaden drohend?

Werden die Grambker je durch solch gewaltsames Verfahren ihre Gemeinweide bessern und den Sandweg mit Gras bedeckt sehen, wenn sie dennoch denjenigen, der ihnen to supen giebt, denselben fahren lassen?

Wenn es alle Reisende so machten, wie ich, so möchte den Grambker Land-Strassenmännern das Supen etwas knapper, ihre Gemeinheit aber, wenn sie an der Stelle je grün werden kann, etwas grüner werden.

Viator.

---

* Signora Catalani.

Als diese gefeierte Sängerin gegen Ende April dieses Jahrs in Düsseldorf sang, dichtete der Engländer Thomas Brand folgendes Akrostich auf sie:

Angelic melody to thee was giv'n,
Not less delightful than the strains of heav'n:
Gladly shall thousands meet to hear thy song,
Enchanting Beauty too shall round thee throng,
Learn too from thee how Seraphs choïr above,
Improve their taste and catch thy notes of Love.
Crowns of unfading green the Muse shall bring
And Angels pause to hear a Mortal sing!

Come then, sweet Syren! wellcom'd by the Bard,
A golden harvest shall thy song reward;
The Rhine, to hear thee, shall forget to flow,
And Philomel shall cease the lay of woe;
Leave too your Paradise, and learn from thee,
A tenderer strain of thrilling Melody;
Nor unobserv'd shall Syrens join the throng,
Inspir'd, enraptur'd by thy tuneful song!

Von diesem englischen Akrostich erschien sodann eine freie Nachbildung von der Hand des Herrn Theodor von Haupt, Herausgebers des Rheinischen Beobachters, aus welchem Blatte diese beiden Gedichte genommen sind:

Dir ward der Engel Melodie verliehen,
Des Himmels süße Wonnelaute ziehen
Die staunende, die tiefbewegte Menge
Zur Königin der holden Zauberklänge:
Auf Deiner Seraphslaute Silberwogen
Schwebt jedes Herz hinauf zum Himmelsbogen,

Wo Kränze blühn im Reich des ewig Schönen,
Die Stirn der hohen Sängerin zu krönen.
Willkommen in dem Land der Barden und Druiden,
Willkommen uns im Duft der Frühlingsblüthen!
Dich grüßt, gewiegt auf jungen Rosenzweigen
Die Nachtigal; des Rheines Fluthen schleichen —
Es feiert Dich Natur in wonnigsüßem Schweigen,
Im schönsten Lichtgewand die Palme Dir zu reichen.

---

* An Sie.

Trüb flieh'n die Stunden meines Lebens,
Gefallen ist der Hoffnung Stern.
Es weint mein Auge nun vergebens,
Denn Sie — Sie ist mir ach! so fern.

Es grünte die Liebe
In fröhlichen Tagen,
Und herrliche Blüthen
Versteckte die Klagen.

Da glühte die Wonne
Auf rosigen Wangen;
Gestillt war das Sehnen —
Des Herzens Verlangen.

Die Freude umfieng mich
Mit duftigen Kränzen;
Die Horen, sie nahten
In lieblichen Tänzen.

Der Liebe nur lebt' ich,
Verbannt war die Klage;
Doch schnell, ach! entflohen
Die köstlichen Tage.

Nun irr' ich im Dunkel
Mit Thränen im Blicke;
Ihr Bild o! nur folgt mir
Im herben Geschicke.

Und in die Dornen flicht es Blüthen —
Der süße Duft, er hebt die Brust!
Bin gleich ich weit von Ihr geschieden,
Ist der Gedank' an Sie mir Lust!

.....

---

* Räthsel.

Arm und kleinlich seht Ihr seine Hülle;
Doch vor Alters maß es Euch die Zeit,
Jetzt noch zeiget seine große Fülle
Euch ein Bild der Unermeßlichkeit.

Wehe! die grausamsten Leiden
Foltern den Armen so sehr,
Ehe er von Euch kann scheiden,
Freude erblüht ihm nicht mehr.

Kommet und lernet hier Dulden;
Aber auch fliehn das Verschulden;
Greift in die Räder des Schicksals nicht ein,
Nur in's Verderben zieht's Euch hinein.

B — r m — — r.

Berichtigung.

Die in der vorigen Nr. d. W. enthaltene Anzeige: daß Frau C. das dritte Concert in der hiesigen Domkirche geben würde, ist später abgeändert, und gestern hat deren letztes geistliches Concert in der hiesigen St. Ansgarii Kirche Statt gehabt. —

Druckfehler.

In Nro 51. S. 405 in der Beschreibung des Bildes Nr. 28. sind in den griech. Worten einige Druckfehler enthalten, die man zu entschuldigen bittet. Auch lese man Blomart statt Blonmark, Matthäus statt M..... u. a. dgl. — In Nr. 52. S. 410. 1. Sp. Z. 11 v. u., ist Rode st. Paer und auf S. 416. Z. 12 v. u. 13 st. 14 zu lesen.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 9 — Vorstellungen 14 — 15.)

Donnerstag den 1. Juli. Das Strandrecht. Lustspiel in 1 Akt. von Kotzebue. Herr von Hayfisch: Herr Schmidt. Hierauf zum Erstenmale: Das Fischermädchen, oder Haß und Liebe. Lyrisches Drama in 2 Akten, von Theodor Körner. Musik von Schmidt.
Freitag, den 2. July. Der Machtspruch. Original-Trauerspiel in 5 Akten, von F. L. Ziegler.

Nro. 54.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 8. Juli 1819.

*Das Mädchen an der Mainbrücke in Frankfurt.

„Willst Du nicht in's Hüttchen gehen?
„Abendroth am Himmel bleicht,
„Nächtlich kalte Hauche wehen
„Von den Fluthen trüb und feucht.
„Willst Du nicht die Kleider tauschen? —
„Leicht und dünn ist Dein Gewand,
„Kalte Abendwinde rauschen,
„Und des Tages Schimmer schwand!

„Mutter, Mutter laß Dein Eilen,
„Bis das Abenroth verglüht
„Laß mich auf der Brücke weilen,
„Daß mich der Geliebte sieht.
„Wandrer zogen auf und nieder:
„Keiner kam, den er gesandt;
„Frühling schwand, und kehrte wieder,
„Und der Herbst blich mein Gewand.

„Blich die buntgewebten Farben,
„Die so oft Sein Aug' erfreut.
„ — Meiner Wange Rosen starben.
„Thränen weint' er auf das Kleid.
„Thränen sind mir sichre Zeugen,
„Daß er aus der Ferne kehrt,
„Alle süßen Stimmen schweigen;
„Nur das Kleid ist mir noch werth.

Und so bald der Morgen thaute,
Saß sie an der Brücke Fuß,
Bis die Abenddämmrung graute:
Harrend auf des Theuren Gruß. —
Wandrer zogen auf und nieder.
Keiner kam, den er gesandt;
Frühling schwand, und kehrte wieder,
Und der Herbst blich ihr Gewand.

„Willst Du auf den Falschen trauen,
„Auf sein blasses Thränenpfand:
„Kannst noch lange hinwärts schauen
„Von der Brücke schroffem Rand!
„Aus dem falschen Vaterlande
„Kehrt der falsche Schmeichler nicht,
„Thränen sind wie Rosenbande,
„Die der freche Leichtsinn bricht.

Frühling kam im Rosenkranze —
Doch der Wange Rose blich.
Abend kam im Sternenglanze —
Doch der Glanz des Auges wich.
Viele Wandrer sah sie nahen,
Der Ersehnte nah'te nicht:

Viele auch das Mädchen sahen,
Stille Trauer im Gesicht.

Und sobald der Morgen thaute,
Saß sie an der Brücke Fuß,
Bis die Abenddämmrung graute:
Harrend auf des Theuren Gruß.
Und im Glanz der Morgenröthe,
Nahte sich ein Leichenzug —
— Und der Sitz war leer und öde,
Der so oft das Mädchen trug.

A. Daeves.

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Der Trunkenbold wälzte sich unterdessen hülflos am Boden und stieß wechselweise Schmähungen und leere Drohungen gegen den Starken aus, der ihn zum ohnmächtigen Schmerzensmann gemacht hatte, während Emilie ihrem Genius mit ungekünstelten Worten dankte, und dann in neue Verlegenheit gerieth. Der Geliebte war ihr Beschützer, ihr Retter geworden, als sie keinen Ausweg mehr sah; er hatte ihr die theuersten Verpflichtungen aufgelegt; wie gern hätte sie in diesem Augenblicke sich ihm selbst gegeben für seine schöne That, und doch rissen die Rücksichten auf ihre Lage, auf die ganzen Verhältnisse, sie gewaltsam von ihm hinweg; dennoch mußte sie ihrem Vorsatze treu bleiben, ihm keine Hoffnung zu geben, wenn sie nicht ihr eignes Heil, ihren Frieden, ihren guten Ruf, zerstören wollte.

Adolph bemerkte und fühlte ihre Verwirrung, darum erwähnte er des entwichenen Augenblicks nicht mehr, und bat nur, daß es ihm vergönnt seyn möchte, sie jetzt nach Hause zu begleiten; sie nahm sein Erbieten an, doch nur unter der Bedingung, daß er sie vor ihrer Wohnung verlassen wolle. Mit unterdrücktem Seufzer gelobte er das, gab ihr den Arm, sprach auf dem ganzen Wege bis zu ihrer Thür nur von gewöhnlichen Dingen, und so ging sie, scheinbar unbefangen, neben ihm her, bis sie die Thür erreicht hatten.

Hier bat er bei dem Abschiede, daß es ihm gestattet seyn möge, sie morgen nur auf eine Stunde zu sehen, wogegen er geloben wolle, wie heute, seine theuerste Empfindung mit keinem Worte zu berühren, aber sie versagte mit Strenge. „Ich habe Ihr Wort," entgegnete sie; „daß Sie von mir entfernt bleiben wollen, und nur wenn sie es männlich halten, kann ich mit Achtung Ihrer gedenken."

Das ist sehr hart! klagte er. Der Zufall ist gerechter, als Sie!

„Der Zufall ist kein Mädchen," erwiederte sie; „ich aber bin ein solches, und meine Zukunft hängt an dem Urtheile der Welt, an dem Schein. Gesetzt, Ihr Vater versagt Ihnen, was ganz wahrscheinlich ist, sein Jawort; wie stehe ich alsdann da, wenn man mich in Ihrer Gesellschaft sah? Leben Sie wohl!" So sprach sie, eilte in das Haus und schloß hinter sich ab. Ach! er sah sie lange nicht wieder, denn der heutige Sturm widriger Empfindungen, der Angst, des Schreckens bei dem Auftritte im Park wirkte höchst nachtheilig auf ihre Gesundheit. Schon in der nächsten Nacht ward sie von einem bösartigen Fieber befallen, das sie dem Tode nahe brachte, und erst nach vielen Wochen sie verließ. In der Kirche fand er sie wieder, wie die Leser im Eingange dieser Erzählung (N. 52) gefunden haben.

7.

Emilie war etwa seit einer Stunde wieder zu Hause, als Frau Rieck ein Schreiben von Adolph erhielt, das sie flugs dem Pflegetöchterchen mittheilte. Durch die Wittwe hatte der

junge Brahn während Emiliens Krankheit stets Nachrichten über den Zustand der theuren Leidenden empfangen, durch sie hatte er auch ihren heutigen Ausgang zur Kirche erfahren, und es war mehr als Zufall, daß sie ihn dort erblickte. Adolph meldete der Alten schriftlich, daß sein Vater morgen von der Reise heim komme, und daß er dann den ersten Augenblick des Wiedersehens — in welchem der Ankommende wahrscheinlich recht freundlich gestimmt seyn werde — benutzen wolle, mit ihm von Emilien zu reden. „Dies," schrieb er, „wollte ich heute meiner Geliebten an der Kirchthüre sagen; aber sie hörte mich leider nicht an."

Das Mädchen schwieg. Was meinst du, Päppchen; forschte jene. Ist es nicht ein guter Brief, eine liebe Botschaft?

„Daß ich hoffen dürfte!" erwiederte die Kleine. „O diese Hoffnung ist mir so theuer, aber die Wahrscheinlichkeit verweht die leichte Seifenblase, und eine Stimme in meinem Innern flüstert: Nie wird der edle Jüngling dein! Um so mehr muß ich ihn aufgeben!"

Wie gern hätte Frau Rieck der Träumerin widersprochen, aber auch sie hatte die Schilderung des alten Brahn, die sie aus dem Munde eines glaubwürdigen Verwandten erhielt, vom Glauben zum Zweifel getrieben. Wie gern hätte sie ihre Pflegetochter mit Adolph gut versorgt gesehen, aber sie konnte unter den Umständen Emiliens Vorsatz und kluges Verhalten nicht tadeln, und ein Achselzucken war einstweilen ihre Antwort.

Der morgende, entscheidende Tag kam, und mit ihm der alte Herr Brahn von der Reise heim; doch ging auch sogleich bei Adolph ein großer Theil seiner rosenfarbenen Hoffnung für seine Liebe verloren, denn eine nicht ganz unbedeutender Verlust im Handel hatte die sonst ganz erträgliche Laune des Kaufmanns mächtig verfinstert.

Dennoch ward der Liebende von seinem Herzen getrieben, seinen Vater von dem Verhältniß zu Emilien zu unterrichten, und ihn um Bewilligung seines Glückes zu bitten. Er redete mit Begeisterung von des Mädchens hohem Werthe, von der Geliebten Unschuld, Sittsamkeit und ihrem gebildeten Verstande.

„Und wer ist sie, was ist sie?" fragte der Zuhörende. Freilich nur eine arme Sängerin, aber sie verdient die Tochter eines Königs zu seyn! Und der Jüngling fuhr fort, mit der glühenden Beredsamkeit des Liebhabers, das Lob seiner Herzgeliebten zu verkünden.

Herr Brahn war ein durchaus wackerer Mann, aber auch ein sehr prosaischer Mensch, der von Kindheit auf nur in der kaufmännischen Praxis sich bewegt hatte. Deshalb begriff er die Gefühle nicht, welche den Sohn zum Redner erhoben; daher ward seine Stirn von Sekunde zu Sekunde krauser, und als jener am Ende war, sah er den jungen Mann zweifelhaft an und schalt ihn einen Narren.

„Das Mädchen ist also schön!" sagte er. „Gut. Es freut mich, daß du Geschmack besitzest und darauf siehst; ich will nicht untersuchen, wie sehr die Blindheit des Verliebten zu der Ansicht beitrug. Zwar soll Niemand ein Haus um des äußern Anstrichs wegen kaufen, aber es ist kein Fehler, wenn das Innere des Gebäudes dauerhaft und bequem ist. Doch es mag gut seyn. Sie ist arm? das ist schlimm, aber nicht ihre Schuld. Sie ist ein Guitarren-Mädchen und ein solches willst du zur Frau? Hier muß ich dich mit Recht fragen, ob du rein toll bist? Was würde die Welt von dir und mir denken

müssen? — Der junge Brahn nahm eine lockere Musikantin zum Weibe. Pfui, mein Sohn!"

Aber ich sagte Ihnen ja, das Mädchen ist sittsam, tugendhaft, und das ist sie bei Gott. Mit meinem Leben bürge ich für Emiliens Unschuld.

„Toller Bursche! die Unschuld eines Mädchens, das an öffentlichen Orten Musik macht, willst du verbürgen? Das schreibt sich vom Romanenlesen her; wer die Welt kennt, lacht darüber."

Ihr Urtheil ist hier Vorurtheil, und Emilie die Ausnahme von der traurigen Regel.

„So etwas macht nur ein verliebter Geck sich weis, mich wirst du nicht so leichtgläubig finden. Alles was ich glaube ist, daß die Dirne mit ihrer Tugend eine recht gute Komödiantin ist. Desto schlimmer!"

Erkundigen Sie sich nach ihr, Vater; fragen Sie nach ihrem Lebenswandel, wo und wen Sie wollen und man wird Ihnen nur Rühmliches sagen. Sehen, prüfen Sie meine Geliebte. „Basta! kein Wort mehr davon!" So schob er die Mütze in die Stirn und schwieg.

Adolph wußte, daß sein Vater unbeweglich war, wenn er die Mütze gerückt und Basta! gesagt hatte; darum verstummte er achselzuckend, und ging hinaus, aber er gab die Hoffnung nicht auf, und beschloß, einen besseren Zeitpunkt zu erwarten.

8.

Schweigend ging der Sohn ein Paar Tage an dem Vater vorüber, das war diesem unangenehm; er liebte den sonst braven und verständigen Jüngling und war nichts weniger als herzlos. Da that es ihm denn leid, daß sein Liebling unglücklich schien. Er redete den Schweigenden an, und hörte wieder das alte Lied von seiner unwandelbaren Liebe für Emilien. Er sagte diesmal und noch dreimal Basta! Als er aber das Wort oft wiederholt hatte, fing er an im Stillen die Bemerkung zu machen, daß des Sohnes Neigung doch wohl mehr als eine flüchtige Grille sey. Wenn das Mädchen wirklich gut wäre?" fragte er sich am Ende. „Und wenn die Versagung meinen einzigen Sohn unglücklich machte?" fragte er weiter, und gab sich die Antwort, daß man die Sache überlegen müsse. Bei der Ausführung dieses Entschlußes, schien es ihm rathsam, Adolphs Weisung zu befolgen, sich nach Emilien, nach ihrem Charakter, ihrer Aufführung zu erkundigen. Aber das hatte seine großen Schwierigkeiten. Seine näheren Bekannten wußten nichts von dem Daseyn des Mädchens, hatten nie etwas von ihr gehört, nur ein Nachbar hatte vernommen, daß sie vor Kurzem in der Ressource, die er besuchte, gespielt habe. Er forschte weiter nach und hörte jetzt, daß man von Emilien wie von Frau Rieck, entweder nichts, oder doch nur Gutes wisse; wer beide kannte, sprach lobpreisend von den armen aber achtungswürdigen Menschen. Er ward ungewiß, und fragte seinen Hausfreund, den Doktor Hillner, um Rath. Selbst ist der Mann! meinte dieser. Das Mädchen wie die Mutter kennt dich nicht, ich an deiner Stelle ginge in Person zu ihnen hin, legte mir einen andern Namen bei und sähe, und horchte sie aus.

„Und wenn ich alles finde, wie es seyn soll?" fragte er. „Was dann?" Dann spräche ich Amen! Armuth ist keine Schande, Musik machen auch nicht. Unschuld und Schönheit sind reiche Ausstenern, und Adolph hält fest was er einmal erfaßt hat. Ziehst du ihn zu-

rück, wird er zwar nicht sterben, aber jämmerlich leben. Da hast du meine Meinung!

(Die Fortsetzung folgt.)

* Einige Worte wegen Vereinigung der Confessionen.

Wenn Partheien nach dem Zwecke streben, ihre bisherigen verschiedenen Meinungen durch eine zu ersetzen: so giebt es wahrlich kein besseres Mittel als Einheit; vergeßen muß da werden die Disharmonie vergangener Zeiten, oder man erinnere sich derselben lebhaft und lasse die dadurch entstandenen Nachtheile als Sporn dienen, um Hand in Hand, Einheit und Muth im Paniere dem Ziele entgegen zu schreiten ohne müde zu werden, ohne, wenn die Erreichung des Zwecks das allgemeine Wohl beförderte, zu fragen: „gewinnst oder verlierst du dabei?“

Die Geschichte liefert uns die schönsten Beispiele, was Eintracht vermag — wäre ohne sie die Schweiz, Nordamerikas Freistaat, unser deutsches Vaterland aus den Ketten der Tirannei erlöst? — Wäre nicht Napoleon schon 1806, wenn Oesterreich sich mit Preußen, oder 1809, wenn Preußen sich mit Oesterreich fest vereint hätte, gestürzt worden? Säße er ohne Leipzigs Völkerschlacht, wo der Deutsche sich an den Deutschen reihte, nicht noch auf dem Throne. —

Kaum befreit von diesem Feinde, bereitete sich das Vaterland zu einem neuen Kampfe, als das Reformationsfest zu den Waffen rief, um einen Feind zu stürzen, der Jahrhunderte tirannisirte, der Ohnmacht seine Feinde spottend, — den Confessionsgeist. — Der Hansa Söhne kämpften muthig in den vordersten Reihen, als es der Befreiung des Heerdes galt und werden auch jetzt sich nicht mahnen lassen, da es noch einer edleren Sache gilt — der Befreiung des Geistes.

Auf denn, Hanseaten! bleibt nicht zurück in diesem Kampfe; an Mitteln seyd ihr reich, leicht ist der Sieg, es bedarf nur eines ernstlichen Wollens. Keine Krone drückt Euch, kein Machtwort beugt Euch. Euer Wille ist Gesetz, — Euer Gesetz ist Wille. —

Bremen kämpft bereits seit einiger Zeit, rückt aber nur langsam vorwärts — so lange kein allgemeiner Angriff geschieht, wird der Feind triumphirend sein Haupt erheben. — Die Reformirten begannen den Kampf, verfehlten aber, von den Lutheranern nicht gehörig unterstützt, ihr Ziel, jetzt zeigen sich die Lutheraner in den Schranken und die Reformirten suchen Hindernisse hervor. — Auf dann! ermannt euch; nicht einer kann die Lorbeeren ohne den andern gewinnen. — Blickt in die Höh' — zwei Siegeskränze erwarten euch, vier Geister halten sie bereit, Luther und Zwingli den einen, Calvin und Melanchthon den anderen, und ein evangelisches Band hält sie umschlungen. —

— g.

* Ein Trostwort für Bedrängte.

Viel vermag der Mensch, und manches Schwere erringt des Willens Kraft, wenn auch einer seitwärts steht mit scheelem Blick unser Kleinod musternd, und unächtes verkündet von Fehler oder Mängel, die das grade Auge nicht wahrnimmt, auf daß all unser Hoffen und Bestreben vergeblich werde; Alles sich uns weigere; selbst der liebste und letzte Wunsch uns ungewährt erkalte: so sind wir dennoch vom Schicksal nicht besiegt, und stolz verlacht der muthige Jüngling die thörichte Anmaßung eitler Tücke Willkühr, und leidet nicht den Druck.

Ja, willkommen mir, in jedem Augenblick, wo ich die Sclaven zittern sehe, aufs neue willkommen, geliebtes Bewußtseyn der Freiheit! schöne Ruhe des klaren Sinnes, mit der ich heiter die Zukunft, wohl wissend was sie ist und was sie bringt, mein freies Eigenthum, nicht meine Herrscherin begrüße. Mir hält sie nichts verborgen, und freundlich nähert sie sich ohne Anmaßung von Gewalt. Und was kann auch weiter mir begegnen? Freude und Schmerz habe ich ja empfunden, ich kenne jeden Gram und jedes Lächeln, und was giebts unter Allem, was mich betraf, seitdem ich wirklich lebe, woraus ich meinem Wesen nichts Neues angeeignet, und Kraft gewonnen hätte, die das bessre Leben nährt.

So sey denn die Vergangenheit mir Bürge der Zukunft; sie ist ja dasselbe, und was kann sie mir anders thun, wenn anders ich derselbe bin. Bestimmt und klar sehe ich den Inhalt meines Lebens vor mir. Und wie der Freunde einz'ge theure Habe ich immer mir erhalten werde, so weiß ich auch der Feinde hämisches Betragen, wie jetzt so jemals, zu verachten, und kühn werde ich ihnen unter die Augen treten, vom falschen Schmuck des Bessern sie entlarven.

So fasse Muth und hoffe! Nicht Du allein stehst eingewurzelt in dem tiefen Boden, der spät erst Oberfläche wird; es keimet überall die Saat der Zukunft! Besser gedeiht ja, wie Alle sagen, die junge Pflanze an fremden Ort versetzt, wo unbeschattet sie nicht der Distel Nähe kennt. — Fahre fort denn zu spähen wo Du kannst; der Welt zum Trotz verschwindet endlich Neid und Mißtrauen, wenn immer das gleiche Handeln wiederkehrt und gleiche Ahndung das fromme Herz ermahnt. Nur kühn den Stempel der Wahrheit jeder Handlung eingeprägt, daß dich die Nahen finden; nur kühn hinausgeredet in die Welt des Herzens Meinung, daß dich die Fernen hören!

---

* Der Dichter.

(Aus dem Holländischen.)

Es ist kein Wunder, daß die Dichtkunst, welche überall nur auf Vergnügen, und nicht auf Nützliches sieht, denjenigen die sich damit bemühen, sehr wenig Gewinn bringt, daß Dichter und Arm zwei Eigenschaften sind, die oft bei einem und demselben Menschen gefunden werden. Und sicher, die Musen sind so verachtet, daß beinahe keine andere, als Verliebte, die unverheirathet sind, sich damit abgeben. Das Angenehmste dabei ist zu sehen, daß diese Dichter, obgleich sie diejenigen, die sie in ihren Reimen schmeicheln und die Unsterblichkeit verheißen, selbst so elend sind, daß sie vor Hunger und Gebrechen, nur mit genauer Noth ihr eigen Leben fristen.

Man sieht sie bei den Großen, wo sie als Heuschrecken singend, den Thau ihrer Mildthätigkeit erwarten, ohne welchen ihre Gedichte unkräftig sind. Sie sprechen nichts als von Mäcenen, als ob sie, Maronen in ihren Reimen, als elend in ihrem Stande, wären.

Arme Kunst! man kann von dir dasjenige sagen, das einstmals von einem Lacedämonier von der Nachtigal gesagt wurde: „Ihr seyd ein Gesang, und nichts weiter." Ich will euch hier die List eines alten Dichters erzählen, der durch einen artigen Einfall mehr Nutzen hatte, als durch alle seine Poesien. — An den Hof des Kaisers Augustus, der die schönen Künste und Wissenschaften liebte, kam eine Menge Poeten und machten Geräusch wie Bienenschwärme. Sie sangen um die Wette und beeiferten sich mit ausgesuchten Worten und süßen Einfällen, den Kaiser zu preisen, um

Geld zu erlangen: denn es ist die Gewohnheit dieser Leute, nur zu preisen, um gepriesen zu werden. Sie verschenken ihre Lobreden nicht, sondern leihen sie nur aus. Unter diesen Poeten befand sich auch ein Grieche, der in dem Rufe stand, gute Gedichte zu verfertigen. Ein jeder bewunderte sie, selbst der Kaiser erhob sie bis zum Himmel. Allein der arme Dichter gehörte nicht zu dem Volke, welches keinen Mund hat und nur von Räucherwerk lebt. Er begehrte lieber Sachen von festerem Körper, als Jauchzen und Frohlocken. Indessen war er so unglücklich, daß man ihm das letztere gab, dasjenige was er wünschte, erlangte er nicht. Einstmals überreichte er dem Kaiser ein Gedicht, als selbiger mit seinem Gefolge ausgehen wollte. Der Kaiser empfing es mit Wohlgefallen, las es und erzählte den Inhalt seinem Gefolge, die sich alle über das schöne Gedicht verwunderten. Aber bald wird unser Dichter dafür belohnt. Der Kaiser, sey es, daß er selbst Lust zu reimen hatte, oder sich des Dichters entledigen wollte, gab des folgenden Tages demselben ein Gedicht zur Antwort. Der Dichter empfing es mit vergnügten Mienen, beim Lesen desselben verkündigten seine Augen die Freude, die er darüber hatte. Als er es gelesen, bezeugte er durch Worte ein großes Wohlgefallen daran, griff in die Tasche, holte einige Stücke Geld hervor, gab sie dem Kaiser, sagend: Kaiser! nehmet dieses wenige, das ich Euch für die Mühe gebe, die Ihr gehabt habt. Es ist ein Beweiß von meinem guten Willen, der, so er es mächtig wäre, Euch ein größeres Geschenk geben würde. Allein mein Feind, das Schicksal, mich reich an Vernunft sehend, ist geitzig in Gütern gegen mich gewesen. Dieser Einfall, so unerwartet und lieblich vorgebracht, erweckte in dem Kaiser und allen die bei ihm waren ein solch Gelächter, daß seine Vernunft über Dichtkunst gepriesen wurde. Der Kaiser ließ ihm ein Geschenk von etwa dreitausend Thaler auszahlen.

Empfehlung der Dichkunst und Musik.

Lernet Dichtkunst und Musik, lieben Freunde. Das sind Wissenschaften, welche nicht mit uns sterben, sondern die wir in den Himmel mitnehmen. Fast alles übrige ist irdisch und bleibt dahinten. Wir werden droben weder Schuhe noch Kleider brauchen. Es giebt keinen Acker zu pflügen, keine Zölle zu verwalten, keine Kriege zu führen. Schiffahrt und Handel liegen darnieder. Man bedarf weder der Wechseljuden, noch der Mäkler, noch des Lummerts (Lombards). Die Juristen werden keine Processe, die Medici keine Krankenbetten finden. Auch fürcht' ich sehr, daß wir noch alle einen neuen cursum theologicum werden machen müssen, weil der Himmel wohl keine Sekten duldet.

* Anekdote.

Ein reicher Engländer in London feierte 1810 das funfzigjährige Jubelfest der Regierung des Königs von Großbritannien auf eine eigne Art, indem bei diesem Feste Alles auf die Zahl 50 berechnet war. Er hatte zur Mahlzeit 50 Gäste gebeten, jeder derselben war 50 Jahr alt, es wurden 50 Schüsseln aufgetragen, 50 Flaschen Porter, 50 Flaschen Wein. Man brachte 50 Toaste aus, sang 50 Lieder und der Wirth ließ nach aufgehobener Tafel 50 Miethskutschen vorfahren um seine 50 Gäste nach Hause zu bringen.

* Der Weise im Kittel.

(Fortsetzung.)

Ein einziges gutes Werk ist mehr werth, als tausend gute Worte.

Der Glaube fragt nicht lange, ob man gute Werke thun solle, sondern ehe er fragt, hat er sie schon gethan.

Wer seinen Glauben in der Liebe thätig und wirksam seyn läßt, der hat die rechte Religion.

Gegen sich selbst kann man wohl strenge seyn, aber gegen Andere liebreich.

Man findet an sich selbst so viel zu richten, daß man Anderer wohl vergessen kann.

Gute Lebensordnung ist die beste Arznei.

Wer einen gesunden Leib haben will, der sehe zu, daß sein Gemüth munter und gesund sey.

Je weiser, je geduldiger.

---

* Frage und Antwort.

Fr. Warum malt man Gerechtigkeit stets blind,
Und läßt sie doch das Schwerdt und Waage halten?

Antw. Sie würde sonst, als ein verzogenes Kind,
Die mindste Kleinigkeit in Stücken spalten;
Doch fühlt sie nur, das Gold den Ausschlag thun
Heischt sie gebietrisch, die Akten ruhn!

* Sonett

an Angelica.

In Sehnsucht, Dich zu hören, tief versunken,
— Und doch zu arm für diesen Hochgenuß —
Gab mir der Schlummer seinen Tröstungs-Kuß
Bald war ich sein und süßer Träume trunken. —

Und als ich ganz in Schlafes-Arm gesunken,
Vernahm ich reiner Sphären-Töne Gruß —
Von Deinen Lippen kam der Ton-Erguß —
Und mich durchbebten hoher Wonne Funken!

Es war kein Sang, es war kein Flötenspiel;
Kein Aeolsharfen-Laut kann so entzücken;
Nicht so Harmonika das Herz berücken — —
Ein überirdisch Säuseln! „— „— o Gefühl!
Wo nähm' ich Worte her dich auszudrücken! —
Der holde Traum wird oft mich noch beglücken!

---

* Charade von drei Sylben.

Aus den heilgen Reih'n der Ersten dringen
Süße Klänge an mein irdisch Ohr,
Und mit leichten, goldumsäumten Schwingen
Schweben sie im lichtumfloßnen Chor;
Wenn vom Staub der Welt ich mich muß ringen,
Möcht' es dann dem Schwachen doch gelingen,
Daß er sich zu ihnen heb' empor!

Und die Dritte eilt mit Blitzesschnelle
Wogend durch der Lüfte weiten Raum,
Fliehend stets, nie weilend an der Stelle,
Wo die Freye ward gebohren kaum;
Leis' und leiser rinnet ihre Welle;
Horchend, sinnend steh' ich an der Quelle,
Frage mich: war's nur ein flücht'ger Traum?

Einen Dichter zeigt in holden Tönen
Uns das Ganze, — einen zarten, schönen.

B — r m — —.

Auflösung des Räthsels in Nro. 53.

Sand.

Nro. 55.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 11. Juli 1819.

Die Liebe und der Schmerz.

Amor wünschte auch die Erde
Endlich einmal zu besehen,
Und mit seinen Freunden allen
Macht er schnell sich auf die Reise. —
Bei der lust'gen Caravane,
Fand sich aber — Niemand wußte,
Wie und wo er hergekommen, —
Auch ein Mann in Trauerkleidern
Plötzlich ein. — „Was will der düst're,
Grämige Alte und wer ist er?
Fragte Amor. — Der versetzte:
„„Bin der Schmerz, und auf der Reise
Will ich, Kleiner! dich begleiten!““
„Fort!“ schrie Amor zornentflammet, —
„Hier an meinem frohen Hofe
Duld' ich nicht die düstre Miene
Und das thränenvolle Auge. —
Wenn du nicht sogleich entweichest,
Soll dich Zevs dazu wohl zwingen!“
„„Zevs? — der sendet mich ja eben
Zu dir her!““ — „Das lügst du Frecher!“
Und der Kleine flog mit diesen
Worten alsbald zum Olympe
Auf, warf vor dem Gott der Götter
Sich zur Erd' und sagte schluchzend:
„Mächt'ger Herr und Vater, hilf mir,
Schaff' den düstern Mann vom Leib mir,
Der mir alle Freuden tödtet!“ —
Mit derselben Hand, womit den
Donner er regiert, eröffnet
Jupiter das Buch des Schicksals,
Und las diese strengen Worte:
So lang' die Lieb' auf Erden weilet,
Soll sie auch der Schmerz begleiten
Und verläßt sie dann nur wieder,
Wenn sie rückkehrt zum Olymp! —

Die Sängerin.

(Fortsetzung.)

Die Meinung des Biedermanns, dessen Urtheil ihn oft sicher geleitet hatte, griff dem Vater tief ins Herz; er entschloß sich Freundesrath zu befolgen und das Mädchen zu sehen, zu prüfen, wie auch schon Adolph früher gebeten hatte.

Es war am dritten Tage darauf, als er, von der Börse kommend, bei Frau Riek ins sprach.

Er hatte, auch bei allem Rühmlichen, das er über die beiden Frauenzimmer gehört, sich in der Witwe eine Art von cara Mama gedacht, und war etwas betroffen, als ihm eine Matrone, bürgerlich aber sehr anständig und reinlich gekleidet, die Thür öffnete, und mit ernstem, fast zurückschreckendem Wesen ihn befragte, was und wen er suche.

Hier soll eine Mamsell Berg wohnen, sprach er. Ist dem so?

„Jungfer Berg, ja ja," erwiederte die Befragte. „Was steht zu Diensten."

Ich spräche sie gern! antwortete er, in das Zimmer tretend. Wenn Sie mich zu ihr führen wollten —

„Verzeihen Sie," fiel jene ein, „kann ich es nicht bestellen?"

Nicht gut; ich möchte sie selbst gern sehen und allein sprechen.

„Allein? Da muß ich bedauern — Sie will mit keinem Fremden allein seyn, und da ich finde, daß es so recht gut ist; lasse ich ihr gern hierin freien Willen. Wollen Sie aber hier und in meinem Beiseyn mit ihr reden, so will ich sie rufen.

Er war mit dem Sinne dieser Antwort sehr zufrieden; doch setzte sie ihn in einige Verlegenheit, denn es lag in seinem Entwurfe, Emilie ganz allein zu sprechen, um ihre Gesinnungen prüfen zu können, ohne daß eine Beobachterin oder Ehrenhütherin auf sie und ihre Aeußerungen einwirkte.

Jetzt, ehe er die rechten Worte zur Entgegnung fand, erklangen im Zimmer nebenan die Saiten der Guitarre. Er horchte. Ein Paar Takte waren vorüber, da begann eine ungemein liebliche Stimme einen bekannten Gesang. Es war eine Strophe von Schillers drei Worten.

„Und die Tugend," — tönte es — „sie ist kein leerer Schall.

„Der Mensch kann sie üben im Leben,

„und sollt' er auch strauchein überall,

„er kann nach der Göttlichen streben.

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,

„das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Die wenigen Worte, mit tiefer Empfindung gesungen, machten einen wunderbaren Eindruck auf den Alten; sie drangen ihm erschütternd in die Seele. Er glaubte, noch nie so singen gehört zu haben.

9.

Ist sie das? forschte er nach einer Pause, während welcher das Saitenspiel sanft forttönte, und er sich etwas gefaßt hatte.

„Sie ist es," entgegnete Frau Riek; „sie übt ein neues Lied ein. Aber Sie haben mir noch nicht gesagt, mein Herr, ob ich meine Pflegetochter rufen soll, und — wer Sie sind.

Er winkte, um Schweigen bittend, denn eben hieß es drinnen weiter:

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt, wie auch der menschliche wanke."

Er verlor auch nicht die kleinste Wendung des Tones bis zum Ende; erst dann, als auch der Refrain verhallt war, wandte er sich zu der Witwe, und sagte mit einiger Bewegung: „Es sey mir erlaubt, in Ihrer Gegenwart mit dem guten Kinde zu reden, wenn es nicht anders seyn kann."

Ganz recht, mein Herr. Und Ihr Stand und Name?

„Ich bin — da Sie es zu wissen wünschen — der Doktor Hillner."

Gut, Herr Doktor. Ich werde Emilie von Ihrer Anwesenheit benachrichtigen. Lassen Sie sich unterdessen nieder.

Er verbeugte sich und nahm Platz. Frau Riek ging in das Nebenzimmer. Er schauete im Gemache umher; die Geräthe trugen die Formen des vorigen Jahrhunderts, aber sie waren blank und rein; die Fenstervorhänge bestanden aus gewöhnlichem groben Zeuge, doch glichen sie dem Schnee an Weiße; überall die Spur der Reinlichkeit und Ordnung, bei unverkennbarer Aermlichkeit. Dies fiel ihm eben so günstig auf, als der Anblick der Witwe und des Mädchens Gesang.

„Wenn alles Uebrige die Probe so besteht, als das, was ich bis jetzt hörte und sah," brummte er in sich hinein; „so mag der Bursche seinen Willen haben."

Die Thüre that sich auf. Emilie erschien. Unwillkührlich erhob er sich vom Sessel, als er das schlanke Mädchen im weißen Kleide, mit dem Glanze der Schönheit geschmückt, erblickte. Er mußte es sich gestehen, daß ein Mädchen nicht reizender und doch auch nicht anspruchloser, nicht demüthiger seyn könne, als diese Emilie. Ihre Gestalt und ihr Wesen gewann ihn ganz im ersten Augenblick; er billigte jetzt Adolphs Liebe vollkommen, und wünschte recht von Herzen, daß sie, wie er hoffte, in der näheren Prüfung bestehen möge.

10.

Sie haben mich zu sehen gewünscht! sprach Emilie mit gesenktem Blick und leisem, gewinnenden Tone. Befehlen Sie, wenn ich Ihnen dienen kann.

Herr Brahn war durch ihren Eintritt in einige Verwirrung gesetzt; fast hätte er seinen ganzen Plan vergessen, aber er dachte zu rechter Zeit an das Glück seines Sohnes, an seine Vaterpflicht, und sammelte sich. „Mein liebes Kind," sagte er, zu Boden schauend, um nicht aufs Neue durch ihren Anblick in Verwirrung gebracht zu werden; „seit einiger Zeit höre ich von meinen Freunden viel Angenehmes über Sie, über Ihr Spiel, Ihren Gesang: ich komme, Sie näher kennen zu lernen — Nun, Sie gefallen mir. Gern hörte ich Sie zuweilen singen, spielen, aber ich besuche kein öffentliches Haus. Wollten Sie nicht dann und wann zu mir kommen; ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, besonders des Guitarrenspiels von schöner Hand. Besuchten Sie mich wohl zuweilen mit Ihrem Instrumente? Es versteht sich gegen ein gutes Honorar.

Das Mädchen sah verlegen die Witwe an, und diese fragte nach einem Augenblick: Der Herr Doktor sind ohne Zweifel vermählt?

„Nein, das nicht," entgegnete er, „aber das thut ja nichts."

Doch, mein Herr, sprach Frau Riek. Sie lesen in dem Antlitz meiner Pflegetochter die verneinende Antwort. Wir bedauern, daß ihr Wunsch unerfüllt bleiben muß.

„Und warum unerfüllt?" meinte jener. „Oder ist es wahr, was ich hörte: steht das schöne Kind mit dem jungen Brahn wirklich in Verhältnissen. Hofft sie, seine Frau zu werden? Mein Tage nicht. Ich kenne den Wildfang; der hält nicht Wort.

Das gehört nicht hieher; flüsterte Emilie mit höherem Roth auf den Wangen.

„Wohl gehört es hieher," erwiederte der Besucher. „Wäre der Brahn nicht, würden Sie gern zu mir kommen."

Nimmermehr, mein Herr! versicherte das Mädchen. Nie würde ich Ihren beleidigenden Antrag für mehr als Scherz nehmen, auch wenn Adolph Brahn nicht auf der Welt wäre. Da er es aber ist, und da er mich liebt, wie ich ihn liebe, so — weiß ich Ihnen nichts zu

*

sagen, als Sie zu bitten, daß Sie uns verlassen.

„Kind," sagte er, „lassen Sie sich rathen; ich nehme Theil an Ihrem Loose, ich will ganz abstehen von meinem Begehren, wenn es Ihnen mißfällt, aber sagen muß ich Ihnen, daß Ihr Verhältniß zu dem Adolph nur unheilbringend seyn kann; ich kenne den Sohn wie den Vater ganz genau. Der erstere ist ein wilder unzuverläßiger Bursche, und der Alte ein Starrkopf mit eisernen Vorurtheilen. Liebt sein Sohn Sie wirklich, wie Sie glauben, so ist es ein Unglück; der Vater giebt die Heirath nimmer zu. Besteht der Adolph aber darauf, so enterbt ihn der Alte. Was dann?"

Mißbilligt Herr Brahn unsere Verbindung, sprach Emilie, so versteht es sich von selbst, daß Adolph von mir zurücktreten muß. In diesem Falle würde ich ihn wegweisen und wenn mein Herz darüber brechen sollte.

„Zurückweisen? Warum?"

Welche Frage? Sollte meine Liebe ihn arm machen, und den Haß das Vaters über ihn wälzen? Sollte ich Theil haben an dem Fluche seines Vaters? Das sey ferne.

„So so! Den mittellosen Bräutigam würden Sie verwerfen?"

Den ungehorsamen Sohn verwerfe ich, nicht den unbegüterten. Sein Vater gebe uns nur seinen Segen, und ich bin glücklich, auch in tiefster Armuth.

„Ist das Ihr Ernst?"

Verletzende Frage!

„Gut so!" rief er, „Ganz brav, sehr brav, Sie sollen mehr von mir hören!" Mit diesen Worten eilte er plötzlich zur Thüre hinaus, die Frauenzimmer in gerechter Verwunderung zurücklassend. (Die Fortsetzung folgt.)

---

* Eines evangelischen Dorfpfarrers Kirchenzucht und Excommunication.

Der Rechtsgang ist ein Gallengang, den Steindamm der Gesetze pflastern lauter Gallensteine, sagt Jean Paul in der Auswahl aus des Teufels-Papieren, — und diese Ansicht scheint auch den Dorfpfarrer verleitet zu haben, den Weg Rechtens mit dem Wege des Lasters zu verwechseln und Bannstrahlen gegen die Unglücklichen zu schleudern, die den Rechts- und Gallengang zu wandeln genöthigt wurden.

Die Wittwe eines Landmans aus der Gemeinde des Geistlichen führt einen Proceß gegen ihres Mannes Anverwandte, die der Wittwe des Mannes Erbtheil widerrechtlich vorenthalten. Ob Noth oder Frevel die Frau auf den Weg Rechtens getrieben, kümmert den Pfarrer nicht; vielleicht, daß eine demüthige Ahnung ihm die Ueberzeugung einflößte, er vermöge das nicht zu beurtheilen, vielleicht daß er dafür hält, es komme darauf nicht an, ob die Wittwe oder ihre Gegner, im Rechten wandeln. Daß sie aber den Weg des Rechtens beschreite, und von der Obrigkeit Hülfe suche gegen Beraubung und Unrecht, das ist ihm Greuel und Verbrechen und macht sie des Antheils an den Gnadenmitteln der Religion verlustig. — Seit einem Jahre verweigert er ihr das Nachtmahl und erklärt: daß er sie nicht eher zulassen werde, bis der Proceß geendigt sey.

Wenn ein evangelischer Dorfpfarrer, kraft tragenden geistlichen Amts und mit geistlichen Zwangs-Mitteln seine Heerde so vom Wege Rechtens ab, und auf die Schlachtbank der Willkühr hintreibt, so ist das zwar neu, aber doch nicht eben seltsam in unsrer Zeit. Dem Politiker aber dürfte die Entscheidung der Frage interessant seyn, — ob der lieben Heerde besser

gerathen sey, wenn sie Recht aus den Händen der Obrigkeit empfängt, oder wenn sie erst vom Pfarrer die Erlaubniß einhole, auf dem Wege Rechtens ihr Eigenthum zu suchen und zu schützen, wenn unchristliche Beichtkinder es willkührlich vorenthalten.

Proteus.

Der Weihnachtsmarkt zu St. Petersburg.

Die Russen nehmen um Weihnachten ihre Winterbedürfnisse ein; auf der beeiseten Newa findet alsdann ein großer Markt statt, zu welchem Vorräthe aller Art von den entferntesten Gegenden des Reichs herbei geführt werden, um dort Käufer zu finden. —

Was hier, zu diesem Zeitpunkt, herangebracht wird, beträgt mehr als zwei Drittel der Lebensmittel, welche Petersburg und dessen Umgebungen in den nächsten fünf Monaten gebrauchen. — Um sich einen deutlichen Begriff von diesem Markte zu machen, denke man sich 15 bis 20,000 steifgefrorene, aufeinander gestapelte Ochsen, und einige hunderttausend pyramidenförmig aufgehäufte Schaafe. Die Zwischenräume sind mit einer unzähligen Menge, in Festons und Guirlanden zierlich geordneten, Geflügels angefüllt, deren buntes Gefieder glänzend in der Wintersonne strahlt, und das Ganze erhält durch ungeheure Berge von Eiern, Fischen und Früchten eine freundliche Mannigfaltigkeit. — „Woher dieser ungeheure Ueberfluß an Lebensmitteln?" so fragt man beim überraschenden Anblick dieser Massen. — Aus allen Provinzen Rußlands, das Kalbfleisch aus dem 250 Meilen entfernten Archangel, das Federvieh aus Kasan, die Fische aus den Tiefen der fernen Dwina und Wolga. — So leicht ist die Communikation im Innern des Landes, daß, trotz der großen Entfernung, die Preise der Lebensmittel doch außerordentlich billig sind; ein Pfund Rindfleisch kostet ungefähr nach unserm Gelde 5 Grote; ein Pfund Hammelfleisch 4 Grote; eine Gans und ein Huhn 24 Grote. Der Markt währt vier Tage, und nimmt einen Raum von einer halben Meile in der Länge ein, auf welchem die auf beschriebene Weise aufgestellten Vorräthe mehrere regelmäßige Straßen bilden, deren Anzahl von der größern oder kleinern Menge der Lebensmittel abhängt. —

Blick ins Leben.

Der Mensch könnte mir nicht gefallen, er ist so finster, er scheint so verschlossen zu seyn, er hat viel Abschreckendes! — So hört man oft urtheilen, und dies Urtheil hält uns von dergleichen Leuten entfernt. Aber wißt Ihr, die Ihr so absprechend richtet, ob nicht dieser Arme sonst freundlich, heiter und offen war, gleich Euch? wißt Ihr, wie viel Stürme sein armes Herz gebrochen haben? wißt Ihr, wie die Menschen, die er als Brüder mit gleicher Liebe umfaßte, ihn gekränkt, verkannt, betrogen haben? O wüßtet Ihr dies Alles, Ihr würdet milder seyn! Haltet der Mühe werth, des Verschloßnen Brust zu öffnen, nähert Euch ihm freundlich und mild, den Ihr bisher flohet, setzt Euch über das Abschreckende hinweg und — ein reicher Schatz von Innigkeit und Tiefe des Gefühls, ausdauernde Freundschaft und rührende Anhänglichkeit wird Euch die Mühe lohnen! Warum denken wir so wenig darauf ein Herz zu gewinnen und achten's so gleich eines zu verlieren?

Unser Leben ist eine Gewitternacht und die Blitze sind die schönen Stunden darin, pfeil-

schnell fliehen sie vorüber wie jene; plötzlich erhellen sie das dichte Dunkel um uns, im Feuerglanz liegt die todte Welt auf einmal vor unseren Augen aufgethan; sind sie aber verschwunden, so wird das dichte Dunkel um uns her nur desto bemerkbarer, und der Donner rollt über dem Haupte des Betäubten, und der lange Schmerz folgt der kurzen Wonne!

Die Welt nähert sich jetzt ihrem Greisenalter, daher sie nur noch schwache und kleinere Geschöpfe producirt. Als noch ihr Frühling blühete, als schöpferische Kraft und reiche Fülle in ihrem Schooße wohnte, da gediehen alle ihre Erzeugungen herrlich und groß! Dafür sprechen das Alter und die Kraft unserer Urahnen und so manche Ueberreste einer kräftigen Vorwelt, die wir Pygmäen anstaunen.

Der Astronom blickt über sich zum Himmel, nach den schönen Sternen, dort hinauf geht sein Sehnen, dort ist seine Welt: Der Bergmann aber schaut unter sich, ihn lockt auch der Glanz, aber nur der der Metalle. — Wie Viele gleichen dem Letztern, wie Viele verlockt ein trügerischer Glanz nach der Tiefe, und wie Wenige gleichen dem Erstern, den Blick vertrauend nach oben gerichtet!

In der Wonnezeit der Liebe sind wir oft recht geflissentlich bemühet, das wahre und einfache Bild des geliebten Gegenstandes, durch das Auftragen der glühendsten Farben zu entstellen; wenn die Liebe entfliehet, wenn die Farben verlöschen, erscheint uns das Gemälde nur im Schattenriß.

Sprach-Bemerkungen,

von Alb. Sch.

Sonderbar, daß Wörter, denen die Sprachform entgegengesetzte Bedeutungen aneignet, dennoch dieselbe haben können; so zahlreich und zahllos — Tiefe und Untiefe — Diener und Bedienter.

Wie etwas fließen könne, ohne wäßrig zu seyn, begreift sich nicht wohl; und doch verlangt man es mit Recht vom Style.

Genau genommen, hat das Deutsche siebenzig Schriftzeichen, da wir doch zur Bezeichnung aller möglichen Töne in unsrer Sprache deren nur einundvierzig brauchten. Doppelter — doppeltschmerzlicher Verlust, an Zeit für die Abc-Schützen, wie für jeden Schreibenden, und an Papier für Leser und Schreiber! — Jene 70 Schriftzeichen (Buchstaben können sie wenigstens mit dem nämlichen Recht heißen, als etwa das ch) sind folgende: 1) Selbstlauter: a, e, i, o, u, y; aa, ee, ie, oo; ah, eh, ieh, oh, uh: á, é, ó, ú; áh, éh, óh, úh; ei, ey, ai (ay), eu, áu, oi; eih; au, auh. 2) Mitlauter: b, c, d, f, g, h, j, k, l, m, n, p, qu, r, s, ß, t, v, w, x, z; dt, ff, gg, gk, ch, ck, ll, mm, nn, pp, rh, rr, ß, ss, th, tt, tz; sch; ng: gewissermaßen auch st. — Die gemeinten 41 Zeichen (es versteht sich, daß ich für jedes ein besondres, selbstständiges Zeichen — einen Buchstaben im eigentlichsten Sinne — wünsche) sind: 1) Selbstlauter: die kurzen, a, e, i, o, u; die langen a, e (offen, wie in Seele), e (dumpf, wie in Fehler), i, o, u; die scharfen á, é, ú; die gedehnten á, ó, ú; ei, áu, oi; au. 2) Mitlauter; b, d, f, g (wie in gehen), g (wie in legen), ch (wie in lachen; das andre unsrer cehas, wie in glücklich, ist das zweite g), j, h, k, l, m, n, ng, p, r, s (dem sch ähnelnd, wie in streichen), ß (das säuselnde), sch, t, w.

(Wird fortgesetzt.)

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Mädchen, die noch von der Zukunft die Wirklichkeit ihrer rosigen Träume hoffen, spielen lieber Romane, als sie welche lesen möchten; dagegen Mädchen, die mehr an der Erinnerung ihres Jugendglücks hangen, sich mehr zur Lectüre hinneigen; denn sie fühlen noch einmal das, was sie früher empfunden, und sind schon in dem Alter, wo sie sich genugsam von den Täuschungen blinder Hoffnung überzeugt haben.

Grazie ist das Genie der Schönheit.

Gewisse Schriftsteller haben es in der Art stets anzuführen, sey es Citote oder durch Citate.

Unter dem Staubgewimmel von Leuten, die sich heut zu Tage Künstler nennen, sind die Grimaciers nicht zu verachten. Diese sind die ächten Schriftkasten der Pasigraphie, und es ist zu bedauern, daß die Fratzenschneide- und Geberdekunst unter uns nicht lebhafter betrieben wird; sie würde unsre Conversation mit den weiten Ausländern, z. B. mit den Baschkiren und Kalmucken ꝛc. sehr erleichtern.

Wer sich bei der literarischen Marine engagiren will, muß auch das bittre salzige Meerwasser der Kritik vertragen können, und sich vor Sturm und Unwetter nicht scheuen. Grobheit mit etwas Witz legirt, giebt eine treffliche Hehlkappe für junge ästhetische Degen ab, die gegen feindliche Streiche sichert und ihr darin gerüstete Kämpen furchtbar macht.

---

* Der Weise im Kittel.

(Beschluß.)

„Je klüger man wird, je demüthiger wird man.

Es ist wohl kein dummer Volk, als viele unter den Gelehrten selbst.

Soll das Lesen nützen, so muß es in Erfüllung gebracht werden.

Die Tugend ist das einzige Gut, das man schützen kann.

Wirst Du nicht auf das Deine achten, dann mußt Du auch im Paradiese verschmachten."

Wer kann dieses Sittengemälde betrachten, ohne gegen diesen Weisen im Kittel, tiefe, ungeheuchelte Ehrfurcht zu empfinden, ohne gern seinem Geiste nach zu rufen:

Nun bist Du ein Weiser unter Weisen,
Gehst mit Sonnen-denkern Schritt vor Schritt,
Singst, den Unerforschlichen zu preisen,
Ihre hohen Hymnen mit;

Unter edlen Seelen edle Seele
Giltst Du, guter David, was Du bist;
Denn dort gilt, im Sitz der Mark-Aurele,
Hirt und Kaiser, was er ist!

Bestimmung des Halstuchs.

Züchtig verhüllet das Tuch die Reize der blühenden Jungfrau,
Während der Stutzer mit ihm Blut in die Wange sich schnürt.

Epigramme.

Weißt Du ein schön'res Gebot, als das, mit den Fröhlichen froh seyn,
Das, mit den Weinenden still Thränen vergiessen uns heißt?

Freuden des Lebens, wie leicht sind eure Spuren verschwunden;
Aber ihr Schmerzen, wie tief prägt ihr dem Busen euch ein!

Adel, worin er besteh'? im Adel der Seele und sonst nichts!
Wer ihn anderwärts sucht, schändet den Adel gemein.

Sieh! Schneeglöckchen entwinden sich schon weißschimmernd der Erde;
Die ihr so freundlich euch zeigt, läutet den Frühling ihr ein?

O, mit jeglichem Lenz kommt Frohsinn, Hoffnung und Liebe,
Die uns der Winter geraubt, wieder in unsere Brust;
Darum erwarten wir auch mit solchem Verlangen den Liebling,
Darum begrüßen wir ihn, wenn er erscheinet, so froh!

Das Herz.

Wie bist du wunderbar, o Herz!
Dich regt die Freude, regt der Schmerz,
Und Seufzer steigen, schnell im Lauf,
Durch dich bewegt, die Brust hinauf:
Ein zartes, volles Saitenspiel
Bist du, enttönend nur Gefühl!

Gott gab dich uns. Durch dich vollbringt
Er großes, was der Mensch erringt;
Durch dich läßt Böses er gescheh'n
Und in der tiefsten Schwärze seh'n:
Durch dich erhält er manches Band
Auf diesem Erdenvaterland.

So mächtig bist du, kleines Herz!
O, wende dich oft himmelwärts!
Veredle deine Geistnatur
Mehr als für kurzes Daseyn nur;
Denn dir ist Höheres erseh'n,
Als, niedrig, hier zu Staub vergeh'n!

---

* Huldigung.

Altere nie, lieblicher Sänger!
Dichter von sanftem und zartem Gefühl!
Aus Hygiäa's goldenem Becher
Erquille Dir labender Trank!
Vorwärts, — stets näher dem Herrlichen schreite;
Erringe Dir grünenden Lorbeer;
Siegeskranz winde sich schön um Dein Haupt!

B — r m — — r.

Auflösung der Charade in N. 54.

Engelschall.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 9 — Vorstellungen 16 — 20.)

Sonntag, am 4. Juli. Hedwig, die Banditenbraut. Drama in 3 Akten von Theodor Körner. Hedwig: Fräul. Hanff d. ält. — Jäger Rudolph: Herr Ringelhardt. Hierauf: Die Rosen des Herrn von Malesherbes. Ländliches Gemälde in einem Akt von Kotzebue.

Montag, am 5. Juli. Der Doppelpapa. Posse in zwei Akten, von Hagemann. Kraft: Herr Angely. Hierauf: Der Schauspieler wider Willen. Posse in seinem Akt, von Kotzebue. Pfifferling: Herr Angely. (erste Gastrollen)

Dienstag, am 6. Juli. Nur Er will sprechen. Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen von Schmidt. Hurlering: — Herr Angely. Hierauf: Der Diener zweier Herren. Lustspiel in zwei Akten, von Schröder. Truffaldino: — Herr Angely. (zweite Gastrollen)

Donnerstag, am 8. Juli. Die Schwestern von Prag. Komische Oper in zwei Aufzügen, nach Haffner von Perinet. Musik ist von Wenzel Müller. Krispin: — Herr Angely. (dritte Gastrolle)

Freitag, am 9. Juli. Erinnerung. Schauspiel in 5 Akten, von Iffland.

Nro. 56.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 15. Juli 1819.

* Des Liebenden Zuruf.

An H.

Wenn im lauen Abendwinde
Einsam meine Laute klagt,
Und dein Name — Rosalinde
Sich zum bangen Munde wagt;
Wenn in schmerzlich leise Töne
Keine Stimme Freude haucht,
Und das Auge der Camöne
Sich in heisse Thränen taucht.

Wenn in glühend frohen Tänzen
Hoch sich dir der Busen hebt,
Und umblüht von Freudekränzen
Wonnevoll dein Herz erbebt;
Wenn durch duft'ge Rosenlauben
Lauer Zephyr kosend irrt,
Und um zarte Turteltauben
Liebevoll der Gatte girrt.

Dann gedenk' des treuen Herzen,
Das dein Stolz zu Tod gekränkt.
Das im Wüthen dieser Schmerzen,
Deiner dennoch treu gedenkt!
Dann umduften holde Rosen —
Frisch von meinem Grab gepflückt —
Deinen Busen; sanftes Kosen
Lisple dir; „er ist beglückt."

S.....

Die Sängerin.

(Fortsezung und Schluß.)

II.

Emilie war herrlich bestanden in der Prüfung, ihre Aeußerungen auf Brahns verfängliche Fragen hatten ihr seine ganze Hochachtung verschaft. Am Schluße der Unterredung war er tief bewegt und stand im Begriff, sich Emilien zu entdecken, und sie als Braut seines Sohnes zu begrüßen; da fiel es ihm aber ein, daß er zu Adolph das letztemal Basta gesagt hatte, und daß er folglich noch einen Antrag desselben abwarten müsse, um mit Ehren einzulenken; dann wollte er den jungen Mann überraschen, und er freuete sich schon auf dem Wege im Voraus auf den Augenblick, auf das dankbare Entzücken des Sohnes. Aber das Schicksal zog in seiner widerwärtigsten Laune einen gewaltigen Querstrich durch diese Rechnung.

Zu Hause ankommend, fand er ein Schreiben, das eben mit Estaffette eingegangen war; der Inhalt warf ihn fast zu Boden. Der Fall

eines holländischen Handlungshauses brachte ihn um den größten Theil seines Vermögens. Die Zahlungen dieses Hauses, die er stündlich erwartet hatte, gingen verloren, und er war nun unfähig, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Auch sein Sturz war unvermeidlich, wenn nicht schleunigst Hülfe geschafft wurde. Da fiel ihm sehr natürlich ein früherer Plan wieder bei, von welchem er viel gehofft hatte, und in welchem Adolphs Verbindung mit der Tochter eines reichen Geschäftsfreundes die Hauptrolle spielte. Auf einmal war Emilie vergessen. Begreiflich, seine Rettung lag ihm näher als alles Uebrige, sein Sohn mußte jetzt eine reiche Braut heimführen.

Eben will er Adolph aufsuchen, ihm die Unglücksbotschaft mitzutheilen, und auf diese Mittheilung den Wunsch zu gründen, daß dieser durch eine möglichst rasche Verheirathung mit der bewußten reichen Erbin ihn vom Untergange retten möge. Er hofft Gewährung, denn er glaubt seinen Sohn zu kennen: siehe, da nehmen die Geschäfte wieder eine andere Wendung, bei welcher es sich voraussehen läßt, daß er seinem Herzen folgen, seinen Adolph mit dem bittern Kelche der Opferung verschonen, und Emilie dennoch bald seine Tochter nennen dürfte.

Nach seiner Berechnung ist ihm geholfen, wenn er für den Augenblick nur 30 bis 40,000 Thaler zur Verfügung hätte, und eben jetzt kömmt ein durchreisender Graf mit einem Empfehlungsbriefe, der ihm 50,000 Thaler gegen Wechsel, in dreien Monaten zahlbar, anbietet. Er ist durch diesen Betrag ganz gerettet, denn seine Verlegenheit ist nur augenblicklich. Er nimmt das Erbieten an, schweigt zu Jedermann von dieser peinlichen Stunde und geht zur verabredeten Zeit nach dem Gasthofe, um von dem Grafen das in Papieren bestehende Kapital zu empfangen. Alles geht vortrefflich, er nimmt die gangbaren Staatspapiere in Empfang, gibt den Wechsel, freut sich der unerwarteten Hülfe in der Noth, setzt sich, da die Straßen schmutzig sind und die Abenddunkelheit bereits eingetreten ist, in einen Miethswagen und fährt zufrieden nach seiner Wohnung.

12.

Aber, o unglücksvoller Tag! noch einmal soll er in den Abgrund der Verzweiflung zurückgeworfen werden, dem er vor wenigen Stunden erst entrann. Er hat kaum sein Zimmer betreten, da ruft der Buchhalter ihn in das Comptoir, daß er über einen zweifelhaften Fall entscheiden möge. Der Handel beschäftigt ihn ganz. Die Sache ist abgethan; er denkt nun der Brieftasche mit den im Gasthofe erhaltenen Staatspapieren; die Tasche ist leer, die Brieftasche verloren. Entsetzliche Lage! Vielleicht ist sie im Wagen aus der Tasche gefallen, meint er, und sendet demselben eilends nach, doch der ist längst fort. Die Staatspapiere lauten auf den Vorzeiger, und das Verzeichniß ihrer Nummern befindet sich mit in der verlornen Brieftasche: so darf denn auch nicht einmal an das Anzeigen und Anhalten der Papiere gedacht werden. Nun ist jede Hoffnung verschwunden; Emilie muß weichen, Sophiens Aussteuer soll ihm Ersatz und Rettung gewähren. Diese Heirath wird jetzt zur Nothwendigkeit, da der neue Verlust der Brieftasche mit der bedeutenden Summe ihn fast zum Bettler macht.

Mit gefalteten Händen schreitt er im Zimmer auf und ab, nachsinnend, wo noch Hülfe zu finden sey. Fruchtlose Mühe! Er ließ den Buchhalter rufen, erzählte ihm alles und fragte

um Rath. Der wußte aber auch nichts, als daß man im Wochenblatte den Finder der Brieftasche zur Abgabe gegen eine reichliche Belohnung auffordern müßte, doch hoffte er selbst nicht viel davon, weil diese Papiere in jedem Augenblick furchtlos zu Gelde gemacht werden konnten; indessen meinte er: versuchen müsse man es wenigstens. Die Anzeige wurde geschrieben und dem Herausgeber des Wochenblatts zugesandt; außerdem wurden Anschlagezettel gedruckt, durch welche dem ehrlichen Finder eintausend Thaler für die Rückgabe der Brieftasche versprochen wurden. Aber auch hiervon war nichts zu erwarten.

Brahn war jetzt fest entschlossen, mit Adolph zu reden, ihm nichts zu verschweigen, und ihm die bewußte Verbindung als einziges Rettungsmittel vorzuschlagen. Er that dies unter den Umständen sehr ungern, aber er hatte die Ueberzeugung, daß es seyn müsse, und befahl, daß sein Sohn, der jetzt außer dem Hause war, zu ihm kommen solle, sobald er heimgekehrt sey.

Adolph kam nur zu bald, um auf die Folter gelegt zu werden. Zum Vater gerufen, hörte er die niederschmetternde Darstellung des vielfachen Unglücks, und den Vorschlag, daß er durch Sophiens Hand die Herstellung vollziehen möge. „Ich habe deine Emilie kennen gelernt," sagte der Alte mit Wehmuth; „sie hat mir eben so viel Achtung als Theilnahme eingeflößt; es zerreißt mein Herz, daß du dem lieben Kinde entsagen sollst, daß ich Euch trennen soll, aber es muß seyn. Wenn du ein guter Sohn bist, wenn du das graue Haar deines Vaters von Unehre retten, das Glück unsers Hauses erneuen willst, so bewirb dich um Sophie Darnau. Da ist viel Geld, das Mädchen ist brav und ganz hübsch. Vater und Tochter sind dir gewogen, und der Alte hat noch vor Kurzem von der Verbindung Sophiens mit dir wie von einer ausgemachten Sache gesprochen; ich schwieg, weil ich dir keinen Zwang auflegen wollte, aber jetzt spreche ich: Nimm Sophie, damit dein Vater wieder froh werde und sicher stehe. Das Schicksal selbst, das mich so tief beugt, zeigt dir den Weg der Pflicht. Wandle ihn!"

Ist sonst kein Ausweg? fragte nach einem Augenblick mit dumpfem Tone Adolph.

„Keiner!" entgegnete Brahn.

So will ich sie gehen, die Dornenbahn der Pflicht! rief der junge Mann. Der Vater gebietet und der Sohn gehorcht. Stände ich allein in der Welt, so würden mich auch Millionen nicht bewegen, Emilien zu entsagen, aber Ihrer Ehre, Ihrem Glücke, mein Vater, droht Gefahr, Sie sehn in mir allein Ihren Retter, und ich gebe die Geliebte auf, mit blutendem Herzen zwar, aber ich gebe sie auf. Gute Nacht, mein schöner Himmelstraum! Morgen werbe ich um Sophie Darnau!

Bewegt von der großen, thätigen Kindesliebe, die im echten Geiste göttlicher Gebote, auch das Theuerste zum Opfer brachte, schloß der Vater dankbar den edlen Sohn in die Arme.

Der Alte ward jetzt abgerufen; zwei Frauenzimmer wünschten ihn zu sprechen, hieß es. Er entließ den Sohn von seinem dankerfüllten Herzen und ging hinüber nach seinem Zimmer. Emilie und Frau Riek standen vor ihm, und in der Hand der ersteren leuchtete — die Brieftasche ihm entgegen.

Wie man auch die Macht nennt, welche herrschend durch die Welt geht auf stiller, spurloser Bahn: man sollte ihr Tempel bauen und andachtsvoll in ihnen beten, ob auch der Götze Zufall heißt. Wie oft stillt er im Nu das

Blut der Herzenswunde, und thaut mit Sonnengluth urplötzlich das starre Eis tödtlichen Grames hinweg! So hier. Der Zufall gab Emilien Brahns verlornes Taschenbuch in die Hand, auf daß sie ihren Geliebten von einem verhaßten Bunde retten und für sich erhalten möge.

12.

Seit ihrer Genesung scheuete Emilie den Besuch öffentlicher Orte; war es ihr doch zuletzt an einem solchen recht übel ergangen; aber die Nothwendigkeit gebot, die kleine Kasse war erschöpft und sie blieb der Frau Riek ein paar Thaler schuldig. Heute wollte sie wieder erwerben. Zu diesem Zwecke lernte sie Schillers Worte ein, als der alte Brahn in ihre Wohnung kam, wo er von seinem Vorurtheile gegen die Guitarrenspielerin vollends bekehrt ward.

Die Versammlung in dem Garten, den sie heut besuchte, war reich an Frauen, die Aufnahme war ehrenvoll, der Beifall groß. Dem Wunsche der Zuhörer gemäß blieb sie heute später als gewöhnlich, doch der namhafte Ertrag lohnte auch für den längeren Aufenthalt.

Es war finsterer Abend geworden, als sie in der Stadt anlangte. Darum nahm sie einen Miethswagen, der leer des Weges fuhr. Kaum hatte sie sich darein gesetzt als ihr Fuß einen am Boden liegenden Gegenstand berührte. Sie griff hinab, es war eine Brieftasche — dieselbe welche Brahn in diesem Wagen verloren hatte — nicht ahnend welchen Reichthum sie gefunden, steckte sie das Taschenbuch mit dem Gedanken ein, daheim sogleich mit Frau Riek zu überlegen, wie man es am besten dem Eigenthümer zurückstellen könne.

Als sie zu Hause angekommen war und berichtet hatte, öffnete man den Fund, und aus der Aufschrift zweier Briefe, die neben den Geldpapieren lagen, schloß man, daß Herrn Brahn, an welchen die Briefe gerichtet waren, der reiche Inhalt gehöre.

„Der alte Mann ist gewiß in recht großen Sorgen," sagte das Mädchen ehrlich und theilnehmend: „man sollte billig eilen, seinen Kummer zu heben!" Dasselbe meinte auch die Witwe. So entschlossen sich beide, auf der Stelle zu Herrn Brahn zu gehen; und dem Entschlusse folgte die That.

Der alte Herr — welcher ihren Irrthum, in dem sie ihn mit Befremden als Doktor Hillner begrüßten, bald hob — war innigst erfreut durch diese glückliche Fügung und des Mädchens zuvorkommende Redlichkeit. Seine Achtung für sie stieg zur Verehrung. Er hatte heute schon in Emilien ein edles Mädchen erkannt, jetzt befreite die Gute ihn aus dringender Noth: er hätte ihr zu Füßen fallen mögen. Kein Gedanke mehr an Sophien. Zudem sah der fromme Mann in diesem Hergange einen Wink der Vorsehung. Mit lautem Dank und ungemessener Freude nahm er die Jungfrau an sein Herz, und nannte sie seine edle Tochter, sein geliebtes Kind.

Wie freudig überrascht stand Adolph da, als er, herbeigerufen, und vom Vater unterrichtet und gesegnet, jetzt Emiliens Hand in der seinigen fühlte, und der väterliche Freund also zu ihm sprach: „Du wolltest mir zu Liebe deinem höchsten Glücke entsagen, der Himmel erspart dir das schmerzliche Opfer und deutet gütig auf den süßen Lohn, der dir gebührt. Sey ein so glücklicher Gatte, als du ein guter Sohn bist. Gott segne Euch, wie ich Euch liebend segne!"

Laut weinte die Pflegemutter ihre Freudenzähren an der glücklichen Gruppe; mit heldem Erröthen küßte, auf des Vaters Bitte, der jungfräuliche Engel den Geliebten, der entzückt am Ziele stand, und in dem freundlichen Lichte

der Gegenwart sich sonnend, die nächtlichen Schatten der Vergangenheit vergaß.

Segensreich stieg auch die Folgezeit herauf, eine wärmende Morgensonne. Nach einem Monat war Emilie Adolphs glückliche Gattin und er selig in ihrem Besitz.

Besser als Vater Brahn gehofft, ging es mit seinem letzten großen Verluste. Er sah aus dem Schiffbruch des holländischen Hauses noch die Hälfte seiner Forderung durch Akkord gerettet, und blieb ein wohlhabender Mann, wie er ein gesegneter Vater war. Stündlich empfand er an der Seite der schönen Tochter es tiefer und inniger, daß den Menschen kein Gewerbe, kein Stand, wohl aber dessen Mißbrauch, entadeln, beschimpfen kann, und wie das Vorurtheil nie zur richtenden Themis erhoben werden darf.

Sigeth und Zrini *).

Dieser feste ungarische Gränzort gegen die Türken, berühmt durch Graf Zrini aus der ältern Zeit, und durch den freudigen Helden mit Leier und Schwert, Körner, aus der neuesten Zeit, Zrini's würdigen Sänger und Nachfolger, liegt zwischen zwei geringen Gewässern, welche sich in die Draw ergießen. Dann kommt noch der Fluß Alm hinzu, und macht durch seine Ueberschwemmungen den Boden von Sigeth fast zu einer Insel.

Die Stadt, mit dem Schlosse gegen Abend, hatte einen Graben und zwei Wälle, von Holz und Rasen aufgeführt; das Schloß aber war mit einem dreifachen Graben und 5 Basteien befestigt. Hier bewachte Graf Niklas Zrini, wie einst der Spartaner Leonidas in der Schlucht der Thermopylen, die ungarische Gränze gegen den Xerxes der spätern Zeit, den Türkenkaiser Suleymann.

Schon als Knabe hatte Graf Niklas von Kaiser Karl dem Fünften, wegen seines bei der Belagerung Wiens bezeigten Heldenmuthes, die Ritterwürde, ein Streitroß und eine goldene Kette erhalten. In den nachfolgenden Jahren hatte er Kroatien gegen den Andrang der Türken vertheidigt, und schon einmal den gepriesensten Helden derselben, Pascha Alp Arslan, von der Mauer von Sigeth (Szigeth) hinweggeschlagen (1562).

Aber 5 Jahre nachher (1566) rückte Suleymann, der Großsultan selbst, mit seiner ganzen, ungeheuren Macht heran. Er hatte bereits die Vormauern der Christenheit im Morgen und Abend, Belgrad und Rhodus, erobert und den größeren Theil Ungarns seinem eisernen Zepter unterworfen. Aber auch Sigeth mußte erst sein werden, wenn er das Herz der christlichen Lande, Wien, wonach ihm dürstete, zertrümmern wollte. Jedoch in Sigeth stand Zrini, Kaiser Maximilians bester Held, auf der Mauer. Das sollte der Sultan bald gewahr werden: denn als dessen Vorhut unter Mehemed Bey unweit Sziklos angekommen war, wurde sie von 1500 Männern der Sigethschen Besatzung, geführt von Kaspar Alapi, Niklas Kovacs, Peter Batschatitza und Wolf Praputovich, unversehens so gewaltig angegriffen, daß bei 4000 Türken umkamen, und nebst großer Beute auch 8 mit Gold und Silber beladene Kameele den Siegern die Mühe bezahlten.

Suleymann knirschte und rückte racheglühend alsbald mit der Hauptmacht vorwärts, während 65,000 Mann ihm dazu den Weg bah-

*) S. Hormayr's österr. Plutarch. 7 Bändchen; und „Neue und kurze Beschreibung des Königreichs Ungarn. Nürnberg, 1664.

nen mußten. Aber auch hiebei dämmten sich anfangs ungeheure Hindernisse entgegen. Drei Mal rissen die angeschwollenen Wasser der Draw die Brücke weg, welche Hanpsam Bey darüber schlagen sollte, und er meldete dem Großherrn, es sey unmöglich, dieses Werk anitzo zu Stande zu bringen. Aber Suleymann riß ergrimmt ein Stück von seinem Mantel und ließ mit goldenen Buchstaben darauf schreiben: „So spricht der Großherr Suleymann: Wenn du träger Knecht die Brücken nicht bis zu meiner Ankunft wirst geschlagen und die getrennten Ufer wirst vereinigt haben, so wirst du mit diesem Mantel erdrosselt und dein Kopf auf den einen Endpfahl der Brücke gesteckt." — Darauf ließ Hanpsam Bey seine Soldaten, Schaaren von Bauern, Edelleuten und Gefangenen in die Wogen hineinpeitschen, und die Brücke war in anderthalb Tagen fertig. Zwischen dem 1. und 5. August ging das ganze Türkenheer über den Strom. — Darauf versammelte Zrini, festlich geschmückt und freudig, als ging es zu einem Bankett, seine Getreuen um sich und sprach: „Ihr lieben Brüder, dieses Mal gilt's! Die Ungläubigen draußen trutzen auf ihre Menge; wir aber hoffen auf Gott. Vor allem aber laßt uns einig seyn und uns selbsten verleugnen. Das wollen wir schwören vor dem Angesicht des Allgegenwärtigen, der den Meineid furchtbar rächt. Und ich schwöre der Erste — Treue bis in den Tod dem Glauben, dem Kaiser, dem bedräueten Vaterlande. Der Himmel möge mich verlassen, wenn je ich Euch verlasse, wenn ich nicht Freud und Leid, Sieg und Tod mit Euch theile. Und falle ich, so sey Kaspar Alapi, mein alter Freund, Euer Führer. Wer seinem Obern den Gehorsam weigert, soll sterben! Wer seinen Posten auch nur einen Augenblick verläßt, soll sterben! Wer von den Ungläubigen einen Brief annimmt, desgleichen! Was vom Feinde herkommt, soll der Hauptmann in Empfang nehmen, und es stracks, ohne es zu lesen, verbrennen! Wenn zwei erschrocken und insgeheim mit einander reden, sollen sie hängen; eben so, wer es sieht und nicht anzeigt. Unter Sterbenden gibt es keine Geheimnisse mehr; wir aber haben uns dem Tode für den Glauben und das Vaterland geweihet. Nun schwöret mir, wie ich Euch geschworen habe, alle, ein Jeglicher seinem Hauptmann!

Das thaten sie auch alle, und machten stracks einen grimmigen Ausfall, der vielen Türken das Leben kostete.

(Der Beschluß folgt.)

Vertheidigung der alten Junggesellen.

Die alten Junggesellen macht man, wie die alten Jungfern, zur Zielscheibe des Witzes, aber man scheint nicht bedenken zu wollen, daß in unsern Tagen eine Frau eine kostspieligere Sache ist, als vormals und daß die Mädchen nun einmal nicht selbst auf die Heirath gehen können. Mancher Jüngling heirathete gern, wenn er im Stande wäre, eine Frau zu ernähren und es ist die größte Unbarmherzigkeit, wenn man ihm alsdann einen Vorwurf deshalb macht, daß er keine Frau nimmt? Er will als ehrlicher Mann bestehen und hat recht gut berechnet, wie viel er vermag. Gewissenhaftigkeit ist also die Ursache, warum er sein Leben als alter Junggeselle zu beschließen gedenkt.

Eine Frau hat in unsern Tagen Bedürfnisse, die man sonst nicht kannte, sie lebt mehr in Gesellschaften als sonst und bleibt sie zu weit

hinter der Mode zurück, so hält man sich über sie auf und verspottet sie. Sie muß sich also, wenn auch nicht im Prunke, doch mit Geschmack gekleidet, zeigen. Allein eine Frau bedarf nicht bloß Kleider, sondern da stellen sich auch andere Bedürfnisse ein, welche viele Ausgaben verursachen. Wer wollte nun so grausam seyn, einem Manne seine Ehelosigkeit zum Vorwurfe zu machen, da er einsieht, daß eine Heirath seine Einnahme weit übersteigt? Soll er Schulden machen? Soll er sich in Noth und Kummer stürzen und sollen beide die Kräfte seines Geistes und Körpers vor der Zeit aufreiben? Der Mann soll zwar heirathen, dies gebietet die Vernunft, aber bloß dem, welcher eine Frau ernähren kann. Der Ehestand ist eine Schule der Tugend, welche er als alter Junggeselle entbehrt und der Gatte und Vater lernt innige Theilnahme an allem nehmen, was Menschenglück und Unglück betrift.

Vor einiger Zeit hatte man sogar hier den Einfall, eine Steuer vorzuschlagen, welche alte Junggesellen bezahlen sollten, weil sie nicht geheirathet hätten, aber kennt man denn bei jedem Manne die Lebensverhältnisse so genau und weiß man denn, warum er keiner Gattin die Hand durchs Leben reicht? Alte Wüstlinge sollte man freilich verachten und sie sollte man durch Spott so lange geißeln, bis sie sich verkröchen, allein den Mann, der aus Mangel an Mitteln einsam durchs Leben zu wandern beschließt, kann man weder verachten noch verspotten. Ueber die Kräfte darf man niemanden etwas ansinnen und leider! macht die Noth schon unglückliche Ehen genug, als daß man ihre Anzahl noch durch Zwang oder Spott vermehren sollte.

Gedanken über das andere Geschlecht.

Was der zarten Blume der schützende Stab, an dem sie sich emporhält, das ist der Gatte der Gattin, der Bruder der Schwester, der Geliebte der Geliebten; und so wie keine rohe Hand jene berühren wird, so sind diese gesichert durch die Nähe des schützenden Mannes. Wo kein Stab verkündet, sie ist besonderer Pflege werth, da wird die Blume leicht eine Beute jedes Vorübergehenden.

Das Auge, dem man in der nächsten Sekunde noch ansiehet, daß es in der verflossenen Thränen genetzt haben, gehört keinem Weibe an.

Eine zu erneuernde Kunst.

Pope erklärte bekanntlich die Kunst, auszustreichen, für eine der größten lobenswürdigsten Künste des Dichters. Swift, von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeugt, sandte einem jungen Schriftsteller das Manuscript, worüber dieser ein kritisches Gutachten begehrt hatte, von der ersten bis zur letzten Zeile durchstrichen zurück, so daß kein Buchstabe mehr von dem andern zu unterscheiden war. Voltaire schickte einem angehenden Dramatiker, welcher ihm unfrankirt ein dickes Trauerspiel, mit einer höflichen Bittschrift um sein Urtheil, zugesandt hatte, mit folgenden Zeilen das Machwerk zurück: „Zu unterst auf der letzten der Tragödie werden Sie mein Urtheil darüber deutlich ausgesprochen finden.“ — Der hoffnungsvolle Poet fand von dem Schlußworte seines fünften Actes: "Fin" den letzten kanzleimäßig ausradirten Buchstaben durch ein Ausrufungszeichen ersetzt.

* Bitte um Abschaffung, eines das Auge beleidigenden, Gegenstandes.

Vor der Rathhausthüre, dem Dom gegenüber, prangt seit einiger Zeit eine ältliche Frau, welche alte abgetragene Stiefeln und abgenutzte Schuhe nebst Stiefelwichse, auf einem kleinen, sehr schmutzigen Tischchen zum Verkauf ausgestellt hat, und nicht allein damit, sondern auch mit dem Anpassen dieser Schuhe und Stiefeln von anderen vorbeigehenden, ärmlich gekleideten Leuten, allen, die unteren Hallen des Rathhauses so häufig passirenden Bürger, einen ekelhaften, widrigen Anblick gewährt.

Der Bürgerfreund hofft: daß dieser Frau mit ihrem Tische und den zum Verkauf ausgestellten Sachen ein anderer Platz angewiesen werde, wo der schmutzige Anblick den Vorbeigehenden nicht so sehr in die Augen fällt, und damit einer der schönstenöffentlichen Plätze unsrer Stadt, welche durch neugebaute Häuser täglich verziert wird, nicht durch solche öffentliche Ausstellungen verunstaltet werde.

Unnöthige Befürchtung.

Der Pater Le Tellier, Beichtvater Ludwig des Vierzehnten, sprach einst zu einem jungen Geistlichen, der sich um eine Vergünstigung bei ihm bewarb: Ihr Herren Gunstbewerbung seyd so lange unsere Freunde, so lange Ihr unsrer bedürft; seyd Ihr aber befriedigt, dann vergesset Ihr unser.

„Befürchten Sie nichts," erwiederte der junge Bewerber, „ich werde Sie gewiß nicht so leicht vergessen, denn ich bin nicht so leicht zu befriedigen."

Als Amanda ihr Fernglas begehrte.

Ein Fernglas, Du?
O sprich, wozu?
Da Deine Reize ohnehin,
Dir alles Ferne näher zieh'n.

* Die kluge Frau.

Wie war es möglich, daß die schöne, kluge Frau
Dem dummen Popanz Hand und Herz konnt' geben?
Als Malerin wußt' Farben-Mischung sie genau,
Und daß des Steines Glanz das Folio kann heben.

Lucian.

Vermischte Nachrichten.

— Die Kölner-Zeitung enthält folgende zwei Anzeigen:

1) Samstag den 5ten l. M. Juni, Morgens 10 Uhr, wird auf dem Heumarkt das von dem Falliment des zu Köln wohnenden Kaufmanns N. herkommende Reitpferd öffentlich verkauft werden.

2) Im Gereons-Weinberg bei Dahlen, in der Probsteigasse ist zu sehen, wie die Bienenschwärme den Honig, und Gott das schöne Wachsopfer einsammeln. Man dient zugleich mit allen Erfrischungen.

Als ein Zeichen der Zeit verdient es einer Beachtung, daß ein eifriger Antagonist der Bibelgesellschaften aufgetreten ist, der im vorigen Jahre eine 180 Seiten lange Schrift, wider das Bibellesen zu München (bei Lentner) herausgegeben hat. Er entblödet sich nicht, die Bibelvertheilungsgesellschaften zu beschuldigen, „daß sie mit einer Geisteskrankheit befallen sind," und geht in seinem mönchischen Eifer so weit, daß er S. 130 ausruft: „gebet das Heilige nicht den Hunden, werfet die Perlen nicht den Säuen vor." Bei diesem entschiedenen Widerwillen des Verfassers gegen das allgemeine Bibellesen, können wir ihm keinen bessern Rath geben, als den, daß er diesen Ausruf an sich selbst in Anwendung bringe.

Nro. 57.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 18. Juli 1819.

* Nachhall an ....

Leb' wohl, leb' wohl, du süßer Himmelsfrieden —
Verloren ist des Lebens höchstes Spiel;
Für mich blüh't keine Blume mehr hienieden,
Das Grab nur ist des Träumers nahes Ziel.

Betrogen, ach! von einem Herz betrogen
Das Engel schien — und mir den Himmel stahl;
Das Paradiesesfreuden mir gelogen,
Und sich nun labt an meiner Seele Qual.

Wie floh'n sie hin, der Liebe süße Stunden,
Welch' Freud'gefühl erfaßte meine Brust,
Als ich zuerst so liebend ihr verbunden,
Noch taumelte in wahnsinnsvoller Lust

Und himmlisches Entzücken durfte saugen
Von ihrer Lippen zauberischem Rund;
Wenn liebevoll die Sterne ihrer Augen,
Mir heiligten den selbstbeschwornen Bund!

Doch graunvoll jetzt, von düstrer Nacht umflossen,
Fließt Thränen hin, zur Ewigkeit geweint!
Zertreten sind der Lebensblüthen Sprossen,
Denn nie, ach! nie, werd' ich mit ihr vereint!

.....

Sigeth und Zrini.

(Beschluß.)

Darauf aber kam, am 5. August, Suleymann selbst. Das Allahgeschrei und die schmetternde Feldmusik und der Donner aller Geschütze kündigte den Grimmigen an. — Zwei Tage nachher ließ er den Aly Pordhuk, seinen Geschützmeister, ein solches Feuer gegen die Feste machen, daß in der Neustadt, dem Theil von Sigeth, welcher zu äußerst liegt, die Kirche einstürzte, die Glocken aus den Thürmen fielen und schon Kugeln auch in das innere Schloß einschlugen. Darauf steckte gegen die Nacht Zrini selbst die Neustadt in Brand und eine Menge Janitscharen, die schon darinnen saßen, wur, den mit ihr in Asche verwandelt. Für die Altstadt, welche durch einen tiefen Graben getrennt, noch dahinter lag, baten die Soldaten, und so blieb sie noch stehen. Nun aber hieben die Türken die nächsten Wälder nieder und thürmten das Holz, wie heftig auch Zrini zwischen sie feuerte, an die Mauern und Thürme hin, um entweder

die Besatzung zur Uebergabe zu zwingen oder das Holz anzustecken und sie zwischen den glühenden Scheiterhaufen zu braten. Aber Zrini schlug die ersten Stürme männlich ab, und erst am 19. August, als die Türkenmenge an sieben Orten zugleich stürmte und das kleine Häuflein darinnen überfluthete und Potosch, Drak, Batha, Bosniak, Mathiasch und Sektschudi, Zrini's wackerste Kampfbrüder, nebst vielen andern gefallen waren, zog sich der Held, der immerdar Schild an Schild gekämpft hatte, mit dem Ueberrest über die Zugbrücke in das innere Schloß zurück.

Nun donnerte vom 20. August an Aly Pordhuk vom Morgen bis in die Nacht gegen diesen letzten Zufluchtsort. Die Thürme wankten; die Mauern drohten dem Einsturz; die Wälle stürzten zu Stücken ein und die Stürmer wagten grimmigen Anlauf. Schon flatterten Roßschweife auf den erstiegenen Zinnen. Zrini stürzte die Jubelnden wieder hinab und behielt die stolzen Banner als Siegeszeichen für sich. Der Anführer, Mishras Khlumy Pascha, ward erschossen, ein Hagel von Kugeln und Pfeilen sauste den Flüchtigen nach und das Siegsgeschrei der Ungarn hallte in den Wolken. Wüthend ließ von jetzt an bis zum 7. Sept. Suleymann täglich sieben Male Sturm laufen und wurde täglich sieben Male zurückgeschlagen, so daß sich Berge von Todten ringsum häuften und der Großherr voll Schauder aus dem Pestgeruch sein Lager eine Strecke zurückziehen mußte. Er dachte nun darauf, sein übel zugerichtetes Heer ein wenig zu schonen nnd der Feste durch Minen und unterirdische Gänge beizukommen, wodurch er allerdings ein Großes gewann, da es in dem Schloß an Leuten fehlte, die den unterirdischen Kampf zu führen verstanden. Jedoch des Erfolgs dieser neuen Künste sollte der Sultan selbst sich nicht mehr erfreuen: denn der Verdruß über den sinkenden Ruhm seiner Waffen hatte ihm am 4. Sept. das Herz gebrochen. Aber der Großvezier verheimlichte den Tod des Herrschers, weil, wenn derselbe ruchtbar geworden wäre, das unzufriedene Heer zügellos geworden seyn, ihn ermordet und sich nach Haus begeben haben würde.

Er fuhr also, als lebe Suleymann noch, unablässig fort mit Stürmen. Da gerieth am 5. Sept. das äußere Schloß in Brand und ein heulender Sturmwind trieb die Gluth gegen Zrini und seine Helden, so daß sie aus den wilden Flammen und den stürzenden Türmern sich in das innere Schloß zurückziehen mußten. Aber zugleich rannte auch der Türken ganzes Fußvolk mit, wider das innere Burgthor: doch noch einmal begünstigte das Glück Zrini's Muth und Kraft; er warf die vordersten Stürmer zurück und gewann Raum, das Thor zu verschließen.

Nun stieg die Noth zum höchsten. Die äußere Burg prasselte in rothen Flammen. In der innern Burg war Mangel an Mund- und Kriegsvorrath. Alle erblaßten; nur Zrini nicht. Die Hoffnung auf Rettung hatte er längst hingegeben; aber die Hoffnung, nicht ungerächt zu sterben, machte ihn wohlgemuth. Dieser Augenblick war da. Unter dem Donner aller Geschütze, dem Schall der Kriegsmusik und einem gräßlichen Allahgeschrei trat das ganze türkische Heer den letzten, entscheidenden Sturm gegen den Trümmerhaufen an. Feuerbrände, welche vorausgeschleudert wurden, zündeten des Grafen Kammern, hart neben dem Pulverkeller, an. Der Untergang war entschieden und gewiß.

„Was nun Raths?“ sagt eine alte Beschreibung des ungarischen Reichs. „Vorwärts stund das Feld voll grimmiger Tiger; hinten drohete die Flamme, wie ein feuriger Drache. Aber wer den Tod verachtet, der überwindet auch alle Gruben und Werkzeuge des Todes. Ja, die Tapfern wissen aus dem Staube des Todes

selbst sich einen unsterblichen Namen zu schaffen und werden in den Ohren der Nachkömmlinge allzeit wiederum neu geboren, wie ein Phönix aus seiner eigenen Asche. — Zrini sahe, daß kein Rückzug mehr möglich sey, sondern es entweder ritterlich oder eines spöttlichen Todes mußte gestorben seyn. Darum erwählte er sich den allerehrlichsten Tod, welcher jemals von einem Ritersmann ist gehört oder gesehen."

Ruhig und lächelnd ging der Held in seine flammenumloderte Kammer. Franz Scherenk, sein Kämmerling, mußte ihm sein schönstes Seidenkleid anthun; den Reiherbusch auf dem Helm zierte ein unschätzbarer Demant: „denn," sagte er, „die Hunde sollen doch nicht sagen, daß sie nichts davon haben, mich auszuziehen!" auch ließ er eilends 100 ungarische Dukaten in sein Wams nähen und dazu die Schlüssel der Burg. Als ihm sein Kämmerling anfangs 100 türkische Goldstücke brachte, warf er sie zur Erden und sagte: „mit den Türken habe ich nichts zu schaffen. Geh! bringe mir andere, darauf meines lieben Fürsten Schlag und Gepräge steht." Auch wollte er sich keinen Panzer oder andere Rüstung anlegen lassen, sprechend: „was soll die eiserne Rüstung einem Ritter, der für sein Vaterland zu sterben gemeint ist?" — Darnach wählte er einen Säbel seines Vaters aus und sprach: „mit diesem habe ich mir den ersten Ruhm erkämpft und mit diesem will ich auch ausfechten, was der Himmel über mich beschlossen haben mag. Die Schlüssel holt niemand von mir, als bis ich den letzten Odem verhaucht habe. Den Schwur will ich ritterlich lösen, daß die Türken mich nimmermehr lebendig fangen und durch ihr Lager führen und mit Fingern auf mich weisen sollen."

Darnach trat er aus seinem Gemach auf den Hof. Da warteten schon die Seinen mit blitzenden Schwertern. Und er sprach also zu ihnen: „Ihr sehet, auf welche Weise nicht der Feind, aber das Feuer unbesiegbar gegen uns streitet. Gedenkt eures Eides! Bis zu dieser Stunde war kein Verräther, kein Feiger unter uns; Gott gebe, daß es so bleibe auch in diesem letzten Kehraus. Wir müssen hinaus und dem Feind noch einmal das Weiße in unsern Augen zeigen. Was? sollen wir hier lebendig verbrennen? Oder sollen wir uns vom Hunger und Durst tödten lassen? — Sterben müssen wir. So lasset uns sterben als Männer; und wer den Tag überlebt oder nicht überlebt, er wird mit Gott in Ewigkeit leben, und bei der Mit- und Nachwelt. Ich gehe voran. Thut, was ihr mich thun seht. Ich weiche nun und nimmer von euch!"

Darauf nahm er den Säbel seines Vaters zur Hand; den Lorenz Juranitsch, seinen Fähnrich, mit der hoch flatternden Hauptfahne, geschmückt mit Maximilians und Ungarns Wappenschildern, zur Seite und sein Häuflein von noch 600 ihm nach und hinein mitten unter die Hunderttausende von stürmenden Türken. Er hatte sich aber, indem er das Thor öffnete, zuvor durch einige, mit Hagelstücken geladene, gegen den dichten Haufen des Feindes losgebrannte Karthaunen, einen Kampfplatz aufräumen lassen. „Wie wenn der Flammenberg Aetna" sagt die alte Chronik, „aus seinem Schlund einen feurigen Bach ausspeit und derselbe sich in die offenbare See stürzt mit solcher Hitze und Ungestüm, daß die Wasser davon eine weite Strecke austrocknen und zurück weichen, bis endlich Neptun einen solchen Anfall Vulkan's mit ganzer Macht hintertreibt und die Tiefe der zurückrollenden Wellen die eingedrungenen Flammen überwältigt und erstickt; eben ein solches Ansehen gewann das schreckliche Schauspiel die-

*

ses erhitzten, ungarischen, aus seinem brennenden Kastel herausfahrenden Leuen. Er schoß, wie ein feuriger Strahl unter die Feinde, wie in ein Heer vieler Hunderttausend Wellen, blitzte mit seinem Säbel gräulich nach allen Seiten, schlug Alles, was er traf, zu Boden und machte sich allenthalben Platz, bis endlich die Menge wider ihn zusammenstieß und einen dichten Kugelregen gegen ihn schleuderte." Als ihn der erste Schuß traf, fiel er, wehrte sich aber noch auf der Erde mit seinem Dolch, mit den Fäusten und Zähnen. Aber der zweite und dritte Schuß machten ihm das Garaus. Seine Leute setzten einem so tapfern Anführer tapfer nach und folgten ihm nacheinander mit gleichmäßigem, wohlgerochnen Tode. Aber jetzt wollte das Schloß selbst, gleichsam wetteifernd mit seinen edlen Vertheidigern, sich den eindringenden Schaaren nicht umsonst Preis geben, sondern nur um Trümmern die Trümmer verkaufen: denn auf einmal geschah ein Knall, als börste die Erde und als stürzte das Himmelsgewölbe ein. Brennende Lunten, welche Zrini im geheim angelegt hatte, zündeten nach einander die verschiedenen Pulverkammern und sprengten sie mit großen Haufen siegtrunkener Türken in die glühenden Lüfte. Ueberhaupt hatte ihnen diese kleine Feste den Sultan, den Geschützmeister, manchen Pascha und 20,000 Mann gekostet. Der Janitscharenaga ließ dem Leichnam des Helden das Haupt abhauen und der Großwesir schickte es seinem Bruder, dem Mustapha Sokolowich, der Begierde darnach trug, gen Ofen. Dieser aber schickte es an des Kaisers Feldherrn, den Grafen von Salm, nach Raab und gab einen Brief dazu, worin er des Helden Tapferkeit nach Gebühr pries. Dann ward das Haupt im Helenenkloster zu Tschakathurn neben Katharinen Frangipani, Zrini's erster Gemahlin, feierlich beigesetzt. Den Leichnam aber hat ein türkischer Rittmeister, den der Graf zuvor einmal gefangen bekommen und ehrlich gehalten, zur Erde bestatten lassen.

Das edle Geschlecht der Zrini's ist 1703 mit Peter und seiner Tochter Helene erloschen.

---

* Replik

auf den in Nro. 53 des Bürgerfreundes enthaltenen Aufsatz:

Wegpolizei und Wegpolitik in Grambke u. s. w.

Wie man einer unerheblichen Sache ein wichtiges Ansehen und Aussehen gebe, soll der vorliegende Aufsatz beweisen, deswegen die Aufschrift: Wegpolizei und Wegpolitik und das Raisonnement von Politik und Moral, auch müssen Moliere und Gray auftreten und Hülfe leisten und werden die Juristen aufgeboten und in vermeintlich schwere Probleme verwickelt.

Der ganze Handel gilt dem Dorfe Grambke und ist in einem Blatte einseitig und unrichtig dargestellt, das in demselben nicht gelesen wird und mit Waffen, deren seine Bewohner unkundig sind. Mag es daher freilich wohl der Gerechtigkeitsliebe zustehen, daß sie vertreten werden und jemand den Schein, der um einiger Individuen willen ein ganzes Dorf in Unehren bringen möchte, wahrlich nicht aus guter Gemüthsart, in seiner Unart darstellt.

Es beklagt sich nämlich ein Herr vor dem Publikum, der am Abend von St. Magnus zurückkehrte, wie seine Kutsche von Grambkern angehalten und, freilich auf eine ungeziemende Weise, ihm das verwiesen und gesagt sey, er

fahre über eine Gemeinheit und dann nach einigem unterhaltnen aber gewiß nicht unterhaltenden Wortwechsel ihm Geld abgefordert sey, Letzteres nämlich als Landesherkömmlichen Schadenersatz in solchen Fällen.

Keineswegs kann die Art und Weise dieser Individuen ihre Gerechtsame zu behaupten, Billigung finden, aber die Sache an sich, daß sie solches thun und zwar die Bedürftigsten um ihr nothwendigstes Eigenthum in einer Zeit, wo alles Weideland und grade dieses so unzureichend war, ist durchaus gerecht. Das Land, worüber der Herr fuhr, ist nach seiner Beschreibung allerdings die Gemeinheit und mag ein Weg darüber auch noch so sehr befahren seyn, so kann aus einem unverwilligten Mißbrauch doch nie ein Recht entstehen. Uebrigens die Leute, die mit Spaden und Hacken sich entgegenstellten, hatten sich da nicht in der Absicht gleichsam bewaffnet dahingeben, sondern daselbst gearbeitet, — nicht die eigentliche Bauernschaft, sondern Knechte und einige Häuslinge — und zufällig einen Wagen des Weges kommen sehen, nachdem sie eines gewaltsamen Verfahrens Anderer in einer ungerechten Sache überdrüssig geworden. Auch ist die Beschreibung des Weges übertrieben und unwahr, was der Augenschein deutlich lehrt.

Was dient's aber, einzelne Individuen als die Gesammtheit der Grambker darzustellen und die unnützen Reden eines Einzelnen oder Einiger einem ganzen Dorfe zur Last legen zu wollen? Läßt sich denn aus den Redensarten vielleicht seiner unnützesten Einwohner so grade zu und unbedenklich ein Schluß machen auf den Gemeingeist eines Dorfes? Verdient dieses darum die öffentliche Verachtung: in Hinsicht seines Landbaues die Vergleichung mit Esquimaux und in Betreff seiner Sitten mit Einwohnern der Normandie? Der Herr scheint nicht zu wissen, daß die Esquimaux keinen Landbau haben? Und was soll das heißen: „rationaler Landbau?" Vernunftlandbau? Warum nicht so ungelehrt hin: vernünftiger Landbau? Jenes ist ein Unding, denn Landbau beruht auf Erfahrung.

Will nun der Herr die Sandhöhen Fluren nennen und spöttisch den Grambkern imputiren, so vom Fahrwege aus den ganzen Ackerbau beurtheilen wie ein ganzes Dorf, so hat er darin seinen freien Willen, aber trete doch lieber nicht vor einem achtungswerthen Publikum damit auf, um nicht dessen Kritik und Verwerfung eines solchen Raisonnements zu erfahren.

Was hingegen die Vergleichung betrifft, diese Individuen hätten als Ameisenlöwen auf ihren Raub gelauert, so erregt derselbe Mitleid für den Herrn in der Kutsche, so vornehm sie lauten soll. Und das soll auch eine „poetische Blume" seyn? Man denkt ja doch unwillkührlich bei Ameisenlöwen an Ameisen.

Was die Fragen an Juristen betrift, so antwortet hier kein Jurist, aber ein Land- und Sachkundiger, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebender Mann: der integrirende Theil der Gemeinheit sieht aus wie ein Fahrweg, weil die Eigenthümer ihn fahren und Nichteigenthümer bisher ungehindert es sich anmaßten. Aus dem ersten Grunde können und wollen sie mit einem Graben ihn nicht versperren und warum eine Barriere nicht da ist? Das muß wohl eine Probe von den Unvollkommenheiten seyn, worunter die Welt seufzt.

Was die sogenannte Bewaffnung dieser Leute angeht, so dient zu wissen, daß sie mit Spaden und Hacken sich auf ihrem Lande befunden und gearbeitet hatten, z. B. Kartoffeln gehackt, was freilich an einem Himmelfahrtstage einen Beweis giebt, daß es nicht die Edelsten des Dorfes waren, also von solchen am wenigsten

ein Schluß auf ein ganzes Dorf sollte gemacht werden.

Ueberhaupt scheint diese Begebenheit einen tiefen Eindruck auf den Herrn in der Kutsche gemacht und nach dem augenblicklichen Aerger eine unversöhnliche Bitterkeit hinterlassen zu haben, dessen Frucht dieser Aufsatz ist. Freilich am schlimmsten für solche Reisende selbst. Doch können wir nicht wünschen, daß wenn ihm künftig Leute in den Weg treten, sie ihm mit französirender Manierlichkeit Geld abnehmen, weil dieses unserm Volks-Charakter entgegen ist und dieser, roher Ausbrüche ungeachtet und ungedenk, doch immer ehrwürdig ist. Denn der deutsche Volks-Charakter ist, gradehin zu fordern, was Recht ist, sey es auch nur in der persönlichen Ansicht, zumal aber wenn es auf Herkommen und altem Landesgebrauch sich stützt.

Ueberhaupt kommt uns der Aufsatz vor, wie wenn ein Maler mit möglichstem Fleiß ein Portrait zeichnet und auf's kostbarste es im Rahmen fassen läßt mit viel edlen Perlen und glänzenden Schmuck, als ob es einem berühmten Mann gilt, und wenn man recht zusieht, so ist's der Gemeinsten Einer und mit Unwillen sieht man sich getäuscht.

Freilich mochte der Herr Verfasser des Aufsatzes wohl denken, mit dem gedruckten Worte wolle er diese widerfahrne Grobheit siegreich zu Boden treten und das geschehe, wenn er die Manen von Moliere und Gray citire, die Juristen für seine Meinung aufbiete und seine Belesenheit zeige — und welcher Grambker könne da widerstehen, welcher Leser seine Huldigung versagen!

Der freundliche Leser entschuldige die Ausführlichkeit dieser Replik und sehe sie an als eine Ehrenrettung, die man einem Dorfe erweiset, das sie unter diesen Umständen verdient, indem dessen Sitten seit einigen Jahrzehnten mehr und mehr auf die gute Seite sich neigen; abgesehen von Einzelnen und die Gesammtheit seiner Bewohner genommen.

---

* Anzeige die neueste Hofwylische Säemaschine betreffend:

Ein frisch besaamtes, aus der Hand besätes Getreidefeld bietet dem denkenden Beobachter einen traurigen Anblick dar. Ein großer Theil der Einsaat, bei dem guten Landwirth der edelste Theil der vorigen Erndte liegt entblößt auf der Oberfläche und wird entweder von den Vögeln abgeholt, oder keimt bei dem ersten Regen, um bei dem nächsten Sonnenschein zu vertrocknen; ein anderer Theil ist flach mit Erde oder gar mit Sand bedeckt; bei eintretender Dürre bläst der Wind auch seine schwache Decke weg, und er hat mit dem vorigen ein gleiches Schicksal. Im günstigsten Falle läuft der Letzte, erscheint aber als Nachwuchs, treibt später und schwächer als die tiefer gefallene Einsaat, und liefert daher bei der Erndte unreife Körner und schwaches Stroh. Auch über die Lage der am tiefsten gefallenen Einsaat ist noch zu bemerken, daß die ungleiche Entfernung der Körner unter sich, dem gleichen und üppigen Wachsthum der Pflanzen nachtheilig werden muß.

Eine bessere Säemethode herbei zu wünschen, war daher Sache der Menschheit, und von Gemeinsinn und Privatinteresse getrieben, arbeiteten schon seit vielen Jahren Landwirthe und Maschinenbauer an einem Werkzeuge, was unter dem Namen der Säemaschine in verschiedenen Formen, aber immer noch mangelhaft hervor trat. Endlich gelang in der Schweiz der Bau einer Säemaschine, die unter dem Namen der Hof-

wylschen bekannt geworden ist, von den Landwirthen als befriedigend anerkannt wird, und mit der die Acten über diesen Gegenstand als geschlossen angesehen werden. Diese Maschine ziehet Rillen in 4 — 8 und 16zölligen Entfernungen, wie es der Landwirth verlangt, säet in diese den Saamen gleichmäßig aus, und deckt ihn mit Erde zu; auch können damit vermöge einer leichten Verstellung Lein- und Rübsaamen breitwürfig gesäet werden.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlaßte mich, ein Exemplar von dieser Säemaschine anzufertigen, was zur Ansicht und zum Verkauf bereit stehet. Um mich selbst von der Wirkung und dem Werthe der Maschine zu überzeugen, habe ich in diesem Frühjahre an verschiedenen Plätzen um Bremen damit säen lassen, und wünsche, daß die Personen, welche der Gegenstand interessirt, sich an Ort und Stelle von dem Erfolge überzeugen mögen.

Der erste Versuch wurde auf einem Grundstücke des Herrn Prang wohnhaft an der Viehweide Nr. 22, welches nahe der Schleifmühle belegen ist, mit Hafer und Klee gemacht. Herr Prang, nach dessen mündlichem und schriftlichem Zeugniß durch die Anwendung der Maschine ein Drittheil der Einsaat erspart wird, hat gewiß die Gefälligkeit, jedem Nachfrager die gewünschte Auskunft zu geben.

Ein zweiter Versuch fand außer dem Osterthore am Fahrfelde auf einem Grundstücke der Wittwe Wendt statt. Der Acker wird von einem Feldfahrweg durchschnitten; der Theil oberhalb dieses Weges ist mit der Maschine, und der unterhalb desselben aus der Hand in einer Stunde mit Gerste besäet, und obgleich der Acker nicht zu der Maschinensaat vorbereitet war, so ist doch der Unterschied in dem Stande der Gerste so auffallend, und spricht so sehr zum Vortheile der Maschine, daß es für den Landwirth sehenswerth ist.

Auch Herr Holler in Hastedt wird die Güte haben eine Buchweizensaat, die durch dessen Gefälligkeit mit der Maschine gemacht wurde, vorzuzeigen, und eine Erfindung loben, die so sehr allgemein bekannt und in Anwendung gesetzt zu werden verdient.

Georg Meineke, Maschinist.
Große St. Johannis Straße N. 89.

---

* Anfrage.

Womit sind die jetzt so außerordentlich überhandnehmende Sperlinge am besten zu vertilgen?

Endreime,

mit zwei verschiedenen Aufgaben.

1) Am Sarge eines Mädchens.

Dich führt der Tod mit kalter Hand zur — Bahre,
Nicht der Geliebte in das Braut- — Gemach.
Der Todtenkranz ist deine Kron' im — Haare,
Und Rasen Deiner stillen Hütte — Dach.
Nicht Aesculaps geprüfte Kräuter- — Suppe
Gab dem verloschnen Leben neue — Kraft;
Sinkt einmal auf dem Meere die — Schaluppe,
Trinkt bald der Schiffer bittern Todes- — Saft.
Doch überall, wo sich die Wolken — kräuseln,
Sey's über Pecking, Mexico und — Rom,
Da schaut, wenn stille Abendlüfte — säuseln,
Der Mensch mit Sehnsucht nach des Himmels — Dom;
Der Tod trägt dieser tiefen Sehnsucht — Schlüssel,
Er ist ein Jüngling mit dem Lorbeer- — Kranz,
Nicht ein Phantom, das mit dem blut'gen — Rüssel
Uns reißet aus des Lebens schönstem — Tanz.
Hier blühn die gift'gen Blumen, ach! viel — dichter,
Hier grünt für Herzenswunden Dir kein — Kraut,
Hier bleicht der Gram die blühendsten — Gesichter,
Hier hört man nur des Jammers Stimme — laut.
Dort oben aber, künden weise — Männer,
Dort oben lebt ein glückliches Ge- — schlecht,
Dort oben thront der Herzenstiefen — Kenner,
Dort oben wohnt die Wahrheit und das — Recht.

2) Der Zeitgeist.

Du frägst: wie sich der Zeitgeist offen- — bare?
Du sollst ihn bald erkennen, nur — gemach,
Er trägt sehr häufig lange deutsche — Haare,
Er wohnt als Landsturm-unter Deinem — Dach.
Den lieben Brüdern kocht er Rumforts — Suppe,
Durch Turnen hebt er seines Volkes — Kraft.
Die Fluth beherrscht er mit der Dampf- — Schaluppe,
Er präparirt den Runkelrüben- — Saft.
Die Predigt wiegt ihn ein, wie sanftes — Säuseln,
Viel lieber hört er ein Konzert im — Dom;
Nachdenkend siehst Du ihn die Stirne — kräuseln,
Denn er entwirft ein Concordat mit — Rom,
Constitution dünkt ihm der Freiheit — Schlüssel,
Dem besten Zoll-System reicht er den — Kranz,
Die Finger sind magnet'sche Sauge- — Rüssel,
Und Waffenübung ist sein Reihen- — Tanz.
In jedem Almanach baut er als — Dichter
Durch Wechselwirthschaft spärlich sich sein — Kraut,
Beim Drama macht er schläfrige — Gesichter,
Nur in der Oper wird er wieder — laut.
Er schimpft gedruckt auf viele kluge — Männer,
Wer's besser macht als er, der macht es — schlecht
Und ist des Rechtes eifriger Be- — kenner,
Denn hat er's nicht, so nimmt er sich das — Recht.

Sylben-Räthsel.

Zwei Sylben nenn' ich Euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde.
Im Gebiete der Wissenschaft blickt nur umher —
Das giebt von den Sylben Euch Kunde.
Wer die Sylben nicht kennte — mit Ja und Nein —
Müßt' in jenem Gebiete ein Fremoling wohl seyn.

Die erste der Sylben — Ihr seht sie so gern,
Wenn im Kopf und am Himmel sie waltet —
Die zweite — und sinkt auch der Lebensstern —
In Erinn'rung Ihr freundlich behaltet —
Und jede der Sylben einen Namen Euch nennt,
Den Jeder und Jede als Ehrenmann kennt.

Die Erste — ja! weiß es der Himmel! — das sind
Sie Beide — oft habt ihrs gelesen —
Die Zweite — nun errathet Ihr's doch wohl geschwind —
Das sind sie einst Beide gewesen —
Und der Eine — das schwöret er Stein und Bein —
Will es bis an das Ende des Lebens auch seyn.

Jeden andern — und blieb' er's auch noch so gern —
Läßt die Zeit doch die Sylbe nicht bleiben —
Und Diesen — spät sinke sein Lebensstern: —
Kann sie doch aus der Sylbe nicht treiben.
Wer die Erst' ist am Geist — die Zweit' im Gemüth,
Dem die Blume der Freude all überall blüht.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 10 — Vorstellungen 1 — 2.)

Sonntag, am 11. Juli. Unser Verkehr. Posse in 1 Akt von Sessa. Jacob: Herr Angely. (4. Gastrolle). — Der Schauspieler wider Willen. Posse in 1 Akt von Kotzebue. Pfifferling: Herr Angely. — Das Strandrecht. Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue.

Montag, am 12. Juli. Der kleine Matrose. Singspiel in 1 Akt. Musik von Gaveaux. — Leopold: Frau Müller, vom Schlesw. Theater. 1. Debüt. — Hierauf: Die ländliche Familie. Pantomimisches Ballet in 1 Akt, von den hier anwesenden königl. schwedis. Ballettänzern; — eingerichtet vom Balletmeister Lebet. (Abonn. susp.)

Dienstag, am 13. Juli. (Zum Benefiz des Herrn Angely) Die Drillinge. Lustspiel in 4 Akten von Bonin. Ferdinand: Herr Angely. — Hierauf: Die Seelenwanderung. Schwank in 1 Akt von Kotzebue. Pfifferling: Herr Angely. (5. Gastrolle.)

Mittwoch, am 14. Juli. Toni. Drama in 3 Akten von Körner. — Toni: Fräul. Hanff d. ält. — Van der Ried: Herr Clauslus. — Hierauf: Der Sclavenhändler. Großes pantom. Ballet in 1 Akt vom Balletmeister Lebet. (Abonn. susp.)

Donnerstag, am 15. Juli. Der Dorfbarbier. Komische Oper in 2 Akten. Adam: Herr Angely. — Hierauf: Die Seelenwanderung. Von Kotzebue. Pfifferling: Herrn Angely's 6. und letzte Gastrollen.

Freitag, am 16. Juli. Der König von Gestern. Posse in 1 Akt, von St. Schütz. — Hierauf: Das schlecht bewachte Mädchen. Großes komisch-pantomimisches Ballet in 3 Akten vom Balletmeister Brulo. (Abonn. susp.)

Nro. 58.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 22. Juli 1819.

* Mein Vaterland.

Was uns ward — nach jenen großen Tagen,
Die die Kraft des deutschen Volks bewährt,
Die die blut'ge Saat der Freiheit tragen,
Die mit Hoffnung jedes Herz genährt? —
Die der Knechtschaft herbe Fessel brachen,
Das Gebäude grauser Tiranney,
Wo die Blicke statt der Worte sprachen:
Vaterland, das deutsche Land ist frei! —

Was uns ward — wenn wir die Morgenröthe
Die uns lachte, schnell verglühen sahn,
Wenn das Schicksal uns nur Dornen böte
Statt der Palmen von des Todes Bahn? —

Was uns ward — wenn alle Stimmen schweigen,
Deren Ruf die gold'ne Zeit verhieß,
Wenn sich des Vertrauens Blüthen neigen,
Wenn uns selbst der Hoffnung Strahl verließ? —

Was uns ward? — wer darf die Frage schelten? —
Unsre Hoffnung flammte hehr und groß
Ueber heute — bis zu künft'gen Welten,
Und ein Eden barg der Zukunft Schooß;
Durch die Nächte blutgesäumter Schauer,
Leuchtete des Morgens goldner Strahl;
An die Leichenhügel banger Trauer,
Schmiegte sich der Freiheit reiches Thal!

Was uns ward? — Wer hat den Keim zerschlagen,
Den das blutgedüngte Feld gebaut? —
Doch darf man mit Recht den Gärtner fragen,
Den des Feldes Obhut anvertraut.
Wohl verhieß es Lohn für kühne Mühen;
Schwer erkauft und kostbar war die Saat!
Keiner fragte: seh ich auch erblühen,
Was ich säe auf des Todes Pfad'?

Wonne liegt — und Ruhe im Entsagen,
Wenn aus ihm das Rechte neu erblüh't!
Fragen darf ich, wer den Keim zerschlagen,
Und warum das Morgenroth verglüh't? —

Ward uns nichts? — ging jeder Keim verloren,
Sank der Strahl ins alte Nichts zurück;
Hat die Zeit nur neuen Zwang geboren,
Nicht versöhnt das zürnende Geschick? —

Nein! — nicht Alles, was die Zeit geboren,
War ein flücht'ger, trügerischer Wahn,
Und nicht Alles ging im Sturm verloren,
Was wir jung und grün erblühen sah'n!

Deutsche Kraft und deutschen Volkes Tugend.
Männermuth und hoher Frauensinn
Thatenlust der kampfgeweih'ten Jugend,
Gottesfurcht! — sank nicht im Sturme hin!

In den Schmuck, der die Geschichte kränzet,
Hat mein Volk den schönsten Zweig gereih't,
Der als Immortelle ewig glänzet,
Aus der hehren, einziggroßen Zeit.
Könn't ihr gleich den Erndtekranz nicht winden!
Unser Hoffen war vielleicht zu kühn.
Was geschah, wird nimmer wieder schwinden,
Ewig blüh't es, ewig jung und grün.

Und ihr könn't — ein Deutscher könnte fragen,
Wo es sey das deutsche Vaterland? —
Soll ich mir den Tempel selbst zerschlagen,
Der aus Schutt der Sclavenburg erstand? —
Blickt hinaus — leih't eurem Geiste Flügel,
Sucht den Staat — aus eurem klugen Traum',
Wo die Freiheit von dem Sonnenhügel
Segen spendet! — und ihr seht nur Schaum.

Sucht das Glück nicht in des Reichthums Hallen,
In Erfüllung jedes Wunsches nicht:
Seh't ihr doch im Lenz' die Blüthen fallen,
Daß die Frucht den schwachen Ast nicht bricht.

Ob die Schmäher ihre Pfeile wetzen,
Ob nicht Alles, wie es sollte, ist,
Ob auch Greuel deutschen Sinn verletzen,
Ob der Blick das Dunkel nicht ermißt:
Soll das Einzelne das Ganze deuten? —
Unverändert rollt die Bahn der Zeit!
Was uns fehlt, das mag die Zeit bereiten:
Deutschem Volke deutsche Einigkeit!

Jeder Lenz wölbt unsrer Wälder Hallen,
Unsre Eichen deckt der Jahre Moos,
Unsrer Sprache schöne Laute wallen,
Manches Große ruh't in ihrem Schooß'.
Und noch lebt die alte deutsche Treue,
Schilt man gleich ihr alterndes Gewand;
Herrmanns Geist erblüh't in ew'ger Neue.
Schmäh't mir nicht mein deutsches Vaterland!

Das Jahrhundert laß't im Sturm' verrauschen,
Uns mit steter Hoffnung schlafen gehn;
Späte Nachwelt wird der Thaten lauschen,
Und an seiner Schwelle staunend steh'n.
Freiheit kann nicht überall gedeihen:
Schöner Boden zeugt nur schöne Frucht!
Laßt den Boden durch die Tugend weihen,
Durch die Treue und die alte Zucht.

Nicht umsonst ist dann der Kampf geschlagen,
Wo mein Volk im Siegesglanze stand,
Kränze wird der Leichenhügel tragen,
Und dich schmücken, theures Vaterland!

A. Daevet.

Theokla.

Es war am 29. Januar 1725 als die hohen Pforten des Trauergemachs Peters des Ersten klirrend aufsprangen, der am Eingang schmerzlich harrenden Volksmenge den Anblick des entseelten Herrschers nicht mehr versagend. Unentstellt, herrlich anzuschauen wie im Leben, war des edlen Czars riesiges Heldengebild, nur die Augen waren eingesunken, diese Sonnen seines großen Reichs. In lautes Wehklagen brachen die herbeiströmenden Russen aus, Vater! klang's von jeder Lippe, selbst uralte Greise, die den alles verwandelnden Herrscher, dessen Gebot sie in eine neue Welt gewaltsam hineintrib, nicht geliebt, vergossen Thränen an seinem Sarge, und aus der Nacht des Todes gingen die Sternbilder seiner Herrlichkeit dem innern Sinne leuchtend auf. Ein wundersames Licht von Schönheit und Jugendblüte drang durch die Düsternis der Trauer, als ein hoher Jüngling, aus den innern Zimmern des Schlosses hervortretend, sich zum Haupte des Paradesarges stellte. Der Schimmer der an der Decke zu Hunderten schwebenden Kronleuchter, die flammenden Kerzen der

griechischen Kandelaber, der schwarze Hintergrund der Wände, um welche sich Cypressen reihten, alles schien den überraschten Blicken der Umstehenden nur Glorie und Folie des herrlichen Gebildes zu seyn, das je aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen; aller Augen hingen an ihm, das Erstaunen fesselte die Zungen, Niemand hatte den Unbekannten je erblickt; wäre die Uniform und der Schmuck kriegerischer Ehrenzeichen nicht gewesen, so hätte man glauben müssen, daß ein leuchtender Cherubin sich vom Himmel herniedergesenkt, um die Todtenfeyer zu verherrlichen, denn überirdisch prangte die schöne Gestalt, doch bald zeigte auch der Schmerz, der aus des Jünglings Zügen sprach, daß er der Erde angehöre. Ein sanfter Strahl von Wehmuth und Herzenstreue verklärte die großen lichtblauen Augen; wundersam lieblich umwogten braune Locken die reine, hohe Stirn, den Sitz der Anmuth und des Seelenadels; so innig und fest hingen seine Blicke an des Czars geschlossenen Augen, als wollt' er Gluth und Leben seines Wesen ausströmen und das entseelte Bild damit erwecken; er ahnete nichts von dem Eindrucke, den sein Anblick auf die Anwesenden machte, ganz versunken war er in sein Leid, denn der Czar hatte ihn sehr geliebt, und er kam eben von einer Reise nach Deutschland in des Reiches Angelegenheiten wieder, wohin ihn der Herrscher selbst vor mehrern Jahren gesendet hatte. Gelungen war Alles nach den frommen Wünschen des edeln Czars, doch er selbst war nun dahin!

Nicht lange stand der hohe Fremdling am Sarge, als ein neuer, rührender Anblick die Anwesenden überraschte. Von ihren drei engelschönen Prinzessinnen begleitet trat die Kaiserin Witwe in den Saal; die vier erhabenen Frauen ließen sich knieend, mit gesenktem Schleier auf des Sarges Stufen nieder, nur die jüngste und schönste unter den Schwestern verhüllte nicht die thauende Lilie des zarten Angesichts, und ließ über des Vaters bleiche Hand unaufhaltsam die Thränen hinrollen, die zitternd, wie Perlen, auf den Teppich niedersanken. Das ist Natalie, flüsterten die Russen einander zu, es ist ihr wohlbekannt, daß des Vaters Herz bei ihr geblieben, denn er konnte von dem süßen Kinde nicht scheiden. Mit Natalien sprach er am längsten, sie hielt er am innigsten umfaßt, Gott mit dir! rief er ihr noch drei Mal zu, ehe sie das Zimmer verließ, und als die Thür hinter ihr zuging, da fühlte man es, daß sein Herz brach. Er lebte aber noch einige Stunden, sagt' ein Andrer, und er ist einen schönen Tod gestorben. Als er im Todeskampf um Linderung rang, und die Priester ihm das heil. Evangelium lasen, sagt' er, seine innerlichen heftigen Schmerzen vergessend, mit von himmlischer Wonne verklärten Zügen: dieses Leiden lindert meinen Durst, diese Qualen vermindern meine Pein! darauf wandte er sein Gemüth von dem irdischen Getränk, mit welchem er seine Lippen befeuchtet, zu dem geistigen, heilreichen Brunnen, zu der wahren Seelenerquikung. Ja, mit hoher Freudigkeit ist er gestorben, sagt' ein Andrer, wie ein Held und Sieger in der Schlacht! Doch bald nachholen wird er sich Jemanden, flüsterte ein Greis, denn sein Leichnam ist nicht erstarrt, das Leben aus ihm will nicht weichen, es bangt nach einem zweiten, lieben Leben. Während die Anwesenden sich noch dergestalt besprachen, sank die bleiche Natalie ohnmächtig nieder, das Gebot der Kaiserin verscheuchte das andringende Volk, nur die Kaiserliche Familie und die zum Hofstaat gehörenden Frauen und Fräulein blieben bei der leidenden Natalie, auch dem schönen Fremdling winkte Fürst Menzikoff sich nicht zu entfernen.

*

Theokla, die Tochter des furchtbaren Knees Fedor Jurgowitz von Moskau, den sie ein feuriges Schwert der Gerechtigkeit nannten, dessen Auge schon wie ein Schwert in die Seele des Missethäters drang, nahte der hingesunkenen Prinzessin. Sie nahm sie in die Arme, und rief durch die zärtlichsten Bemühungen das holde Kind zum Bewußtseyn zurück. Alle Frauen verließen nun den Saal, Fürst Menzikoff führte die Kaiserin, die sich mit Huld nach Alexis umwandte, und dann die geliebte Leiche noch weinend küßte; Alexis im Gebet bei dem Todten verharrend, vergaß in der seiner Trauer erwünschten Einsamkeit die ganze Welt über seinen Schmerz.

Aus seinem Hinbrüten weckt Alexis plötzlich der Ruf: dort auf dem Teppich seh' ich es funkeln! Er schaute auf, und ihn traf, einem süßen Blitze gleich, die ganze Gewalt von Theokla's holdseliger Schönheit, dicht vor ihm stand die Liebliche, und bückte sich hocherröthend nach einem Demantkreuze, welches zu Alexis Füßen an der Stelle lag, wo Natalie niedergesunken war. Hinter Theokla stand der riesengroße Knees, sein Kind achtsam belauschend. Alexis hatte sich schnell gebückt, das Kreuz erfaßt und dem Fräulein überreicht. Still und wunderbar beseligt glühte Blick in Blick, die Erde verschwand um Beide, sie blieben lange im Anschaun versunken, in welchem sich die Tiefen der Seelen einander erschlossen. Theokla! rief endlich der Knees, es war bei diesem Ruf, als hätt' ein Donnerschlag die süße Blume getroffen, bleich, mit gesenkten Blicken, stammelte Theokla noch einen Dank. Mich laßt danken, sprach Alexis mit der weichsten Melodie seiner süßen Stimme, mich laßt danken, daß Ihr mir vergönntet, Euch zu dienen! Bist du ein Russe, schöner Jüngling? fragte Jurgowitz nun mit milderm Blicke. Ein Deutscher bin ich, antwortet' Alexis, der Sohn eines Edelmanns aus der Pfalz, den Euer großer Monarch aus Deutschland mit nach Rußland nahm. Meine Mutter war dazumal todt, ich ein zartes Kind; unter des Czars Schutz und Liebe bin ich aufgewachsen. Ja, der Czar hatte kein russisch Herz, hohnlächelte Jurgowitz, ein ganz deutsches Herz hatt' er, setzt' er mit Ingrimm hinzu. Und was konnt' er wohl besseres haben? rief Alexis mit flammenden Blicken. Ein deutsches Herz ist ohne Falsch, treu, fromm, fest und stolz, voll Liebe, Milde und Gerechtigkeit, und so hab' ich des Kaisers Herz erkannt, zu allem Großen und Guten schnell bewegt, ausharrend im Bemühn, Licht auf seinen Wegen hinstrahlend; hätt' er länger gelebt, er wäre den Moskowitern geworden, was Carolus Magnus den heidnischen Völkern war. Herrlich! rief Jurgowitz, und was sind denn die Moskowiter? Seht Euch im Lande um, Feodor Jurgowitz, erwiederte Alexis, überdem meine ich, Ihr müßtet es am besten wissen, würde nicht so viel begangen, Ihr hättet nicht so viel zu züchtigen! Um Gotteswillen! rief Theokla, außer sich vor Entsetzen, als sie den Vater sah, blau und schwellend die Lippen, purpurflammend die Stirn, die Augen feurige Blitze sprühend, die krausen Locken hoch emporstarrend, geballt die nervigte Faust, dann zum Degen greifend, losschreitend auf Alexis, aus der hochfliegenden Brust nur mühsam die Worte stammelnd: Deutscher Knabe! Meinst du, ich wisse nicht, wie man Buben züchtigt? Das ist zu viel, stammelte Alexis, griff zum Degen und wollte auf Jurgowitz hinstürzen.

Friede hier! donnerte eine gewaltige Stimme, der stolze Menzikoff war es, der dem Streit im Stillen zugesehn. Von ihren Knien sich erhebend, nahten sich in demselben Augenblick drohend der Exarch und die Bischöffe dem

wüthenden Jurgowitz, der bei diesem Anblick zur eiskalten Bildsäule erstarrte. Alle Gluthen des Zornes flüchteten sich in sein tiefstes Herz zurück, Kirchenmacht und Weltmacht drangen, um ihn niederzubeugen, vereint auf ihn ein, seit er lebte, hatte nun sein Hochmuth die erste Kränkung erlitten, er beugte sich ehrerbietig vor dem Geistlichen, faltete kreuzweise die Hände und küßte das Leichentuch seines Czars. Alexis hingegen trat freier und kühner hervor, sprechend: überall hat die Ehre Heiligthum und Tempel, wo es gilt, sie zu schützen, warum nicht hier, bei dieser edlen Leiche? Ich bin beschimpft, ich werde Genugthuung finden, wenn gleich außerhalb diesen Mauern! Menzikoff lächelte, kein Spanier, sprach er, könnt' es besser sagen, Euch Deutschen ist doch gar nichts beizubringen! Man heißt Euch kalt, und Ihr glüht, wie ein Vulkan unter dem Schnee. Das mag Euch lieb seyn, entgegnete Alexis, wenn wir in Euern Reihen fechten! Das habt Ihr selbst erfahren, Freund Alexis, lächelte Menzikoff, wollte doch der Czar, daß die Zeugnisse Eures glühenden Muthes funkelnd auf Euerm Herzen dessen Tapferkeit bekunden sollten! Verglich er Euch Deutsche doch dem edeln Waldthier, das stolz, herrlich und frei, nicht Tücke übt und nichts von der Knechtschaft weiß, die Sklavenvölker aber der listigen, schmiegsamen Schlange, die lauert und den Fuß zu stechen sucht, unter welchem sie sich zu beugen scheint. Geht hin in Frieden, Alexis, Ihr seyd bei uns zu einer edeln Laufbahn verzeichnet, an Peters des großen Sarg dürfen sich die Kräfte nicht feindlich begegnen, die für Rußlands Wohl wirken sollen; laßt die Zeit den Streit der Völker auskämpfen, Einzelne werden ihn nicht entscheiden! Reicht dem Knees Jurgowitz die Hand! Alexis gehorchte; unwillig, doch ergeben boten beide Männer einander die Hände, die weit lieber zum Degen gegriffen hätten. Mit hoher, ihm nur eigner Anmuth und Würde küßte nun Menzikoff die Wange des Deutschen, indem er ihn auf den folgenden Tag zu sich hin beschied. Alexis Auge blieb im Scheiden noch auf Theokla geheftet, die an einem Pfeiler des purpurumwölkten Baldachins gelehnt, einer Lilie glich, die unter Rosen hinwelkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Antwort auf die in Nro. 57 des B. Frd. befindliche Replik: wider den Aufsatz „Wegpolizei und Wegpolitik in Grambke."

Ein Mann, der sich selbst als Land- und Sachkundig bezeichnet und sich viel Gerechtigkeitsliebe zutraut, findet sich berufen, einer Art von Gerechtigkeit das Wort zu reden, die am Himmelfahrtstage von einigen Grambkern, nicht den edelsten des Dorfs, mit Hacken und Spaden gehandhabt wurde. Blinder Eifer vergreift sich oft in den Gegenständen, und darum wollen wir des Mannes Absicht nicht verdächtig achten, wenn gleich die Vorwürfe von Unart, übler Gemüthsart ꝛc. und der Absicht, andre in Unehre zu bringen, seine Gerechtigkeitsliebe nicht ins beste Licht stellen und durch Gründe so wenig als durch Thatsachen unterstützt sind.

Der Replicant ist offenbar sachkundig, das ist wahr, er gesteht die Thatsache zu, er weiß, wer den Wagen angehalten, und daß es nicht die eigentliche Bauernschaft (in corpore) sondern einige Knechte und Häuslinge gewesen, — er weiß, daß sie nicht um der Wegelagerung willen am Wege gelauert, sondern um Kartoffeln zu hacken, — er weiß, daß sie nicht

die Edelsten des Dorfs waren, weil sie am Himmelfahrtstage Kartoffeln hackten, — er tadelt das Kartoffel-Hacken am Himmelfahrtstage als unedel, und vertheidigt die Wegelagerung an diesem als landesherkömmlich, — nach Art der Vorzeit, wo der Edelmann die Arbeit scheute und dem Raube nachgieng. — Er kennt den Weg, wo der Vorfall statt gefunden, sagt, sich widersprechend: bald, die Beschreibung des Wegs, als Sandhöhe ohne Spur von Vegetation, sey augenscheinlich übertrieben, und nennt es unentbehrliches Weideland, bald darauf aber will er diese Sandhöhen nicht für Fluren gelten lassen, — er räumt ein, der Weg sehe aus wie ein Fahrweg, — und sey bisher ungehindert von Nichteigenthümern befahren, — und giebt zu, daß kein Graben oder Befriedigung vorhanden, — ersterer nicht, weil die Dorfbewohner selbst den Weg befahren, — Letzteres nicht, — als Probe von den Unvollkommenheiten, worunter die Welt seufzt. —

Aber nur als eine solche Probe von grober Unvollkommenheit und dreistem Unfug, ist die Sache öffentlich gerügt. Seit undenklichen Zeiten erfuhren Vorbeifahrende an dem Orte, was dem Verfasser des Aufsatzes begegnete. Warum dauert denn diese Unvollkommenheit fort, muß sie denn fortdauern und kann sie nicht, oder nur mit Beschwerden gehoben werden? Warum ward kein Schlagbaum oder Warnungstafel hingeschafft, wenn das Befahren des Wegs der Gemeinheit Schaden bringt; oder wenn diese nicht davon leidet, warum duldet man denn nicht das Befahren des Wegs ohne Erpressung? — Unfehlbar um Fälle zu veranlassen, die zum Vorwande dienen, den landesherkömmlichen Schadensersatz, wie Replicant ihn nennt, zu erpressen, und dadurch reichlichere und bequemere Mittel zum: „Supen" von dem Wege zu gewinnen, als eine rationale Cultur dieser Sandschollen zu versprechen scheint. Mit dem Aufhängen einer Warnungstafel wäre alle Aussicht dazu verschwunden und man würde durch Arbeit erwerben müssen, was jetzt durch Auflauern erhalten wird.

Der Replicant billigt die Art und Weise, wie jene Individuen ihr nothwendigstes Eigenthum behaupten, keineswegs, — nennt aber die Sache an sich durchaus gerecht?? — Hat denn der Verfasser des Aufsatzes in Nro. 53. — die Sache an sich, das Recht, ihr Eigenthum zu schützen, angefochten? — Keineswegs. — Nur die Art und Weise, durch unterlassene Warnung und Befriedigung, Unkundige zum Befahren des Wegs zu verleiten und wenn sie in die Falle gegangen, ihnen hinterher Geld abzutrotzen, ward nach Verdienst getadelt, und die Anlegung eines Schlagbaumes oder Warnungstafel sogar dringend gemacht, um auf eine legale und zweckmäßige Weise das Befahren zu hindern. Replicant ereifert sich darüber: daß der ganze Handel dem Dorfe Grambke gelte und daß die einzelnen Individuen, die den Wagen angehalten, als die Gesammtheit der Grambker dargestellt worden. — Das aber giebt eine schlimme Probe von seiner gerühmten Wahrheitsliebe, — nur von den Landstraßenmännern ist die Rede, und wo der Grambker im Allgemeinen erwähnt wurde, da lehrt der Zusammenhang offenbar, daß jene Bewaffneten damit bezeichnet wurden. — Wenn die Grambker den langjährigen Unfug, wie es nicht fehlen wird, kannten und wirklich duldeten, so ist das nicht die Schuld des Verfassers, der nur die Thatsache selbst zur Sprache brachte, —

die That rügt ohne Rücksicht auf den Urheber.

Vergleiche behagen Replicanten am wenigsten, und er scheint selbst ihren Sinn nicht eben zu begreifen. — Gerade darum, weil die Esquimaux keinen Landbau haben, trifft ja der Vergleich dem öden Fleck, der mit Hacken und Spaden vertheidigt wurde, am richtigsten. — Von den Sitten der Einwohner versichert er: daß der Vergleich mit den Einwohnern der Normandie nicht verdient sey, daß sie seit einigen Jahrzehenden mehr und mehr sich auf die gute Seite neigen. — Auf welche Seite neigte sie sich denn vorher? — Hätte der Replicant Gelegenheit gefunden, sie auf die gute Seite zu lenken, so wäre dies ein redendes Verdienst und Liebeswerk, — wovon aber bis jetzt so wenig im Publiko als in den Protokollbüchern des Gowgerichts etwas verlauten wollen, und die Art von Himmelfahrtsfeyer keinen Beweis liefert. —

Daß der Replicant kein Jurist sey, glaubt man ihm auf sein Wort und selbst ohne sein Wort; denn bei einem Juristen ist doch wenigstens Scharfsinn, und die Fähigkeit entwickelt, seine Gedanken zu ordnen und seine Sprache stylistisch zu formen und sprachrichtig zu gebrauchen; wovon die Replik allenthalben das Gegentheil aufweist. Der Jurist nimmt's auch anders mit der Gerechtigkeit, und findet Kartoffelhacken am Himmelfahrtstage nicht so unedel, wie das Anfallen der Reisenden, um landesherkömmliche Entschädigung zum Supen am Himmelfahrtstage. Ein Jurist mögte auch eine Sache, selbst eine schlimme wie diese besser vertheidigen und einen Angriff auf einem freien Wege in einem polizirten Staate und unter solchen Umständen, nicht so unerheblich finden als Replicant, und seine Gerechtigkeitsliebe nicht so im Gegenstande fehlgreifen. Ein Jurist würde wahrscheinlich auch wissen, daß es einen rationoden Landbau giebt, wie einen rationoden Periodenbau, was der Replicant offenbar nicht weiß, so wie er überall das Rationale selbst nicht einmal die Bedeutung der Ueberschrift zu kennen noch zu lieben scheint. Ein Jurist würde den Vorwurf der Einseitigkeit und Unrichtigkeit vermeiden, oder zugleich die zweite Seite aufstellen und die unrichtigen Thatsachen bezeichnen. Das alles beweist, daß dem Replicanten der Beruf fehlt, sich zum Vertheidiger aufzuwerfen, und wie übel denen geholfen wird, für deren Vertheidigung er sich ereifert. Sein Beruf sey aber welcher er wolle, schwerlich giebt er ihm Gelegenheit, Gedanken zum Vortrage zu ordnen, und es kann nicht fehlen, daß nicht Grambke selbst einen besseren Vertheidiger stellen könne als Replicant je werden kann. — Dies Bewußtseyn verleitete ihn auch unfehlbar zu den Schmähungen von unrichtiger Darstellung, übler Gemüthsart, Unart, und dieses bei einer Vertheidigung der Faustgerechtigkeit und der Grobheit, die er der französirenden Manierlichkeit vorzieht. Liegt denn nicht ruhige, leidenschaftlose Vorstellung des Unrechts, oder bescheidene Klage vor dem Richter, als der richtige Weg mitten inne. In der That verdiente der Replicant jener Schmähungen halber eine Injurienklage vor der Criminal-Behörde; wenn das nicht ungroßmüthig erschiene, nachdem er selbst seinen Beruf durch so offenbaren Mangel an Besonnenheit compromittirt hat. — Möge ihm dieser Vorfall zur Lehre dienen, sich nicht als Schriftsteller an rationale Dinge zu wagen und bescheiden beim — Leisten zu bleiben denn die Vertheidigung der Faustjustiz scheint ihm zu bekommen wie diese selbst den 14 Männern, — und beim Kartoffelnhacken wären beide gewiß besser gefahren.

Pacificus.

* Dank und Anzeige.

Den innigsten Dank — dem freundlichen und wohl gemeinten Rathgeber in Nr. 51 d. B. für hiesige Strumpfwirker „die Webestühle so „einzurichten, um darauf feinere wollene Strümpfe und Halbstrümpfe verfertigen zu können" für die Erinnerung unseres so sehr im Verfall gekommenen Gewerbes. Es scheint indessen dem Einsender jenes Rathes noch unbekannt zu seyn, daß auch hier schon seit 15 Jahren nicht allein feine wollene Strümpfe und Halbstrümpfe, sondern auch Pantalons und was in dieses Fach schlägt, verfertigt werden, welche den fremden Fabrikaten immer zur Seite stehen können; es wird daher überflüßig seyn, diese Artikel noch vom Auslande zu beziehen, da man wie jener Aufsatz versichert, dem Mitbürger gern den Vorzug geben will.

Alle feine Weberarbeiten in Wolle und Baumwolle verfertiget unter anderen

Friedr. Hagemann

Osterthorssteinweg Nr. 17.

---

* Die fromme Rose.

Rosa schiltst Du eine Heuchlerin? —
Hörst Du sie nicht täglich beten — singen?
Und ihr Auge blickt gen Himmel hin,
Als wollt' sie sich in die Höhe schwingen.
Und recht hülfreich gegen fremde Noth,
Giebt sie ohne Unterschied den Armen
Gar zu gern ein Stück verschimmelt Brod,
Das sie sich versagte, aus Erbarmen.
Ist nun Rosa eine Heil'ge nicht?
Kannst Du es wohl leugnen? armer Wicht!

Lucian.

Gedanke.

So wie nothwendiger Weise sehr viele gewöhnliche Menschen seyn und wirken müssen, damit es wenige ausgezeichnete und ungemeine geben könne; so müssen viele mittelmäßige Bücher geschrieben werden, damit bisweilen ein classisches Buch erscheinen könne, nicht blos etwa der Vergleichung wegen, sondern damit das Genie Stoff vorfinde, den es formen könne, damit es die Abwege sehe, auf die es gerathen könne, damit es eine Sprache vorfinde, die allmählich gebildet, vielfach bereichert, im Einzelnen bequem, von ihm völlige Einheit und Befreiung alles Zwanges erwartet. So möge sich davon auch jeder mittelmäßige Schriftsteller, der nur Fleiß und redliches Streben nicht gespart, ganz auf dieselbe Weise trösten, wie alle, die im Leben gewöhnliche, aber rechtschaffene, Leute heißen, damit, daß jeder in der großen Ordnung der Dinge nothwendig sey, und der kleine Mann aber auch ein Mann sey! Weiter aber bringt's keiner.

Räthsel.

Du sieh'st in mir das Werkzeug aller Thaten,
Der Menschen Kräfte sind in mir vereint;
Durch mich erblüh'n des Landmann's schönste Saaten,
Unnennbar groß oft meine Macht erscheint.

Der Schlachten Donner würde nimmer hallen,
Doch ruhte auch Gewerbfleiß jeder Art,
Durch's Leben würde thatenlos man wallen,
Fehlt' ich, der schafft, zertrümmert und bewahrt.

Wohl Niemand wünscht zu seyn, was ich Dir nenne,
Und mancher wird es doch durch eigne Schuld.
Daß einen Dummkopf man für dumm erkenne,
Wer wagt das wohl, ward ihm Fortunen's Huld?

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 57.

Hell — Kind.

Nro. 59.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 25. Juli 1819.

Das Leben ein Tanz.

Ist das Leben nicht ein Tanz,
Von der Wieg' zur Bahre? —
Schlingt der Freude Blumenkranz
Duftend durch die Haare!

In der Kindheit Blütezeit,
Tanzen wir Angloisen,
Hüpfen mit Behendigkeit,
Muntre Ecossaisen.

Kömmt der liebe Wonnemond,
Giebt es Allemanden,
Wo sich schmachtend, oft belohnt,
Blick' und Herzen fanden.

Andre rauben schnell im Flug,
Ihres Glückes Pfänder,
Wirbelnd hin in wildem Zug
Wiener Walz- und Lender,

In den lieben Brautstand geht
Rasch die Galloppade,
Und am dunklen Torus steht
Ihr bald ohne Gnade.

Heil dem, den im Ehejoch,
Nicht in Hops-Quadrillen,
Mit verwirrten Touren noch,
Laun' und Schicksal trillen;

Sondern wer zur Menuet
Schickt sich souder Harme,
Und zur Polonaise nett,
Kindlein auf dem Arme! —

Endlich der Großvater tritt,
Ernst einher im Zuge,
Und der Tod im Stolperschritt,
Führt uns fort im Fluge. —

Nun, so tanzt denn, Freunde, fort
Auf dem Lebensballe,
Wechselnd manches Schmeichelwort,
Und kommt nicht zu Falle!

Mög' euch über Stock und Stein,
Harmonie geleiten,
Immer flink die Beine seyn,
Hell und rein die Saiten!

Freundesworte an das deutsche Volk und seine Fürsten.

(Aus der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer.

Mit Kraft und Muth, meine deutschen Brüder, habt ihr gekämpft und gerungen und unter Gottes allmächtiger Leitung ist euch das Herrlichste zu Theil worden, — Sieg der gerechten Sache und Wiedererhebung zur altdeutschen Würde und Hoheit. In dem heiligen Kampfe für Freiheit und Selbstständigkeit, in dem nöthigen Abwehren feindlicher Angriffe auf den häuslichen Heerd, in der freudigen Todesverachtung für Erkämpfung höherer Güter habt ihr herrlich be-

wiesen, daß der Deutsche wolle und was er vermöge. Dankbar ehren wir euer heiliges feuriges Streben, und wer es nicht ehrt, der wolle weggehen aus unserer Gemeinschaft! Eine noch dankbarere Nachwelt wird euch den Ehrenplatz in den Jahrbüchern der Menschheit anweisen, den ihr euch unter Deutschlands Geschlechtern herrlich errungen habt! Wie Geisterwehen wird unsern Kindern die Erinnerung an die Großthaten der deutschen Nation umschweben, und sie werden die Väter segnen, die so Großes vollbrachten und so Großes erlebten! Freudig und im Hochgefühl einer hehren Wonne wird dann euer unsterblicher Geist auf die Thäler deutscher Erde niederschauen; lebendig und kräftig wird Euer großes Bild der spätesten Nachwelt vorschweben, und sie zu gleicher Thatenkraft hoch und herrlich begeistern! Eine herrliche Zeit, in der wir leben! Wie Alles sich regt und beeifert, den ächten deutschen Nationalgeist wieder hervor zu rufen und zu beleben, der das große Eigenthum unserer ehrwürdigen Vorfahren war! Das deutsche Volk war immer eines der herrlichsten unter Europa's Völkern, und schon jener alte ernste Römer, der mit Trübsinn auf den Verfall seines entarteten Volkes herabblickte, ahnete im prophetischen Geiste die einstige Größe des deutschen Volkes! Und auch die Erinnerung an die jüngst vergangenen traurigen Jahre kann nur Gedanken der Freude zurücklassen. Denn wie das leuchtende Gestirn des Tages, wenn es von einer finstern Wolke verdeckt ward, nur in desto hellerem Glanze hervortritt, so ist auch Deutschland nach den traurigen Jahren einer schmählichen Knechtschaft in herrlicherer Würde und Klarheit in die Reihe großer und selbstständiger Völker wieder eingetreten. — Darum rufe ich noch einmal, meine deutschen Brüder, mit freudigem dankbarem Herzen aus: Ihr habt Großes vollbracht!

Aber indem ich mit Tausenden meiner Zeitgenossen die Gefühle meines dankbaren Herzens hier öffentlich ausspreche, erinnere ich auch zugleich an eine andere Wahrheit, die nicht weniger beherzigt zu werden verdient: Nach dem Höchsten müssen wir streben, wenn wir das Hohe erreichen wollen. Wir würden gar bald von der Stufe der Hoheit und Größe, auf der wir jetzt stehen, wieder herabsinken, wenn wir nicht weiter gehen wollten, denn: Stillestand ist Rückgang. Ich spreche als Deutscher zu Deutschen, und darum erlaubet mir, daß ich offen und redlich zu euch spreche.

Durch die fromme heilige Begeisterung des deutschen Volkes, durch ein hehres Kraftgefühl, das in großen Thaten sich kund that, aber nicht weniger auch durch anregende Gewalt äußerer Umstände und Einwirkungen, ist das Große vollbracht worden, das wir erlebt haben. Ich müßte selbst kein Deutscher seyn, wenn ich in euern redlichen Ernst, in euer frommes ächt deutsches Streben nach dem Höhern den geringsten Zweifel setzen wollte. Der deutsche Wille ist ein gerechter, guter Wille, und worauf er fast immer gerichtet war, das beweis't schon ein flüchtiger Blick in die Jahrbücher unserer Geschichte. Was die große Idee der Erreichung ächt menschlicher Größe befördern kann, das hat der Deutsche immer mit freiem heiterm Sinne ergriffen und in's Leben gebracht; die Denkmäler deutscher Kunst und Wissenschaft sind laute Zeugen hiervon. Der redliche Ernst, die ergreifende Begeisterung, der Durst nach großen löblichen Thaten, und überhaupt das Streben nach dem Guten und Edlen, — überall, meine Brüder, stehen diese großen Marksteine in der deutschen Geschichte, und wie glänzende Sterne schimmern sie noch aus langer Vergangenheit zu uns her-

über. Wie die Gegenwart mit diesem Pfande gewuchert, — das steht hell und leuchtend vor unserer Seele und bedarf hier keiner Schilderung.

Doch, meine Brüder, ich reiche euch hiermit freundlich die deutsche Hand, und wer ein ächter Deutscher ist, der gebe mir seinen biedern Handschlag zur treuen Unterstützung in der Vollführung eines hochheiligen Werkes. — Soll das große Werk, was mit so vielem Blute, mit so theurem Lösegelde zu Stande gebracht worden ist, nicht wieder untergehen, so lasset uns ihm eine Stütze geben, die aus dem innern Marke des deutschen Volkes selbst genommen, allen feindlichen Angriffen von Außen Trotz bietet; — ich meine eine ächt deutsche Volksbildung.

Ich würde undankbar erscheinen, wenn ich verkennen wollte, wie viel herrliche Blüthen auf dem Felde deutscher Erziehung gezogen worden sind. Ich ehre dankbar die Verdienste, welche in dieser Hinsicht in ältern und neuern Zeiten von wackern Männern erworben worden und die allerneueste Zeit glänzt von einem so regen Streben, die Volksbildung auf einen immer höhern Standpunkt zu erheben, als es noch nie der Fall war. Dies ist allerdings ein gutes Zeichen, und wenn nur von tausend Saamenkörnern, die ausgestreuet werden, zehen Früchte bringen, so dürfen wir mit Zuversicht einer reichen fröhlichen Ernte entgegensehen. Aber, meine Brüder, soll der Saame gute Frucht bringen, so streuet ihn der Landmann nicht unter das Unkraut; er reinigt und säubert vorher den Acker, und nun wirft er den Saamen in fröhlicher Hoffnung darauf. Dieses Bild paßt vollkommen auf unsern Gegenstand. Vieles wird geschrieben und gethan für deutsche Volksbildung, aber deswegen noch meistens ohne den beabsichtigten Erfolg, weil man für dieselbe die rechte Grundlegung nicht macht, die doch gemacht werden muß, wenn ein glücklicher Erfolg die redlichsten Bemühungen krönen soll. Und da meine ich denn, es müsse vorerst für eine ächt deutsche Erziehung der Erzieher selbst gesorgt werden, ehe alle die vorgeschlagenen Verbesserungen der Volksbildung mit Segen und Erfolg durchgehen können.

Hierher, edle deutsche Fürsten, denen ich hiermit mit ächt deutschem Gemüthe meinen ehrerbietigen Gruß bringe, die Ihr für das Wohl Eurer Völker mit Vaterliebe sorget, — hierher wendet Eure Blicke, — Eure Kinder flehen Euch darum an. Ihr habt mit den Eurigen gekämpft für der Menschheit heiligste Güter, — für Gott, Tugend und Freiheit; Ihr habt der deutschen Nation ihr schönstes Kleinod, ihre Selbstständigkeit wieder errungen. Nun denn, so wachet über die Erhaltung desselben, auf daß es in dem Strome der Zeit nicht wieder untergehe. Sorget für eine ächt deutsche Volksbildung, — gebt uns deutsche Erzieher mit einem deutschen Herzen, mit einem deutschen Sinn, so wird unsere Jugend unter ihrer Leitung herrlich heranblühen, und einer kräftigen, frohen und heitern Generation werden wir entgegen sehen. — Daher

1.

Nothwendigkeit einer Bildungsanstalt.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß derjenige, welcher Schüler und Zöglinge in irgend einer Kunst oder Wissenschaft unterweisen will, damit sie dann mit freiem heiterem Geiste das Gebiet derselben überschauen, und beruhi-

gend für sich, wohlthätig für Andere in demselben wirken können, — daß ein solcher, sage ich, selbst erst den Geist und das Wesen derselben in sich aufgenommen haben müsse, wenn er sie fördern und auch seine Schüler von neuem ins Leben einführen will. Das verlangen wir mit Recht von einem jeden, der sich in irgend einer Hinsicht einen Meister nennt. Sonst werden Kunst und Wissenschaft entweihet und entwürdiget, und mit solch' einer Stümperei wird der Welt ein Betrug gespielt, dessen zerstörende Folgen nicht selten in später Zukunft noch sichtbar sind. Und so muß der Meister neben dem Befreundeten mit dem innern Geist und Sinn auch zugleich die rechte Form sich aneignen, die Hülle, unter welcher er in freundlicher heiterer Gestalt seine Kunst, seine Wissenschaft giebt, auf daß der Schüler freudig zu ihr sich hinneige und in ihr lebe.

Wenn nun aber die Wahrheit dieser Bemerkung in der Erfahrung begründet ist, so werden wir keinen Augenblick in Zweifel seyn, dasselbe von einem solchen zu fordern, der die höchste Kunst, Menschen zu Menschen zu bilden und zu erziehen, üben soll. Und wahrlich, das Geschäft der Erziehung und des Unterrichts ist ein hochheiliges Geschäft, und auf der rechten und treuen Handhabung desselben beruht das ganze Wohl und Glück der Staaten. Es ist wahrlich eine schwere Versündigung an der Menschheit, diese Wichtigkeit nicht anerkennen zu wollen; und ein eben so großes Unrecht hat man den Männern gethan, die für einen kärglichen Lohn, der ihnen kaum das Leben fristete, dem mühseligen Geschäfte der Volksbildung sich widmeten und dabei verachtet wurden. Bösen Willen möchte ich das nicht nennen, denn der Deutsche ist gerecht, aber es ist eine unselige Verblendung, die den Deutschen aus fremdem Lande her umfangen hatte. Zwar hat Deutschland auch hier wieder Manches gut gemacht, und wer kennt nicht das heilige fromme Streben, was in der neuesten Zeit hinsichtlich der Volksbildung so herrlich sich kund thut? Und das hat denn auch auf den Stand der Volkslehrer selbst einen vortheilhaften Einfluß gehabt; man beeifert sich jetzt in manchem deutschen Lande, ihm auch die äußere Achtung zu erweisen, die er so sehr verdient; man hat seine Einnahme erhöht, und ihm ein sorgenfreies Leben zu verschaffen gesucht*).

So lobenswerth nun dies auch ist, und so sehr es auch von der Gerechtigkeitsliebe des deutschen Volkes einen sprechenden Beweis giebt, so ist alles das, was bis jetzt geschehen ist, doch noch nicht hinreichend, diesem Stande auch die rechte Wirksamkeit zu geben, die ihm so noth thut, wenn er auf Volksbildung und Volksveredlung den gehörigen Einfluß haben soll. Ich spreche daher hier nochmals den Wunsch aus: daß die künftigen Volkslehrer erst die rechte deutsche Bildung erhalten müssen, ehe sie in ihrem Amte mit Segen wirken können.

Und damit meine ich nichts anderes, als die Nothwendigkeit allgemeiner Bildungsanstalten der Volksschullehrer für Deutschland.

Wir haben ja Seminarien, wird man sagen! Gut; aber theils sind diese noch immer nicht allgemein genug, theils haben sie nach meiner Ansicht nicht die rechte Einrichtung. Der Mangel der Allgemeinheit solcher Bildungsanstalten in Deutschland ist bekannt, und es

*) Daß dies freilich noch nicht durchgängig geschehen ist, ist leider wahr, aber wir hegen zu der Gerechtigkeit des deutschen Volkes und seiner Fürsten das Vertrauen, daß es noch geschehen werde.

braucht hier nur darauf hingedeutet zu werden. Ich will die Gegenden nicht nennen, wo noch Schuhmacher, Schneider ꝛc. ꝛc. sogenannte Winterschulen für ein jährliches Einkommen von 20 — 30 Thalern halten. Das ist ein Flecken, den mein deutsches Vaterland fernerhin nicht mehr dulden wird. Mit einemmale kann freilich nicht Alles zum Bessern umgestaltet werden, und auch hier möchte das alte Wort: „eile mit Weile," seine volle Anwendung finden. Nur was mit überlegsamen Ernste betrieben und gefördert wird, kann mit der einwirkenden Zeit glücklich zum Ziele gelangen. Aber die Nothwendigkeit einer Abstellung dieses seitherigen Unfugs liegt doch zu deutlich am Tage, als daß noch ein Wort hierüber verloren zu werden brauchte*).

(Der Beschluß folgt.)

---

*Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

29. Loth mit seinen Töchtern, wie sie ihn trunken machen. Ein Nachtstück, wahrscheinlich von van der Werff. Loth, schon im Begriff halb trunken zurückzusinken, hält noch mit der Linken den Pokal; sein rothes Gewand in breiten Falten ist von vorzüglicher Schönheit. Die eine Tochter hält eine brennende Kerze in der Hand, die andere eine umgestülpte Schale, womit sie ihm den berauschenden Liebestrank eingeschenkt hat. Unten in der Ecke zur Rechten lieset man: A. van der Werff pinxit. Doch hat das Bild auch etwas von der Manier des Malers Gottfried Schalken, der bekanntlich Nachtstücke meisterhaft malte. Das Format ist klein. Die Geschichte steht: 1 B. Mose Kap. 19. V. 30.

30. Porträt eines Paters mit einem Rosenkranz in der Hand. Angeblich von Busch, einem Schüler Rembrandts. Sehr charakteristisch, und fein ausgeführt.

31. Hagar mit ihrem Sohn Ismael, wie sie aus dem Hause Abrahams weggeht. Von Gerbrand van den Eckhout, einem Schüler Rembrandts. — Die Hauptfigur und die ausgeführteste auf diesem gelungenen Bilde ist Abraham, den man ganz en face sieht. Links Sarah, die aus der Thür guckt, zur Rechten Hagar, traurig scheidend, ihren Sohn an der Hand führend. Alles wohl gewählt und fleißig ausgemalt. Die Farbengebung ist nicht grell, und daher dem Auge sehr wohlthuend; der Pinsel nirgends gequält, sondern fest und wahr. S. 1 B. Mose Kap. 16. V. 6.

32. Die Versöhnung Jakobs mit Esau. Von Ferdinand Boll, dem bekannten Schüler von Rembrandt. Sehr großes Bild, die Figuren in Lebensgröße, etwas mehr als Kniestück. Links Esau mit dem Helm auf dem Haupte, vor dem sich zur Rechten Jakob mit entblößtem Haupte und schönem schwarzgelockten Haar die Hand reichend verbeugt, denn es heißt im 33 Kap. des 1. B. Mose V. 3: „Und Jakob ging vor Rahel und Lea her und neigete sich siebenmal auf die Erde, bis er zu seinem Bruder kam. Esau lief ihm entgegen und herzte ihn, und fiel ihm um den Hals, und küßte ihn, und sie weineten." — Der ehrwürdige, alttestamentarische Geist ruht ganz auf diesem Bilde, die stille Bewegung der Seele ist einfach, kraftvoll und wahr darin ausgedrückt. Der Künstler hat nur diese beiden Figuren vorgestellt, um an ihnen desto mehr seine Kunst zu zeigen und den Eindruck zu concentriren.

Nach diesen 3 Scenen aus dem alten Testament mögen nun noch einige Scenen aus dem

*) S. Volksschulenverbesserungsplan, 1ster Beitrag, 1817.

Leben Christi und zwar in natürlicher Ordnung folgen. Dies letztere war schon früher unsere Absicht bei den bisherigen Beschreibungen gewesen, sie konnte indeß mehrerer hindernder Umstände halber nicht erreicht werden. Man wird die früheren hierher gehörenden Bilder leicht in Gedanken an den gehörigen Platz einschalten können. Der Nutzen einer solchen Anordnung nach der Zeitfolge, besonders für Anfänger, ist klar. Auch hat man bereits ein so eingerichtetes Handbuch mit Kupfern nach Gemälden der berühmtesten Meister (von M. Adler, nach Hübner). Die Anordnung nach den Namen der Maler in einer Sammlung, und nach den Perioden der Kunstgeschichte, wie es bei der Boissereeschen Sammlung geschehen ist, hat einen andern Vorzug, der mehr für den Kunstkenner berechnet und nur für größere Gallerien geeignet ist.

33. a) Die Anbetung der Könige und Weisen aus Morgenland. Von Mojart. Das Format, Queeroblong, beinahe Lebensgröße, auf halben Leib. Rechts Maria, mit dem Christkindchen auf dem Schooß, vor ihnen ein König, am Hermelinpelz kenntlich, kniend, hinter ihm ein Mohr mit weißem Turban, neben ihm links ein Trabant, der eine goldne Kette zum Geschenk darbringt.

34. b) Maria mit dem Kinde. Kleinstes Format. Vielleicht von Guido, in dessen blauem Styl, denn ein Theil der Gewänder ist mattblau, ein Theil weiß.

35. c) Die Beschneidung. Von Rubens. Eilf Figuren im edelsten Styl bilden eine wohlgebaute Gruppe. Ein Hoherpriester in einem breiten Mantel von hellgelbem Brokat verrichtet die Handlung. Links im Vorgrunde kniet ein Jüngling, zur Rechten mehrere andere Personen die Hände faltend. Im Hintergrunde erhebt sich auf einem Gerüst ein Tisch mit grüner Decke, worauf einige Tücher, ein aufgeschlagenes Buch und ein Rauchgefäß befindlich, neben welchem ein Priester mit Stab und Glocke, die geklingelt wird, sobald der Akt vollendet ist.

36. d) Christus und Johannes als Kinder mit einander spielend und sich küssend. Von Rubens. Ganze Figuren, auf dem Boden stehend, die Gewänder flattern faltenreich in den Lüften. Fast Lebensgröße. Die nakten Theile sind nicht ohne Verdienst.

37. e) Wie Christus die Verkäufer aus dem Tempel geißelt, nach Evangel. Johannis Kap. 2. V. 12 bis 25: „Jesus zog von Kapernaum nach Jerusalem, da Ostern nahe war, und fand im Tempel sitzen, die da Ochsen, Schafe und Tauben feil hatten, und die Wechsler, und er machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus." ꝛc. — Eine große, imposante Kirchenperspektive, vielleicht von Peter Neefs oder Berkheiden, die Figuren von einer anderen Hand und von geringerem Werth. Die links einfallende Beleuchtung der gothischen Architektur (der jüdische Styl der Baukunst ist nicht darin zu erkennen, auch kann uns derselbe wol nur noch wenig bekannt seyn) ist von frappanter Natürlichkeit, weniger sorgfältig die Zeichnung, denn einige Pfeiler in der Ferne stehen offenbar windschief. Zur Linken auf einer Treppe mit Gallerie hat sich der Maler selbst dargestellt, sein Gehülfe trägt Palette und Pinsel. Solche Anachronismen sind in solchen Fällen wol immer als absichtlich anzusehen, da sie irgend eine geistreiche Idee rege machen sollen. Ein Jude mit einem Geldsack läuft eine Treppe hinab in ein Gewölbe. In der Mitte Christus die Geißel schwingend, seine Jünger neben ihm; ein Mann mit einem

Lamm auf der Schulter, eine Frau mit Vögeln im Korb, Säcke mit Getraide neben welchen die Schacherer niederstürzen, rechts eine hohe Wendeltreppe u. s. w.

38. f) Derselbe Gegenstand noch einmal von anderer Hand.

39. g) Christus, wie er nach der Auferstehung bei Simon und Kleophas in Emmaus vom Eßtisch verschwindet. Man bemerkt den leeren Sessel, zwei Männer darüber verwundert, wie Christus kaum das Brod gebrochen und schon wieder verschwunden. Die Kerze auf der Tafel beleuchtet die Scene in dem engen Gewölbe. Wahrscheinlich von Rembrandt. Die schöne Erzählung steht im Evangelisten Lukas im letzten Kapitel, V. 13 bis 35. —

40. h) Der kranke Lazarus und der reiche Mann. Zur Linken eine wohl versehene Küche mit vielen Personen, Wildpret, Geflügel, Küchengeräth u. s. w. Rechts der Reiche an der Tafel speisend, wobei Tafelmusik, und im Vorgrund Lazarus von zwei Hunden geleckt. Kopie nach Basano (Lukas XVI, 19 — 24.

41. i) Eine Hirten- und Jägerscene, ebenfalls nach Basano. Vielleicht wie die Hirten von der Geburt Christi Nachricht erhalten, oder wie Esau von der Jagd nach Hause kehrt; denn die histor. Maler haben gewöhnlich einen gewissen biblischen Tick, ohne daß sie ihre Anspielungen uns verrathen, indem sie vielmehr den Beschauer gern errathen lassen.

42. k) Christus mit seinen 12 Jüngern, das heil. Abendmahl einsetzend. Rembrandtsche Schule. 2 Kerzen auf dem Tisch, 2 auf dem Altar brennend. Rechts Judas, tückisch lauernd. Etwa 8 Köpfe der Jünger stehen auf einer schrägen Linie, und stellen wahrscheinlich die Töne der Scala nach der Octave vor, eine Idee, die von Herrn. Dr. Müller herrührt. (S. dess. Reise: Paris im Scheitelpunkte Thl. I. S. 179.) Die tiefer stehenden singen natürlich Baß!

43. l) Der heil. Hieronimus, die Feder in's Dintenfaß tunkend, vor einem Krucifix, Todtenkopf und Buch sitzend, worin geschrieben steht: Novum testam. graece fidei reddidi — Vetus juxta hebraicum transtuli. In den Wolken steht: Novum opus me facere cogis ex vetere. Auf einer herabhangenden Rolle Papier lieset man: Seigneur, nous vous supplions etc. Bekanntlich übersetzte der heil. Hieronimus das A. Test. ins Lateinische u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archaismen.

Dies sind bekanntlich solche Wörter, welche nicht mehr im Gebrauche stehen, und ich setze hinzu, welche ihre Bedeutung verloren haben. Ich rechne dahin:

Aufklärung.

Diese ist unter uns so hoch gestiegen, daß sie jetzt ihren Abend macht. Diese Behauptung mag befremden, aber ihre Wahrheit findet sich in allen unsern Gliedern. Was ist nämlich unsere Aufklärung? Eine Geschäftsaufklärung in Brodstudien und Gewerben und Politik, ein sehr blödes Licht, bei welchem die innere, menschliche Bildung fast ganz ausgeht. Die Wahrheiten der Religion und Moral werden wenig beachtet und liegen selbst bei den Gelehrten nicht mehr in einer lebhaften Arbeit; die Philosophen arbeiten in der Politik, und die Logik ist fast nicht mehr da; die Politik hat alle Wissenschaften an sich gerissen, und selbst die Künste müssen ihr dienen. Und doch macht diese Herrscherin ihre eigene Herrschaft zu Schanden, indem sie ihre Mägde, die Künste und Wissenschaften, ernie-drigt. Denn wenn Wissenschaft und Kunst, Kirchen und Schulen Fortgang haben sollen, so müssen sie, unabhängig von der Politik, in ihrer eigenen Macht dastehen. Ist also der Politik an ihnen gelegen, so darf sie solche nicht einzig als Mittel für sich ansehen.

Die Schriftsteller unserer Zeit arbeiten in bürgerlichen Angelegenheiten, aber wenig in den Wissenschaften; der Geschäftsmann kommt von den Acten nicht weg; die Gesellschaften sind laut einzig über Abgaben, Handel, Staatseinrichtungen, Zeitungen, und das Haus hat seine Sorgen. Wo sind die Zeiten, da Kaufleute, Soldaten, ja selbst Handwerker und Frauen, sich mit moralischen, theologischen, logischen und andern wissenschaftlichen Gegenständen abgaben? Der Geist der Geschäfte und Gewerbe ist wild geworden und tritt die wissenschaftliche Aufklärung zurück. Die Welt ist in die Erde gefahren, — vielleicht sich durchzugraben, um auf der andern Seite in Ideen wieder neu aufzugehen. Es ist eine allgemeine Börsenzeit, und der wissenschaftliche Geist will uns fast versagen. Hinter einem allgemeinen Menschengespanne knarret der Wagen bürgerlicher Geschäfte und Gewerbe auf dem Pflaster der Bedürfnisse so laut fort, daß darüber der Ruf wahrer Bildungen uns nicht zu Ohren kommen kann. Die Brodkünste stoßen in die Posaune, und lösen die Wissenschaften von ihrem Posten ab.

In ihren Formeln und Tabellen sehen sie aus wie eine Wissenschaft, und damit schmeicheln sie dem Geschäftsmanne, daß er glaube, er treibe in ihnen eine wahrhaft menschliche Bildung, indem er bei ihnen doch nur dienstbar die Garben des Geschäfts bindet.

Die Wissenschaften machen ihren Kreislauf schneller in ihren Rückwegen, als in ihren Anwegen, und wir gehen schneller zurück, als vorwärts in unsren Bildungen. Zum Nichts ist ein schneller Fall, aber zum Etwas ist die Arbeit einer Geburt. Alles Licht hat schon Schatten in sich, wie das Leben einen Tod. Zu Fuße kam die Philosophie ins Volk, aber auf Flügeln eilt sie davon. Vielleicht ruhet sie hinter dem Gestirne des Geschäfts, diesem Monde der Aufklärung, aus, und kommt dann wieder. Unterdeß werden sich Aberglaube, Schwärmerei und alle blinde Herrschaft das Thor zu uns aufmachen, welches ihnen die Philosophie verschlossen hatte. Diese Nacht ist gut, damit sich der menschliche Geist erhole von seinen Anstrengungen, welche er in der letzten Zeit so rühmlich bestanden hat. Auch wird Niemand diese Nacht abhalten. Alle Wagen rollen zu ihr hin, und selbst ihre rüstigsten Gegner werden in ihr begraben. Und, wird sie sich ausgelegen haben, dann werden auch wieder ein Leibnitz kommen, ein Kant, ein Fichte, daß sie einen neuen Tag machen.

Die Aufklärung ist also in dem vorigen Jahrhundert sitzen geblieben, und mit demselben von uns gelaufen, so weit, daß wir auch ihren Namen unter uns fast nicht mehr hören, sondern ihn zu den veralteten rechnen müssen.

Die Tageszeiten des Herzens.

Wenn kalt das Herz sich in sich selbst verschließt,
Des Lebens Glück nur stets allein genießt,
An sich bloß denkt, nach nichts als Vortheil ringt,
Kein Wesen sonst mit Innigkeit umschlingt,
Ergriffen von der Liebe Zaubermacht,
Ist's in ihm Nacht.

Doch wenn es, tief von Mitgefühl bewegt,
Das Heil der Welt in seinem Innern trägt,
Die eigne Lust gern mit dem Bruder theilt,
Und fremden Schmerz und fremde Wunden heilt;
Dann bricht ihm erst, auf seiner Erdenbahn,
Der Morgen an.

Und wenn es nun, in stiller Häuslichkeit,
Die volle Kraft dem Wohl der Seinen weiht,
Wenn liebend es im Schooß der Liebe ruht,
Dem Freunde treu, dem Feinde Gutes thut;
Dann leuchtet ihm, mild wie der Sterne Kranz,
Des Mittags Glanz.

Selbst wenn zuletzt der Engel niederschwebt,
Der um uns her des Grabes Schleier webt,
Bleibt solch' ein Herz sich seines Werths bewußt —
Denn Fried' und Ruh' thront stets in reiner Brust. —
So wiegt es sanft, umstralt von Aetherschein,
Sein Abend ein.

Druckfehler.

In Nro. 58. S. 462. Sp. 1. Z. 19. Letztere st. letzteres. S. 463 Sp. 1. Z. 7. den st. dem — Z. 14. neigten st. neigte. Sp. 2. Z. 2 und 3. rationalen st. rationoden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 58.

Arm — arm.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 10 — Vorstellung 3.

Sonntag, am 18. Juli. Lucas und Laurette, komisch-pant. Ballet in 1 Akt vom Balletmeister Lebet. Der Komet, Posse in 1 Akt von Iffland. Z. Beschluß: Ein neues Tanzdivertissement, vom Balletmeister Lebet. (Abonn. susp.)

Montag, am 19. Juli. Z. Erstenmal: Vetter Benjamin aus Polen. Familien-Gemälde in 5 Akten von Cuno. — Benjamin: Hr. Clausius. Commissionsrath Krone: Hr. Ringelhardt. Ober Proviant Comm. Krone: Hr. Schmidt.

Dienstag, am 20. Juli. Raphael. Lustspiel in 1 Akt, von Castelli. — Variationen für's Violoncell von Romberg: vorgetragen vom königl. schwed. Kammermusicus, Herrn Brandes. — Der Kalife von Bagdad. Oper in 1 Akt v. St. Just. Musik von Bojeldieu. — Der Kalife: Herr Strobe. Zetulde: Frau Müller. — Zum Schluß. Ein großes, auf die Handlung dieser Oper bezug habendes Ballet, von Hrn. Balletmeister Lebet. (Abonn. susp.)

Donnerstag, am 22. Juli. Die Junggesellenwirthschaft Lustspiel in 1 Akt v. Weissenthurn. Die Quäker. Komisch-pantom. Ballet in 1 Akt von Hrn. Balletmeister Brulo. (Abonn. susp.)

Nro. 60.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 29. Juli 1819.

Theokla.

(Fortsetzung.)

Niemand war nun sonst im Saal, als die Geistlichen, welche friedlich auf des Fürsten Wink wieder an ihre Gebete gingen. Jurgowitz stand bebend vor Grimm, todtbleich, vor Menzikoff, der ihn mit den Blicken zu durchbohren schien. Ich kenne dich wohl, Feodor Jurgowitz, sprach der Gewaltige, sie heißen dich seit ich denken kann ein flammendes Schwert der Gerechtigkeit, möchtest du lieber ein leuchtendes Auge derselben seyn! Nie kann aus knechtischer Furcht dem Volke Blüte und Frucht edler Treue und frommer Tugend ersprießen! Hätte Strang und Knute die Kraft, Menschen zu veredeln, so müßte unser großes Land, und vor allem der Bezirk, wo du die Gerechtigkeit handhabst, ein Spiegel aller Völker auf Erden seyn, doch ist dem nicht also, wie es mir scheint! Laß uns die Nationen nicht verachten, die früher als wir zur Sitte, zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Christenthume gelangt sind, laß uns ihnen nacheifern, vor allem in ihrer Milde und Menschenliebe! Es wird dir noch unvergessen seyn, Knees Jurgowitz, denn du warst mit dabei, wie unser großer Czar, von seinen Reisen wiederkehrend, über die Nothwendigkeit, die Russen zu bilden und zu veredeln, ewig denkwürdige Worte sprach. Ihr Großen Alle standet vor ihm, die angefüllten Becher in der einen, die Mütze in der andern Hand. Man kann euch nachrühmen, daß ihr ihm geduldig zugehört. Als er seine Meinung ausgesprochen, bücktet Ihr Euch bis auf die Erde, riefet: Czar, du sagst Wahrheit! Darauf leertet Ihr die Becher, wandtet Euch still von dannen und ließt den Czar selbst darüber nachdenken, wie er das große Werk der Veredlung weiter betreiben wollte. — Glaube du nicht, Fürst Menzikoff, entgegnete Feodor Jurgowitz mit verbissenem Grimm, daß ich je vergessen hätte, was der Czar sprach, ich weiß es vielmehr noch sehr wohl, es war in derselben Zeit, wo der Czar einmal, als du, Fürst, eben hinter ihm standest, einen Edelmann fragte, ob er ihm sagen könne, was ein Favorit sey? Das ist, antwortete der Edelmann, ein Mann von großen Verdiensten, der in der wohlerwor-

benen Gunst und dem Vertrauen seines Monarchen höchst glücklich ist. Du irrst, sprach der Czar, es ist ein mächtiges Ochsenhorn, welches hoch hervorragt, inwendig aber hohl und mit Wind angefüllt ist! Weißt du es noch, mein Herr? Menzikoff hatte sich weggewendet, und wie wenn er nicht recht verstanden, sagt' er: Wie sprachst du, Feodor? Diese Wendung war Jurgowitz erwünscht, denn kaum ausgesprochen, reute ihn der Ausfall: er wollte den Fürsten nicht auf das Aeusserste treiben; ihm lag Alles daran, ihn für seinen Sohn zu gewinnen, den er sich in seinem wichtigen Amt zum Nachfolger wünschte. Er entgegnete also: Fürst, ich sagte, daß die Bösewichter im Gebiet von Moskau sprechen: „Gott wohnt hoch und der Czar wohnt weit!" darum muß ich nach den Rechten sehen! Der Czar hat die Bärte fallen lassen, die Röcke kurz geschnitten, aber nur Gott kann das Herz beschneiden, die edeln Metalle müssen von Schlacken gereinigt werden, so auch dies große, aus allen Winkeln der Welt zusammengelaufene Volk, von allen erfinnlichen Religionen und Sitten; kaum weiß man noch, wer eingeboren ist, ich aber weiß, daß meine Väter es waren, der Kern ist gut, die Ausländer sind die Schale, die muß man ablösen und zerbröckeln! Weißt du es noch, Fürst, wie das Land über mich schrie, als ich die zweihundert Straßenräuber an einem einzigen Morgen auf offenem Markt aufknüpfen ließ? Die Heerstraße war nun doch mit einem Mal sicher, daß man mit geringer Bedeckung bei Tage reisen konnte, jetzt kann man sogar des Nachts sicher reisen! Wie mich nun der Czar fragte, weswegen ich ein so gräuliches Würgen vorgenommen, da sagt' ich ihm, Herr! wenn der Besen nichts hilft, so muß man Strang, Feuer und Schwert nehmen! Und der Czar klopfte mir die Achsel, und hielt mich höher als zuvor! Wußt' er doch, daß ich ohne Ansehn der Person richte, und meine Hand rein zum Himmel heben kann, es klebt daran kein unschuldig Blut und keine schnöde Habe! Es ist gut, Feodor Jurgowitz, sprach der Fürst, thu' fernerhin desgleichen, doch die Deutschen laß mit Frieden, die dein Kaiser ehrte und liebte! Wir begegnen einander schwerlich wieder auf Erden, sagte Jurgowitz, der Fürst winkte ihm, sich zu entfernen, und der Knecht nahm sein bebendes Kind mit sich fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freundesworte an das deutsche Volk und seine Fürsten.

(Beschluß.)

2.

Beschaffenheit einer solchen Bildungsanstalt im Allgemeinen.

Um meine Meinung in dieser Hinsicht sogleich auszusprechen, so wünschte ich, daß, da die sogenannten Schullehrer-Seminarien in Deutschland noch nicht sehr häufig sind, man darauf Bedacht nähme, für ganz Deutschland nur einige solche große Bildungsanstalten einzurichten. Nicht in jedem kleinern deutschen Lande ist eine Universität, und deswegen, dünkt mich, brauche auch nicht überall ein Schullehrerseminarium zu seyn. Freilich wäre es besser, wenn solche Anstalten überall wären, anstatt daß sie gar nicht da sind. Da aber dieses Daseyn noch nicht der Fall, die Einrichtung derselben aber so höchst nothwendig ist, so kann ja bei einer allgemeinen Revision und Organisation des deutschen Schulwesens darauf Rücksicht genommen werden. Ja, wird man sagen, zur Gründung von Universitäten hat nicht jedes kleinere Land Geld genug; aber ein Schullehrerseminarium kann allenfalls auch

ein armes Ländchen noch einrichten. Dies kann nun wohl der Fall seyn, aber dann sind auch diese Anstalten gewöhnlich in Allem so dürftig ausgestattet, daß sie offenbar des Zweckes verfehlen, der durch sie erreicht werden soll. — Aber soll nicht eine Bildungsanstalt für Volksschullehrer eben so trefflich eingerichtet, eben so reichlich ausgestattet seyn, als eine Bildungsanstalt für künftige Prediger? Wie kann dies aber erreicht werden, wenn der Schullehrer nicht mit allen den Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet ist, die er nothwendigerweise besitzen muß, wenn er mit Erfolg auf seine Pflegbefohlnen wirken soll? — Dies kann aber bei der Einrichtung unserer meisten Schullehrer-Seminarien nicht der Fall seyn. An den meisten derselben ist nur ein Lehrer, und höchstens noch ein paar Gehülfen aus den Seminaristen selbst, angestellt. Wer aber den Umfang der Kenntnisse, die der künftige Volksschullehrer besitzen soll, nur mit einem flüchtigen Blicke übersieht, der wird leicht zugeben müssen, daß ein Lehrer dazu nicht hinreichend ist. Wer mit zu Vielem sich beschäftigt, der wird jeder Wissenschaft nur den Mund berühren, und wer noch dazu in vielen Wissenschaften Andere unterrichten will, der wird sicher auch nur Stümper bilden. Das ist eine allgemeine und richtige Erfahrung. — Es muß demnach, soll anders das Werk der Volksbildung sicher gedeihen, für jedes einzelne Fach ein besonderer Lehrer angestellt werden, und somit müssen unsere in ihrer jetzigen Form bestehenden Seminarien eine gänzliche Umgestaltung gewinnen. Die Lehranstalten für künftige Volksschullehrer müssen beträchtlich erweitert werden (in welcher Art dies geschehen müsse, wird nachher gezeigt werden). — Dies ist nun freilich nicht die Sache jedes kleineren Landes, denn auch bei dem besten Willen würden vielleicht seine Kräfte dazu nicht hinreichen. Aber das ganze deutsche Vaterland nehme sich dieser so hochwichtigen Sache an, und setze sie ins Werk.

Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß Deutschland, ein mäßiges Land in dem kleinen Europa, seit so vielen Jahrhunderten so großen Einfluß auf die Kultur seiner Nachbarn gehabt hat; und daß zumal die Schulen und Universitäten der Deutschen einen so unbezweifelten Vorzug vor den öffentlichen Erziehungsanstalten unserer Nachbarn haben. Um deswillen hoffen wir um so mehr, daß der Deutsche bei der ihm eigenen Beharrlichkeit, das Gute zu fördern, auch das Größere noch vollenden werde. Man studire die Geschichte der Erfindungen, der Industrie, der nutzbarsten Anstalten und Einrichtungen, der Betriebsamkeit und des Gewerbes, und man wird sehen, daß die Deutschen alles geleistet haben, was eine Nation, die Geist, selbstständige Kraft und Beharrlichkeit hat, nur leisten kann.

So hege ich denn mit meinen deutschen Brüdern zu der hochherzigen deutschen Nation das gerechte Vertrauen, daß sie für die Bildung des Volkes und seiner Lehrer ihre höchste Kraft verwenden und ein Werk stiften werde, was die größten und trefflichsten Folgen haben wird.

In der Mitte von Deutschland werden demnach ein Paar solcher großer Bildungsanstalten für künftige Volksschullehrer errichtet, und mit allem ausgestattet, was zur Beförderung des großen Zweckes dienlich seyn kann. Die einzelnen deutschen Staaten contribuiren nach Verhältniß zur Erhaltung derselben und die Fürsten sind ihre Pfleger und Schützer. Und so kann mit vereinter Kraft ein Werk zu Stande gebracht werden, was in den Jahrbüchern der Menschheit glänzt, und dem deutschen Volke einen unvergänglichen Ruhm bereiten wird.

Hierher, mein deutsches Vaterland, hierher, Deutschlands edle Fürsten, wendet eure Blicke,

*

— hier ist Ruhm zu erndten, größer, als Schlachtenruhm! Macht ihr das Volk gebildeter, gebt ihr ihm eine ächte Aufklärung, führt ihr ihm die Menschheit im reinern Bilde vor die Seele, so macht ihr es auch besser; ihr knüpfet fester die Bande, die euch an die Nation binden, und bauet eine Mauer um euch her, die keine feindliche Macht zerstören kann. — Auf denn, meine deutschen Brüder, laßt uns freudig die Hände reichen, und mit vereinter Kraft werden wir selbst das Größte vollenden! Heil dann unserm freudigen Streben für Gott und Menschheit; was der Deutsche mit Gott und im festen unwandelbaren Vertrauen auf seine Hülfe begonnen, das hat er stets redlich vollendet, und so möge uns denn auch jetzt der stärkende Glaube beleben, daß wir für der Menschheit heiligste Sache wirken und brüderlich die Hände uns reichen!

3.

Nutzen solcher großer Bildungsanstalten.

Der künftige Volksschullehrer soll sich für einen großen Beruf bilden. Dies mögen diejenigen wohl beherzigen, welche an seiner Bildung arbeiten und deswegen ja nichts versäumen, was ihn auf die Stufe eines rechten und würdigen Lehrers erheben kann. Dazu scheint mir nun unter andern auch eine solche große Bildungsanstalt vorzüglich geeignet. Ich bemerkte schon oben, und das ist wohl von einem Jeden leicht einzusehen, daß ein oder auch einige Lehrer für Seminarien nicht hinreichend seyen. Sollen die mannigfaltigen Zweige der dem Volksschullehrer erforderlichen und nothwendigen Kenntnisse gehörig gepflegt werden, so kann dies nur dann am zweckmäßigsten geschehen, wenn sich mehrere, die mit den einzelnen Fächern recht vertraut und gleichsam in dieselben eingeweiht sind, in das Bildungsgeschäft der künftigen Lehrer theilen. Es werden zwar auch Männer gefunden, die eine tiefe Kenntniß mehrerer Wissenschaften in sich vereinigen und deshalb in mehreren Fächern Unterricht ertheilen können: aber solche Männer, in denen sich ein umfassender Geist mit einem regen kräftigen Willen vereint, sind immer nur selten, und obgleich, zumal wenn die Nothwendigkeit drängt, in vielen Fächern von Einem Unterricht ertheilt wird, so bedarf es nur eines flüchtigen Anblicks, um das Mangelnde und Oberflächliche darin zu bemerken. — Wenn aber auf einer solchen großen Bildungsanstalt, wenigstens für die Hauptfächer, besondere Lehrer angestellt werden, so ist der Nutzen, der hieraus für die Bildung der Zöglinge entspringt, groß und bedeutend. Wer sich nur mit einer Wissenschaft beschäftigt, der kann in ihr innerstes Heiligthum hinabsteigen, kann ihre Höhe und Tiefe ergründen, kann durch Forschen und Prüfung neue wichtige Entdeckungen machen, und wird somit ganz unwillkührlich ein wahrer Beförderer der Wissenschaft; und das muß dann ganz natürlich einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Unterricht haben, den er andern ertheilt. Wer hingegen vermöge seines Amtes auf das Studium aller angewiesen ist, der muß nothgedrungen von einer zur andern wandern, wenn er kaum der einen nur den Mund berührt hat, und das erzeugt in seinem Unterrichte nur Stümperei und Stückwerk. — Dann dürfte auch eine solche große Bildungsanstalt um deswillen einen wohlthätigen Einfluß haben, weil sie, durch das Zusammentreffen so vieler, die so wichtige und nothwendige Menschenkenntniß befördert. — Um allen Einwendungen zu begegnen, bemerke ich aber zugleich, daß

4.

auf einer solchen Bildungsanstalt die strengste Disciplin herrschen muß. Die Zöglinge sollen als künftige Lehrer Muster der Kleinen seyn; mit einem guten, kräftigen Beispiele sollen sie ihnen vorangehen; denn das ist das wichtigste

in ihrer Amtsführung, und wer es gering achtet, dessen ganze Wirksamkeit ist verloren. Man wird aber hier einwenden, daß ein so großer Zusammenfluß junger Leute, wie ja das auf Universitäten sichtbar ist, der Sittlichkeit nachtheilig und gefährlich sey. Dies ist allerdings wahr, wenn man sie sich selbst überläßt. Das sollte aber nicht seyn, und das ist eben noch ein großer Mangel unserer Universitäten, daß man sich im Ganzen so wenig um die Sittlichkeit der Studirenden bekümmert, wenn nur keine gar zu grobe Excesse vorkommen. Und was hilft auch der größte Reichthum von Wissenschaft, was hilft der gebildetste Geist, wenn nicht ein gottfürchtendes und frommes Herz ihm eine freundliche Begleiterin ist? — Eine strenge Aufsicht auf die Sittlichkeit der Zöglinge ist also nothwendig, wenn über der herrlichsten Bildung des Geistes der moralische Charakter nicht ganz verloren gehen soll. — Und wenn auch eine so große Bildungsanstalt, wie ich sie im Sinne habe, nie zur Wirklichkeit kömmt, so verdient dieser Gegenstand auch in kleinern Pflanzschulen eine große Aufmerksamkeit, so wie die Vernachlässigung einer sorgfältigen Aufsicht auf das sittliche Betragen der Zöglinge eine ernste Rüge. Denn der Mangel an Sittlichkeit der Zöglinge ist auch in kleinern Seminarien sichtbar; außer den Lehrstunden bekümmert man sich fast gar nicht um sie, und liederliche Gelage, verderbende Spiele u. s. w. sind nicht ungewöhnliche Erscheinungen. Solchen Unfug aber dürfen deutsche Schulbehörden nicht ferner mehr dulden, wenn nicht die stärkste Grundsäule der künftigen Wirksamkeit des Schullehrers, die Sittlichkeit, ganz gestürzt werden soll.

5.

Nicht minder nothwendig ist es aber auch, daß man strenge darauf sehe, daß unter die Zöglinge sich nicht solche einschleichen, die weder Lust und Liebe, und auch die nothwendigen Fähigkeiten besitzen. Es ist eine traurige Erfahrung, daß man unter Geistlichen und Schullehrern, diesen wichtigsten Staatsdienern, gar viele findet, die weder die hohe Wichtigkeit ihres Amtes begriffen haben, noch auch mit den erforderlichen Fähigkeiten ausgestattet sind. Sie betrachten ihr Amt nach einem ganz erbärmlichen Maasstaabe, nach dem größern oder kleinern Ertrage desselben, und daher — so viele Miethlinge! Das darf aber fernerhin nicht mehr seyn, wenn das Amt des Volksschullehrers wieder in seine volle Rechte eintreten soll. Die Schulbehörden und Directoren solcher Anstalten mögen also mit Ernst darauf sehen, daß nur fähige und fleißige junge Männer in die Pflanzschule aufgenommen werden, von denen man sich für die Zukunft das Rechte versprechen darf. Denn durch eine Nachlässigkeit in dieser Hinsicht, oder gar durch Begünstigung schlechter Subjecte versündigt man sich an dem Volke, und macht solche Leute nicht selten selbst unglücklich. Denn wenn sie dann in das Amt eintreten, wenn sie nur einigermaßen überblicken können, was und wieviel es von ihnen fordere, so müssen sie, wenn nicht alles Gefühl für das Bessere in ihnen erstorben ist, doch bald einsehen, daß sie untaug'liche und unwürdige Mitglieder eines Standes sind, der so viel leisten kann und soll. — Es giebt ja in der Welt viele Mittel und Wege, sich nützlich und brauchbar zu machen; von wem man aber nicht voraussehen kann, daß er dem Stande eines Volksschullehrers nützlich werde, den verweise man zu etwas Anderm bei Zeiten hin. Die Obern, welche hier nicht eine strenge unpartheiische Sichtung vornehmen, versündigen sich schwer an dem Volke und an denen selbst, welche sie aufnahmen!

6.

Beschaffenheit einer solchen Bildungsanstalt im Besondern, oder: Unterrichtsgegenstände.

I. Unterricht in der christlichen Religion, verbunden mit
   a) einer Anleitung zu einem zweckmäßigen Gebrauche der Bibel (nach Dinter),
   b) einer kurzen Geschichte der christlichen Religion und Kirche.
II. Katechese.
III. Geschichte, vorzüglich aber deutsche Geschichte.
IV. Erdbeschreibung, vorzüglich auch die des Vaterlandes.
V. Naturbeschreibung (Botanik, vorzüglich des Vaterlandes.)
VI. Deutscher Sprachunterricht.
VII. Zahlenlehre und Rechnen.
VIII. Form- und Maaslehre.
IX. Gesangunterricht (Rhytmik, Melodik, Dynamik).
X. Orgelspiel.
XI. Schreibunterricht.

Anm. Ueber die Behandlungsart dieser Gegenstände mich zu erklären, finde ich nicht für nöthig, da schon wichtige Bemerkungen anderer Pädagogen darüber vorhanden sind, und ich mich auch in meinen andern Versuchen darüber erklärt habe. — Auch ist es nicht nothwendig, daß für jeden dieser Unterrichtsgegenstände, welchen sich auch wohl noch einige Nebenzweige beifügen lassen, ein besonderer Lehrer angestellt werde, indem sich der eine und der andere von einem ohne Nachtheil behandeln läßt.

Wenn auch eine solche Bildungsanstalt, wie sie hier nur in allgemeinen rohen Umrissen angedeutet werden konnte, auch für die Gegenwart noch nicht ausführbar ist, so glaube ich doch die wahre und richtige Ansicht von dem Stande, dem Leben und Wirken, also der rechten Beschaffenheit eines Volksschullehrers ausgesprochen zu haben. Weingart.

---

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Nach den biblischen Stücken mögen nunmehr die mythologischen und historischen Bilder folgen, von denen nur die vorzüglichsten hier einen Platz finden werden. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn überhaupt in solchen Sammlungen eine eigene Stelle für solche Abtheilungen bestimmt würde, z. B. ein eignes Zimmer für biblische Gemälde, ein anderes für mythologische u. s. w., oder nach Wänden abgesondert. Die nicht geringe Verwirrung, welche sonst entsteht, möchte wol durch das Angenehme der Abwechselung nicht völlig überwogen werden. In der Dresdner Gallerie hat man bekanntlich eine andere Eintheilung befolgt, nämlich nach den Meistern der deutschen, niederländischen und italiänischen Schule, wo man sich indeß auch noch nicht recht zu Hause fühlt, sondern beständig ein Labyrinth vor sich zu haben glaubt, ungerechnet, daß man auch weit besser Vergleichungen zwischen Bildern ähnlicher Art anstellen könnte. — Wir bemerken

1. Aktäon und Diana. Schule von Rubens. Auf Kupfer, hochlängliches Format. Die Landschaft von Lukas van Uden. In der Mitte Diana am Rande eines Wasserbassins, in Gesellschaft dreier Nymphen, deren eine sich badet, die andere auf einem rothen Gewande liegend sich baden will und die dritte sich gebadet hat und ihr nasses Haar kämmt. Ein rother Baldachin ist über ihnen am Felsen hergezogen, auf dessen Höhe man eine Burg und viele Gebüsche erblickt. Zur Rechten nahet Aktäon auf einem gewundenen Horn blasend, sein Hirschgeweih auf dem Kopf, aber leider in römischem Feldherrnkostüm und — eine Hellebarde in der Linken tragend! Hier verläugnet sich denn also der niederländische Geist abermals nicht. Aktäon führt noch 2 Jagdhunde am Seil. Die Fleischtinten sind besser als die Zeichnung, und die Hände sind vollends nicht gut retouchirt.

Mythologische Scenen aus der griechischen Vorwelt, wenn sie in dem ächt niederländischen Geist und Geschmack behandelt sind, der dem griechischen so sehr entgegengesetzt ist, haben uns

immer an Benjamin Hederichs Mythologie erinnert. Dieser ältere, nun fast vergessene Schriftsteller behandelt die Mythologie auf eine höchst komische und naive Weise, so daß sich wohl eine Parallele zwischen ihm und der Behandlungsart der niederländischen Maler ziehen läßt. Er theilt z. B. seinen Artikel: Diana, in 9 Paragraphen, die auf folgende Art überschrieben sind: 1. Nahmen, 2. Eltern, 3. Gebuhrt und Kinder, 4. Wesen und Thaten, 5. Beynahme, 6. Verehrung, 7. Bildung, 8. Eigentliche Historie, 9. Anderweitige Deutung, — und sagt darin Folgendes: „Diana ließ ihre Geschicklichkeit auch darin sehen, daß sie den grausamen Riesen Orionem erschoß, auch, da Otus und Ephialtes sich ihrer bemächtigen wollten, sich in einen Hirsch verwandelte und mithin machte, daß diese sonst allerdings erschröcklichen Kerls einander selbst erschossen. Hingegen erwies sie sich auch fast allzu zornig, als sie den guten Actaeonem in einen Hirsch verwandelte, und machte, daß er von seinen eignen Hunden zerrissen und gefressen wurde, weil er sie nur so von ungefähr nackend im Bade gesehen, oder auch der Niobes Töchter insgesammt erschoß, als sich nur dero Mutter für glückseliger, als die Latonam gepriesen. Da solche Diana sich ordentlicher Weise in einem Brunnen in dem Gargaphischen Thale (in Böotien bei Platää) badete, belauschte er sie ingemein und weidete seine Augen an ihrer Schönheit. Maßen er denn endlich in diesen seinen extravaganten Begierden so weit ging daß er erwähnte Göttin überraschte. Seine Hunde hätten ihn vergebens gesucht, sagen Einige, und seyen endlich zu dem Chirone in seine Höle gekommen, der sie auch nicht eher zufrieden stellen kunnte, als bis er ihnen des Actaeonis Bildniß fürstellete. Jedoch sind auch, welche glauben, daß bemeldeter Actaeon zwar anfangs die Jagd geliebet, da er aber zu Verstande gekommen und dero Gefahr reifer betrachtet, sey er furchtsam wie ein Hirsch geworden, indem er aber doch alles das Seinige daran gewendet, habe man alsofort gedichtet, als ob er von solchen Bestien allerdings sey gefressen worden.“ — Daß diese Art der Darstellung und des Vortrags nicht empfehlenswerth ist, braucht wol nicht mehr erinnert zu werden. Hederich lebte vor hundert Jahren, wo Geschmack, Poesie und Styl noch nicht ausgebildet waren; bei allem dem kann man ihm aber Originalität und einen hohen Grad von Anschaulichkeit nicht absprechen.

2. Perseus und Andromeda. Schule von Van der Werff. Das Meerungeheuer ist eben getödtet, es liegt auf dem Rücken am Strande. Perseus zur Linken, mit Flügeln an den Sohlen, im Harnisch und rothen Gewand, löset seiner Schönen eben die Fesseln; sein helipolirter Schild mit dem versteinernden Medusenhaupt, ein Helm, Wehrgehenk, Seemuscheln u. s. w. liegen am Boden. — Sophokles und Euripides schrieben Tragödien über diese Geschichte, die indeß verloren sind. Bekanntlich wurden Perseus Andromeda, und Kassiopeja, die Mutter der letzteren, unter die Sterne versetzt.

3. Dieselbe Scene, wo Perseus auf dem Pegasus durch die Luft dahergeritten kommt. In dem Körper der reizenden Andromeda ist ein schöner Schwung. — Kleines Format und von einem andern Meister.

4. Das Urtheil Paris'. Von Knupfer. In der Mitte ruht Venus, den Kopf auf den linken Arm gelehnt an einem Felsen sich stützend, im höchsten Lichtglanz, von einem durchsichtigen Gewande, wie Muselin, umflossen, das von einem blauen Brokat-Stoff umgeben ist, neben ihr zur Rechten schlafen Juno und Minerva unter einem Baldachin in blauen und scharlachnen Gewändern. Zur Linken Paris als Hirt mit dem Hirtenstabe ganz in Schatten. Wildes Felsengebirg im Hintergrunde. — Vorzügliches Bild von sehr feiner Ausführung, tiefer Empfindung und dem Auge höchst wohlthuend. Der Faltenwurf ist sanft fließend, die Formen sind nicht rein antik, der Seelenausdruck aber lieblich ansprechend. — Paris gab, wie bekannt, der Aphrodite den Vorzug, die schönste der Schönen zu seyn, wofür er zur Belohnung die schöne Helena von ihr zur Gemahlin erhielt. — Derselbe Gegenstand ist auch auf 2 Bildern von Honthrost (?) vorgestellt, die auf dem Vorplatz des hiesigen Rathhauses hängen. Knupfer war aus Leipzig gebürtig nnd ein Schüler von Blomaert.

5. Faun und Nymphe im Schilf; oder vielmehr: Pan verfolgt die Syrinx, welche in Rohr verwandelt wird. Von Blomaert. Zur Linken der Flußgott des Quells mit dem Arm auf einer Urne ruhend, neben ihm zwei Nymphen, neben Pan noch zwei Faunen. Kräftiger, markigter Pinsel; großes Bild. Derselbe Gegenstand, von Nicolaus Poussin gemalt, befindet sich auf der Dresdner Gallerie. (Gegenwärtiges Bild ist aus des Sammlung des Hrn. Prof. Menken.)

6. Wiederum ein Faun, der eine Nymphe umarmt, links ein wegeilender Satyr, von Schilf umgeben. Angeblich von Titian.

7. Eine schlafende Venus, auf weißem Pfühl, hinter welcher eine männliche Figur den

Vorhang wegzieht; von sehr weicher Carnation. Ebenfalls angeblich von Titian, und Pendant zum vorigen, im kleinsten Format.

8. Ceres, ihre Tochter Proserpina suchend. Von Troyen. (Aus der vormal. Lambertsschen Sammlung.) In der Ferne der Aetna, Feuer speiend, im Vorgrunde Ceres mit brennender Fackel, die sie am Aetna angezündet hat; neben ihr vor einem Hause, wo sie zum Imbiß einkehrt, die alte Misma und deren Sohn Askalabus mit dem Eidechsenschwanz, dessen Verwandlung Ceres bewirkte, weil er die Göttin wegen ihres hastigen Trinkens bespöttelte und rief, man solle noch einen großen Kübel voll für sie bringen. Der Mond umgiebt sich mit Wolken, in der Ferne das brausende Meer, der Horizont allein ist hell erleuchtet. Mehrere Personen sitzen an einem Feuer; Heerden weiden auf den Triften. — Links unten steht der Name: Troyen s. Ovids Metamorph. Buch V. V. 451.

9. Ceres, welcher die Nymphe Arethusa den Weg zum Orcus zeigt. Pendant zum vorigen, ebenfalls von Troyen, dem bekannten Höhlenmaler. Große finstre Höhlengewölbe, wo vorn aus dem Quell die Nymphe halb hervorragt; neben ihr noch die Statue dieser Quellnymphe, aus welcher mehrere Brunnen fließen; im Hintergrund noch mehrere Götterbildsäulen auf Postamenten. Ceres hält die Fackel. — Ein leichter gewandter Pinsel ist der Hauptvorzug an diesen Bildern. s. Ovids Metamorphosen Buch V. V. 586. und Antonius Liberalis. Kap. 24.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Aufforderung.

Die Beschreibung der Gemälde-Sammlung des Herrn Boelken in diesen Blättern hat im Publico von mehreren Seiten Zweifel und selbst die Meinung erregt, daß diese so sehr gepriesenen Gemälde durchgehends nur Copien und zum Theil von geringem Werthe seyen. Wäre dem so, und das Publicum durch eine unrichtige Schilderung derselben irre geleitet, so dürfte diese Täuschung, wenn sie fortdauerte, der aufkeimenden Neigung für die Kunst nothwendig Schaden bringen und dem wirklichen Kunstsinne eine schiefe Richtung geben.

Da der Verfasser jener Nachrichten sich nicht genannt hat und folglich auf kein Vertrauen in seine Ansicht Anspruch machen kann, so wäre zu wünschen, daß competente Kunstkenner ein motivirtes Urtheil über die gedachte Sammlung und deren Beurtheilung aussprechen möchten, damit das Publicum zur richtigen Ansicht gelange.*)

Verificus.

* Bitte um Abschaffung eines Mißbrauchs.

Am Marktplatze, unter einigen Rathhausbogen bieten verschiedene Töpfer ihre Töpferarbeiten zum Verkauf aus. Die Töpfe und Schaalen werden seit einiger Zeit aber bis an die Mitte des Strassenpflasters ausgestellt, und hindern nicht allein die freie Communication der auf dem Marktplatze täglich zusammenströmenden Menge, sondern machen auch das Ausweichen vor den am Rathhause vorbei fahrenden Wagen gefährlich und beinahe unmöglich. — Der Bürgerfreund bittet daher: daß den, die Töpferarbeiten zum Verkauf ausbietenden Personen befohlen werden möge: die den Weg so sehr beengenden Töpfe und Schaalen nur innerhalb des Raumes der Rathhausbogen aufzustellen.

* Thor-Schluß und der Sperre

lesen wir an allen Thoren ohne zu wissen, ob: Thor-Schluß und Sperre, oder Tafel des Thor-Schlusses und der Sperre dadurch ausgedrückt werden soll. Auf der neuen Tafel am Doventhore lieset man sogar Tohr statt Thor. Bei den Benennungen der Straßen an ihren Ecken zeigen sich mitunter ebenfalls grobe Sprachfehler. An öffentlichen Plätzen sollte auf dergleichen doch mehr Aufmerksamkeit verwendet werden.

* Wer da?!

rufen jetzt die Schildwachen an den Thoren jeden an, den, nach Schließung derselben, der Weg über den Wall (selbst über den Hauptweg, also keinesweges dicht an ihnen vorbei) führt und sind dazu von ihren Vorgesetzten beordert. Wozu? — Diebe und sonstiges Gesindel, was sich vor den Posten zu scheuen hat, werden gleich mit ihrem: „gut Freund!“ bei der Hand seyn. Es steht kein Nutzen nachzuweisen, den dieses „Wer da?! schafft, und unmöglich kann es doch gebilligt werden, daß man den ruhigen Bürger stört. Ein anderer Tagsbefehl in dieser Hinsicht wäre in der That sehr wünschenswerth.

*) Die Verfasser der Beschreibung der Gemälde-Sammlung sind hiesige anerkannte Kunstkenner, deren Urtheil unpartheyisch ist, und welche, mit ihrer Erlaubniß im nächsten Blatte nennen wird d. Red.

Nro. 61.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 1. August 1819.

Ueber den neuen Kometen.

I.

Anfrage.

Was sagen denn die Herr'n von den Ressourcen,
Von diesem Fremdling, der nach neu'sten Coursen,
recht mir nichts, dir nichts sich den Weg gebahnt?

Unangemeldet selbst von Olbers und von Eule?
Wird Krieg, Noth, Theurung, oder wird zum Heile
Der Menschheit schon etwas vorausgeahnt?

Mir, der ich gern und leicht mich eingewöhne
In Apathie, scheint solcher Phänomene
Bezug auf unsre Erde sehr gering.

Ich hoffe wenig von der Sinn's-Erneuung
Zum Bessern: denn nichts fördert Prophezeihung
Wo die Erfahrung selbst verloren ging?

II.

Auszug aus

Bode's Gedanken über den Witterungslauf.

Berlin, 1819. S. 39. 40.

Die Kometen sind längst in Verdacht, daß sie schädliche Veränderungen in unserm Dunstkreise bewirken. Allein die wahre Erklärung des Weltbaues beweist den Ungrund dieser Besorgniß. Denn eines Theils haben diese, ihrer Schweife und Nebel-Umhüllung wegen, fremdartig erscheinende Weltkörper, höchst wahrscheinlich wenig Masse, und sind vielleicht nur aus einem verdichteten Lichtstoff zusammengesetzt, können daher also auch auf unserer Erde und allen übrigen Planeten keine merkliche Anziehung bewirken; andern Theils hat eine wirkliche Erfahrung dem Kometen 1759 *) gezeigt, daß Kometen von

*) Dies ist der einzige Komet von allen, dessen Wiederkehr von 75 bis 76 Jahren mit Sicherheit aus der Erfahrung bekannt ist. Er erschien von 1456 bis 1759 fünf Mal, und wird im Jahre 1834 zum 6ten Mal wieder erwartet.

Anmerkung. Bode scheint nicht zu wissen, daß geschichtliche Anführungen eines Kometen in den Jahren

1006, 1080, 1155, 1230, 1305, 1380, 1456,
74 75 75 75 75 76

die Identität jenes Kometen noch sechs Mal öfter bestätigen.

Planeten in ihrem Lauf durch eine Perturbation (Abweichung) der letztern gestört werden können, aber noch nie hat man Beweise vom Gegentheil. Ueberdem sichert uns die oft mehrere Millionen Meilen weite Entfernung der Kometen vor allen und also auch nachtheiligen Einflüssen derselben auf unsern Witterungslauf, was auch ehedem allgemein die Unwissenheit, der Trübsinn und eine thörige, ganz ungegründete Furcht darüber besorgen ließ.

III.

Berechnung unsers geschätzten Mitbürgers des Herrn Dr. W. Olbers.

Die neulich angegebene Vermuthung, daß unsere Erde am 26. Jun. wahrscheinlich in der Richtung des Schweifs des jetzt sichtbaren Kometen gewesen sey, hat sich nun, da die Bahn desselben genauer bekannt ist, vollkommen bestätigt. Sonne, Komet und Erde kamen am 26. Junius des Morgens so nahe in eine gerade Linie, daß der Komet auf der Sonnenscheibe gesehen werden konnte. Der Rechnung nach trat der Kern des Kometen am südlichen Sonnenrand ein um 5 Uhr 22′ Morgens Bremer wahre Zeit. Er war dem Mittelpunkt der Sonne auf 1′ 27″ westlich am nächsten um 7 Uhr 13′ und er trat am nördlichen Sonnenrande wieder aus um 9 Uhr 2′. Möchte doch zufällig irgend ein Astronom oder Liebhaber der Sternkunde gerade um diese Zeit die Sonnenscheibe und ihre Flecken mit einem Fernrohr untersucht haben, sich dieser Untersuchung noch mit Sicherheit erinnern, und uns von dem, was er etwa gesehen hat, einige Nachricht geben können! Der Komet war während dieses höchst merkwürdigen Vorübergangs etwas über 7,000,000 Meilen von der Sonne, und ungefähr 14,000,000 Meilen von der Erde entfernt.

Theokia. (Fortsetzung.)

2.

Gregor Jurgowitz sollte nach Petersburg an den Hof der Regentin, der Kaiserin Katharina, gehn, wohin er berufen war. Die Kibitke stand, bespannt mit vier muthigen Arabern, deren silberne Schellen lustig klangen, vor der Schloßpforte, es war im Mai, schon waltete beseligend der süße Frühlingshauch. Gregors ungeduldige Seele sehnte sich nach Freiheit und Ferne. Fedor Jurgowitz führte seine Kinder in den großen halbdunkeln Saal, welchen in einer Blende von weißem sibirischen Marmor das Bild des Hausheiligen schmückte, wohin jederzeit Angst, Sorge, Leid und Freude gläubig oder dankbar ihre Zuflucht nahmen. Aus einer mondähnlichen Glorie von funkelnden Diamanten blickte das bräunliche Angesicht mit milden und beherzten Mienen, von einem griechischen Maler kunstreich gefertigt. Um die Formen des schlanken Körpers schmiegte sich der Panzer aus reinem gediegenen Silber, ausgeschmückt mit Saphiren und Rubinen, der Mantel vom feinsten Golde schlang sich frei und leicht um die Schulter, und fiel in schönem, ruhigen Faltenwurf bis zu den Füßen herab, wo ihn die zierlichste Arabeske von morgenländischen Perlen säumte, die braune, kraftvolle Hand ruhte auf dem goldenen Kreuzesgriffe des silbernen Schwertes; wie eine kühn und reich gezierte Kapelle umgab das ovale Bild ein großer geschnitzter vergoldeter Rahm von der kunstreichsten Erfindung. Flammende Kerzen vor dem Bilde, flatternd im Morgenwind, schienen die herrliche Gestalt zu beleben, indeß der Morgensonnenschein durch die schmalen, hohen Saalfenster funkelte, deren Einfassung von köstlichem gemalten Glase den Wunderbildern, die sich von Außen den Blicken darboten, gleichsam zu Rahmen dienten, Hoch thronend im

klaren Himmelblau sah man die tausend und tausend goldnen und grünen Kuppeln der Kirchen und Klöster von Moskau, mit ihren zierlichen Kreuzen, die über dem ottomanischen Halbmond siegreich prangen, wie eine Fluth von Sonnen leuchten. Das Erwachen des jungen Tages begrüßten aus den nahen Waldungen Chöre von Nachtigallen, aus den Tempelhallen der Lüfte die Lerchen, und bald fiel auch der Gruß der Menschen-Andacht in den Chor der Schöpfung ein, aus allen Thürmen klangen die Glocken, große und kleine; in den melodischen Schwingungen der Töne schien die glänzende Stadt emporzuschweben in die heitern Regionen des ewigen Lichtes.

Gregor und Theokla bemerkten kaum den unvergleichlichen Anblick, ihre Seele bangte vor der finstern Miene des Vaters, der, wie ein Sinnbild der dunkeln Mächte bei dem Jubel der Schöpfung, und bei'm Glanz, mit welchem die Morgengluthen Stadt, Wiese, Wald und Ströme übergossen, düster und schmerzbewegt vor den blühenden Kindern stand. Er blieb lange in Nachsinnen versunken, dann wandte er sich zu Gregor und sprach: Du verlässest mich zum ersten Male mein Sohn, Du gehst den Moraft zu bewohnen, den Peter der Erste erkor um seine Stadt zu bauen, als sich sein wankelmüthiges Herz von der Kraft und Herrlichkeit der Väter zum Neuen hingewendet. Dies herrliche Moskau, das sonnige Land mit den goldenen Tempeln Gottes, in welchem alle Pracht der Welt sich vereinigt; das Kremel, wo Peters Ahnen ruhn, hat er verschmäht, den Blumenstrand der silbernen Neglina, die grünen Waldufer der Moskwa hat er mit den Sümpfen der Newa vertauscht, Kunst und Mühe sollen dort Schönheit erzwingen, die Natur und Himmel hier als freie Gabe schenken; die Fremden rufte er herbei, statt seiner Kinder zu pflegen, er gab sein Herz muthwillig weg, kein echter Russe kann sein Andenken lieben. Schon vertauschen die Frauen ihre züchtige, prachtvolle Volkstracht mit dem Pariser Kleide, auch fangen sie an Bücher zu lesen und sich in die Gespräche der Männer zu mischen! Schon sieht man Heirathen unter fremden Nationen mit Russen schließen. Fremde Sitten werden einheimisch, ehrwürdige Gewohnheiten verschwinden; die Ehrfurcht für das Heilige sinkt, jeder junge, reiche Russe besucht das Ausland, jeder bringt eine neue Thorheit, ein fremdes Laster heim, das nennen sie Kultur! Ja, schon sind wir nicht mehr, was unsre Väter waren, darum mein Sohn laß uns fest stehn im Sturme! Bleib in Allem der alten Sitte treu, wandle auf der Väter Wegen, führe kein fremdes Weib unter mein Dach; befreunde Dich nie den Deutschen noch den andern Völkern, die nicht griechischen Glaubens sind, über die Du an jedem Osterfesttage den Fluch des allmächtigen Gottes durch das Organ seiner heiligen Diener aussprechen hörst! Dies Anathema, welches das ganze Volk mit ausruft, halle stets in Deinem Herzen wieder, wenn Dir einer dieser Ketzer begegnet, wer sie liebt, den trifft der Fluch zugleich! So schwöre mir denn, mein Sohn, hier vor unserm Heiligen, der gnädig auf Dein frommes Gelübde herabschauen möge, diese meine Gebote heilig zu achten! Schwöre mir auch, wenn Du mein Nachfolger seyn wirst, nie den Schuldigen zu verschonen, mit Feuer und Schwert den Verbrecher zu tilgen, die heilige Gerechtigkeit nicht durch frevelhafte Nachsicht zu kränken, denn wer an Gottes Statt richtet, der muß die Schwäche menschlichen Erbarmens von sich thun!

Gregor erblaßte, als nun Feodor Jurgowitz schwieg, und ihn mit gebietendem Blick anschauete, bebend sprach er den Schwur aus, da

küßte der Vater des Sohnes Stirne, und sagte: Amen, so wird mein Segen mit Dir seyn! Darauf wandte sich der Knees zur bleichen Theokla und sprach: Auch Du, mein Kind, leiste mir den Eid, nie einem Fremdling Deine Hand zu geben, wenn ich auch dahin seyn sollte, denn wisse, mein Fluch würde Dich treffen! Was sollen uns die Fremdlinge? warum blieben sie nicht daheim? Auch können sie wenig taugen, denn einen Mann von Werth läßt sein Volk nicht ziehn! Theokla erwiederte nichts, ohne Besinnung sank sie hin in ihres Vaters Arm, ihre Lippen waren geschlossen, sie war einer Todten gleich. Der Knees, heftig erschrocken, eilte sie auf ihr Zimmer zu tragen, Gregor stieg traurig in die Kibitke, und athmete nicht frei, bis er Moskau weit hinter sich hatte. Die Singvögel, lustig hüpfend auf grünenden Zweigen, die Bäche, klar hinrauschend durch hohes Gras, schienen ihm frohes Lebewohl zu sagen, auch die Glocken klangen es ihm noch durch weite Ferne zu; aber den Jüngling schmerzte der Eid, mit dem er seine Seele an die alte Nacht gefesselt, da Alles ringsumher Licht, Freiheit, Seligkeit war, er sah Theoklas bleiches Bild noch immer, und eine innere Stimme sagte ihm, er würde die holde Schwester nicht wiederfinden.

An demselben Tage führte der Knees sein trauriges Kind, um sie zu zerstreuen, nach der Waldung, in welcher Veilchen und Primeln unter knospenden Birken und immergrünen Tannen sproßten. Der Frühlingshauch erquickte die Leidende, mit Freude sah Jurgewitz ihre süßen Blicke wieder klar werden, ihre Wangen sich röthen, er fuhr immer tiefer in den Wald, auf einem Wege hin, dessen Ausgang auf einer Anhöhe eine überraschend schöne Aussicht nach Westen in die Ferne öffnete. Theokla war noch nie an dieser Stelle gewesen, der Vater hoffte sie unendlich zu erfreuen. Immer schmaler und hüglicher wurde der Weg, so daß an Umwenden des Fuhrwerks nicht zu denken gewesen wäre, doch der Knees hätte sehr gewünscht umzukehren, sobald er den Gesang vernahm, der ihm die Nähe eines Regiments verkündete, das im Walde gelagert bei Sonnenuntergange seine Abendandacht hielt. Die Töne erhoben sich heller und freudiger aus dem Munde eines geübten Sängerchors, der Glanz des westlichen Himmels funkelte den Blicken entgegen, auf der Anhöhe stand unter den schlanken, weißen Pfeilern hoher Birken hellgrün der große Pavillon der Feldkirche, mit dem Kreuz über dem Halbmond, der seidne Vorhang aufgebunden mit reichen goldnen Quasten und Knöpfen, darin lagen die Krieger in Andacht hingesunken, heilige Melodieen erklangen, es war herzergreifend. Der Knees hob seine Tochter aus der Kibitke, beide blieben ehrfurchtsvoll knieend auf dem Rasen, bis der Gottesdienst beendigt war, und die Soldaten sich in ihre ringsumliegenden grünen Zelthütten, die Offiziere zu den zierlichen Gezelten begaben, die blendend weiß, mit grünen Streifen auf den schönsten Punkten der Anhöhe verstreut lagen. Fernhin loderten schon lustig die Flammen der Wachtfeuer empor, zu denen sich die Soldaten drängten, ihr Abendmahl zu bereiten. Fröhliche Lieder erschollen ringsum, begleitet von den einfachen Wohllauten der Walnika und der Palalaika. Der Knees wollte Theokla wegführen, die den ungewohnten Anblick überaus reizend fand, und ihrer innern Schmerzen kindlich vergaß, als ein Knabe in reicher Tracht erschien, sich neigte, und der erstaunten Theokla einen Strauß Schneeglöckchen und Veilchen darbot, indem er sagte: Verschmähe nicht, schöne Jungfrau, die Gaben des Frühlings aus der Hand eines Kindes! und

den Blumenstrauß zu Theoklas Füßen legend, wie ein Pfeil verschwand. Ahnungsvoll und bebend neigte sich Theokla nach der duftenden Gabe, ihr Herz bestrickt von süßem Zauber hoffender Liebe. Der Knees führte die Träumende schweigend nach der Kibitke zurück, er ahnete den Zusammenhang nicht, und hielt Theoklas Stummseyn für Ermattung. Er hatte nicht wahrgenommen, was dem Blicke der Liebenden nicht entgangen war, daß Alexis sich auf der Anhöhe unter den übrigen Kriegsleuten befand; der Jüngling hatte Theokla bemerkt, doch sein Zartsinn wollte der Holden, deren Bild in ihm lebte, nur durch diese Blumen kund thun, daß er sie erblickte. Theokla ging still in ihre abgelegene Wohnung, die Blumen am Herzen bergend. In ihrem Schlafgemach hing in einem Schrein von Eibenholz, der mit Sternbildern von Perlmutter sinnbildlich geschmückt war, die Kopie des Marienbildes von St. Lukas, dessen Original, der Sage nach, in der Schloßkirche des Kreml aufbewahrt wird. Theokla öffnete den Schrein, ließ die Kerzen flammen, und betrachtete mit Wehmuth das holdselige Angesicht Mariens, den Inbegriff aller Zucht und Anmuth, das aus der kreuzförmigen Glorie goldner Strahlen hervorprangte, mit tiefgesenktem Augenlied, die Lippen geschlossen, wie Rosenknospen, das goldbraune Haar gescheitelt auf der liljenhellen Stirn, und mit dem zartesten Schmuck köstlicher Perlen gekrönt. Ein süßes Leid, eine wundersame Hoheit beseelte die lieblichen Züge des von innerer Reinheit der Seele mildverklärten Angesichtes. Es war Theokla, als wehe aus dieser überirdischen Anmuth Trost des Himmels in ihr bewegtes Herz. Sie neigte sich, legte die Veilchen vor dem Bilde hin, und empfahl sich und ihrer Liebe Hut dem Segen der heiligen Jungfrau, der Trösterin aller Schmerzen. Ein stiller Friede sank wie Thau auf ihre Seele, sie weinte, betete, und ging erquickt zur Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

10 und 11. Diana und Endymion, zwei Pendants, Brustbilder auf ovalen Schilden von Holz. Von Peter Isaacs. — Diana, blondgelb, en face, sehr jugendlich, mit Krone, Feder und Juwelen auf dem Haupt, den Köcher auf dem Rücken, in grünem Gewande, in der Linken den Jagdspieß, in der Rechten eine Muschel zum Trinken haltend. Neben dem Köcher steht etwas undeutlich: Peter Isaacs 1644. — Endymion ist in Profil gestellt, so daß beide sich anblicken; sein Haupt schäferartig bekränzt, auf der linken Schulter einen Hirtenstab haltend, auf welchem die Zahl 1644 zu lesen ist. — Schöne saftige Fleischtinten, aufs feinste ausgeführt; beide fast wie Miniatur behandelt, überhaupt der angenehmste Farbenschmelz, der sich nur denken läßt, verbunden mit dem gewandtesten Pinsel und den edelsten Zügen und Formen, worin dies Bild von der Werff nichts nachgiebt.

12. Eine schlafende Nymphe, von zwei Faunen belauscht.*) Von Rembrandt.(?) Sie hat das Köpfchen tief in ein rothes Kissen gedrückt, ein Geschmeide hängt über den entblößten Busen, Amor geflügelt und mit Köcher und Bogen neben sich, schläft auf demselben Lager neben ihr im Vorgrunde, beide unter einem alten knorrigen Baum, hinter welchem sich die zwei häßlichen Satyren versteckt halten, die eben im Begriff sind, die Nymphe mit sammt dem Amor aufzuwecken und beim Wickel zu nehmen. — In dieser Malerei ist eine leichte Hand und viel Natürlichkeit. Die Satyren sind nur halb ausgeführt oder tockirt. — Der eigentliche Meister ist wol schwer auszumitteln.

13. Vulkans Werkstatt. Von Laireſſe. Venus läßt für Amor so eben neue Pfeile schmieden, da er natürlich sehr viele braucht und die alten längst verschossen hat. Bei dem Ambos und der Feuereſſe sind die Schmie-

*) Einer der schönsten Faunen befindet sich unter den Steindrücken des Herrn Zeller, nach L. Caracci auf der Münchener Gallerie.

begesellen emsig beschäftigt. Französischer Geschmack!

14. Jupiter und Danae. Von Abraham Blomaert. Sehr vorzügliches, obgleich beschädigtes Bild, völlig grau und grau oder en camajeu gemalt, wie es Blomaert häufig that: in Hrn. Prof. Menkens Sammlung ist z. B. ein rundes roth in roth gemaltes Bild dieses Meisters auf Holz, und ein andres braun in braun. — Jupiter mit der Krone auf dem Haupt kommt eben vom Olymp auf die Erde herab und bewundert die reizende, verführerische Lage der wunderschönen Leda, die er mit ausgebreiteten Armen staunend und entzückt umarmen will. Sie schlummert im Vorgrund auf ihrem Lager. In den Lüften schweben Genien, deren einer eine Urne mit flüssigem Golde ausschüttet, der Adler mit dem Blitzstrahl im Schnabel ist in ehrerbietiger Entfernung geblieben. Man schaut durch Wolken in eine lichte Oeffnung und hinaus in die Ferne. — Sehr feine und zarte Ausführung; höchst edle Formen im Styl der Antiken, so daß man eher an einen italiänischen, als an einen niederländischen Meister denken sollte. Wir wollen, da Blomaert schon mehrmals erwähnt ist, seine Verhältnisse zu seinem Lehrer und Schüler nach Art eines genealogischen Stammbaums durch ein Schema anschaulich zu machen suchen, und demselben ein andres, die Schule Rembrandts betreffend, zur Seite stellen:

Spranger	Peter Lastmann
Golzius	Rembrandt
Blomaert	Ferd. Boll
Knupfer	G. Kneller
Jan Steen	A. Backer.

Daß obiges Bild von Blomaert ist, bezeugt das unten zur Linken stehende Monogramm ABLO (in einander geschlungen) und die Jahrszahl 1590. Es stammt aus der Retbergischen Sammlung.

15. Tanzende Bocksgötter in einer Landschaft. Von Poelemburg. Pan tanzt auf einer Wiese nach der Musik eines Tambourins, das von einer Nymphe geschlagen wird. Links eine entblößte Nymphe, auf den Rücken gesehen, rechts eine andere neben einem liegenden Faun u. s. w. — Das Bild macht eine angenehme Wirkung.

16. Ein Faun oder Silen, dessen Haupt mit Weinlaub bekränzt ist, wird von schalkhaften Nymphen mit Weinranken und allerlei Zweigen und Gerten gebunden, da er sich einen Rausch getrunken hat. Ein auf so manche vorkommende Gelegenheiten passendes, treffendes Bild! Unbekannter Meister.

17. Der nemäische Löwe, von Herkules mit Hülfe Jupiters getödtet. Der Gott schleudert den Blitz, sein Adler neben ihm. Auf dem Meere Neptun mit dem Dreizack auf seinem rossebespannten Wagen. Unbekannt und beschädigt, vielleicht Kopie.

18. Das Opfer des Kalchas oder Laokoon. Von Troyen. Links der brennende Altar, darüber Jupiter mit dem Blitz in der Hand, ein Stier wird herbeigeführt; ein Priester deutet mit der Hand in den Himmel, rechts sitzt eine Mutter mit ihrem Säugling ganz erstaunt. Auf einem Stein zur Linken steht: P. Troyen fecit.

19. Eine Höhle von Troyen, vielleicht die Grotte des Trophonius. Abgesandte und Priester als Theoren kommen, um wie es scheint die Statue eines Gottes zu befragen, die in der Mitte steht, und sich ein Orakel zu erbitten. Der Localton ist ein einziges Braun, und das Ganze aus Einem Topf gemalt, aber verdienstlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Zur Nachricht.

Der für das Publikum so sehr besorgte Verfasser des Artikels „Aufforderung" im vorigen Blatt, macht dem Publikum kein großes Kompliment, wenn er glaubt, daß das Publikum sich so leicht schief richten läßt. Der Eigenthümer der Gemälde erlaubt jedem seiner Mitbürger, der an der Unpartheilichkeit der Beschreibung dieser Gemälde zweifeln sollte, zu ihm zu kommen, mit eignen Augen zu sehen und unbefangen darüber zu urtheilen, und es ist ja niemandem verwehrt, darüber gleichfalls zu denken, zu sagen und zu schreiben was er will.

Archaismen.

(Fortsetzung.)

Weltbürgerlichkeit

gehört eben auch zu den veralteten Wörtern. Aber die Sache dieses Wortes hat zwei Gesich-

ter, von denen das eine eben so wenig tauget, als das andre unter uns nicht beliebt ist, aber doch vorkommen wird und muß.

Der Mensch ist allenthalben zu Hause; in jedem Lande und Stande und bei jeder Arbeit ist er ein Mensch. Darin ist er nicht schlechter, aber auch nicht besser, als jede andere Natur; der Berg in Amerika oder in Europa, und die Rose auf dem Atlas oder auf dem Blocksberge — Berg ist wie Berg, und Rose wie Rose. Der Karaibe kann neben dem Berliner stehen, und der Tagelöhner hat nicht weniger Schultern, als der Fürstensohn. So weit steht es mit der Weltbürgerlichkeit recht gut; in dem Glauben, es komme dabei, daß man ein Mensch sey, in Rechten und Pflichten gar nicht darauf an, wo, wie und wann man geboren sey und lebe. Faßt man diesen Glauben in den Sinn, daß man nach ihm lebe in dem Umgange mit den Menschen, so ist er die Humanität. Auf diese ist jeder Mensch angewiesen, er sey Hottentotte oder Henker, weil kein Mensch ein Thier ist. Der Ort des Paradieses ist nicht hier, nicht dort, und läßt sich nicht finden, zum Zeichen, Adams Blut und Evens Herz treiben in allen Gegenden.

Daraus aber folgt nicht, es solle Jeder sich aus seiner Haut ziehen, um in dem andern zu wohnen: der Hottentotte in Europa, der Engländer in Peking. Dann kommt Keiner zu Hause, und jeder kocht seinen Kessel auf allen Heerden. Diese Weltbürgerlichkeit hat uns aber oft den Sinn bethört, daß wir Sitten, Sprache, Moden von Außen nahmen und im Fremden lebten, in England boxten, unter Türken uns beschneiden ließen, in der Pagode den Lamai anbeteten, und in Rom den Petrus. Da ging denn die Welt wie ein Jahrmarkt, Jung über Alt, Schüler über Meister, das Gesinde trug herrschaftliche Kleider, hatte seine Bälle, Concerte, und schlief hinter den Gardinen der Herrschaft, das Weib suchte den fremden Mann, der Schneider drückte dem Minister brüderlich die Hand, der Trommler den General, und alle Religionen waren gleich, denn das war kosmopolitisch gesinnt.

Ein wahrer Weltbürger aber ist, wer seine Gränze hält und seinen Stand, sein Land; was er ist, daß ist er ganz, von Haupt zu Fuß, von Herz und Kragen. Denn die Welt ist nicht ein Ganzes der Räume, daß ihr Körper sie zu seiner Wohnung mache und Alles sey, sondern ein Ganzes der Kraft, daß er seine Wohnung, sein Land und seinen Stand zu seiner Welt mache, und seine Stelle ganz durchdringe. Weltbürgersinn ist Vaterlandssinn, ein Sinn, die Vermengungen abzuthun und in seine Gränzen scharf einzutreten; er ist Hausſinn, Familiensinn und Sinn für seinen Stand.

Ob diese Bedeutung noch unter uns Wort halte? Glauben wir doch ja nicht, daß der Patriotismus bloß im Degen stecke und in der Kugel. Feinde kann man auch ohne Patriotismus schlagen. Nicht im Kriege ist er sichtbar, sondern im Frieden, an dem Sinn für das Eigene, für Haus und Familie, und für Ordnungen. Auch die deutsche Kleidertracht beweiset noch nicht den Patrioten; und, wenn die Turnschule die Jugend über das Alter setzt, so ist sie so wenig patriotisch, daß sie vielmehr nur im wilden Sinne des Worts kosmopolitisch ist, und das Vaterland in den Untergang bringt.

Wo kein Vaterland ist, da ist auch kein Patriotismus, kein Kosmopolitismus. Aber, wo keine Stände im Volke sind, da ist auch kein Vaterland, kein Staat. Man darf aber auch nicht ein Amt mit einem Stande verwechseln, als habe der Verwalter eines Amtes schon

auch einen Stand, und als sey er ein ständischer Bürger. Da nun in neuern Zeiten der Stand des Bürgers unter uns wenig galt, und Jeder zu jedem Amte antreten durfte, der Staat also Beamte hatte, aber nicht eben Stände, so steht zu fürchten, wir haben von Patriotismus und Weltbürgersinn wohl weniger, als die Zeiten davon hatten, in welchen unter dem Volke stehende Ordnungen und Stände waren, von Adel und Zünften.

* Noch ein Wort!

Die Antwort auf eine in Nro. 57. dieses Blatts enthaltne Replik übergeht Einsender dieses, was Grund, Zweck und Art derselben betrifft, und indem beide zur Würdigung sich selbst hinlänglich aussprechen, mit verdientem Stillschweigen, keineswegs als ob da nicht Vieles gründlich und ernstlich widerlegt werden könnte, oder etwas Wesentliches in dieser Sache zu fürchten wäre, sondern aus einem sittlichen Grunde, nach welchem Einsender nicht mit Gleichen vergelten mag und lieber seine Feder davon rein erhält. Nur die Erinnerung noch, Pacificus möge doch niemand eines Widerspruchs halber zum Kartoffeln-Hacken verurtheilen, zumal in dieser heißen Jahreszeit.

Seiner Sache hat Einsender Genüge geleistet, nämlich in jener Replik die Vergleichung einer Dorfschaft im Bremischen Stadtgebiet mit Esquimaux und Normannen nach allem Rechte und Beruf gerügt, zur Lehre für den Nicht-Bremischen Reisenden, künftig mit solchen Vergleichungen über Bremens Dörfer, nicht herzufallen und, was wohlgethan wäre, das Wort „Landstraßenmänner“ in der unverkennbaren Absicht nicht zu gebrauchen. Uebrigens kannte Einsender den Reisenden nicht und richtete seinen Tadel also gegen keine Person, sondern nur gegen die Sache und die Manier der Einkleidung.

Was die schmähenden Persönlichkeiten betrifft, die Pacificus streithaft genug anführt, so verdienen sie aus obigem Grunde allerdings Stillschweigen, auch darum, weil Einsender dieses, der fälschlich angegeben die Faust-Justiz in Schutz nehmen soll, ein solches literarisches Faustrecht wie gesagt, nicht vergelten mag.

Sachsehde.

Neue Erfindungen und Erfahrungen.

Das höchst wichtige Problem, wie gegossenes Eisen hämmerbar zu machen und zu solchen Geräthen zu verarbeiten sey, die bisher gewöhnlich aus Kupfer verfertigt wurden, ist jetzt von den Herren Baradella und Derdor gelöst, und denselben am 23. September v. J. von der zu Paris bestehenden Société d'encouragement der Preis zuerkannt worden. Man hat auf diese Weise Töpfe, Gefäße verschiedner Art, Schüsseln, Löffel und Gabeln gegossen und darauf den Prozeduren der Hammersbarkeit unterworfen. Dergleichen bearbeitetes Gußeisen scheint Kupfer und Eisen für die gewöhnlichen Hausgeräthe zu übertreffen.

Ein Franzose, Namens Dufand, will gefunden haben, daß sich erhitztes Gußeisen eben so leicht und schnell zersägen lasse, wie trocknes Buchenholz.

Der Pariser Arzt, Herr Parisot, welcher bei dem Spital und bei Bicetre angestellt ist, hat sehr wichtige Erfahrungen bei epileptischen Zufällen gemacht. Er wendet bei diesen Kranken heiß gemachtes Eisen an, das ihnen in der Größe eines Guldens auf den Kopf gelegt wird. Personen, welche im Laufe des Monats wohl 200 Anfälle von Krämpfen gehabt hatten, litten nach dieser Kur nur an zwanzig. Diese Versuche wurden indeß nie ohne die Einwilligung der Kranken und häufig auf ihre Bitten angestellt.

Repertorium des Stadt-Theaters.

(Abonnement 10 — Vorstellung 4.

Sonntag, am 25. Juli. Die Erbschaft. Schauspiel in 1 Akt von Kotzebue. — Lucas und Laurette, und ein neues komisches Ballet, beide vom Balletmstr. Lebet. (Abonn. susp.)
Montag, am 26. Juli. Albert von Thurneisen. Trauerspiel in 5 Akten von Iffland. —
Dienstag, am 27. Juli. (Zum Benefiz der schwed. Tänzer) Die Maskerade. Großes pantom. Ballet in 3 Akten von Balletmeister Lebet. — Blind geladen. Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue und ein großes neues Divertissement vom Balletmeister Brulo.
Bis zum 26. August bleibt die Bühne geschlossen. —

Nro. 62.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 5. August 1819.

Der Adler und die Katze.

Fabel nach B. Franklin.

Es stürzte in Amerika
Ein Adler einst mit rauschendem Gefieder
Raubgierig auf ein Thierchen nieder,
Das er aus weiter Ferne sah;
Jung war es, rasch, gewandt, es sprühet
Aus seinen offnen Augen Muth,
Der Aar, in seiner blinden Wuth
In ihm nur ein Kaninchen siehet,
Doch eine Katze war's. —
„Ein Leckerbissen
Für meinen Schnabel!“ ruft er aus;
Es wässert ihm schon nach dem Schmaus,
Er wähnt das Opfer schon zerrissen,
Und streckt nach ihm die Krallen aus.
Doch plötzlich wendet sich die Katze,
Der Waffen die Natur geschenkt,
Und als der Adler sie zu fassen denkt,
Versetzt sie ihm mit ihrer scharfen Tatze
Solch einen Hieb, daß sich sein Flügel senkt;
Die Zähne zeigt sie ihm, er öffnet schnell die Krallen,
Und läßt bestürzt die Beute fallen,
Mühsam den Flug zum fernen Nest er lenkt.
Dort sitzt er nun, gelähmt ist sein Gefieder,
Und sicher kehrt er nach Amerika,
Wo sich sein Scharfblick so versah,
Zu einem Katzenraub nie wieder.

r.

Theokla.

(Fortsetzung.)

3.

Was ziehst Du vor, Fedor Jurgowitz, sprach eines Abends Knees Petrowitz zu seinem Freunde, hast Du die Deutschen lieber oder die Franzosen? Fragst mich wunderlich Alter, entgegnete Jurgowitz, ist's doch, als wolltest Du wissen, ob mir der Affe lieber ist, als der Bär? Ich würde Dir antworten, laß Du den Affen auf seinem Apfelbaume, und den Bären unter seinen Eichen, ich lobe mir mein Volk! Nun ja, erwiederte Petrowitz, doch wenn einmal die Rede von Ausländern seyn soll, sind mir die Deutschen die liebsten. Auch der Czar liebte sie sehr. Hättest Du nur, Fedor, das schöne Land gesehn, das einem großen Garten gleicht, wohin man nur die Augen wendet. Kenntest Du nur das lustige Leben am Rhein, am Neckar, am Main, und am grünen Weserstrand! Die andern Lande hab' ich nicht viel gesehn, denn ich mußte schnell zurück, als der Czar weiter reiste. Am Rhein

da wachsen die Trauben auf freiem Felde, Rosen und Obstbäume dazwischen in Fülle! Das Landvolk ist freundlich und froh, und nickt den Vorübergehenden lachend und herzlich Grüße zu. Die Hütten sind geräumig und reinlich, prangend mit sauberm und leuchtendem Hausrath, um und um von Reben umrankt. Wir konnten über die Schönheit nicht genug erstaunen. Nur das nahm uns alle Wunder, daß wir die vornehmen Leute blos Französisch sprechen hörten, und die Geringern es ihnen nachzuthun strebten. Wie nun der Czar ein sehr nachdenkender Herr war, fragt' er einen Professor, von dem er voraussetzen konnte, daß er mit seiner Muttersprache Bescheid wußte: Sag' Er mir doch, Gelehrter! fehlen denn in der deutschen Sprache Zeitwörter und ganze Redensarten, daß sich die Deutschen alle mit dem Französischen behelfen müssen? Mit nichten, Ew. Majestät, antwortete der Professor, die deutsche Sprache ist überaus herrlich und reich; sie könnte den andern noch etwas abgeben, doch wird hier viel Französisch gesprochen und Latein geschrieben, weshalb? kann ich Ew. Majestät nicht berichten, denn ich habe es noch nicht erfahren. Wunderlich! murmelte der Czar. Einsmals, da er etwas Aehnliches fragte, belehrte man ihn, die französische Sprache sey eine bequeme, kursive Scheidemünze, man käme überall damit weiter, auch wäre das Deutsche zu bestimmt, wer es spräche, den binde ein gegebenes Wort, das Französische sey besser zum Gebrauch, weil man viel Worte sagen könne, ohne daß etwas dahinter sey. Hierauf meinte der Czar, wenn die Deutschen ihre Sprache recht übten, könnten sie es auch noch dahin bringen. Was ging das alles dem Czar an? rief Fedor Jurgowitz, seine Russen, seine Kinder hätte er lieben und hegen sollen, und sich nicht um die Fremden kümmern. Wozu Verbesserungen? das Alte war gut, und das Bessere ist des Guten Feind, sagt der Perser mit Recht. Die Eiche, der deutsche Baum, gedeiht nicht auf unserm Boden, so auch nicht deutscher Brauch, und wer einem Volke seine Eigenthümlichkeit raubt, der bricht die Krone vom Baume, nicht zu gedenken, daß schon längst die Deutschen selbst nicht mehr sind, was ihre Väter waren.

Fedor Jurgowitz schwieg, und heftete den forschenden Blick auf Theokla, welche ihre heftige Bewegung kaum zu bergen vermochte. Neben der Bebenden saß Milinka, ihre Amme, wie die Spinne in ihr Gewebe scheinbar vertieft. Petrowitz sagte dem Knees eine gute Nacht, und küßte zum Abschied Theokla's glühende Wange. Mit Bangen sah Theokla dem Augenblicke des Alleinseyns mit ihrem Vater entgegen; ihre Furcht war nicht grundlos. Es ist mir gesagt worden, sprach Jurgowitz, daß Dich die Blicke des Fremdlings, den wir an des Czars Paradesarg trafen, überall verfolgen, selbst in der Kirche Deine Andacht stören; ich selbst habe ihn am Ufer der Neglina gesehen, starr nach Deinen Fenstern hinblickend. Es ist mir bekannt, daß die Deutschen, nicht wie wir, ihre Wahl den Aeltern überlassen, sondern willkürlich, im Wahn der Leidenschaft, die Ehen schließen, und sie eben so wieder aufheben, wenn ihr Taumel vorüber ist. Ich vertraue Deiner Unschuld und Redlichkeit, Theokla, aber warnen will ich Dich, fliehe den Fremdling. Mein Vaterfluch würde Dich treffen, wenn Du ein Bündniß mit ihm eingingst, und eines Vaters Fluch hat große Kraft vor Gott! Zittre nicht, erbleiche nicht so, meine Tochter, ich weiß es ja, Du bist gut, und wirst mich nicht bis in den Tod betrüben! Begib Dich nun zur Ruh, meine Turteltaube; Milinka nimm mir mein Kind wohl in Acht!

Theokla küßte des Vaters Wange, stützte sich auf Milinka und wankte nach ihren hohen Zimmern hinauf, die im steinernen Thurm weit hinaus nach dem Walde schauten. Alexis ist schon oben! flüsterte die Amme auf der Treppe, und diese Worte vermehrten das Grausen der tiefgebeugten Theokla. Doch wie die Morgenröthe die Nacht, so scheuchte Alexis Blick die Wolken von Theokla's Stirn, sie sah ihn wieder, und lehnte sich, als sich ihr Schmerz in Thränen löste, stillweinend an seine treue Brust. Alexis fragte, was sie so schwer betrübe, doch sie verschwieg ihren Kummer, und äußerte nur, daß eine bange Ahnung sie drücke. Milinka schob langsam den Riegel vor, die beiden Liebenden setzten sich an das vergitterte Fenster, das der Mond zierlich auf dem weißen Steinboden abschattete, bis trübe Wolken ihn verdunkelten. Alexis blickte lange schweigend in die Fluthen, die nach und nach immer leiser wogten und sich beruhigten, als wollten sie dem Gruß des Mondes, der siegreich wieder hervordrang, einen milden Spiegel bieten. Wie Alexis den Vollmond von der Fluth zurückspiegeln sah, bleich und neblicht, schauderte er, und sagte: ist mir doch, als sähe mich mein eignes Antlitz aus den Wellen an, bläulich und entstellt, wie nach schmerzlichem Tode. Theokla blickte entsetzt in die Reglina, doch schon hatten wieder Wolken den Mond umzogen, und die Fluth erschien schwarz, wie dunkle Erde. O, wär' ich mit Dir in Deutschland, rief Alexis, meine Theokla! wie so anders, wie so herrlich ist es da! Im Schooße der waldbekränzten Berge liegt meine liebe Vaterstadt, an des Neckars Blumenrande, von Reben umflochten, von Rosen umduftet, ein Gottesgarten, wo alle Wonnen blühn! Zwei Reihen Häuser von Gärten umgeben, mit Heiligenbildern in zierlichen Blenden, mit kunstreichen Vorsprüngen und schönen Schauthürmen, führen durch die Vorstadt zum Mittelthor, wo die Hauptstraße schnurgrade sich hinzieht, mit prachtvollen Kaufgewölben, spiegelhellen Fenstern, an denen Mädchen durch hohe Blumenstauden blicken; zum Markt gelangt man nun, der mit dem stattlichen Rathhaus, dem lustigen Springbrunnen und der alten Kirche prangt, die Karl der Große erbaut. Am kunstreichen Wohnhause der Edlen von Hirschhorn siehst Du das schöne Gebild St. Georgs, der den Drachen tödtet, und nicht genug kann das Auge auf den Zierden des ganzen Baues weilen. Abends hörst Du um und um das Rauschen der Brunnen, den Gesang der Jungfrauen; aus allen Fenstern schallt Musik, die Studenten ziehn in Schaaren, im Schmuck durch die Gassen, alles ist Freude, Leben, jeder Odemzug eine Lust! Noch solltest Du erst den seltsamsten und herrlichsten aller fürstlichen Paläste von seinen grünen, duftenden Höhen all überall auf die schmucke Stadt hinblicken sehen, gleichsam, als wolle' er immer um ihre Lust mit wissen. Noch in Trümmern schön trotzt seine Hoheit der Zerstörung. Er ist umzogen von einem Blumennetz und von Perlenschnüren eines wunderreichen Gartens mit Springbrunnen und uralten Bäumen, und wie sich Bau an Bau von König Rupertus bis zu Friedrich dem Weisen, in eigner herrlicher Gestalt erhebt, das Ganze ründend, ist's, als böte eine Vergangenheit der andern die Hand, um vereint die frische Gegenwart zu grüßen. Und wenn Du über die Neckarbrücke gingst, urd sähst die Erde, wie ein Blumenstrauß dem purpurnen Abendhimmel am Busen liegen, die Vogesen veilchenblau, den Strom im Golde wogend, die nahen Gebirge, bekränzt mit Kastanienwäldern, wie funkelnde, grüne Blätter des reichen Straußes, Du müßtest ja

*

vor Entzücken vergehen, denn so schön hast Du die Erde nie gekannt! Und nun die Dörfer und Städte rings um Heidelberg gereihet, und das frühe Walten des Lenzes, der oftmals schon im Februar die Mandelblüthen, sein erster Gruß auf den südlichen Bergen, entfaltet! — O Liebe! süße Liebe, wärst Du mit mir da! Nimmermehr! rief Theokla schmerzlich, auch dahin reicht — sie verstummte. Meine Theokla, rief Alexis, wie bist Du heut so trüb und hoffnungslos! Ist es ein Verbrechen, daß wir uns lieben und sprechen? Bin ich Deiner unwerth? Ist unser Beisammenseyn nicht unschuldig? Ja, holdes Kind, so wahr und ergeben ist meine Liebe, daß sie nur Liebe zum Preise will, nicht nach Deinem Besitze lechzt! Wie? Vögel in Lüften, Waldung und Fluthen, die keinen so süßen Himmel zu spiegeln haben, als Deine Blicke sind, werden begrüßt vom seligen Lichte Deiner Augensterne, und kennen nicht ihr Glück, mir aber willst Du es rauben! Nein, rief Theokla, nicht ich, aber, o Gott! wenn je mein Vater käme, und fände Dich! Schon sein Blick würde mich tödten! Ach! schon der Gedanke, ihn betrübt zu haben, würde mein Herz brechen! Theuer hat er mein Daseyn erkauft. Meine Mutter starb, als sie mich geboren, sie nahm seine Liebe mit in die Gruft, er hat seitdem nur für seine Kinder gelebt! Wie das Laub der Espe hat mein Herz vor seinen Blicken gezittert; ich wuchs in solcher Bangigkeit und so abwechselnd bedrängt von Zorn und Liebe auf, daß mir nie recht klar wurde, ob seine Liebe Zürnen, oder sein Zorn Liebe sey. Wie die Prinzessinnen in Zaubermährchen von aller Welt Herrlichkeit umringt in Erstarrung leben, so kam ich mir in meinen Zimmern vor, so viel Pracht aufgehäuft über mein leeres, ödes, starres Daseyn! Keine Ergötzlichkeit im Freien unter Jugendgespielen, keine weibliche Sorge um mich; jene Pflegerin — sie horcht nicht her — ach! sie ist ein reissendes, gleißendes Thier, nur mit Gold zu bändigen! Alexis! als ich Dich zuerst sah, als der Himmel selbst in Deinen Blicken mir aufging, da, da fing ich an zu leben! Deine Liebe erschloß mir den Himmel auf Erden, ach! wenn sie mich nur nicht um den Himmel bringt! Ja, ich fühl' es, daß wir Unrecht begehn, wissen wir doch, daß wir uns lieben, das sollte uns genügen; nie sollten wir uns verstohlen sehn! Jede Heimlichkeit, jede Lüge trägt den Keim des Unheils in sich. Wenn wir uns recht fügen und fromm entsagen, wer weiß, was noch geschieht!

Nach langem, wehmuthvollem Schweigen sagte Alexis: Meine Theokla! hätt ich Dich nie geliebt, so müßt' ich es nun, wo mir Deine ganze Herrlichkeit aufgeht. Ja, ich will Dich meiden! Entsagen will ich meinem ganzen himmlischen Glücke. Nur aus der Ferne sollen Dich meine Blicke erreichen. Jenseits am Ufer will auch ich als Fischer wandeln. Nicht silberhelle Fischlein sollen in die Reusen, Deine Blicke sollen in das Netz meines Herzens schlüpfen, süß da sterben, um süßer wieder aufzuleben. Unerschöpflich wird meine Erfindungskraft in Mitteln seyn, Dich zu sehn. Und müßt' ich Jahre lang Deine Nähe meiden, ich will ausharren, still und treu, es ist ja für Dich! Jetzt ist's Zeit! rief Milinka, die große Glocke läutet den Abendsegen, nun werden Nachtwachen ausgestellt. Leb' denn wohl! lispelte Theokla erbleichend. Zum ersten Male schloß Alexis sie an seine Brust, beide schieden, einen Himmel der Lieb' und Sehnsucht im Herzen.

Der Sommer verschwand mit seinem Gluthgeschoß brennender Sonnenstrahlen, manche süße Minute hatt' er den Liebenden gewährt. Die Boten sinnreicher Liebe, weiße Täubchen, die

künstlichsten in der Schwingung weiter Kreise, drehten sich, wie ein weißer Flammenring zu Tausendmalen umher, hoben dann mit den rosigen Schnäbeln schöne Blumen aus einem Körbchen, verschwanden dann in den Lüften bis man sie auf des Schloßthurms höchster Zinne wie einen weißen Punkt schimmern sah. Dort ließen sie die Blumen auf Theokla's Fenstergesims niederfallen, die Liebende nahm sie an ihr Herz, und gab ihnen den Thau ihrer Thränen. Oft verbarg der Kelch der Tuberose, oder der weißen blutgefärbten Nelke ein kleines Blatt, oder einen Ring, zart und schimmernd wie Alexis Liebe. Jedes Zeichen, jeden Gruß gab der Flamme, die ihre Brust durchglühte, neues Leben. Jedes seltne Blumengewächs, das auf Alexis geheime Veranstaltung als Geschenk des Vaters zu Theokla'n gelangte, war eine feurige Sprache der Liebe, oft auch bemerkte sie am jenseitigen Ufer Alexis, bald auf dem muthigen Roß mit Gefolge nach dem Walde hinsprengend, wilde Thiere auszurotten, bald in einsames Denken vertieft, Feldblumen zum Strauße pflückend, die er dann in die Fluthen warf. Aller Zauber der Liebe umfing die jungen Herzen, in Schatten trat das Schreckbild der väterlichen Drohung, und erblaßte immer mehr bis es von den Wonnefluthen des Liebesglücks dahingerissen unterging. Bei'm Schein der Flammen, in dunkeln Winterabenden wagten sich die Bilder des traulichen Beisammenseyns schüchtern, nur dämmernd an das Licht, dann zogen sie lodernd in süßem Farbenspiel dem innern Auge vorüber. Milinka, welche aufmerksam auf Alexis Blicke im vorigen Jahre, zuerst die Bahn zu geheimen Unterredungen mit Theokla gebrochen, nährte und begünstigte diese Stimmung in der Seele ihrer Pflegetochter. Als sie Theokla sich in Sehnsucht verzehren sah, ging sie selbst zu Alexis und bat ihn, auch diesen Abend wie ehemals, durch unterirdische Gänge am Rande der Neglina zu Theokla zu kommen, so rührend und überzeugend sprach die Arglistige von Theokla's Hinschmachten, daß sie des edlen Jünglings Bedenklichkeit überwand. Er beschenkte sie reichlich, und verhieß ihr am nämlichen Abend zu erscheinen. Milinka ging heim, und nur zu geneigt fand sie Theokla, den Geliebten zu sehn; mit glühender Sehnsucht erharrte sie die achte Stunde des Abends, die ihr Alexis bringen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch.

Das Geschlechtregister der gestrengen Junkern von N. N. — Erb-Lehn- und Gerichts-Herren auf Querlequitsch, lautet also:

Hanns von N. — ward geboren 1429 und lebte 65 Jahr. Man weiß von ihm nichts weiter, als daß er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hanns Ulrich von N — des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren als wenn ein Sohn gestorben wäre. Es mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

Georg von N — aß, trank und vermählte sich drei mal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnefeind. Er wollte nicht leiden, daß ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte. Früher hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser Georg aber brachte es ab. — Er war ein rechter Atheist, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom

Pferde und brach den Hals. — Er starb ohne Kinder und das Gut fiel an seinen Vetter.

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

20. Ein Dianenbad. Von Poelemburg. Man erkennt Dianen an der Mondsichel auf der Scheitel; eine große Zahl badender Nymphen ergötzt sich an der lieblich gemalten Landschaft. Unten steht der Name: G. Koit, welches ein falsum seyn muß; die ganze Malerei und Komposition ist ächt poelemburgsch.

21. Diana mit ihren Nymphen, im Begriff auf die Jagd zu gehen. Rembrandts Schule. (?) Das Kolorit entfernt sich absichtlich von aller Totalität des Farbenkreises, auf welche Göthe in seinem verdienstlichen und tiefbegründeten Werke: Zur Farbenlehre, einen so großen Werth legt. Denn dieses Bild hier ist beinahe grau in grau gemalt. Die Form: Queeroval.

22. Venus, schlafend ausgestreckt, ein Amoret über sie herkriechend, geflügelt und mit dem Köcher bewaffnet. Das faltenreiche Lager, der Schmelz in den Fleischtinten und der sanfte Ausdruck zeugen von dem Talent des Malers, der vielleicht Lairesse ist.

23. Flora mit zwei Genien. Vielleicht aber nur Porträts in allegorischer Ausschmückung. Großes Bild, fertig und dreist gemalt. Es werden Blumen gebracht, womit man sich bekränzt u. s. w. Die Farben der Schattentöne scheinen sehr nachgedunkelt zu haben.

24. Flora (angeblich) Besser: Porträt eines jungen Mädchens, das bei einem Blumentopf beschäftigt ist, im Profil. Von Van der Werff. Kleines Bild, unten viereckt, oben abgerundet, auf Holz. — Alles, was man nur Anmuthiges und Unschuldiges sehen kann, was durch den Ausdruck der Innigkeit und Natürlichkeit das Herz rührt, ist in diesen wenigen Zügen vereinigt. Dieses Bild, den Inbegriff der reinsten Unschuld, möchte man zur Geliebten des Herzens wählen; es ist „der Edelstein, der in des Herzens Grunde wohnt" — volle Natur, Seele, Empfindung, himmelweit von aller Affectation entfernt. Dies Gemälde könnte auch wohl von Gerhard Dow oder Slingeland seyn; es ist wie Miniatur ausgearbeitet, die Beleuchtung besonders spricht für einen Schüler Rembrandts, am meisten der herzinnige Ausdruck und das Liebreizende für Dow, den Maler der Seele, der den Weg zum Herzen zu finden weiß und so unwiderstehlich anzieht. — Das Bild stammt aus der Sammlung des Hrn. Prof. Menken.

Der Uebergang zu den folgenden Bildern, die allegorischen Inhalts sind, ist schon in der Beschreibung der beiden letzten Nummern enthalten. Wir nennen unter diesen Bildern, die hier nicht eine unpassende Stelle finden mögen, zuerst folgendes:

25. Fama verkündet den Ruhm der Blumenmalerin Rachel Ruysch. Von Van der Werff. Aus einer Sammlung in Amsterdam. — Die Künstlerin sitzt auf einer Erhöhung oder Estrade von zwei marmornen Stufen wie auf einem Thron, mit dem linken Arm auf einem Tisch gelehnt, mit der rechten Hand einen Pinsel haltend und auf eine Staffelei zeigend, auf welcher ein Blumengemälde von ihrer Hand aufgestellt ist. Man sieht sie ganz en face, sie hat ein weißes Atlas-Oberkleid als Tunica an, das mit Blau gefüttert und dessen Unterseite in schönen Falten über die Knie geschlagen ist; das changeante Unterkleid sieht unten hervor. Sie trägt eine goldne Ehrenmedaille an einem blauen Ordensbande. Im Vorgrunde steht ein Blumenkorb mit den schönsten Kindern der Flora, zur Linken liegen Früchte und Weinlaub (weniger ausgeführt) zum Abmalen. Neben der Staffelei spielen zwei Affen mit Früchten, die sie von jenem Haufen weggenascht haben und weshalb ein wachsames Bologneserhündchen die Affen anbellt. Sie sollen vielleicht andeuten, wie der Maler eben so die Natur nachäfft, wie der Affe den Menschen; der Hund bellt, er geht gegen die Affen ins Geschirr, aber sie lassen sich nicht vertreiben, eben so ist auch der Trieb der Nachahmung im Menschen unzerstörbar. — Ueber der Künstlerin schwebt ein geflügelter Genius aus einer Wolke herab, der ihr den Lorbeerkranz auf's Haupt zu drücken im Begriff ist. Die Göttin Fama, in die Tuba stoßend und mit derselben Hand, womit sie Pinsel und Palette hält, einen Vorhang in die Höhe hebend, kommt ebenfalls aus jener Wolke hinter diesem Vorhang hervor und verkündigt den Völkern die Verdienste der großen Künstlerin. Im Hintergrund bemerkt man noch eine Art Triumphbogen, durch welchen man in einen grünen Hain sieht, und auf dessen Gallerie ihr zu Ehren musicirt wird; an den Seiten desselben stehen zwei alabasterne Statuen im edelsten Styl, worunter eine Minerva zu erkennen ist, und unten als Lambris ein Basrelief mit tanzenden Genien im antiken Geschmack. Durch den Bogen des Pavillons sieht ein vornehmer Türke oder ein Mandarin in die Scene,

welchem von einem Mohrensklaven ein Sonnenschirm übergehalten wird. Dies mag vielleicht andeuten, daß die Kunde von diesem Ruhm auch bis in die entferntesten Länder erschollen sey und alles herbeikomme, um die Gefeierte zu sehen und von dem Verdienst ihrer Werke Zeuge zu seyn. Der Tisch, auf welchen sie sich lehnt, ist mit einer buntgewirkten türkischen Decke behangen, unter welcher ein andres Bologneserhündchen hervorbellt; auf dem Tisch befinden sich Palette und Pinsel, Notenbücher, eine Violine, ein Buch in Pergament, eine antike Büste und ein kleiner Amor von Porcellän auf einem Delphin stehend und in ein Tritonshorn stoßend; selbst das Oelfläschchen am Schildereselist nicht vergessen. — Ausgezeichnet ist die sehr feine Ausführung dieses Bildes, so daß man sogar die Adern an den Händen bemerkt; besonders ist der Faltenwurf sehr gelungen. Da das Bild sich zum französischen Styl hinneigt und überall ein geleckter Pinsel vorherrscht, so ist es nicht frei von Koketterie; doch spricht es das Auge ungemein an und hält eine ziemlich scharfe Untersuchung aus. Der Vater der Rachel Ruysch war bekanntlich der berühmte Arzt und Anatom Ruysch, der Peter dem Großen sein Kabinet von Präparaten verkaufte. Ist es ausgemacht, daß diese Familie eine jüdische ist (wie der Name Rachel oder Rahel wenigstens andeutet), so ist es auffallend, daß hier das Gesicht und die Bildung der Figur in diesem Gemälde gar nichts Jüdisches hat. Sie trägt vielmehr das Haar à la Ninon, wie jetzt unsere jungen Mädchen, denen es so schön kleidet und die es eigentlich „altdeutsch" nennen (wobei nur zu bedauern ist, daß eine französische und altdeutsche Benennung sich auf den Köpfen der Frauenzimmer zusammenfinden.) Dieser gescheitelte Lockenwurf ist also, wie dies Bild bezeugt, beides alt und modern, und fällt hier ebenfalls lieblich in die Augen. Mehrere solcher Umstände haben zur Vermuthung geführt, daß dies Bild von Eglon van der Neer gemalt sey und das Porträt seine 2. Gemahlin vorstelle, welche ebenfalls Blumen- und Porträtmalerin war. Obgleich Eglon van der Neer der Lehrmeister Van der Werffs war und eben so gut malte, wie dieser, so ist doch jene Vermuthung noch nicht erwiesen. Eglons beide Gemahlinnen waren übrigens geschickte Porträtmalerinnen.

26. Fama verkündet den Ruhm eines großen Malers. Das ovale Porträt desselben füllt das ganze Bild aus, neben dem Rahmen sind Palette und Pinsel gemalt, nnd es wird gehalten von einem Posaunenengel, der im Vordergrund steht und mit vollen Backen in die Posaune stoßt. Der Maler ist schon bejahrt, unter der schwarzen Calotte fließt das silberne Greisenhaar wie Seide herab, um seinen Hals trägt er ein lose geschlungenes Halstuch, dessen feiner Faltenwurf aufs meisterhafteste gemalt ist. Die Züge des Alten sind höchst ehrwürdig, das Gesicht (en face) sehr fein ausgeführt, dagegen der goldgelbe hübsche Lockenkopf des Engels (oder wenn man will, der Fama) absichtlich gröber gemalt, weil dieser die Wirklichkeit vertreten soll im Gegensatz des Porträts des alten Malers. — Auf jeden Fall ist dies Bild aus der v. d. Werffschen Schule; hat es v. d. Werff selbst gemalt, so kann es wol nicht sein eignes Porträt seyn: der sonst so gerechte Künstlerstolz wäre denn doch zu weit getrieben, indem er sich selbst die Göttin Fama beigesellte. Vielleicht wäre es dann Eglons v. d. Neer Porträt, und es könnte auch seine Tochter gemalt haben, die sowohl Porträts als Blumen darstellte. Hat es Eglon selbst gemalt, so ist es irgend eines andren Meisters Porträt. Die Vergleichung mit den Bildnissen in Sandrarts Akademie ist zu unzuverlässig, um vor der Hand schon ein sicheres Resultat liefern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Antwort auf die Aufforderung in Nro. 59.

In der 59. Nummer des B. Fds. findet sich eine Aufforderung an hiesige competente Kunstkenner, ihr Urtheil über die Gemälde-Sammlung des Hrn. Boelken und folglich auch über deren raisonnirende Beschreibung in diesen Blättern auszusprechen. Ohne sich eine unbedingte Competenz anzumaaßen glaubt der Unterzeichnete gleichwohl, daß Liebe zur Kunst, häufige Gelegenheit Sammlungen von Original-Gemälden der ersten Meister zu sehen und zu studiren, und der Umstand, daß er das Sammeln und den Handel mit Gemälden zum Geschäft machte, ihm eine genügende Sachkenntniß verschafft haben, um über den Werth und die Originalität derselben mit einiger Sicherheit urtheilen zu können. Darum legt er auch seine Meinung, der Aufforderung zufolge,

den Augen des Publikums dar, ohne sie eben unberufen auforingen zu wollen.

Der Unterzeichnete versichert demnach, daß er die Gemälde-Sammlung des Hrn. Boelken vollkommen kenne und erklärt dabei unumwunden daß, seiner Ueberzeugung nach, diese Sammlung zu einem großen Theil aus höchst mittelmäßigen und sehr vielen Bildern ohne allen Werth bestehe, daß sich namentlich durchaus kein Bild von Rembrandt, v. d. Werff, Gerbr. v. d. Eckhout, Ferd. Boll, Poelemburg, Lairesse, Frank, Rubens, P. Potter, Seghers oder von Titian, Luca Giordano, Aug. und Ludw. Caracci, Guido Reni, oder sonst irgend einem bedeutenden Meister darunter befinde, daß höchstens fünf bis sechs Gemälde in dieser ganzen Sammlung vorhanden, die sich nur einigermaßen über das Mittelmäßige erheben und seiner Meinung nach eine raisonnirende und anpreisende Beschreibung dieser Geringfügigkeiten, eine undankbare Bemühung ist, besseren Kräften eine verkehrte Richtung zu geben. Da es der Geduld des Publikums und der Bestimmung dieser Blätter unangemessen ist, das ganze Detail jener Beschreibung einzeln kritisch zu beleuchten, so beschränkt sich der Unterzeichnete darauf: hier fürs erste seine auf Kunde beruhende Ansicht auszusprechen, ist aber erbötig sein motivirtes Urtheil über einzelne Stücke nach beliebiger Auswahl folgen zu lassen. *)

F. A. Dreyer.

Geschmacks-Sache.

Paris, der troische Held, pries einst dich, Helena, göttlich;
Helena, aber dir flucht ewig der Held von Paris.

*) Diese so bestimmt ausgesprochene Erklärung eines anerkannten Gemälde-Kenners, sind wir verpflichtet aufzunehmen, da wir in jeder Hinsicht ganz unpartheyisch sind. D. Red.

* Antwort auf die Bitte um Abschaffung eines Mißbrauchs in Nro. 60 des Bürgerfreundes.

Der Verfasser dieser Annonce, muß entweder blödsichtig seyn, oder die Glasur der Töpfer-Arbeiten seine Augen geblendet haben; oder er muß ein großer Liebhaber von Büchern und Bildern seyn; da er nicht bemerkt hat, daß die um und zwischen den Töpfer-Arbeiten befindlichen Buchbinder-Läden mit den Aushänge-Bildern unter einigen Rathhausbogen, über einen Fuß weiter, das Zusammenströmen der Menge am Marktplatze und das Ausweichen der Wagen behindern. — Die Töpfer haben wie jedes andere Handwerk die Freiheit; denen Fremden, welche mit ihren Arbeiten hier kommen bei Contraventions-Fällen ihre Waare confisciren zu lassen, jedoch ist diese Freiheit mit Ausnahmen verbunden, wodurch sich immer Mißbräuche einschleichen; sonst würden sie gerne diese Plätze ganz räumen und ihre Arbeiten aus ihren Häusern, wie andere Handwerker verkaufen. — Unsere hiesige wohllöbliche Polizei die so wachsam ist, sucht diese Mißbräuche auch nach Möglichkeit zu verhindern, so wie Dieselbe den Töpfern, wenn sie ihre angewiesenen Stellen überschreiten, gewiß in ihre Schranken zurückweisen wird.

Physik und Moral im Streite.

Manches, was die Physik uns lehrt,
Zeigt die Moral uns umgekehrt,
Also auch in folgendem Falle:
Physik beweiset, es ziehn die Metalle
Alle Gewitter magnetisch an,
Doch die Moral zeigt: Ein reicher Mann,
Der viel Gold und Silber besitzt,
Sey vor jedem Gewitter geschützt.

Nro. 63.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 8. August 1819.

Wahre Größe.

Es wohnt eine Macht in des Menschen Brust, —
Sie leiht ihm ätherische Schwingen.
Und ist er sich ihrer nur stets bewußt,
So muß ihm das Schwerste gelingen.
Und wenn alles unter ihm bricht und fällt —
Er steht mit Ruh' auf den Trümmern der Welt!

Es ist das Vertrau'n auf die inn're Kraft,
Der ernste, beharrliche Wille,
Der, was er beschlossen, auch wirkt und schafft,
Aus eig'ner, lebendiger Fülle.
Denn männliche Stärke und weiser Rath
Erzeugen vereinigt die große That.

Es ist das erhebende Mitgefühl
Für der Brüder Freuden und Schmerzen.
Die Menschheit ist sein erhabenes Ziel;
Sie trägt es im liebenden Herzen.
Und mögen auch Undank und Haß ihm droh'n —
In sich selber hat es den schönsten Lohn.

Es ist der Glaube an göttliche Huth
Und an ihr allmächtiges Walten.
Er waffnet die Seele mit Heldenmuth,
Mag alles sich drohend gestalten.
Denn wer aufwärts schauet mit Zuversicht,
Der fürchtet den Wechsel der Tiefe nicht.

Wer diese Größe des Geistes erstrebt,
Hat in ihr das Höchste errungen.
Nur Er hat lange und glücklich gelebt;
Ihn preisen unsterbliche Zungen.
Und sinkt seine Urne in Asch' und Staub —
Sein Name wird nimmer der Zeiten Raub!

Theokla.

(Fortsetzung.)

4.

Der Hausmeister des Knees war Iwan, Mlinka's Sohn, ein wilder, frecher Jüngling, hübsch von Gestalt, aber voll Trug und Geschmeidigkeit. Er wußte sich heilig zu geberden, Fedor Jurgowitz vertraute ihm blindlings, Iwan hatte freien Zutritt zu ihm. Sein unreines Herz entbrannte bei den Strahlen der aufblühenden Schönheit Theokla's; zu klug, um diese Leidenschaft nicht zu verhehlen, umspann er jedoch das holde Kind mit einem feingewobenen Netz zarter Aufmerksamkeiten, so daß sie ihm täglich irgend etwas zu danken hatte, und ihn für ihr ganz ergeben und überaus gutherzig hielt. Gern schaute sie

in Iwans Angesicht, das unter Blüthen die Schlange barg, reichte ihm gern bei'm Osterfeste die zarte Wange zum Kuß, und hauchte dann mit den Rosenlippen den Balsam ihres Odems auf die Gluth seiner hochrothen Wange; das fromme Kind wußte nicht, daß sie brennend Oel in die Gluthen der Hölle goß.

Iwans lauschendem Blicke war das von Milinka begünstigte und künstlich verborgen gehaltene Verständniß seiner jungen Herrin mit Alexis entgangen. Er hoffte einen günstigen Augenblick zu finden, wo er Theokla'n seine Liebe erklären, die ihrige gewinnen, und mit ihr flüchten könne. Er wußte, daß sie seltene Kostbarkeiten und viele tausend Goldstücke besaß, Geschenke des zärtlichen Vaters. Iwan selbst hatte als Hausmeister jede Gelegenheit benutzt, sich zu bereichern, er hielt dafür, daß ihm das Fräulein geneigt sey. Das Vertrauen des Knees gab ihm Mittel, seine Flucht zu sichern, langsam ließ er den Plan reifen, längst war der Priester außerhalb des Gebiets, wo Jurgowitz herrschte, erkauft, die heimliche Einsegnung zu vollziehn. Viele Jahre konnte er von dem mitgenommenen Raube schwelgen, so meinte er, und wäre dieser aufgezehrt, so müsse es andern Rath geben. Seiner Mutter verschwieg Iwan seine bösen Gedanken und seine frevelhafte Liebe.

An jenem unglücklichen Abende, wo Alexis seine Geliebte wiedersehen durfte, fügte es sich, daß Iwan, nach dem Anblicke Theokla's lechzend, unter dem Vorwande einer Abrede zu den Feierlichkeiten des nahen Kirchenfestes, in das Vorzimmer trat, und das Fräulein zu sprechen verlangte. Milinka wurde hochroth, bebte, und ließ sich endlich von Iwan ihr ganzes Geheimniß ablocken. Alles erfuhr der Schändliche, bis auf den kleinsten Umstand, kaum vermochte er über die Ausbrüche seiner Wuth Herr zu werden, doch schöpfte er Hoffnung, sobald sein Grimm sich gekühlt. Es war ihm lieb, daß Theokla nun in seinen Händen sey, den Alexis zu entfernen gab ihm sein tückisches Herz Mittel ein. Er spottete des thörichten Deutschen, der sein Glück nicht besser nütze, und der leichtgläubigen Theokla, die vor einem Fluch, vor einem wesenlosen Hauch und Schall beben könne. Schnell faßte er einen Entschluß. Er verhieß Milinka dem Knees nichts zu verrathen, und eilte sogleich nach dem unterirdischen Gange, durch welchen Alexis sich noch diesen Abend aus dem Schloße hinausbegeben mußte; Milinka sollte Alexis mit einer Kienfackel durch die feuchten, niedrigen Wölbungen leiten, und dann die Thür, die bei den Schanzen am Strande hinausführte, wieder hinter ihm verschließen.

Iwan untersuchte den engen Gang auf das sorgfältigste, und entdeckte unweit der Ausgangspforte einen eisernen Ring am Fußboden, unter welchem ein dumpfes Rauschen ertönte. Kräftig zog er den Ring in die Höhe, ein Stein daran wollte ihn fast zu Boden reißen, doch gelang es ihm, ihn abzuheben, ein rascher Quell sprudelte nun zu seinen Füßen, er tauchte seinen Stab hinein und fand keinen Grund. Wohl! rief er frohlockend, so bedarf's nur der List und keiner Gewaltthat; geht der Schwärmer vorsichtig die Wand entlang, so ist er gerettet! Iwan kehrte nun an das Tageslicht zurück, wand sich die Schneckentreppe zum Thurm hinauf, und ging zum Knees, das Bubenstück, welches er im Sinne hatte, auszuführen. Er trat bleich und zitternd in das Zimmer seines Herrn, und bat ihn doch zum Fräulein zu kommen, weil er zu ihr gewollt, aber erfahren habe, sie sey sehr krank geworden. Jurgowitz klopfte dem Heuchler die Wangen, pries seine Treue für sein Haus, und eilte so-

gleich zu seiner Tochter. Der Vater! rief Milinka entsetzt, als sie den schweren Schritt des riesigen Knees und das Klirren seiner eisernen Sporen auf der Wendeltreppe erkannte. Theokla sank bleich auf den Sessel zurück, Milinka, schnell besonnen, ergriff Alexis Hand, zog ihn in das Nebenzimmer, welches einen Ausgang nach der Treppe hatte, und in dem Augenblicke, wo sie den Knees die Thür öffnen hörte, flüsterte sie Alexis zu: fort, durch den unterirdischen Gang, ich komme aufzuschließen wenn alles schläft! und schnell verriegelte sie die Thür hinter Alexis, der, wie betäubt, die Stufen leise hinabschlich und den bekannten Weg nach dem Gange nahm, der ihn so oft schon zur Seligkeit der Liebe geleitet. Hier lauerte Iwan der Schlange gleich im Dunkeln; er hatte seine Kienfackel gelöscht, als er zu dem Rande der Cisterne gelangt war. Arglos schritt Alexis weiter, urplötzlich wich der Boden unter seinen Füßen, er stürzte unaufhaltsam in die Fluth, mit nervigter Faust stieß Iwan den Wiederaufstrebenden in den Grabesschlund zurück, und versiegelte mit dem Stein, den er behutsam wieder einfugte, den Mund der mörderischen Tiefe, dann schlich er sich vorsichtig die Wand entlang wieder hinauf, das Frohlocken der Hölle im Busen.

Indessen verweilte Jurgowitz bang und wehmüthig bei seiner Tochter, die vergebens strebte, ein Schreckbild der Ahnung zu verscheuchen, das dräuend vor ihrem innern Blicke aufstieg, ohne daß sie gleichwohl ihren Geliebten in Gefahr glaubte. Die innere Stimme, die selten schlummert, und nie täuscht, rief ihr unaufhörlich zu, sie hätte Alexis fern halten sollen, und sie gelobte sich selbst, ihn nie wieder in ihrem Zimmer zu sehn. Angst und Unruhe wirkten auf das zarte Kind, wie ein Fieber, sie war einer Ohnmacht nahe, der Vater rief alle Heiligen zum Beistande, und that Gelübde reicher Opferspenden für die Genesung Theokla's. Sie hingegen dachte sich mit steigender Angst Alexis harrend, schmerzlich um sie besorgt, einsam in den feuchten unterirdischen Gewölben. Um Mitternacht erst verließ sie der Knees, da er ihre völlige Erschöpfung für Neigung zum Schlummer hielt. Kaum sahen Theokla und Milinka in des Knees Zimmer, nach denen sie von ihrem Fenster aus schauen konnten, die Kerzen leuchten, als Milinka in den unterirdischen Gang hinabstieg um Alexis zu befreien. Die flackernde Kienfackel warf seltsame Lichter auf die modernden Wände, wehklagend rauschte die Cisterne unter dem eisernen Ringe, in keiner Windung des Gewölbes war Alexis zu finden, ein Todesgrausen erfaßte Milinka, sie wollte fliehn, die Kräfte versagten ihr, sie stürzte hin, die Fackel erlosch. Sie mochte in dumpfer Betäubung der Angst und des Entsetzens eine Weile gelegen haben, als Iwan, eine Windkerze in Händen, in den Gang trat, und sie aufrichtete. Was machst Du hier, Mutter? sagt' er finster, ist es Deines Amts, um Mitternacht hier zu wandeln? Milinka zitterte, sie kannte Iwans Tücke, und ihr ahnete Unheil, sie stammelte: Ungeheuer, wo ist Alexis? Der Arge lachte höhnisch, indem er Milinka an den Rand der Cisterne führte. Frag' den Stein hier, sagt' er, wo der Verführer haust. Such' ihn nicht unter den Lebenden; sicher bergen die Fluthen des Moskwa, in welche diese unterirdischen Gewässer sich ergießen, Dein Geheimniß und Dein Leben. Unbesonnene Mutter, was würde Dein Schicksal gewesen seyn, wenn der Knees dies Verständniß entdeckt hätte? Unterlaß in Zukunft solche Frevel, und danke Gott und den Heiligen, die dich gerettet! Milinka erstarrte, ihr schwindelte, sie konnte eine solche Tiefe der Verderbniß nicht fassen, wenn sie

*

gleich selbst nicht rein, nicht ohne Tücke war. Er hatte Dir ja nichts gethan, stammelte sie endlich. Nichts gethan? rief Iwan, wie? weißt Du nicht, daß ich Theokla liebe, daß das schöne Mädchen mein werden muß? Warum ließest Du mich von Jugend auf in ihrer Nähe? Warum spielten wir als Kinder zusammen? Durftest Du mir durch blinden Diensteifer für ihre Launen sie, mein Eigenthum, entreissen? Hüte Dich um meinen Zorn zu reitzen, sey thätig für mein Glück, wie Du es für den Fremdling gewesen; ich habe nun Theokla mit Blut erkauft, dafür sagt die Hölle sie mir zu: kehr' Du zurück zur Beängstigten, sag' ihr Alexis sey ertrunken, täusche sie mit einem Mährchen, Du kennst ja die Kunst, ich lernte sie von Dir! Mit diesen Worten führte Iwan die beräubte Milinka hinauf, und schlich sich in sein Zimmer zurück.

Wer beschreibt Theokla's Jammer und Entsetzen, als Milinka, die mit namenloser Angst Erwartete, mit emporgesträubtem Haar, todtenblaß, die Gewande zerrissen, und befleckt von Moor und Schlamm, in das Zimmer trat, ausrief: Er ist hin! und wie leblos auf den Boden sank. Theokla's Bemühungen riefen die Erstarrte in das Leben zurück, nun stammelte sie ein schnell ersonnenes Mährchen, wie der Boden im feuchten Gange unter Alexis Füßen gewichen sey, wie sie selbst an jener Stelle hingestürzt, und fast gestorben, dann im Rückwege ihrem Sohne auf den Gängen noch umherspähend, ob alles in Ordnung sey, begegnet, und mit ihm in die Gewölbe zurückgegangen sey; sie habe Iwan alles entdecken müssen, setzte Milinka hinzu, doch das Geheimniß sey in guter Hand, in einem Herzen verwahrt, welches Theokla'n seit ihrer Kindheit mit der glühendsten Liebe ergeben sey. Diese Worte erschlossen Theokla's innerm Auge den tiefsten Blick in das höllische Gewebe, schon sah sie Alexis Mörder in Iwan, sie erkannte die Fäden, welche ihr Daseyn rettungslos umsponnen hielten, doch was that ihr das Alles? was konnte sie noch fürchten, seit Alexis dahin? Sie warf sich auf ihr Lager und ließ den glühenden Thränen freien Lauf, und als der Schmerz seine herbsten Pfeile auf ihre Brust losgelassen, und die müde Seele ihm erliegen wollte, da träufelte Balsam von oben in das todtwunde Herz, und sie fühlte den Hauch der ewigen Liebe. Der Vater fand am andern Morgen sein unglückliches Kind im heftigsten Fieber, der Gedanke, daß der Tod sie ihm entreißen könne, erweckte seine ganze glühendste Zärtlichkeit, hätt' ihn seine Pflicht nicht jeden Morgen zu Gericht gerufen, er wäre nicht von Theokla's Lager gewichen, doch jede freie Minute bracht' er bei ihr zu. Sein ganzes Wesen war umgewandelt, er war mild und nachsichtsvoll geworden, stets bereit dem Verbrecher zu vergeben; Theokla fühlte seine Liebe, und ihr welkes Daseyn richtete sich daran auf, sie genaß langsam, aber ihre Sehnsucht nach dem Tode hatte sie zur stillen Ergebung verklärt; nur das Geheimniß drückte sie nieder, das sie immer vor dem Vater verbergen mußte, ihrer Buße und ihrem Schmerz fehlte viel, da sie nicht ihr ganzes Leid in die Hand legen durfte, die sie nun so zart und sorgsam nur berührte, oft war sie ganz bereit Alles zu enthüllen, dann schwankte sie wieder. Eine bedauerungswürdige Täuschung befing sie, indem sie vermeinte, es sey ja nun schon alles Unheil geschehn! und nichts mehr zu fürchten, sie wußte nicht, daß einmal begonnenes Unheil nicht endet.

(Der Schluß folgt.)

Etwas aus der Arithmetik.

Ein sehr hohes Facit, besonders wenn die Berechnung desselben in ihrer Art originell war, setzt uns oft in Erstaunen, in welchem das Gefühl des Erhabenen, ja selbst eine Ahnung des Unendlichen, mit der Freude über die Kraft des menschlichen Geistes zusammenfließt, wenigstens durch Zeichen und Symbole jenes darzustellen, und so an den Grenzen des Wirklichen in das unermeßliche Gebiet des Möglichen hinaus zu blicken. Dies scheint auch der nächste Grund zu seyn, warum die Angabe solcher Facite selbst in Unterhaltungsblättern gewöhnlich sehr willkommen ist. Nur, däucht mich, sollte in denselben der Gang der Berechnung wenigstens nach seinen eigenthümlichen Prämissen und nach seinen Hauptstationen nie gänzlich fehlen, weil sonst ein aufmerksamer Leser oft nicht weiß, was er aus manchem Exempel der Art machen soll. Diese Ueberzeugung haben zwei Berechnungen, welche der Bürgerfreund vorigen Jahres uns zum Besten gab, nur noch fester in mir begründet; in einer andern Zeitschrift sagte man uns, zu wie viel tausend Millionen Köpfen in so und so viel Jahren das geringe Völklein von 19 Personen anwachsen könne; — aber, fragt man, unter welchen Bedingungen? nach welchen Naturgesetzen? und warum eben von 19 Personen? Früher lasen wir mit Erstaunen, wie viel Millionen Jahre dazu gehören sollten, um alle Vorstellungen in einem Kaleidoskop mit 20 Glaskörperchen vor Augen zu bekommen. Wie aber, wenn jenes Facit viel zu niedrig befunden würde? und dies muß so lange geschehn, als der Berechner nicht den Gang und die Bedingungen seiner Rechnung uns deutlich und genau angiebt. Es läßt sich nämlich ohne Mühe begreifen, daß die Vervielfältigung der Figuren im Instrument, auch selbst bei wenigern Körperchen, im eigentlichsten Sinne, durchaus unendlich seyn muß, sobald man daran denkt, daß diese Figuren nicht allein von der gegenseitigen Lage der Körperchen abhängen, sondern zugleich von ihrer eigenen Richtung im Rohre, und daß die letztere durch die unendliche Theilbarkeit eines jeden Gradbogens zugleich unendlicher Mannigfaltigkeit fähig wird. — Erlaube man mir nun, einige, — vielleicht nicht uninteressante Berechnungen, so darzulegen, wie ich, und mit mir wohl jeder, der nicht gern nur obenhin wegschöpft, auch andre lesen möchte.

I. Wir fragen zuerst: Wie schwer wiegt ein Zwirnfaden, so fein man ihn haben mag, welcher die Erde am Aequator umspannen würde? — Wegen des Zwirns wenden wir uns wohl am besten nach Drehbach und Venusberg, zwischen Zschopau und Ehrenfriedersdorf im sächsischen Gebirge, wo man den Klöppelzwirn zu den besten Schneeberger, Zwönitzer und Bernsbacher Spitzen so fein fertigt, daß 936 Strängel (sie kosten auf der Stelle gegen 70 Thlr.) auf ein Pfund gehn; das Strängel aber hält 100 Faden zu 40 Leipziger Zoll; hiernach ist das Pfund lang = 156000 Ellen oder 268883 Pariser Fuß. Nun aber hält, nach Mollweide's Berechnungen, der Erdäquator, — ohne Höhen und Tiefen zu berücksichtigen, — 123,321720 Pariser Fuß. Daraus ergiebt sich denn das Gewicht jenes Fadens zu 4 Ctr. 18 Pfd. 20 Lth. 2,^{055} Quentchen. — Wollte man statt des Zwirnfadens einen massivsilbernen nehmen, der auch nur $\frac{1}{4}$ Par. Linie dick wäre, so würde er dennoch wiegen (man nimmt das Gewicht von einem Par. Cubikzoll Silbers zu 4357 Holl. Aß an,) 2056 Ctr. 58 Pfd. 4 Lth. Hieraus ließen sich dann 4,524362$\frac{1}{2}$ Sächs. Spec. Thlr. schlagen, für deren rasche Metamorphose man schon weiter im Norden sorgen würde. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Obige Berechnung ist nach Leipziger Maasse und Gewicht. D. Red.

* Holz-Essig, Theerwasser und Theer.

Im allgemeinen Anzeiger für Deutschland lieset man, in Beziehung auf die entdeckte Eigenschaft des Holzessigs, Fleisch vor der Fäulniß zu schützen, folgende aller Aufmerksamkeit würdige Frage: „Sind Aerzte schon aufmerksam gewesen, von der Holzsäure bei um sich fressenden krebsartigen Geschwüren Anwendung zu machen?

Es geht mit jener Entdeckung der Physiker, so merkwürdig sie auch ist und so rühmlich sie in wissenschaftlicher Hinsicht anerkannt werden muß, wie mit mancher anderen, deren Thatsachen längst bekannt waren, welche man jedoch noch nicht auf eine genügende Art erklärt oder zu erklären vermocht hatte.

Das Räuchern des Fleisches, welches seit so langer Zeit bekannt ist, und wodurch Fleisch und Fett Jahre lang vor Verderbniß geschützt werden kann, gründet sich wahrscheinlich bloß auf die fäulnißwidrige Eigenschaft der brandigen Holzsäure, indem diese die Fleischsubstanzen vermöge des Rauchs langsam durchdringt, wobei auch schon die Vorsicht in gewöhnlicher Anwendung ist, daß man die zu räuchernde Fleischmasse nicht zu derb und stark lassen müsse, weil sie sonst im Innern die gehörige Güte selten erlangt.

In der Medizin hat man schon vor langer Zeit das Theerwasser als ein antiscorbutisches und fäulnißwidriges Heilmittel angewendet; dieses Theerwasser ist aber blos eine Abkochung, oder ein Aufguß des reinen Holztheers mit Wasser, welches davon eine schwache, brenzliche Säure erhält. — Der Theer selbst ist noch ganz neuerlich als ein Räucherungsmittel bei Krankheiten der Lunge empfohlen.

Archaismen.

(Fortsetzung.)

Gleichheit.

Jeder Mensch wird zu Allem geboren und ist von Natur Alles, ist König, Held, Handwerker u. s. w., eben darum, weil er von Hause aus Keines von Allem ist, und Keiner geboren ist, daß er nun eben dies sey, und nichts anders. Dies ist die natürliche Gleichheit der Menschen im — Nichts, weil im Naturstande nicht Könige sind, nicht Handwerker, als welche Namen eine bloß bürgerliche Bedeutung haben. Diese Gleichheit hatten die Franzosen der Revolution im Sinne.

Allein der Mensch ist aus dem Naturstande herausgetreten in das Bürgerthum, eben weil er in der Natur zwar ein Geschlecht hat, aber keinen Stand. Das Bürgerthum ist aber nicht eine Verwirklichung des Naturstandes, sondern als ein Kunststand eben das Gegentheil von dem Stande der Natur. Mithin ist auch die bürgerliche Gleichheit mit der natürlichen in ein Gegentheil getreten; sie ist eine Gleichheit der Bürger, daß Jeder unter der Herrschaft seines Standes stehe, und eine Gleichheit der Stände, daß kein Stand von Persönlichkeiten durchbrochen werde, als könne der Bürger zu jedem Stande eintreten.

Kein Stand, so keine bürgerliche Gleichheit, kein Bürgerthum. Bei den Franzosen, und da, wo die Bürger nur im Amte ungleich sind, außer der Verwaltung aber in Gleichheit aufgehen, ohne Abstufungen und Ordnungen, ist aller Stand zu einer bloßen Verwaltung und Amtsführung geworden; mithin ist gar kein Stand da und keine bürgerliche Gleichheit. Jeder ist da über dem Andern, in Kraft des Kopfes und des Willens. Alle Bürger müssen

darin gleich seyn, daß sie Bürger sind, und daß Keiner ein standesloser Naturmensch sey. Jeder Bürger bringt seinen Stand mit, und sondert sich von demselben nie ab, daß er als ein bloßer Mensch, und doch in Gesellschaft, lebe. Mit der natürlichen Gleichheit der Bürger haben wir also nichts weiter gewonnen, als den Verlust der bürgerlichen Gleichheit; und wo Jeder Alles werden kann, da ist eine allgemeine Zurücksetzung.

---

* Erwiederung auf die Antwort in N. 62 wegen Abschaffung eines Mißbrauchs ꝛc.

Als der Bürgerfreund die weite Ausstellung der Töpfer-Arbeiten in N. 60 rügte, war er weder blödsichtig, noch weniger geblendet von der Glasur der Töpfer-Arbeiten, denn dann müßten solche außerordentlich glänzend seyn und wenn sie eine solche Eigenschaft besitzen, augenblicklich weggenommen werden; sondern er hatte wirklich gut gesehen: daß die Töpfe, Schaalen ꝛc. bis an die Mitte des Straßenpflasters ausgestellt waren*) und würde nichts darüber erwähnt haben, wenn die Ausstellung derselben den Stand der Buchbinderladen nicht so weit überschritten hätte. — Gern wird der Einsender zufrieden seyn, wenn solche in Zukunft sich auf diesen Raum beschränken, und ist weit entfernt gewesen, irgend einen Angriff gegen die Freiheiten dieses Handwerks zu unternehmen, das aber Vergünstigungen nicht willkührlich überschreiten und den guten Ton nicht wie Thon behandeln muß.

*) Auch ich habe es mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört, daß ein mit Pferden bespannter Wagen und ein Bauer mit zwei Hand-Pferden bei einander hinwollten, wo es sich dann zufällig ereignete, daß wegen Beschränkung der Straße mit Töpfen, des Bauern Pferd einige Schaalen zertrat; sogleich sprangen zwei Frauen dem Bauer nach, griffen beide in den Zügel des Pferdes und verlangten 24 Gr. ließen sich indessen mit 10 bis 12 Gr. begnügen wie ich Ihnen sagte daß es unerlaubt sey, daß sie den Bauer mit einer solchen Gewalt Geld auf öffentlicher Straße abzwängen, und sie fragte: wer Ihnen erlaubt hätte die Töpfe bis beinahe mitten auf die Straße auszustellen. Auf Verlangen kann ich die beiden Frauen noch namhaft machen. Anm. d. Setzers.

---

* Beantwortung der Anfrage im 57. Stück d. Bfr., auf welche Art vertreibt man am besten die Sperlinge?

Holländisches Mittel gegen die Sperlinge.

In Noordwyk, wo außerordentlich viele Erbsen und auch viele andere Sämereien gezogen werden, macht man Gebrauch von wollenen Fäden, die in einer Brühe von schlechtem Oel mit Schießpulver vermengt, getaucht werden, und diesen Geruch scheinen die Sperlinge so zu fürchten, daß ein paar Fäden, kreuzweise über einen Acker gespannt, der mit Salbey besäet war, worauf sie am meisten erpicht sind, hinreichten, um diese Gäste ganz und gar abzuwehren.

Man sehe das 21. Stück der landwirthschaftlichen Zeitung vom Jahre 1806.

Fresko-Anekdote,

aus dem Leben gegriffen von J. F. Castelli.

Das Postrittgeld wurde im ****schen vom 1sten October an von 3 Fl. auf 2 Fl. für ein Pferd herabgesetzt. Ein geiziger Jude kam am 30. September Nachts um 10 Uhr auf der ****schen Grenzpost an, und als er dort das Postgeld bezahlen wollte, begehrte man 3 Fl, — [„Wos ist das?" — sagte der Jude

— „hab' ich doch gemant, das Pöstgeld sey herabgesatzt worden." — Allerdings, antwortete der Postschreiber, aber erst vom 1sten October an, heute am 30. September müssen Sie noch 3 Fl. bezahlen. — „Nu — versetzte der Jude — so rais' ich erst morgen weiter!" — ging und schlief bis der Morgen graute in seinem Wagen.

Widerlegte Besorgniß.

Frau von C...

O, cher ami! mir wird ganz bange,
Denn — entre nous — es geht zu weit!
Das Deutschthum ist stets mehr im Schwange,
Mein Hausknecht schwatzt vom Geist der Zeit.

Der Kammerjunker von T...

O, meine Gnädigste! das währt nicht lange,
Nur eine neue Mod' es ist,
Die, wie bekannt, der Deutsche bald vergißt.

Ueber den neuen Kometen.

IV.

Der Mond.

Nur nicht so weit sich ausgebreitet!
Hört er es wohl, Herr Vagabond?
Mit seiner langen Schleppe schreitet
Er allzunahe meinem Rund.

Ich gehe, nach gewohnter Weise,
Gern ungestört auf meiner Bahn.
Nie weich' ich ab von meinem Gleise;
Und lange stets zur Stunde an.

Ich leuchte meiner lieben Erde,
Wenn sie des Tages Licht verläßt,
Ich bin ihr zärtlichster Gefährte,
Und unser Bund steht sonnenfest.

Wer ist denn aber Er, mein Lieber,
Daß Er so hoch einher sich schwingt,
Und über Welten keck hinüber,
Wie über Sonnenstäubchen springt?

Da drüben auf der klugen Erde
Spricht man von ihm gar wunderlich,
Er mache, heißt es, viel Beschwerde,
Und freu' an Blut und Jammer sich.

Mit höh'rer Weisheit ausgerüstet,
Lacht Einer drob, und meint, der Schwanz,
Mit dem Er sich so furchtbar brüstet
Sey Nichts, als Dunst und Nebelglanz.

Sag' Er, bin ich da nicht solider,
Gebührt nicht Ehr' und Würde mir? —

Komet.

Das Licht schickt Dir die Sonne nieder,
Die Weisheit giebt die Erde Dir.

Charade.

Von Freundes Hand ist Dir die Erste lieb,
Vom Feinde aber kannst Du sie nur hassen,
Auch ist sie oft der gold'nen Freiheit Dieb
Und beugt den Sinn und plündert gern die Cassen.

Die Letzten hat wohl jeder Mensch gemacht,
Und macht sie ferner auch, so lang' er lebet;
Doch wohl ihm, wenn er nicht darüber lacht,
Und ernstlich sie zu bessern sich bestrebet.

Das Ganze macht den Leser selten froh,
Der Autor aber haßt es wie die Sünde,
Auch wird mir's leid seyn, wenn ich's anderswo,
Als in der Lösung dieses Räthsels finde.

Nro. 64.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 12. August 1819.

Theokla.

(Beschluß.)

Es mochte ein Jahr nach dem Todestage des edeln Alexis seyn, als Fedor Jurgowitz nach der Grenze des Reichs berufen ward, um einen verworrenen Rechtshandel schlichten zu helfen; es war dem Knees unmöglich, sich von seinem Kinde zu trennen, er beschloß, daß sie, von Milinka begleitet, mitreisen sollte. Iwan sollte bleiben, um das Schloß in des Herrn Abwesenheit zu verwalten. Am Abend, eben als sich die Reisenden in der Nähe eines Dorfes am Strande der Moskwa befanden, zerbrach des Knees Kibitke, es war unmöglich, die nächste Stadt zu erreichen, und man mußte ein Nachtlager im Dorfe suchen. Die von Holz gezimmerten Hütten des elenden Dorfes schienen erst vor Kurzen vom Markte in Moskau gekauft und dorthin geschleppt zu seyn, sie wurden von zerlumpten, hagern Gestalten, Räubern und Dieben ähnlich, bewohnt. Aus Mangel an Raum mußte Theokla sich entschließen, mit Milinka in einer dieser neuen Holzhütten, deren Besitzer, wie es hieß, eine Reise gemacht, zu übernachten. Es wurde Heu auf den Boden gebreitet, Theokla trauerte nicht über das ärmliche Lager, vielleicht, sagte sie zur Amme, sucht mich hier der Schlummer, der mein Schlafgemach flieht, diese Trauer, diese Wildheit gleicht meinem Harme, und so ist sie mir willkommen! Nun betete sie, und legte sich in ihren Kleidern zur Ruh. Der Knees wollte auf dem Ofen in der Schenke des armseligen Dorfes übernachten, zwei Diener streckten sich auf den Tisch vor Theokla's Kammer; sie schliefen nach Russenart unüberwindlich fest, ihr Schlaf war gelöthet mit berauschenden Getränken.

Erschöpft von der Reise hatte auch Theokla einige Stunden Erquickung genossen, wundersam milde, monddämmernde Träume spiegelten ihr das bleiche, wehmüthig lächelnde Bild des Geliebten, bald aus Blumen, bald aus Fluthen schauend; ein himmlischer, niegeahnter Friede umfing ihre Seele. Es mochte um Mitternacht seyn, als die süßen Bilder urplötzlich in

Nacht verschwanden, es hauchte Theokla eisig an, wie wenn eine Schlange sich zu ihrem Herzen hinringelte, fühlte sie sich berührt. Sie öffnete die müden Augenlieder, Iwan stand vor ihr, gräßlich anzuschauen bei'm hellen Mondlicht, das durch die geölten Fensterscheiben drang. Seine schwarzen, tiefen, großen Augen funkelten röthlich, eine leuchtende Gluth brannte auf den vollen Wangen, düster umwallt von schwarzen Locken, wie von Schlangen. Theokla hielt die Erscheinung Iwans für einen ängstlichen Traum, sie wollte ihn verscheuchen, doch die eiserne Wirklichkeit hatte sie erfaßt, Iwan ergriff der Unglücklichen abwehrende Hand. Jetzt oder nie! murmelte der Entsetzliche, die Stunde hat geschlagen, die Frucht ist reif zur Erndte, steh auf, Theokla! Du bist nun ganz in meiner Gewalt! Was willst Du hier, und was begehrst Du, rief Theokla, wie wagst Du es zu dieser Stunde der Tochter Deines Wohlthäters gebietend und dräuend zu nahen? Ich habe Dich theuer erkauft, schönes Mädchen, erwiederte Iwan, Du bist mein, Du hast mich sonst geliebt, Du warst ungetreu, es soll vergessen seyn, komm, der Priester wartet! Willst Du nicht, so wecke ich Deinen Vater mit der Erzählung Deiner Missethat! Das weißt Du doch, daß sein Fluch Dir gewiß ist, wenn er von Alexis erfährt? Du hast ihn ermordet, rief Theokla, ich weiß es, weiche von mir, Unseliger, laß mich in Frieden sterben, ach sterben will ich ja gern! Du kennst wohl noch, sprach Iwan, arme Bethörte, die Verzweiflung nicht, daß Du vermeinst, irgend eine Macht auf Erden könne Dich von mir befreien? Reize mich nicht zum Frevel, es giebt keinen, den ich nicht in dieser Stunde beginge, sofern Du mir widerstehst. Schnell gefaßt, fragte nun Theokla: Was willst Du, Iwan, und was gedenkst Du zu thun? Dich zur Kirche führen will ich, rief er, Du sollst mein Weib werden; alles ist bereit, alles hatt' ich zu dieser längsterharrten Stunde vorbereitet, unabwendbar ist dies Geschick von Dir, doch wenn Liebe und Treue ein Herz rühren können, wirst Du mit mir glücklich seyn. Komm, Theokla, der Hahn kräht, die Augenblicke sind gezählt! Laß mich noch beten, sagte Theokla. Wenn Missethäter hingerichtet werden, ist ihnen Frist zum Gebete vergönnt, ich darf ja noch zu Gott rufen, ich habe ihn erzürnt, aber seine Liebe ist unermeßlich! So schwöre mir, Du willst nach dem Gebete mit mir gehn, rief Iwan. Ja! sagte Theokla, dann sank sie auf die Kniee, und rang sich aus der Nacht ihres Elends zu Gott empor. Wie nun Iwan die bleiche Theokla im Gebet sah, die Augen bewegungslos zum Himmel gerichtet, die Hände krampfhaft auf die Brust gefalten, das lange Haar aufgelöst um sie her wogend, immer heller ihr Angesicht, die bleichen Lippen wundersam lächelnd, da wurde es ihm fast bang, und er hätte fort seyn mögen, den Frevel nie begonnen haben, doch die Hölle war zu mächtig in seinem Herzen, und bald war er ungeduldig, daß Theokla noch betete. Plötzlich erhob sie sich, doch sie winkte Iwans dargebotene Hand mit so ernster Hoheit zurück, daß er der Gewalt ihres Blicks nicht zu widerstehn vermochte, und ihr scheu nachfolgte, wie sie stillwandelnd, den Blick gen Himmel, die Hütte verließ und den Weg nach der Kirche antrat, so richtig den Fußsteg dahin einschlagend, als zeigte ihr Jemand den Weg. Dieser ging den Strom entlang. Theokla schien dem Brausen der Fluthen zu horchen, indem sie oft still stand: Iwan wagte nicht sie anzureden. Unfern der Kirche, die der Schein der ewigen Lampe von einer Anhöhe verkündete, stand an des Flusses Strande ein hölzernes Kreuz neben einer schwarzbelaubten

Trauerbirke, freundlich vom matten Lichte des Mondes beglänzt. Dahin wandte sich Theokla, dort sank sie nieder und umschlang laut weinend das Kreuz mit ihren Armen. Entrüstet wollte Iwan sie wegreißen, aber er vermocht' es nicht, wie im Todeskrampf hielt sie es fest umklammert, trostlos und vernichtet stand der Verbrecher vor der Unschuld in stiller Gewalt.

Inzwischen war der Priester, ungeduldig und bekümmert über die Verzögerung der Ankunft des Brautpaares aus der Kirche gegangen, Milinka, die dort als Zeugin harrte, vermochte ihn den Fußsteg entlang Iwan und Theokla entgegen zu gehn. Er bemerkte bald die Unglückliche zu des Kreuzes Füßen, und fragte Iwan, ob diese seine Braut sey? Als Iwan dies bestätigte, sagte der Priester: was will das junge Mädchen an dieser Stelle? Wie? sollt' es ein Verwandter, oder ein geliebter Freund seyn, der da ruht? Die Fischer dieser Hütten fanden einst den Armen von den Wellen an das Ufer gespült, ich segnete den Leichnam des schönen Jünglings ein, und wir brachten ihn zur Ruhe; noch seh' ich ihn, nie hatten meine Augen ein so herrliches Werk des Schöpfers erblickt. Ja! Alexis schlummert hier, rief Theokla, ich weiß es! dies Kreuz rief mich zu sich, von hier weich' ich nicht! O, Mann Gottes, rettet mich von diesem Bösewichte, dem ich zur Kirche zu folgen verhieß, um die Diener Gottes um Schutz anzuflehn! Sie raset, rief Iwan, hört sie nicht, sie ist längst mein eigen geworden. Was soll ich glauben? fragte der bestürzte Priester. Iwan raunte Theokla noch gräßlich lachend das Wort: Vaters Fluch! in das Ohr; sie aber sagte: ich habe, während ich im Gebet lag, meinen guten Engel gesehn, der schlug den bösen Geist und warf ihn gefesselt in den Abgrund, Du hast keine Macht mehr an mir, Elender! Der himmlische Vater kann auch Vaters Fluch abwendrn, wie ein schwacher Pfeil von geharnischter Brust abprallt. Der Buße Flügel tragen die Seele aus den Tiefen der Hölle zu Gott, ich fürchte nichts mehr, mich hat Gott gehört! Edle Jungfrau, sagte der Priester, geht heim, und verrathet mich nicht, es kann noch Alles gut werden. Bedenkt, ich meinte es gut, ich dachte Ihr folgtet Iwan willig zur Kirche! Ich kann nichts Irdisches mehr bedenken, sagte Theokla, hier will ich sterben, wahrt Eure Seele vor Sünde, und laßt Euch Menschenfurcht nichts anhaben. Sterben willst Du hier? rief Iwan, wie? ohne Preis bin ich der Hölle verfallen? Und wie Theokla den Elenden schweigend und vernichtend anstarrte, zog er sein Messer, stieß es in ihre Brust und warf sich in die Moskwa hinein. Hochauf schäumten die Fluthen, wie zu ernster Begrüßung der längsterwarteten Beute, welche die Hand der Vergelterin ihnen zuschleuderte.

Gott segne Dich, wie ich Dich segne, Gott verzeihe Dir, wie ich Dir verzeihe! rief der zum Tod gebeugte Vater seinem Kinde zu, das ohne Bewußtseyn zu ihm hin getragen wurde. War es die Himmelskraft des Vatersegens, die Theokla noch einmal in das Leben rief? Sie schlug die Augen süßlächelnd auf, lispelte noch Amen und verschied dann an des Vaters Brust. Fedor Jurgowitz vernahm noch die Heuchlerin Milinka, und unterschrieb ihr Todesurtheil, dann legte er von Stund an sein Richteramt nieder, es wurde ihm vergönnt, seinen Sohn mit dieser Würde bekleidet zu sehn. Er entband nun Gregor des furchtbaren Eides, den ihm der Jüngling hatte schwören müssen, und zog sich in die Einsamkeit eines Klosters zurück; nicht lange mehr weilte er auf der Erde, bald erloschen in Thränen der Buße die müde Lebensflamme.

*

Der Landmann ehrte Alexis und Theoklas Angedenken, lange Jahre war das Kreuz umgrünt und mit Blumen umpflanzt. Ihre Schatten, so hieß es, schwebten Nachts am Ufer, freundlich den Liebenden lächelnd.

---

* Ueber Torfmoore.

Auf die Bemerkungen über Torfmoore in Nro. 42 d. Bfd. von I. W. U.

Der Verfasser jenes Aufsatzes glaubt, daß die Entstehung der Torfmoore von Ueberschwemmungen herrühren, — und da jetzt solche Ueberschwemmungen nicht mehr Statt finden, glaubt er, daß der Torf auch keinen Zuwachs mehr habe. Herr I. W. U. hat sich nicht gut überzeugt, und dem Publikum etwas weis machen wollen, was gegen die Natur streitet.

1. Die Entstehung des Torfs ist nach meiner Ansicht in hiesiger Gegend folgender weise geschehen. In sehr frühen Zeiten mag die ganze Umgegend unter Wasser gestanden haben; durch irgend eine Revolution des Meeres sind die Gewässer zurückgetreten, und größtentheils ist der Boden sandig gewesen, auf höheren Gegenden ist Heide gewachsen, welche sich nach und nach auch in die niedrigern verpflanzt hat, diese Heide hat ungestört ihren Wachsthum fortgesetzt, indem das entwässerte damals neue Land noch nicht bebauet war, und von dem alljährlichen Abfall der Blätter, Blumen und Wurzeln der Heide bildete sich der Maor, je mehr Abfall, je stärker wuchs derselbe, und so wurde oder entstand der Moor.

In tiefern und nassen Stellen, wo keine Heide wachsen konnte, wuchsen allerlei Wasser-Gräser und da solche niemals gemäht wurden, so entstand auch davon ein Moor, welcher aber nicht so gut zum Heizen dient, als der, von lauter Heide entstandene, z. B. der Torf von Worpsum ist nicht so gut wie der im langen Moore, und diesen übertrifft an Güte der im Tarmster Moor gegraben wird, weil letzteres höher und trockner liegt.

2. Der Wachsthum der Moore, also auch des Torfs dauert allerdings fort, so lange die Heide nicht abgemähet, abgeplagget, oder zu Pflugland umgerissen wird; und besonders da wo sie auch von Vieh nicht betrieben und abgefressen wird. In den niedrigen Gegenden ist aber der Zuwachs stärker als auf höhern, indem da die Heide stärker wächst als auf hohen.

Eine weitere Auseinandersetzung halte ich für überflüßig, da ein jeder vernünftige Mensch selbst einsehen kann daß die Moore durch die Vegetation entstanden sind, also auch durch diese sobald keine Unterbrechung Statt findet, und der Wachsthum immer fortdauern muß.

Was die Düngererde auf Moorländereien betrifft, so lehrt schon die Natur, wenn man nur scharf und vernünftig darüber nachdenkt, was am dienlichsten dazu ist.

Da der Moor mit Salpeter und Schwefel geschwängert ist; so kann er ohne Zuthun von Kalktheilen nie zur Fäulniß übergehen, daher auch nie die Kraft, die er würklich hat, entwickeln; soll demnach das Moorland gute Früchte tragen so dünge man es mit Steinkalk und zwar auf folgende Art:

Man plagge den obersten noch nicht gesetzten Torf samt der Heide ab, grabe oder pflüge das Land so gut als möglich, und suche es mit Eggen so weit zu bringen, daß es zur Aufnahme des Saamens tauglich ist; dann nehme man Steinkalk (je frischer je besser) etwa eine Tonne für 3 Thl. auf ein Stück worauf man etwa 2 Fuder Mist für

etwa 2 Thl. rechnet, man macht mit dem Spaten (Schuppe) etwa 2 bis 4 Fuß von einander nach allen Richtungen ein kleines Loch worin etwa 3 bis 5 Pfd. Kalk geworfen werden, decke den Kalk mit dieser Moorerde zu, nach etwa 24 bis 48 Stunden öffne man diese Löcher und der Kalk wird wie Mehl zerfallen seyn; nun werfe man den Kalk überall auf dem Lande umher, egge solches fleißig durch und säe nach etwa 8 — 14 Tagen oder 3 Wochen den Saamen hinein, schon das erste Jahr wird der Rocken wenigstens ½ Fuß länger seyn als der auf einem Stück mit Mist gedüngte, und im 2ten 3ten 4ten und 5ten Jahr wird er wenigstens einen Fuß höher und der Stamm weit stärker und fetter seyn als der Rocken, welcher alljährlich mit Mist gedüngt wird. Ein solches mit Kalk gedüngtes Stück Moorland kann 6 bis 8 Jahr benutzt werden, ehe es nöthig ist, solches wieder zu düngen.

Nach langem Zureden habe ich den Maurermeister Stöver in Lilienthal dahin vermocht, daß er Moorland vor zwei Jahren mit Kalk gedüngt hat, weshalb sich jeder bei ihm befragen kann, um sich zu überzeugen; vor etwa 4 Wochen versicherte er mir, daß sich dieses Jahr die Kraft des Kalks weit besser als im ersten gezeigt habe; bekanntlich hat auch der letzte Frost im Juni dem Rocken im Moore hie und da viel geschadet, dahingegen dem mit Kalk gedüngten wenig oder nichts, auch haben die Mäuse den mit Mist gedüngten sehr heimgesucht, aber in dem der mit Kalk gedüngt war, ist keine Maus zu spüren gewesen. Ueber die Entstehung des sogenannten Ohr (schwarze braune Felsenartige Streifen) welcher hie und da zwischen Sand gefunden wird werde ich ein andermal meine Ansicht mittheilen.

A. F. B.

Etwas aus der Arithmetik.

(Fortsetzung.)

II. Erstes Motto: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? — Zweites Motto: Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht. — Wir nehmen an, Judas Ischariot habe sich nicht erhenkt, sondern sein Sündenlohn auf fünf-procentige Zinsen ausgeliehen; wir nehmen ferner an, es seyen ihm Zinsen auf Zinsen jedesmal nach Jahresfrist angerechnet worden, wobei ein Capital sich nach 14 Jahren und 75 Tagen verdoppelt; wir erklären ihn weiter für den ewigen Juden, den eine, obgleich nun seltene Volkssage noch jetzt herumwandeln läßt; wir setzen den Werth eines Silberlings mit Bürger auf einen Gulden rhein., ohne uns um die gelehrten Streitigkeiten der Antiquarien hierüber zu bekümmern; wir lassen endlich den Judas sein Capital mit den eingelaufenen Zinsen zu Ostern 1819 einfordern, und fragen nun: wie theuer hat er dem Teufel seine Seele verkauft? Denn vom Sündenlohne noch Zinsen zu erwuchern vermag wohl niemand, der sich nicht dem Teufel ganz und gar übergeben hat. Wir fragen auch noch: wie viel Goldkugeln von der Größe der Sonne würde er für sein Geld einwechseln können, wären sie anders in der Welt zu finden? Gang der Berechnung: in der Zeit von Jesu Tode bis Ostern 1819 ist die Periode 14 Jahren 75 Tagen $126\frac{1}{20}$ Mal enthalten; erhöht man nun die Summe von $16\frac{2}{3}$ Thlr. (30. Silberlinge, d. i. Gulden rhein.) durch fortwährendes Verdoppeln 127mal, und zieht wegen des fehlenden $\frac{1}{20}$ das Nöthige ab (dieses läßt sich, ohne tagelanges Rechnen, nur abschätzen) so erhält man als Facit die ungeheure Summe von ungefähr 1382 Sextillionen,

397000 Quinquillionen Thlr. Nehmen wir ferner die Mark Gold zu 200 Thlr., das absol. Gewicht desselben zu 19,640 und das Gewicht des pariser Cubikfußes rein-destillirten Wassers zu 72,675 Pfd. kölln. an: so ist ein pariser Cubikfuß Goldes werth = 570,934$\frac{8}{10}$ Thlr. Ferner enthält die Erde — ohne Berücksichtigung von Berg und Thal, die Meeresfläche zum Niveau genommen, und die Größe der Erde aus dem Mittel zwischen Polar- und Aequatorialdurchmesser berechnet — nach Mollweide's Bestimmungen = 145‴971355‴752717‴285988$\frac{1}{10}$ Cubiktoisen; hieraus ergiebt sich der Werth einer gleich großen Kugel von reinem Golde zu 18001⁗467390‴319802‴517538‴044529 Thl.

Nimmt man nun, wie gewöhnlich, die Sonne für 1448000mal größer an, als die Erde, so erhält man als ihren Werth, insofern sie aus reinem Golde bestünde, (ob dann nicht Harpagon der eifrigste Astronom werden würde?!) das runde Sümmchen von 26066 Quinquillionen, 125781 Quatrillionen, 183074 Trillionen, 045395 Billionen und 083478 Millionen Thlr. Solcher Sonnen aber würde sich Jupas, unter obigen Bedingungen, 53036 eintauschen können.

III. Nimmt man, wie gewöhnlich, das absolute Gewicht des Diamantes zu 3,^{5} an, und hält man sich an die Regel, daß dessen Werth bei doppeltem Gewichte um das vierfache steige, so ergiebt sich aus der Schätzung, nach welcher Tavernier den sogenannten Mediceer, einen Diamanten im Schatze des Großherzogs von Toscana (er ist bei 139 Karat der größte in Europa) zu 2,608335 Francs berechnete — daß ein Diamantwürfel, dessen Seiten etwa 416 pariser Fuß messen, an Werthe einer Goldkugel von der Größe der Erde gleich kommen würde; einer Silberkugel dieser Größe aber schon bei etwa 230 pariser Fuß Seitenlänge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archaismen.

(Fortsetzung.)

Concurrenz.

Ein in neueren Tagen beliebtes Wort, welches aber über seinen allgemeinen Gebrauch seiner selbst scheint verdrießlich werden zu wollen, daß es also bald veralten wird. Mit diesem Worte bezeichnet man in der Politik dasjenige System, nach welchem jeder Bürger, so er nur die gehörige Geschicklichkeit hat, in alle Aemter und Würden kommen und jedes Gewerbe treiben darf. Wie schön nun aber auch diese Concurrenz anzusehen ist, so bringt sie doch auch eine Wildheit in die bürgerlichen Stellen und einen Nachtheil. Denn, indem Jeder zu allen Aemtern und Würden und Gewerben antreten darf, ist auch Jedem die stille Erlaubniß gegeben, daß er den Andern verdränge; und so werden in einem allgemeinen Egoismus die Thore der Verläumdung geöffnet der Partheien, der Kabalen und aller unmoralischen Mittel, nur zum Ziele zu kommen. Zwar wird durch die Concurrenz ein allgemeines Streben zu einem rüstigen Fleiße gebracht; da aber Jeder sich auf Alles einlassen darf, so wird Niemand sich auf Eine Sache eisenhaftig einlassen, und die Arbeiten selbst müssen schlechter werden, weil man mit den Werken nur zu Markte geht, sich in ihnen anzubringen, und weil Jeder mit seiner Arbeit eilen muß, um nicht von Andern umgelaufen zu werden. Es kommt also bei der Concurrenz der Kunstsinn und die wissenschaftliche Aufklärung eben so in Gefahr, als die Moralität des Lebens.

Es ist eine schöne Phrase, aber weiter auch nichts, wenn man sagt: der persönliche Werth des Menschen und Bürgers soll über den Gebrauch entscheiden, welchen der Staat von ihm mache; — weil es doch nie dahin kommen wird, daß dieser Werth den Sieg behalte über die Selbstsucht, sich und seine Werke nur an den Mann zu bringen; und wenn dieser persönliche Werth gegen das Herkommen und gegen eine blöde Ordnung der Stände seine helle Seite der Vernünftigkeit sehen läßt, so wird es doch um ihn wieder sehr trübe, sobald man ihn an diese Erfahrung hält, daß er oft nicht da ist, und Mancher doch ohne ihn, durch Ränke, Geld und Verbindungen zu hohen Stellen gelangen kann, ja daß eben in ihm eine Anweisung liegt, es müsse Jeder sich anbringen, so gut er kann, was denn auch sein Werth seyn möge, weil Jeder sich in seine eigene Hände gegeben ist, ohne daß ein Gesetz der Stände sich seiner annehme.

Die Concurrenz in dem Gewerbe giebt uns eine Gewerbefreiheit, ein Tod der Zünfte. Da nun unter der Fahne der Gewerbefreiheit die Arbeiter sich vermehren, so müssen die Arbeiten schlechter werden, um nur ihren Mann zu ernähren; und da bei dieser Freiheit kein Zwang ist, wie in den Zünften, wo Meister und Gesellen sich wechselseitig verantwortlich sind, so müssen die Handwerker verarmen, denn ihre Arbeiter stehen ihnen nicht; und das Publikum wird mit den Arbeiten betrogen, weil die Gewerbefreiheit alle öffentliche Klagen über schlechte Arbeiten abweiset. Wer am besten arbeitet, hat den meisten Gewinn, und der Gewinn reizet zur besten Arbeit; — ist wieder nur eine Phrase. Es wird immer mehr darauf ankommen, wer am besten auf den Gewinn zu laufen weiß, als darauf, wer gut arbeitet.

So also muß die Concurrenz, mit der natürlichen Gleichheit, mit der Geschäftsaufklärung und dem wilden Weltbürgersinn, endlich zu den Antiquitäten verfallen; und was unter uns nicht viel galt, muß wieder zu Ehren kommen.

Mittel zur Vertreibung der Fliegen.

Der engl. Courier empfiehlt ein gutes Mittel, die Fliegen zu vertreiben, die in diesem heißen Sommer besonders lästig sind; man soll nämlich einen halben Theelöffel gestoßenen Pfeffer, einen Theelöffel braunen Zucker und einen Eßlöffel Milch, wohl vermischt in das Zimmer setzen, und diese Insekten werden der Begierde, das tödtliche Gift zu kosten, nicht widerstehen können. —

Sonderbarer Gebrauch.

In der kleinen Landstadt Paignon, in der Nähe von Exeter, herrscht ein alter Gebrauch, nach welchem während der Kirmeß in der Fastwoche jährlich ein großer sogenannter Plump-Pudding gebacken, zur Schau in der Stadt herumgefahren und nachher dem Volke zum Besten gegeben wird. Der diesjährige bestand aus 400 Pfd. Mehl, 170 Pfd. Ochsenfett, 140 Pfd. Rosinen und 240 Eiern; er war während drei Tage in einem großen Braukessel gekocht worden und wurde, mit Bändern und Immergrün geschmückt, auf einem Wagen mit 8 Ochsen bespannt in der Stadt herumgezogen, durch Schornsteinfegerjungen, auf Eseln reitend, begleitet und endlich, nachdem der Duft alle Nasen erfreut hatte, vom Volke verzehrt, wobei es, wie bei allen öffentlichen Gastmahlen in der Regel, blutige Köpfe setzte.

* Erwiederung.

Denjenigen, welche an der interessanter werdenden, die Aechtheit und den Werth einiger Gemälde betreffenden Streitsache zwischen Hrn. Bölken und Hrn. Dreyer Antheil nehmen, wird hierdurch angezeigt, daß, um die irrige Behauptung des Letzteren durch den Augenschein zu widerlegen, ein schönes und vielen Werth habendes Originalbild von Van der Werff, welches Hr. Bölken unter andern guten Gemälden besitzt, in diesen Tagen bei Hrn. Buchwieser auf dem Rathhause zu jedermanns Ansicht öffentlich ausgestellt seyn wird, ein Bild, welches an jeden Kenner zur Beurtheilung vorgezeigt werden kann, ohne daß dessen Aechtheit und Originalität im mindesten bezweifelt seyn wird.

Uebrigens dient hiermit wiederholend zur Nachricht, daß die Gemäldesammlung des Hrn. Bölken (Großenstraße Nro. 8 auf St. Stephani) fortwährend für jedermann zur Ansicht offen steht und von jedem Liebhaber verglichen werden kann.

Perlen.

Das Gebiet der Kunst ist ein unübersehbares ewig blühendes Eden. Selig ist, wer darin wandeln kann. Es führen zwei Wege dahin. Der erste ist ein mühvoller, oft dorniger Pfad, auf dem man manche Klippe übersteigen, manches Hinderniß überwinden muß, aber auch sicher und belohnt den ewigen Garten erreicht. Der andere ist glatt und eben, mühelos und anlockend, aber er führt zu den Irrgängen des Gartens, aus denen Wenige sich wieder heraus und auf den rechten Weg zu finden wissen. Die meisten irren darin herum bis an ihr Ende, in stetem Wahn und fruchtlosen Suchen, und schauen nie das wahre heilige Eden.

Schlechte Bücher (besonders Lehrbücher) sollten allemal noch einmal so theuer verkauft werden, als gute, damit diese durch leichtern Ankauf gemeinnütziger, jene aber weniger verbreitet würden, und so weniger Nachtheil stiften könnten.

Zwei Fräuleins sahen aus dem Fenster, als zwei artige junge Männer, an Form und Kleidung sich fast gleich, an ihrem Hause vorüber gingen. „Das sind wohl gewiß ein paar Zwillingsbrüder?“ fragte die Eine. — O nein, antwortete die Andre, es sind nur zwei außerordentliche Freunde. In der ganzen Stadt nennt man sie nur insgemein: Herodes und Pilatus.

---

* Frommer Wunsch.

Mit großem Eifer ist man jetzt bedacht,
Veredelt Schafe zu erziehen.
O möchtet Ihr, die ihre Wolle reicher macht,
Euch um Veredelung der Bauern so bemühen,
Die Euch ihr goldnes Vließ als Opfer dargebracht.
Der Staat würd' größern Zins aus der Veredlung ziehen,
Weil Schafzucht ihn zwar reich, doch nimmer mächtig macht.

X. —

Auflösung der Charade in N. 63.

Druckfehler.

Nro. 65.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 15. August 1819.

*Sehnsucht!

An ....

Die Bäume blühn,
Der Hain ist grün.
Dort wo die Berge herüberwinken,
Dort wo die Sterne so freundlich blinken;
Dorthin, dorthin,
O, laßt mich ziehn!

Die Wolken flieh'n,
Will mit euch ziehn!
Woll't ihr den Gruß zu der Lieblichen tragen?
Freundlich, vertrauungsvoll wird sie euch fragen:
Sahet ihr ihn? —
Dorthin, dorthin!

Laß't sie mich seh'n,
Nicht trostlos geh'n.
Woll't ihr die Blume dem Thaue entziehen,
Wird sie sich neigen und trauernd verblühen,
Welkend vergeh'n.
Laßt sie mich seh'n!

Eilt, Wolken, eilt
Hin, wo sie weilt;
Wo sie der Beete duftende Spenden,
Unter die Freunde mit sorglichen Händen
Lieblich vertheilt.
Nah't unverweilt!

Woll't ihr sie sehn,
Liebevoll stehn?
Nahet am Abend im Lichte der Sterne.
Schauend hinaus in der glänzenden Ferne
Schimmernde Höh'n,
Seh't ihr sie steh'n.

O, wie so mild
Strahlt mir ihr Bild;
Wenn ich oft fragend die suchenden Blicke
Auf, zu dem Lande des Wiederseh'ns schicke.
Hoffnung erfüllt,
Winkt mir ihr Bild!

Lenzkranz verblich,
Rosenzeit wich!
Frühling wird oft noch mit Blumen erscheinen,
Wilst sie zu lieblichen Kränzen vereinen.
Einen, o brich
Aus Denk an mich.

A. Daeves.

Die Brüder in Indien.

Wohl vermag ein tugendhaftes Herz, wenn es von Leidenschaften wild bestürmt wird, auf Augenblicke einem unwürdigen Gefühl Raum zu geben, allein sobald die Vernunft ihr siegreiches Banner erhebt, kehrt es reuevoll zurück und zieht den friedegebenden Tod einem verbrecherischen Daseyn vor.

An den Ufern des Ganges lebte einst ein Jüngling Namens Sambrac, dessen eben so heftig für Hamet den Bruder, als für Orra die Geliebte, schlagendes Herz, von Freundschaft und Liebe gleich mächtig bewegt ward. Orra, die schöne tugendhafte Tochter eines Oberhauptes der Indier, hatte anfangs den Herzensergüssen Sambracs ein günstiges Ohr geliehen; als sie aber gewahrte, daß auch in Hamets Brust ein gleiches Feuer für sie entbrannt sey, hielt sie mit ihrer Entscheidung zurück, um nicht durch die Wahl des einen Bruders das Herz des andern zu zerreissen, und weil sie hoffte, ein neuer Gegenstand würde einen von beiden von ihr entfernen und sie dem quälenden Gefühl überheben, den Saamen der Zwietracht unter den liebenden Brüdern ausgestreut zu haben. Sambracs Leidenschaft ward durch ihre Weigerung, sich zu erklären, noch heftiger entflammt, Eifersucht und Mißtrauen bemächtigten sich seiner Seele, und er betrachtete seinen Bruder mit unheilverkündenden Blicken des Argwohns. Das sanfte Herz Hamets vermochte nicht, das unfreundliche Betragen des geliebten Gespielen seiner frühesten Jugend lange zu erdulden. „Tödte mich doch lieber mit den Pfeilen Deines Bogens, als mit dem Geschoß Deiner Augen," rief er mit gepreßter Stimme dem Zornigblickenden einst entgegen; „ich habe genug gelebt, theurer Bruder, sobald du beginnst, mich zu hassen." — Sambrac stürzte bei diesen Worten zu Hamets Arme und drückte ihn heftig an seine laut schlagende Brust, dann hob er sich langsam empor, ein kräftiger Entschluß belebte seine Züge, und mit ernstem, feierlichen Tone redete er zu seinem Bruder: „Wir wollen als Männer handeln, mein Hamet! Hat nicht einst der Vater uns geboten, einer für den andern zu leben und zu sterben? Beide lieben wir jetzt ein Weib, und keiner von uns wird den Gegenstand seiner Leidenschaft mit ruhigem Gemüth in den Armen des andern erblicken können. Laß uns also die Zauberin vernichten, die das Band unserer Herzen lösen wollte, und innige, durch dies gemeinschaftliche Opfer geheiligte Bruderliebe, wird uns dann noch enger als sonst umschlingen."

Hamet, von dieser Rede gewaltig ergriffen, willigte in den Vorschlag, und Sambrac übernahm das todbringende Geschäft.

Als in der nächsten Frühe Orra mit den Brüdern hinaustrat in das Freie, um die goldstrahlende Morgensonne zu begrüßen und gemeinschaftlich den Frühtrank einzunehmen, reichte ihr Sambrac die von ihm gefüllte giftschwangere Schaale. Hamet erblaßte, als die arglose Orra mit himmlisch sanftem Lächeln das Verderben enthaltende Gefäß an die rosigen Lippen setzte. Schon zuckte die Hand, um es ihr zu entreissen; allein der ernste, warnende Blick des Bruders hielt sie gefesselt. Orra hatte kaum das schnell wirkende Getränk genossen, als ihr seelenvolles Auge erstarrte, Todtenblässe ihr Gesicht überzog und sie in krampfhaften Zuckungen zu Boden sank; Sambrac hielt sie mit einem Arm umschlungen, während Hamet, über ihr gelehnt, in namenloser Angst dastand.

„Die Hand des Todes berührt mich schnell und unerwartet," sprach Orra mit gebrochener Stimme; „es bedarf jetzt, meine Freunde! kei-

ner Zurückhaltung länger: Hamet, Dir gilt mein letzter Seufzer, mein Schatten soll Dich oft freundlich umschweben und Dir Trost zuflüstern, bis wir uns einst wieder begegnen. Lebe wohl Du mein Geliebter! mein Herz war immer Dein. — Sambrac, Bruder meines Hamets, wache und sorge für ihn; lebt wohl — lebt beide wohl — mein Auge bricht." —

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Hamet auf die Erblaßte, und drückte einen Kuß auf ihre bleiche Wange. Langsam erhob er sich dann mit einem Blick voll Entsetzen, neigte sich gegen die aufgehende Sonne und sprach entschlossen zu seinem ihn aufmerksam beobachtenden Bruder: „Die Freundschaft empfing ihr Opfer, Sambrac; ich bringe jetzt der Liebe das Ihre." Mit diesen Worten entriß er sein Schwert der Scheide, bereit, den Stahl in seine von Schmerzen zerrissene Brust zu senken. Da ergriff schnell Sambrac seine zum Todesstoß aufgehobene Rechte. „Halt ein! Unglücklicher!" rief er mit Entsetzen; „sie schläft nur, Deine Orra, es war nicht Gift, welches ich ihr reichte; ein Schlaftrunk sollte sie mir überliefern, in dieser Nacht noch wollte ich sie entführen und Dich, den geliebten Bruder, der Verzweiflung überlassen. Orra's letzte Worte zeigten mir das Entsetzliche meines Verbrechens. Sie liebt nur Dich, sey glücklich in ihren Armen und vertilge in Deinem Gedächtniß die Erinnerung an Deinen verbrecherischen Bruder!" Schnell, ehe Hamet es zu hindern vermochte, zog er dann sein Schwert und versetzte sich muthig und entschlossen den alles versöhnenden Todesstreich.

Hamet sank auf die Leiche des entseelten Bruders, und weilte dort in schweigender Verzweiflung bis zum Anbruch der Nacht. Erst als Orra wieder durch einige Lebenszeichen verkündete, daß die Wirkung des Schlaftrunkes sich ihrem Ende nahe, entfernte er den grauenvollen Anblick, und erzählte dann der Geliebten, als sie völlig in's irdische Daseyn zurückgekehrt war, mit zärtlicher Schonung die That Sambracs. Beide bestatteten dann den Körper des Unglücklichen, und weiheten seinem Andenken noch manche Zähre, bevor sie sich als Gatten verbanden.

---

* Ein ernstes Wort über Proselytenmacherei und Jesuitismus.

Es sind schon beinahe 40 Jahre, daß Fr. Nicolai und Biester in Berlin gegen den heimlich herumschleichenden Jesuitismus warnten, und die Protestanten darauf aufmerksam machten, wodurch sie aber der Jesuitenmacherei beschuldigt wurden, denn viele Protestanten, welche entweder aus Unkunde, oder Gutmüthigkeit den unabänderlichen Geist der päpstlichen Curie verkannten, oder nicht achteten, wähnten, die Berliner übertrieben aus blindem Eifer und die Jesuiten wären vorzüglich in protestantischen Ländern ganz unschädlich geworden. Der Vorfall, der sich vorigen Monat in Bamberg mit dem Dichter Wetzel zutrug, worin Fürst Hohenlohe sich so thätig bewieß, veranlaßt den Referenten, dieses ernste Wort zu sprechen, indem Hohenlohe in einem katholischen Staate so handelte und ungerügt handeln darf; da er aus folgenden Thatsachen den Beweis führen wird, daß

1. Jesuitismus noch in protestantischen Ländern immer herumspuckt.

2. Proselytenmacherei alle Mittel gebraucht die verirrten Seelen wieder in den Schooß der allein selig machenden Kirche wieder zurückzuführen.

3. Daß demzufolge die Protestanten ernstlich diesem schleichenden Gift entgegen wirken sollen.

*

Es sey ferne, Intoleranz und Fanatismus und Religionshaß zu predigen, aber es ist nothwendig das Uebel zu kennen, und ihm Schranken entgegen zu setzen, damit es nicht weiter um sich greifen möge.

Als die französische Revolution die Abbées zur Auswanderung zwang, so erschien Monsieur l'Abbée Desparves aus königlichem Geblüte abstammend, in Hamburg, wo er von einem ehemaligen refugier, einem gewesenen Landsmann, freundschaftlich und gütig aufgenommen wurde, und alle mögliche Unterstützungen erhielten. Unglücksfälle zogen das Fallissement des gastfreien Wirthes herbei, und der Gram stürzte ihn bald in's Grab. Binnen dieser Zeit hatte der Herr Abbée mehr Bekanntschaft erworben, und sich selbst zum Geschäftsführer eines Instituts aufgeworfen, und er glaubte, der Wittwe und Tochter seine Dankbarkeit beweisen zu müssen, deswegen er sie bei sich aufnahm, da die Umstände des Failliten sehr traurig gewesen waren. Diese Erkenntlichkeit erstreckt sich nicht nur für die leiblichen Bedürfnisse sondern auch für die geistigen, denn der gastfrei aufgenommene, tolerirte Abbée unterstand sich, in einem protestantischen Orte die Tochter zum Katholicismus zu verführen, und ihr papistische Grundsätze einzuflößen welche so starke Wurzeln schlugen, daß, als späterhin der jetzt verstorbene französische, reformirte Prediger Dumas die 15jährige Tochter confirmiren wollte, er sich gezwungen sah mit aller Kraft und Stärke den Katholicismus zu bekämpfen. Die Wahrheit dieses Vorfalls ist einem damaligen reformirten hamburgischen Geistlichen zu bekannt, und bewog denselben dem Senate eine kräftige Vorstellung gegen das Proselytenmachen einzureichen.

Außer diesem authentischen Eingriff des Abbée war der geistliche Mitbruder Monsieur Gravieux nicht minder thätig, denn in allen Häusern wo er geduldet wurde, selbst mit Aufopferung seiner Eßlust, predigte er die Vorzüge des Katholicismus, wodurch späterhin der Director des Gymnasiums bewogen wurde ihn von diesem zu entfernen, Außer diesen beiden Thatsachen, verdient noch bemerkt zu werden, daß das Vicariat in Aachen in den königlich preußischen protestantischen Staaten, sich erfrecht, den Gatten bei gemischten Ehen zu erklären, ihre Kinder müßten katholisch werden, widrigenfalls ihre Ehe für nichtig angesehen würde. Ob dieses auch in hiesigen Gegenden zwar nicht öffentlich geschieht, so weiß doch Referent einige katholische Familien-Väter, welche unter dem Vorwande, daß keine Spaltung und Zwistigkeit unter den Kindern vorfallen mögten ihre Gattinen bewogen haben, auch ihre Töchter in dem väterlichen Glauben unterrichten zu lassen; kurz: der Beobachter wird immer finden, daß die katholische Geistlichkeit das Proselytenmachen immer zum einzigen Zweck und Ziel habe, und sich dazu aller möglichen Mittel bediene, und Veit Weber in seinem Kramsalvus, die Geschichte der Hierarchie, wahr und kraftvoll dargestellt hatte; kein Wunder also, daß der arme Kramsalvus in allen ächten katholischen Ländern verboten, und zum Feuer verdammt sey, welches Schicksal gewiß auch der Referent zu erwarten hätte, wenn er sich nicht weit vom Schuße halten würde.

Mögten doch diese ernsten Worte nicht umsonst geredet worden seyn, und nach dem westphälischen Frieden fest dahin getrachtet werden, daß Kinder bei Ehen von zweierlei Religionspartheien den Fußtapfen ihrer Aeltern folgten. *)

*) Anmerkung.

Daß der Geist des intoleranten Katholicismus nie aufhöre zu wirken, beweist gleichfalls, daß in einem solchen Hause, wo sich der Familien-Vater zu diesem Glauben bekannte, und die Töchter zu dem seinigen hingeführt wurden, die Souvernantin, eine Ex-Nonne aus Braband, täglich ihren Zöglingen sagte: lieben Kinder! fleht doch die Mutter Maria an, daß eure ketzerische Mutter zu dem allein seligmachenden katholischen Glauben übergehe, damit nicht ihre Seele ewig verdammt und ihr Leib in dem höllischen Pfuhl verbrannt werde. Diese Aeusserung wurde auch von dem Pastor W. bei der Confirmation gewagt, indem er den Söhnen sagte, nur in der katholischen Kirche kann man selig werden, denn alle Nichtkatholiken sind verdammt, und wenn sie diesen nicht glauben, so sind sie alle verdammt. Darauf antworteten Catechumenen, so wollen wir lieber minder gute Catholiken seyn, als ein solches allgemeines Verdammniß glauben welches gegen unser Herz und Vernunft streitet.

* Für Gemälde-Liebhaber.

Warum von der Garlichschen Gemäldesammlung noch nichts gesagt ist, da doch von der Dreyerschen und Bölkenschen so manches gesprochen wurde? Lieber Freund, wir wollen uns nicht zu sehr übereilen *); es möchte rathsam seyn, da, wo die Theilnahme und Liebe für alles, was Kunst heißt, nur noch ein Kind ist, was erst geboren werden soll, nicht anders als mit sparsamen Nahrungsmitteln anzufangen, Wenige und das Wenige selten zu geben, um zu dem Vielen zu reizen, nicht um durch das Viele abzuschrecken. So mancher noch nicht vorbereitete oder uns noch nicht geneigte Leser wandelt noch so gern in einer glücklichen Unbewußtheit, konnte aus göttlicher Bequemlichkeit oder angeborener Unbeholfenheit sich noch nicht auf diesen Weg finden oder aus dem Drange der Berufsgeschäfte und dem Schwall des alltäglichsten Lebens zu dieser Höhe und Feinheit der Empfindung sich nicht emporarbeiten; daß wir solche Glückliche wahrlich in ihrem süßen Traum nicht vorwitzig stören mögen, und uns nicht anmaßen wollen, die prometheische Fackel in ihre Brust zu werfen, in der vielleicht nicht einmal ein Funken, viel weniger noch ein empfänglicher Zunder ruhen mag.

Der zweifelnde bedenkliche Blick, womit wir einen Theil des deutschen Publikums überschauen, wenn wir es auf den Schauplatz bildender Kunst rufen, thut sehr Vielen weh, weil sie sich von dieser großen Masse nicht trennen wollen, und sie glauben zu ihrer Vertheidigung anführen zu können, daß man für die Tonkunst doch glücklich gestimmt sey und nicht leicht ein musikalisches Genie dem Beifall des Publikums entgehn.

Wahr ist es, der Einklang süßer Töne gefällt, wie in der ganzen Welt, auch uns. Und das ist keine große Kunst; der schlechteste, der wildeste Wilde tanzt nach Saiten- oder Dudelsackklang — die Wirkung eines schönen Bildes bleibt ihm aber noch lange fremd. Die Musik führt ein weites Feld mit sich, worin jeder seine eigene Gestalt und Wesen aufstellen, die Umrisse seines Charakters und seiner Individualität nach Belieben erweitern oder zusammenziehn, und sich daran ergötzen kann — die bildende Kunst schreibt die Gestalt und ihre Norm vor, sie zieht eine schärfere Linie, sie hat einen strengen Orden gestiftet. Bei der Musik findet man schon vieles vor, das meiste ist schon gegeben, die Hand greift halb mechanisch die Taste an; — im Zeichnen korrekter Formen hingegen ist dieselbe Hand wie gelähmt, sie erschlafft und zittert wie vom Schlag gerührt. Darum finden wir so viele musikalische Dilettanten und dagegen so wenige in der Malerei.

Unser Publikum kann wol tanzen und liebhaben, und viel Musik treiben, also Gestalten phantasiren, aber die vorgeschriebene Bahn des noch unerkannt Schönen kennt es nicht, darunter ist aber nicht der brave Handwerksmann, der Kunstfabrikant und Gewerker verstanden; damit ist jener bürgerliche Adel gemeint, der zwischen sich und den übrigen Klassen eine grausame Barriere setzt und hier eine höchst schädliche, hassenswerthe Linie zieht.

Ueber dieses Thema ein andermal. Jetzt zur Erfüllung mehrfachen Wunsches einige Worte über ein paar Bilder in der schätzbaren Sammlung des Herrn Garlichs.

Alexander Kierings und Jakob Ruisdael*) mögen verglichen werden und die Bahn durchlaufen — wem gebührt der Preis?

Wir wollen, jenem schönen Exempel folgend, das uns die heil. Schrift darbietet, erst schlechten, dann guten Wein geben — Milch, sagt der Apostel, habe ich euch zu trinken gegeben, darnach sollt ihr stärkere Speise haben, wenn der Sinn unterscheiden kann. Diesem gemäß fingen wir mit der Dreyerschen und Bölkenschen Sammlung an, und fahren mit der Garlichschen, als der besten, fort.

Wer, wird man sagen, weiß denn nicht, daß Ruisdael den Rang hat? darin ist man ja einig. — Aber! und hier ist einmal ein Aber an der rechten Stelle — Aber wer sah unsern Kierings und staunte nicht ob dem Wunder? Beschaute ich doch Mehreres von seiner Hand, ohne sonderlich gerührt zu werden, bewunderte ich doch nur den Fleiß in seinen Bildern, deren ich schöne in der Dresdner Gallerie sah — Hier aber, bei diesem Bilde, welches bisher eine der schönsten Zierden der gräfl. Walmodenschen Sammlung in Hannover ausmachte, von dieser sehr theuer erstanden und theuer wieder veräußertwurde, bin ich wahrlich in Bewunderung verloren über die Höhe, die erreichte Höhe des Künstlervermögens, die Blüthen der Naturschönheit rauben und sie heimführen zu können — wahrlich, ein

*) Wir unterbrechen zwar mit diesem schon unlängst geschriebenen Aufsatz über Hrn. Garlichs Bilder die Beschreibung der Bölkenschen Sammlung, aber nur auf einen Augenblick.

*) Die Landschaft von Ruisdael befand sich damals, als dieses geschrieben wurde, noch in Hrn. Garlichs Sammlung, jetzt freilich nicht mehr; der Hofjuwelier Herr Hausmann in Hannover besitzt sie gegenwärtig.

Schatz! größer als das goldreiche Peru ihn geben oder des Meeres Perlengrund ihn auffischen läßt.

Die Landschaft ist im heitersten Tageslicht dargestellt. Dem erweiterten Herzen werden die Worte: nunc frondent sylvae, nunc formolissimus annus lieblich zugeflüstert und es vergißt die Gegenwart; Arkadiens reizende Gefilde gaukeln ihm entgegen. Hier sehen wir des Himmels liebe Bewegung in sanfter Milde hinschwebend, hier jene sehnsuchtsvolle Ferne, der wir uns entgegenbringen und das Dort nun hier machen möchten; aber erst vertrauen wir uns diesen kühlen Schatten, dieses Dickigts fromme Geheimnisse erspähen wir erst — dann, des Waldes Orakel vernommen, geben wir uns dem Lichte wieder und eilen nun, o! hätten wir Flügel, über die Fläche.

Von dorther aber schallen uns liebliche Töne entgegen — wir zögern, und Ton und schöne Gestalten, sie kommen heran in melodischen Tänzen des Eden — und wir bleiben. Sey diese tausendjährige Eiche unsre Loge — hier übersehen wir den Tanz, verlieren uns im Einklang von Musik und Bewegung, und unser Chor ist der Wald!

Des Bildes Schöne verführt mich, ich wollte das Technische, die Handhabe beschreiben, der Abstand ist zu weit, weh thut der Fall vom Himmel zur Erde. Große Kunst und Zartgefühl waltet in den Werken dieser dem Breughelschen Styl verwandten Meister; das ihnen Anklebende der Schule stört und hemmt den über ihren Arbeiten waltenden Kennergeist. In dem Bilde Kiering's, wovon wir reden, hat diese Schule ihre höchste Höhe erreicht: es gränzt an die Natur, aber die Natur selbst ist es nicht.

Staunend und bewundernd nehmen wir Abschied von diesem Werk, von diesem Diamant der Kunst; wir hatten, heil uns, noch Worte es zu loben. — Nun kommen wir zu Ruisdael.

Abgekühlt nach dem Gewitter ist die Luft, am blauen Himmel wirbeln langsam die halbzertheilten geballten Wolken, großen Riesenschritts schreiten sie über die Gegend. — Abgewaschen vom Regen stehet die Ecke eines Eichen- und Buchenwaldes vor uns; der Weg umzieht ihn, er leitet über den schwankenden Steg und es murmelt der angeschwollne Bach an der Sanddüne dahin. — Die Schatten folgen und wandeln mit den Wolken, und die Sonne beherrscht schon das Schlachtfeld und lächelt siegesfroh, reizend und hell an einigen Stellen der Landschaft. Es freut sich der alte Held, die Eiche des Vordgrunds, die schon tausend Gewitter bestand, ihren Tribut dem Sturmwinde zollte, und so, angefeindet von tausend höhnischen Geistern, groß und herrlich blieb. O, erzählte sie uns doch, was seit der Sündfluth dort geschah — lagerten sich dort auch vielleicht unter dem einst schattigen Dach dieser Eiche zu Varus Zeiten die Germanier?

Hier lobe ich nicht mehr — hier beschreibe ein Kenner — hier ergreift ein heilig Gefühl mich, ich stehe bezaubert, ich bin selbst in diesem Bilde, es lebt, es ist nicht mehr Kunst, es ist Natur selbst — diese einsame Gegend durchwandle ich und kehre zurück mit eben den Schauern der Ahnung, als umwehten mich die Geister Ossians, die über die Stätte des Erschlagenen schwebten. Es schallt ein himmlisches Echo aus diesem Hain, an diesen Stämmen zittert Sonnenschein und Schatten durch, auf dem schmalen Steg prüfe ich den unsicheren Schritt; — es ruft mich zur ersten dem Menschen anstammenden Würde zurück, aber es ist verhallt und des Auges trunkener Blick und und die Seufzer folgen der himmlischen Erscheinung — ich lebe in diesem Bilde, es ist Natur, nicht Kunst, und nicht die Fliehende seh ich, die Göttin weilt — umarme der Geweihte sie!

Wem gebühret der Preis:

Natur oder Kunst?

---

* Zur Nachricht.

Den für die Kunst nunmehr sich so sehr interessirenden Lesern des Bürgerfreundes und den Kunstliebhabern überhaupt wird hierdurch nur vorläufig zur Anzeige gebracht: daß in der Dreyerschen Samml. (und wie es allerdings auch bei der Bölkensch. der Fall ist) sich gleichfalls Kopien und einige höchst mittelmäßige Bilder befinden, welches vollkommen zu beweisen und jedem Zweifelnden erforderlichen Falls umständlich und nachdrücklich darzuthun ein Leichtes seyn wird. Hrn. Boelken ist es niemals eingefallen, dies dem Publikum zur Anzeige zu bringen; daß es aber jetzt geschieht, wird, um einen übrigens höchst übereilten Angriff abzuschlagen, jeder gerecht und nothwendig finden, und niemand wird wohl je im Ernst geglaubt haben, daß man durch erdichtete Lobeserhebungen über die Boelkensche Sammlung das Publikum wissentlich habe be-

lügen wollen, vielmehr wird eine hoffentlich fortgesetzte Ausstellung der Boelkenschen Gemälde an verschiedenen öffentlichen Orten, die höchst gewagte und andichtende Behauptung des Hrn. Dreyer dem größten Theil nach, ja sogar vollständig selbst Lügen strafen.

Aehrenlese aus Pater Abrahams von Sancta Klara Schriften.

Das härteste Handwerk ist, wenn Braut und Bräutigam einander die Hände geben. Dieses Handgeben ist ein zartes Handwerk; aber solches kann man gar leicht und gering machen, wenn man folgender Lehr nachkommt, welche in lauter Haussteuer bestehet, die ich den angehenden Eheleuten gern spendire.

Erstlich verehre ich sechs Krüg zu einer Haussteuer. Zu Cana in Galiläa haben sich sechs Krüg auf der Hochzeit befunden. Sechs macht zweimal drei, also deutet dies auf doppelte Liebe. — Die Eheleut sollen seyn wie das Wintergrün; das hat Blätter wie ein Herz, es umhalset den Baum, den es einmal umfängt, nicht nur allein zur Zeit, da er schöne rothe Aepfel trägt, sondern auch im Winter, da alle Aest vom Schnee häufig bedeckt und weiß sind.

Zum andern schenk ich ihnen zur Haussteuer ein gutes Hauptkissen, gar eine nothwendige Sach, die das harte Handwerk ganz leicht und gering macht. Einigkeit ist das beste Kissen der Eheleut, und wenn die Eheleut einig sind, so ist denn der Ehestand schier ein Himmelreich auf Erden.

Zur dritten Haussteuer geb ich ein Tischtuch, das ist gar wohl in einer Wirthschaft zu brauchen. Denkt dabei an das Tischtuch, das der heilige Petrus vom Himmel herab kommen sah, und an das, war darin war. Auch in dem Ehestand giebt es allerlei giftige Brocken zu verschlucken; bald brockt Er ein, bald brockt Sie ein, bald giebt es gar ein Gestoßenes. Für solche Wunden aber gehört kein anderes Pflaster, als die liebe Patientia.

Zum vierten schenk' ich ihnen zur Haussteuer ein Paar Kühe, auch eine nutzbare Sach in einer Wirthschaft. Nachdem die Philister unter anderer Beut auch die Arche des Bundes von den Israeliten überkommen und in ihr Land geführt, sie aber dafür gezüchtigt worden, sannen sie darauf, die Arche wieder aus dem Lande zu bringen. Sie spannten zwei Kühe ein, ließen selbige ohne Anleitung gehen, und die gingen gerade fort, wichen weder auf die rechte noch auf die linke Seite. Also müssen die Eheleute beschaffen seyn, wenn sie ihren schweren Karren leicht ziehen wollen; gerade müssen sie fortgehen und wandeln, es muß bei Leib keins von ihnen auf die Seite gehen.

Letzlich schenk ich der Braut ganz allein zu einer Haussteuer einen Haushahn. Warum dies? Etwa soll sie ihren Herrn zu einem Hahnrei machen? Behüt es Gott, das wäre eine ungereimte Auslegung! Nein, einen Hahn und zwar einen eisernen Wetterhahn, den man gewöhnlich zu höchst auf ein Haus stellt. Dieser wendet sich die ganze Zeit nach dem Wind; und also soll ein Eheweib beschaffen seyn, je und allemal sich nur wenden nach dem Willen ihres Mannes.

* Der Ober Berg- Bau- und Weg-Inspector Substitut Sperling, an seinen Vetter und Freund, dem ersten Regierungs Präsidenten, auch Ober-Finanz-Rath in der Residenz.

Krähwinkel, den 28. Juli. 1819.

Die Herren in der Residenz, sagte heute der Bürgermeister Staar, machen uns das Regierungsgeschäft blut sauer. Das kommt, weil sie da sehen, wo sie nichts sehen sollten, und nicht sehen wollen, wo doch was zu sehen giebt. Sie sollten wissen, daß die Glocke schon lange zur Versammlung der Landstände geläutet habe; wollten sie dieses wissen, so würden sie erfahren was dem ganzen Lande, was unserer Stadt, Noth thut.

Nun werden sie aber von bösen Menschen hinter's Licht geführt, welche ihren Eigennutz zu befriedigen streben. Das findet denn bei Einem und Anderen Gehör, und so kömmt's, daß Klage über den in den Regierungs Collegien vorherrschend seyn sollenden Plusmacher-Geist beim Volke entstehet. — Geht es nicht jetzt so mit unserer lieben Stadt? da haben nun die Herren gesehen und erfahren, daß der liebe Gott unsern sandigen Boden, den die Bürger mit Fleiß und Emsigkeit bebauen, dieses Jahr mit seinem Segen überschüttet hat; gleich wird Anstalt gemacht, der Bürger Fleiß zum zehnten Theil zu seinem Eigenthum zu machen, obgleich seit 40 Jahren kein Zehntwagen auf unserm Felde ist beladen worden! Man will nehmen wo man nicht gesäet hat. Man muß es in der Residenz wissen, daß unsere Stadt dem Lande keinen Dreier Schulden, sondern nur reine Einkünfte ge-

bracht hat, denn dies hat mir Serenissimus selbst wiederholend gesagt; auch hat Serenissimus unsere Stadt und Bürgerschaft lieb! Darum können wir, der löbliche Magistrat, nicht einsehen, warum wir den Gottessegen so theuer bezahlen sollen? hat der Fürst doch sonst nur für diese, unsern Feldbau so sehr belästigende Zehnt Abgabe 400 Thl., auch wohl etwas mehr, erhalten, warum denn nun auf sechs Jahren das doppelte? — Wir leiden ja ohnehin genug in unserm Gewerbe durch das fürstl. Gränz-Zoll Gesetz. — Obgleich Magistratus 800 Thl. in Golde geboten, welche Summe nur die Kammer in feinem Silbergelde haben wollte; so haben doch die Rummelsburger hinterlistigerweise es zu machen gewußt, daß sie den Zehnten zu 900 Thl. erhalten haben, die ihn nun in Natura abholen wollen.

Die Bürgermeisterin meinte: an allem Unglück sey der vermaledeite Pfeffer- und Salzkrämer, Joseph vor der Brücke, Schuld, der hätte die Stadt an die Rummelsburger verkauft. Nein, sagte Sabine, verrathen hat er sie, ärger als Judas gethan haben wurde, das, sagt die Floß- und Fischmeisterin, habe der Herr Pastor ihm selbst gesagt auch wäre er durch diese That schlimmer wie die Heiden, die von Gott nichts wissen.

Der Bürgermeister meinte: sie könnten beide Recht haben, gebot ihnen aber Stillschweigen, indem er seinen Ornat verlangte, um, wenn es erforderlich, am heutigen Markttage, selbst allenthalben in eigener Person seyn zu können, damit Ordnung und Ruhe erhalten würde; denn der Ort wurde bereits von den vielen Fremden volkreicher. —

Während des Markttages war es den fremden Bauersleuten bekannt worden: daß der Pfefferkrämer die Rummelsburger Juden — so nannte man sie — darauf abgekriegt hatte, den Zehnten der Stadt Krähwinkel zu pachten, und nun solchen in Natura ziehen wollten. Nun durfte keiner mehr von dem Pfefferkrämer kaufen, der wurde nun so gut wie die Rummelsburger insultirt. Der Abend kam, und mit demselben fing nun auch das Getränk in den Köpfen der Fremden zu spucken an; die ganze Stadt war in Bewegung, und der Pfefferkrämer Joseph sowohl, als die Rummelsburger, bekamen tausend Aengsten, ersterer seines Hauses und letztere ihrer Knochen wegen. — Ein Bombardement fing auch schon auf des Pfefferkrämers Haus und Fensterladen an, und es würde nicht aufgehört haben, hätten die Rummelsburger sich nicht zur Capitulation geneigt finden lassen, und darin den Zehnten der Bürgerschaft überlassen. Die Rummelsburger haben dadurch ihre Haut gesichert! —

Gott sey Dank! sagte der Bürgermeister, daß dies so gut abgelaufen ist. Unsere gute Bürgerschaft hat sich wacker benommen, sie ist ganz ausser dem Steinbombardement geblieben, und hat sich, wie geboten, ruhig verhalten, auch die fremden Bauersleute möglichst zur Ruhe gestimmt, sonst wäre noch Mord und Todtschlag erfolgt, da der Pfefferkrämer sogar erst erklärt hat, er wolle unsere gute Stadt lieber in Feuer aufgehen sehen als seinen Vortheil aufgeben. —

Auch ich sage: Gott sey Dank! daß es so vorüber gegangen ist, denn, mein lieber Herr Regierungs Präsident auch geheimer Ober-Finanz Rath, dieser Vorfall, den ich Ihnen hiemit habe melden wollen, zeigt: daß allzuscharf auch schartig macht.

Ihr sonst freunddienstwilliger Vetter
Sp.

Anzeige.

Der kleine verbesserten Kalender der freien Hansestadt Bremen für das Schaltjahr 1820, welcher mit dem großen Bremer Wappen auf dem Titel gedruckt ist, hat so eben die Presse verlassen und ist bei allen Hrn. Buchbindern zu haben. Er enthält ausser der gewöhnlichen Kalender Berechnung:

1.) Welt- und Planeten-System.
2.) Mittlere Entfernung der Planeten von der Sonne und Größe derselben.
3.) Von den Jahreszeiten.
4.) Von den Finsternissen im Jahr 1820.
5.) Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet.
6.) Bauern-Praktik.
7.) Verzeichniß der Märkte und Messen.
8.) Zur Vermehrung der Kartoffeln.
9.) Verzeichniß sämtlicher abgehender und ankommender Posten in Bremen.
10.) Oeffnung, Sperre und Schluß der Thore.
11.) Bekanntmachnng wegen Verlängerung der Sperrzeit und der zu erlegenden Sperrgelder während der Nachtzeit.
12.) Etwas, worauf das deutsche Vaterland aufmerksam zu machen ist.
13.) Neue Erfindungen.
14.) Anekdoten.

Nro. 66.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 19. August 1819.

Das deutsche Volk.

Kennst du das Volk? aus Dessen Mitte,
Einst Herrmanns Heldenstamm entsproß;
Das nach der alten Väter Sitte,
Für Freiheit nur sein Blut vergoß.
Fest steht es da wie seine Eichen,
Wohl kann es fallen, nimmer weichen.

Kennst du das Volk? wo Herzen glühen
Für Wahrheit, Tugend und Gesang,
Wo für das Schöne Kränze blühen,
Der Barden Lied einst hehr erklang.
Wo, wie in Hütten, so auf Thronen,
Stets Brudertreu und Liebe wohnen.

Kennst du das Volk? wo holde Frauen,
In Unschuld leben und Natur,
Durch Sanftmuth einen Himmel bauen,
In ihres Hauses Mitte nur,
Als Engel wirken, sorgen, lehren,
Des Mannes Roheit bildend wehren.

Kennst du das Volk? der Treue Zeichen
Trägt es im blauen Auge dar;
Hoch ist sein Wuchs wie seine Eichen,
Und schön das goldgelockte Haar.
Wenn auch das Erdreich ringt und zittert,
Fest steht mein Volk, durch nichts erschüttert.

Kennst du das Volk? wo Fürstenmilde
Und Heldensinn den Herrscher ziert,
Der treu sein Volk durch Blutgefilde,
Durch Nacht und Tod zum Siege führt;
Der für sein Volk und seine Krone,
Gern sinkt von seinem Herrscherthrone.

Kennst du das Volk? für Ewigkeiten,
Erwarb's die gold'ne Freiheit kühn.
Stolz wird mein Volk in allen Zeiten,
Vor allen Erdenvölkern blüh'n.
Du kannst, mein Lied, es jubelnd nennen;
Das deutsche Volk, das Volk der Brennen.

---

* Vorrede aus einem noch ungedruckten Roman.

(M. s. Polit. Journ. 1804. Octob. 10. Stück I. p. 933 — 39 und dito — 1810 Sept. 9. Stück I. p. 837 — 39.

Der Sturm tobt heulend über die See, kein Sternchen leuchtet durch das Dunkel der Nacht, und einsam, im feuchten Winde liegt am

Felsen der Unglückliche! doch er sieht ruhig hinaus in's feindliche Treiben der Natur — und lächelt! Er hat Alles verloren — Alles; denn er verlor den Glauben an Gott, die Hoffnung auf Lebens-Glück, die Liebe zum Menschen, die Freude am Leben. Er lächelt im grausen Aufruhr der Elemente! o! in diesem Lächeln liegt die tiefste Verachtung des Schmerzes und der Freude; die Verachtung des ganzen All's!

„Schaut auf Jene," ruft er, „welche die „Erde ihre Mächtigsten nennt; betrachtet die Insekten, die schwarmweise die Blumen umflattern, „den Stachel gegen den Schwächern gebrauchen, „das bischen Honig in sich nur saugen. Was „ist Talent, was Verstand, in den Augen jener „Götter? — Ein Laut; ein Wort, das man in „Wörterbüchern zum Ueberflusse findet; sonst nur „dem geistigen Auge für ermeßbar gehalten, — „jetzt auf der Wage des niedern Lebens pfundweise zu erkaufen!

„Genial, heißt Du, mein Freund! „Denn Tausende stehn dir zum üppigen Gastmal zu Gebot — gerechte Ansprüche darfst Du „auf Ehre und Glanz machen! Du, mein Guter! Der Du Dich müh'st, des Lebens Fesseln „abzuwerfen, und hinaufstrebst auf Schwingen „des Geistes, der Phantasie, zur Nähe der Gottheit; — Du sinkst! — denn Du hast den lieblichen Zauber des Goldes — jenes Abstrahls „des allmächtigen Lichtes, nicht zu bieten; keine „Liebe, kein Glück lächelt Dir; keine Hoffnung „sproßt und grünt fort auf dem magern Felde „des Verstandes. Wie Sumpflichter hüpfen „Deine genialen Gedanken ins prosaische Leben „hinein; Ein Blick — Ein Strahl jener Alles „belebenden Sonne — und sie sind weggehaucht!

„Du, mein herziger Geliebter! steige getrost „hinan die Stufen des Ruhms, der irdischen „Unsterblichkeit; denn Alles hast Du Dir aus „den Wogen des stürmenden Lebens Meeres errettet. Du Günstling des Schicksals! Verstand „gab es Dir nicht — aber Dein Stammbaum „blieb Dir. Sechzehn Ahnen sind die weiten, „festen Sprossen zum erwünschten Ziele. Dahin „rollst Du im vierspännigen Wagen; — doch Dein „Herz — Deinen Verstand — eine Fliege könnte „sie vielleicht ziehn! —

„Ihr, die ihr unter der Aegide der positiven Wissenschaft, dem Genialen, dem „Göttlichen im Menschen Hohn sprecht, es zu „unterdrücken strebt; euch ist freilich jene Zauberspähre nicht erschlossen, in der das Feuer der „Begeisterung mit allgewaltiger Flamme das Gemüth ergreift und entzündet. Oede ist euch die Natur; kein göttliches Prinzip durchdrang eure kalten Seelen. Bedauern nur kann ich euch weihen — im Glücke selbst nicht beneiden; — denn „im Unglücke findet ihr weder in noch außer euch „ein Herz, das, zum Abstrahl des Göttlichen „verdend, euch hinauf zieht in jene lichteren „Räume! Du aber, mein Theuerster! Du erhieltest vom Schicksal einen vollwichtigen Wechsel auf Macht und Glanz! Sorglos und ruhig „schaue ins dunkle Leben hinein; — denn, Glücklicher! Dir versagte es jenes mächtige Hinderniß — Ehrgefühl vom Schwachen genannt; „eine Tonne Goldes ward Dir dafür. Stolz „blicke auf alle Jene herab, die im blinden Wahn, daß nur Geist und Herz den Menschen adle, „nicht den kriechenden Schnecken ähnlich werden „wollten. Gerecht ist das unerbittliche Schicksal! Du schwelgst heute im glänzenden Feste, „das Deinem Dünkel die Krone reicht. Wie „schimmern nicht alle Sterne, die Dich umschweben! Gelang es Dir, die Milchstraße herabzuzaubern aus jenen Höhen, die kein Sterblicher „noch ermaß? Doch ach! Du fühlst Dich allein

„unglücklich im wogend prunkenden Kreise; Dir „fehlt das höchste Deines Strebens — noch „strahlt kein Orden auf Deinem Rocke! doch „heute kamst Du zum Ziele: Dein Gastmal, es „ist der mächtige Hebel. Hunderte zwar könn„ten von dem Golde glücklich werden, das dieses „Fest Dir kostet; — doch wie wenig ist das Glück „von Hunderten der Gottheit ähnliche Wesen, „gegen einen solchen Stern? die Thränen der „Freude, welche sie weinen würden, sie glänzten „nicht so schön als die Perlen, die Jene umzieren; „der Blick des dankenden Auges könnte er wohl „Jenen aufwiegen, der aus der Mitte des Kreuzes „im Email Dich anlächelt? Ha! das Schicksal „ist gerecht; denn hinabgeworfen zur niedersten „Stufe fluchen sie ihrem Verstande; hinausge„schleudert auf den stürmenden Wellen des Grams, „des Kummers, der Armuth ins Leben, verlas„sen von Allen — Beneiden — meinst Du „Schwacher — nein verachten sie Dich — und „sterben!“

Ausgetobt hatte der Sturm! Freundlich lächelnd stieg wie auf Feuerliljen die sanfte Morgenröthe herauf? Ein Strahl der Sonne, des göttlichen Lichtes, folgte ihr, und durchbrach die noch schwebend sie verhüllenden Nebelwolken! — Siehe! da glänzten Tausende von Diamanten blitzend auf den bewegten Blüthen, und sanken nieder als strahlende Perlen ins dunkle Grün der Blätter. Laue, liebliche Lüfte trugen schmeichelnd Wohlgerüche von den duftenden Blumen zum Gestade des Sees. Dort erblühte zart und hold eine Rose in herrlicher Schöne! — Neben ihr lag, ausgespült von den Wellen bleich wie die Lilje, vom Tode berührt der Unglückliche. Tropfen des Thaues fielen aus dem Kelche der Rose auf seine gebrochenen Augen, und waren zu schauen wie die Thränen, welche der Verlassene seiner Liebe im Sterben weint! —

Eremitta.

---

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

27 und 28. Winter und Sommer. Von Gottfried Kneller. Zwei kleine Bildchen, Figuren auf halben Leib: die Eine wärmt die Hände an einem Kohlenfeuer, das Gesicht drückt Fieberfrost und Schlottern der Glieder aus; die Andere hält eine Blume in der Hand und scheint uns sagen zu wollen:

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut! ꝛc.

Bekanntlich war Kneller ein Lübecker von Geburt; und er verdient also um so mehr unsere Aufmerksamkeit. Wir kommen bald wieder auf ihn zurück.

29. „Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen.“ Eine musicirende und singende Gesellschaft von Kindern und Alten. Jenes Sprichwort steht in holländischer Sprache als Ueberschrift in einem Schilde. Man hat einen Unterschied zwischen Allegorie und Symbolik gemacht, der allerdings sehr wesentlich ist; als eine dritte Klasse des Sinnbildlichen läßt sich das Sprüchwörtliche und die Parabel ansehn; sonst dürfte freilich dieses Bild an der gegenwärtigen Stelle so wenig als das folgende angeführt stehn.

30. Ein Memento mori. Todtenbein und Knochenwerk ist zum warnenden Zeichen aufgestellt; im Gegensatz zum vorigen ein ernstes und klösterliches Bild.

Historische Gemälde.

1. Kleopatra, die Natter an den Busen setzend. Entweder von Luca Giordano oder von Caravaggio, wenigstens. Offenbar von einem italiän. Meister. Vielleicht das vorzüglichste Bild in der ganzen Sammlung. Die Königinn der Völker und die Königinn der Schönen sehen wir

*

hier im tiefsten leidenden Zustande, gesunken vom Thron des Glanzes und des Glückes. Aber die Natter war der Königinn würdig, sagt Göthe. Reue und Verzweiflung mischen sich in die Züge der Würde und Hoheit. Die Fürstinn ist entschlossen zu sterben; sie hält den giftigen Wurm in ihrer Linken, mit der Rechten faßt sie unter die Brust, um sich die tödliche Wunde zu versetzen. Das Purpurgewand hängt nachlässig herab, allen Schmuck hat sie abgelegt. Nur bis unter die Knie reicht die Abbildung. Der tiefste Seelenschmerz ist in dem Gesichte ausgedruckt; die Stellung gewaltsam, doch dabei edel, sie erinnert unwillkührlich an Laokoon, so wie auf der andern Seite an die Märtirer der christlichen Religion, in Deren Zügen mit dem Schmerz die Entschlossenheit kämpft. — Das Bild ist so wenig ausgeführt, daß es beinahe Skizze genannt werden kann; man kann sich also leicht denken, daß Alles auf Effekt berechnet ist.*) Die Figur ist in Lebensgröße. Italiänischer Geist blickt aus jedem Zuge!

2. Die Königinn Tomiris läßt das Haupt des Cyrus in Blut tauchen, mit den Worten: „nun stille deinen Durst, du Blutdürstiger!“ — Aus Rubens Schule. Bild mit 16 Figuren, mittler Größe. Tomiris, die Königinn der Scythen, in einer Halle ihres Pallastes unter einem rothen Baldachin, in Diadem und Juwelen, die Schleppe ihres Kleides von 2 Pagen getragen, 4 andere Begleiter neben ihr. Gegenüber zur Linken 8 Krieger, bewaffnet und mit einer Fahne versehen, sollen Zeugen seyn, wie der Sclave das Haupt in das Gefäß taucht, dem ein Fleischerhund gierig entgegenbellt, um vielleicht den ausgestoßenen Fluch: „du Bluthund!“ desto augenscheinlicher dem Beschauer zu Gemüth zu führen und vor die Einbildungskraft zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es stammt aus der berühmten vormaligen Sammlung der Herren von der Weihe zur Drakenburg, einem Schlosse, von welchem wir in der brem. Geschichte so häufig lesen.

* Dem Verdienste seine Kronen —!

Schiller.

Die in Nr. 62 des Bfds. eingerückte Erklärung des Unterzeichneten, hat Hrn. Bölken veranlaßt, zur Widerlegung derselben, ein Bild, welches seiner Meinung nach von v. d. Werff seyn soll, auf dem Rathhause auszustellen.

Dieser Repräsentant der ganzen Sammlung des Hrn. Bölken, trägt gar deutlich seinen mit rother Farbe und mit derber Faust gemalten Namen an sich.

Wer wird an dessen Aechtheit zweifeln! Mögen ihm auch sonst alle Eigenschaften, des wegen seiner Lieblichkeit seines Farbenschmelzes und unendlich zarten Ausführung, so sehr bewunderten Meisters, fehlen!

Zwar ist der Herr Beschreiber desselben Bild des in Nr. 59 des Bfds. dermalen selbst schwankend gewesen, er sagt: „wahrscheinlich v. d. Werff“ und „doch hat das Bild auch etwas von der Manier von G. Schalken“ aber der Handfeste rothe Name steht unläugbar da. Loth hält einen vollen Becher und trägt überdieß einen schönen rothen Mantel, was läßt sich dagegen einwenden!

Dennoch aber und ungeachtet aller dieser herrlichen Eigenschaften, sieht sich der Unterzeichnete genöthigt zu gestehen, daß er den Namen unmöglich mit dem Bilde in Einklang zu bringen weiß, und sich auch in Hinsicht dieses Bildes auf seine Erklärung in Nr. 62 d. Bfds. beziehen muß.

Hätte es Hr. B. doch gefallen mögen, neben diesen Loth auch seine anderen beiden, in Nr. 62 des Bfds. beschriebenen vermeintlichen v. d. Werffs zur Vergleichung dem Publikum zum Besten zu geben!

Das Eine soll eine Flora *) vorstellen, das Andere die Blumenmalerin Ruysch, mit „gegen Affen ins Geschirr gehenden Bologneserhündchen, Göttinnen und Genien, Triumphbogen und Statuen, Mandarinen und Mohrensklaven, Attributen der schönen Künste und Schildereseln."

Wir hätten daraus lernen können, daß „der Mensch die Natur nachäfft, wie der Affe den Menschen; daß Rachel Ruysch eine Jüdin ihres Namens wegen kann gewesen seyn und doch kein jüdisches Gesicht hatte; daß dem jungen Mädchen die Haartracht a la Ninon gut kleidet und nur zu bedauern ist, daß eine französische und altdeutsche Benennung, sich auf den Köpfen der Frauenzimmer zusammen findet; daß ein gescheitelter Lockenwurf und Mehrere solcher Umstände zur Vermuthung führen, das Bild könne auch wohl von E. v. d. Neer seyn und Dessen zweite Gemahlin vorstellen sollen, daß E. v. d. Neer eben so gut malte als v. d. Werff ꝛc. ꝛc."

Eine Vergleichung dieser 3 Bilder wäre wahrlich höchst interessant gewesen; und wenn es sich hätte erweisen lassen, daß Alle von Einer Hand gemalt seyn könnten: so würde die Vergleichung zu dem bisher unbekannten Resultat geführt haben, daß ein großer Künstler die Fähigkeiten besessen hat, sich die Manier und Hand jedes untergeordneten Pinselers anzueignen.

*) Diese Flora ist erst kürzlich in des Hrn. B. Besitz gekommen, und die Beschreibung Derselben wurde gleichzeitig mit der Erklärung des Unterz. in den Bfd. aufgenommen; auf dieses Bild kann sich also sein Urtheil nicht beziehen. Das Bild ist zwar sehr beschädigt und stark retouchirt, giebt aber, wenn es auch nicht von v. d. W. ist, doch einen Begriff von Dessen Manier und Schule.

Schwerlich aber hätte Dieses zu erweisen seyn mögen; und hätten sich auch einige Augen gefunden, welche wie Die des Hrn. B. und Die des Hrn. Beschreibers seiner Gemälde organisirt sind, hätten diese über Gemälde entscheiden können?

Wer soll überhaupt über Malereien entscheiden?

Kann es das Publikum?

Kann dem Publikum zugemuthet werden, über Werth und Aechtheit von Bildern, ein competentes Urtheil zu fällen?*) Fehlt die dazu nöthige Kenntniß doch selbst manchem Künstler.

Die Streitfrage gehört also vor ein anderes Forum; und da der Unterz. auf eine eben nicht löbliche Weise von einem Ungenannten in der letzten Nr. des Bfds. angegriffen ist: so fordert er Hr. B, dem es gewiß selbst daran liegt, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, auf, sie vor ein competentes zu bringen.

Dieses möchte aber hier nicht zu finden seyn, oder vielmehr partheiisch erscheinen können. Hrn. B. möge es daher belieben, die in dem Bfd. beschriebenen von v. d. Werff, Rubens, Dietrich, Frank, Seghers, Eckhout, Ferd. Boll, Lairesse, Rembrandt, Poelemburg, Titian, Guido Reni, Aug. oder Ludw. Caracci und L. Giordano seyn sollenden Bilder, nach einem Orte, wo die Kunst zu Hause ist, etwa Dresden, oder München, zu senden, und sie dort der Beurtheilung von Kennern zu unterwerfen.

*) Der Hr. Beschreiber von Gemälden im Bfd. fordert das Publikum zwar wiederholt auf zu sehen und zu urtheilen; in der letzten Nr. dieses Blattes scheint er aber Dieses zurückzunehmen, indem er es mit einem ungebornen Kinde vergleicht. Ein ungebornes Kunstkind kann nicht sehen oder urtheilen. Oder ist es durch den ihm beigebrachten Mehlbrei und durch die in der letzten Nr. d. Bfds. gegebene Kraftsuppe plötzlich geboren und zu Verstande gekommen?

Würde das von dem Unterz. ausgesprochene Urtheil von dortigen Kennern nicht bestätigt, so verpflichtet er sich nicht allein zur Bezahlung sämmtlicher Kosten, sondern ist auch erbötig, in diesem Blatte seine Ignoranz zu gestehen, und zu irgend einem wohlthätigen Zwecke eine Buße von 100 — 200 Ld'or zu erlegen.

Gegenseitig wird Herr B. oder der seiner Sache so gewisse Gemälde Beschreiber nicht anstehen, sich denselben Bedingungen zu unterwerfen, nehmlich der Alternative: daß er öffentlich gestehe, er habe entweder keine Kenntniß von Gemälden, oder er habe absichtlich das Publikum täuschen wollen.

Einige unpartheiische von beiden Theilen zu wählende Männer, von Denen die Bedingungen näher und in gehöriger Form bestimmt werden könnten, würden sich leicht finden.

F. A. Dreyer.

Archaismen.

(Fortsetzung.)

Der Glaube in Tibet.

Ich habe gelesen, die Geistlichen in Tibet glauben, es werden nach diesem Leben die Handwerker zu Sachen; der Bäcker werde gebacken, der Fleischer geschlachtet, der Schuster werde ein Schuh u. s. w. Ist dieser Glaube bei Sinnen, so weiß auch unser handwerksmäßiges Zeitalter, was aus ihnen einst werde; die Menschen werden künftig seyn Romane, Dampfböte, Turnblöcke, Violinen, politische Blätter, Verfassungen u. s. w.

Scipio.

Scipio wurde angeklagt, er habe über die gemachte Beute keine Rechnung abgelegt. Er kommt vor Gericht mit einer Menge Volk, und, statt sich zu vertheidigen, redet er von seinen Siegen, ruft das Volk auf und sagt: Heute ist der Tag, an welchem ich den Hannibal schlug, kommt aufs Kapitol, den Göttern dafür zu danken. Die Richter bleiben verlassen zurück. Am folgenden Tage soll er die Rechnungsbücher vorlegen; er kommt, und — zerreißt diese Bücher vor den Augen der Richter.

Man lobt dieß an ihm, als einen zweiten, noch herrlichern Sieg, zu dem ersten Siege über Hannibal. Ich meine aber, er habe durch dieß Benehmen über seine Siege eine große Schande gebracht. Daß er da, wo er unter das Gesetz gerufen ist und Rechenschaft ablegen soll, von seinen Siegen spricht, ist eine Eitelkeit, welche sich selbst beschämt, weil sie einem Sieger gar schlecht steht; da er dadurch merkbar macht, daß er es gar wohl fühle, wie ungewöhnlich ihm das Siegen sey. Und, daß er von seinen Siegen als von einer Wohlthat spricht, da es doch seine Schuldigkeit war, zu kämpfen, ist eine Frechheit, welche zu einem verdrießlichen Anstoße wird bei Allen, welche Sinn für Pflichten haben. Daß er aber seine Richter lächerlich macht, die Bücher zerreißt, sich dem Gesetze entzieht, theils pfiffig, unter dem Beistande des Volks, theils trotzig, auf seine Macht, und so selbst über seinen Staat einen Triumph hält, ist eine Gewaltdrohung, welche hätte müssen mit dem Tode an ihn bestraft werden.

Eine neue Erfindung.

Bisweilen gehen die Pantalons zu weit herauf, und der zu enge Gurt schadet dem Magen. Auch können die Hosenheber den Schultern nachtheilig seyn und junge Leute hindern, gerade zu stehen.

Ein Schneider hat jetzt zu Paris zwei nützliche Dinge ersonnen, welche diesen Unannehmlichkeiten abhelfen.

Das Erste besteht darin, daß man den Gurt der Pantalons und der Hosen vorne, hinten und an den Seiten ausschneidet und die Knöpfe der Hosenheber auf Arten von Klappen und Patten macht, die alsdann so hoch heraufgehen, als man will, ohne daß man die geringste Gefahr läuft.

Das Zweite ist noch einfacher; es besteht in einer sehr kleinen Weste von starker Leinewand in Gestalt eines Kinderkorsets, auf welchem man Knöpfe festnähet, um die Pantalons oder Beinkleider zu tragen. Man kann diese Corsets überziehen, welche einen Shawl bilden; nichts lastet auf diese Art auf den Schultern. Diese Erfindung verdient durch die Aerzte begünstigt zu werden.

Die Zeitung für die elegante Welt enthält folgendes Schreiben aus Bremen vom 4. Juli.

Angelika Catalani feierte auch hier ihren Triumph. In der That scheint die Tonkunst in unserer Zeit ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben. Auf diesem Gipfel thront Angelica gleich einer Königin, der die Völker huldigen,

Sie gab zweimal in der Kirche ein geistliches Koncert. Ihre Stimme ist so voll, so riesenhaft, daß sie den großen Dom, wo sie zuerst sang, vollkommen ausfüllte, ja, daß sie sich hier weit besser ausnahm, als im Schauspielhause, wo sie ebenfalls auftrat. Es war ein Genuß seltener Art, diese heroische Sängerin einer Kirche zu hören; denn, so viel man vernimmt, hat sie ihre Koncerte noch nie an solchen heiligen Orten gegeben. Nur fragt sich, wird der Tempel, der dem Dienste des Allerhöchsten bestimmt ist, nicht entweiht, wenn er der bloß unterhaltenden Kunst dient, gesetzt auch, daß Diese einen ernsten und religiösen Charakter annimmt? Darf die Musik Hauptsache in der Kirche seyn? Darf die Kirche zum Konzertsaale umgeschaffen werden? Und darf man aus irgend einem andern Grunde in Gottes Tempel treten, als um andächtig zu seyn? Der Gesang dieser Ersten aller Künstlerinnen ist großartig und herrlich, aber er ist nicht einfach genug, um zur Andacht zu stimmen. Künstlichkeit hängt sich an jeden Ausdruck, und wie schön ihr Auge zum Himmel blickt, wie seelenvoll ihre Mienen sind, wie würdig ihr Anstand, dennoch ist der Effekt — Theatereffekt. Dazu sang sie God save the King im Dome — kein geistliches Lied, sondern das politische Lied einer fremden Nation. Auch betrug sich die Versammlung im dritten Konzerte, das sie in der St. Ansgari-Kirche gab, nicht ganz, wie es in der Kirche sich ziemt. Eine Unterhaltung, mit Lachen untermischt, wie man sie in andern Konzerten gern hat, paßt doch nicht an der heiligen Stätte. Als der Erbprinz und die Erbprinzessin von Oldenburg eintraten, und bald darauf, als Signora selbst erschien, stiegen viele Herren und Damen auf die Bänke, um die Kommenden besser zu sehen. Meiner Meinung nach paßt das Heilige eher auf die Bühne, als das bloß Künstliche in die Kirche.

Als Angelica das Theater betrat, flogen viele Blumensträuße zu ihren Füßen, und ein Genius überreichte ihr zwei italienische und ein deutsches Gedicht, die durch den Abdruck vervielfältigt, wie Schneeflocken von den Gallerien ins Parterre flatterten.

Alle Urtheile sind lobend, und die Laien loben fast noch stürmischer als die Musiker. An Glanz, Fülle und Gewalt der mittleren und tiefen Töne ist sie unübertrefflich. Diese erschallten wie eine Orgel, und manchmal so verschiedenartig, als wurden andere Register angezogen. Die Vox humana ist aber nicht immer so vorherrschend, als eine schmetternde Nachtigallenstimme, sie trillert meist, als ob sie schlüge, wie denn auch ihre Kehle gleich einer Vogelkehle gebaut seyn soll, so daß sie zugleich eine naturhistorische Merkwürdigkeit ist. Ueberhaupt ist ihre Stimme ein höchst vortreffliches Instrument, das sie mit der größten Gewandheit spielt. Mir instrumentalisirte sie nur zu sehr. Recht oft erklangen herzliche, weiche und schmelzende Töne; aber sie wurden sehr schnell durch Instrumental-Verzierungen wieder verdrängt, die die höchste Bewunderung erregen, aber das Herz kalt lassen. Eine Bartilli sang einst im Odeon zu Paris inniger, einfacher und gefühlvoller, ihr Ton war mehr Engelton. Angelika erinnert mehr an eine Göttin des Olymps, als an eine christliche Nonne. Kann man sagen: ihr Singen ist plastisch schön? Es erschien mir in seiner Art als Muster der Vollkommenheit, erinnerte mich mehr an eine Antike, an Apollo von Belvedere, oder die Venus von Medicis, als an eine Raphaelische Cäcilie.

Dadurch, daß sie ihr drittes Konzert zum Besten milder Stiftungen gab, und diesen dadurch fast 3000 Thaler zuwendete, erwarb sie sich denn doch auch einen christlichen Heiligenschein, und hinterließ in Aller Gemüther nicht nur den tiefsten Eindruck der Bewunderung, sondern auch der Achtung und Zuneigung. *)

* Meinem Wilhelm.

Ausgeblühet hast Du, holde Blume!
In dem Lande der Vergänglichkeit.
Bist verpflanzt in Gottes Heiligthume
Und zum frommen Engel eingeweiht.

Nicht des Vaters unzählbare Thränen,
Nicht das tief verletzte Mutterherz,
Nicht der lieben Deinen heißes Sehnen
Und ihr namenloser banger Schmerz.

Alles Flehn zum Vater unsers Lebens,
Selbst des Arztes Mühen, rettet Dich!
Unsre Hände rangen sich vergebens,
Und Gott hörte die Gebete nicht. —

„Laß den bittern Kelch vorübergehen,
„Gott im Himmel! gieb ihn uns zurück;
„Laß uns froh mit ihm durch's Leben gehen,
„Und vermehre seiner Tage Glück!"

Ach, so flehten, Vater, Mutter, Schwester,
Freunde, Alle war'n so inniglich,
Doch der grause Tod umwand Dich fester —
Bis der süße Frühling sanft verblich.

Jetzt flehst liebend Du an Gottes Throne
Für die hiergebliebnen Deinen All',
Daß er Treu und Trauer reichlich lohne —
Einst im schönen reinen Himmels-Saal! —

Dort wirst Du die Stätte uns bereiten,
Freuden die hienieden keiner mißt,
Und als Engel sanft hinüberleiten —
Wo kein Schmerz und keine Trennung ist.

Adelheid.

*) Das wohlgetroffene Porträt der Signora Catalani, von Herrn Brandes auf Stein gezeichnet und von Herrn Jöntzen abgedruckt, ist in der Buchhandlung des Herrn Wilhelm Kaiser hieselbst für 48 Gr. Gold zu haben. —

* Charade von vier Sylben.

Das Schicksal webt die ersten Beiden
Oft in des Lebens Blumenband;
„Du Freundin wirst sie sorgsam meiden,
„Pflückst du den Kranz mit sanfter Hand."

Die letzten beiden Sylben schmücken
Nur selten den, der sie verdient;
Sie lasten schwer, wie Erz, und drücken,
Und bleiben welk, wenn alles grünt.

Er hat das Ganze einst getragen,
Der Größte, den die Welt gebar
Der, als wir tief im Finstern lagen
Durch seinen Tod uns Retter war.

A. Daeves.

Anzeige.

Der kleine verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen für das Schaltjahr 1820, welcher mit dem großen Bremer Wappen auf dem Titel gedruckt ist, hat so eben die Presse verlassen und ist bei allen Hrn. Buchbindern zu haben. Er enthält ausser der gewöhnlichen Kalender Berechnung:

1.) Welt- und Planeten-System.
2.) Mittlere Entfernung der Planeten von der Sonne und Größe derselben.
3.) Von den Jahreszeiten.
4.) Von den Finsternissen im Jahr 1820.
5.) Fahrnißzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet.
6.) Bauern-Praktik.
7.) Verzeichniß der Märkte und Messen.
8.) Zur Vermehrung der Kartoffeln.
9.) Verzeichniß sämtlicher abgehender und ankommender Posten in Bremen.
10.) Oeffnung, Sperre und Schluß der Thore.
11.) Bekanntmachnng wegen Verlängerung der Sperrzeit und der zu erlegenden Sperrgelder während der Nachtzeit.
12.) Etwas, worauf das deutsche Vaterland aufmerksam zu machen ist.
13.) Neue Erfindungen.
14.) Anekdoten.

Nro. 67.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 22. August 1819.

An die Hoffnung.

Ich kann dir nimmermehr entsagen
Wie dunkel auch die Aussicht sey!
Fest hänge ich an deinem Herzen
Und bleibe dir bei Leid und Schmerzen,
O süße Hoffnung, ewig treu!

Als ich zuerst die Erde grüßte,
Die wie ein jugendlicher Tag,
Gehüllt in weiche Nebelschleier,
Bedeutungvoll in ernster Feier
Vor der erwachten Seele lag;

Da zogst du schon, ein lichter Engel,
Mit sanftem Gruße mir voran,
Von deinem Glanz bestrahlet, blühten
Die fernen Tage auf und glühten
Wie Sterne um die Lebensbahn.

Und wo du hingingst, zog mit Freuden
Des frohen Kindes Blick dir nach,
Mit frommen Glauben dir vertrauend,
Dem fernen Glück entgegenschauend,
Das mir dein süßer Mund versprach.

Ob Dunkel auch die Aussicht hüllte
Ich glaubt' an dich und zagte nicht,
Wie sich das Licht durch Wolken ringet
Nach langer dunkler Nacht, so dringet
Durch Erdengram dein Himmelslicht.

Wo du erscheinst, da schweigt die Klage,
Und freundlich nimmt das Herz dich auf,
Der Dulder lächelt durch die Thränen
Und blickt mit innig heißem Sehnen
Zur süßen Trösterin hinauf. —

Und kann's die Erde auch nicht geben
Was du versprach'st — ich traue dir;
Gen Himmel leuchten deine Strahlen,
Dort wirst du deine Schulden zahlen,
Und diese Weisung g'nüget mir.

Die Ahnung, die den Geist gehoben,
Muß einst zur Wirklichkeit gedeih'n,
Die Blüthen müssen sich entfalten,
Die du uns schmeichelnd vorgehalten,
Und sich zu schönen Kränzen reih'n.

Kind Gottes! zieh' mit uns hinüber,
Wenn wir umsonst umher geirrt!
Leucht' uns empor durch jene Ferne,
Empor zu deinem lichten Sterne,
Wo jede Hoffnung Wahrheit wird!

Schiffbruch des Schiffes Fortuna an der englischen Küste.

Das Schiff Fortuna, geführt von dem noch sehr jungen Capitän E., der seine erste Reise als solcher machte, verließ gegen das Ende des Monats Juni d. J. den Hafen von Hamburg, um Passagiere und Ladung nach der Havannah zu bringen. Nachdem es vier Tage in See gewesen war, bemerkte der Steuermann in der Nacht, daß das Schiff nicht richtig gehe (man war im Canal), und mit den Worten: „Herr Capitän, es ist nicht gut mit uns, ich fürchte, daß wir uns der Küste allzu sehr genähert haben," tritt er in die Cajüte desselben. Dieser eilt auf's Verdeck; da er aber in einiger Entfernung in der See einen hellen Feuerschein bemerkt, sagt er: „Ei was sprichst Du! da ist ja der Leuchtthurm! wir sind richtig!" In der That waren es aber Fischer an der englischen Küste, die, um nicht übergesegelt zu werden, stets ein helles Feuer bei Nacht anmachen (eine, jedem erfahrenen Seemanne, höchst bekannte Erscheinung)

Kaum hat er die vorstehenden Worte geendet, so bekömmt das Schiff einen so furchtbaren Stoß, daß es im Augenblick in vier Theile zerberstet und zu eben so vielen kaum zusammenhängenden Trümmern wird. Jetzt schreit Capitän E.: „Herr Gott! wir sind verloren! Jeder rette sich, so gut er kann!" Um das Unglück zu vermehren, erhebt sich jetzt ein Sturm, und schäumend brechen sich tosende Wellen am Felsenriff, der das Schiff zertrümmert hat; diese stürzen, indem sie zurückprallen, mit doppelter Gewalt auf das Wrack und reißen im Nu den größten Theil der Mannschaft vom Verdeck in die See. Man versucht es, die beiden Boote, das große und kleine, loszumachen, kann aber in der Verwirrung die Knoten nicht lösen; ein Matrose ergreift das scharfe Zimmermanns-Beil und ruft einem andern zu: „Halte das Tau straff!" Der Unglückliche gehorcht dem Befehl, und im Nu liegt sein Arm mit dem abgehauenen Boots-Tau am Boden. In der Angst und Eile hat der Hauende nicht zugesehen, wohin er das Beil richtet, und so seinem unglücklichen Gefährten den Arm mit weggenommen. Der Sohn eines Altona'er verdienstvollen Apothekers, Hr. Maas, vergißt in diesem Augenblicke ganz die eigne Gefahr, und sich erinnernd, daß er in einem Schranke in seiner Koye einen vollständigen Apparat zum Verbande hat, läßt er sich an einem Stricke in den ganz mit Wasser angefüllten Schiffsraum hinab, um so viel als möglich zur Rettung des Verwundeten zu versuchen. Dieser junge Mann war aus Neigung zum Seewesen, und wider den Wunsch seiner trauernden Aeltern, zur See als überzähliger Matrose gegangen, um seinen Tod in den Fluthen zu finden! — Er fand im Schiffsraume glücklich den Schrank, nahm das Benöthigte heraus und kehrte zu dem Verwundeten zurück, den er kunst- und sachverständig verbindet; kaum aber ist dieß Liebeswerk geschehen, so reißt eine Welle den Unglücklichen ihm von der Seite in den Schlund des Meeres hinab!

Auf einem anderen Theile des Schiffwracks stellt sich ein unendlich rührendes Schauspiel dar. Ein junger, erst seit einem Jahre verheiratheter Schwede mit seiner jungen und schönen Gattin, die ihm vor Kurzem das erste Kind geboren hat, bietet Geld über Geld, ja sein ganzes Vermögen endlich aus, wenn man ihm Frau und Kind rette. Vergebens! Jeder ist mit der eignen Rettung beschäftigt und denkt nicht an den Gewinn von Reichthümern, sondern nur an Erhaltung des eigenen Lebens. Endlich erblickt ein Bieder-

mann, der Untersteuermann, die stets dringender werdende Gefahr dieser Unglücklichen, und er beschließt, sein Möglichstes zur Rettung der Frau und des Kindes zu thun. Er dringt bis zu ihr durch und stürzt sich, in der Hoffnung, durch Schwimmen das beladene und fortsegelnde kleine Boot noch zu erreichen, mit ihr in's schäumende Meer. Er reicht ihr die Hand — schon ist das Kind ihren schwachen Armen entrissen — (man fand es an der englischen Küste) und sucht sie fortzubringen; aber es verhindert ihn am Schwimmen, als er ihr die Hand reicht, und er fordert sie auf, seinen Fuß zu ergreifen; sie thut es, hat aber nicht so viel Kraft, sich zu halten und beginnt zu sinken. Er sieht dieß und ergreift sie noch bei ihren schönen langen Haaren, die er um seine Hand schlingt. Alle seine Bemühung, durch Schwimmen das kleine Boot mit ihr zu erreichen, ist vergebens; er beschließt dann, sie an das Schiff zu dem unglücklichen Gatten zurück zu bringen, der, Zeuge seiner vergeblichen Bemühung, sich am großen Maste noch hält. In dem Augenblick, da er sich dem Schiffe nähert, hat man das große Boot losgemacht und läßt dieses in's Meer hinab; die beklagenswürdige Schwedin wird zwischen dieses und das Schiff gekeilt — und zerquetscht! — Dem schaudernden Retter bleiben ihre Haare und ein Theil des Kopfes an der Hand. Der nächste Augenblick reißt auch ihren Gatten in die Fluth hinab. O warum nicht um einige wenige früher, ehe er das Ungeheure sehen mußte!

Die Mannschaft im kleinen Boote verschwindet bald auch — die Wellen stürzen es um, und nach einer halben Stunde sind nur noch der Capitän, Untersteuermann und Schiffszimmermann, so wie der junge Maas übrig; die drei ersten ergreifen das losgerissene Vordertheil des Schiffs und werden an einige über die Meeresfläche hervorragende Felsen getrieben, die sie ergreifen und glücklich erklimmen, während Maas auf einer andern Trümmer drei Tage und Nächte vor ihren Augen herumtreibt und sich nicht retten kann. Endlich erliegen seine Kräfte, und eine halbe Stunde vorher, ehe jene von der englischen Küste aus gerettet werden, sinkt er in's Meer.

Die drei Geretteten sind, von Hunger, Angst und Anstrengung abgezehrt, in Hamburg angelangt. Mir scheint ihr Loos, nach den erlebten Schrecknissen, nicht minder beweinenswürdig, als das ihrer verunglückten Gefährten!

Archaismen.

(Fortsetzung.)

Die beste Zeit.

Ich bin die beste Zeit, sagt die Vergangenheit. In meinem großen Saale findest du das Paradies, die erste schöne Frau und den ersten schönen Mann, den ersten Harfenspieler und Held und Weisen, in jeder Kunst und Wissenschaft den ersten Meister und die erste Meisterin. Die Erfindungen aller Zeiten sind mein; man macht nur nach, was ich zuvor gethan. Ist es nicht mein Dädalus, der bei euch da in der Luft fliegt? Nicht mein Homer, der bei euch singt? Sprache und Schrift kommen von mir. In meiner tiefen Höhle habe ich Künste versteckt, die man vergebens sucht; und meine Werke und Thaten erregen Erstaunen. Alle Väter sind bei mir; bei euch sind alle Kinder. Ich habe Gott gefunden und ihn euch zum Troste gegeben. In allen Anstalten muß die Zukunft wieder zurück auf mich. Bei mir ist deine Geburt, deine Liebe in ihrer ersten Schäferstunde, die erste Thräne und das erste Lachen, alle Stiftungen kommen von mir. Ich mache dem Gram das Grab und tilge die Leiden. Ohne mich stände

*

die Erde noch unter den Wassern der Sündfluth; Israel müßte noch Ziegel streichen in Aegypten, die Völkerwanderung ritte noch barbarisch auf euren Feldern, Bartholomäus in Paris blutete noch, und Leipzig hätte nicht das Joch von Auerstädt genommen. Ich mache das Mädchen zur Braut, den Knaben zum Mann, und aus dem Kelche der Phantasie trinkt der Greis noch mit Entzücken die junge Lust, welche ich für ihn in mir hege. Mir erzählt man an langen Abenden. Die Geschichte ist mein; in ihrem Kessel voll Leidenschaften und Unglück koche ich Weisheit für Weib und Mann. Ich mache die Menschen klug, weil ich sie alt mache. Auf meinem Rücken trage ich ihre Thorheiten davon, und mit dem Schwamme der Vergessenheit wische ich ihnen die Sünden ab. Ich habe Babel zerstört und Sodom ausgerissen. Schulen habe ich gebauet und Kirchen, und das gerechte Hochgericht. Kirchenbann und Ketzergerichte habe ich abgeschafft. Kein Handwerk giebt es, wenn ich nicht Kleider abtrage und Dächer und Mauern. Ich bin der Zeiten Grab, denn alle Tage tauchen in mir unter; auch der Zeiten Mutter bin ich, denn alle laufen von mir aus. An meinen Füßen schleppe ich die Unendlichkeit, welche die Zukunft auf ihrem Haupte trägt. Wenn kein Tag mehr seyn wird, so werde ich noch seyn; ich lebe von meinen Verlüsten, und sterbe nie. Preiset mich alle, denn ich habe den Wechsel gezeugt.

An deinen Prahlereien, sagte die Zukunft, ist nichts. Dir ist ja alles Leben ausgegangen. Dein ganzes Daseyn ist nur die Zunge der Gegenwart. Ich werde doch einst wirklich und komme an den Tag. Du aber bist zum Nichtseyn verdammt und an deinen Tod mit eisernen Ketten gebunden. Habe ich dir nicht deine Tage zugesendet, und waren nicht alle deine Freuden und Tugenden und Männer und Anstalten einmal bei mir, und ehe bei mir, als bei dir? Ich war ehe, denn du. Künftig ist auch immer; ich habe keinen Tod. Alle Hoffnungen küssen mich, und alle Wünsche beten mich an. Mir gehört die Unsterblichkeit mit ihrer gläubigen Sehnsucht. Alle Arbeiten sehen auf mich, in Schulen und Handwerkstuben. In meinem Schooße liegt der Tod und das Leben unendlicher Welten; und was ich noch ausschüttein werde, sieht keiner. Ich bin ein Trost gesunkener Staaten und verlorner Schlachten, und bin den Königen eine Furcht, der Braut eine Freude, und ein Entzücken der hoffenden Mutter. Ja, selbst die Hölle hofft auch von mir ihre Erlösung. Was gewesen ist, kann ich wieder erwecken, einen zweiten Luther und Homer. Bin ich es nicht, welcher in Furcht die Menschen abhält von Diebstahl und Mord und Brand? Selbst noch das Hochgericht lehre ich beten.

Gegen beide tritt die Gegenwart auf. Zwar klein bin ich, aber — ich bin. Das nun kann Niemand sagen außer mir, und sagt die Zukunft so und die Vorzeit, so thun sie es mit meiner Zunge. Das Seyn geht über Alles; ein Gott, der nicht ist, muß so viel geringer seyn, als ein wirklicher Wurm; wie viel nun geringer ist der Wurm, als der lebendige Gott. Ich bin alle Tage; gestern war ich, und morgen werde ich; alle Zeit ist durch mich. Wie man mich auch schelten mag, kriegerisch oder schwärmerisch, ich bin doch das Beste der Zeiten, denn — ich lebe.

Zeitbild.

Deutschheit.

Ein ganz eigenes Gefühl ist es, das sich meiner bei diesem Worte bemächtigt, ja sogar der Sinn desselben ist mir dunkel und unver-

ständlich, auch wenn ich es durch „deutsches Wesen" umschreibe. Vielleicht komme ich ihm näher, wenn ich mich über das alles frei und unverhohlen ausspreche. Es ist schon so viel Papier über die Erörterung der Frage: ob man deutsch oder teutsch schreiben müsse, verschrieben worden, daß ich selbst darüber schweigen und nur auf die ausführlichern Abhandlungen hierüber verweisen will. *) Eine andere Frage scheint jetzt unsere Gelehrten zu beschäftigen: was Deutschheit sey, und wie man sie wohl am besten herbeiführen und erlangen könne. Der Eine sucht das deutsche Wesen in der Kleidung, der Andere in der Reinheit der Sprache, ein Dritter in der Verachtung alles dessen, was fremde Kunst und Wissenschaft uns bieten, der Vierte in dem ängstlichen Streben nach Ritterthum und nach den Sitten des Mittelalters und in der Sucht sie wieder einzuführen, — Keiner aber in der Festigkeit des Charakters und in der Einfachheit der Sitten. Wozu soll der kurze Rock mit Sammt besetzt, und das Barret mit Federn, **) wenn nicht unter dem deutschen Kleide auch ein deutsches Herz für alles Gute und Rechtliche schlägt! Warum wollen sich denn unsere Mädchen und Weiber, lieber als Fräulein und Frauen begrüßt wissen, wenn sie nicht auch mit dem leeren Namen die Züchtigkeit ihres Geschlechts, die Ordnung und Häuslichkeit aus der einfachern Vergangenheit ins Leben zurückrufen! Und haben uns denn unsere Nachbarn nicht oft genug überzeugt, daß der Glaube, als ginge aus unserm Vaterlande allein das Licht des Wissens aus, ein leerer Wahn sey; müssen wir uns von ihnen auch erst darüber belehren lassen, daß das Schöne und Treffliche, auch unter dem fernsten Himmel geboren, dem Gebildeten nie ohne Werth seyn darf? Und endlich gar der Letzte, der uns geharnischte Ritter, die kaum Schwert und Lanzen in der Hand halten, geschweige denn regieren können, entgegen führen, und die Rohheit der Sitten, die Finsterniß des Wissens uns aufschwatzen möchte! Kann man wohl in einem irrigern Wahne befangen seyn, als diese Deutschthümler? Ich glaube, kaum; denn wollte man den Rath der Viere befolgen, ich wette, wir hörten in Kurzem auf in Deutschland Deutsche zu seyn. Ueberdenke ich dies alles, so finde ich nur in der Liebe zum Vaterlande die wahre Deutschheit, nicht in dem ängstlichen Auffassen äußerer Zufälligkeiten, die eben so schnell verschwinden, als sie hervortraten. Nur der freie offene Sinn, der reine heilige Eifer für Recht und Sittlichkeit, das ruhige Fortschreiten auf der Bahn der Wissenschaften und Künste, beurkundet den wahren Deutschen. Dahin allein müssen wir streben und arbeiten, wenn wir in der eigenen, wie in der fremden Achtung höher steigen und nicht wieder in den gerechten Tadel der Kraftlosigkeit und Nachahmungssucht hinabsinken wollen. Aber fast scheint es uns nicht genug diesen Vorwurf schon einmal verdient zu haben, denn bei allen Anstrengungen haben wir uns noch nicht so kräftig erhoben, um bei der lebhaften Erinnerung an die nähere Vergangenheit, alles aufzubieten, was jene beiden Fehler vergessen macht. —

Unter diesen Betrachtungen kehre ich unwillkührlich noch einmal zu dem Anfang derselben und zu der Schreibart des Wortes deutsch zurück. Sprachforscher haben schon zum öftern die Be-

*) Fr. Schlegels deutsches Museum 1813. Hft. II. S. 129. Teutoburg. München 1815. Hft. I. und II. Heinsius Sprach- und Sitten-Anzeiger der Deutschen 1817. Nr. 2 und 18; Gubitz Gesellschafter 1817. Nr. 13.

**) Schon Johanna Schoppenhauer (in ihrer Ausflucht an den Rhein, Leipzig, 1816. S. 146.) sieht in den wunderlichen Jacken, sammtnen Damenhüten, gezackten Kragen um den Hals und Schnurbärten unserer jungen Leute nichts als einen gewaltigen Schritt zum ächten Deutschthum.

merkung gemacht, daß die Bedeutung eines Wortes bisweilen eine Anleitung giebt, wie es am richtigsten geschrieben werden müsse. Wie wär's, wenn wir aus den einzelnen Zeitaltern der deutschen Geschichte auch einzelne Regeln für die Schreibart der Deutschen d. h. für die Art, wie „Deutsche" geschrieben werden sollten, aufstellten! Lassen wir, um mit dem celtischen Barden zu sprechen, die Geschichte verfallener Zeiten schnell über unsere Seele gleiten, wie rasch dahin fließende Luftbilder über dunkle Thäler, und in der Gegenwart uns wiederfinden. Nur Teutsche konnten in der rauhen Zeit des Faustrechts Burgen erstürmen und in Tourniren siegen, nur Teutsche Biedersinn und Treuherzigkeit ehren und den Krieg höher achten, als die ruhigen Freuden des Friedens. Unter seinen Palmen war das Licht des Wissens langsam über Germanien aufgegangen, ein regelmäßiges Leben vereinte die Flüchtigen in Städten und Dörfern, Recht und Sitte hatte festere Mauern um sie gegründet, als Wälle und Zugbrücken um die öden Raubschlösser. Glücklicher Zeitpunkt für unser Vaterland! da anstatt der alten Barbarei, Freiheit der Sitten; anstatt der Dunkelheit und des Aberglaubens, Vernunft und gereinigte Religion; statt unnützer Sophistereien, gesunder Geschmack und Literatur sich hervor arbeiteten! Aber von einem Extreme neigt sich der Mensch leicht zu dem andern. Der Deutsche verkaufte seine Freiheit um Tand und glänzende Sclaverei, und beugte sich unter den Streichen eines Einzelnen, uneingedenk des Adels und der Kraft seiner Voráltern, bis er endlich, von dem Glanze des fernen Nordlichts aus dem langen todtenähnlichen Schlafe aufgeweckt, von neuem mit teutschem Muth die Kette abschüttelte, und mit theuerm Blute Freiheit und Selbstständigkeit erkaufte, ein wahrer Teutscher aus der teutschen Vorwelt. Wollen wir sie bewahren, diese köstlichen Güter des Lebens, diese Stützen des großen Staatsgebäudes, — dann werden wir Teutsche seyn und bleiben — aber wenn wir zurücksinken sollten in Unthätigkeit und Aberglauben, nicht auf das Große, Herrliche mehr, sondern nur auf das Kleinliche des Lebens bedacht, dann verdienen wir in reichlichem Maaße den gerechten Spott aller bessern Nationen, die stolz und hohnlächelnd auf das deutsche Land ohne teutsche Männer und Frauen herabblicken werden! *) —

---

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

3. Pero, die griechische Tochter, säugt ihren alten Vater Kimon im Kerker. In Van der Werff's Manier. Die höchste Weiblichkeit und Demuth blickt aus dem liebevollen Antlitz, und sollte das Bild auch keinen außerordentlich künstlerischen Werth haben, so spricht es doch zum Herzen, indem es auf dem Wege durch's Auge wenigstens nicht anstoßt. — Kleines Format; dieselbe Vorstellung auf einem großen Bilde ist von gar keinem Werth und sollte aus dieser Sammlung entfernt werden, da sie

---

*) Wollen wir denn wirklich Göthes Urtheil in Wilhelm Meisters Lehrjahren: „es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird," durch unsere Handlungs- und Denkungsweise einigermaaßen bekräftigen! Wollen wir nicht lieber, daß man in vollem Maaße Werners Worte in seiner Wanda:

Heil dem Volk und auch dem Lande,
Wo noch Kraft und Treue wohnen;

auch auf uns anwende? Oder wollen wir uns selbst, wenn der Dichter gleich darauf sagt:

Vielen kam sie schon abhanden!

unter die Vielen zählen? — Bei dieser Gelegenheit rufen wir unsern Lesern einen Aufsatz im rheinischen Archiv von Vogt und Weitzel 1810. Heft 3: Ehre und Unehre der Deutschen von Boost, ins Gedächtniß zurück, welcher sehr lesenswerth ist.

den anderen Bildern nur Eintrag thut. — M. s. Valer. Maxim. lib. V. cap. 4. externa, wo diese Anekdote erzählt wird; es ist indeß nicht der berühmte griech. Feldherr Kimon, der hier gemeint ist. Der engl. Dichter Arthur Murphy hat ein berühmtes Trauerspiel hierüber geschrieben, betitelt: the grecian daughter, worin die bekannte Mistreß Siddons die Rolle der Tochter spielte, die zu ihren glänzendsten gehörte. — Der Gegenstand ist unendlich oft gemalt, wahrscheinlich aber mehr wegen des Befremdenden und Außerordentlichen, als des Malerischen wegen. Die zeichnende Kunst verträgt ihn indeß noch eher, als die dramatische; aber solche fast widernde Scenen gehören, streng genommen, nicht in das Gebiet des Schönen und des Darstellungswürdigen. Auch unter den von Mannlichschen und Zellerschen Steindrücken nach der Münchner Gallerie befindet sich diese Scene von Gerhard Honthorst gemalt — ein vorzügliches Bild. —

4. Constantins Triumphbogen (einstweilen so genannt), vor welchem ein römischer Kaiser oder Feldherr den Göttern opfert. Schönes Architekturstück mit einigen sehr ausgeführten Figuren. In der Mitte und im Mittelgrund der Triumphbogen, halb in Ruinen, vor demselben ein Altar, worauf die Opferflamme; zur Rechten ein hohes Postament mit einer (jedoch völlig unleserlichen) röm. Inschrift in Uncialbuchstaben oder in Lapidarschrift; auf demselben eine antike Urne, neben welcher zwei Leoparden von Basalt oder schwarzblauem Marmor als Hüter liegen. Noch andere Säulentrümmer und Bildwerke, zur Seite. Der Feldherr selbst verrichtet die Libation, indem er die Schale in die Flamme gießt; in seinem Gefolge gehen mehrere Bucinatoren oder vielmehr Spieler, welche die Cornua oder Hörner blasen, die wie ein Halbermond ganz in die Runde gekrümmt sind. (Denn die buccina ist unsere Posaune, die tuba unsere Trompete.) Ein geschmücktes Roß wird herbeigeführt, mehrere Adler und Signa oder Fahnen werden vorgetragen u. s. w. — Die Ausführung geht sehr in's Einzelne und läßt eine vielgeübte Hand blicken. Der Meister ist vielleicht Van Bassen, womit das Bild wenigstens Aehnlichkeit hat.

5. Diogenes mit der Laterne, Stock und Bettelsack. Entweder nach oder von Adrian de Gelder. Die Züge dieses cynischen Philosophen haben nichts Edles und Großes, vielmehr drückt diese Malerei das Bild des niedrigsten Bettelwesens glücklich aus: man glaubt eher einen Lazzaroni aus Neapel oder einen Gueusen aus den Niederlanden, in den Zeiten des Abfalls vom spanischen Regiment, hier zu erblicken, als einen griech. Philosophen. Die Erfindung und die Ausführung ist indeß genialisch; die Beleuchtung geht von dem Licht der Laterne aus, die Farben sind leicht hingesetzt, und wenn auch nicht die höchsten Forderungen erfüllt sind, so hat das Bild doch etwas Ungemeines, eine durchaus humoristische Ironie, und scheint uns ganz offenherzig sagen zu wollen: „Uns ist alles eins, ob wir Geld haben oder keins." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Ein angehender Priester Thaliens hatte in einem Ritterspiele die unbedeutende Rolle eines Wächters übernommen. Angst verwirrte ihn, er verlor den Faden seiner Rede und schrie seinem Nebenspieler zu, indem er ihn krampfhaft bei der Hand packte und mit sich fortriß: „Folge mir, ich folge dir, ich will voran dir folgen!"

Derselbe hatte in der Sonnenjungfrau von Kotzebue den alten Telasco von den Gebirgen „Antes" zu melden, statt dessen stammelte er mit vieler Devotion heraus: „Gestrenger Herr Inka — der — die Gebirge Antes sind im Vorzimmer und wünschen die Ehre zu haben aufzuwarten!"

Wachsamkeit.

Eine W....r Zeitschrift gab zu Napoleons Zeiten folgende Nachricht: — „Boulogne, am 5. Apr. 1801. Die Franzosen sind auf der Küste gegen England über so wachsam, daß sie sogar auf den Kanonen schlafen.

Diese und Jene.

Ewig Streit für Recht und Wahn!
Wie verschieden Beider Plan ist!
Nichts wird für den Staat gethan,
Bis es um den Staat gethan ist.

Menschenkenntniß.

Menschen zu kennen sey schwer? — — In der Freude betrachte den Menschen,
Ob der Vernunft er gehorcht, oder der Leidenschaft fröhnt!

Mahnung.

Die Ordnung der Dinge, die Zeit ist schlecht;
Die Welt will sich anders gestalten.
Doch ob nun das alte, das neue Recht,
Ob ein Drittes aus Beiden soll walten:
Deß ist man nicht einig, drob währet der Streit,
Der Kampf will nicht enden, wird ewig verneut.

Und ich sehe die Spaltung, den Kampf mit an,
Und es will mir das Herz schier verbluten.
Der Abgott der Meisten ist selbstischer Wahn,
Die Wahrheit strahlt wenigen Guten;
Und wachet die Menschheit vom Schlummer nicht auf,
Vollendet der Wahn noch als Sieger den Lauf.

Drum donnere weit hin mein mahnendes Wort,
Und rufe die Schläfer in's Leben.
Die Wahrheit, das Recht bedürfen jetzt Hort,
Wir müssen uns Alle erheben;
Wir müssen mit Gott in den heiligen Krieg:
Mit Gott erkämpfen wir sicher den Sieg.

Doch Schwerte nicht fechten die Sache aus;
Hier siegen nur geistige Waffen.
Man führe die Blinden in's Licht hinaus,
Daß sie nicht mehr den Flitter begaffen.
Laut gilt's zu verkünden: der Mensch sey kein Knecht,
Fordern dürfe der Freie sein Menschenrecht.

Charade von drei Sylben.

In dichter Erlenhaine Schatten,
Am Uferrand, im Mondenschein,
Da tanzt auf lenzumblümten Matten
Das erste Paar den Ringelreih'n.
Die Bäume rauschen mild und leise,
Die Blumen tragen Silberglanz,
Der Bach ertönt in fremder Weise;
Kein Lauscher stört den luft'gen Tanz.

Der Donner kracht — die Fahnen wehen,
Der Kampf beginnt — laut brüll't die Schlacht;
Der Feind dringt an — die Helden stehen
In Thatengluth, ihr Auge lacht.
Und hell erschallen Siegeslieder,
Der Friede winkt: — doch einer klagt!
Er sank im Blutgewühle nieder,
Verlor, was dir die Dritte sagt.

Das Ganze stell't sich deinen Blicken,
In zierlich schöner Arbeit dar.
Es kann des Kriegers Waffen schmücken,
Was jüngst selbst eine Waffe war.

A. Daeves.

Druckfehler.

In N. 66 d. B. lese man in dem Gedicht: Meinem Wilhelm — Strophe 5. Zeile 4. statt Frühling — Liebling.

Auflösung der Charade in N. 63.

Dornenkrone.

(Hiebei eine Beilage.)

Beilage zu Nro. 67 des Bürgerfreundes.

Bremen, Sonntag den 22. August 1819.

* An Herrn F. A. Dreyer.

Lieber Herr Dreyer! Thun Sie doch nicht so sehr groß mit Ihrer prätendirten Kunstkenntniß, mit Ihrem Urtheil, mit Ihren zudringlichen Vorschlägen und mit Ihrem Gelde. Die Absicht, warum Sie alles dieses thaten, wird dargethan werden; haben Sie nur ein wenig Geduld. Das Publikum, dem Sie Ihre Zweifel gern anhängen möchten, indem Sie dieselben so plausibel zu machen suchen, weiß jetzt wenigstens so viel, daß die Bölkensche Gemäldesammlung, wenn sie auch keine der ersten in der Welt ist (wozu sie ja niemand machen wollte), doch so gut wie die Ihrige besehen und beschrieben zu werden verdient, und daß auch Sie, der sich selbst preisende Kenner, daselbst noch genug lernen können!

Wenn Sie von der kleinen (nicht erst „kürzlich" hinzugekommenen) Flora *) von van der Werff nicht mehr zu sagen wissen, als Sie in der Note Ihres Aufsatzes thun, dann sähe es wahrlich um die Kunst schlimm aus! Unmöglich können Sie widersprechen, dies kleine Bild sey nicht von v. d. Werff. Wenn Sie nun selbst eingestehen, daß Sie den Fehler der Voreiligkeit, über eine Sammlung abgesprochen zu haben, die Ihnen nicht hinlänglich bekannt war, sich zu Schulden kommen ließen, müssen Sie dann nicht auch eingestehen, daß Sie über Ihre eigene Ueberzeugung hinweggleiten? Was wird das Publikum hierzu sagen, wenn Sie solche Blößen geben? wenn Sie die Bilder nicht gesehen haben, und doch darüber urtheilen wollen? wenn der Blinde von der Farbe sprechen will? Wie nun? Und wenn Sie nicht wußten, daß dieses Bild in der Sammlung befindlich sey, wie viele andere vortreffliche Bilder können dann nicht auch noch darin seyn, die Sie ebenfalls nicht kennen? Und diese sind wirklich darin, und Sie kennen sie nur nicht.

Sie sagen, wenn die Flora auch nicht von v. d. Werff sey, gebe sie doch einen Begriff von dessen Manier und Schule. *) Eben so läßt sich dann von den beiden Portraits von Boll in Ihrer Sammlung auch nur sagen: „Zwei Bildnisse, die, wenn sie auch von Boll nicht sind, doch dessen Manier und Schule verrathen." Und doch ist diese Flora bei weitem schöner als Ihre Bolls! Wenn dieses der Fall ist, — und das muß Figura zeigen — wie konnten Sie dann in dem verächtlichen Ton von den B.schen Bildern sprechen? Wie können Sie absprechen, daß das Portrait in Lebensgröße (einen schreibenden Gelehrten, vielleicht Hugo Grotius, vorstellend) nicht von Rembrandt oder Boll gemalt sey? Da Sie in Hinsicht des Portrait-Fachs in Ihrer Sammlung noch am besten besetzt sind, so können Sie immer dieses Bildniß neben das schönste der Ihrigen hängen, und es wird sicherlich Probe halten. Eben so die Kleopatra, welche diesem Portrait gegenüber hängt — ein so gutes Bild, daß Sie wahrlich von der Art kein

*) Dies Gemälde kam schon vor einem halben Jahre in des Hrn. Bölkens Besitz — heißt das kürzlich? Hätten Sie sich doch lieber erst nach den näheren Umständen und Verhältnissen genau erkundigt, Sie hätten sich viele Mühe ersparen können!

*) Sie war nur sehr wenig beschädigt und ist längst von bekannter geschickter Hand so gut retouchirt, daß es mit bloßen Augen kaum einmal zu sehen ist.

besseres in Ihrer Sammlung aufweisen können. Diese beiden Gemälde schon allein können jeder öffentlichen Gallerie zur Zierde dienen und jedem ernstlich studirenden Künstler zur Nachahmung empfohlen werden; sie verlangen also schon mit Recht Achtung, und welche Frivolität muß dazu gehören, um solche Meisterstücke kaltblütig vorbeigehn zu können. Da Sie nun auch diese beiden Bilder in Schatten gestellt haben, so ergiebt sich daraus, daß Sie auch diese entweder gar nicht, oder doch nur höchst oberflächlich kennen müssen. Und doch ist das erwähnte Portrait des sogenannten Hugo Grotius von dem nämlichen Kaliber wie z. B. das schöne Portrait von Adrian de Gelder, welches Herr Senator Dr. Deneken besitzt; wird nun Herr Dreyer auch dem Herrn Senator Dr. Deneken wohl zu sagen sich unterstehen, er habe ein „Geringfügiges Gemälde" in seinem Zimmer hängen? (Die Kenntniß des Herrn Dreyer reichte nicht einmal zu, von diesem letzteren Bilde den rechten Meister angeben zu können.)

Aus allem diesem erhellt, daß, wer solche Kunstwerke öffentlich geringschätzt und verschreit, es entweder aus Unkunde oder aus Nebenabsichten thun müsse. Bei dieser Unkunde, und indem sich hier seine zunehmende Verlegenheit deutlich verräth, weiß Hr. Dr. sich nicht anders aus dieser Verwickelung herauszuhelfen, als daß er, im voraus von der Unausführbarkeit überzeugt, zu einem niemals möglich zu machenden, und doch heroisch scheinenden Mittel greift, die B.sche Sammlung nach Dresden oder München (warum nicht auch gar nach Rom? wo Hr. Dr. ja das meiste lernte!) schicken zu wollen. Wahrlich ein Einfall, wie ihn der Ritter, der gegen Windmühlen und seinen Schatten kämpfte, nur immer haben konnte. Sie können mit so viel L'dors als Sie nur wollen, herumklinkern, wir freuen uns über Ihre gefüllte Casse. Aber Sie wissen doch recht gut, daß der eigensinnige Hr. B., wenn er seine Flora nicht einmal auf dem Rathhause ausstellen will, noch viel weniger gestatten wird, daß seine Gemälde auf Ihren Wink in die weite Welt geschickt werden sollen. Schon allein das große Risiko, das hierbei statt finden muß, — wer würde wohl dafür Bürge seyn? Sollten die Beschädigungen etwa von Hrn. Dr. retouchirt werden, so schlecht wie er sie auf seinem Rubens (Ceyx und Halcyone) retouchirt hat? Nimmer wird Hr. B. sich dieser Gefahr aussetzen. Da Hr. Dr. dieses sehr wohl weiß, so ergreift er natürlich eben darum dieses ihm allein noch übrige letzte Rettungsmittel. Er will hinaus ins Weite, wohin er wohl sieht, daß er nicht kommen kann, er will die Unkundigen mit seinem Golde blenden und ihnen wo möglich Sand in die Augen streuen.

Was er bisher anführte, waren nur Machtsprüche, und nichts anders als die Absicht, durch Heraushebung einiger Zeilen der Beschreibung aus ihrem Zusammenhang, nur den Beschreibern zu schaden. Wozu solche „Geringfügigkeiten?" Es wird anderswo gesagt werden, warum vermuthlich dieser ganze Versuch von ihm gemacht wurde.

Was die Nebenabsichten betrifft, so ist klar und niemand zweifelt mehr daran, daß diese keine andere als Handelsprincipien sind, die, wie Hr. D. wohl weiß, wir recht gut kennen. Im Fall die Kunst wieder so sehr in Aufnahme kommen sollte, daß sie den Handel mit Tapeten verdrängte, so wäre sein Broderwerb offenbar gefährdet und er müßte zu einem anderen Erwerbszweig seine Zuflucht suchen.*) Zweitens wünscht Hr. Dr. bekanntlich seine Sammlung zu verkaufen, und es ist also seinem Interesse entgegen, wenn andere hiesige Sammlungen beschrieben und dadurch bekannter werden, denn der Käufer könnte sich an diese wenden und die seinige vorbeigehen.

Uebrigens ergiebt sich wohl aus dem ganzen Zusammenhange, daß Hr. Dr. nicht der Mann ist, Anderen eine Alternative vorzuschreiben, so wenig wie eine schimärische Kunstreise nach Dresden und München!

---

*) Wenn nämlich jeder seine Wände mit Gemälden dekoriren wollte, so würde man keine Tapeten mehr nöthig haben und die Tapetenhändler also so gut wie brodlos werden.

Nro. 68.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 26. August 1819.

Das Lied vom Munde.

Es ist ein kleines Pförtelein
In einem großen Haus,
Viel des Gemeinen geht hinein,
Des Edlen viel heraus.

Zwei Purpurstreifen ziehn sich hin
Am Rand vom Pförtelein,
Damit man sieht, der wohnt darin,
Das müss' ein König seyn.

Von Innen ist das Pförtelein
Mit Perlen ausgeschmückt,
Die prangen in zwei schönen Reih'n,
Daß es das Aug' entzückt.

Es zieht, — bewohnt das Haus ein Mann, —
Gebüsch sich um die Pfort',
Ist's einem Weibe unterthan
Dann wächst kein Grashalm dort.

Ein ungetreuer, böser Mann
Ist oft der Pförtner zwar;
Denn was der Hausherr dacht' und sann,
Er kündet's selten wahr.

Und alle Fremden äfft' er meist,
Die vor der Thüre stehn,
Läßt selten nur den wahren Geist,
Der drinnen wehet, — sehn.

Nicht gleich gebaut ist jedes Haus,
Aus manchem Pförtchen klein
Hallt es so lieb so süß heraus,
Wie Silberglöckelein.

Und wieder Andre öffnen sich
Mit gräßlichem Geschrei,
Das knarret dann so widerlich,
Als fehl's an Oel dabei.

Es darf in's Haus nichts Ganzes gehn,
Ein weiß montirtes Heer
Von Würgern, die am Pförtchen stehn,
Zermalmet es vorher.

Am Pförtlein wohnet eine Frau,
Sieht roth und spitzig aus,
Was die verkostet hat genau,
Nur dieses darf in's Haus.

Auch sagt man, wenn das Weib nicht wär',
So ging's im Hause dort
Viel ruhiger und klüger her,
Man hörte gar kein Wort.

Es bergen oft die Grazien
Bei'm Pförtlein sich am Haus,
Und aus den Rosen, die da stehn,
Da lächeln sie heraus.

Sie winken läßt sich Jemand ein,
Spielt einen losen Streich,
Und drücket sanft an's Pförtelein,
So fühlt's der Hausherr gleich.

Er drückt entgegen mit Gefühl,
Sich seines Rechts bewußt,
Und es gewährt dieß süße Spiel
Dann beiden Theilen Luß.

Hält sich der Hausherr immer still,
Und hält er's Pförtchen rein,
So trägt, — was er verbergen will, —
Ein Jeder gern hinein.

Oft wird der Herr ein Ding gewahr,
Das er nicht haben kann,
Da läuft das Pförtlein, — sonderbar! —
Ihm gleich voll Wasser an.

Steht auf dem rechten Fleck die Pfort',
Und ist kein Blatt davor,
Dann pfeift so mancher Wind von dort
Uns sausend an das Ohr.

Was zum Genusse diese Erd'
Erzeuget fort und fort,
Was uns erquicket und ernährt,
Das muß durch diese Pfort'.

Auch was des Menschen Geist gebar,
Ein jedes wicht'ge Wort,
Solls anders werden offenbar,
Muß auch durch diese Pfort'.

Das ist ein wichtig Pförtelein,
Und dennoch — geht zur Ruh
Des Hauses Herr — so stopft's Freund Hain
Mit wenig Erde zu.

Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen.

Eine humoristische Erzählung
von
Adolph von Schaden.

„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn."
Schillers verschleiertes Bild zu Sais.

1.

Ausgetrocknet wie eine Aegyptische Mumie, von Kopf bis zu den Beinen in Wachstaffent gehüllt, saß der alte Herr von Tulpenhorst eines Sonntags Morgens im kleinsten traulichsten Stübchen seines Landschlosses am wärmenden Kaminfeuer, und sah durchs Fenster dem Spiel der Schneeflocken zu, welche der brausende Sturm gar possirlich unter einander trieb; Herr von Tulpenhorst dachte über die Eitelkeit aller Dinge nach, und hatte dazu wohl große Ursache. In der Fülle der jugendlichen Kraft und Gesundheit, gewandt, reich und von einnehmender Gestalt war er einst eine Blume der Ritterschaft des Landes gewesen, späterhin machte eine herrliche brave Gattinn das Glück seines Lebens aus —; allein die Gattin starb, der böse Krieg verschlang den Wohlstand, das Alter stellte sich bei Herrn von Tulpenhorst ein, mit ihm das böse Zipperlein, und dem guten Ritter blieb im Winter seines Lebens nichts mehr übrig, als ein kleines Gütchen mit einem alten Schlosse, von dem eigentlich auch nicht mehr ein Ziegel auf dem Dache ihm gehörte, und ein neunzehnjähriger Sohn, der als Portepeefähndrich in K..berg, einer in der Nähe liegenden großen Stadt, bei dem Dragoner-Regimente angestellt war, welches dort garnisonirte. An dem Portepeefähndrich erlebte übrigens der alte Herr von Tulpenhorst auch vor der Hand nicht viel Freude; denn wenn sein Fritzchen schon

ein gar hübscher stattlicher Junge von sehr glücklichen natürlichen Anlagen war — so zernichteten andrerseits wieder seine Wildheit, seine zu rege Lebenslust und seine Scheu vor ernsthaften Arbeiten all' das Gute, was sein Genie hätte erschaffen können; Fritzchen häufte Schulden auf Schulden, machte Einen tollen Streich nach dem Andern, und die häufigen Klagen, welche von seinem Oberst aus K..berg einliefen, kosteten dem armen kranken Herrn von Tulpenhorst manchen Seufzer.

Pferdegetrapp, Hundegebell und ein paar derbe Flüche unterbrachen jetzt plötzlich die melancholischen Betrachtungen, in die der alte Herr versunken war. Unwillig zog er an der Klingel, ein Bedienter erschien. „Christian! fragte der Gutsherr mit gerunzelter Stirne, sag mir einmal, was ist dieses auf dem Hofe für ein Mordspektakel, ist der wilde Jäger oder der Teufel selbst ledig?" — Keiner von Beiden, Ew. Gnaden aufzuwarten, antwortete der Bediener, sondern der gnädige Herr Fähndrich sind aus K..berg eingetroffen. „Mein Sohn hier? rief der alte Herr plötzlich erheitert, führe ihn hierher zu mir — schnell, spute dich!" — Der Bediener ging, und nach einigen Minuten trat der Portepeefähndrich ein, ganz durchnäßt von Regen und Schnee. „Gut, Fritzchen! daß du kömmst," hieß Vaters Willkomm, „ich wünschte Dich lange bei mir zu sehen, setze dich her an das wärmende Kaminfeuer, wir wollen einmal vernünftig zusammen sprechen." — Recht gut, lieber Vater! entgegnete Fritz, bevor Du aber mit der Vernunft anfängst, laß mir eine Bouteille alten Wein und etwas zum Imbiß vorsetzen, mir ist eine Restauration höchst nöthig; denn ich bin in Sturm und Regen die vier Meilen in einem Futter zu Dir herausgeritten. — Fritzchen erhielt das Verlangte und ließ sich's wohlschmecken, während ihn Väterchen wohlgefällig betrachtete; denn Fritzchen war doch sein Liebling und die einzige Freude noch auf der Welt, wenn er gleich unnütze Streiche mehr als genug angab. Der Portepeefähndrich war nothdürftig gesättigt, stopfte sich eine Pfeife, rückte näher zum Kamin, und sprach, sich in eine bequeme Lage werfend: „Nun Väterchen! spricht Vernunft — ich höre." Du weißt, mein Sohn! nahm Herr von Tulpenhorst das Wort, ich bin arm; — aber bisher gelang es mir noch, der Welt eine Maske vorzuhalten und klug meine Dürftigkeit zu verstecken; allein lange dürfte dieses bei deiner Verschwendung nicht mehr gehen; ich meine es gut mit Dir und habe mir nun ein Plänchen ausgedacht, dich zu Vermögen und Ehren zu bringen. Du wünschtest lange schon sehnlich in die Residenzstadt zu reisen, um Dein Offizier-Examen zu machen, ich widerstrebte bisher aus guter Absicht; denn ich fürchtete, Dir möchten die nöthigen Eigenschaften fehlen, die Prüfung zu bestehen; doch deine Zuversicht zerstreut allmählig meinen Zweifel, Du bist ja kein Kind mehr — und wirst doch nicht leichtsinnig genug seyn, dich einem Examen zu unterziehen, welches mit Ehren zu bestehen, Du nicht erwarten kannst?" — Dem Fähndrich lachte das Herz im Leibe, als er von der Reise in die Hauptstadt hörte; er versicherte, was das Examen beträfe, da möchte Väterchen ganz ruhig seyn, es werde gewiß Alles recht gut gehen. „Wohl," fuhr Herr von Tulpenhorst in seiner Rede fort, „ich will Dir glauben, und Du sollst reisen. Allein Du weißt wohl, ein Offizier ohne Vermögen spielt eine gar traurige Rolle, darum soll Deine Reise in die Residenz eine Klatsche werden, zwei Fliegen zugleich zu schlagen. Nicht die Lieutenant-Charge allein, — sondern, wenn das Glück gut, und Du klug bist

*

— auch eine schöne junge Gattinn und hunderttausend Thaler sollst Du aus der Hauptstadt zurückbringen." — Dem Portepeefähndrich erlöschte hier die Pfeife, er rückte näher, und seine großen schwarzen Augen hingen erwartungsvoll an Väterchens Munde. Endlich ließ sich Herr von Tulpenhorst also vernehmen. „Vor funfzehn Jahren, als ich noch regelmäßig jeden Winter in der Hauptstadt zubrachte, lebte mir daselbst in der Person des Generals von Greifenhain der beste und vertrauteste Freund meiner Jugend. Du warst dazumal erst ungefähr vier Jahre alt, allein Deine Lebhaftigkeit und kindliche Gutmüthigkeit machten Dich zum Liebling meines Freundes; er besuchte mich nie, ohne Dir Bonbons mitgebracht zu haben, und ward nicht müde, Dich stundenlang auf den Knieen zu schaukeln. Auch Greifenhain war verheirathet, und ein einziges Kind blieb die Frucht seiner Ehe. Die kleine Emilie, ebenfalls ein allerliebstes Kind, war zu jener Zeit ungefähr zwei Jahre alt, und wenn ihr zwei Kinder gar friedlich und munter mit einander spieltet, pflegte Greifenhain immer lächelnd zu mir zu sagen: Bruder, aus diesen Beiden muß einmal ein Pärchen werden. Im schönsten männlichen Alter wurde mein Freund plötzlich von einer schweren Krankheit befallen, er kränkelte einige Wochen und starb in meinen Armen. In seinem Testamente fand sich ein sonderbarer Artikel, er lautete: will meine Emilie einst als fromme Tochter mein Andenken ehren, so heirathe sie, zur sittigen Jungfrau herangereift, keinen andern Jüngling, als den Sohn meines Freundes Tulpenhorst; wenn sich Fritz anders eines solchen Preises würdig zeigt. — Ihr Beide waret dazumal noch zarte Kindelein, und der Artikel wurde daher nicht viel beachtet.

Uebrigens hinterließ Greifenhain ein bedeutendes Vermögen, und auf mein Anfragen meldete mir neulich ein Freund aus der Hauptstadt, daß Fräulein Emilie eine Zierde des schönen Geschlechtes der Residenz sey. Sie wurde von ihrer Tante, der alten Baronin von Westenberg, erzogen, und dem seltenen Verstande dieser klugen Dame hat das Fräulein nicht nur die feinste Geistes- und Weltbildung, sondern auch die Vermehrung ihres ohnehin sehr beträchtlichen Vermögens zu verdanken."

„Sothane Nachrichten," fuhr der alte Herr von Tulpenhorst nach einer Pause fort, „bestärkten mich in dem schon früher gefaßten Entschlusse, an das Fräulein und ihre alte Tante zu schreiben, und den schon erwähnten, Dich, mein Sohn! betreffenden Artikel, im Testamente des verstorbenen Generals in Anregung zu bringen. Kurze Zeit darauf erhielt ich von der Baronin von Westenberg dieses Schreiben, Dessen Inhalt ich Dir sogleich mittheilen will."

Der Herr von Tulpenhorst zog bei diesen Worten einen Brief hervor, entfaltete ihn, und las seinem Fritz, welcher sehr gespannt horchte; Folgendes vor:

„Ew. Hochwohlgeboren"

„beehre mich auf Dero schätzbares Schreiben zu erwidern, daß meine Nichte, das Fräulein Emilie von Greifenhain, ein zu frommes Kind ist, als daß ihr der letzte Wille ihres verstorbenen guten Vaters nicht heilig seyn sollte. Emilie zählt jetzt gerade neunzehn Jahre, steht in der ersten Blüthe weiblicher Schöne — und ohne mich partheiischen Sinnes schuldig zu machen, darf ich kühn behaupten: sie verbindet Verstand, Zartheit und lautere Tugend im jungen Herzen. — Noch ist des Fräuleins Herz frei — und einer Verbindung ihres Herrn Sohnes mit

Emilien stände demnach nichts im Wege; allein Ew. Hochwohlgeboren muß ich erinnern, daß nebenbei im Testamente von Emiliens Vater buchstäblich die Worte zu lesen sind: Emilie heirathe keinen andern Jüngling als den Sohn meines Freundes Tulpenhorst; wenn sich Fritz anders eines solchen Preises würdig zeigt. Ob nun der Herr Sohn diese Bedingung wirklich erfülle, oder nicht, dieses zu erforschen kommt uns, und namentlich mir, Emiliens zweiter Mutter, billigerweise zu; und ich sehe mich daher, wenn Ew. Hochwohlgeboren anders den in Frage stehenden Artikel im Testamente ihres Freundes, des Generals Greifenhain, in Anspruch zu nehmen gedenken, veranlaßt, Hochdieselben zu bitten, den jungen Herrn je eher je lieber zu uns in die Residenz zu schicken, damit wir dadurch in Stand gesetzt werden — selbst zu sehen und zu prüfen. Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren übrigens die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung u. s. w.

Nun, Fritz, wie ist es? fragte Herr von Tulpenhorst, indem er den Brief zusammenschlug, hast Du Lust und Muth genug, Dein Glück bei dem Fräulein zu versuchen?

Wie kannst Du nur so fragen, Väterchen! erwiederte Fritz, herzhaft und mit funkelnden Augen. Hunderttausend Thaler, und ein geistreiches Fräulein dazu — ein Narr wäre, wer da nicht munter zugriff!

Recht gut und schön — sprach der besorgte Vater, wenn sie Dich nur nimmt. Fritz lächelte, und meinte, das müsse seine Sorge seyn, ihm wäre nicht bange, es würde sich schon Alles machen. Der junge Herr hätte müssen nicht im neunzehnten Jahrhundert geboren seyn, wenn ihm kühnes, eitles Selbstvertrauen hätte sollen fremd geblieben seyn!

Man besprach das Nähere in Betreff der Reise des Portepeefähndrichs in die Hauptstadt, und wohlgemuthet ritt Fritz gegen Abend zurück in seine Garnison.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Unter Diesen zeichnen sich in gegenwärtiger (Bölkenschen) Sammlung mehrere sehr schätzenswerthe Bilder aus, Deren nähere Bezeichnung und Veranschaulichung, wenn sie angemessen seyn und einigermaßen genügen soll, sich nicht in wenige Worte fassen läßt, wozu sich indeß in der Folge hoffentlich Raum und Zeit finden wird. Dies gilt noch weit mehr von den Conversationsstücken, in Denen oft eine sehr mannigfaltige Handlung, ein buntes Gewirre gesellschaftlichen Zusammenseyns, zahllose Figuren in zusammengruppirten Massen, besonders wenn man die Bauernscenen, Dorffeste und Jahrmärkte hierher rechnen will, und andere das Auge und die Feder vielfach beschäftigende Auftritte enthalten sind. Unter den 20 bis 30 Porträts nennen wir z. B. den Hugo Grotius, von Rembrandt, Eins der vorzüglichsten Bilder dieser Sammlung*) den Prinzen von Oranien, den schon angeführten Lucerus, das Bildniß von Vandyk (?), eine Englische Gräfin u. s. w. Unter den eben so zahlreichen Conversationsstücken zeichnen sich aus: Knellers Familie, zwei Gesellschaftsstücke von Palame-

*) Aus dem alten großen Gemäldecabinet im Schloß Drakenburg.

des, zwei Maler vor dem Schilderesel in ihrem Attelier, eine häusliche Familie von Slingeland, Hans und Gredel sich küssend, eine Familie von Landleuten von Heemskerk, Teniers u. s. w., einige Bombacciaden von Adrian Brouwer und Ostade, nebst mehrern Andern. In dieser Art sahen wir kürzlich in Bremen die schönsten Sachen unter den Steindruckblättern, welche uns Herr J. G. Zeller aus München im alten und neuen Museum vorzeigte, und die nach den Gemälden der Münchner Gallerie kopirt und unseres Wissens bis jetzt noch nicht erreicht sind. Möchte auch die lithographische Anstalt des Hrn. Jönßen in Bremen bald dahin gelangen, sich an ähnliche Versuche zu wagen, an Gemälden fehlt es uns dazu nicht. Der Steindruck hat den Kampf mit der Kupferstecherkunst glücklich begonnen und in mancher Hinsicht sogar schon siegreich beendigt. Baiern hat freilich immer den Vorsprung, weil es diesen Stein ganz allein erzeugt und die Arbeiten daher um so viel wohlfeiler liefern kann, indem der kostspielige Transport ihm nicht zur Last fällt.

Landschaften und Seestücke.

Die schattigen Lauben, die majestätischen Bäume, rieselnde Bäche und blaue Fernen, eine Ossianische Haide, die süße Schwärmerei der Wolken, dann wieder die furchtbar drohenden Felsenmassen, oder das Rauschen des bespülten Meergestades, alles Dieses macht das Fach der Landschaftsmalerei dem Herzen wieder auf eine ganz eigene Weise lieb und werth. Was Salvator Rosa und Ruisdael, Berghem, Sonje, Peters u. a. nur Schönes gedichtet haben, finden wir auch hier unter diesen Bildern wieder. Schade nur, daß wir in diesem Fach Bilder von unseren vaterländischen Meistern, wie z. B. den beiden Hrn. Menken, u. a. so ganz vermissen; bloß unter den Thier- und Viehstücken sehen wir nur zwei von Hrn. Prof. Menken d. ält., auf welche wir unten wieder zurückkommen werden. Jede Sammlung dieser Art sollte zunächst auf ihre näheren Umgebungen sehen, um einheimische Talente zu beschäftigen und dadurch zu ermuntern, um sie zu einer immer höheren Stufe der Vollkommenheit anzureizen, wodurch wieder andere oft verborgene Anlagen geweckt worden, und wodurch wir dahin gelangen, anderen Nationen Achtung für unsere Kunst einzuflößen, den Deutschen einen Namen zu erwerben oder den bereits erworbenen zu sichern und zu mehren, sey es auch nur unter den vaterländischen Städten selbst sich auszuzeichnen oder eigenthümlich zu bewähren. Solche Sammlungen sollten gleichsam ein Museum vaterländischer Produkte seyn, Diese werden für den Beschauer immer ein gewisses weit größeres Privat-Interesse haben, als andere Werke, oder wenigstens wird dies Interesse doch von ganz eigenthümlicher Art seyn und immer den Reiz der Neuheit behalten.

Die Blumen- und Fruchtmalerei

schließt sich wohl, in so fern wir auf Vegetation und schöne Pflanzenformen sehen, am bequemsten an die Landschaftsmalerei an. Mehrere gelungene Bilder, etwa 15 bis 20, theils von Pater Segers, theils von Huysum, Rachel Ruysch und Boschad, verdienen hier genannt zu werden, theils von andern Meistern, welche die lieblichen Kinder der Flora, die ohnehin schon in solchen festlichen Kleidern erscheinen, auch noch mit dem Kleide der verschönernden Kunst angethan haben und zur Ehre des Schöpfers durch Verbindung von Kunst und Natur das Höchste und Schönste hervorbrachten, was der schaffenden Mutter Natur allein ohne den Menschen, den sie gleichfalls schuf, nicht gelingt. Das Auge des Malers

überhaupt ist, wenn wir so sagen dürfen, ein Zollhaus, dem alle schönen Gestalten und Farben Rede stehen müssen, um ihm den gebührenden Tribut zu bringen; wer nichts von Werth bei sich führt, wird nicht vorgefordert, er kann ungehindert vorübergehen. Die Töchter der Flora werden vor Allen hereingenöthigt, sie müssen sogleich dem Maler sitzen, um ihr Porträt zu malen; denn sie welken schnell, und sie sind deßwegen so schön geschaffen, weil sie so schnell welken. Ein Bouket ist gleichsam ein Conversationsstück von Blumen; hier sehen wir die Unschuldige in der Lilje, die Demüthige im Veilchen, die Stolze in der Tulpe, und in der Rosenknospe die vollblühende, erröthende Jungfrau. Mag davon die morgenländische Sitte herkommen, sich durch die Zeichen der Blumensprache zu unterreden, oder sich Blumenblätter zu schenken, die mit Worten beschrieben sind, wie: „die Rose der Rose“ oder mit Versen, wie:

„Blühe nur fort, mein Röschen, dem dich verstehenden Herzen!“

oder ähnlichen Sinnsprüchen, immer wird diese Art der Unterredung die edelste und bescheidenste und zugleich die sinnreichste bleiben; die ganze Schöpfung redet ja durch Bilder zu uns, und sie schuf uns auch diese, die das Abbild der Sterne sind, um wie ein zweites schönes Geschlecht unser Leben zu erheitern.

Man verzeihe uns, wenn wir zu dieser blumenreichen Sprache durch — die Blumen verführt werden.

(Der Schluß folgt.)

Mein letztes Wort.

Von F. A. Dreyer.

„Ihr geht gar unbarmherzig dran,
Und tadelt Alles um und an,
Schmäht den Poeten und den Mann,
Und Perthes und den breiten Giebel —
Nehmt doch die Wahrheit nicht so übel!“

So beantwortete der sel. Claudius die Angriffe seiner Recensenten. Auch meine verkappten Gegner, Denen ich mit offner Stirn und ehrlichen Waffen entgegen trat, suchen sich durch Verunglimpfung meines persönlichen Charakters und meines Geschäfts aus der Verlegenheit zu ziehn, und auch ihnen weiß ich nichts anders zu antworten, da ich in einen Ton wie in der letzten Nummer des Bürgerfreundes unmöglich einstimmen kann. Im Bürgerfreunde dazu aufgefordert, habe ich über den Werth der darin beschriebenen Gemälde des Hrn. B. mein Urtheil ausgesprochen, und sämmtliche darin bis dahin angeführten, großen Meistern zugeschriebenen Bilder, entweder für Kopien oder für Werke höchst mittelmäßiger Meister erklärt. Was thut man nun, um mein Urtheil niederzuschlagen? Man bringt ein höchst unbedeutendes, von van der Werff seyn sollendes Bild, das selbst der Laie für einen Wechselbalg erkennen muß, auf kurze Zeit vor die Augen des Publikums. — In einem zweiten Aufsatze spreche ich nun meine Meinung über dies Bild aus, verlange ein kompetentes Gericht, und mache mich, wiewohl ich nicht reich bin, anheischig, wenn dieses Gericht mein Urtheil verwerfen würde, eine bedeutende Geldstrafe zu erlegen, und mich öffentlich für einen höchst unwissenden Menschen zu erklären. Was geschieht hierauf? Statt meinen Vorschlag anzunehmen, oder die Entscheidung einem hiesigen Kunstgericht zu unterwerfen, hält man es nicht für unrecht, eine „M. Bölken“ unterzeichnete Schrift, Deren Aufnahme im Bürgerfreund die Censur Desselben, wie ich aus einer Anmerkung sehe, verweigert hatte, in — Wirths- und Kaffeehäusern niederzulegen. Da ich zu stolz bin, um

den Kampf mit solchen Waffen und auf solchen Kampfplätzen fortzusetzen: so kann von einem Kunststreite zwischen mir und Hrn. Boelken oder seinem Sekretär von jetzt an nicht mehr die Rede seyn. Ich füge nur noch die Bitte hinzu, daß einige Unpartheiische, welche Gemäldesammlungen gesehen und sich mit Kunstgegenständen beschäftigt haben, ihr Urtheil über die Sammlung des Herrn B. ebenfalls öffentlich aussprechen möchten, und die Erklärung, daß ich es für eine meinem guten Namen schuldige Ehrenpflicht gehalten habe, Herrn B. wegen des letztgedachten, von ihm unterzeichneten Aufsatzes vor seinen bürgerlichen Richter zu ziehn.

---

* Ermahnung eines sterbenden Regenten.

Boleslaus II., Herzog von Böhmen, sagte seinem Sohn, wenige Augenblicke vor seinem Hinscheiden:

Mein Sohn!

Zum Menschenregierer hat Gott Dich bestellt. Werde darüber nicht stolz, und zeige Dich gleichsam wie einer aus ihnen, ein Mensch!

Erkenne in Dir auf der Höhe des Thrones, der Sterblichkeit Loos!

Was Du hienieden für die Ewigkeit wirkest, bedenke nicht Deines zeitlichen Vorrangs, Herrlichkeit und Macht!

Dein Wissen genüge Dir nicht! sey weise auch durch den Rath der Erfahrnen und Weisen!

Achte den Ruf Deiner Ehre, mehr als das Geld!

Nicht ohne Gründe, mein Sohn! hat Karl, der weiseste und mächtigste Fürst, den Erben seiner Krone mit einem schrecklichen Eide verpflichtet:

„In seinem Reich nie zu gestatten, einen hinterlistigen und falsch bezeichneten Werth an Gewicht oder Gold."

Durch solche schelmische Künste, und durch vermessene Machtgebote werden sich, mein Sohn! die Gränzen Deines Reiches vermindern, die ich über Krakau bis an die Gebirge ausgebreitet habe durch Gottes Gnade und den Reichthum des Volk's.

Fresko-Anekdoten.

Jemand trug zwei Bücher unter dem Arme. Einer, der ihm begegnete, deutete auf das eine Buch und fragte: was haben Sie hier? — Die Sappho. — Und hier? — Auch die Sappho! ich höre das Stück sey gar so schön, daß ich gesonnen bin, es zwei Mal zu lesen.

Ein Ungar stellte seinem Freunde zwei Frauenzimmer, welche er an den Armen führte, mit den Worten vor: „Das ist mein Frau und mein Tochter, Jüngere ist Tochter." —

Druckfehler.

In Nro. 64 d. B. Seite 508. 1. Sp. letztes Wort 2. Sp. erstes Wort, lese man Worpheim statt Worpsum.

Auflösung der Charade in N. 67.

Elfenbein.

Nro. 69.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 29. August 1819.

Die Meerfahrt.

Es toben ring's des Meeres wilde Fluthen,
mit den empörten Welten kämpft ein Kahn; —
er gleitet sicher auf gewählter Bahn,
ob Tod und Schmerz auch droh'n, ihn zu entmuthen. —

Denn mit des heißen Herzens stillen Gluthen,
wagt frommer Sinn sich auch auf leichten Kahn,
und schifft — ob Stürme tosend ihn umfah'n,
auch ohne Pharus auf bewegten Fluthen. —

Zum Himmel er die klaren Augen hebt —
ob dunkle Wolken ihn auch ring's umziehen,
weil reine Flammen seine Brust durchglühen. —

Der fromme Sinn, der auf zum Vater schwebt,
ist nur ein Herz, in dem der Glaube lebt
aus welchem Liebe und die Hoffnung blühen.

Der Eifersüchtige.

Wandle nicht so gern am See da!
Küsse diesen Schwan nicht! He da!
Du erinnerst mich an Leda.

Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen.

(Fortsetzung.)

Fortuna spielt mit allen unsern Sorgen:
Der Lust folgt Traurigkeit.
Der Weise trauet nie dem ungewissen Morgen,
Und braucht das kurze Heut.

Freiherr von Cronegk.

2.

Nach acht Tagen schon ritt Fritz auf seinem brausenden Engländer aus dem Thore seiner Garnison; ihm folgte in angemessener Ferne Matz, der treue Reitknecht, auf dem dürren Klepper.

Es war ein heller, kalter Wintermorgen, an welchem der junge Held die verhängnißvolle Reise antrat, und wenn des schönen Jünglings hehre Gestalt gleich mit nichts weniger, als mit dem magern ausgehungerten Don Quixote des Cervantes zu vergleichen gewesen wäre, und wenn ferner von Fritz nicht zu befürchten gewesen, daß er Windmühlen für Riesen ansehen würde, so hatte dennoch unser Portepeefähndrich

mit dem Spanischen Abentheuerer die Unkunde der Menschen und Welt, eine glühende Phantasie und einen chimärenhaften Sinn gemein, so wie anderwärts des ehrlichen Matzen Dummheit jener des weiland Sancho Pansa gleich zu stellen war, wenn Matz schon auf einem dürren Rosse und keineswegs auf einem Esel ritt.

Den letzten Kredit hatte der alte Herr von Tulpenhorst aufgeboten, das geliebte Söhnchen durch eine volle Geldbörse in den Stand zu setzen, in der Hauptstadt glänzend auftreten und durch einen standesgemäßen Aufwand Fräulein Emilie und der alten Tante wo möglich imponiren zu können.

Des Jünglings Einbildungskraft schwärmte unaufhörlich in den Vorgefühlen der Freude, des Glückes und der interessanten Situationen, welche er in der Hauptstadt zu finden hoffte, und rasch eilte er vorwärts.

Am dritten Tage seiner Reise bemerkte Fritz einen eleganten Reisewagen, welcher in einer kleinen Entfernung vor ihm auf der Landstraße dahin rollte. Die Erscheinung war unserm Helden ziemlich gleichgültig, denn seine Gedanken schweiften nur ewig in den Regionen der verhängnißvollen, so nahen Zukunft. Als aber der Portepeefähndrich bemerkte, wie jener Reisewagen plötzlich von der Chaussee herab in den tiefen Straßengraben stürzte, fühlte er sich plötzlich aus seinen rosenrothen Phantasien aufgerüttelt, der Engländer erhielt beide Sporen zugleich, und rasch flog der junge Ritter hin nach der Stelle, wo das Unglück geschehen war, um hülfreiche Hand zu leisten.

Als er bei dem umgestürzten Wagen angekommen war, sprang er rasch vom Pferde. Er sah, wie drei Damen, eine alte und zwei junge, unter dem Wagen lagen und ängstlich um Hülfe riefen. Schnell und behende zog er die Damen unter dem Wagen hervor. Schaden hatte glücklicher Weise Niemand genommen, allein die armen Frauen waren vor Schreck halb außer sich, und nur unzusammenhängende Worte waren sie im Stande hervorzubringen. Fritz leitete tröstend die verunglückten Damen nach einer Steinbank, welche sich gerade zufällig an dieser Stelle neben einem steinernen Meilenzeiger befand, und während die Damen beschäftigt waren, sich vom Unrathe zu reinigen und ihren Anzug wieder einigermaßen zu ordnen, beschäftigte sich Fritz mit Hülfe seines Reitknechtes und des Kutschers der Damen, den umgestürzten Wagen wieder in die Höhe zu bringen. Nicht ohne großen Anstrengung und Zeitverlust glückte dieses endlich und nun erst wendete sich unser Held wieder zu den Damen, deren Aeußeres genauer zu prüfen ihm bis jetzt nicht vergönnt gewesen war. Er hielt die alte Matrone für die Mutter oder Tante der einen jungen Dame, und das dritte Frauenzimmer für ein Kammerkätzchen oder etwas dergleichen. Der erste Anblick der wirklich sehr reizenden jungen Dame machte auf unsern Fritz solch gewaltigen Eindruck, daß er nicht sogleich Worte finden konnte; doch wußte er sich schnell genug noch zu fassen, und zeigte hierauf sehr ehrerbietig der alten Dame an, daß der Wagen glücklicher Weise nicht zerbrochen, und mithin nun der Fortsetzung ihrer Reise nichts weiter im Wege stünde.

Auch die Damen hatten inzwischen ihre Fassung wieder einigermaßen erlangt, und die älteste dankte nun dem jungen Militär auf eine sehr gebildete und verbindliche Weise für den geleisteten Beistand, klagte aber, wie sie ganz durchnäßt und gar sehr entkräftet wäre.

In freilich noch weiter Ferne lag ein Städtchen am Wege, und Fritz bot sich sehr galant an, voraus zu reiten und den Damen im besten

Gasthofe des Städtchens warme Stuben und stärkende Getränke zu bestellen.

Nothgedrungen, wenn schon nicht ohne Weigerung, nahm die Dame des Fähndrichs Anerbieten an, und augenblicklich warf sich der Ritter auf den brausenden Engländer und flog in Galopp dahin, indeß die Damen ihren Reisewagen bestiegen und langsam folgten.

Als die Frauenzimmer endlich nach einer geraumen Zeit erst im Gasthofe ankamen, fanden sie bereits warme Stuben und heißen Kaffee. Man beschloß sogleich, hier zu übernachten und die Damen zogen sich in ihre Stuben zurück, um sich hier umzukleiden und einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Gegen Abend wurde Fritz das Kammerjüngferchen ansichtig; sie berichtete ihm, wie ihre Herrschaft sich bereits ausgeruhet habe, und nun nach der Ehre verlange, den Herrn Fähndrich bei sich zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbild.

Erziehung.

Wir wollen weder auf die Folgen des heutigen Erziehungswesens, noch auch auf das wissenschaftliche Fach allein Rücksicht nehmen, um so weniger, da der größere Theil derjenigen Schriften, welche zur Widerlegung der bekannten Denkschrift des Staatsraths von Stourdza erschienen sind, gerade diesen Punkt fest ins Auge genommen hat; wir beschränken uns nur auf die Erziehung der Jugend bis in die Jahre, wo der Geist zu selbstständigen Kräften gekommen ist, und nunmehro den Lebensweg frei erwählen und betreten kann.

Die Behandlung der Kinder beiderlei Geschlechts ist bis zu diesem Zeitpunkte durchaus nicht verschieden und darf es nicht seyn, wenn nicht im Voraus eine zu schnelle und darum schädliche Absonderung derselben bewirkt werden soll. Bei aller Liebe für Kinder und ihre Erziehung, haben wir uns dennoch nicht entschliessen können, die Hebammenkunst ex fundamento zu studiren, und uns längere Zeit in den sogenannten Kinderstuben aufzuhalten, daher die folgenden Bemerkungen nur höchst mangelhaft seyn können. Ein vorzüglicher Tadel trifft heut zu Tage die Mütter, die sich meistens von ihren Kleinen von Kindheit auf entfernen und sie fast nur als Spielwerk, als ein Mittel, ihr Ansehen gegen andere kinderlose Frauen, lächerlich genug, geltend zu machen, betrachten und behandeln. Wie kann man auch den jungen Müttern die Zumuthung machen, sie möchten ihre Kinder selbst säugen, da diese Anstrengung ihrer Gesundheit eben so schädlich, als ihrer Schönheit verderblich werden könnte. Sie werden es ja im 18ten Jahre, und haben schon im 14ten in großen Zirkeln von huldigenden Männern umgeben, gelernt, ihre Leidenschaften zu unterdrücken, ihre Gefühle zu beherrschen. Nur Plutarch, ein Heide, ein grämlicher Philosoph, konnte in seiner trefflichen Abhandlung über Erziehung den Rath aussprechen:

„Ihr Mütter, müsset eure Kinder selbst tränken und wär's euch unmöglich, so übergebt doch den Säugling nicht einer Wärterin, die euch zuerst in den Wurf kommt, sondern einer, die schon als rechtschaffene Kinderpflegerin bewährt erfunden ward."

Selten aber hat die Hausfrau, wenn sie nicht zugleich Hausherr ist, eine Stimme bei der Wahl einer Amme für ihre Kinder; dem Herrn gefällt nun gerade diese — ob sie auch als Amme seinen Kleinen nütze, gleichviel. — Wie kann man aber unter solchen Umständen

*

erwarten, daß diese Nichterwählten die mütterliche Sorge den Kleinen nur einigermaßen ersetzen werden! — Ihr Vergnügen gilt ihnen alles, und die Kleinen nur soviel, als sie etwa zu jenem beitragen können. Glücklich, wenn diese Ammen- und Muhmen-Zucht nicht länger als ein oder zwei Jahre dauert, wenn dann die Kleinen bisweilen unter der Mutter Aufsicht kommen, die doch wenigstens aus natürlicher Liebe ihnen mehr Aufmerksamkeit widmet. Die Kinder spielen zu den Füßen der jugendlichen Mutter, und dürfen soger bei Theegesellschaften die große Putzstube betreten, um hier ihr eigenes und der Mutter Lob zu hören, nicht sowohl über die blühende Gesundheit, als über den niedlichen, geschmackvollen Anzug der Kleinen. Ueberhaupt scheint es uns ein vorzüglicher Mißgriff zu seyn, Kinder von sechs und mehreren Jahren schon an den Vergnügungen und Lustbarkeiten der Erwachsenen Theil nehmen zu lassen.

Wie können denn Aeltern und Lehrer fordern, daß ihren Kindern und Zöglingen dann noch ernste Beschäftigungen einiges Interesse einflößen werden. Das kindliche Gemüth ist wie der Thon unter den Händen des Bildners. Jeder Druck ändert die Form und Gestaltung, eben so wirksam ist der Eindruck von Zerstreuungen und Freuden auf das menschliche Gemüth. Jeder weiß am besten aus seinen Kinder- und Jugendjahren, um wie viel freudiger man nach dem Spielzeug, als nach dem Buche greift. Jede Anstrengung, wobei wir nicht einiges Vergnügen empfinden, ist uns peinlich, zu jeder ernsten Beschäftigung werden wir uns schwer entschließen, wenn uns eine leichte und angenehme entgegen winkt, und dennoch geben wir als Aeltern und Lehrer so häufig Veranlassung dazu, eine unsern Kindern und Zöglingen zu verleiden! — Man besuche nur die öffentlichen Orte, als Kaffeehäuser, Schauspiele, Concerts oder geschlossene Gesellschaften, Gastmahle und dergleichen, ob man nicht überall Kinder findet, die schon im sechsten bis zehnten Jahre an allen diesen Ergötzlichkeiten Theil nehmen müssen! Von einem wahren Vergnügen solcher Kleinen bei diesem glänzenden Nichtsthun, kann gar nicht die Rede seyn, wohl aber sollte der Nachtheil, der aus diesem allzuzeitigen Genusse für sie auf ihr ganze Lebenszeit erwächst, von den Erfahrenen nicht unbeachtet gelassen werden. Denn wie mancher Jüngling ist schon zum Greise geworden, weil er als Knabe noch, Allen ein Jüngling galt, und weil das Leben mit seiner Welt, Erfahrungen und Freuden seinen Jahren vorgegriffen hatte. Dieser Fehler in unserer heutigen Erziehung verdient eben so gerechten Tadel, als die unsinnige Methode mancher Erzieher, die ihnen übergebenen Kinder ohne Berücksichtigung ihrer individuellen Geistes- und Körperkräfte nach bestimmten Regeln zu unterweisen. Das heißt doch in der That nichts anders, als alle Stiefel über einen Leisten schlagen. Man hat den Menschen so oft mit einem Baume verglichen, dessen Wurzeln in der Erde ruhen, während sein Gipfel in die Wolken strebt. Dieses schöne Gleichniß sollte Allen, denen mehr oder weniger die Erziehung der Jugend am Herzen liegt, bei der schönen Erfüllung ihrer Pflichten als Bild und Leitstern vorschweben, damit sie erst den Charakter und die Anlagen des Einzelnen prüfen möchten, bevor sie zur Anwendung festgesetzter Regeln übergehen. Nicht alle Bäume tragen gleiche Kräfte in sich, und nicht in allen Stämmen ruhen die Keime zu künftigen Aesten, Zweigen, Blättern, Knospen, Blüten und Früchten. Wie mancher Baum würde in einen fremden Boden, unter einem wärmern Himmelsstriche

schnell zur Reife gediehen seyn, der hier im zweiten Frühlinge schon kein Laub mehr trägt! — Wir müssen noch einmal auf den Weisen von Chärronea zurückkommen, der mir wie aus der Seele spricht: „Zweckmäßige Anleitung der Kinder, sorgfältige Erziehung, diese hülfreiche Führerin zu Tugend und Glück, ist das erste und vornehmste aller Erdengüter!“

* Entstehung des Oor.

Oor, eine braune, schwarzbraune, auch schwarze, felsenartige Masse, welche man oft unter dem Sand in Mooren, in Feldern, selbst hier in Bremen, bei Aufgrabungen findet.

Dieser Oor ist nichts anders als erstickter Moor; früher hat auf jenen Stellen Heide gestanden, und sich dadurch etwas Moor gebildet, und ehe solche bebauet oder zu Ländereien eingerichtet worden sind, ist von den Winden Sand darauf gewehet, durch die Last des Sandes ist der Moor gepreßt und erstickt, weshalb sich derselbe zu einer harten felsenartigen Masse gebildet hat.

Am besten kann man sich davon überzeugen, wenn man in den Heiden stehenden kleinen Sandbergen, Hohlwegen und wo die Chaussee durchgegraben ist, die Laagen von Sand und Oor genau betrachtet.

A. F. B.

An den Confiturier der Zeitung für die elegante Welt.

Wohlgeborner,

Insonders hochzuverehrender Herr Zuckerbäcker!

Ob ich gleich noch nicht die Ehre habe, Ihnen bekannt zu seyn, kann ich doch dem Drange an Sie zu schreiben, nicht widerstehen; denn in dem Augenblicke, wo Confiturierś unsrer Art sich erkennen, sind sie nicht nur intime Freunde, sondern auch so alte, als ob irgend ein günstiger Zufall sie vor Erschaffung der Welt schon einander in die Arme geführt hätte.

„Aber wer sind Sie denn eigentlich, alter intimer Freund?“ — hör' ich Sie fragen. —

Wie schon gesagt — auch ein Zuckerbäcker und zwar — ohne Ruhm zu melden — ein so vortrefflicher, daß ich mich entschlossen habe, nach Hayti zu gehen; denn lege ich allda auch nur Eine Probe von meiner vollendeten Kunst ab: so wehe dem Herzog von Marmelade! die schwarze Majestät, im ersten Entzücken, nun ein ganz anderes lumen mundi zu besitzen, enthauptet zuverlässig den Bönhasen*) mit eigner hohen Hand, und ich Glücklicher sodann — ich zuckerbacke mich nach und nach bis zur Würde des Premierministers hinauf. Um ein so wichtiges Amt mit einem glänzenden Acte der Gerechtigkeit zu beginnen, sende ich Ihnen hernach sogleich mit der schnellsten Fregatte zum wenigstens 100,000 Dollars. Sollte mehr in der Staatskasse vorhanden seyn — auch das; denn so ausgezeichnete Verdienste, wie wir Beide sie in den Ofen schieben und gar gebacken wieder herausziehen, kann kein Krösus würdig genug belohnen. Um das zu beweisen, habe ich nichts nöthig, als an Ihre letzte eingemachte Lesefrucht zu erinnern. Diese, Todtenbuch betitelt, ist eine der köstlichsten. Auf Ehre, Herr College! wenn wir bald in ganz Europa — Spanien und die Türkei nicht ausgenommen — repräsentative Verfassungen erhalten; so verdanken wir das Niemand, als Ihnen. Sie haben die Nützlichkeit derselben — nicht sowohl für das Volk, denn das wäre der Mühe nicht

*) Oder vielleicht: Beinhasen. Ein studirter Waidmann sagt: der Haase hat: — Läufe.

werth, sondern für die, welche das Ruder des Staats in Händen führen — mit tiefer Welt- und Menschenkenntniß sonnenklar dargethan. Bisher stand ich in dem thörigen Wahne: es sey leichter, eine Welt zu erschaffen, als nachher eine zu regieren. Ich hatte daher auch ganz und gar nicht Lust, des Königs Christoph Minister: Staatssecretär zu werden, und da gleichwohl verschiedene Zeitungen von meiner Bereitwilligkeit, jene Charge anzunehmen, schon etwas munkeln sollen; gedachte ich so eben, durch den unpartheiischen hamburger Correspondenten, alle dergleichen Gerüchte für zu voreilig erklären zu lassen. Als ich aber von Ihrem herrlichen achtzehnten Aufsatz genascht und denselben wohl digerirt hatte, ging mir plötzlich ein Licht auf. Das ganze große Geheimniß der Staatskunst lag offen vor mir da und ich sah nun ein, daß es mir bei allem Mangel an Uebung dennoch gelingen müsse, das Königreich der Schwarzen trefflich zu beherrschen. Habe ich nämlich nicht Lust, etwas wirklich ins Leben zu rufen; so mache ich blos eine Comödie daraus. Panem et Circenses! schreit unaufhörlich das Volk. Ei! so thue man doch den Willen der großen Kinder, damit sie aufhören zu schreien. Panis oder Brod ist freilich oft schwer aufzutreiben, weshalb auch einmal, wie Ihnen bekannt seyn wird, ein pariser Minister, in allem Ernst den braven Versuch machen wollte, die Franzosen ans Heufressen zu gewöhnen. Dagegen sind die Circenses einer Ständeversammlung desto leichter aufzuführen. Und wohl hernach dem Minister! Die Volksvertreter bereiten ihm nicht nur ein sanftes Ruhekissen, sondern auch decken sie ihm den Rücken mit einem ehernen Schilde, von welchem alle Pfeile der Verläumdung abprallen. Wollte ich z. B. selbst den Negern in St. Domingo eine dringend nothwendige neue Abgabe auflasten; so würde ich ganz gewiß beräsonnirt werden. Dieser oder jener Naseweis könnte wohl gar fragen: was ich denn mit dem Mammon anzufangen gedenke? Schreiben hingegen auf einen gnädigen Wink von mir die Volksvertreter eine Steuer aus und wäre sie auch noch so drückend — was thut's? Ich widersetze mich zum Schein und sage mit Donnerstimme zürnend: Nein! nimmermehr! das kann ich nicht zugeben. Das würde den guten Haytieren, die ich, wie meine Kinder liebe, zu viel werden. — Desto hitziger bestehen die Volksrepräsentanten auf ihren Kopf und setzen auch endlich ihren Willen durch. — „Hochgeehrte Anwesende!" fahre ich dann mit sanfteren Tönen gerührt fort — „ich sehe mich überflügelt. Sie haben das Centrum meiner Bedenklichkeiten durchbrochen. Wenn das edle Volk von Hayti, welches so würdig von Ihnen vertreten wird, sich so gar sehr nach der neuen Abgabe sehnt und dieselbe schlechterdings verlangt; so bleibt mir nichts übrig, als mit guter Manier nachzugeben. Vox populi, vox Dei! Thun Sie in Gottes Namen, was Sie nicht lassen zu können fühlen." Dankbar bringen mir hernach die Mohren Abends bei Fackelschein ein Vivat und nennen mich: pater patriae! — Ich sitze indessen wohlgemuth in meinem Zimmer da, angethan mit einem seidenen Ehren-Schlafrocke, rauche einen ächten Havannah Cigarro oder eine Pfeife Virginien-Kanaster, und ruhe auf meinen Lorbeeren aus.

Freund! wird ihr Herz nicht groß? — Wenn ein beträchtlicher Theil unserer Gegenfüßler durch meine Regierungskünste zufrieden gestellt wird; so haben sie das blos Ihren eingemachten Lesefrüchten zu verdanken, die auch anderwärts auf andre Weise schon viel Gutes gestiftet haben mögen. Grade so wie Sie, aber machte ich es

bisher auch. Ich backe durchaus nichts, ohne eine Devise hinein zu stecken. Um den Chicanen der Censur zu entgehen, habe ich mir eine Handdruckerei angeschafft, mit welcher ich meine versus memoriales vervielfältige, um dadurch, so weit mein Wirkungskreis reicht, das Wahre, Gute und Schöne zu verbreiten. In allen meinen Pfannenkuchen und Markpasteten drang ich von jeher auf Constitution und Volksvertretung, ich bestehe darin hartnäckig auf Preßfreiheit, öffentliche Justizpflege, Schwurgerichte und gleiche Vertheilung der Staatslasten. Zu den Ultra's pflege ich: Non plus ultra! zu sagen in meinen Backwerken. Um aber auch zu längeren Aufsätzen Gelegenheit zu bekommen, schreibe und drucke ich sämmtliche Maculatur zu meinen Zukkerdüten selbst. Im Jahre 1808 conditionirte ich in Berlin. Ich war der Erste, der damals schon einsah, daß nur durch Aufstehen des Volks in Masse die Franzosen vertrieben werden könnten, und daß zu diesem Zwecke alle männliche Glieder der Nation militärisch ausgebildet werden müßten. Dieses setzte ich auf meinen Zukkerdüten meisterhaft aus einander. Die Erfahrung hat nachher meine Ideen bewährt. Sonder allen Spaß! ich bilde mir ein, daß ich, der Zuckerbäcker, es eigentlich bin, der das Vaterland gerettet hat und zwar auf Gefahr seines Lebens; denn wäre Marschall Davoust auf den Einfall gekommen, sich meine Maculatur ins Französische übersetzen zu lassen; so war ich ein Kind des blassen Todes. Ganz gewiß wäre ich, wie Palm, sogleich vor ein Militärgericht gestellt und mir nichts, dir nichts erschossen worden. Nun werden Sie denken, daß ein so würdiger Mann, der sich mit Horatius Cocles und Mucius Scaevola kühn messen darf — auch auf dem grünen Zweige seyn müsse. Aber ach! — Es giebt freilich wohl in Deutschland hin und wieder kuriose Liebhaber, die Zuckerbäcker von ausgezeichneten Talenten hoch zu schätzen wissen; allein das ist auch Alles. Niemand denkt daran, daß selbst das größte Genie, wenn es 3 Tage lang nichts zu essen hatte, am vierten — bei dem besten Willen, der Welt noch ferner zu nützen — aus leicht begreiflichen Gründen nothgedrungen aufhören müsse, zu wirken. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Soll ich es Ihnen vorsingen? Nun! so wohlan — Arrige aures Pamphile!!! Ich fange sogleich an, meine Lebensgeschichte für Sie aufzusetzen. Dann sollen Sie auch meinen Namen erfahren. Einstweilen leben Sie wohl! —

(Aus d. Freim. f. Deutschl.)

---

* Zensoranekdote.

Ein orthodoxer Zensor strich aus einem Gedicht die Stelle: „O ihr guten Götter," als der Religion anstößig, weg, und schrieb dafür hin: „wie schön ist das Wetter."

Aus Amand Berghofers literarischem Vermächtniß. S. 38.

---

* Vorschlag zur Güte.

Die Leser des Bürgerfreundes möchten sich wahrlich zu sehr gaudiren, wenn der gefährliche, heroische Kampf zwischen Hrn. Dreyer und Hrn. Boelken noch länger fortdauern sollte. Es ist, dünkt mich, Zeit, den Streit zu enden.

Also! Hr. Dreyer erwähle sich zwölf, neun, oder wenigstens sechs Männer, welche er will, zu Gehülfen; und ich dagegen allein — als Vermittler: wir gehen zu Hrn. Boelken und machen uns mit seinen Gemälden bekannt, (denn Hr. Dreyer kennt sie offenbar nicht hinlänglich). Aus dem

in Gegenwart dieser Männer aufzunehmenden Protokoll wird erhellen, an welcher Seite das Recht ist, und wo der Irrthum haftet. Der weite Weg nach München oder Dresden wäre dann gar nicht nöthig.

Muß der Unterzeichnete dieser Uebermacht weichen, so bezahlt er Einen Ld'or pro poena an eine wohlthätige Anstalt. Dieser Eine Ld'or wäre sicherer in den Händen der Armen, als jene ausgelobten, auf weiten Wegen zu suchenden zweihundert! *)

Maler Menken.

Nachtfeier.

Der Vollmond glänzt! die goldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelszelt,
Und mich ergreift begeisterndes Verlangen,
Wie schön bist du, o Welt!

Hinaus, mein Geist! entflieh dem engen Zimmer,
Und feire die Natur!
Ergötze dort dich an dem Sterngeflimmer,
Und ahne Gottes Spur.

Schön bist du, Nacht, in deiner dunkeln Hülle,
Und mild ist deine Luft!
Es streuet Wohlgeruch durch deine Stille
Der Nachtviolen Duft.

Im Nußgesträuch singt klagend Philomele
In sanften Melodien,
Und ich, im Blick die tiefergriff'ne Seele,
Muß freudig hocherglüh'n.

Bald ruhet die Natur in ernstem Schweigen,
Die Nachtigall verstummt, —
Nur hin und wieder in den grünen Zweigen
Ein Käfer einsam summt.

O heil'ge Stille, die die Welt beschattet,
Wie sprichst du sanft mich an;
Du labst den Geist, vom Tagewerk ermattet,
Der froh dich feiern kann.

Wenn einstens ich das hohe Ziel errungen
In jenem Lichtgefild',
So seh' ich dich, von Himmelswonn' durchdrungen,
Jehova, groß und mild!

O schönes Land, wohin die Seelen fliehen!
Wo Licht das Dunkel hellt;
Dort einet sich zu reinern Harmonieen
Der Mißklang dieser Welt!

Triolett.

In des Kummers trüben Tagen
leuchtet uns der Hoffnung Stern.
Freundlich leitet er uns gern
in des Kummers trüben Tagen.
Armer Dulder, warum zagen
glaub'st die Hoffnung sey Dir fern?
In des Kummers trüben Tagen
leuchtet schöner nur ihr Stern. —

Mißverstand.

Ein junger Mensch kam aus dem Theater, hochentzückt von den geschauten Herrlichkeiten.

Was haben sie denn gegeben? fragte seine Wirthin.

Einen halben Thaler, antwortete derselbe.

---

*) Mit dem obigen Aufsatz schließen wir, um unsere Leser nicht zu ermüden, den Kunststreit wegen den Gemälden in der Bölkenschen Sammlung, werden jedoch in einer der folgenden Nummern dieser Wochenschrift dem geehrten Publikum anzeigen: ob obiger, oder des Herrn Dreyer's Vorschlag angenommen ist und welches Resultat die Untersuchung ergeben hat. D. Red.

No. 70.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 2. September 1819.

* Wo weilt das Glück? —

Wo weilt das Glück? — wo streu't es seine Garben
Mit milder Hand auf freie Fluren aus? —
Wo ein't es sanft die ewigheitern Farben
Der Freiheit und Zufriedenheit zum Strauß? —
Die Jungfrau mit dem blutigen Gewande,
Europa — trauert, und verblüht im Harm:
Die Adern glühn vom wilden Fieberbrande,
Und kraftlos ruh't ihr einst so starker Arm.

Da wo des Tajo helle Fluthen wallen,
Wo die Orange durch den Laubkranz glänzt;
Wo nur die Blätter von den Zweigen fallen,
Wenn schon ein neuer Lenz die Haine kränzt.
Auf Lusitaniens beblümten Fluren,
Begrüßt den Mai kein froher Wonnelaut,
Der Mangel wankt auf dornenreichen Spuren,
Und düstre Sorge ist des Mangels Braut.

Noch faßt das Herz ein unbezwinghar Grauen,
Wenn sich der Blick auf öde Trümmer senkt,
Aus jener Zeit, wo Saragossa's Auen,
Nur Menschenblut und Thränenfluth getränkt;
Denn Arroganz und Fanatismus schleichen,
In das Gewand der Frömmigkeit gehüllt,
Wo aus dem Kranz' von blühenden Gesträuchen,
Der süße Duft der Mandelblüthe quillt.

Noch flammt es wild in jenes Craters Gründen,
Aus dem die Lava wilder Volkswuth floß;
Noch will der Stolz der Fessel sich entwinden,
Mit der ihm jüngst gekränkte Menschheit schloß.
Von der Garonne freundlichen Gestaden,
Bis an des Rhein's ersiegte Scheidewand:
Da steht die Wolke — um sich zu entladen
Und die Empörung schwingt den Feuerbrand.

Dort wo die Alpe sich an Alpe reihet,
Wo sich die Schweiz — das freie Land erhebt,
Das einst ein Tell, ein Winkelried geweihet,
Wo jener Helden hehre Tuzend lebt:
Dort läßt der Hirt' des Berges grüne Seite,
Der Väter Hütte sagt er Lebewohl,
Es treibt ihn fort, in unbekannte Weite,
Ein falscher Wahn lockt ihn zum fernen Pol'.

Und auch das Land, wo die Citronen blühen,
Wo Saitenspiel im Blüthenhain erklang,
Um das Natur, mit zärtlichem Bemühen,
Den schönsten Kranz der schönsten Blumen schlang:
Verstummt sind dort der Freude helle Lieder,
Ob die Natur gleich mild und ewig grün;
Der Appenin hall't von den Klagen wieder,
Die von der Armuth bleichen Lippen fliehn.

Die Czaarenstadt, in deren Feuergluthen
Das Schlachtenglück des Weltenstürmers schwand,
Erstand aus Schutt — doch ihre Wunden bluten,
Und keine Früchte zeugt das blut'ge Land.
Das Glück weilt nicht in jenen weiten Reihen,
Denn der Leibeigne schätzt die Freiheit nicht,
Sein Sinn kann kaum die Göttliche erreichen,
Sein starrer Blick erträgt kein helles Licht.

Das Nebelland, wo Ossian gesungen,
Wo noch die Sage goldner Freiheit lebt;
Wohin der Fuß der Feinde nie gedrungen,
Vor dem der Römer Feldherr selbst erbebt:
Es fühlt den Druck der sturmbewegten Zeiten;
An lockern Banden schwebt die Einigkeit,
Und selbst das Weib — will für die Freiheit streiten,
Und pflegt den Saamen, den die Zwietracht streut.

Wo von Trolhätta's wildgezackten Höhen,
Die helle Fluth durch grause Klippen rauscht;
Wo nie des Südens milde Hauche wehen,
Im düstern Hain' der Eichen Echo lauscht:
Muß Echo oft mit dem Betrübten weinen,
Und zürnen mit des Schicksals herben Zwang',
Es sieht ein Haupt, wo sich zwei Kronen einen,
Die nicht die Wahl des Volks so eng verschlang.

Und du mein Land — mein deutsches Land vor Allen!
Auch deine Blüthe welkte und verblich,
Es nah't wie Sturm — und schwarze Wolken wallen;
Dein schöner Stern, der Stern der Hoffnung wich.
Gewaltsam ist das schöne Band zerrissen,
Das Eintracht einst um Fürst und Volk gereih't,
Und deine Söhne, deine Häupter wissen
Was Noth thut, nicht, in dieser ernsten Zeit;

Denn das Vertrauen, das die Herzen stählte,
Im wilden Kampf' für Fürst und Vaterland,
Der Glaubensmuth, der Deutschlands Volk beseelte,
Ist durch der Täuschung dunkle Nacht verbannt.
Das Volk verlangt den Kranz, den es errungen,
Und Dornen sind's, die ihm das Schicksal bricht;
Der Unmuth spricht von tausend freien Zungen,
Die Flamme lodert, Zwang erstickt sie nicht!

Als Warnerin — war uns die Zeit erschienen,
Mit ihrem Zwang, der netzgleich uns umspann;
Als Lehrerin — der Politik zu dienen,
Nahm man ihr Buch — das Tyrannei ersann.
Ein Fürstenwort soll man nicht drehn und deuten!
Wir hofften fest, was uns das Wort versprach,
Als wir uns kühn dem heil'gem Kampfe weih'ten,
Der Volkesjoch und Thronenfessel brach.

Steh fest mein Volk! — ob deinem heil'gem Rechte!
Mein deutsches Volk, ob deiner Redlichkeit!
Steh fest mein Volk! — die Geissel ist für Knechte,
Kein Deutscher ist's, der ihr den Rücken leih't.
Steh fest und treu! der Nebel wird verschwinden,
Der zwischen Volk und Fürsten sich gedrängt,
Und die Geschichte wird der Nachwelt künden,
Wie herrlich groß, wie brav der Deutsche denkt.

Ihr Fürsten hört's, gebt euch dem Volke wieder,
Verbannt die Zweifel, die der Argwohn zeugt,
Verscheucht die Furcht, mit der des Leumunds Hyder
Um euren Thron und eure Herzen schleicht.
Das Volk ist gut! — den Vater will es sehen,
Der nur sein Ohr des Kindes Bitten leih't.
Der Vater nahe! — tausend Söhne stehen,
Und harren sein, — sind seines Winks bereit.

Dann sucht das Glück in unsers Deutschlands Mitte,
Wo Fürstenhuld des Volkes Treue lohnt:
Zufriedenheit weil't in der kleinsten Hütte,
Wenn Einigkeit auf freien Fluren wohnt.
In kräft'ger Jugend wird mein Volk erstehen,
Bekränzt mit Glück, und Ruhm — die Nachwelt lauscht
Bewundrungsvoll, wenn in der Eichen Wehen,
Aus ernster Zeit, die ernste Sage rauscht.

A. Daeves.

Die Schäfer des Pindus.

Idyllion.

Glücklich war der Frühling der strengen Winterhaft entronnen. An seinem heitern Sonnenauge schmolzen die Eisbande dahin; fröhlich erhob er im Morgenroth der Hoffnung zum Himmel sein blüthenbekränztes Antlitz, begrüßt von tausend Stimmen der Liebe und der Freude. —

Da begann um die Höhen des Pindus des Lebens hellster Jubelklang. Schalmeien und Cymbeln begleiteten die Feierchöre des den Göttern wohlgefälligen Hirtenvolks; festlich geschmückt mit Blumen und Bändern, im Herzen den Frieden, zogen im Gefolge der Heerden, in selig lächelnder Heiterkeit, Schäfer und Schäferin nach des Pindus grünen Sonnenmatten; — näher dem Himmel, in süßer Pflichterfüllung und reiner Unschuldsfreude dem Tage der goldnen Ernte entgegen zu reifen.

Wald und Feld hallten von fröhlichen Lustgesängen wieder, und erwacht vom lebendigen Getümmel der fröhlichen Schaar, fuhr der Pindus überrascht aus seinen Schlummer auf, und begrüßte sie mit holdem Entzücken; heiterlachende Blumen reicht er dem Jünglinge in bunter Fülle — zum schönen Strauß vereint, prangen sie herrlicher am Busen der Geliebten. — Und vorwärts bewegt sich der Freudenstrom, nach dem Haine der Galathea, wo die Göttin aus ihrer Brust *) die Wiesengründe mit frischen Silberquellen tränkt.

*) Ein Felsen im Hochgebirg, in menschlicher Form; mit zweien, wie es scheint, durch die Hand der Kunst gestalteten weiblichen Brüsten, aus denen sich ein reicher Wasserquell ergießt. — Den Griechen um den Pindus ist er unter den Namen Galathea bekannt, und wird für eine Metamorphose gehalten. Sollte dieses den Reisenden nicht Anlaß zu Forschungen geben? —

Hier lagerten sich die Glücklichen mit ihrer Lust, und sanft umfing die Liebe sie mit goldnem Zauberband, führte in eng verschlungenen Gruppen der Jünglinge und Mädchen verwandte Seelen zu einander. Höher hob sich die Brust, mächtiger schlug das Herz, und das Auge strahlte heller, — aber den Seraphton heiliger Naturfreude, kann die sterbliche Rede nicht wiedergeben.

Wenn nun unter Scherz und Kuß das Vollmaaß aller Erdenseligkeit über ihre empfänzlichen Herzen gekommen war — da trat auch in schöner Verklärung die Vergangenheit vor sie hin, mit den Seelen aller Lieben, die im entwichenen Lenz sich mit ihnen gefreut hatten, und seitdem zu einer andern Weide übergingen, in das stille Friedensland, wo Lamm und Tiger befreundet sind. — Als heiliges Todtenopfer floß da eine Thräne sanfter Wehmuth; doch bald überstrahlten der Gegenwart und Zukunft goldene Bilder die Vergangenheit. Sie lächelten durch die Thränen und wurden nicht trübe. —

Der lauten Fröhlichkeit entzogen, saß ein trautes Paar, dessen junge Liebe mit dem Lenz aufgeblüht war — Trantophil und Melytta, in dem dunkelsten Schatten des Hains, unter Lorbeer- und Myrthenbüschen, an dem Rand eines murmelnden Sprudelquelle.

Viel süße Liebesworte flossen von der Lippe zum Herzen; sie sagten sich so viel, und hätten ewig doch zu sagen gehabt; dann umfaßte ein inniger Händedruck, ein glühender Kuß, der ihre Seelen verschmolz, die Unendlichkeit ihres Gefühls. Wonnetrunken horchten sie auf das süße Flöten von Prognens Schwester, und küßten das zarte Lieblingslamm, das sich schmeichelnd in ihre Umarmung drängte.

Schon hatte unterm Freudenrausch der glücklichen Naturkinder der Tag sich geneigt;

*

schon mahnte Melytta den Liebenden an die Rückkehr — da sprach dieser: „Zuvor, Geliebte meines Herzens, eh wir scheiden, laß uns ein Denkzeichen mitnehmen, an den schönsten aller Tage, welcher uns zuerst auf dem Pindus in Lieb' und Freude vereinigt sah! Sieh jene blaue Blümchen der Treue, die so lieblich durch die Myrthen blinken — zu zwei Kränzen flecht ich sie! Einen für die unsterblichen Götter zum Opfer, den andern, Melytta, für Dich!" — Er spricht's, und bricht schon die Blumen mit emsiger Hand, da hat er eine Natter berührt, die im Gebüsch verborgen war, und verwundet ist er; schnell vertrocknet vom Gifte der Lebensstrom in seinen Adern; Todtenblässe überzieht das blühende Gesicht; das Auge bricht — er sinkt.

Melytta eilt voll Entsetzen zu dem Geliebten; krampfhaft zuckte seine Hand in der ihren: „Melytta!" stammelt er, „Vergißmeinnicht!" — und war nicht mehr. — O ihr Götter: gebt ihn mir zurück, oder nehmt mein Leben für das seine! Laßt mich sterben, war ich zu glücklich! — So rief die unglückliche Melytta im Ausbruche wilder Verzweiflung, und stürzte über des Geliebten entseelte Hülle.

Von ihrer Wehklage geführt, eilten die Gespielen herbei; und als sie Melytta von den Todten trennen wollten, war sie ihm schon unauflöslich verbunden; ihre reine Engelseele, über den Schmerz erhoben, war dem Geliebten in das Land der ewigen Freude nachgeeilt. — Weinend standen sprachlos Alle um die theuren Opfer des Schicksals.

Und die im Leben nicht getrennt waren, wurden es auch im Tode nicht! — An der selbigen Stätte, unfern dem Quell, erhob sich unter Cypressen der beiden Liebenden gemeinsames Grab, von Freundeshand mit Blümchen der Treue bepflanzt, die man seitdem „Vergißmeinnicht genannt hat. — Bis heute hat ihr Andenken in den Herzen und Liedern der pindischen Hirten sich erhalten; und die junge Liebe wallfahrtet nach dem Grab der Treue am Thränenquell, um den verklärten Schatten Trantophils und Melyttas ein Opfer der Erinnerung zu weihen, und durch feierlichen Schwur sich die Ewigkeit ihres Gefühls zu verbürgen.

Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen.

(Fortsetzung.)

Fritz flog zu den Damen, und wurde höchst artig empfangen. Sein Auge hing an der jüngern, denn gar zu reizend erschien sie ihm. In ein geschmackvolles, schneeweißes Nachtnegligee gehüllt, saß sie da — eine hehre Lichtgestalt. Die zarte Gestalt war schlank und zugleich voll üppiger Fülle; — das seelenvolle große blaue Augenpaar, der natürliche Fall der herrlichen güldenen Locken, der feine kußliche Sammtmund, der herrliche jungfräuliche Busen — Alles vereinigte sich in der Mädchengestalt vortheilhaft im Streben zur seltenen Höhe göttlicher Schöne — ach! und wie melodisch klang die zarte Engelstimme, wie natürlich und verständig war der Sinn der Rede. Ziererei und Einfalt — gleich fremd blieben sie der lieblichen Jungfrau.

Dagegen offenbarten Ton, Anstand und Gebehrde der Matrone unverkennbar die Dame der feinen Welt, und gar viele verbindliche Redensarten mußte Fritz noch vernehmen. Zuletzt sprach die bejahrte Dame: „Vergeben werden Sie ja wohl, mein Herr! wenn ich und meine Nichte es wagen, den Namen unsers großmüthigen, ritterlichen Retters zu erforschen?" Fritz nannte seinen Namen, Stand und die Bestimmung seiner Reise, erbat sich aber von den Da-

men — war ihm die Kühnheit zu verdenken? — die Gunst eines ähnlichen Vertrauens.

Die ältere Dame erklärte: sie sey die verwittwete Baronin von Adelhain, und jene jüngere Dame, ihre Nichte, nenne sich Mathilde von Reichenberg. Ich besitze, sprach die Baronin, in der Residenz ein Haus, nur wenig aber gefällt uns beiden das geräuschvolle Leben in der großen Hauptstadt; bei weitem den bedeutendern Theil des Jahres leben wir auf unsern Gütern in der Provinz; seit einigen Monaten fesselten mich Geschäfte doch schon an die Residenz, eine dringende Familienangelegenheit machte die Reise nach K..berg nothwendig, indeß verfolgen wir vor der Hand wieder dasselbe Ziel wie Sie, denn auch wir kehren vorerst in die Hauptstadt zurück.

Die Damen bezeichneten viele Furcht, sich ferner noch ihrem ungeschickten, und seit kurzer Zeit erst angenommenen Kutscher vertrauen zu müssen. Da sprach Fritz: meine Gnädigen! mein Reitknecht ist ein sicherer, bewährter Wagenlenker, dürfte ich mich wohl unterstehen, ihn bis in die Residenz Ihrer Disposition anheim zu stellen? Ihr Kutscher könnte dagegen meines Burschen Pferd besteigen. Unter einer Bedingung nur, mein werther Herr Fähndrich! erwiederte die betagte Baronin, bin ich geneigt, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Eine längere Reise zu Pferd in der rauhen Winterzeit fällt beschwerlich, dürfte ich Sie wohl bitten, den Rest des Weges mit uns im Wagen zurückzulegen — dann reite mein Kutscher Ihres Dieners Pferd und führe Ihr Leibroß am Zügel.

Mehr noch als gern willigte Fritz in der artigen Baronin Verlangen, und des andern Tages in der Frühe bestieg man den Wagen.

Eine herrliche Zeit begann nun unserm reisenden Fähndrich; den ganzen Tag saß er der reizenden, zarten Mathilde gegenüber, ach wie herrlich kleidete sie der kostbare blaue Reisepelz, und wie freundlich lächelten ihm die holden blauen Augen. Immer traulicher ward die Unterhaltung der Reisenden, und mehr und mehr bezauberten den Jüngling Fräulein Mathildens Witz, Verstand und edles Herz, welches sich nie verläugnete, wenn ihn dagegen die Würde der Baronin mit Achtung erfüllte.

Gar wonniglich entflohen dem Fähndrich die Tage der Reise, bei jedem Rucke, den der Wagen erhielt, berührten des Fräuleins zarte runde Kniechen des entzückten Jünglings Beine, ach! welche Seeligkeit — eine solche Berührung war für ihn nicht weniger, als ein elektrischer Schlag, der bis in den heißen Busen fortzuckte — und dann bewies ihm das unschuldsvolle Mädchen so viel ungekünstelte Neigung und Vertrauen, dann scherzte und neckte sie sich wieder leichtsinnig mit ihm. Alle seine Wünsche lehrte unsern guten Fritz diese Lage vergessen, und er schwelgte nur noch in der süßen Gegenwart.

Der Fähndrich überhob die Damen aller kleinlichen Sorgen auf der Reise, ein ritterlicher Stallmeister, übernahm er jede Mühe. Die Damen erkannten dieses dankbar, und Mathilde äußerte einst scherzend — freilich ein bischen unbesonnen schon — der Herr Fähndrich erinnere sie an den Schillerschen Paladin, an den jüngern Piccolomini, wie er die Herzogin Friedland und ihre Tochter, die hehre Thekla, auf der Reise zum Vater begleitet.

Besser als den Polybius und Vegas Werke kannte Fritz die Poesien jenes klassischen deutschen Liedersohns. Er Max — und Mathilde seine Thekla? — O Himmel! welche

süße Wonne — welche zarte Schmeichelei lag in der Beziehung! —

Dennoch — die Helden des dreißigjährigen Krieges liebten einmal zarter, als jene unserer Zeit — wurde Matz, so dumm er auch war, gebraucht, von dem Kutscher der Damen die nähern Verhältnisse seiner Herrschaft überhaupt zu erkunden. Der Kerl meinte: die Frau Baronin sey steinreich, habe keine Kinder und das Fräulein Nichte bleibe der Alten einzige Erbin.

Der Fähndrich vernahm es, und überließ sich sorgloser noch jener Neigung zu Mathilden, welche sich in seinem heißen Busen gestaltete. „Bring' ich eine reiche Gattin von vornehmen Stand nach Hause," sprach er zu sich selbst, „kann es allenfalls dem Vater gleich gelten, ob sie Mathilde oder Emilie sich nennt."

Bisher hatte sich Fritz den Muth nicht erzogen, dem Fräulein seine Triebe mit Worten zu offenbaren, und sein brennender Blick allein blieb der stumme Zeuge seiner Leidenschaft. Doch jetzt war man nur noch eine Tagereise von der Residenz entfernt. Man nahm Nachmittags in einem Dorfkruge den Kaffee zu sich; die Baronin hatte sich auf ein halbes Stündchen zur Ruhe begeben, und — jetzt oder nie dachte der feurige junge Martissohn, denn ohnehin schien ihm Mathilde beweglich gestimmt. Muthig erfaßte er ihre Hand, indem er sanft und ausdrucksvoll sprach; „mein Fräulein! Sie geruhten ehegestern, im Scherze zwar nur, mich mit Max in Schillers Wallenstein zu vergleichen, ach Gott! lachen Sie nicht — ich kann dieses nimmermehr vergessen. Bald sind wir ans Ziel unserer Reise, Verhältnisse der Gesellschaft werden uns trennen, o Himmel! ich ertrüge es nicht, wenn die Tage unserer gemeinschaftlichen Reise für mich anders nichts als ein schöner wonniglicher Traum gewesen seyn sollten. Sie selbst — zürnen Sie nicht, himmlisches Fräulein! — Sie ja gaben mir den Muth, Ihnen die Gefühle meines Herzens mit Maxens innigen Worten zu sagen, ja meine Lage —

„Dies alles mahnt mich, Fräulein! daß ich heut'
Von meinem Glücke scheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden Ihren Wohnsitz finden,
Von neuen Freunden sich umgeben sehn,
Ich werde nun ein Fremder für Sie seyn,
Verlohren in der Menge" —

Fritz stockte hier — er drückte des Fräuleins zartes rundes Händchen heftig an die hochfliegende Brust, und sein Blick suchte Mathildens Auge. Wirklich hatte der Fähndrich Schillers schöne Worte mit einem Ausdruck gesprochen, welcher für sein inniges Gefühl Bürge leisten zu wollen schien.

Das Fräulein erröthete, schlug die schönen Augen nieder und war, sothaner Scene nicht gewärtig, dennoch ein Bischen verwirrt. Endlich aber erlangte sie ihre Fassung wieder, und in einem scheinbar scherzhaften Tone erwiederte sie: ich sehe wohl, es kann schon nicht helfen, ich muß dem hochsinnigen Max in Theklas Geiste antworten:

„Wohlan denn, mein edler Ritter! — Sprechen Sie
Mit meiner Base — der Baronin" —

Hier trat die alte Tante aus der Nebenstube und die Unterhaltung war unterbrochen.

Glücklich erreichte Matz die Thore der Residenz. Als sich Fritz von den Damen trennte, bat er die Baronin, ihr auch in der Stadt seine Aufwartung machen zu dürfen. Darum wollte ich so eben bitten, Herr von Tulpenhorst! erwiederte die Dame, und bezeichnete ihm die Straße und Nummer ihres Hauses.

Gleich des andern Tages flog der Fähndrich, sorgfältig herausgeputzt, in das bezeichnete Haus seiner Reisegefährtin. Mathilde war nicht gegenwärtig, er traf die alte Baronin allein.

Nach einigen gleichgültigen Gesprächen nahm die Matrone eine ernsthafte Miene an, und ließ sich also vernehmen: Herr von Tulpenhorst! meine Nichte hat mir von einer gewissen Erklärung gesagt, welche Sie ihr auf der letzten Station, während ich schlief, gemacht haben. Ich habe bereits von Ihren Verhältnissen Kunde, mein Herr! und weiß, daß Sie wenig oder kein Vermögen besitzen. Dieser Umstand kann indessen kein Hinderniß zu einer denkbaren Verbindung Ihrer Person mit Mathilden werden, denn das Fräulein ist reich; wenn Sie das Mädchen innig, aufrichtig und treu lieben, soll sie nichts desto weniger die Ihrige werden, aber verzeihen Sie, mein Herr! wenn ich gleich frei meine Gedanken sage. Der Landesherr will Sie nicht ungeprüft zur Offizierswürde erheben, und ich meiner Seits denke in diesem Falle ebenfalls königlich; nur wenn Sie eine Prüfung, welche ich Ihnen auflegen werde, zu meiner und Mathildens Zufriedenheit bestehen werden, können Sie der Letztern Hand erlangen.

Fritzen befremdte diese sonderbare Erklärung freilich etwas stark, nichts desto weniger sprang er auf, küßte die Hand der Baronin, indem er feurig ausrief: Meine Gnädige! und wenn Sie mich als einen zweiten Tamino durch Flammen und Fluthen jagen wollten, dennoch würde ich hoffen, die Probe zu bestehen: denn kein Opfer ist mir zu schwierig, welches zu der göttlichen Mathilde Besitz führen kann.

So schlimm, erwiederte die Baronin lächelnd, ist es nicht gemeint. Die Prüfung Ihrer Liebe dauert nicht länger, als Ihr sogenanntes Offiziersexamen, und Sie sollen der Liebe Probe bestehen, ohne daß Sie davon das Geringste nur inne werden.

Die Worte klangen freilich mystisch genug, aber Fritz war zu leichtsinnig, über deren Sinn sich lange den Kopf zu zerbrechen. Genug — er hielt nach jener Erklärung die liebenswürdige Mathilde bereits für die Seine, und verließ frohlockend das Haus der Baronin.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige.

Es giebt eine Masse von so wunderbarem, allen bisher entdeckten mechanischen Gesetzen widersprechendem Gehalt, daß es wohl gutgethan ist, die Liebhaber solcher Erscheinungen darauf aufmerksam zu machen, und die gelehrtern unter ihnen vielleicht zu Mittheilung ihrer Ansichten und Erklärungen zu veranlassen. Selbige Masse, zu einem Fußgestelle verarbeitet, scheint dem, welcher sich darauf recht fest zu stellen vermeint, mit jedem Augenblicke loser und wankender zu werden; ja es kommt vor dem endlosen Schwanken ihm endlich eine Art von Uebelkeit an, oder doch ein seltsamer Widerwille, wobei er sich dennoch gewöhnlich zum Hinabspringen nicht entschließen kann, sondern sich nur immer fester anzustemmen versucht, und dadurch unbewußt das Ding mit jedem Augenblicke ärger und unerträglicher macht. — Tritt man dagegen nur leicht, beinahe schwebend, auf die Masse, so erscheint das Fußgestell unsern Sinnen ganz fest und ruhig, und wird ein ausnehmend behaglicher und bequemer Standpunkt.

Sollte man an diesen wunderlichen Wirkungen zweifeln, so ließe sich das Zeugniß unzähliger Experimentatoren dafür beibringen. Aber auch das eigne Experiment kann ein jeder ohne

sonderliche Kosten leicht anstellen, indem jene Masse sich allerwärts finden, und als Fußgestell auf beide angeführte Manieren gebrauchen läßt. Sie ist nämlich nichts anders, als die sogenannte Erde, von Einigen auch Erdkugel genannt.

Kindes-Opfer.

Einer Witwe starb der einzige Sohn. Ihr Schmerz darüber war groß. Der Nachbar versuchte es, sie zu trösten. Er ermahnte sie zur Ergebung in den göttlichen Willen und führte ihr das Beispiel Abrahams zu Gemüthe, der ohne Murren bereit war, seinen Sohn dem Herrn zu opfern. — Ach! erwiederte die Betrübte, Einer Mutter würde der Herr gewiß nicht so ein herbes Opfer zugemuthet haben.

Si duo faciunt idem, non est idem.

Den Deutschen macht nicht das Barett,
Auch nicht der Rock von Martin Luther!
Ein bied'res Herz war's Unterfutter,
Die Bibel trug er, kein Stilett.

* Nachricht.

Am 25. August d. J. ist zwischen den bevollmächtigten Herren Gesandten von Oldenburg und Bremen, unter Vermittelung des Grafen von Buol Schauenstein, des Grafen von der Golz und des Freiherrn von Wangenheim zu Frankfurt am Main ein Vergleich wegen des bis jetzt vom Herzog von Oldenburg erhobenen Zolls zu Elsfleth abgeschlossen, welcher am 26. vor. Monats unter die Garantie des Deutschen Bundes gestellt ist; zufolge welchem die Erhebung des Elsflether Zolls mit dem 7. Mai 1820 aufhören wird.

* Charade von drei Sylben.

Der Frühling nah't mit sanftem Kosen,
Der Hain schmückt sich mit lichtem Grün;
Das Veilchen nickt — es winken Rosen:
Die Jungfrau sieht die Flur erblüh'n.
Da faßt es sie mit leisem Sehnen,
Sie wünscht aus Florens Blumenquell
Die Erste sich, — und ihre Thränen
Sie rinnen sanft und silberhell.

Der König rief: — die letzten Beiden,
Wob trauernd sie in stiller Nacht,
Und gab dem Trauten sie beim Scheiden,
Daß er sie trüge in der Schlacht.
Der Mond verschwand und kehrte wieder,
Da klang es fern wie Rosses Huf,
Laut pocht das Herz an's enge Mieder:
Sie hört des Vielgeliebten Ruf.

Nun nahet sich im frohen Ringe,
Der Freunde lustberauschte Schaar,
Daß sie der holden Jungfrau bringe,
Was einst ihr leises Sehnen war.

Ein schönes Fest! — mir hat's geblühet,
Als Zeuge treuer Liebe Glück.
Der Flügel der Erinnerung fliehet
Noch oft mit mir zu ihm zurück.

A. Daeves.

Nro. 71.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 5. September 1819.

Vertrauen auf Gott.

Ich bau' auf ihn, der ewig, unerschaffen,
Auf Menschen nicht, die sein Gebild,
Er giebt zum Kampf mir meines Glaubens Waffen
Und meiner Hoffnung ehrnes Schild.
Was mag die Welt mir rauben und versagen,
Kann ich sein Wort in meinem Herzen tragen.

Ich bau' auf ihn: auf Fürsten nicht noch Große,
Ihr Wille steht in seiner Hand,
Ist er nicht eins mit meinem Erden-Loose,
So gilt nicht Kronen-Widerstand,
Er bleibt und lebt, ob Reiche untergehen,
Wer ihm vertraut, des Haus wird festbestehen.

Ich bau' auf ihn: nicht auf der Ehre Glänzen
Die Nacht nur ist, wenn er sich naht,
Der Trug, den Menschen oft mit Lorbeern kränzen,
Zerstäubt in Nichts vor seinem Rath,
In ihm nur ist der Ehre wahre Krone,
Wer ihm vertraut, dem wird auch sie zum Lohne.

Ich bau' auf ihn: mag nicht der Erde Schätzen
Mein innres bess'res Heil vertrau'n,
Sie wandeln oft in Grau'n sich und Entsetzen,
Wenn reine Blicke darauf schau'n.
Wem Er das Herz mit hoher Lieb' durchdrungen,
Der hat den Schatz, den herrlichsten errungen.

Ich bau' auf ihn: nicht auf des Geistes Wissen
Das Thorheit ist vor seinem Licht,
Die Engel selbst zum Staunen hingerissen,
Ermessen seine Weisheit nicht.
Ein Funke, den im Geiste Er mir zündet,
Hat leuchtend mehr als Menschenwitz ergründet.

In ihm ist Fürstenmacht, Gewalt und Stärke,
In ihm der Ehre reinster Glanz,
Der Schätze Strom ist jedes seiner Werke,
Allwissenheit sein Strahlenkranz,
Was mir die Erde bieten kann und geben,
In ihm nur erst hat Daseyn es und Leben.

Drum nur auf ihn vertraut des Kindes Hoffen,
Denn Vater darf's ihn nennen ja.
Dem frommen Fleh'n ist stets sein Himmel offen,
Dem Glauben stets die Hülfe nah'.
Ja, was ich auch mir Sel'ges mag erdenken,
Ist es mir gut, wird mir's der Vater schenken.

Des Portepeefähndrichs Reise zum Examen.

(Beschluß.)

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz,
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, — weil er nicht widerstanden.

Uz.

3.

Es schien unserm Fähndrich jetzt selbst, als ob er Mathilden gar innig und zärtlich liebe. Er hatte zwar von seinem Vater an Emiliens Tante Briefe bei sich, allein unter diesen Umständen wäre es am besten gewesen, das schöne

Fräulein von Greifenhain gar nicht zu sehen, und die Briefe dem Vater unerbrochen zurückzubringen. Anfangs beschloß der junge Held, auch dieses zu thun, aber bald besann er sich eines Andern, wenn schon fürwahr keines Bessern.

Fritz gehörte zu jener Art flüchtiger Schmetterlinge, welche auf jeder duftigen Blume gern einen Augenblick haften bleiben, ein Stäubchen Nektar trinken und dann schnell wieder weiter flattern. So lange er Jüngling schon hieß, folgte er jener wilden Leidenschaft der Unbeständigkeit und nicht vermochte er es mehr über sich, die süße Lust zu besiegen.

Er hatte so viel von Fräulein Emiliens von Greifenhains Liebenswürdigkeit gehört, daß er neugierig wurde, das Fräulein kennen zu lernen. Auf der Adresse der Briefe, welche er vom Vater an Emiliens Tante und Erzieherin, die Baronin von Westenberg, bei sich trug, war die Wohnung der Damen genau bezeichnet, und nicht länger vermochte es Fritz über sich, er ging hin — die Briefe selbst abzugeben.

Auch in jener Frau von Westenberg fand der Fähndrich eine feine, sehr gebildete alte Dame. Auch sie kam nach einem kurzen Gespräche über alltägliche Dinge sogleich auf das Hauptkapitel, nemlich auf jene projektirte Verbindung ihrer Nichte mit dem jungen Herrn, und was das allersonderbarste war, auch Frau von Westenberg sprach ganz im Geiste der Baronin von Adelhain, denn auch Frau von Westenberg forderte eine Probe der Liebe, welche Herr von Tulpenhorst bestehen sollte, bevor er an den Besitz Emiliens nur denken dürfe, und auch diese Tante versicherte: der Herr Fähndrich würde von jener Prüfung nichts gewahr werden, welche keineswegs länger als sein militärisches Examen dauern dürfte.

Dieses sonderbare, von zwei alten Damen ganz gleichmäßig ihm gemachte Ansinnen mußte unsern jungen Helden natürlich nicht wenig frappiren. Ein rigoröses Militär Tentamen und zwei Proben der Liebe in einem Zeitraume von etlichen Wochen bestehen zu sollen, war auch in der That keine Kleinigkeit zu nennen; aber was war zu thun — Fritz mußte sich dem unabwendbaren Geschicke schon fügen.

Er bat hierauf die Frau von Westenberg, ihn nun doch wenigstens der liebenswürdigen Nichte zu präsentiren, da hieß es aber: Fräulein Emilie sey ausgefahren, und hätte überhaupt, wie nun einmal jungen Damen sonderbaren Launen eigen seyen, beschlossen, dem Freiwerber, bis er die erwähnte Prüfung bestanden, nicht anders, als mit einer Maske vor dem Gesichte zu nahen.

Ein neues Räthsel! — kaum glaubte der arme Fritz seinen Ohren trauen zu dürfen; welche eigene Forderung — er sollte also gleichsam die Katze im Sacke kaufen. Indeß hatte das Abentheuer doch einen solch' romantischen Anstrich, im Ganzen lag so etwas Pikantes — wodurch sich der Fähndrich gegen seinen Willen unbeschreiblich angezogen fühlte.

Des andern Tages versprach Frau von Westenberg, ihn bei Emilien einzuführen, und Fritz konnte diesen andern Tag kaum erwarten. Endlich nahte die heiß ersehnte Stunde und Fritz flog mehr als er ging in das Hotel der Frau von Westenberg.

Er sah Emilien. Das Fräulein war ganz schwarz, etwas phantastisch beinahe gekleidet, und trug eine schwarze Sammetmaske vor dem Gesichte. Der Fähndrich war gleich wieder ganz hingerissen beim Anblick der lieblichen Gestalt, welcher Mathildens ihrer nichts nachgab, und im Gegentheil derselben ungemein

ähnelte, nur trug Emilie ein allerliebstes schwarzes lockigtes Titusköpfchen, während Mathilde mit langen güldenen Locken prangte.

Emiliens Stimme klang beinahe noch süßer und lieblicher als Mathildens ihre, und nicht geringern Verstand, ein nicht weniger tiefes ansprechendes Gefühl verrieth jene in der Unterhaltung, denn diese.

Von nun an theilte Fritz seine Stunden im Umgang mit Mathilden und Emilien, und auch sein junges leichtsinniges Herz theilte sich zwischen den beiden liebenswürdigen Mädchen. War er bei Emilien, so gefiel sie ihm besser als Mathilde, und weilte er bei dieser, zog er sie jener vor. Schwer möchte es ihm geworden seyn, zwischen den Mädchen eine entscheidende Wahl zu treffen, und leichtsinnig, wie er nun einmal war, überließ er sorglos die Entwickelung des verworrenen Knotens dem Zufall. Eine, sprach er zu sich selbst, kann ich doch nur heirathen, beide sind liebenswürdig, beide reich — und entgeht mir die Eine, so bleibt mir dagegen die Andere gewiß.

Nun rückte aber auch der Tag heran, an welchem der Fähndrich sein Militärexamen zu bestehen hatte. Abstrackte Studien waren Fritzens Sache nie gewesen — nur leicht vorbereitet trat er vor die strenge Examinations-Commission, aber nichts desto weniger wohnten unserm Kandidaten Kühnheit und Selbstvertrauen bei, denn er verließ sich — auf sein Genie.

Das Examen war beendiget, mehrere Tage durch dasselbe gefesselt, hatte der Heros weder Mathilden noch Emilien gesehen, und gleich am andern Morgen des folgenden Tages lenkte er die eiligen Schritte zu der Erstern. Etwas feierlich empfing ihn das Fräulein. „Meine theuerste Mathilde?“ rief Fritz aus, „das militärische Examen habe ich überstanden, o sprechen Sie — wann denn wird endlich die verheißene Prüfung der Liebe beginnen?“ Das Fräulein erwiederte: sie hat bereits begonnen, und ist ihrem Ende nahe. Sprechen Sie, Herr von Tulpenhorst, lieben Sie mich wirklich, lieben Sie mich innig, treu und einzig? O Himmel! wie können Sie fragen! rief Fritz, Sie sind mir theurer als mein Leben, ich schwöre Ihnen. — Schnell unterbrach ihn hier Mathilde, das schöne blaue Auge verfinsterte sich, und der Zorn färbte höher des Mädchens schöne Wange. Schweigen Sie, sprach das Fräulein, Sie sind ein Heuchler — ein Elender — wagen Sie es nie mehr, vor meinen Augen zu erscheinen. Noch einen Blick des Vorwurfs warf sie auf ihn, und verließ dann schweigend das Gemach. Fritz stand wie zernichtet, dann stürzte er aus dem Zimmer und rannte nach Hause. Heftige Gefühle bemeisterten sich des Jünglings, er fühlte in seinem Innern, Mathildens Zorn war gerecht, und unredlich seine Handlungsweise gewesen, doch blieb der Zusammenhang der Sache ein unauflösbares Problem für ihn. Er war nicht im Stande, an diesem Tage noch einmal das Haus zu verlassen, doch am andern Morgen betäubte sein angeborener Leichtsinn den Schmerz. Noch, sprach er bei sich selbst, bleibt mir die edle Emilie; ich fühle es, nur für sie allein schlägt innig und treu mein Herz. Das Verhältniß mit Mathilden war eine jugendliche Verirrung nur, schnell zu der Göttin deines Herzens hin!

Auch Emilie empfing heute den Galan ziemlich kalt; Fritz nahte verlegen und spendete freilich süße Worte der Liebe. Da fiel die Sammetmaske — schweigend nahm das Fräulein ein zierliches schwarzes Haarhäubchen vom Köpfchen, lange güldene Locken quollen in üppiger Fülle hervor, o Götter! Mathilde stand vor ihm.

Nach einer langen Pause ließ sich das Fräu-

lein also vernehmen: mein Herr von Tulpenhorst! Sie haben mir einen tiefen, aber ach, einen traurigen Blick in der Männer Herz vergönnt, ist dieses das gepriesene Glück der Liebe — so bleibe es mir ewig fremd!"

Eine Thräne quoll hier aus dem schönen blauen Augenpaare des Fräuleins, und noch ehe Fritz seine Besinnung erlangte, war sie durch die Thüre des Seitengemachs verschwunden.

Der arme Fähndrich stand lange, unbeweglich, wie vom Donner gerührt, da traten plötzlich die Frauen von Westenberg und von Adelhain Arm in Arm in die Stube, und des unglücklichen Jungen Verlegenheit erreichte nun ihren höchsten Grad.

Frau von Adelhain nahm sehr ernst das Wort, und sprach: „Herr von Tulpenhorst! mit Vorwürfen will ich Sie verschonen, denn Sie machen sich deren gewiß selbst schon genug, doch eine Aufklärung über gewisse Dinge glaube ich Ihnen schuldig zu seyn. Ich heiße nicht Adelhain sondern Westenberg, und daß Mathilde und Emilie eine Person nur waren, ist Ihnen bereits bekannt. Ich erhielt von Ihrem Herrn Vater vor einiger Zeit einen Brief, dessen Inhalt so wie den meiner Antwort Sie kennen. Bald nachdem ich jenes Antwortschreiben abgesendet hatte, riefen mich plötzlich dringende Geschäfte nach K.. berg, und meine Nichte begleitete mich. Höchst unzart wäre es gebliben, bei den obwaltenden Verhältnissen Ihrem Herrn Vater einen Besuch abzustatten, und um auch von Ihrer und Ihres Herrn Vaters Seite vor einem Besuch gesichert zu bleiben, nahm ich von einem meiner Güter den Namen Adelhain an. Auf der Rückreise führte uns ein seltsamer Zufall zusammen; ich hielt es für klug, das Inkognito beizubehalten. Meine Nichte überredete ich, mir freie Hand im Spiel zu lassen, denn Ihren eigentlichen Karakter wollte ich streng prüfen. Hier in der Residenz überredete ich diese meine alte Freundin, meine Person vorzustellen; die Probe der Liebe begann — und durch Ihren Leichtsinn zerstörten Sie Ihr eigenes Glück. Wahrlich, glauben Sie mir, Herr von Tulpenhorst! daß es so kommen mußte, es thut mir und meiner Nichte sehr wehe; denn gleich vom ersten Augenblick an faßten wir beide ein günstiges Vorurtheil für Sie. Nichtsdestoweniger sind wir Ihnen für die bedeutenden Dienste, welche Sie uns während unserer Reise hieher bewiesen haben, großen Dank noch schuldig, darum empfangen Sie unser heiliges Wort: der jetzige, Ihre Ehre kränkende Vorfall bleibe für immer ein Geheimniß, treu in unserer Brust bewahrt. Gehen Sie, armer, leichtsinniger, junger Mann! und lernen Sie besser die Würde der Frauen erkennen.

Fritz bedeckte mit beiden Händen das glühende Gesicht und gehorchte dem Befehle. Mechanisch fand er seine Wohnung, und als er in die Stube trat, reichte ihm sein Matz einfältig greifend ein großes versiegeltes Schreiben hin. Wild riß der Fähndrich den Brief aus einander, einen Blick nur warf er hinein, da fiel das Blatt ihm aus den Händen und er sank besinnungslos auf den Sopha hin.

Ich hebe das Schreiben von der Erde auf und theile jenen Inhalt mit, er lautete folgendermaßen:

Dem Portepeefähndrich Friedrich von Tulpenhorst, vom ***schen Dragoner-Regimente, wird von Seiten der unterzeichneten Kommission hiermit eröffnet: daß die von ihm im Examen bewiesenen Kenntnisse und geoffenbarten Fähigkeiten noch keineswegs von der Art sind, daß sie ihn zur Erlangung der Offizierswürde eignen.

Der ꝛc. Tulpenhorst erhält demnach den Befehl, sich nach seiner Garnison zurück zu ver-

fügen, den Mangel der ihm noch fehlenden Kenntnisse durch ernstlichen Eifer und Fleiß zu ersetzen, und sich kommendes Jahr abermals zum Examen allhier zu stellen. (Datum.)

Die Prüfungs-Kommission.
(Unterzeichneten.)

Gar leicht wird es dem geneigten Leser werden, sich einen Begriff von dem Gemüthszustande des armen Jungen zu machen; denn wo lebte der Sterbliche, der nicht einst alle seine schönsten Hoffnungen zugleich in Rauch aufgehen sah?? —— Und wohl hat der sinnige Salis Recht, wenn er wehmüthig singt:

Das warme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wenn es nicht mehr schlägt.

Hat mein Geschichtchen gefallen, so theile ich künftiges Jahr dem Bgfd. des Portepeefähndrichs zweite Reise zum Examen mit.

Der persische Gesandte in London.*)

Eine persische Gesandschaft im christlichen Europa ist zwar keine ganz ungewöhnliche, aber doch eine seltene Erscheinung. Der persische Gesandte, der jetzt in London ist und sich vorhero in Wien und Paris aufhielt, heißt Mirza-Abul-Hassan-Chan und man sagt, er werde seine Rückreise nach seinem Vaterlande über Hamburg, Berlin, Leipzig und Dresden nehmen. Seine Familie stand während der Regierung des Aga-Mehemmed Shah, des Onkels und Vorgängers des gegenwärtigen Beherrschers von Persien, Feth-Ali-Shah, in der höchsten Gunst. Er ist der Sohn eines ausgezeichneten Kriegsbefehlshabers, der in den Diensten Kerim-Chans umkam, welcher Regent und Statthalter der Provinz Fars (des eigentlichen Persiens) war. Sein Onkel, Hadji-Ibrahim Chan verwaltete die wichtige Stelle eines Ittimadeddewelt, welche der Stelle eines Großveziers in der Türkei entspricht.

Abul-Hassan wurde noch sehr jung Statthalter von Khurter-Dersul, eines Theils des persischen Arabiens, auf der Grenze des persischen Meerbusens. Einer von den Shah-Zades oder Söhnen des Monarchen, Prinz Mehemmed-Tahi-Mirza, Statthalter von Schiras vermählte sich mit der Tochter des Hadji Ibrahims, Onkels und Schwiegervaters Abul-Hassans und eine andere Schwester seiner Gemahlin heirathete den Nizam-eddewelt, eine Würde, welche der des Ittimad-eddewelt entspricht.

So war die Lage dieser ausgezeichneten Familie beschaffen, als sich Eine von den Veränderungen ereignete, welche an morgenländischen Höfen so gewöhnlich sind und sie von dem höchsten Gipfel des Glücks in das schrecklichste Elend stürzte. Hadji-Khan, dessen Glück den Neid der Hofleute erregt hatte, fiel als ein Opfer einer grundlosen Verläumdung. Man beschuldigte ihn, er habe den Entschluß gefaßt, sich auf den Thron von Persien zu setzen und eine Verschwörung gemacht, in welche die vornehmsten Mitglieder seiner Familie verwickelt seyn. Der unglückliche Minister wurde hingerichtet und sein Vermögen eingezogen; Mehrere seiner Anverwandten hatten dasselbe Schicksal, Andern wurden die Augen ausgestochen; Abul-Hassan verlor seine Stelle und ward eingekerkert, allein nach einer dreimonatlichen Einsperrung erhielt er seine Freiheit wieder und wurde verwiesen.

Die Zeit seines Unglücks brachte er damit

*) Wir entlehnen diesen Aufsatz aus dem 5. Stücke des Echos aus den Sälen europäischer Höfe und vornehmer Zirkel, welches in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erscheint und im kurzem ausgegeben wird.

zu, daß er entfernte Länder besuchte. Er reisete nach Mekka und Daria (Teryeh) der Residenz des Oberhauptes der Wechabiten. Endlich schiffte er sich zu Basra an Bord eines englischen Schiffes ein und begab sich nach Calcutta zu Lord Wellesley, der damals General-Gouverneur von Ostindien war. Drei Jahre verwandte er auf den Besuch verschiedener Theile Indiens, besonders der Provinz Decan. Von da ging er nach Bombay, wo er die Nachricht erhielt, der Shah von Persien sey von seiner Unschuld überzeugt worden, habe ihm verziehen und zur Rückkehr in sein Vaterland eingeladen.

Im Jahre 1809 ward Abul-Hassan durch Vermittelung seines Onkels, des Emin-eddewelt als Gesandter nach England geschickt. Herr Morrier (von dem wir zwei treffliche Reisebeschreibungen von Persien haben), der damals englischer Gesandschaftsecretair am Hofe zu Teheran war, ward dazu bestimmt, ihn als Mehmendar (eine Art Geschäftsträger der Regierung, der im Morgenlande für den Unterhalt und die Begleitung der Gesandten sorgen muß) zu begleiten.

Bei seiner Ankunft in London ward Morriers Nachfolger Sir Gore Ousley. Abul-Hassan blieb bloß sieben Monate in der Hauptstadt von Großbritannien; hierauf kehrte er wieder in Begleitung des Sir Gore Ousley nach seinem Vaterlande zurück, welcher zum englischen Gesandten in Persien ernannt war. Auf der Reise, welche sieben Monate dauerte, liefen sie in den Hafen von Rio Janeiro ein. So kann Mirza-Abul-Hassan als der erste Perser betrachtet werden, welcher die neue Welt besucht hat. Bei seiner Rückkunft in Persien erhob ihn der Shah zur Belohnung seiner Verdienste zur Würde des Khans, was beinahe soviel ist als ein Pascha in der Türkei. Im Jahre 1813 ward er nach Gulistan in der Nähe von Tauris geschickt, wo er mit Rußland den Frieden abschloß. Im darauf folgenden Jahre ging er als persischer Gesandter nach St. Petersburg, wo er 3 Jahre lang blieb. Als er nach Persien zurückkehrte, begleitete ihn der General Jermolow als russischer Gesandter an den Hof von Teheran.

Mirza-Abul-Hassan ist im Morgenlande nicht bloß durch seine diplomatischen Verdienste bekannt, sondern er wird auch unter diejenigen gerechnet, welche die Wissenschaften und schönen Künste mit Glück betrieben haben. Er spricht arabisch, persisch, türkisch, russisch, hindostanisch und englisch. Auf seinen Reisen hat er sich allgemeine Ideen über die Sitten und Gebräuche der Nationen, die er besucht hat und die Küste gesammelt, welche sie betreiben. Er hat eine ausführliche Erzählung von seinen Reisen in Indien, der Türkei, in Rußland und England geschrieben, welcher der Shah von Persien, den pomhaften Titel Hairet-namet (das Buch der Wunder) gegeben hat. Mirza-Abul-Hassan steht jetzt im Begriff, sein Werk noch durch seine neuen Beobachtungen über Deutschland und Frankreich zu vermehren. Feth-Ali-Shah hat ihm als seinem Gesandten die besondere Ehre erwiesen, daß er ihm sein Bildniß, mit Diamanten eingefaßt, geschenkt hat, welches er beständig am Halse trägt.

Der Shah von Persien hat ihm auch eine Ode überreicht, welche er zu seinem Lobe verfertigt hat und welche er mit einer prächtigen Fahne begleitete. Aus diesem Gedichte ergiebt sich, daß er bei dem persischen Monarchen in hoher Gunst steht. Alle Anverwandte des Günstlings verwalteten hohe Stellen, entweder am

Hofe zu Teheran, oder um die Person des Erbprinzen, Abbas Mirza zu Tauris. Ein Enkel Abul Hassans hatte eine von den Töchtern des Monarchen von Persien geheirathet, aber sie starb frühzeitig wieder und Feth-Ali Shah vermählte ihn mit einer Andern von seinen Töchtern, um ihm einen Beweiß von der Anhänglichkeit an seine Familie zu geben.

Mirza-Abul-Hassan ist jetzt ungefähr 44 Jahr alt, von mittler Statur und von einem stattlichen und angenehmen Aeussern. Er besitzt einen gebildeten Verstand und ein feines und artiges Benehmen. Er hat sich jetzt in London bei dem Prinzen Regenten von England verabschiedet und steht im Begriff, seine Rückreise nach Persien anzutreten. Vielleicht haben wir auch in Norddeutschland das Glück, ihn zu sehen, weil er, wie es heißt, mehrere Höfe und Städte daselbst besuchen will. Vielleicht ließen sich Einleitungen zu Handelsverbindungen mit Persien mit ihm treffen, die gewiß für Deutschland von großem Nutzen seyn würden.

Blumen der Redekunst.

Unter diesem Titel ist eben in London ein ganz sonderbares Werklein vom D. Ralph Sharp erschienen. Der Verf. meint, daß es Schriftstellern und öffentlichen Rednern jetzt meist mehr an Reichthum des Ausdrucks, als an syntaktischen Regeln und logischem Scharfsinn fehle, und so bringt er denn seine Werke über rhetorische Verzierungen in der Absicht dar, jugendliche Seelen mit schönen Bildern, hohen Gefühlen, und jener Gewalt über die Sprache auszurüsten, ohne welche wahre Beredtsamkeit nicht bestehen kann. Zu diesem Zweck theilt er seinen Gegenstand in hundert Abschnitte, Acyrologie, Anekdote, Apolog, Catechresis, Climax, Dilemma, Eroteſis, Hyperbel, Lakonismus, Metaffer u. s. w. überschrieben, erklärt ihre Wichtigkeit und giebt für jedes Beispiele von alten und neuen Autoritäten. Einiges zum Vergnügen unsrer Leser daraus zu wählen, können wir uns nicht versagen.

Der Climax.

Eine Redefigur, bei welcher durch eine Sentenz Fortschritte im Begriff gemacht werden, wie Stufen, die auf eine Höhe führen.

Der verlängerte Climax.

„Wie ist Dein Name?“ fragte jemand einen Lastträger. „Mein Name“, erwiederte der Bursche, „ist derselbe wie der meines Vaters.“ „Und Deines Vaters Name?“ fragte der erste weiter. — „Ist derselbe, wie meiner.“ — „Nun, wie ist denn Euer beider Name?“ — „Seht einmal, die sind beide einander gleich.“

Einer ward in Dublin wegen Schlägerei vor Gericht gezogen, und bekam folgenden Spruch. Richter. Die Sentenz des hohen Gerichts ist, daß Ihr vom Gerichtshaus bis an den Hafen mit dem Staupbesen gezüchtigt werden sollt. Gefangner. Schönen Dank, Herr Richter, schlimmer hättet Ihr's nicht machen können. Richter. Und wieder eben so zurück.

Der Anthorismus.

Redefigur, wodurch man dem Satze eines andern die entgegengesetzte Wirkung giebt.

Turpin zog mein Pferd aus dem Stalle und ritt nach York, ohne daß ich's wußte und wollte. Das ist ein Diebstahl. — Das that er allerdings, aber er war doch kein Dieb, denn er ritt wieder in Euren Hof, und band das Pferd an die Raufe.

Lottchen, es ist meine Pflicht Dir zu sagen, daß Du da neben einem sehr verrufenen Menschen sitzest, der Deinem Rufe schaden wird. — Ach, Papa! Laster neben Tugend erhöht nur den Glanz, die Kraft und die Reinheit der letztern.

Die Entgegnung.

Schnelle, treffende, satyrische Antwort auf eine Anrede, Frage, Erklärung oder Beschuldigung.

Ein Geistlicher predigte, „alles was Gott geschaffen habe, sey wohlgeschaffen.“ Ein Schulze im Dorfe, der einen großen Buckel und krumme Beine hatte, ging ihm aus der Kirche nach, und redete ihn an. „Wenn Gott alle Dinge wohl geschaffen hat, warum nicht auch mich?“ Der Geistliche sah ihn mit schnellem Ueberblicke an, und antwortete: „Ei freilich, ganz wohlgeschaffen für einen Krüppel.“

In Cambridge entstand ein Streit, ob die Doktoren der Rechte oder der Arzneikunde den Vortritt haben sollten. Da fragte der Kanzler, ob bei Hinrichtungen der Dieb oder der Scharfrichter voraus gehe? Er vernahm, daß der erstere gewöhnlich anführe. Nun denn, entschied er, so laßt die Doktoren der Rechte vorangehn, und dann die Doktoren der Arzneikunde die nächsten im Range seyn.

Ein Laternenbube fragte den Doktor Burgess an einem sehr dunklen Abende, ob er ihm leuchten solle? Nein, antwortete dieser, ich bin selbst ein Licht der Welt. Nun, so wünsche ich, entgegnete der Knabe, daß Ihr am Ende meiner Straße aufgehangen würdet, denn da ist's immer verteufelt finster.

Das Bon Mot.

Zwei Advokaten schossen sich. Der eine schoß dem andern den Rockschoß ab. Sein Sekundant, die Wahrheit der Sache untersuchend, erklärte, daß, wenn sein Freund mit einem Klienten zu thun gehabt hätte, er ihn wahrscheinlich auch die Tasche mit würde weggeschossen haben.

Die Anekdote.

Ein Dragoner-Offizier verlor bei einer Revüe seinen Hut durch einen Windstoß. Ein Gemeiner stieg ab, hob ihn auf und präsentirte ihn dem Rittmeister auf der Spitze des Säbels, der zufällig ein Loch hindurch stieß. — „Hol' Dich der Henker, Bursche!“ dankte der Offizier: „ich wollte lieber, Du hättest mich in den Arm gestochen.“ — „Ei wie denn so, Herr Rittmeister?“ — „Weil ich beim Regimentschirurgus Credit habe, aber nicht beim Hutmacher.“

Das Oxymoron.

Redefigur, wodurch ein an sich falsch, oder abgeschmackt, oder unanständig scheinender Ausdruck, in gewisser Hinsicht betrachtet, doch richtig, sinnig oder anständig wird.

Zwei Fremde gingen bei einem Schwarzbeerenbusch vorbei, als die Beeren noch unreif waren. Der eine sagte: „Es ist doch lächerlich, die Beere Schwarzbeeren zu nennen, wenn sie roth sind.“ „Weißt Du denn nicht,“ antwortete der andre: „daß Schwarzbeeren immer roth aussehen, wenn sie grün (unreif) sind?“

Anekdoten.

Zwei Besenhändler unterhielten sich über ihr Geschäft. „Aber,“ fragte der Eine mit Staunen, „wie kannst Du Deine Besen 3 für 1 Gr. verkaufen? ich lasse sie nicht unter ½ Gr. und stehle doch die Birken so gut als Du!“ — Ja; Bruder — war die Antwort — da liegt eben der Hund begraben: ich stehle gleich die fertigen Besen.

„N. ist doch auch verzweifelt grob,“ klagte Jemand: „er grüßte mich nicht einmal und ich dankte ihm doch.“

Auflösung der Charade in Nro. 70.

Kranzbinden.

Nro. 72.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 9. September 1819.

Der Selstmörder.

Ein schauerliches Selbstgespräch.

Nein! das kann ich nicht ertragen!
Sie hat mich verschmäht, verlacht!
Augen, Wort und Handlung sagen,
Armer Werber, gute Nacht!
Darum in die Nacht mich betten
Will ich, doch in Nacht des Grab's.
Aber wie des Lebens Ketten
Schmerzlos brechen? — — Gut! — ich hab's!

Dieser Degen, einst zur Seite
Mir beim rühmlichen Gefecht
In dem academ'schen Streite
Ueber das Pandektenrecht;
Soll mich nun hinüberschiffen
In des ew'gen Friedens Meer.
Ha! — wie ist er scharf geschliffen —
Aber nein — das sticht zu sehr.

Hängen dort ja die Pistolen
Aus der Schießstatt weitem Plan.
Diese will zum Werk ich holen,
Bald ist's damit abgethan.
Also spreng' ich weg die Lasten,
Die mich drücken bang und schwer.
Kommt — befreiet den Gehaßten —
Aber nein — das platzt zu sehr.

Gift! Ja, in das Reich der Schatten,
Förd're dies des Dulders Lauf;
Einst verschrieben für die Ratten,
Hol's ich dort Arsenik auf.
Wohl ging's mit Blausäure schneller,
Doch sie ist nicht im Verkehr:
Komm, du Kränkungsstellersteller —
Aber nein — das wurmt zu sehr.

Besser ist es dort zu enden
Mit der festen seidnen Schnur,
Die mit ihren eignen Händen
Sie mir gab beim Liebes-Schwur.
Um den Hals sollt' sie sich schlingen,
Als des Schmerzes Gegenwehr;
Größ'res soll sie jetzt vollbringen;
Doch — das kitzelt gar zu sehr.

Nun, so will ich aus der Hitze
Dieser Leidenschaft, hinab
Springen von dem Brückensitze
In das kühle Fluthengrab.
Oft mit ihr auf flücht'gem Kahne
Sprach ich: wer dort unten wär!

Ist mir's doch als ob mich's mahne —
Fort! — doch nein, — das nässt zu sehr.

Oder von dem hohen Thurme,
Wo ihr Haus gleich vor mir liegt,
Stürzen, im Gewittersturme,
Wie der Blitz zerschmetternd fliegt.
Noch im Tode ihr zu Füssen
Fallend, — fürchterliche Ehr' —
Auf — und dann herabgerissen —
Doch — die Luft versetzt's zu sehr.

Ha! in keines Todes Armen
Rettung also von der Pein!
Die Natur hat nicht Erbarmen? —
Nun — so mag sie grausam seyn!
Seht! ich höhne jetzt Euch alle,
Liebe, Schmerz und dich Natur;
Und ich will — so schwer mir's falle —
Nun vor Alter sterben nur.

Der Regenschirm.

Eine Erzählung.

Emmerich ging über die Brücke der Hauptstadt; ein Platzregen ergoß sich; er bot dem holden, wohlgekleideten Mädchen, das vor ihm herschritt, seinen Schirm an und erröthete mit diesem über die sprechende Verlegenheit, in welche es der Liebesdienst setzte. Zwar konnte Emilien jetzt nichts Erwünschteres begegnen, aber durfte sie, ohne des Mangels an Bildung verdächtig zu werden, einen geschmückten, jungen Mann der Wasserfluth preisgeben? Ihm die Begleitung zu gestatten, schien um so bedenklicher, da diese zuvorkommende Handreichung vielleicht nur der Behelf eines Wüstling war und es daher gerathener blieb, den guten Hut und das einzige Feierkleid aufzuopfern, als an der Seite eines Solchen — wohl gar an seinem Arm einher zu treten. Nie hätte Ekbert, der argwöhnische Freund, ihr das vergeben. — Emmerich errieth den Grund der Zögerung, er bezeichnete Emilien seine Wohnung, drang ihr das Schutzmittel auf, und flüchtete unter den Schirm eines Bekannten, welchen der Zufall eben vorüberführte. Dieser belobte den Dienstfertigen. Ich kenne das Mädchen, sagte er: Emilie Verner ist des Beistandes werth, dürftig aber ruhmwürdig, und dieser Anzug unstreitig ihr bester. Sie ist die Tochter eines wackern, verarmten Malers, der an zerstörenden Krämpfen leidet, welche ihm, wie ich glaube, der Gram über den Verlust der Seinigen zuzog. Ein hoffnungsvoller Sohn fiel in der Lützener Schlacht, der zweite ertrank, als er einen sinkenden Freund retten wollte, die Gattin nahm ein Fieber hin, das wohlerzogene Mädchen blieb sein letzter Stab.

Schon öfter hatte Emmerich derselben begegnet und innigen Gefallen an ihrem lieblichen Gesicht und ihrer edeln Form gefunden; das kleine Abenteuer erschien demselben jetzt als eine Fügung, denn er war reich, war frei, er suchte zudem eine unverdorbene Lebensgefährtin, es stand ihm, bei seinem Gold und seinen Vorzügen, die Wahl unter Dutzenden frei, doch keine vermochte den Vorsichtigen bis jetzt zum Wagestücke des großen Wurfes zu begeistern. Emmerich erfuhr von jenem auf Befragen, wo der Maler Verner hause und beschloß im Stillen, den Regenschirm zur Rechtfertigung seines Zuspruchs zu gebrauchen; eine innere Stimme rieth und trieb ihn an, sich ihr zu nähern.

Emilie ging indeß mit klopfendem Herzen ihres Weges; sie hatte noch eine heilige Scheu vor den Männern und dachte nebenbei: Was wird Ekbert dazu sagen? denn diesem mußte das Ereigniß entdeckt und er mit der Rückgabe des Schirmes beauftragt werden, damit dem Unbekannten, Falls er etwa ein unsaubrer Geist sey, die Lust vergehe, einen Anspruch auf den Ritterdienst zu

gründen. Zu dieser Befürchtung vermochte sie der bezeigte, drängende Eifer und der feurige, verschlingende Blick, mit dem er Emilien jetzt, wie bei früheren Begegnungen gemustert hatte; denn Emmerichs Augen waren, ohne sein Zuthun, oft ohne sein Wissen, flammende Liebessterne; ihr Strahl traf das Innerste. Aber die Jungfrau vergaß nun den Helfer und selbst ihren Erbert über der unholden, kargen Muhme, welche, auf des Vaters Geheiß, zu einem Vorschusse vermocht werden sollte und an deren Thür die Zagende jetzt Odem schöpfte. Ihre Noth war groß, selbst der Apotheker versagte gestern, bis zu Deckung des ansehnlichen Rückstandes, die Arznei und ihre wenigen, bemittelten Freunde hatten bereits mit Kleinigkeiten beigestanden; es galt jetzt den Versuch, ein Gemüth zu erweichen, das der Mammon versteinerte und welches dem Vernerschen Hause obendrein, von jeher nicht wohl wollte.

Das ist des Armen ärgster Fluch, sich vor vergoldetem Gesindel bis zur Fehlbitte erniedrigen zu müssen.

Durch Regenwolken brach das Abendlicht und röthete des alten Verners Krankenbett und seine Zelle. Er hatte gebetet, hatte den Vater der Weinenden beschworen, das Herz der Muhme zu vermenschlichen, die milden, eindringlichen Worte seines Töchterchens eine gute Statt finden zu lassen, und wähnte nun in dieser magischen Beleuchtung die Glorie gewährender Barmherzigkeit zu erblicken. Ermuthigt sah er auf, er sah die Bilder der verewigten Geliebten, welche die Wand schmückten, gelungene Werke seiner Kunst, von jenem Himmelslicht verklärt. Das Herzensweib glühte und blühte wieder, wie einst am heiligen Brautabende; sein braver Leopold, der für das Vaterland starb, lächelte, gleich einem siegreichen Märtyrer; in den frommen, gemüthvollen Augen des ertrunkenen Wilhelm spiegelte sich der Friede der Seligkeit und in des Vaters wundem Herzen erwachte die Erinnerung. Das edle Weib, das Kleeblatt ehrenwerther Kinder, sie waren ja die einzigen Sterne, welche seine dunkle Vergangenheit aushellten. Er gedachte des Freudenkelches, den ihm Amalie in ihrer Schöne, ihrer Sanftmuth, ihrer Treue und Anhänglichkeit reichte; — des herben, bis zum Ueberschwang erfüllten Leidenkelches, den sie gemeinsam in der Höhle des Mangels, am Siechbette früh verschiedener Kinder, unter den Stürmen des Krieges und in der Schreckenzeit leerten, wo Leopold fiel und die Fischer den Leichnam ihres Wilhelms in's Haus trugen. Er gedachte der Tage, in deren Rosenschimmer diese Zwillinge an der gesegneten Brust der Mutter gediehen, der ersten Licht- und Feuerfunken, die ihr lebendiger, kräftiger Geist sprühete, und so manches rührenden Zuges, der für die Würdigkeit ihres Wesens, der für den Adel ihrer Herzen zeugte. Es schwebte ihm die bittersüße Trennungstunde vor, in welcher der herrliche Leopold, zum Kampfe gerüstet, ein Held in der Hoffnung, das Vaterhaus verließ, und der seltsame Muthwille, welcher den stillen Wilhelm vor seinem letzten Ausgang bewegte. Auch seiner Emilie gedachte er, die von Kindes Bein an, ein Bild der Milde und des Lammsinnes in sich darstellte. Das Mädchen prangte, dort an der Mittelwand, auf seiner geglücktesten Schilderei. Sie stand, noch als Kind und zum Sprechen getroffen, mit ihrer liebsten Gespielin, wie jene Unmündigen im Evangelio, vor dem segnenden Mittler. Man glaubte bei dem Anblicke der herrlichen Darstellung, die Worte zu vernehmen: Solcher ist das Reich Gottes! Und dies Reich waltete bis heute in Milchens Brust. Des Malers Augen weilten auf der heiligen, wundersam beleuchteten Gruppe, sie füllten sich mit Thränen reger Anerkennung

*

der rastlosen, hülfreichen Zärtlichkeit des vielgetreuen Töchterchens. Er betete für sie, er legte die Gesegnete an das Herz des Vergelters und entschlummerte, abgeschwächt von dem erschütternden Eindrucke der Herz durchdringenden Gefühle.

Emilie klopfte während dem mit bebender Hand an die Thür der Frau Muhme. Diese fuhr bei ihrem Eintritte vom Stuhl auf, blinzelte mit den Augen, verbeugte sich und rief dann, ihr den Rücken kehrend: Dachte ich doch wirklich und wahrhaftig, es beehre mich eine junge Standesperson.

Ach, gute Tante! erwiederte Emilie mit ihrem weichsten Ton: entschuldigen Sie diesen Anzug, er ist das Werk der Noth. Mein Ueberrock ward mit Arznei begossen, der Mantel ist nicht mehr zu flicken und dieser Hut mein einziger. Darauf eröffnete Milchen der Frau Muhme die Ursache ihres Erscheinens; sie malte mit natürlicher Beredtsamkeit das Trübsal aus und faltete bittend, mit Wehklagen, die Hände über der wallenden Brust.

Du dauerst mich, Kind! entgegnete die Tante, Dein Vater nimmermehr. Dem hatte schon vor dreißig Jahren die Maler-Hoffart den Kopf verdreht; der ging auf Stelzen bis er zu Falle kam, nun klage er's dem Herrn, der helfe ihm. Wie mich mein Seliger zur Ehe begehrte, sprach ich ihn, als den nächsten Blutsfreund, bittend an, mich in Pastell zu konterfei'n. Da hatte der Herr Vetter einen bösen Daum und konnte nicht zeichnen, sein Malchen aber, mit der er sich, in jener Zeit, zu aller Jungfern bitterem Aergernisse, schleppte, sein Malchen sag' ich, das ihm nicht soviel zubrachte, stellte er in Lebensgröße dar und engelhaft, man erkannte sie gar nicht, selbst der Leberfleck am Schlafe war mit einem Löckchen bedeckt worden. — Ich trage, selbst dem Bösen, Gott behüte uns! nichts übles nach und habe Deinem Vater längst die schmälige Zurücksetzung vergeben. Vergessen werd ich sie im Leben nicht.

Emilie faßte jetzt die spindeldürre Hand der Alten und lispelte mit bebenden Lippen: Hat er Ihr Herz bekränkt, so sind Sie ja gerächt und der Herr sagt: Thut wohl dem Beleidiger! Ach, Tantchen! um des Heilands Willen! — Ein Thränenstrom unterbrach jetzt die Flehende. Soll denn mein Vater vergehen? rief sie jammernd aus: soll er in seinem Sterbebette verschmachten?

Die Augen der Frau Muhme verweilten auf dem weinenden Engel, das göttliche, Herz erschütternde Leid, in dem er glühte, regte ihr Felsenherz an, sie murmelte, ein Thränchen zerdrückend: Verschmachten nicht, aber die Zeiten sind heillos und ich muß erst mit meiner Armuth zu Rathe gehn. Jetzt mag Dir Dorothee den Rest vom Mittag aufwärmen und Morgen früh, bei guter Zeit, kannst Du den gewünschten Noth- und Hülfspfennig abholen; den lehne ich Dir, nicht ihm! Wenig mit Liebe!

Das Essen wies Milchen dankend ab, denn ihre Zunge hing am Gaumen, aber sie segnete die Erweichte, sie küßte ihr die greuliche Hand, wie eine Wahngläubige das Skelett ihrer Heiligen und eilte fort, den Vater mit diesem Heilkelche der Verheißung zu erquicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen über Adel und Ehre.

Es giebt keinen andern Adel, als den der Seele; nur die Tugend ist ehrenvoll. Die Gunst der Fürsten kann man zuweilen durch Laster erwerben; Rang und Titel mit Gold erkaufen; beides ist daher nicht ehrenvoll.

Verbrechen können dem, der sie begeht, nie zum Ruhm gereichen; eben so wenig kann Geld Adel verleihen.

Wenn Titel die Belohnung der Tugend sind, wenn der Mann nur erhoben wird, der sich um das Vaterland verdient gemacht hat, so gereicht dies sowohl demjenigen zum Preise, der diese Ehre ertheilt, als demjenigen, der sie empfängt und der Staat hat davon Nutzen.

Wer möchte wohl erhoben werden, wenn Niemand weiß, weshalb und wofür?

Wenn die Tugenden eines Helden sich auf seine Kinder vererben, so führen sie mit Recht seine Auszeichnungen; wenn aber derjenige, dem solche zu Theil geworden sind, dem unähnlich ist, der sie erworben hat, so thut man wohl nicht zu viel, wenn man ihn entadelt nennt.

Erblicher Adel wird für den bessern gehalten; die Vernunft zieht aber den erworbnen vor.

Wer, ohne eigenes Verdienst, sich auf die Großthaten seiner Vorfahren beruft, gleicht dem Diebe, der ein Asyl am Altar der Kirche sucht.

Was hilft es dem Blinden, daß seine Aeltern sehen konnten? — Was nutzt es dem Stummen, daß sein Großvater ein Redner war? — Was frommt es den Gemeinen, daß ihre Vorfahren edel waren?

Ein tugendhaftes Herz macht seinen Besitzer groß, und ohne Titel erhebt es ihn über die Gemeinheit. Ein solcher Mann wird Ehre erwerben, während andere sie empfangen, und er kann letztern zurufen: werdet denen gleich, von welchen ihr abzustammen euch rühmt.

Wie der Schatten dem Körper, so folgt wahre Ehre der Tugend.

Man sage nicht, Ehre sey das Kind der Kühnheit, man glaube nicht, daß Gefahr des Lebens allein ihren Preis bezahlen könne; es ist nicht die That, der man sie verdankt, sondern die Art, wie sie ausgeführt worden ist.

„Die Weissagungen und Verheissungen, der Kirche Jesu Christi auf die letzten Zeiten der Heiden gegeben."

In diesem Werke, welches nach dem des P. Lambert von Jaschem bearbeitet, und von J. A. Kanne herausgegeben ist. — (Nürnberg 1818.) wird in dem 6ten bis 8ten Kapitel von der Bekehrung der Juden gehandelt, welche sich Gott zur Erneuerung seiner Kirche und zur harten Züchtigung des neuen Babels und Aegyptens, das ist: der Christenwelt bedienen wird. Wir sind unsrer Seits sicher und wahrhaftig davon überzeugt, daß die Züchtigung der Christen durch die Juden nicht höher getrieben werden kann, als sie jetzt schon getrieben wird, und da gegen diese Judengeisseln noch immer keine ernstlichen Maaßregeln genommen werden, so müssen wir glauben, daß die Zeit nahe ist, wo die Juden, nach dem 9ten Kapitel des obigen Werkes, wieder in ihr Land nach Palästina wandern werden. Doch sollen sie, bevor sie diesen Marsch antreten, noch in einer Wüste versammelt werden, um eine Scheidung der Guten und Bösen zu bewirken. Es läßt sich voraus bestimmen, daß mit diesem Aufenthalt in einer großen Wüste, diejenigen Juden sehr unzufrieden seyn werden, die jetzt in den Städten Deutschlands von A. bis Z. Palläste bewohnen. Es ist daher eine weise Maaßregel der Städte Bamberg und Würzburg, daß sie die Juden aus ihren Mauern hinausgejagt haben, weil sie dadurch, wie öffentliche Blätter melden, die alttestamentalischen Glaubensgenossen nöthigen, zu bivouaqui-

ren, und in diesem Bivouac die Juden jetzt die Freude kennen lernen, die ihrer in der Wüste wartet, bevor sie in ihr herrliches Jerusalem einziehen können. Uebrigens werden die Juden, nach dem 11ten Kapitel der angezogenen Schrift, in Palästina recht glücklich leben; sie werden nämlich: 1) über alle Völker herrschen; 2) sich eines ewigen Friedens erfreuen; 3) an zeitlichen Gütern Ueberfluß haben; 4) von allen Plagen frei seyn; 5) der einzelne sehr alt werden; 6) die gesammte Judenschaft endlich aber sehr fruchtbar seyn.

Der listige Anschlag.

Vor mehreren Jahren reiseten zwei junge Leute, welche Brüder waren, aus England nach der Insel Jamaika. Sie waren von Profession Grobschmidte. Glücklich langten sie in jenem Erdtheile an, sahen aber bald ein, daß sie ohne eine kleine Summe baaren Geldes nichts anfangen könnten; wenn sie aber sechzig bis siebenzig Pfund Sterlinge hätten, so würden sie im Stande seyn, durch Fleiß und Unternehmungsgeist ihr Glück zu machen. Sie sannen hin und her, wie sie sich eine solche Summe verschaffen könnten, aber lange zerbrachen sie sich die Köpfe, ohne etwas finden zu können, was ihrem Zweck entspräche. Endlich fielen sie auf folgenden Kunstgriff: der Eine zog den Andern ganz nackt aus, schor ihm das Haar vom Kopfe und färbte ihn alsdann vom Scheitel bis zu den Fußzehen kohlrabenschwarz. Hierauf führte er ihn zu einem Negerhändler und bot ihm denselben zum Verkaufe an. Als ihn dieser von allen Seiten untersucht und tauglich befunden hatte, wurden sie Handels einig; der Negerhändler zahlte für den jungen, gesunden und starken Neger 80 Pf. St. und freuete sich herzlich, einen so trefflichen Kauf gemacht zu haben.

Seine Freude aber dauerte nicht lange; noch an demselben Abende entfloh der gemachte Neger und eilte zu seinem Bruder zurück. Dieser wusch ihn nun wieder ab und er war so weiß, wie vorher. Vergebens bot man demjenigen ansehnliche Belohnungen an, der den entflohenen Neger zurückbrächte; vergebens durchsuchte man alle Winkel der Pflanzung; der Neger war weg und jede Untersuchung blieb fruchtlos.

Die beiden Brüder freueten sich höchlich über ihren gelungenen Plan. Mit dem erhaltenen Gelde fingen sie ihre Geschäfte an, waren fleißig und sparsam und nach einigen Jahren kehrten sie mit 20,000 Pf. St. nach England zurück, die sie sich erworben hatten. Aber vor ihrer Abreise von Jamaika gingen sie noch zu dem Negerhändler, welchem sie ihr Glück zu verdanken hatten, erzählten ihm den ganzen Vorfall und zahlten ihm Capital und Zinsen zurück, um als ehrliche Leute von der Insel zu scheiden.

Ein- und Ausfälle.

Wenn auch Wahrheit und Freimüthigkeit jetzt vor Fürsten im Kerker sitzen muß, so stellt wenigstens nicht die Lüge und Heuchelei zur Kerkerwache auf.

Bei den Römern ward der Esel bekränzt, weil er die Vesta erweckte als sie Priapus schänden wollte; jetzt werden viele Esel gekrönt, eben weil sie Vestalinnen schändeten.

Menschen machten sonst die Mode, jetzt ist es doch schon dahin gekommen, daß die Mode Menschen macht.

Es ist unstreitig das treffendste Bild, das man je machte, nämlich, daß man den alten Adel mit einem alten Käse verglich; denn

jenem geben viele Ahnen, diesem viele Maden den eingebildeten Werth. — Schade nur bleibt es bei Gott! daß der Geschmack jetzt so verdorben ist, daß viele einen Ekel gegen alten Käse und alten Adel hegen.

„Das Schicksal, sagt Göthe, will gewöhnlich mit vielem nur wenig.“ — Wäre das doch bei unsern Fatal-Dichtern der Fall, aber diese fatalen Dichter verlangen in der Regel zu viel für das Wenige, was sie gaben.

Es muß doch ein recht sarkastischer, wo nicht gar böser Geist seyn, der mir gerade in dieser Zeit das Sprüchlein ins Ohr flüstert:

Von Weisheit schwatzt, wer den Verstand verlor;
In die Trompete stößt das Eselsohr.
Frei leben ist des Lebens höchster Zweck;
Das Uebrige, spricht Paulus, liegt im D..ck.

---

* Reliquien von Moser.

Man muß sich nie reuen lassen, auch heimlichen Feinden und Neidern bei allen Gelegenheiten wohl zu thun, zuletzt überwindet man doch.

Cäsar bekannte von sich: lieber der Erste im Dorf, als der Zweite in Rom seyn zu wollen; das war edler Stolz; wenn aber der Minister eines mittelmäßigen Fürsten, der seinen Herrn nach aller Gemächlichkeit leiten, regieren und ohne Nebenbuhler betrügen und bestehlen kann, vorgiebt, daß er aus bloßem Attachement keine höhere Dienste suche noch annehme, so möchte ich mich kreuzigen und segnen, so oft mir der Lügner begegnet.

Die Rache ist süß, spricht das sich selbst überlassene Herz; vergeben ist noch süßer. Der Sieg der Geduld ist ein glorioser, ein kompleter Sieg, man bleibt Herr der Wahlstadt.

Wer Himmel und Hölle auf Erden zugleich sehen will, reise nach England.

Warten ist in Geschäften oft mehr Arbeit als Eilen. (Die Fortsetzung folgt.)

---

* Vorläufige Nachricht.

Herr F. A. Dreyer hat den von Herrn Maler Menken in der 69. Nr. dieses Blattes gemachten „Vorschlag zur Güte“ genehmigt, und sich bereit erklärt, mit folgenden sechs Männern:

dem Kunstliebhaber, Hrn. Prof. Storck,
dem — — — — Hrn. Dr. Bercht,
dem Gemäldesammler, Hrn. Garlichs,
dem Architekten, Hrn. Polzien,
dem Maler, Hrn. Berkenkamp
und dem Maler, Hrn. Heger,

die Gemäldesammlung des Herrn Boelken untersuchen zu wollen, sobald Herr Maler Menken sich nur deutlicher über seinen gemachten „Vorschlag zur Güte“ erklären und mir anzeigen würde: ob Herr Boelken diese Untersuchung seiner Gemäldesammlung auch erlauben wolle? ob Er (Herr Maler Menken) dabei als Gegenpartei oder als Schiedsrichter gegenwärtig seyn wolle? — (indem dessen Ausdruck: „ich dagegen allein — als Vermittler“ — vieldeutig ist, und Parthei und Richter nicht in einer und derselben Person vereinigt werden können) und wenn derselbe als Gegner allein auftreten möchte, welches Forum alsdann über das Resultat der beiderseitigen Untersuchungen derselben entscheiden solle? —

Ich habe dieses dem Herrn Maler Menken angezeigt, und von demselben die Antwort erhalten:

„daß Er hoffe, Herrn Boelken innerhalb 4 „Wochen willig dazu zu machen; übrigens der „Entwurf seiner genau bestimmenden Antwort „bei Ihm selbst fertig liege, es Ihm aber „zur Abschrift derselben an Zeit fehle."

Allen denjenigen Kunstfreunden, die mich in diesen Tagen so oft befragten, wie der Kunststreit über die Boelkensche Gemäldesammlung entschieden werden würde? und ob der gemachte Vorschlag zur Güte angenommen worden sey? zeigt dieses vorläufig an

Der Redakt:

Warnungstafel.

Ich habe schon fünfmal mich malen lassen,
Und Niemand rieth bei den Bildern auf mich,
Verzeichnet und falsch war fast jeglicher Strich,
So setz' ich denn auch ganz billigermaßen
Zum Warnungswort, zu dem nutzenvollen:
Daß wir vor Gezeichneten hüten uns sollen
Noch dieses hinzu, auch ganz Nutzenreich:
O hütet auch fein vor den Zeichnern Euch!

Amors Handelschaft.

Ist ein seltsamer Krämer, der kleine Gott mit der Binde,
Gar sehr verwunderlich ist, wie er die Küsse vergibt,
Die man um theueres Geld muß erkaufen sind werth keinen Heller,
Und die umsonst man bekömmt, die nur sind schmackhaft und süß.

Die Erde ist nicht rund.

Ich bin so dumm nicht, zuzugeben;
Die Erd' sey rund, das ist nur Wahn,
Wär's so, man stieß im ird'schen Leben
Sich nicht all' Augenblicke an.

Der Handel.

Zu eines Puppenspielers Bude,
Der für den Platz zwei Groschen nahm, —
Die Kunst geht betteln — auch ein Jude,
Ein Stück zu schaun, zur Kasse kam;
Bescheiden harrt' er, bis der Haufen,
Der dicht gedrängt am Eingang war,
Sich, abgefunden, fast verlaufen,
Nun reicht er Einen Groschen dar,
Um ein Billet dafür zu kaufen.
Zwei Groschen macht's. — „Der Herr verseihn,
„Für mich ist es genug." — Mit nichten! —
„Ich seh' auf Einem Aug' allein,
„Drum darf ich nur die Hälft' entrichten."

* Charade von zwei Sylben.

Es nennet meine erste Sylbe Dir,
Fügst Du ein e hinzu, ein schlaues Thier;
Gar freundlicher Natur und flink zur Jagd,
Doch: — Leckerbissen nimm vor ihm in Acht!

Die Zweite ward in Preußens Königs-Stadt —
Wo man von je die Kunst gewürdigt hat —
Einst als der Töne Meister hoch geehrt,
Narcissen hat's im andern Sinn bethört.

Mein Ganzes? — Dort im heißen Schlachtgewühl
Gewann jüngst deutscher Muth ein blutig Spiel;
Ein edler Fürst, ein Held und Biedermann
Ging ohne Todes-Furcht im Kampf voran. —

H — ll —

Nro. 73.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 12. September 1819.

Des Lebens höchste Güter.

Was tröstet uns, wenn uns der Thor verlacht,
Giebt Heldenmuth vor des Tyrannen Macht,
Und leiht uns Kraft, den rechten Pfad zu geh'n
Und unbewegt im Schicksals-Sturm zu steh'n,
Uns haltend bei des Glückes Wechselspiel? —
Das Selbstgefühl!

Was heilt, wenn der Verläumdung Natter sticht,
Zerreißt das Netz, das schlaue Bosheit flicht?
Was stillt den Gram und lindert jeden Schmerz,
Gießt Balsam aus in unser wundes Herz,
Und sendet Schlaf und heitern Traum uns zu? —
Gewissensruh!

Was ist's, das gern in unsre Freuden stimmt,
Die schwerste Last uns leicht vom Herzen nimmt;
Lacht uns das Glück, uns den Genuß erhöht,
In trüber Zeit uns hülfreich nahe steht,
Und kann's nicht dies, doch zärtlich mit uns weint?
Ein treuer Freund!

Was folgt, wenn uns die ernste Stunde ruft,
Allein uns nach, bis zu der dunklen Gruft?
Was steigt, versinkt des Geistes Pilgerkleid,
Mit ihm empor in die Unsterblichkeit
Und zeigt ihm dort die Erndte seiner Saat? —
Die gute That!

Der Regenschirm.

(Fortsetzung.)

Der edle Dulder schlug, erwachend, die Augen auf, er sah die freundliche Gestalt des Kindes zu sich herab geneigt und sagte begeistert — Wie wohl war mir! Mich hat ein schöner, frommer Traum gelabt. Auch Dich wird er erbauen, höre nur. — Emilie lächelte durch Thränen und nahm zu seinen Füßen Platz.

Ich sah die Bilder an, fuhr Verner fort: und dachte der Vergangenheit. Da fiel das Abendroth durch's Fenster und machte mich andächtig; ich betete und schlummerte dann ein, doch schwebte mir die Mutter sammt den Söhnen noch im Schlafe vor. Sie schlichen, wie leibhaftig, von der Wand her, an mein Bett — aber verschönt, gleich Idealen Raphaels und mit wunderbarem Licht übergossen. Die Mutter legte mir, schmeichelnd und herzend, das Kissen zurecht, Deine seligen Brüder lispelten mir freudige Botschaften zu, doch Alle wichen nun zurück, denn plötzlich füllte sich das Stübchen

mit kindlichen, rosenfarbenen Engeln an und auf Deinem Bilde trat der Heiland in's Leben; er führte Dich, wie Du dort vor ihm stehest, zu meinen Häupten; er legte, wie dort, die Hand auf Deine Stirn und sagte mit dem wohlthuendsten Ausdrucke seiner Milde —

„Kind, sey getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!"

Mir brach das Herz vor Wehmuth und vor Seligkeit; ich wollte mich aufrichten — anbeten wollte ich — preisen, danken und das gesegnete Kind an sein Herz legen, da schwand dieß Himmelsbild — ich fand nur Dich an meinem Bette.

Ja! rief Emilie in schöner Wallung aus: mein Heiland! mein Beschützer, ich will getreu seyn bis in den Tod! Dir und der Tugend! O, neige Dein Antlitz über mir und sey uns gnädig!

Die Gewalt jener Gemüth-Bewegungen wirkte höchst nachtheilig auf den Kranken, seine Brustkrämpfe traten mit erschreckender Heftigkeit ein. Alle Mittel hatten in der letzten Zeit, bis auf eines, versagt und dies helfende war eben das theuerste, der Cassenbestand aber auf wenige Groten zusammen geschmolzen. Emilie stand — noch im vollen Anzuge, sinnend und zagend vor dem Bette, sie schöpfte Hoffnung, den Apotheker, wie vorhin die Muhme, zu erweichen; sie griff, da es, wie vorhin, draußen goß, nach Emmerich's Regenschirm und eilte nach der Offizin. Die war mit Menschen angefüllt, der Inhaber ward gebeten, derselben in das Nebenstübchen zu folgen, sie brachte ihre Worte an, er aber schüttelte den Kopf und sprach — Mit nichten! Ich habe mich bereits erklärt! Hundert böse Schuldner singen, von Tag zu Tage dasselbe Lied, und verkaufte man so fort, um Gottes willen, so würden wir uns nächstens selbst in Ihres Vaters Lage sehn. Ich bin in Geschäften und bedauere. Die Schuld hab' ich gestrichen und ein Anderer thue denn nun auch, was Christenpflicht verlangen kann. Das beschämte, vergehende Mädchen erblich. Die nahe, von der Tante zugesagte, Hülfe fiel Emilien ein und ohne Arznei konnte sie, ihrem Gefühle nach, nicht zu dem leidenden Vater zurück kehren.

Versorgen Sie mich wenigstens gegen dieß Unterpfand! stammelte sie, ihm den köstlichen Regenschirm darbietend: ich löse es Morgen bei früher Tageszeit wieder ein.

Jener erwiederte verbittert — Ey, eben dieser Schirm macht mich hart. Ziemt es wohl einer Rechtlichen in Ihrer Lage, mit einem solchen Prachtstück einher zu treten? Auf Pfänder aber borgt der Jude, doch ich und meines Gleichen nicht. Der Apotheker hing eine fortweisende Verbeugung an diese Rede und Emilie schlich, der Ohnmacht nah, von dannen.

Sie fühlte sich auf's Schmähligste beschimpft, entwürdiget, ihr Zartgefühl vernichtet und traf jetzt auf die Wärterin, die um Gottes Willen bat, recht bald und mit dem Tranke heimzukehren, denn der Vater verlange mit Sehnsucht darnach und leide unsäglich. Da eilte die Verstörte nach der andern Apotheke, beschwor den vorgefundenen Verweser, sie auf's schleunigste zu versehen, beklagte dann, im Drange des Bedürfnisses, das Geld vergessen zu haben und stellte Emmerich's Regenschirm an dessen Statt dafür ein. Jener nahm und legte ihn gleichmüthig hinter sich, brauete den begehrten Trank und Emilie flog auf Windes Flügeln an das Krankenbett zurück.

Der Vater rang, dem Anschein nach, mit dem Tode; die Wärterin mußte ihm eingeben, denn ihre zitternde Hand vermochte nicht, den

Löffel zu halten. Das Mittel wirkte bald und sichtlich; Emilie schickte jene nach dem Arzt, sie warf sich dann auf ihre Kniee, das brechende Herz im Gebet auszuschütten denn die lindernden Thränen versagten sich.

Hab' ich gefehlt, mein Gott! lispelte sie: hab' ich verbrochen? hab' ich fremdes Gut veruntreut um meinen Vater von der Drangsal zu erretten, so gehe jetzt nicht in's Gericht mit mir. — Ach, wie herzinnig würde mir der gute Mensch, den schon mein Kleidchen dauerte, vergeben, wenn er wüßte, daß sein Beistand den Vater mindestens von der Qual des Schmerzes, wo nicht vom Tode selbst errettete. Sich segnen würde er und mich beloben und — dennoch straft mich mein Gewissen!

Die Schelle klang, sie raffte sich auf, um zu öffnen, Ekbert trat ein. Sein Gesicht glühte, seine Augen blitzten, sein Gemüth war in sichtbarem Aufruhr und des Mädchens Kniee zitterten, denn Emilie kannte seine unglückliche Reizbarkeit, den dunkeln Schatten des gewaltsamen Ehrenwächters; es ahnte ihr, daß sie die Veranlasserin dieser Gährung sey. Er drängte die Erbleichende in's Nebenstübchen und fragte — Waren Sie heut' auswärts, Emilie?

Sie entgegnete kleinlaut — In häuslichen Geschäften.

Er. Ihr Aussehn verklagt Sie.

Sie. Ich bin unwohl, und der Vater hatte beängstende Zufälle.

Er. Und weßhalb verbargen Sie sich vorhin, ohnfern der obern Apotheke, hinter dem seidenen, mir ganz unbekannten Regenschirme? Sie kehrten ohne diesen aus der Offizin zurück, aber bis zur Stirn in's Tuch verhüllt und auf einer silbernen Platte am Griffe des Schirmes steht der Name Carl Emmerich eingegraben. Eine herrliche Empfehlung Ihres Rufes! — O, auch das Heimlichste kömmt an die Sonne. Mich führte der Zufall an Ihnen vorüber und der Sie mit Arznei versorgte, war einst mein Schul-Kamerad. Nur Antwort auf drei Fragen, fuhr er mit schwankender Stimme fort, so erlasse ich Ihnen alles Weitere. — Ist das eingesetzte Pfandstück Ihr Eigenthum? Ist dieser Emmerich der reiche Juwelen-Händler und der Schirm seine Gabe?

Emilien fehlte der Muth zur Erwiederung. Zwar sammelte die Bedrängte den letzten Odem ihrer Brust, um ihn mit dem Zusammenhange bekannt zu machen, aber die falsche Scham verschloß ihr den Mund, sich zu dem sträflichen Mißbrauche zu bekennen, den die Härte des Schicksals und die Angst der Kindesliebe veranlaßt hatte.

Hören Sie den Verlauf! stammelte sie zitternd, verstummte dann und barg, von einem Thränenstrom bedeckt, ihr Gesicht in dem Tuche.

Also schuldig! rief er ausbrechend: Ueberführt! Eine Gleisnerin! Eine Schlange! — Wir sind geschieden! gute Nacht!

Emilie sah auf, sah dem Fortstürmenden nach, weinte sich aus und ging, um an dem Krankenlager zu wachen. Ihr Väterchen schlief sanft, der Trank hatte ihm wohlgethan, dem Mädchen aber ward, nach Mitternacht, so übel und weh, daß es die Wärterin an diesen Platz berufen und das Bett suchen mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Katharina II und Diderot.

Litterarischer Beitrag zur Gelehrten-Geschichte.

Als der berühmte Diderot sich einst, etwas einfach gekleidet, in Gesellschaft eines durch Geist und Seelenbildung ausgezeichneten russischen Fürsten befand, fragte ihn derselbe: ob die Gelehr-

*

ten Frankreichs auch ihren Verdiensten gemäß belohnt würden? „Ich habe mein ganzes Leben hindurch gearbeitet, antwortete Diderot, ich lieferte die Encyklopädie und den natürlichen Sohn, und besitze keinen Heller; um meiner bereits erwachsenen Tochter, für deren Bildung ich nach meinem Vermögen gesorgt, ein Heirathsgut mitgeben zu können, bin ich gezwungen meine Bibliothek zu verkaufen. Es ist mir schmerzlich, mich von meinen Büchern zu trennen; aber mein Kind bedarf Versorgung, und mir gebietet die Pflicht, dem Glück desselben dies Opfer zu bringen.

Der Fürst ward bewegt. Er schrieb an die Kaiserin: In Frankreich lebt ein ausgezeichneter Schriftsteller, der so arm ist, daß er sich gezwungen sieht, seine Büchersammlung zu verkaufen, um seine sehr liebenswürdige Tochter ausstatten zu können.

Einige Zeit darauf kam der Fürst zu Diderot, um nach dem Preis der Bibliothek zu fragen, welcher dafür 15000 Livres forderte. Eine Stund darauf lag das Geld auf seinem Tische. Er traf Anstalt, seinen Büchern Lebewohl zu sagen. „Nicht so — sagte der Fürst, die Kaiserin bittet Sie, das Amt Ihres Bibliothekars in Frankreich nebst einem Gehalt von 1000 Livres jährlich anzunehmen, und wünscht ausdrücklich daß von dieser Summe nichts auf Vermehrung der Ihnen anvertrauten Bibliothek verwendet werden möchte.

Das Erbieten annehmend, schrieb Diderot an die Kaiserin einen Brief voll Danks, und erhielt neue Zusicherungen ihres Wohlwollens.

Ein Jahr verstrich, und das Gehalt wurde nicht ausbezahlt. Noch ein halbes, und schon glaubte Diderot vergessen zu seyn, als ihn ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin überraschte, voll Entschuldigungen, die Zahlung der fälligen 2000 Livres anzuordnen vernachläßigt zu haben. Indem ich nicht will — schrieb sie, daß ein ähnliches Versehen Sie künftig in einige Verlegenheit setzen möge, habe ich Befehl gegeben, daß Ihnen das bestimmte Jahrgeld auf 50 Jahre vorausbezahlt werde; zugleich erhielt er die Summe von 50000 Livres. —

Als Diderot diesen Zug Kaiserl. Großmuth seinem Freunde dem Hrn. Luneau de Boisjermain erzählte, und dieser ihn verwundernd fragte, warum er grade damals gegen den Fürsten des Verkaufs seiner Bibliothek erwähnt habe, da er doch eben zu jener Zeit 200,000 Livres für ein einziges Werk eingenommen hätte? und es ihm auch wohl bekannt sey, daß er nicht die Absicht gehabt habe, seine Bücher zu veräußern, erwiederte lächelnd der berühmte Gelehrte: „Die Kaiserin ist groß wie ihre Geschenke, doch hätte ich weiter nichts gesagt, als ich sey bedürftig, man hätte mir keineswegs eine Bibliothek mit 65000 Livres bezahlt, die höchstens 6000 Livres werth seyn mochte. Die Menschen handeln wohlthätig nur dann, wenn man Geist genug hat, sie dazu zu bewegen und es ist verdienstlich, dieselben um eines so schönen Zweckes willen zu betrügen.

Ansicht vom Genie der Füße.

In den Füßen steckt das Genie und nicht im Kopfe: so beginne ich meine Mittheilung; denn sehr vernünftig fragen wir daher, auf was für einem Fuß Einer lebe, und nicht: unter was für Einem Kopfe? Sehr vernünftig fragen wir, ob er auf einem großen, feinen, verschwender-

schen, oder auf einem kleinen, alltäglichen, haushälterischen Fuß sein Daseyn verbringe, anstatt daß uns daran liegt zu wissen, welchen Antheil sein Kopf und sein Herz an seiner Lebens- und Handlungsweise nehme. Eben so vernünftig sprechen wir nicht von Anziehungs- und Abstoßungskraft der Gemüther, sondern rücken die Menschen zusammen und von einander durch einen vertrauten oder gespannten Fuß. Eben deshalb knüpfen wir beim Zusammentreffen und Zusammenkommen mit Andern, den Faden der Unterhaltung zuerst an die Beine mit der Frage: wie geht's? anstatt denselben um den Kopf herum zu wickeln mit der etwanigen Frage: wie sieht's darin aus? — Kein Mensch fragt nach dem Kopf seines Nebenmenschen, ausser bei Kopfschmerzen, so wie kein Staat sich um die Köpfe seiner Unterthanen bekümmert, außer bei Kopfsteuern. Die Füße sind die Wurzeln, die den Menschen mit der Erde verbinden, während der Kopf, wie ein ärostatischer Globus, zwischen Himmel und Erde schwebt, ohne jenen zu erreichen noch dieser recht anzugehören. Ohne Fuß und Füße giebt's weder Krieg, noch Geld, noch Verse. Der Kriegsfuß thut den Riesenschritt zum Kampf und Tausende von Tausenden gerüsteter Leichenopfer folgen ihm nach. Unter seinem ehernen Tritt erdröhnt die Erde, veröden blühende, volkreiche Gauen und kraftvolle Geschlechter sinken, in Staub zermalmt, spurlos dahin. — Der Münzfuß, wie wohl in verschiednen Reichen und Zwergfürstenthümern mannichfach verkürzt und verstümmelt, schreitet riesenmäßig durch die gesittete Welt und baut die ungeheure galvanische Säule von Silberstücken, die das Leben der Staaten und ihren wechselseitigen Verkehr in reger Schwingung erhält. Die Versfüße — diese unzählige Nachkommen jenes berühmten Pferdefußes, welcher die Quelle der Poesie aus dem Boden stampfte — Die Versfüße werden zu Flügeln der Begeisterung und heben uns aus den Angeln des Altagsberufs nnd tragen uns zu lichtern Kreisen empor; wie tanzende Funken rücken sie zu leuchtenden Strahlenringen zusammen und gestalten die wärmende, erweckende, labende Sonne des innern Menschen, die Sonne der Dichtkunst; sie sind die Himmelsträger der Tonkunst, die Blüthen- und Blumenstengel unsrer schönsten Empfindungen und süßesten Entzückungen, sie sind die unermüdlichen Botenfüße der Liebe und Sehnsucht, aber auch die Widerhaken des Spottes, die Kreuzspinnenfüße der Schmeichelei, die Stelzfüße des Hochmuths und der Narrheit, die Prunksäulen der gefirnißten Lüge, die Hasenfüße der Galanterie, und verwandeln sich, der Gelegenheit fröhnend und dienstbar gemacht, nur zu oft in Lakayenfüße abgeschmackter Förmlichkeit. Aber Himmel! der Nachsatz klingt wie Tadel, und ich will ja nur loben, das Genie der Füße preisen. Gewiß dasselbe ist mächtig und ausgezeichnet. Wo sein Thätigkeitstrieb beengt wird, da leidet die Wohlfahrt der Völker. Die Morgenländer machen nur darum keine Fortschritte in der Cultur; weil sie die Beine beim Sitzen unterschlagen. Daß noch kein andrer Schriftsteller diesen Umstand bemerkte, ist auffallend, hat aber seinen Grund wahrscheinlich darin, daß man den Gegenfüßler des Verstandeskasten nicht genugsam in seinem Werthe erkennen will. Steht auch der Kopf physisch höher, so übertrifft ihn doch seine zweibeinige Unterlage an moralischer Größe. Sehr weislich lassen sich daher die Päbste, wenn ihnen ein Vornehmer äußere Ehrfurcht bezeigen will, den Pantoffel küssen und nicht die Tiare, und ich begreife nicht, warum die spanische Inquisition es ruhig mit ansieht, daß die Schuhmacher in Spanien weniger geachtet sind, als die Handschuh- und Hutma-

cher.*) Bedenkt sie nicht, daß jene die Schöpfer des übermächtigen Werkzeugs sind, das einst, am Fuße der heiligen Väter schreckverbreitend, wie ein Donnerkeil über das christliche Europa hing, und das als Zeuge in der Waage so gar vieler Haushaltungen den Ausschlag giebt. Es ist das Genie des Fußes, welches seiner äußern Umkleidung eine so unwiderstehliche Macht verschafft. In ihm drückt sich aus der feste Wille, die Kraft, die Standhaftigkeit und um ihn sammeln sich gern die Götter der Anmuth und der Holdseligkeit, wenn er dem Meisterstück der Schöpfung zum Fußgestell dient. Ein kleiner Frauenfuß wirbt mehr Verehrer als ein großer — versteht sich geistig großer — Kopf. Je kleiner der Fuß, je größer die Fortschritte, die er im Beifall macht. Wenn manche europäische Frauen durch Verbildung zu gefallen und zu gewinnen glauben, so sollten sie daher lieber ihren Schwestern in China nachahmen, und diese Operation mit ihren Füßen, statt mit ihrem Kopf und ihrem Herzen vornehmen. Ein kleiner Fuß vermag unendlich viel; er ist eine gefährliche Waffe im Eroberungskriege der Schönen, und die Beispiele sind häufig, wo ein Sedez Frauenfuß zum Pumpenstengel der Liebe oder zur Fußangel der unbewachten männlichen Freiheit wurde. Und auf was für Teufelskünste versteht der Fuß sich nicht überhaupt? Kann er nicht laufen und Schlittschuhlaufen, tanzen und Seiltanzen, marschiren und kritisiren — nämlich durch lautes Gepolter im Theater — wandeln und nachtwandeln, Balken, Weintrauben, Töpferscheiben und Spinnräder ꝛc. treten und nebenbei den weiten Erdkreis mit seinen Erhöhungen und Vertiefungen und seinen festen und flüssigen Bestandtheilen ausmessen? — Und leistet er nicht noch mehr, so haben wir nicht sein Unvermögen oder sein Ungeschick, sondern den Mangel unsrer physischen Erziehung anzuklagen, die so viele Anlagen unentwickelt läßt und andre erstickt. Hoffentlich wird dem anders werden. Bei dem kräftigen Umschwunge, der die Menschenerziehung durch die alle Philisterei austreibende Turnkunst bevorsteht, müssen auch die verborgenen und bisher unterdrückten Seiten seines Genies zum Vorschein kommen, und ist es nun einmal dahin gediehen, daß die Ordnung der gegenwärtigen Dinge auf dem Kopf zu stehen kömmt, so wird sich dann bald auch das sittliche Uebergewicht des Fußes über das stolze Haupt zeigen, der — statt wie jenes der anmaßlichen Vernunft zur Herberge und verrätherischen Zweifeln zur Werkstätte zu dienen, — die schändlichen Götzen der Vernunft, Duldung, Menschenliebe, Mäßigung und Eintracht von ihren gleissenden Altären herabstürzen und in den Staub treten wird. Dann wird der Kopf in die ihm bestimmte Gränze zurückgehen und sich überzeugen, daß er nicht zum Philosophiren, Grübeln und Kritteln, sondern lediglich zum Augenverdrehen und Kopfhängen geschaffen sey.

*) In Spanien genießen, wie ein Reisebeschreiber versichert, diejenigen Handwerker einen höhern Grad von Achtung, welche Kleidungsstücke für die edleren Theile des Körpers verfertigen, als diejenigen, die für die Bekleidung der sogenannten unedlen Theile des Menschen arbeiten.

*Sprüche.

Der Schwache geht in tiefen Leiden unter
Doch muthig dringt die starke Seele durch;
Wie sich der Diamant bewährt in Gluthen
Besteht ein edeles Gemüth im Schmerz.

Sey arm — und Du mußt Kränkungen erdulden,
Bist Du auch reich in Deiner tiefsten Brust! —
Sey reich, und wer Dir naht wird Weihrauch streuen
Wenn auch nicht Dir, doch Deinem goldnen Ich!

Bild des Lebens sey die Welle Dir,
Die dahin fließt, nimmer wiederkehrend; —
Bild des Todes — die lebend'ge Welt,
Die begräbt was Lust und Schmerz geschaffen.

Wer Dich mit Wissen kränkt, er ist verdorben;
Drum, nimmer traure über den Verlust
Des Freundes Freundschaft, dessen Herz Verstellung übet;
Dank' ihm die Lehre: „Prüfe eh' Du wählst!" —

Im Herzen trage des Verdienstes Orden,
So wird er auf dem Rocke nie Dir fehlen!

Den Falschen fliehe wie ein schleichend Fieber,
Daß nicht sein Athem Deine Luft vergifte!

Im Glücke suchen Dich die Schimmer-Freunde,
Bist Du im Unglück suche dann die Wahren,
Und lassen Dich die Götter Einen finden
Dann ist vor Vielen Vieles Dir geworden.

Die Freuden, die mit Gott und Tugend streiten,
Bereiten, wenn auch langsam, Dein Verderben.

Es rühme eitel sich der Ahnen nicht,
Wem nicht das Herz für Recht und Pflicht erglühet.

Den Zorn bekämpfe, will er Dich befallen,
Denn seine schärfsten Pfeile treffen immer
Dich selber, und nur sanfte Großmuth bessert
Den Gegner, den der Zorn nur reitzen würde;
Sie führt mit unbezwinglicher Gewalt
Demüthig und beschämt ihn Dir entgegen!

H — ll —

Prinz Hamlet.

Heute — sagte ein Bauer, als er den Schauspielzettel am Thore gelesen hatte — heute muß ich doch einmal in die Komödie gehen.

Warum? fragte Hans Friede.

Antwort: Sie geben heute ein Bauernstück, den Prinz Hammel von Dänemark.

Anekdote.

Ein rühmlich bekannter französischer Emigrant (Mounier) dirigirte einige Zeit hindurch in einem deutschen Orte mit italiänischem Namen (Belvedere bei Weimar) ein Institut für junge Engländer. — Was alles doch unser deutsches Vaterland sich gefallen lassen muß!

---

* Schreiben des Herrn Maler J. H. Menken.

So eben, mein Herr Redakteur, komme ich von Herrn Boelken. In Gegenwart einer respectabeln bekannten Person versuchte ich, ihn zu bewegen, ob er nicht diejenigen Bilder, welche besonders den Gegenstand unserer Betrachtung ausmachen sollen, an's Licht stellen wolle — aber vergebens! er giebt vor, einige derselben seyen für eine große Summe nach Petersburg verkauft, und schon in Königsberg angelanget. — Ueber Gemälde in Königsberg können wir in Bremen nicht urtheilen. Da ich aber an dem Vorgeben des Hrn. Boelken zweifele, und glaube, diese Gemälde seyen in seiner Verwahrung, so schlage ich dem Herrn Dreyer und den sechs Männern vor, ob sie versuchen wollen, den Herrn Boelken zu bewegen, jene Gemälde vorzuzeigen, und alsdann bin ich zu jeder Zeit zu ihrer Disposition. Der Widerwille, den Herr Boelken gegen seinen Widersacher äußerte, hat sich schnell geleget.

Um aber einstweilen jene sechs Herren, welche vermuthlich gern schöne Bilder sehen wollten, und in ihrer Erwartung vor der Hand sich getäuscht sahen, zu entschädigen, lade ich dieselben höflich ein, um jeden Sonntag Vormittag von zehn bis ein Uhr in meinem Hause meine Gemäldesammlung theilweise zu besehen. Dabei aber sage ich zuvor, daß der Herr Dreyer von dieser meiner Sammlung eben wie von der des Herrn Boelken bereits die Kunde gab, es sey kein einziges Bild darunter, welches werth sey, aufgestellet zu werden.

Wenn vielleicht die sechs Herren nach Untersuchung dieser meiner Sammlung eines andern Sinnes wären, wie der Herr Dreyer, — alsdann möchte die Boelkensche Streitsache in einem bisher noch nicht betrachteten Lichte erscheinen, und unbefangener würden

diejenigen, welche nicht vom Handwerke sind, in der Folge über die in Hinsicht ihres ästhetischen Werthes in übeln Ruf gerathene Sammlung des Herrn Boelken urtheilen.

Wie damals Herr Dreyer den Werth der Boelkenschen Gemälde durch öffentliche Verachtung spollirte, fiel er als Richter darüber her. Wenn man meine Wenigkeit als Vermittler und den Auszug des Protokolls nicht als entscheidend anerkennen will — so nehme man mich denn auch als Richter, ich werde doch in Hinsicht artistischer Kenntniß mich Herrn Dreyer gegenüber stellen können! Will man beides nicht, so verwirft man meinen „Vorschlag zur Güte" indem man ihn zum Scheine annimmt. *)

Den 9. Sept. 1819. Maler Menken.

* Reliquien von Moser.

(Fortsetzung.)

Man sieht manchem Menschen ganz genau an, wie viel er werth ist und nicht mehr? bei andern erfährt mans erst durchs Schneiden und Politur.

Die Gärten, die am wenigsten eintragen, kosten den meisten Unterhalt, gleiche Verhältniße hat es zwischen den Hof- und Civil-Bedienten.

Man hat gut immer von Pöbel sprechen, man findet an den großen Höfen Leute, die drei viertel Thier und ein viertel Mensch sind.

Wie glücklich ist ein Unwissender, beinahe durch alle Stände des menschlichen Lebens.

Die Fagon verkauft oft schlechte Waare und die Miene einen schlechten Minister.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Da obiges Schreiben dem ausdrücklichen Verlangen des Herrn Menken zufolge dem Kunst-Publico öffentlich mitgetheilt wird, und die Aufmerksamkeit der Gemäldeliebhaber gespannt seyn wird, wie Herr Dreyer und die von ihm zur Untersuchung der Boelkenschen Gemäldesammlung vorgeschlagenen 6 achtungswerthen Männer solches beantworten werden, so werde ich, wenn eine Antwort des Herrn Dreyer erfolgt, diese meinen Lesern mittheilen. D. Red.

Heimweh.

Du frägst, was ich verlange?
Zur Heimath will ich hin!
Mir ist doch ewig bange,
So lang' ich dort nicht bin!

Wohl ist mit reicher Schöne
Die Erde angethan,
Doch was ich mir ersehne
Das treff' ich nirgends an.

Die Blumen, die ich meine,
Zieht diese Welt nicht groß,
Sie keimen nur alleine
In meines Vaters Schoos!

Im Sternenschein der Liebe,
Da steht sein weites Haus;
Die Welt ist kalt und trübe
Ich sehne mich hinaus!

Charade.

Die Nachtigall flötet im Riesengesträuch
Der sinkenden Sonne ihr Lied,
Da saß ich mit Liebchen am Erlenteich,
Von Geisblatt und Flieder umblüht.

Das Abendgeläute war leise verhallt
Und mahnte zur nächtlichen Ruh'; —
Ich küßte zum Abschied die holde Gestalt,
Da rief sie die Letzten mir zu.

Ach, Liebchen, wie gerne ich bliebe bei dir,
Das wird durch die Ersten dir kund;
Denn ohne dich wohnet das Ganze bei mir
Und macht die Minute zur Stund'.

Auflösung der Charade in Nro. 72.

Kathbach.

Nro. 74.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 16. September 1819.

Luftfahrt der Madame Reichard in Dresden, am 30. Sept. 1811.

(Aus der National-Zeitung der Deutschen 45. Stück vom 7. Novbr. 1811.)

Madame Reichard, geborne Schmidt, aus Braunschweig gebürtig, Gattin des schon durch mehrere Luftreisen bekannten Reichard, die erste deutsche Frau, die es unternahm, sich mit einem Ballon in die obern Regionen zu erheben (s. Nat. Ztg. S. 352), hielt am 30. Sept. zu Dresden eine Luftfahrt, die von vielen Widerwärtigkeiten begleitet war. Schon Tags zuvor sollte diese Luftfahrt Statt finden, allein wegen schlechter Beschaffenheit des zur Füllung angewendeten Eisens, und wegen verspäteter Lieferung der Schwefelsäure, ging die Füllung des Ballons so langsam, daß er Nachmittags um 3 Uhr sich ohne Belastung kaum heben wollte. Die Entwickelung der verdünnten Luft mußte deshalb die Nacht hindurch fortgesetzt werden. Dieß war um so schwieriger, als bei einbrechender Dunkelheit der Wind sehr heftig zu werden anfing und die ganze Nacht hindurch anhielt; dessen ohngeachtet ging die Füllung so kräftig von Statten, daß die Centnergewichte, welche außer den Arbeitern, die an den zehn Windlienen die ganze Nacht über den Ball fest halten sollten, durch die Gewalt des emporstrebenden Balls von der Stelle gerückt wurden und die Arbeiter von dem Einschneiden der Lienen Blasen und wunde Stellen an den Händen hatten. Als am 30. Sept. Vormittags, bei einer Pause die der Sturm machte, die Steigkraft des Balls untersucht ward, fand man sie überaus beträchtlich. Bald aber machte sich der Wind von neuem und mit verdoppelter Gewalt auf und drohte den Ball zu vernichten; unglücklicherweise hielt er, noch während die Zuschauer sich versammelten, mit solcher Heftigkeit an, daß der Ball wechselsweise bis zu den Köpfen der Zuschauer, dann wieder bis gegen die Füllungsbatterie herab geschleudert ward. Durch dieses unablässige Hin- und Herzerren wurden zwei von den Windlienen abgesprengt, das über den Ball ausgespannte Netz an mehreren Stellen dermaßen beschädigt, daß, wahrscheinlich

von den Zweigen der Bäume, gegen welche der Ball mitunter geworfen ward, besonders am Obertheil die Maschen in einem Umfange von anderthalb Quadrat-Ellen zerrissen und aus dieser Oeffnung der Ball in Gestalt eines Beutels hervorquoll. Das Rauschen des Balls, in welchem, von dem Druck des Windes, die verdünnte Luft bald von oben herab gegen das Untertheil zusammengedrängt ward, bald sich wieder nach oben hin ausdehnte, war so arg, daß man es schon am Eingange des Gartens, einige hundert Schritte weit vom Füllungsplatze, vernehmen konnte. Endlich riß gar der Reif, an welchem die Gondel befestigt war. Zwar ward er, so gut es sich thun lassen wollte, durch einen anderen ersetzt; allein die Beschädigung, welche das Netz erlitten hatte, die nicht erprobte Haltbarkeit des in der Eile herbeigeschafften neuen Reifs, und der noch immer anhaltende Sturm, widerriethen es gleich ernstlich, die Reise zu wagen, zumal für eine Frau. Auch der anwesende Minister von Hopfgarten äußerte, daß die Fahrt nicht gestattet werden solle. Allein als um halb 4 Uhr der Wind, gleichsam um frischen Athem zu sammlen, auf eine kurze Zeit einhielt, und einige junge Herren, ohne Schonung für das Geschlecht und für die mißliche Lage der Luftschifferin, sich's erlaubten, über die seit gestern aufgeschobene Fahrt zu murren und gegen die Herzhaftigkeit und Gewandtheit der Unternehme, rin Zweifel zu äußern: stieg Madame Reichard, statt aller Antwort, in die Gondel und befahl, daß die Leinen losgelassen werden sollten. Dieß Wagestück war um so auffallender, da wegen der zweideutigen Beschaffenheit des Netzes, die Gondel auf einer Seite um einen Fuß niedriger hing, als an der andern, und der Ball durch das Spiel, welches seit der vergangenen Nacht der Wind unablässig mit ihm getrieben, sichtbarlich an Gas und folglich an Steigekraft verloren hatte. Wirklich erhob er sich auch so langsam, daß, vom Winde gegen die Allee getrieben, die Gondel sich in die obersten Zweige der Bäume verstrickte. Sogleich kletterten Leute hinauf, um der Luftschifferin zu Hülfe zu kommen; sie aber, in der schiefhängenden Gondel aufrechtstehend, wickelte selbst die verstrickten Zweige von der Gondel los, warf ihren Ballast, der mehr nicht als drei Pfund an Gewicht betrug, aus, streute zugleich aus einem Körbchen Blumen über die Beifall-klatschenden Zuschauer, und schwebte nun langsam empor. In einer Höhe von ohngefähr 500 Fuß strich sie dahin; aber bald fing der Ball an zu sinken und kam in der Gegend des äußern Thores dem Erdboden so nahe, daß die Luftschifferin, um das Urtheil und um die Genugthuung der Zuschauer mehr, als um ihre persönliche Sicherheit, bekümmert, ihren Anker sammt dem Tau, desgleichen eine Pistole aus der Gondel warf, und, nachdem sie sich solchergestalt auf einmal um mehr als 15 Pfund erleichtert haben mochte, nunmehr schnell aufwärts stieg. Daß sie guten Muthes seyn mußte, erkannte man daraus, daß sie unablässig die Fahne schwenkte, bis nach Ablauf von einer Viertelstunde die Wolken sie den Augen der Nachblickenden entzogen. Mit Recht war man besorgt, wie die verwegene Fahrt ablaufen würde. — Am 2. Okt. Nachmittags um 3 Uhr traf die wunderbar erhaltene Frau mit ihrem Manne wiederum in Dresden ein, und wie es ihr ergangen, erzählte sie selbst auf folgende Weise: „Unterhalb der Wolken stieg der Ball ziemlich gleichförmig, ohne bedeutende Schwingungen, kaum aber war ich jenseits der Wolken, so ward ich die vermehrte Schnelligkeit des Aufsteigens deutlich inne; der Wind schleuderte den Ball nach allen Richtungen. Ich stand aufrecht in der Gondel und hielt

mit der einen Hand den vom Ball in die Gondel herabhängenden Schlauch, mit der andern das an einer Schnur befestigte Barometer. Da mir die Kälte empfindlich und das Athemholen sehr erschwert ward, so blickte ich nicht ohne Besorgniß nach dem Ball empor und sah, daß er ganz gewaltig ausgedehnt war. Ich warf die Augen auf das Barometer und erkannte, daß es 11 Zoll 1 Linie anzeigte; aber kaum hatte ich dieß wahrgenommen, als mich das Bewußtseyn verließ. Nach welchem Zwischenraum weiß ich nicht, kam ich auf einen Augenblick wieder zu mir, aber welch ein Augenblick! Ich fand mich in der Gondel ausgestreckt liegend, das Barometer war fort und der Ball zerplatzt. Wahrscheinlich hatte ich während meines bewußtlosen Zustandes mit der krampfhaft zusammengezogenen Hand den Schlauch verschlossen gehalten, und da die verdünnte Luft aus den höchst aufgespannten Ballon weder durch das verschlossene Ventil, noch unterhalb durch den Schlauch hatte entweichen können: so hatte sie nach oben gedrängt den Ballon gesprengt. Ich raffte mich instinktmäßig auf, konnte aber kaum so viel erkennen, daß Ball und Netz in gleichem Maße zertrümmert, fetzenweise in der Luft flatterten! Die Wolken durchschneiden und die Gipfel der Bäume berührten war Eins und verschwunden war in diesem Moment auch mein Bewußtseyn wieder. Das Uebrige weiß ich selbst nur aus der Erzählung derjenigen, die mich aus der Luft herabstürzen sahen, und mir zu Hülfe eilten. Ihrer Aussage nach hatte der in drei Stücken zersprengte Ball mit diesen im Winde flatternden Zipfeln, die Gestalt eines mit ausgebreiteten Flügeln zur Erde herabschießenden Vogels. Meine Retter fanden mich in dem Walde hinter Saupsdorf, siebenthalb Meilen weit von Dresden, an der böhmischen Grenze, halb in, halb neben der Gondel, auf einer Felsenklippe, ohne Besinnung, dem Anschein nach leblos liegen. Von den acht Schnüren, mit welchen die Gondel an dem Reife hing, waren fünf zerrissen; von dem Ball und vom Netze hingen einzelne Stücke auf den Bäumen, zwischen welchen der Sturz hindurch gegangen war, umher." Die allzukühne Luftschifferin ward augenblicklich nach Saupsdorf, und dort in dem Hause des Erb- und Lehnrichters Thierman durch die angewandten Bemühungen wieder zur Besinnung gebracht, und kam, wie schon gesagt, am 2. Okt. nach Dresden zurück. Im Verhältniß zu der verzweifelten Fahrt und dem schauderhaften Ende derselben ist diese kühne Seglerin der Lüfte wohlfeilen Kaufs weggekommen, da sie ohne äußere Beschädigung, bloß über Schmerzen im Rücken und am Kopfe klagte.

Der Regenschirm.

(Beschluß.)

Am Morgen erwachte Emilie, zwar hergestellt doch mit Erschrecken, denn neun Uhr war schon vorüber und sie um diese Stunde zu der Muhme beschieden. Der Anzug und des Vaters Bedürfnisse nahmen überdies Zeit weg und als das Mädchen endlich gehen wollte, trat Emmerich in die Thür, um seinen Regenschirm in Empfang zu nehmen. Er war die Güte selbst, dennoch erstarrte das Blut in Emiliens Adern. Sie führte ihn in's Stübchen, das am Wege zu ebener Erde lag und schwankte an seiner Hand — vergebens auf eine Ausflucht sinnend, die das Gewissen überdem ihr nicht gestatten wollte.

Mein Erscheinen befremdet und ängstet, sprach er, wie gestern erröthend: und das betrübt mich, da ich den Arglosen angehöre.

*

Daran zweifelte sie nicht, seitdem ihr durch Ekberten kund ward, wer er sey, denn sie hatte überall nur Gutes und manche Stimme der öffentlichen Meinung vernommen, die ihn zu den Würdigsten zählte. Von dieser Ueberzeugung ermuthigt, faßte sich Emilie, nach dem ersten Schreck, ein Herz und sprach mit eindringlichen, gewinnenden Tönen der Zutraulichkeit:

Sie befremden nicht, mein Herr, Sie erfreuen, denn es war die Hand meines Schutzgeistes, welche mir gestern durch die Ihrige, einen Schirm für die Stürme der Gegenwart reichte. Mein lieber, kranker Vater dankt Ihnen, ohne sein Wissen, eine ruhige Nacht, ja, eine neue Lebensfrist und seine Tochter segnet Sie!

Emmerich lächelte wie ein Seliger und Emilien wuchs das Herz. Sie schilderte ihm das Nachtstück ihrer Lage, des Vaters Verhängniß, die Drangsale, die ihn beugten, die herbe Frucht der Dürftigkeit. Sie gestand ihm, von der Wehmuth beflügelt, wie weit dieser Mangel zusammt der kindlichen Angst und Pflicht sie geführt habe, und betheuerte schließlich, daß der hülfreiche Schirm, mittelst der verhießenen Unterstützung der Tante, vor dem Mittage noch an ihn zurück kommen werde.

Ihre Worte, ihre Thränen fielen tief in das Innerste dieser menschlich-weichen Brust, sie lockten die seinigen hervor, er zog das fromme Beichtkind vom Geist der Zärtlichkeit durchdrungen, an sein Herz und eben sah der lauschende Ekbert durch die Scheibe und verschwand, als das einträchtige Paar ihn erblickte und Emilie, dem zu Folge wie im Fieberfrost aufschauerte.

Doch kein Geliebter? fragte Emmerich betroffen. Er würde mich verkennen und Sie, und dem reinen Genius schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Emilie bedurfte Zeit, sich von dem Schrecke zu erholen, dann erwiederte sie: —

Wir sind zusammen aufgewachsen: Ekbert war der Gespiele meiner Brüder und beherrschte uns als Knabe schon. Wie Leopold zu Felde zog, mußte jener ihm geloben, seine Stelle bei dem Vater auszufüllen, der ihm wohl will, und nöthigen Falles als mein Ehrenwächter und Beschützer einzutreten — Ein Beruf, den er, im Bezug auf mich, bis gestern wohl mit allzu strengem Eifer erschöpfte. Von Liebe war nie die Rede zwischen uns, mein Verhältniß zu ihm ist etwa dem der eingeschreckten Schwester, zu dem geachteten, aber unzarten Bruder vergleichbar, der es derselben in seinem Ungestüm unmöglich macht, ihm auf die Dauer gut zu bleiben. Doch, aus der Hülflosigkeit und Verlassenheit des Vaters, welchem sich Ekbert mit Aufopferung widmete, ging für mich die Pflicht hervor, seine Ueberhebung und manche Wehthat zu erdulden, um nur die Quelle nicht zu trüben oder abzuleiten, aus der mein Vater, der zerstreuenden Mittheilung bedürftig, mit Erfolg und Vorliebe schöpfte.

Emmerich lauschte, still erquickt dieser tröstlichen, des Mädchens Werth bezeichnenden Eröffnung; es schmeichelte nebenbei die Grazie der Formen und des Geberdenspieles, die Anmuth der Sprache wie der Sprecherin, deren kußwürdiger Mund so melodisch betonte, seinem reizbaren Sinne. Er dankte dem Geschick, in diesem Ekbert, Statt des Nebenbuhlers, nur eine grämliche Schildwache am Tempel der Vesta vorzufinden und sich von den himmlischen Mächten zum Mitgehülfen guter Geister, zum Retter aus der Noth, zum Vergelter stiller Tugend erkoren zu sehen. O, liebe Fromme! rief er aus: wie glücklich, wie gesegnet würde ich seyn, wenn Ihr Vertrauen auf meine Redlichkeit mir jetzt frei-

Hand ließe! Wenn ich ihrem leidenden Vater die helfende Hand bieten, ihm meinen trefflichen Arzt senden, ihn mit allen dem unterstützen dürfte, was seine Bürde mildern und seinen Abend verschönern kann.

Sie sind der edelste Mensch! sprach Emilie im Eifer der Erkenntlichkeit und ich will ihn ohne Zögern von diesen Zwecken Ihrer Großmuth unterrichten, denn ihm allein steht die Entscheidung zu.

Emmerich faßte Milchens Hand, er sah ihr tief in die Augen und sie erröthete unter der magischen Glut dieser Blicke. Leis' und kleinlaut fragte er mit klopfendem Herzen:

Aber den Schirm darf ich doch — ohne Vätercheus Mitwissen — durch Ihre Hand einlösen? Durch diese Engelhand, die den Dulder auf Blumen der kindlichen, unerschöpflichen Liebe bettete?

O, mein Gott! rief Emilie, im schnell erwachenden Bewußtseyn ihrer Schuld, bedeckte schamroth das Gesicht mit beiden Händen und wendete sich hastig ab. — Emmerich verstummte, es ward still, wie im Grabe und als die Büßende endlich aufsah, war der liebenswerthe Mann verschwunden und auf ihrer Bibel lag eine Rolle Goldes — sein Lebewohl.

Ekbert, der Ehrenwächter, fiel bei dem Anblicke, den ihm vorhin die Glasscheibe gewährte, aus den Wolken, denn er glaubte, über Nacht zur Besinnung gekommen, dem verdächtigen Scheine nicht mehr, der ihn gestern empörte, und war erschienen, um sie mit Sanftmuth zu vernehmen und, nach Befinden, abzubitten oder Ablaß zu ertheilen. Jetzt aber zeigte ihm, zu seinem Erschrecken, ein zufälliger Blick durch das Fenster, daß sein Lämmchen, dessen Hirt und Orakel, dessen Eins und Alles er, bis dahin zu seyn wähnte, dem Stabe Unsanft mit dem er es hütete, entwachsen war. Es leuchtete ihm, bei der Kenntniß von Emmerichs Würdigkeit, ein, daß nur ehrliche und ernste Absichten demselben an Verners Hausaltar führen konnten und die Umarmung, welche sich das züchtige, männerscheue Mädchen gefallen ließ, verrieth, zu seinem bittersten Verdrusse, daß er der Undankbaren, selbst als Rathgeber und Mittler nicht anstehe. — Ein reicher Graf hatte Ekberten, vor Kurzem, unter reizenden Bedingungen, die dessen Zukunft sicher stellten, die Führung seiner Söhne durch Frankreich und Italien angetragen; er eilte nun, von Groll und Eifersucht getrieben, zu diesem hin, er sagte zu und machte dann seinem aufgegebenen Mündel durch eine schnöde, gallebittere Zuschrift, den letzten, trüben Augenblick.

Bald darauf schmückten die Bildnisse ihrer Mutter und des brüderlichen Paares, zusammt dem Meisterblatt, auf welchem der Heiland die Kleinen segnete, in köstlichen Rahmen, Emiliens verschönten Haus-Altar und diese wallt nun unverzagt unter Emmerichs Schirme. Das Vätercheu malt eben, geheilt und begeistert, die glückliche Gattin in der Glorie der Mutter-Hoffnung — sein frommer Traum ging aus; es ward, schon hier, der Vielgetreuen ein goldner Reif aus der verhießenen Lebenskrone.

---

* Vorschläge.

Läßt sich der Unterricht in der Arithmetik, auf den niedern Schulen noch verbessern? — Er läßt sich nicht bloß verbessern; sondern er bedarf einer gänzlichen Reform. — Ist er nicht noch auf demselben Standpunkte, wo er vor 100 Jahren war? Hat man nicht noch zum Theil dieselben Lehrbücher; oder wenigstens diese in demselben Geiste verfasset, wie man sie damals hatte? Und trifft man in diesen Büchern wohl Klarheit

und Deutlichkeit in dem Grade an, daß sie der Lehrer und Schüler verstehen könne? — Dieses Alles läßt sich, mit weniger Ausnahme, durch Nein beantworten. Woran liegt das aber? und wem soll man es zur Last legen? — Blos an den Oberschulen, liegt es. Denn hier wird häufig dieß Fach durch Lehrer besorgt, die es als Nebensache ansehen; die aber des Vortheils wegen gern diese Lücke ausfüllen. Die dazu erforderlichen Kenntnisse können sie sich bald verschaffen; denn die 4 Species sowohl in ganzen als gebrochenen Zahlen, sind ihnen noch ziemlich geläufig; und sollte auch Geometrie verlangt werden, so läßt man den Schüler auch da nicht in Verlegenheit gerathen: man lieset irgend ein Buch darüber nach, merkt sich was man verstanden hat, streicht das Nichtverstandene durch, um im Vortrage nicht dabei anzustoßen, und giebt das Erstere, das Buch in der Linken, die Kreide in der Rechten, dem Schüler an der Tafel zum Besten. Und diesen freut es nicht wenig, wenn alle Augenblicke neue Figuren an der Tafel entstehen und wieder verschwinden.

Unter den Büchern, wovon man auf Gymnasien Gebrauch macht, wird häufig Kästner's Arithmetik angetroffen (denn sein Buch „die Rechenkunst" findet man schon deswegen nicht zweckmäßig, weil fast allenthalben, der Allgemeinheit wegen, die Algebra sich eingemischt hat, und zu den Rechnungs-Beispielen häufig Logarithmen gebraucht sind, welche Kästner, wie man oft erzählen hört, sich aus der Ursache bedient habe: weil sein ungetreues Gedächtniß ihm die Aufnahme einer kleinen Tabelle habe streitig gemacht, die man gewöhnlich am Schluße unsrer Fibel aufgezeichnet findet; — diese logarithmisch berechneten Beispiele aber auf die gewöhnliche Rechnungsart zurück zu führen) ist mühsam; folglich das Buch, — ungeachtet es fast alle Regeln erläutert, die in den Rechenbüchern ohne Erklärung und Beweise aufgestellt sind, und wovon der Lehrer dem Schüler nur dadurch die Gültigkeit darthun kann, daß er ihm zeigt, wie das Resultat der Aufgabe mit der Probe zusammen stimmen, — zu verwerfen.

Die Algebra, die man ehemals häufig sich bediente, um durch sie die Lehre von den Proportionen, von den zusammengesetzten Zinsen, von der Gesellschaftsrechnung, von der Vermischung bei Metallen, Flüssigkeiten, Korn, ꝛc. von der Regel Falsi, Cöci, ꝛc. kennen zu lernen, ist jetzt den mehrsten Schullehrern nur noch dem Namen nach bekannt; ihre vom Vater und Großvater geerbten Bücher, die diese Wissenschaft vollständig commentiren, haben dem Wurm mehr Nahrung gegeben, als ihnen.

Warum werden die Knaben und Mädchen der Kaufleute, Professionisten, Bauern, ꝛc insgesammt auf dieselbe Weise unterrichtet? Kann der Professionist, der Bauer wohl je Gebrauch machen, von der weitläuftig behandelten Lehre der Wechselrechnung? — Wie viel Lehrer möchte man wohl auf dem Lande finden, die mit der Terminologie der kaufmännischen Wissenschaft bekannt sind? und sie wird doch zur Lösung der Aufgaben vorausgesetzt. Ein Glück für ihn, daß seine Schüler es selten so weit bringen, sonst muß der arme Mann fast immer auf den Beinen seyn, um sich im Nebenzimmer aus seines Vaters, Groß- Ur- oder Urgroßvaters Einschreibebuch Raths zu erholen. —

Warum hat man also nicht zweckmäßige Bücher, die eine solche Terminologie enthalten, als dem Lehrer und Schüler aus dem gemeinen Leben bekannt sind, für jeden Stand besonders? — denn der Schüler rechnet gewiß lieber die Aufgaben, die er versteht, und diese rechnet er mit Vortheil; die er aber nicht versteht, gewähren

ihm, wenn er mit Geduld dabei aushält, weiter keinen Vortheil, als etwa Uebung in den 4 Speciebus. —

Wie soll man eigentlich beim Unterricht in der Arithmetik verfahren? — Die Beantwortung dieser Frage, bitte ich, mir zu erlassen: — die mehrsten Schullehrer würden sie auch gewiß sehr lächerlich finden.

Sollte es nicht — und beinahe für alle Stände — weit zweckmäßiger seyn, statt dem beständigen Recapituliren des Rechenbuchs, den Schüler etwas mit der Geometrie bekannt zu machen? — angewandt wird sie im gemeinen Leben fast von Jeden. — Man beobachte nur ein Mal den Schneider: — handelt er nicht immer, bei der Zergliederung eines Gelehrten, Kaufmanns, oder eines Fräuleins nach geometrischen Grundsätzen? — Aber wie wollte man doch wohl Kinder, etwa vom achten Jahre an, schon für Geometrie empfänglich machen? — Wenn der Lehrer sie nur selbst gründlich inne hat, so behaupte ich, es geht! Aber nicht nach der Methode, daß man systematisch, vom ersten Element ausgeht, um allmählig zu einer beliebigen Höhe hinauf zu steigen; — und strenge Beweise der Lehrsätze werden gar nichts fruchten. — Er lehre lieber ihnen im Anfange alles Leichte bloß construiren; oder: er kehre ein Mal die Methode um, und zeichne einen bekannten Gegenstand, etwa ein Haus an die Tafel; — der Schüler wird begreifen, daß sich in dem Hause eine Stube, ein Boden ꝛc. befindet; er wird ferner begreifen, daß eine solche Stube von 4 Wänden und 2 Böden begränzt ist und er hat den Begriff eines Cubi oder Paralelepipedi; er lehre ihn an der Wand die Fläche, an dieser die Figur, an dieser die Winkel, Linien, Grenze der Linien kennen; der Zuckerhut, der Thurm ꝛc. giebt ihm einen Begriff vom Kegel, von der Pyramide ꝛc. — Ist er so weit gekommen, daß er die Terminologie kennt; Alles zeichnet, so wird er auf die nähere Bestimmung dieser Begriffe vorbereitet seyn und im zwölften Jahre wird das Söhnchen schon zum Künstler, Architekt; zum Offizier, Capitain, General....

Wie nützlich die Geometrie dem Bürger und Landmann ist, hat man schon in vielen Schriften bewiesen und ich glaube sogar Ihnen, meine hochgeschätzten Damen, dieselbe empfehlen zu müssen, indem sie sich ihrer beim Zeichnen der Stickmuster, bei der Anlage Ihrer Lieblingsgärten ꝛc. sehr vortheilhaft bedienen können, und haben nicht die schönen Pariserinnen sich schon längst mit dem subtilsten Kalcül in der Sternkunde beschäftigt! — dem Architekten, Tischler, Drechsler, Uhrmacher ꝛc. ist sie unentbehrlich. Dem Kaufmann ist nicht bloß die Geometrie, sondern auch die Steuerkunde sehr wichtig: denn ist er selbst im Stande, Capitain und Steuermann, denen er seine Waare anvertraut, zu prüfen, so kann er doch wenigstens bei ruhigem Wetter, seines Schiffes wegen, der Sorge überhoben seyn.

Daß obige Data sich nicht so leicht realisiren lassen, davon bin ich vollkommen überzeugt; sollten sie aber auch nur zum Theil realisirt werden, so werde ich mich schon sehr glücklich fühlen durch dieses zum allgemeinen Wohl etwas beigetragen zu haben.

Dr. Suhr.

---

* Reliquien von Moser.

Als Joseph Statthalter von Aegypten war, so machte er's nicht nach Art unserer Favoriten und Minister, er ließ seine Brüder Hirten bleiben.

Keine Hoffnung, daß es jemals an einem Hof und in einem Lande gut gehen werde, wo es die Minister so weit gebracht haben, daß sich ihr Herr vor ihnen fürchtet.

Mit einem Reff-Träger habe ich herzliches Bedauern, aber gewiß mit keinem derer vornehmen Leute, die über die Lasten ihres Posten klagen, zu welchem zu gelangen, sie sich doch unablässige Mühe gegeben haben.

(Der Schluß folgt.)

Curiosa.

An einem Hause in St. Petersburg befinden sich zwei Schilder mit folgenden Inschriften:

Auf dem Oberen:

Hier bekommt man Wichse.

Auf dem Unteren:

Hier macht mans aerger.

Ein Künstler zeigte vor Kurzem in ebendersel ben Residenz, mehrere von ihm aus Burbaumholz künstlich geschnitzte kleine Schiffe, auf denen er die Bilder einiger noch lebenden Monarchen angebracht hatte. In seiner Anzeige dieserwegen las man folgende Worte:

„Das größte dieser Schiffe ist für Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten von England bestimmt, auf dessen Hintertheil sich das Brustbild Ludwig XVIII. befindet."

---

* Theater-Anekdote.

Als vor mehreren Jahren in Wien noch die Italienische Oper existirte, wurde einst eine sehr achtungswerthe Sängerin aus Italien dahin verschrieben, welche durch ihren Gesang sich sogleich allgemeinen Beifall erwarb. Ein reicher Wüstling machte ihr Anträge, die das sittliche Mädchen streng von sich wieß. Der alte Sünder, deshalb nicht wenig erzürnt, zettelte eine Kabale an und reitzte seine Spießgesellen auf, diese Sängerin jederzeit in ihren Rollen zu pfeifen und zu zischen. Mehrere Tage ertrug es die Künstlerin mit Geduld. Endlich, als man sie eines Tages wieder mit Zischen und Pfeifen empfing, trat sie gelassen vor und zog ein Papier mit den Worten hervor: „Meine Herren, dieß ist mein Contract, den ich mit der Theater-Direction auf drei Jahre abgeschloßen habe, Sie müssen daher noch drei volle Jahre pfeifen!

Das Publikum lachte und applaudirte und die Sängerin blieb von jetzt an unangefochten. *)

---

* Charade.

Mein Erstes haucht durch alle Pulse Leben
Wölbt über Arm' und Reiche nur ein Dach;
Wem es gebricht — ich denke es mit Beben —
Der stammelt ängstlich wohl sein letztes — Ach! —

Das Zweite ist ein federleichtes Wesen
Der Knabe wirft es jubelnd in die Höh';
Doch wer zum frohen Feste es erlesen,
Genieße mäßig, sonst bereitet's Weh'!

Auf daß mein Erstes bald das Ganze hebe
Vereint die Kunst die Elemente schon;
Und daß die Künstlerin sanft aufwärts schwebe
Erbaut man ihr im Ganzen einen Thron. —

H — ll —

Auflösung der Charade in Nro. 73.

Langeweile.

---

*) Ohne Zweifel ist es schon lange her als dieses Geschichtchen in Wien sich zutrug, jetzt könnten daselbst dergleichen Unruhen nicht mehr vorfallen, da in allen Theatern Wiens kaiserliche Verordnungen angeschlagen sind, in denen alles Pfeifen und Zischen bei strenger Strafe untersagt ist, mit der Bedeutng: daß es durchaus gegen Sittlichkeit und Anstand sey und dadurch das Vergnügen eines Publikums gestört werde, welches sein Vergnügen bezahlen muß und Ruhe und Ordnung verlangen kann. Auch ist im Bezug auf die Schauspieler noch die Bemerkung hinzugefügt: es sey ja für diese schon Beweiß von Mißfallen und Strafe genug, wenn sie keine Beifalls-Bezeugungen erhielten.

Möchten doch diese Theatergesetze in Deutschland allgemein werden, damit der ruhige Zuschauer, der sich im Theater ergötzen und von Geschäften erholen will, nicht durch störende Unruhen und durch die Launen Einzelner gezwungen werde, grollend das Schauspielhaus zu verlassen.

Anmerkung des Red.

Nro. 75.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 19. September 1819.

Die alte Lebensweise der Bremer.

(Von einer gebornen Bremerin.)

In meinem Geburtsorte Bremen, in der heitern Neustadt, wo die fleißigen Bürger in ihren blumenvollen Gärten von den Arbeiten des Comptoirs ausruhen, spielte ich als Mädchen von acht Jahren unter dem Bollwerke des hohen Ufers der Weser mit einer Flotte von Nußschaalen. Längs dem Ufer, hinter hohen Lindenbäumen, standen die Gartenhäuser des reichen Herrn — — — des Herrn — — — — und meines Onkels. Alle diese Herren hatten viele Schiffe zur See, und da war denn oft ein Wesen, eine Freude und ein Reichthum, daß die jugendliche Einbildungskraft des Mädchens wohl dadurch gereizt werden konnte, auch einmal eine Flotte mit holländischer Leinewand, mit Brabanter Spitzen und dergleichen zu befrachten. Genug, meine Schiffe stachen in See, das heißt, sie schwammen längs einem Floß Holz in die Weser hinein. Ich befand mich auf dem Floß und begleitete ihren Lauf. Das beste Schiff war Cousine T — — genannt, nach einer ältern Freundin, welche noch jetzt in ihrem Alter eine Zierde ihres Geschlechts und ein Gegenstand meiner innigen Liebe und Achtung ist. Grade dieses liebe Schiff wollte sich zu weit entfernen; ich griff darnach und — stürzte in das Wasser, und das Wasser schlug über mir zusammen. Ich schrie nicht: ich war — dies ist eine Erfahrung zur Seelenkunde — ich war mir meiner selbst und des Gedankens: die Liebe für deine gute Cousine hat dich in den Tod gezogen, deutlich bewußt. Doch hielt ich eine Hand aus dem Wasser empor. Bei dieser Hand wurd' ich ergriffen. Eine schlanke, schöne Jungfrau zog mich aus dem Wasser, welches mich nicht wegführte, weil das Floß dem Strome entgegen lag. Keine Rose prangte in ihrem Haare, kein Geschmeide an ihrem Busen: sie war nur ganz schlicht, ehrbar und nett, nach Bremer Art gekleidet; aber sie hatte sich, ihres Lebens nicht achtend, von dem hohen Bollwerke herunter gestürzt, war auf das Floß geflogen und hatte ein Menschenleben ge-

rettet! „Du lütje soete Deeren!“ sagte sie zu mir, indem sie mich, vor Freude weinend, betrachtete. „To di het mi de leeve God föhrt!“ Sie erkundigte sich nach den Meinigen, führte mich in das Haus, schob mich in das Zimmer hinein und verschwand. Während ich meinen Unfall erzählte, eilte die Tante mich aus den nassen Kleidern in trockene zu bringen, und als sie damit fertig war, wollte sie zu schmälen beginnen: aber ein Bst! von meines Onkels Lippen und sein bedeutender Finger am Munde drückten ihre steigenden Worte wieder hinunter. „Die wird nicht wieder ins Wasser fallen,“ — sagte er, „die seh' ich noch künftig die Jüfruw eines großen Kaufmanns werden. Gieb ihr, zur Unterstützung ihrer Lebensgeister, etwas Wein!“ Er nahm mich bei der Hand und sagte: „Du hast dein Schiff, die Cousine T—— verloren. Sey nur ruhig, liebes Kind; mein bestes Schiff soll künftig die beiden Cousinen heißen.“ Die schöne Handlung meiner Retterin wurde weder in dem Bremer Wochenblatt, noch in der Hamburger Zeitung angezeigt. Das hielten die guten Leute nicht für nöthig, da jeder Einwohner dieser alten freien Reichsstadt es für seine Schuldigkeit hielt, einem Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und weil sie glaubten, an andern Orten sey es eben so.

Das Handeln und Wandeln dieser Menschen war überhaupt ihrem großen Wasserrade an der großen Weserbrücke gleich — wohlthätig, einfach, wohl berechnet und sehr kraftvoll. Dieses kolossalische Rad, ein Meisterwerk der Mechanik, schöpfte unten aus dem Flusse und goß oben in der Höhe in einen großen Behälter einen solchen Reichthum von Wasser aus, daß alle Häuser in der großen Stadt hinlänglich damit versorgt wurden. Man bewundert diese Einfachheit und Leichtigkeit, wenn man dabei an die künstlichen Saug- und Druck-Werke mancher Städte, mancher Höfe und mancher Schriftsteller denkt, wo des Pumpens, des Knarrens und des Seufzens kein Ende ist.

Aber Wasser allein thut es freilich nicht; die Bremer haben auch viel Wein dazu; und ihr großer Weinkeller spricht eben so gut den Geist der alten Bremerzeit aus, als ihre drei großen Waisenhäuser, ihr großes Wasserwerk, und ihr Armen- und Krankenhaus. Ich sage noch etwas von der bewundernswerthen Halle, die die Gaben des Bacchus verwahrt! Die Straßen dieses ungeheuern Gewölbes sind angefüllt mit großen Stückfässern, voll der edelsten Rheinweine, nach dem Alter geordnet. Hier entdeckt man abermals einen charakteristischen Zug der Alten: von dem besten einen großen Vorrath zu halten, und vernimmt davon die schönen Folgen. Ihnen verdanken es die jetzigen Zeitgenossen, daß kein edles Jahrgewächs des deutschen Weinstocks ausgehen kann. Sobald ein Faß etwas abnimmt, wird es durch das nächste, ein Jahr jüngere, wieder aufgefüllt, das Alter durch die Jugend unterstützt, und die Jugend durch das Alter veredelt. Ihren klugen Vätern verdanken es die Söhne, daß sie um einen billigen Preis dies herrliche Geschenk der Natur ächt und rein genießen können. Dem Willen der Stifter gemäß wird den Kranken in ihrer Schwachheit und den Männern, die am Ruder des Staats sich erschöpft haben, ein Labetrunk aus der hundertjährigen Rose — der Name des Stückfasses — unentgeldlich gereicht, so oft sie es bedürfen. Das heißt wahr und groß haushalten! — und so wirthschafteten die Alten. An der Seite, wo das Licht in diesen Keller fällt, findet man helle, kleine Kabinette, in jedem einen Tisch für zwei Leute, an jeder

Seite, gerade gegen einander über, einen Stuhl. Das sind kleine Tempel der Vertraulichkeit, wo der Freund dem Freunde gerade ins Angesicht sieht, das Herz immer näher dem Herzen kommt und die Gläser immer heller und reiner klingen. So, meinten die treuherzigen Alten, schmecke der Wein am besten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das neue königliche Schauspielhaus in München und die Aufführung der Oper Celanira.

(Aus J. F. Castelli's Reisetagebuche.)

Von dem Aeußern dieses Schauspielhauses ist noch nichts zu sagen, da es noch nicht verziert ist, und nur die kahlen, nicht einmal verputzten Wände da stehn, nur muß man den Styl des Gebäudes selbst sehr edel nennen. Das Innere des Schauspielhauses aber übertrifft, nach meinem Geschmacke, alle Theater, welche ich gesehen habe, selbst jenes zu Brescia nicht ausgenommen, das ich bisher für das schönste hielt. — Wenn man durch die Thüre des Hauptportals eintritt, so gelangt man in eine geräumige Säulenhalle, in welcher sich links die Kasse befindet. Rechts ist ein ähnliches Gemach, wie jenes der Kasse, angebracht, welches allenfalls für einen zweiten Kassirer bestimmt seyn kann, wenn das Gedränge groß ist. Zur Linken und Rechten führen zwei sehr schöne Treppen, wohl 20 Fuß breit, in die obern Stockwerke. Tiefer als diese beiden Treppen führen zwei andere Thüren zu zwei großen Sälen; diese werden später vermuthlich zu Versammlungsorten während der Akte gebraucht, und zu diesem Behufe, gleich den französischen Foyers, eingerichtet und mit Bildnissen berühmter Schauspieler und Dichter geziert werden. Ich schloß dieß aus einigen Piedestal's, welche bereits dort stehen. In der Mitte befinden sich drei hohe Eingänge, wovon der mittelste in das Parterre, die beiden andern in die Logengallerien führen. Das Auditorium hat 5 Stockwerke und ist halbcirkelförmig und amphytheatralisch. Geschlossene Logen sind im ganzen Theater nur 12 und zwar der Bühne gegenüber eine große Loge in der Mitte, welche bei großen Festen die königliche Familie einnimmt, und über derselben eine kleinere, dann zu beiden Seiten 4 kleinere, je zwei und zwei über einander; im Portal der Bühne sind auf jeder Seite zwei Logen angebracht. In jener, dem Zuschauer rechts, befand sich dießmal der König und die Königin. Noch ist auf jeder Seite eine Parterreloge, welche Vertiefungen in die Mauer bilden. Die erste Gallerie wird übrigens als der Logenplatz angesehen, und man kann darin einzelne Plätze kaufen, so viel man deren wünscht. Noch besser vorspringend und außer dieser Logengallerie ist eine andere, welche von vorn nur mit einem Gitter verschlossen ist. Beleuchtet ist das Theater durch eine, an der zweiten Gallerie fortlaufende, Reihe von kugelförmigen weißen, geschlossenen Glaslampen und durch eine Astrallampe, welche von der Mitte der Decke herabhängt; die Letztere aber ist für die übrige Pracht des Hauses zu ärmlich. Die Verzierung ist weiß mit goldenem Schnitzwerke, das letztere etwas zu überhäuft. Zwei colossale Figuren stehen auf beiden Seiten der Logen des Hintergrundes. Die Bühne ist verhältnißmäßig breit und tief. Die Gardine ein einfacher rother Vorhang. Die rothe Farbe will mir nicht gefallen, sie ist zu grell und schlägt die übrigen Farben der Decorationen. Zwei Uebelstände habe ich bemerkt, die wohl Mancher mit mir verwerflich finden wird: daß die sogenannten Sophiten dieselbe rothe Farbe, wie der Vorhang, haben und daß diese

Sophiten bei allen Decorationen hängen bleiben. So war z. B. das Gebälke eines geschlossenen antiken Saales roth, die Luft in einem Walde roth u. s. w. Ich glaubte, daß diese rothen Sophiten nur dießmal aus Versehen des Decorateurs hängen geblieben wären, man versicherte mir aber, daß dieß bei jeder Vorstellung und Decoration der Fall sey. Der zweite Uebelstand liegt in dem Verwandlungszeichen. So oft die Bühne verwandelt wird, wird das Zeichen dazu mit Schellen gegeben, so daß es klingt, als ob eben einige Schlitten am Theater vorüber führen.

Es wurde Celanira von Paveſi gegeben. Der Castrat Veluti und Mad. Pellegrini sangen darin. Des ersteren Stimme habe ich noch stärker gefunden, als einst in Wien, — aber seine Manieren, Bewegungen, Gebehrden, kurz Alles, was der dramatische Sänger studiren soll, ist noch eben so unter aller Kritik, als damals. Er hat in so vielen Jahren noch nicht gelernt eine Verbeugung zu machen. Die Hände bald vor sich hin halten, bald auf die Brust pressen, den rechten Fuß mit Gewalt vor den linken setzen, mit Kopf und Augen die Passagen versinnlichen wollen, welche er anbringt, — wenn er Etwas Sanftes singen will, etwa vorher so lange warten, bis man 12 zählen kann, — dem Publikum einige Minuten den Rücken zeigen, wenn er mit dem Chore spricht, das sind beiläufig die schauspielerischen Künste des Herrn Veluti, der demohngeachtet von dem Münchner Publikum mit dem außerordentlichsten Beifalle beehrt und heute dreimal vorgerufen wurde. — Das Orchester zeichnete sich durch das delikateste Accompagnement aus und behauptete auch heute den Ruhm, eines der ersten Deutschlands genannt zu werden.

---

*Berichtigung.

Da von mehrern hiesigen Theaterfreunden, wie ich erfahren, die Meinung ausgesprochen worden ist: „es wolle meine Frau keine andere Sängerin neben sich dulden und habe deshalb auch Mad. Göcke von hier verdrängt," — so fühle ich mich veranlaßt, da diese Meinung dem Charakter meiner Frau nachtheilig ist, folgendes deshalb zur Kenntniß eines geehrten Publikums zu bringen.

Als ich die Führung der hiesigen Bühne übernahm, waren seit länger als einem Jahre unter Hrn. Gerbers Direction keine andere Sängerinnen angestellt, als Mad. Schmidt, Dem. Gehlhaar und meine Frau, welche drei alle vorkommenden Rollen übernehmen mußten. Sobald ich als Director eintrat, fühlte ich, daß zu einer vollständigen Oper noch eine Bravour Sängerin nöthig sey und engagirte deshalb Mad. Göcke. Diese und meine Frau konnten sehr gut und ohne die mindeste Collision neben einander wirken, da die eine nur Bravour-Parthien sang und die andere die sanften Rollen und Spielparthien, und so erschienen beide neben einander verschiedenartig placirt fast in allen Opern. Meine Frau gab sogleich bei Mad. Göcke's Ankunft die früher unter Hrn. Gerbers Direction gesungenen Bravour-Parthien an selbige ab und ich beschäftigte sie nur in ihrem Fache.

Nachdem Mad. Göcke über ein Jahr hier war und der zwischen uns abgeschloßene Contract zu Ende ging, fragte ich bei ihr an: ob sie nicht gesonnen sey mit mir von neuem zu contrahiren? — und sie machte mir in einem Briefe (der sich noch in den Händen eines hiesigen angesehenen Mannes befindet) Bedingungen, die ich bei dem besten Willen nicht einzugehen im Stande war.

Obgleich Mad. Göcke schon einen jährlichen Gehalt von dreizehnhundert Thalern hatte, so verlangte sie dennoch eine Zulage von dreihundert Thalern. Meine ökononomische Verhältniße gestatteten nicht ihre Wünsche zu befriedigen.

Mad. Göcke verlangte fernerhin in Hinsicht der Statisten-Rollen einen Vorzug vor allen andern Mitgliedern des Theaters, der nur Spannungen unter dem Personal herbeigeführt hätte und den Theatergesetzen durchaus zuwider war, und welchen ich ihr deshalb ebenfalls nicht einräumen konnte. Der Beleg dazu befindet sich gleichfalls in obengenanntem Briefe, den ich auf Verlangen einem Jeden, der sich zu überzeugen wünscht, mittheilen kann.

Ueberdem herrschten noch zwischen Hrn. und Mad. Göcke unangenehme Privatverhältnisse, die oft störend den Gang des Theaters hemmten und eine Wiedervereinigung verhinderten.

Es ist deshals weder die Schuld meiner Frau noch die meinige, daß Mad. Göcke Bremen verließ, es war ihr eigner freier Wille. Eben so trage ich nicht die mindeste Schuld an dem zugleich mit Mad. Göcke erfolgten Abgange des Hrn. und Mad. Meck, des Hrn. Bachmann und der Mad. Zschischka, sie selbst hoben ihre Contracte auf und ließen sich nicht ferner hier halten. Ich bin im Stande alles mit schriftlichen Beweisen zu belegen.

Meine Pflicht war es die erledigten Plätze wieder zu besetzen und ich arbeitete auch schon längst darauf hin und bin noch deshalb bemüht um neue Mitglieder zu gewinnen. — Leider ist jetzt auf allen Bühnen die Zahl bedeutender Künstler nicht groß und jede Theaterdirection hat nicht geringe Mühe und Aufopferungen nöthig die Rollenfächer genügend zu besetzen, vorzüglich aber was die Oper betrifft so ist jetzt bei allen Bühnen ein auffallender Mangel an Sängern und Sängerinnen und wir dürfen nur den Blick auf die benachbarten Städte als Hamburg, Hannover, Braunschweig, Leipzig und Cassel werfen, so finden wir bei allen diesen Theatern die Singrollen selten mehr als durch einen Sänger oder eine Sängerin besetzt und oft schon trat ein völliger Mangel der ganzen Oper ein. — Doch that ich was in meinen Kräften stand.

Herr Gaßmann und Demois. Schultz erschienen bereits vor den Augen des Publicums, und in diesem Monate so wie in dem nächstfolgenden werden noch einige fremde Schauspieler debütiren. — Was das Engagement einer Bravour-Sängerin anbetrifft, so unterhandle ich ebenfalls schon seit einiger Zeit mit De: Jahn aus Frankfurt a. M. und habe selbiger zuletzt den Vorschlag gemacht, erst auf hiesiger Bühne in Gastrollen zu erscheinen, damit das Publicum Gelegenheit habe ihre Talente zu beurtheilen, ehe ich ein festes Engagement mit ihr abschließe.

Auf diesem Wege hoffe ich das hiesige Theater noch vor Anfang des Winters wieder zu completiren und billigen Anforderungen Genüge zu leisten.

Möge die Theilnahme eines geehrten Publicums mich bei meinen Unternehmungen gütigst und wohlwollend unterstützen, an meinem guten Willen, Fleiß und Eifer für die Kunst soll es nie fehlen, um nach Kräften hier das Gute zu schaffen.

In Ergebenheit

Bremen, am 18ten Sept. 1819. F. S. Ringelhardt.

---

* Erklärung.

Denjenigen Lesern des Bürgerfreundes die sich für den Streit über die Aechtheit der Gemälde des Hrn. Boelken, zwischen Hrn. Dreyer und dem Beschreiber derselben interessiren, wird es nicht

unbekannt geblieben seyn, daß Hr. Dreyer zufolge der Aufforderung des Hrn. Dr. Menken sechs genannte Männer, welche theils Freunde der Kunst, theils ausübende Künstler sind, um ihr Urtheil über die Gemälde ersucht hat, die in dem Bürgerfreunde auf das bestimmteste und ohne allen Zweifel großen Meistern zugeschrieben worden sind.

Diese Kunstfreunde und Maler, welche die Boelkenschen Bilder meistens schon früher gekannt hatten, sahen keinen Grund, dem Wunsche des Hrn. Dreyer nicht zu willfahren, besonders auch darum, da Herr Dr. Menken gegen die Wahl derselben, folglich auch gegen ihre Urtheilsfähigkeit, wie auch immer dieselbe seyn mochte, nichts eingewendet hat.

Bei der am 14. Sept. d. J. vorgenommenen Besichtigung fand es sich, daß die zu beurtheilenden Gemälde ihre Reise nach Königsberg noch nicht angetreten hatten, sondern vorhanden waren, mit Ausnahme einer dem Van der Werff zugeschriebenen Flora, und einiger andern Bilder, welche Herr Boelken seiner Aeußerung gemäß, da sie nicht aufgehangen waren, aus den vielen an Wänden und Stühlen stehenden Gemälden nicht herausfinden konnte.

Zum Gegenstande der Beschauung wurden nur solche Bilder gewählt, die im Bürgerfreunde beschrieben, und bestimmt genannten großen Meistern beigelegt sind. Nach sorgsamer Betrachtung und nochmaliger Zusammenkunft und Berathung ohne Beiseyn beider Partheien wurde von den Unterzeichneten mit der Gewissenhaftigkeit, die in jedem Verhältniß, geschweige denn da, wo es eine Berichtigung des öffentlichen Urtheils gilt, Pflicht jedes rechtlichen Mannes ist, folgendes einstimmige Urtheil gefällt:

1. Kein einziges der im Bürgerfreunde bestimmten, großen Meistern zugeschriebenen Bilder, etwa mit Ausnahme des sogenannten Urtheils des Paris von Knupfer, das aber auch ein sehr mittelmäßiges Bild ist, trägt Spuren von der Hand des genannten Meisters an sich.

2. Die Fama, den Ruhm der Rachel Ruysch verkündend, ein dem Van der Werff zugeschriebenes Bild, könnte aus der Schule des Eglon van der Neer seyn. Alle übrigen Bilder können keinem andern bekannten berühmten Meister zugeschrieben werden.

3. Außer den beiden Bildern von Knupfer und der Fama u. s. w. von ungewissem Meister sind sämmtliche genannten Bilder von sehr geringem Kunstwerth, obgleich sie wohl werth seyn mögen, was Hr. Boelken dafür bezahlt hat.

In Nro. 68 des Bürgerfreundes wird gesagt, daß ausgezeichnete Stücke von Palamedes, Slingeland, Hemskerk, Teniers, Brouwer, Ostade und Andern, ferner 15 bis 20 Blumenstücke vom Pater Seghers, von Huysum, von der Rachel Ruysch u. s. w. sich in der Sammlung des Hrn. Boelken befänden. Wir erklären, daß wir kein Bild in derselben gesehen haben, das von einem jener großen Meister gemalt seyn könnte.

Ob etwa noch andere gute Bilder in der Bölkenschen Sammlung sich befinden, lassen wir dahin gestellt seyn, als über welche zu urtheilen wir nicht berufen waren. Wir können nicht umhin, des lebhaften Kunsteifers des Hrn. Bölken, so wie der Bereitwilligkeit, womit er uns seine Gemälde zeigte, mit Lob zu erwähnen, und wünschen von Herzen, daß er recht viele Bilder aus seiner Sammlung aufzustellen haben möge, welche jene, großen Meistern ohne Grund zugeschriebenen übertreffen.

Bremen, am 15ten Sept. 1819.

Dr. Storck.
Heger.
J. E. Polzien.
Berkenkamp.
Berckt.
Garlichs.

Austern.

Essen Sie gern Austern? ward ein gnädiges Fräulein gefragt.

Antwort: Meinen Sie mit oder ohne Montirung.

Das gnädige Fräulein hatte nämlich wohl oft Erdäpfel mit der Montirung, aber nie Austern gegessen und doch von Austerschalen gehört.

---

* Anfrage.

Warum fehlen an so vielen Häusern, besonders auf dem Walle, die Hausnummern?

---

* Zur Naturgeschichte der Fische.

Neulich fand man in den Eingeweiden eines Hechtes, einen doppelten Angel mit Kette ganz verwachsen. Ein Beweiß, daß Fische an verschluckten Angeln nicht sterben.

Unsichtbar.

Theophile, ein französischer Dichter, widmete dem Könige Jakob I, König von England, ein Buch, in der Hoffnung, dadurch eine Audienz bei diesem zu erhalten. Als er sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht sah, tröstete er sich selbst mit folgendem Epigramm:

Wenn König Jakob nicht hat sehen wollen
Mich ihm der Ehrfurcht Huld'gung zollen,
So ist davon die Ursach klar:
Von meiner Schrift entzückt, zu meiner Ehre,
Hat er geglaubt, daß ganz nur Geist ich wäre,
Und folglich — unsichtbar.

---

* Reliquien von Moser.

(Beschluß.)

Ich sage Ihnen das nicht als Minister, sondern als ein ehrlicher Mann, eine Rede, ein Bekenntniß, ein Beweiß daß beide Eigenschaften nicht zusammen angetroffen werden.

Ein Herr, dem seine eigene Ehre nur einigermaßen noch am Herzen liegt, sollte bei der Wahl seiner Minister die Stimme des Publikums wenigstens in so weit mit in Rechnung nehmen, daß er keinen Mann in diesen Posten stellt, welcher schon an andern Orten mit ehrlosen Handlungen seinen Namen befleckt und stinkend gemacht hat.

Salomo bat um Weisheit und mit ihr bekam er Ruhm, Reichthum und langes Leben, um was werden unsere Könige und Fürsten zu bitten haben?

Man muß die großen Herrn oft loben, wie man kleine Kinder lobt. Sie bleiben sonst gar zurück, um gutes zu thun.

Vermischte Nachrichten.

In Neuyork ist eine unerhörte Mordthat begangen worden. Ein Mann, Namens Wilherbarne, welcher seit 17 Jahren mit seiner Frau in Ruhe und Eintracht gelebt hatte, ergab sich dem Spiel und der Säuferei, und am einem Abend, in besessenem Muthe, welcher an Raserei grenzte, ermordet er seine Frau und 6 Kinder, nebst 4 andern Bewohnern des Hauses, legt in der Küche Feuer an und verbrennt die todten Körper. Nachdem er zur Besinnung gekommen, hat er Alles öffentlich bekannt und zur Warnung seiner Mitmenschen das Entstehen seines grausamen Verfahrens schriftlich bekannt gemacht.

Da Smithfield bekanntlich der Viehmarkt Londons ist, so ist als Satyre auf die vor Kurzem dort gehaltene Volksversammlung eine Protestation in einem Morgenblatte erschienen, worin Esel, Ochsen, Schweine und Kälber behaupten, daß sie allein das Recht hätten, auf diesem Platze zu erscheinen, und ihre Brüder sich anderwärts versammeln müßten ꝛc.

Bei der nächsten Kunstausstellung in Paris werden wohl auch zwei neue Instrumente, ein Nyctographe und ein Dactylographe gezeigt werden. Jenes ist ein Instrument, mit welchem man in der dunkelsten Stube sehr gemächlich schreiben kann, und das für zwei Blinde von großem Vortheile seyn wird. Selbst die Poeten und Redner, die bei nächtlichen Begeisterungen sich nicht geschwind genug ein Licht anzünden können, können sich dessen zum schleunigen Ausflusse ihrer erhabenen Gedanken bedienen. Durch den Dactylographe können zwei Personen, mittelst mehrerer Tasten (Klaviergriffe), die den verschiedenen Fingergliedern anpassen, sich unterhalten. Dieses Instrument kann für einen Taubstummen und einen Blinden sehr dienlich seyn, die durch ihre körperlichen Gebrechen dazu verurtheilt zu seyn scheinen, sich nie ihre Gedanken mitzutheilen.

Briefe aus Pommern melden, daß während der Erndte viele Feldarbeiter, wegen der unbeschreiblichen Hitze, auf der Stelle todt geblieben sind. Ein Gutsbesitzer bei Stargard, dem, während seiner Abwesenheit ähnliche Vorfälle von seinem Inspektor gemeldet wurden, und der dieselben dem allzuhäufigen Bier- und Wassertrinken zuschrieb, antwortete dem Berichterstatter: die Feldarbeiter sollten, statt Bier, dann und wann einen mäßigen Schluck Branntwein nehmen und ein Stückchen Brodt dazu essen. Die Bauern beschwerten sich nun darüber, daß man ihnen das Bier, zur Löschung ihres Durstes, entzogen habe, obgleich ihnen der Inspektor den Grund angab warum es geschehen sey. Damit waren aber die Bauern durchaus nicht zufrieden und der Gutsbesitzer sah sich genöthigt, ihnen durch einen Arzt begreiflich zu machen, daß, bei der großen Hitze das viele Bier- und Wassertrinken einzig und allein ihre Kameraden getödtet habe. Nun wurden die ehrlichen Pommern gläubiger, besonders als sie sahen: daß, seit der Anordnung des Gutsherrn, keine ähnliche Unglücksfälle mehr eintraten.

Vor Kurzem ereignete sich folgender Vorfall in Paris. In dem Theater der komischen Oper weigerte sich der Sänger Huet in der Operette l'Auberge de Bagnères, ein Duett zu wiederholen. Die Zuschauer bestanden aber auf ihre Forderung und der Sänger mußte das Duett, die Partitur in der Hand, nochmals singen. Mitten unter diesem Tumult begann Einer gellend zu pfeifen. Mehrere Stimmen riefen sogleich: Fort! fort mit ihm! „Ja, meine Herren!“ versetzte der Pfeifer kaltblütig: „ich werde fort gehen; aber erst, wenn Huet das Duett noch einmal gesungen hat.“ Diese Gegenwart des Geistes wurde allgemein beklatscht.

Eheliche Harmonie.

Eine Frau lag sterbenskrank,
Blaß und hager,
Auf dem Schmerzenslager.
Und ihr Mann reicht ihr den Trank.
Da erhebet sie die Hände
Zu der Höhe:
„Wehe, wehe!
„Himmel, meine Leiden ende.
„Sende deinen Todesengel,
„Nimm mich aus der Welt voll Mängel!“
Und ihr Mann zu seiner Ehre
Mit ihr einig in der That,
Gleichfalls bat:
„O du großer Gott erhöre,
„Was dein Kind gebeten hat!“

Auflösung der Charade in Nro. 74.

Luftball.

Nro. 76.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 23. September 1819.

Thorheit und Vernunft.

Schon Epikur in seiner Thorheit
Versicherte längst mit Vernunft,
Es sey ganz rein von aller Thorheit
Nie eine menschliche Vernunft;
Der Gegensatz, Vernunft und Thorheit,
Verbürgen uns bei ihm Vernunft,
Denn heitern Muth erzeugt die Thorheit,
Und finstern Kummer die Vernunft.

Giebt es hienieden ohne Thorheit,
Nach dieser Lehre, nie Vernunft;
Wohlan! erheitert man durch Thorheit
Die sonst zu grämliche Vernunft.
Es zeigt auf Erden sich die Thorheit
Wohin man blicket als Vernunft,
Vernunft ist deshalb oftmals Thorheit,
Und Thorheit wiederum Vernunft.

Neckt Liebchen euch mit ihrer Thorheit,
Bläh't ihr euch auf mit der Vernunft,
So ahmt ihr nach in dieser Thorheit,
Dann zeigt ihr wahrlich viel Vernunft.
Verliebt zu schmachten nennt man Thorheit,
Es ziemt sich nicht für die Vernunft;
Doch zeiget dadurch eure Thorheit,
Denn ihr beweis't dadurch Vernunft.

Unstreitig ist das Trinken Thorheit
Bleibt man dabei nicht bei Vernunft,
Doch das wär eine größre Thorheit
Blieb durstig man blos aus Vernunft.
Des Rebengottes heitre Thorheit
Verschönt des Sterblichen Vernunft,
Und man gewinnt zwiefach durch Thorheit
Was man verlieret an Vernunft.

In jedem Alter herrschet Thorheit,
In jedem Alter herrscht Vernunft.
Entsagte man der lieben Thorheit,
Hieß es mit Unrecht dann Vernunft;
Drum lebt, so lang' ihr könnt, der Thorheit,
Wißt, so gebeut es die Vernunft!
Ach! nur zu früh entflieht die Thorheit,
Nichts bleibt als grämliche Vernunft.

Die alte Lebensweise der Bremer.

(Fortsetzung.)

Halten Sie, mich deswegen für keine Bacchantin, weil mir der Bremer Weinkeller so gut bekannt ist. Dieser unter-

irdische Pallast mit seinen vertraulichen Kabinetten und mit seinem geräumigen, großen Saale, worin ehemals große Familienfeste gegeben wurden, ist ein vaterländisches Heiligthum, das jeder Vater seinen Kindern zeigt. Wie konnte es mir fremd bleiben?

Zur Ausführung solcher Ideen gehört freilich Reichthum, und zum ehrlich erworbenen Reichthum wird viele Arbeit erfordert. Arbeiten konnten aber auch diese Männer der Vorzeit; denn sie waren gesund, groß und stark, ohne Nervenschwäche und Hypochondrie. Das waren sie bis in das späteste Alter, nicht etwa weil sie keinen Kaffee tranken, sondern weil sie Maas in allen Dingen hielten, gute Sitten, gute Nahrung und ein gutes Gewissen hatten. Mein Großvater, der in Arbeit grau und reich geworden war, trank alle Tage, noch im zwei und achtzigsten Jahre seines Lebens, täglich eine Tasse Kaffee, und doch that ihm kein Finger weh. Da ich diesen ehrwürdigen Greis einmal erwähnt habe, so will ich auch vor der Hand bei ihm verweilen, und den Geist seines Zeitalters in seinem Charakter mit Liebe weiter ausmalen.

Ich, als das Jüngste von seinen zahlreichen Enkeln, mußte ihm in seinem hohen Alter allemal den silbernen Becher reichen, wenn er trank. Da gab er mir denn einmal einen Dukaten. „Wie gefällt dir der goldne Pfennig?“ fragte er mich. „Sehr schön.“ — „Weil du den Pfennig lieb zu haben scheinst, will ich dir doch einen guten Rath dabei geben: hebe beides sorgfältig mit einander auf. Du, mein Töchterchen, wirst, wie ich hoffe, künftig viele solche Pfennige und manchen Bremergroten bekommen. Geb kein Stück davon weg, bevor du es nicht noch einmal angesehen hast; denn du bekommst den Freund in deinem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Wenn du dir das bei dem Ansehn recht deutlich denkst, so wirst du ihn vielleicht manchmal nicht weggeben, sondern wieder in die Tasche stecken und sparen. Weißt du schon, was Geld sparen heißt?“ — „Es nicht ausgeben.“ — „Nicht so! Geld sparen heißt: es so lange zurücklegen, bis man es nothwendig braucht, oder bis man einem andern Menschen damit helfen kann.“ — Er setzte mir die Sache noch weiter aus einander und entließ mich. Ich habe ihn nicht wieder gesehen; denn er schlief einige Tage nachher für immer ein. Aber ich weiß noch recht viel von ihm zu erzählen, das ich späterhin von seinem Herrn Sohne, meinem Onkel gehört habe.

Mein Vater war viel gereiset, war ein feiner Mann geworden, und hatte, nach meines Großvaters Meinung, durch das Abschleifen vielleicht etwas vom Gehalte verloren. Er suchte ihn deswegen wieder umzuprägen. So oft mein Vater Anstalt machte, etwas mehr Kultur in die Familie zu bringen, hob der alte Mann die linke Hand von der Armlehne seines Stuhls in die Höhe, bewegte sie einige mal hin und her, wandte in dem nämlichen Takt seinen Kopf von einer Seite zur andern und sprach: „Lat et man blieven, dat könn wi nich bruken.“ — Bei meiner Taufe wünschte mein Vater, ich möchte Emilie genannt werden. „Nein, nein, Sohn!“ sagte der Großvater, „was soll das arme Kind dabei denken? Rebecca soll sie heißen, wie ihre gute Mutter, meine vortreffliche Schwiegertochter! Auch kann sie da ihren Namen in der Bibel finden, und dat will wat bedüden.“

Mein Vater, der viele volkreiche Städte gesehen hatte, fand die Zahl der Einwohner in Bremen für die Größe der Stadt viel zu

klein. „Sind denn," sagte mein Großvater, „bei uns die Häuser auf einmal leer geworden?" — Das nicht, aber es könnten doch viel mehr Familien in einem Hause wohnen. — „Je größer die Zahl der Familien, je kleiner wird der Raum und je theurer auch. Wo aber der Raum immer kleiner wird, da werden endlich auch — die Menschen kleiner. Das kannst du dir leicht erklären." — Ich weiß doch nicht so gleich, wie Sie das meinen. — „Du wirst schon darauf kommen. Jetzt thu mir doch den Gefallen, und sieh oben auf dem zweiten Boden einmal nach, ob das Korn, das ich vom Herrn Z — — — aus Riga bekommen habe, wohl bis künftigen September reicht; ich höre, es ist in diesem Jahre überall eine schlechte Erndte gewesen." — Ich habe schon nachgesehen, wir reichen vollkommen aus. — „Nun, dann wird der Kornhändler nicht an uns reich werden. Ein eigenes Haus ist doch viel werth. Das kann bei uns in dieser weitläuftigen Stadt fast jeder ordentliche Mann um einen billigen Preis haben, und, bei dem guten Verdienste, auch das Korn zu seinem Brode, und die Feuerung für den Winter hinlänglich in Vorrath halten. So sind denn unsere nicht eben übermäßigen Einwohner bis dato, Gott Lob! noch gegen Korn-, Haus- und Holz-Wucher geschützt. Aber die kleinen Städte mit den vielen Einwohnern müssen viele Noth haben! Wo viele Noth ist, da entstehen eben aus der Noth mancherlei Dinge, die wir hier „up good Dütsch" schlecht nennen, ja wohl gar recht verderbliche Laster. Hast du mich nun verstanden?" —

Mein Vater hatte in Italien den Plan gefaßt, das väterliche Haus ein wenig elegant einzurichten, und hatte in dieser Absicht allerhand Kunstwerke, unter andern auch einige Büsten von Bronze, gekauft. Eines Tages zog er eine Rolle aus der Tasche. „Ei, was hast du denn da, myn Söneken?" fragte mein Großvater. „Das ist gewiß der Lehrbrief für Jürgen Jochen, der nun bald ausgelernt hat! Du hast ihn doch recht schön schreiben lassen? Der Jürgen Jochen ist ein tüchtiger Mensch geworden. Aber blos auf Papier! nicht einmal auf Pergament! Da, laß ihn auf das schönste Pergament schreiben, das in der Stadt zu finden ist, und die erste Zeile ganz mit goldenen Buchstaben. Du weißt, ich kann das Sparen in solchen Dingen nicht leiden. Ein solches Testimonium wohl angewandter Jugend bleibt einem immer lieb, so lange man lebt, und das meinige, von dem seligen Herrn S — — —, sollst Du mir ja mit in den Sarg unter den Kopf legen." — Nein, Papa, ein solches wichtiges Papier ist dieses nicht, es ist blos der kleine Versuch einer Zeichnung, wie wir unser Haus bequemer einrichten könnten. — „Potz tausend! das ist ja ganz charmant. Ich habe lange daran gedacht, wie dieses und jenes besser in Ordnung zu bringen sey, um für die vielen Waaren mehr Platz zu gewinnen. Laß doch sehen." — Er nahm die Brille. „Ich sehe, du hast das Dach abgetragen, und noch nicht wieder darauf gesetzt." — Das spitzige Dach sollte ganz wegbleiben; in Italien haben die Häuser lauter platte Dächer, und das macht sich sehr schön. — „I das Haus sieht mir doch grade so aus, wie ein Mann auf freier Straße ohne Hut. Ich wette mit dir, es wird im nächsten November den Schnupfen bekommen. — Sag' mir doch, mein lieber Sohn, fiel in Italien viel Schnee, als du dort warst?" — Nein, gar keiner! — „Du bist also um das Vergnügen im Rennschlitten zu fahren gekommen. Wir hatten hier eine

*

prächtige Schlittenfahrt nach Vegesack hinunter. Der Schnee lag gewaltig hoch. Ein Glück war es, daß unser Dach so spitz war. Der Schnee konnte nicht eindringen, und als es wegthauete, floß das Wasser, ohne sich aufhalten zu können, ab. Daher ist es denn gekommen, daß von den vielen Waaren auf unserm Boden auch nicht das Geringste durch Nässe verdorben ist. Siehst du nun wohl, daß die Erbauer dieses Hauses hier an der Weser weit richtiger gerechnet haben, als du am mittelländischen Meere?" — Ja, die Waaren sollen von dem Boden ganz weg. — „Und alle hier unten liegen, wo man so kaum mehr durch kann?" — Nein, sie sollen in ein besonderes Waarenhaus. — „Dann kommen sie freilich von uns weg, aber wir auch von ihnen. Da kann man denn nun nicht so genau Achtung geben, wie sie sich befinden, und das Hin- und Hergehen kostet Zeit. Der selige Herr S— — — hat aber das Symbolum unter meinen Lehrbrief gesetzt: Nichts ist so theuer, als die liebe Zeit! und das Symbolum hat sehr Recht. — A propos, was sind das für verschimmelte Halbmenschen, die du da gestern hast auspacken lassen?" — Es sind Kaiser und andre berühmte Römer! — „So? Und wo sollen diese großen Herren hin? — Ich wollte den Hausraum damit zieren, wenn die Waaren erst weg sind. — Mein Großvater gebrauchte seine linke Hand, sein Kopfschütteln und sein: Lat et man blieven! „Denn sieh, lieber Christian," fuhr er fort, „wenn ich bei den großen Römern vorbei ginge, so wüßten sie mir alten, schlichtem Kaufmann unsrer guten freien Reichsstadt Bremen doch nichts zu sagen, und ich ihnen auch nichts. Wenn ich dagegen bei den schönen Rollen Kanaster, den Ballen aus Ostindien und den großen Kisten und Fässern aus Westindien vorbeigehe; so ist mir immer, als stände mit großen Buchstaben daran geschrieben: Siehe, das ist dein, durch Gottes Segen. Ueberdies habe ich den Römern von jeher nicht recht getraut. Sie hatten immer ihre Mucken. Wo sie sich einmal einnisteten, da blieb es nicht bei der alten guten Einrichtung. Eine freundliche Aufnahme und eine ruhige Herberge würde ihnen auch bei uns nicht genügen. Möbeln, Geräthschaften u. s. w., wie sie es bei uns finden, würden sich nicht für sie schicken, und dann müßte es viel Geld kosten, wie es ehemals viel Blut kostete, um alles recht römisch zu machen. Doch damit uns die Römer nicht vorwerfen können, wir hätten das Gastrecht verletzt und sie auf die Straße hinausgewiesen: schicke du sie auf das Rathhaus, mein Sohn, mit einem Compliment von mir und von dir. Da du die Feder gut zu führen weißt, so schreib dazu, du habest im Auslande deine gute Vaterstadt nicht vergessen. Unser hochedler, hochweiser Magistrat möchte doch bei sich diesen Herren aus Rom irgend einen Platz vergönnen zum Andenken an ein Paar treue und gute Bürger. Thue das, mein Sohn, hörst du?" — Sein Wille wurde erfüllt.

(Der Schluß folgt.)

Die Sonnenblume.

Willst du auch eine Blume seyn? sprach ich zur Helianthe, als ich den baumartigen Stamm erblickte, die noch fest verschlossenen Riesenknospen und die gewaltigen Blätterschirme. Willst du auch eine Blume seyn, daß ich dich dulden müsse, du Unzarte, in meinem Garten? —

Das sollt' ich meinen, entgegnete sie halb lächelnd, halb beleidigt. Kennst du denn wirklich nicht, was du in mir besitzest? So gönne mir Frist, mich zu entwickeln. —

Laß mich denn sehn, was aus diesen Distelköpfen sich gestalten soll! rief ich spottend und ging vorüber. —

Freilich kein blaues Oeschen, um empfindsam daran zu riechen, und es dann zu Boden zu werfen, kein Stiefmütterlein, kein Vergißmeinnicht, kein hübsches Nägelein, mit breitem, buntem Kopfe, selbst nicht ein so wohlriechendes Roseney, zum Spielwerk für Kinder und Frauen, überhaupt gar nicht so ein Blümchen Pflücke mich, an den Hut oder das Busentuch zu stekken, (warum wollt ihr auch gleich alles Schöne mit den Fingern brechen und mit der Nase genießen?) aber wohl — —

Hier verhallten mir die Töne in der weiten Entfernung.

Die Rosenhecken standen schon verödet, die zartesten Blumengebilde waren in der strengen Sommerhitze verschmachtet: da gedacht' ich der Helianthen, in der Ecke des Gartens, am äußersten Geländer.

Welch' ein Anblick! Alle Sonnen waren aufgeschlossen und brannten mir entgegen, jedes ragende Haupt der Himmelssonne zugewandt, ein glühender Heerd mit sechszig lodernden Flammen.

Nun versteh' ich deinen Stolz und das siegsichere, ruhige Selbstbewußtseyn. O du Sultanin aller Blumen, freilich stehst du einzig da, keine Nebenbuhlerin tritt mit dir in die Schranken. Liebling, Bild und Abglanz der ewigen Sonne, wessen Sinnbild bist du? welche Deutung soll ich deiner weitstrahlenden Verklärung beilegen? Die Liebe, die Unschuld, die Bescheidenheit, der Ruhm, die Treue, der Glaube wie die Hoffnung; alles hat schon sein Bild unter den Blumen — du aber bist mir die helllodernde Fackel der Wahrheit, welche siegen muß, sobald sie ihre Flammen schwingt. —

Ich danke dir, sprach die Blume, für deine gute Meinung. Doch wie käm' ich Arme zu einer solchen Ehre? hat doch die himmlische Wahrheit schwerlich schon der Erde das Angesicht enthüllt! Und mit euren Afterwahrheiten, jenen wechselnden Moderasereien, für die ihr euch einander todt schlagt, will ich nicht zu schaffen haben. Nehmt mich lieber zum Sinnbilde der Vernunft, dieser einzigen untrüglichen, wenn auch schwachen, doch redlichen Leiterin, die den Menschen menschlich führt. Sie, die Scheiterhaufen, Beil und Dolch verwirft, erhelle euch den Blick, wenn das Reich der Finsterniß mit seinen unerschöpflichen Nebeln euch umgaukelt.

Schafwohl und Menschenelend.

Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden in England.

Als ich von Brora nach Port Gorver in Sutherland reis'te, wunderte ich mich, daß ich sämmtliche Bauerhäuser und Hütten auf dem ganzen Wege abgebrannt und in dem Bezirk von Kintredual alle Häuser abgedeckt fand. Diese Gegend macht nämlich einen Theil der unermeßlichen Güter der Gräfin von Sutherland, jetziger Markise von Stafford, aus, und sie hatte sie vor Kurzem an einen Herrn Reid, vorher einer von Sir John Sinclairs Schafhirten, zu einer Schafweide abgetreten. Um ihm nun dazu vollen Raum zu gewähren, wurden 300 Wohnungen angezündet und wenigstens 3000 arme Menschen außer Dach und Fach gesetzt, um eben so vielen Schafen Platz zu machen. Mr. Gordon und Makay, Pächter in der Nachbarschaft, nahmen sich der

armen Vertriebenen an, und erboten sich, sie in ihren Gütern aufzunehmen. — Dasselbe geschah vor einigen Jahren in einer Gegend, die Kildonan heißt. Der Earl von Selkirk war damals zufällig nicht weit entfernt, und brachte die Ausgetriebenen sämmtlich in seine Kolonie am rothen Fluß. Hat man in Irland oder anderswo etwas Grausameres gesehn? — Ich stieß auf einen alten Mann mit den Seinen, der mir erzählte, daß seine Familie vier Menschenalter hindurch hier glücklich und friedlich gelebt, ihre Abgaben richtig bezahlt und er jetzt den Beamten der Markise das Doppelte davon angeboten habe, wenn sie ihn nur bis zu seinem Tod noch hier wohnen ließen. Aber umsonst!

Der Damenhut im Theater.

Seit ohngefähr vierzehn Tagen wohnte dem Goldarbeiter Pfiff gegenüber ein Fremder, der die geschäftsfreien Stunden, die er zu Hause zubrachte, nicht besser verwenden zu können schien, als dazu, daß er fast immerwährend nach der Wohnung des besagten Goldarbeiters hinüber schaute. Als Herr Pfiff von seiner theuern Ehehälfte darauf aufmerksam gemacht wurde, meinte er, das gelte einzig und allein dem neuen Schilde, das er zu Kundmachung seines Gewerbes aufgehangen hatte, und worauf er nicht nur vieles von dem, was seine Kunst erzeugte, sondern sogar sich selbst hatte malen lassen, wie er eben beschäftigt war, Steine in einen Ring zu setzen, oder aus demselben (vermuthlich zu eigenem Nutz und Frommen) herauszunehmen. Er glaubte dies deshalb, weil der Fremde vor einigen Tagen bei ihm gewesen war, das Schild höchlich gelobt und ihm einen kostbaren Diamantring übergeben hatte, um den Fingerreif desselben enger zu machen. Auch hatte er sich lange mit vielem Wohlgefallen, wie es schien, bei ihm verweilt, sich in seinem Waarenlager umgesehen, und sogar recht theilnehmend nach seiner Familie erkundigt, die aus nicht mehr Gliedern, als seiner Frau und — einer Tochter bestand, einer Tochter, welche freilich jedem andern, als diesem Vater, der sich auf wenig mehr, als sein Silberwerk und seine Juwelen verstand, sogleich den Grund des steten Herüberschauens des Fremden deutlich zu Tage gelegt haben würde. Die Stiefmutter aber, welche die Wirkungen der ungemeinen Schönheit und Anmuth ihres Stiefkindes wohl zu würdigen gewußt haben sollte, verblendete sich absichtlich dagegen aus Neid, und meinte daher auch jetzt, die Blicke des Fremden gelten allein ihren herrlichen Hüten, welche sie gerade an den Vorhängen des Fensters über dem Schilde aufgehangen hatte, gleichsam um dem Publikum Rechenschaft zu geben von der Art, wie das durch die auf dem Schilde abkonterfeite Thätigkeit gewonnene Geld verwendet werde.

Ja, ja, sagte Frau Pfiff zu ihrem Manne, nach meinen Hüten schaut er, das kannst Du glauben. Er ist ein Liebhaber von Damenputz, denn ich habe ihn letzthin in einen Putzladen gehen sehen, wo er ziemlich lange verweilte, und zuletzt mit einem nicht kleinen Päckchen wieder herauskam.

Worin aber doch wohl kein Hut gewesen ist, erwiederte Hr. Pfiff, wenigstens kein solcher wie die deinigen sind, denn die gehen gar in kein gewöhnliches Schnupftuch, ein Leichtuch muß man dazu nehmen, und das hat doch wohl der Fremde nicht. Auch weiß er gewiß eben so wenig, als ich, wie und wo man die Dinger anfassen soll, das pauscht und pufft eingeherum, und starrt und spreizt sich — da war letzthin einer von deinen heruntergefallen, Du warst nicht zu Hause, Mtichen auch nicht, die Magd

auch nicht, ich wußte nicht, wie ich ihn aufheben sollte, fast hätte ich auf die Straße um Hülfe gerufen. . .

Der Frau Pfiff schwoll der Kamm, wie man sagt, denn sie war von ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, die freilich auch die empfindlichste ihres Gemahls, nur im umgekehrten Sinne war. . . .

„Schweig Du doch von Dingen, die Du nicht verstehst," fuhr sie ihn an, „ich weiß, er schaut nach meinen prächtigen Hüten, nicht wahr Milchen?

Das Mädchen wurde feuerroth und lispelte kaum hörbar: „Ja Mama! gewiß!" dabei schlug sie das dunkelflammende Auge zu Boden, so daß man wohl hätte denken können, sie lege der Frage einen andern, vielleicht ironischen Sinn unter.

Die Stiefmutter fuhr indessen fort, dem Fremden eine Lobrede zu halten, und nannte ihn einmal über das andere einen recht galanten Mann mit deutlicher fast handgreiflicher Beziehung auf ihren Ehegemahl. Milchen erholte sich unterdessen von ihrer Bestürzung, deren Grund der Leser sogleich bestimmt erfahren soll, und konnte selbst eine lebhafte Fröhlichkeit nicht unterdrücken, als der Vater sagte: Ob er galant ist, weiß ich nicht, aber reich ist er, das weiß ich, hat er mir doch einen Ring übergeben, einen Ring — wahrlich, noch habe ich keinen kostbarern gesehen, Steine vom herrlichsten Wasser, alle von Einer Größe, und —

„Du hast ihn doch gekauft, Väterchen?" fiel ihm hier höchst freundlich die Gattin ins Wort, — „der müßte mir ganz göttlich stehen, und wie würde sich die stolze Hofräthin am Gänsemarkte ärgern, wenn ich mit dem Ringe bei ihr Kaffee tränke."

Er hat ihn ja gar nicht verkaufen wollen, erwiederte Pfiff, ich soll den Reif nur enger machen. Wie könnt' ich auch einen solchen Ring kaufen, wenn ich solche Hüte kaufen muß, wie Deine! Die letzte Rechnung von der Putzmacherin betrug netto ein Hundert und . . . .

„Es ist nun wohl Zeit in die Komödie zu gehen, Milchen?" unterbrch ihn hier schnell die Gattin, und hob die Deliberation auf.

Indeß sich nun Madame Pfiff ankleidet, unterrichten wir den Leser von der Ursache des vorhin geschilderten Gemüthszustandes der reizenden Emilie. Diese hatte sich nämlich an einem schönen Frühlingsnachmittage in Gesellschaft einiger Freundinnen bei einer andern auf dem Lande befunden, wo die Aeltern derselben eine sehr angenehm am Ufer des Flusses in reitzender Waldumgebung gelegene Besitzung erst kürzlich gekauft hatten. Da das Wetter so lockend war, fanden sich mehrere Gäste ein, unter denen sich auch der obengenannte Fremde befand. Er wurde der Gesellschaft unter dem Namen Herr List, als ein Reisender bekannt gemacht, der sich einige Wochen in der anmuthigen Gegend von B. aufzuhalten Willens sey. Es war ein noch junger Mann, wohlgebildet, von feinen Sitten, und jenem recht eigentlich insinuant zu nennenden Benehmen, welches, da es sich immerwährend durch zarte Aufmerksamkeit und zuvorkommende kleine Dienstleistungen offenbart, vorzüglich geschickt ist, die Gunst der Frauen zu erwerben. Die reizende Emilie schien ihm besonders zu gefallen, und da er deshalb auch ihr zu gefallen vorzüglich bemüht war, welches sie in Geheim mit süßem Wohlbehagen als einen Triumpf ihrer Schönheit empfand, so knüpfte sich unvermerkt in dem kurzen Zeitraume von nicht mehr als einer Stunde, ein geheimer und deshalb ziemlich fester Bund zwischen den ihre Wahlverwandschaft ahnenden Herzen. Dieser Bund aber wurde durch einen Zufall so fest, daß ihn keine Menschen lösen konnten.

Die jungen Leute wandelten nämlich unter Scherz und Muthwillen allerlei Art an dem Ufer des sanft hinfließenden Stromes, das mit den schönsten Vergißmeinnicht und Wasserblumen reichlich geschmückt war. Die Mädchen hatten schon viel davon gepflückt und mit Huld und Anmuth, zum Theil mit einiger Bedeutsamkeit unter die Männer vertheilt. Herr List nur hatte, als ein Fremder, dem natürlich die ältern einheimischen Bekanntschaften vorgingen, noch nichts empfangen, das jammerte Emilien. Sie bog sich am Ufer nach einem recht voll blühenden Vergißmeinnicht, mit der zarten Hand an einem Baumzweig sich haltend. Der treulose Zweig aber brach und Emilie fiel in's Wasser. Laut schreiend liefen die Mädchen am Ufer hin und her; unentschlossen, verblüfft standen die Jünglinge mit den weißen Beinkleidern, zurückgehalten von schneller Hülfleistung durch die nicht ungegründete Furcht, sich in dem schmutzigen Wasser zu beflecken, da sprang der Fremde muthig hinein und rettete die Jungfrau. Wer mochte es ihr verdenken, wenn sie nun still bei sich dachte:

Wie? sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,
Der sich allein im Wasser an mich schloß?

Sie that es. Liebende sind schlau, die Freundschaft unterstützt die Liebe gern, und so geschah es, daß das durch Wasser verbundene Paar sich in Kurzem ewige Treue schwören konnte. Die natürliche Folge davon war, daß Herr List, — der bei aller Redlichkeit seinem Namen keine Schande machte, — dem Goldarbeiter gegenüber eine eben frei gewordene Wohnung bezog, und daß er seine geschäftsfreien Stunden, und das waren jetzt so ziemlich alle, mit nichts bessern auszufüllen wußte, als dem Hinüberschauen nach des Goldarbeiters Wohnung, ja daß er sich von nun an oft in Putzladen und andern dergleichen Orten sehen ließ, aus denen er manches Päckchen zu leicht zu errathenden Zwecken mit sich nach Hause trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Sehnsucht nach dem Harz an ***.

Kennst Du das Land? wo Freiheit stets gewohnt,
Zufriedenheit in allen Herzen thront!
Wo auch der Aermste reich in eigner Brust,
Wo jeder Morgen weckt zu neuer Lust!
Kennst Du es wohl? —
Dahin, dahin! möcht' ich mit Dir zu meinen Lieben ziehn!

Kennst Du das Thal? — ein Veilchen-Teppich webt
Sich duftend rings, ein muntrer Chor belebt
Den Buchenhain, der kühle Schatten streut,
Wo üppig Moos dem Wandrer Ruhe beut!
Kennst Du es wohl? — Dahin, dahin!
Möcht' ich mit Dir zu meinen Freunden ziehn.

Kennst Du den Berg? — Herzynien überschaut
Sein schneeig Haupt, in Wolken eingethaut.
Fest ist sein Grund, er trotzt dem Zahn der Zeit:
Granit sein Herz, Moos und Gestrüpp sein Kleid! —
Kennst Du ihn wohl? — — Dahin, dahin!
Möcht' ich noch einmal, nur noch einmal ziehn! —

H — ll —

Sylben-Räthsel.

Sonst war die letzte sehr bescheiden,
Doch wild und rauschend ist sie jetzt —
Es trägt die Jugend oft die Leiden,
In die die letzte sie versetzt!

Sonst konnt' der Veteran es wagen,
Ging fröhlich in die letzte ein —
Jetzt fröhnt er mehr dem Spiel und Magen
Und läßt die letzte Letztes seyn.

Ja — Letztes wird ihm nun die letzte
Ist vollends er die ersten Drei —
Das Wilde, das ihn nicht ergötzte,
Es ist am Ende auch vorbei;

Er tritt nun auf wie seine Ahnen,
Mit Gravität und stolzem Schritt —
Man hört ihn kecklich noch ermahnen
Das Mütterchen — sie trippelt mit!

Sie gehn voran — und seht, zuweilen
Wird Alt und Jung, der ganze Rest
Froh hinter jenen Dreien eilen —
Der schönste Schluß zu frohen Fest!

So macht die letzte noch am Ende
Sich selbst gar bunt — oft wunderkraus —
Das Wilde und das Nicht-Behende,
Sie führen nun das Ganze aus.

Nro. 77.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag den 26. September 1819.

Die alte Lebensweise der Bremer.

(Beschluß.)

Ich muß den Großvater verlassen, um auf die Lebensweise meines Onkels zu kommen, in dessen Hause ich war, weil mein Vater, gleich nach meiner Mutter Tode, eine Reise nach Lissabon unternommen hatte, und leider! dort starb. Sobald der Onkel des Morgens seinen Schlafrock angezogen und eine Tasse Thee getrunken hatte, setzte er sich vor sein Positiv und spielte den Choral: Wach auf mein Herz und singe. In allen seinen Besitzungen, in der Fabrik auf dem Theerhof, in seinem Garten in der Neustadt, überall stand ein Positiv; denn er liebte sehr die Orgel und sehr den Gesang. Wann des Morgens der Choral zu Ende war, fehlte kein Handlungsdiener mehr im Comptoir: denn mein Onkel erschien alsdann mit seiner majestätischen Gestalt und theilte die Arbeit aus. Er selbst setzte sich auf seinen Drehstuhl, und nun kam den ganzen Vormittag die Feder nicht wieder aus seiner Hand, außer, wenn er Geld zählte oder Briefe las. An die Feder war er so gewöhnt, wie der Offizier an seinen Degen; er konnte ohne sie nicht seyn. Selbst in der Kirche durfte sie nicht fehlen, denn er schrieb alle Sonntagspredigten des alten Pastors B— von Wort zu Wort nach. Sonderbar war es, daß dieser, sonst in allen Dingen das Einfache suchende Mann, bei allem, was sich auf den Gottesdienst bezog, die Pracht liebte. Die Kutsche, in welcher er zur Dom-Kirche fuhr, war mit dem köstlichsten blauen Dammast ausgeschlagen; die beiden Holsteiner Rosse davor galten als die stolzesten Pferde in der Stadt, und hatten das kostbarste Geschirr; seine Bibel in schwarzen Sammt gebunden, zierten ächte goldne Spangen; die Kissen in seinem Kirchstuhl waren mit dunkelrothem Sammet überzogen. Er selbst in scharlachnem Mantel und großer weißer Alonge-Perücke saß darauf, ein wirklich stattlicher Mann. Ich erkundigte mich noch bei meiner Tante, warum wohl der Onkel so viel Staat bei dem Kirchengehen mache? „Das kommt daher, mein Kind, weil mein Mann

meint, er müsse, wenn er zu dem Hause Gottes gehe, öffentlich zeigen, daß er auf ihn und sein heiliges Wort etwas halte."

Mit dem Schlag dreiviertel auf zwölf Uhr kam mein Onkel langsam und ernst von dem Comptoir herunter, setzte sich wieder vor das Positiv, und spielte einige Murkis, die nicht nur ein Erheiterungs-Mittel für den Onkel, sondern auch der General-Marsch für alle waren, die essen wollten. Sobald es zwölf geschlagen hatte, standen die Hausgenossen, selbst die Magd aus der Küche, um die Suppe und setzten sich mit dem Onkel, nachdem er ein kurzes Gebet mit großer Andacht gesprochen hatte, an einen und den nämlichen Tisch. Mit dieser Einrichtung war meine Tante nicht ganz zufrieden. Zuerst legte sie es darauf an, die Magd von dem gemeinschaftlichen Tische weg und in die Küche zu versetzen. „Laß sie nur hier," sagte mein Onkel; „alles was in meinem Hause mit arbeitet, muß auch mit an meinem Tische essen. Wer mit mir das Brod isset, mit mir betet, und mit mir aus einem Becher trinkt, der entwendet mir nichts, und entehrt sich nicht. Du bist eine kluge, feine Frau, und weißt dich recht gut zu benehmen, wir beide wissen bei Tische über allerlei nützliche Dinge recht viel zu sprechen; du siehest, daß die Marie dabei recht aufmerksam zuhört: glaubst du nicht, daß manches davon haften bleibt und Nutzen bringt? Unser Tisch ist immer reinlich und nett, alles steht darauf in einer gewissen Ordnung, wie es stehen muß. Wir sitzen anständig dabei und keiner sagt ein böses Wort. Sie ist der Ordnung, des Anstandes und der Sittsamkeit bei uns gewohnt worden; sie rechnet sich gleichsam mit zu unserer Familie. Nimmermehr wird sie sich mit einem schlechten Menschen einlassen. Sie wird einmal einen ordentlichen Mann heirathen, und auf ihre Kinder fortpflanzen, was sie von ihrer Herrschaft angenommen hat." —

Die Tischzeit, Schlag zwölf Uhr, kam meiner Tante manchmal auch ein wenig zu früh, und sie wünschte darin eine Aenderung. Das ging wieder nicht. „Was ich einmal lieb gehabt habe, das behalte ich lieb, sagte der Onkel. Nun bin ich in meiner Jugend dem Glockenschlage zwölf erstaunlich gut geworden, und die Freude, welche ich noch jetzt an ihm habe, macht, daß es mir vorkommt, als habe ich da noch immer einen ganz vortrefflichen Appetit." — Nun, sagte die Tante, so muß es schon dabei bleiben um der alten Liebschaft willen. — „Auch um der Geschäfte willen," setzte mein Onkel hinzu. „Du glaubst nicht, wie flink sich Jeder auf dem Comptoir dazu hält, um zu dem frühen Eßtermin mit der ihm zugetheilten Arbeit fertig zu werden. Das macht rührige Leute."

Monsieur K— aus Wien, ein artiger, stiller Mensch, der gern etwas Gutes essen mochte, und damals bei meinem Onkel Diener war, jetzt aber mein Herr zu seyn vorgiebt, erwähnte einst bei Tische, daß die Kaufleute in Wien alle Tage vier Gerichte zu essen gewohnt wären. „Ländlich, sittlich!" erwiederte mein Onkel. „Ich für meinen Theil will bei Einem gut gekochten, kräftigen und wohlschmeckenden Gerichte leben, und bei einer Medizin sterben. Die Kaufleute in Wien, fuhr er fort, machen wohl überhaupt mehr Aufwand für das Vergnügen?" — Weit mehr, mein hochzuverehrender Herr Patron! — „Weiß Er wohl, Musje K—, warum wir das nicht thun?" — Nein! — „Weil wir freie Reichsbürger sind." — Aber doch eben so große Kaufleute. — „Und eben deswegen viel Geld brauchen, und also sparen müssen. Damit Er mich aber recht verstehe, muß ich Ihm erklären, was es mit einem großen Kaufmann in

einer freien Reichsstadt eigentlich sagen will. Das ist ein Mann, der immer mehr arbeitet, um immer mehr zu verdienen, und immer mehr verdient, um immer mehr zu arbeiten; weil er auf diese Weise sein Geld nicht verzehrt, sondern es hingiebt, um immer mehr Hände zu beschäftigen und immer mehr Hungrige satt zu machen. Der Wiener Kaufmann kann Landgüter kaufen und viel aufgehen lassen. Ich verdenk' es ihm nicht. Entsteht Noth im Lande, so greift sein Kaiser in die Tasche. Aber hier wendet sich der freie Staat an seine freien Bürger. Der reiche Bürger bewilligt gern, und giebt gern. Auch nimmt der Bürger in bedrängten Lagen, wie billig, seine Zuflucht zu dem Bürger in einer bessern Verfassung. Hat einer viel erworben, so hat er auch viele Ansprüche zu befriedigen, und befriedigt sie gern als Mitbürger und als Christ. Sieht Er, Musje K—, wer ein ächter Patriot und ein großer Kaufmann seyn will, der muß viel arbeiten, viel sparen und geben, so viel er kann. Jetzt wollt' ich Ihm noch das Rezept mittheilen von der Medizin, mit welcher ich sterben will. Es stehet Matth. XXIV. Vers 12, 13. Wer in der Gerechtigkeit beharrt, und in der Liebe bis ans Ende, der wird selig." — K— nahm sein Tuch aus der Tasche, und fuhr hastig damit über die Augen. „Ich sehe, mein Sohn," sprach der fromme Onkel, „Er will auch ein großer Kaufmann und ein ächter Patriot werden. Ich gebe Ihm hier meine Hand darauf: Er wird es gewiß, wenn Er das heutige schöne Gericht Lachs und unser Tischgespräch nicht vergißt." — K— ergriff die Hand, küßte sie, und konnte vor Rührung nicht sprechen. Ich aber konnte den Menschen seit dieser Zeit ohne Liebe nicht mehr ansehen.

Meine Tante war nicht aus Bremen gebürtig, und hatte keine Bremer Nerven. Die Termine des Aufstehens, Essens und Schlafengehens waren in ihrem väterlichen Hause ein wenig weiter hinausgerückt gewesen: da kam ihr denn das: Wach auf, und der Murki, wie ich schon erwähnt habe, manchmal ein wenig ungelegen, und das Positiv war überdies ihrer zarten Natur nicht so wohlklingend, als dem derben Onkel. „Kind," sagte sie einsmals, „das Positiv kann man in der ganzen Nachbarschaft hören, und die Nachbarn wissen allemal, wenn wir aufstehen, essen und zu Bette gehen." — „Freilich; aber sie hören doch auch, daß wir ordentliche Leute sind. Ordnung aber macht dem Kaufmann Kredit. Hätte ein Jeder einen solchen Puls der Ordnung in seinem Hause, ich wollte bald fühlen, wie es mit seiner Gesundheit in der Kasse und in den Büchern stehe. Ueberdies hören es die Nachbarn nicht ungern. Noch neulich hat mir Herr S———— gesagt, daß er des Abends den schönen Choral: Nun ruhen alle Wälder, zu meinem Positiv recht andächtig mitsinge, die Handelsspekulationen darüber aus dem Kopf verliere, und sehr ruhig hernach einschlafe." —

Des Sonnabends Vormittags ging mein Onkel nicht auf das Comptoir, sondern setzte sich mit seiner Arbeit in ein kleines Zimmer, nahe an der Hausthür, dicht an das Fenster, welches mit einem Schieber versehen war. Warum that das mein Onkel? Es kamen einige von ihm auserwählte Leute und sagten: Guten Morgen, lieber Herr L——! Das Fenster ging dann auf, eine Gabe hinaus, ein: Gottes Lohn! herein, und nach einem: Ich bedanke mich; Gott erhalte euch gesund! aus dem Herzen meines Onkels, that es sich wieder zu. Meine Tante hatte auch dabei eine Verbesserung ausgesonnen. Nach ihrem Vorschlage sollten den Armen ihre Gaben, ohne

die geringsten Verkürzungen, allemal am letzten Tage eines jeden Monats gereicht werden. „Nein, mein Kind, sagte der Onkel, da käm' ich ja in jedem Monat bei jedem dieser Kundleute um drei: Gottes Lohn, zu kurz. Das macht eine Summe! Auch thut es den Leuten wohl, Einem für sein Geld etwas wieder zu geben." Wohl wahr! sagte meine Tante und lächelte.

Den Sonnabend, Nachmittags gegen vier Uhr erschien die Magd, um das Comptoir zu scheuern, den Kehrbesen und Schrubber in der Hand, mit der Frage: Is et dem Heeren gelegen? — Nein, ganz und gar nicht! pflegte der Herr drauf zu sagen, nahm aber doch Mantel und Hut und ging in den Weinkeller. Der damalige Musje K — wagte es einmal, in der Meinung, der Onkel würde ihm beistehn, gegen meine Tante mit gehöriger Devotion zu behaupten: alle Sonnabende das ganze Haus scheuern zu lassen, halte er für eine Verschwendung der Zeit. „Ei bewahre!" fiel mein Onkel schnell ein, um den armen Sünder dem Scheuergericht meiner Tante zu entziehen; „wo denkt Er hin, Musje K —? Das darf bei Leibe nicht unterbleiben! Dabei käm' ich zu kurz. Denn, sieht Er, komme ich aus dem Weinkeller vergnügt nach Hause und finde da alles so blank geputzt und so nett gescheuert; seh' ich sogar die Steine vor der Hausthür so rein gewaschen und mit weißem Sande bestreut: so werd' ich von dem gewöhnlichen Leben abgezogen und mein Herz wird in die festliche Stimmung versetzt, die ich mir als Vorbereitung zu dem morgenden heiligen Sonntage immer wünsche, und für vieles Geld nicht entbehren möchte."

Sonntags früh fuhr mein Onkel in die Kirche; Nachmittags mit der Tante und mir in den Garten. Ein Spaten, eine Gießkanne, das Positiv, ein kleines Naturalienkabinet, Rößlers Insektenbelustigungen, einige Rembrands und eine Mappe voll Kupferstiche — das waren die Herrlichkeiten alle, zu welchen er mit seinen Holsteinern hinausflog, und von wo er, auf die ganze Woche bis zum nächsten Scheuerfeste gestärkt, des Abends sehr vergnügt wieder nach Hause fuhr.

Lebe wohl, du geliebte Stadt, die einst meine Wiege geflochten hat! Lebe wohl mit Deiner Redlichkeit, Deinem Reichthum und Deiner Freiheit! Ich werde Dich nicht wieder sehen. Möchte doch einer meiner Söhne bei Dir das Bürgerrecht verdienen, und Dir durch seinen Wandel beweisen, die Mutter, welche ihn erzogen, habe Deine Tugenden geliebt, und das Blut seiner Vorfahren sey in ihm noch nicht ausgeartet! — s

---

* Ein Wort eines Bürgerfreundes zu seiner Zeit.

Durch einen angenehmen Zufall, indem ich in München den Erfinder des Steindrucks Hr. Sennefelder aufsuchte, fand ich in der Wohnung dieses scharfsinnigen Künstlers, einen anderen ingenialen Mann, den Hrn. Hauptm. v. N. durch seine edle Gestalt und freundliche Artigkeit zog er mich so an, daß ich sein Anerbieten, mir des Künstlers einzige Wohnung selbst zu weisen, annahm, und mich während einer Stunde über einen jetzt bei der Ständeversammlung so wichtigen Gegenstand belehren ließ. Dazu gab ein Buch, an dem er eben übersetzte; Histoire militaire du Piemont par le Comte Alex. de Saluces in 3 starken Bänden, die nächste Gelegenheit.

Viele Schriftsteller in Deutschland haben in neueren Zeiten verschiedene Entwürfe welche die Abschaffung der stehenden Heere bezwecken, be-

kannt gemacht. Diese Materie war auch in den Tagen meines Aufenthalts in München zum Zankapfel zwischen den Kammern geworden; „da sey viel Gutes aber Gehaltloses und Unnützes gesprochen worden, sagte v. N. namentlich über den Eid der Armee, über Verminderung derselben und Ersparung. Ob er gleich Soldat, also eigentlich Parthei sey, so könnte er doch selbst seinem Chef dem F. W. in vielem Betracht nicht Beifall geben. Er sey vielmehr geneigt, als freier Staatsbürger der Constitution zu schwören, wozu ohnehin ein älteres Gesetz, wie man kürzlich gefunden, das Staatsheer verpflichte.

Dieser Meinung seyen viele Offiziere, die sich auch nicht zu den abgeforderten Adressen an den König verstanden hätten. — Er habe seine Meinung über das Militärwesen in Rücksicht stehender Heere und bürgerlichen Milizeinrichtungen und ihrer verhältnißmäßigen Beibehaltung bei Gelegenheit der Recension dieses gründlichen Werks von Saluces öffentlich ausgesprochen." Da ich nun bei einer Anzeige dieses Werks in einer unsrer vorzüglichsten Gelehrten-Zeitungen, ähnliche Ideen eingestreut finde, welche werth sind zur allgemeinen Kunde aktiver Bürger zu kommen: so scheint es mir für unsern Bürgerfreund nicht unschicklich, gerade jetzt, wo die Bürgerschaft über diesen Stoff sich besprechen will, die Hauptideen sachkundiger Männer mit meinen geringen Einsichten und Erfahrungen zu verflechten.

Ein aufmerksames Studium der Militärgeschichte von Piemont kann uns über die Ausführbarkeit jener wohlmeinenden Projekte, über Beibehaltung oder Verminderung, oder gänzlicher Abschaffung der stehenden oder wandelbaren bürgerlichen Bewaffnung, große Bedenklichkeiten einflößen. Wir sehen mehrere der besten Regenten Savoyens die größte auf ihre Miliz verwenden. Es läßt sich schwerlich noch etwas angeben, was sie nicht versuchten, ihr den höchst möglichsten Grad der Vollkommenheit zu verschaffen. Dessen ungeachtet sehen wir sie immer durch bittere Erfahrungen gezwungen, stehende Infanterie vermittelst einer Konscription zu errichten, und demnächst im Frieden beizubehalten. Der geringe Theil der Miliz, den sie zum aktiven Dienst beibehielten, erhielt am Ende eine militärische Organisation, wodurch sie der Linieninfanterie sehr ähnlich ward. Nur unter der Regierung eines Fürsten, Emmanuel II. den der Verfasser als einen Mann von großem Verstand, dessen Tugenden mit seiner Klugheit gleichen Schritt hielten, schildert — leistete der Landsturm (milice generale) einige Jahrhunderte, auf kurze Zeitpunkte, große Dienste; aber nur ein ausgewählter Hause desselben und nur so lange, als er regelmäßig besoldet und verpflegt ward. —

Daß diese in allen Europ. Staaten zu Zeiten eingeführte Milizeinrichtung, welche in unserer Zeit so außerordentliches gewirkt, daß auch der mächtigste und kriegerisch geübteste Feind, die Kraft der Masse scheuend, entwich — dennoch von keinem Bestande gewesen ist — belehrt uns die heutige Erfahrung. Der anders gerichtete Geist der Fürsten, die Ansicht der Offiziere von Metier, der veränderliche Sinn des Volks und die Unvollkommenheit der Einrichtung selbst sind wohl die Ursachen ihres Verfalls. Der Fürst und die Offiziere wollen, wie jetzt die Erscheinung in Baiern zeigt, lieber Soldaten haben, die ganz dem Militärhandwerke ergeben, folglich besser exercirt und disciplinirt sind, als die Miliz, die sich nur während der kurzen Dauer der Uebungszeit dem eigentlichen Militärdienste widmet, und übrigens ganz in ihre bürgerlichen Verhältnisse zurücktritt. Mit dieser Ansicht verbreitet sich oft ein Geist von Militärstolz und

Pedanterie; und bei den Fürsten eine Neigung mit Soldaten zu spielen. Wem fallen nicht aus unsern Tagen Beispiele ein? Es erwacht auch wohl Mißtrauen gegen den inneren Zusammenhang der Verhältnisse, wie sich in der Opposition gegen dem von Hornthal vorgeschlagenen Militäreid laut ausgesprochen hat. So gerathen Civil- und Militär-Räthe in Zwiespalt, statt zur Einheit des Staats zu Einem Sinn, zu Einem Ziel zu gelangen.

Auf der andern Seite sehen wir jetzt in den Städten und auf dem Lande den jüngst kräftig erwachten Geist in seine gefährliche Ruhe zurücksinken; oder mit andern Worten: wir sehen die Bürger, wenigstens viele des großen Haufens, der Dienstverbindlichkeit und der Waffenübungen überdrüßig werden, weil sie Störungen ihres Gewerbes veranlassen, und im Frieden überflüßig scheinen. Der fleißige, producirende Bürger bezahlt lieber höhere Taxen, als seine Uniform in Ordnung halten, Waffen zu putzen, auf Waffenplätzen sich unnützerweise abzumühen, zumal wenn die Exercitien oft vorgenommen werden. Dem Landmann, der weite Wege zum Uebungsplatz oder zum Dienstorte machen muß, ist dies ohnehin höchst lästig, obgleich ihm wie dem gemeinen Bürger, der keine körperliche Erziehung genossen, die Waffenübungen eine menschlichere Haltung und ein gewandteres, angenehmeres Aeussere geben, indem er selbst in der Reinlichkeit, Ordnung und Subordination gewinnt.

Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß ein hochgetriebenes Milizsystem auf das Schicksal vieler Einzelnen, auf Handlung und Gewerbe, Künste und Wissenschaften einen nachtheiligeren Einfluß hat als die Unterhaltung eines mäßigen stehenden Heers, unerachtet des größeren Kostenaufwands, den dieses den Staatskassen macht.

Soll nun ein stehendes Militär von gleicher Zahl, als die Miliz nach der vom Bundestage bestimmten Bevölkerung, d. i. Ein von hundert gehalten werden: so verdoppeln sich die Kosten, also auch die Lasten für den Bürger.

Die Milizeinrichtung kann im allgemeinen, den stehenden Heeren in Rücksicht der Vollkommenheit der Disciplin nicht gleich stehen; so gewiß einzelne Haufen und Bataillone städtischer Jünglinge jenen in der Exercierfähigkeit und Haltung gleich stehen. Aber ihre Offiziere haben nicht die Achtung der stehenden Heere, oder eine leichte Reibung in der Subordination, ein kleiner Mißgriff gegen einen sonst gleichen oder gar vornehmern oder reichern Mitbürger vernichtet sie leicht. Es sey denn daß der Staat, wie in Piemont, die Offiziere für die Bürgerwehr aus der Armee nimmt und denen der Armee gleichsetzt.

Auf der andern Seite meinen die Unpartheiischen, sey eine Bürgermiliz physisch und moralisch genommen einer stehenden Infanterie vorzuziehen. Von der Unterbrechung der bürgerlichen Verhältnisse, welche die Uebung in Waffen auf einige Tage oder Wochen nothwendig macht — erheben einige gar zu emsige Arbeiter zu viel Gerede. Gibt es nicht auch andere Unterbrechungen der Geschäfte noch von längerer Dauer, welche auch ohne Nachtheil bleiben können, aber deswegen keinen Ruin des Hauswesens nach sich ziehen? Man kann durch größeren Fleiß, das Versäumte bald ersetzen. Es soll, wie man hört, Handelsherren und Meister geben, welche lieber Ausländer, als zu den Waffenübungen verpflichtete Jünglinge zu ihren Arbeiten wählen. Nur eine zu große Engherzigkeit kann den Gehülfen verschmähn, welcher zu jenem Vaterlandsdienst verpflichtet ist — und deswegen den ausländischen Arbeiter vorziehen, der bei gleichen Prinzipien der benachbarten Regierungen vielleicht ein Ausgewichener, also Verletzer seiner ersten Pflicht ist.

Man hat also auch die Frage aufgeworfen: kann man der stehenden Infanterie, oder der vaterländischen Miliz entbehren? Der Recensent hält die Beibehaltung beider nothwendig; erstere aber in geringerer Anzahl, als der letzteren; jene, um den nothwendigen Polizei- und Garnisondienst zu versehen, der sich nicht gut mit dem Geiste einer Bürgermiliz vereinbaren läßt, letztern, als den eigentlichen Kern der Infanterie, der die Seele des Heers ausmachen soll. Es sey aber nothwendig, daß zwischen den Offizieren der Linie und der Miliz kein Unterschied bestehe, und daß den letzten eine ihrem Zweck angemessene militärische Organisation ertheilt werde, wie bei den Landwehren jüngst der Fall nicht gewesen seyn soll.

Besonders empfehlungswerth ist die Einrichtung im Piemontesischen, daß die Reiterei im Frieden vermindert und die behaltenen als Landdragoner bei Ausbruch eines Kriegs als reguläre Kavallerie gebraucht werden konnten. — Dagegen sträuben sich gewöhnlich die Offiziere, indem sie meinen, ihre Ehre erlaube nicht, der Polizei zur Aufspürung des Gesindels zu dienen; selbst die Obrigkeiten besorgen, daß ihre Befehle bei diesem Militär nicht so befolgt werden, als bei einem ordentlichen Polizeikorps. Durch diese Verminderung der im Frieden unnützen und müssigen

Reuterei wird dem Staat eine große Last abgenommen — wenn endlich einmal die verschiedenen Stände im Staate sich nicht mehr als getrennte Körper betrachten werden.

Wie vieles könnte zum Besten der Menschheit geschehen, wenn die Offiziere vom Handwerk den Kastengeist, den Militär-Pedantismus und die mancherlei Vorurtheile ablegten, wodurch aus eigentliche Wesen den unnützen Spielereien aufgeopfert wird; und wenn auf der andern Seite die Bürger sich willig den Aufopferungen unterzögen, die zur Vorbereitung zum Vaterlandsschutze nothwendig sind und sich nicht für zu vornehm hielten, als freie Bürger, die jenen den Sold bezahlen, — mit Miethlingen in Reihe und Glied zu stehen, die als solche nicht alle ehrwürdig seyn können.

Wenn die angesehenen und wohlhabenden Bürger überdies unter jedem nur erdenklichen Vorwande der kurzen Dienstzeit sich entziehen: so untergraben sie die innere Güte derselben, und diese Einrichtung kann ihrem Zweck dann nicht entsprechen. Wenn sie aber gar alle Ausgaben, die der Militärstand veranlaßt, auf die Staatskassen wälzen und gar keine Dienste persönlich leisten wollen; so werden die Ausgaben zum Behuf des Militärstaats so groß, daß sie nicht durch gewöhnliche Auflagen herbeigeschafft werden können. Soll nun der mittlere und geringere Bürger nicht, wie am Rhein, in Baiern und Würtenberg über Druck der Auflagen laut schreien oder aus Furcht vor den Machthabern im Stillen seufzen: so muß der Staat sein Heer so einschränken, daß es bei der heutigen Art der Kriegsführung, wo nur Massen entscheiden und keine Zeit zu langen Rüstungen verstattet ist, unmöglich wird, den Staat zu vertheidigen.

Wollen aber die Vorsteher eines Staats oder die Wortführer in demselben, aus übelverstandner Sparsamkeit die Fonds zur Unterhaltung des Kriegswesens beschränken, so daß es, wie in den meisten deutschen Staaten im letzten Decennium der Fall war, beim Ausbruch eines Kriegs an dem erforderlichen Material mangelt: so weihen sie den Staat der Elendigkeit und bereiten seinen Untergang vor; ja die kleineren Staaten sind in der Unthätigkeit und anscheinender Feigherzigkeit in Gefahr, ihre Ehre und damit ihre politische Existenz zu verlieren.

Zumal da die Geschichte nur zu wahr lehrt, daß die Völker im Genusse eines langen Friedens wenn nicht ein kriegerischer und thätiger Regent an der Spitze des Staats steht — immer ihre Vertheidigungsanstalten vernachläßigen." Dies geschieht, seitdem die Fehdezeit vorüber ist, am leichtesten in kleinen Freistaaten und in solchen Städten, deren Bürger sich hauptsächlich mit dem Handel, mit Fabriken oder mit Künsten und Wissenschaften beschäftigen. Wie viel anders dachten unsere Vorfahren, wo es Hauptsatz der Verfassung war, den jeder neue Bürger mit seinen eigenen Waffen in der Hand die Hand des Präsidenten schwören mußte; „sich fleißig in seinen eigenen Waffen zu üben, und diese stets in Bereitschaft und guter Beschaffenheit zu erhalten."

Dr. Müller.

Der Damenhut im Theater.

(Fortsetzung.)

Emiliens Stiefmutter weint jetzt in dem Theater über der armen Sappho Leiden, das sie im tiefsten Herzen mitzuempfinden vermag, und schaudert schon vor dem Sprunge vom leukadischen Felsen. Gott! denkt sie, wenn ich auch einmal so aus dem Fenster bei mir springen müßte! wenn ein Undankbarer, ein Phaon, auch mich zur Verzweiflung brächte! — Sie dachte an den Fremden, in dem sie der Stieftochter Liebhaber auch nicht entfernt vermuthete. — Wenn ich dem das Herz mit meinen Hütchen gerührt hätte! und es kann doch seyn, seine starren Blicke in einem fort nach meinem Fenster gerichtet, die wunderlichen Geberden, die er oft macht! und ich bin ja auch noch in Sappho's Alter! und hübsch? je nun, ich bin noch immer mit meinem Spiegel zufrieden! Auf die Jahre kommt's doch nicht an, wenn man nur gut aussieht! Ein gesetztes Alter hat auch seine Vorzüge!

So dachte die zärtliche Goldschmidtsfrau, nicht ahnend, daß das Sprichwort: Man solle den Teufel nicht an die Wand malen! bald an ihr selbst sich bewähren, daß das Gefühl für fremden Schmerz bald in das des eigenen übergehen würde, denn gerade hinter ihr saß eben der Fremde, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigten; allein da sie unglücklicher Weise heute

den größten ihrer Hüte aufgesetzt hatte, dessen Schirm eine Breite von ziemlich fünf Viertelellen ausmachte, vermochte sie nichts zu sehen, als was vor ihr war, jeder Seitenblick prallte von den weißen Wänden des Schirms zurück, und den Kopf zu wenden, durfte sie nicht wagen, wenn sie nicht der Nachbarinnen Kopfputz mit einem völligen Untergange bedrohen wollte, und welche Gefahr hätte das ihr bringen müssen! — So kam es, daß der Fremde auch nur den Hut, nicht den Kopf sah, der ihn trug. Den hätte er nun freilich unbesehens gern Preis gegeben, wenn er nur sonst das hätte sehen können, wofür er doch sein Geld bezahlt hatte. Allein das war den Umständen nach durchaus unmöglich, denn aufstehen durfte er nicht, der hinter ihm Sitzenden halber. An ein Abnehmen des Hutes war auch nicht zu denken, denn wo sollte er hingelegt werden, wenn auch die Besitzerin die unerhörte Gefälligkeit gehabt hätte, ihn abnehmen zu wollen. Der Mann gerieth also ganz in Verzweiflung. Da fiel ihm ein, daß er einst eine ausnehmende Geschicklichkeit im Ausschneiden besessen, und eine so leichte Hand habe, wie man nur von dem geschicktesten Wundarzte erwarten konnte. Sogleich griff er nach seinem Taschenbuche in der Brusttasche, zog die haarscharfe kleine Scheere hervor, und schickte sich an, nachdem er durch Zeichen seine nächste Umgebung mit in das Komplott gezogen, während eines geräuschvollen Musikstückes in dem ersten Zwischenakte eine bequeme Durchsicht durch die weiße Hutwand zu schneiden. Alles wurde so geschickt ausgeführt, daß die Besitzerin des ungeheuern Schirmes nicht das Geringste davon merkte. Sie weinte vielmehr recht behaglich über das fremde Schicksal, indem das eigene so nahe an ihrem eigenen Haupte vorüberzog, oder es vielmehr selbst traf.

Als das Stück zu Ende war, eilte unser Fremder schnell davon, und überließ die Beschädigte ihrem Unglücke. Dies wurde ihr denn auch durch eine Freundin bald bekannt gemacht, und die Wirkung dieser Nachricht war so furchtbar, daß Madame Pfiff in Ohnmacht fiel. Die genannte Freundin ließ daher sogleich eine Sänfte holen, worin der beschädigte Hut nebst der Ohnmächtigen fortgetragen ward. Unterwegs kam letztere zu sich, und wollte mit dem Ausrufe: Mein Hut! mein Hut! mit aller Gewalt aus dem Käfiche heraus, so daß von einem Schwarme Gassenbuben und andern Neugierigen begleitet, die Sänfte nur mit Mühe ins Haus gebracht wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Erwiederung.

Ich sehe mich genöthigt, gegen die in Nro. 75 dieses Blatts enthaltene „Erklärung," welche die Ansicht der sechs Kunstfreunde über die bestrittenen Gemälde darlegt, in so fern zu protestiren, als ich bei der Abfassung des Protokolls nicht zugegen war und doch Herr Dreyer derselben beiwohnte. Denn, als ich mich zur Untersuchung der Bilder eingefunden hatte, drang ich darauf, sämmtliche Gemälde, das heißt die ganze Sammlung des Herrn Boelken zu untersuchen, welches mir aber abgeschlagen wurde — gewiß ein billiges Gesuch, worauf ich Anspruch machen zu können mich sogar für berechtigt hielt (wie ich beweisen werde), nach dessen Verweigerung aber ich die verehrliche Versammlung der Kunstfreunde zu verlassen mich gezwungen sah, indem wir über die gegenseitig einzuräumenden Punkte nicht einig werden konnten. Ich überlasse es daher jedem Unbefangenen zur Beurtheilung, in wie weit jenes aufgenommene sogenannte Protokoll, in welches mein eignes Urtheil und meine Ansicht (wie ich es mir doch ausbedingen mußte) nicht mit aufgenommen ist, als vollgeltend und entscheidend anzusehen ist, weshalb es mir erlaubt seyn wird, in einem der nächsten Blätter dieser Wochenschrift nun auch meine specielle Ansicht, mit Gründen unterstützt, in gedrängter Kürze dem Kunstpublikum vorzulegen und meine Behauptung zu rechtfertigen.

Maler Menken.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 76.

Großvatertanz.

Nro. 78.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 30. September 1819.

Gesellschaftslied.

Stürmisch ist des Lebens Meer;
Auf den wildempörten Wellen
Schwankt der Nachen hin und her.
Klippen droh'n ihn zu zerschellen;
Es erbleicht der Sonne Licht,
Wolken decken alle Sterne,
Segelstang' und Ruder bricht,
Und der Hafen ach! ist ferne.

Doch die schwarzen Wolken fliehn,
Und es tobt der Sturm nicht immer,
Hell sieht man die Sonne glühn,
Freundlich strahlt der Sterne Schimmer;
Ruhig schifft man durch die Fluth,
In den Hafen einzukehren,
Leichter Sinn und fester Muth
Können jeden Sturm beschwören.

Darum Freunde! zaget nicht,
Wenn Orkane sich erheben;
Wenn auch Mast und Ruder bricht,
Fehlt's nur nicht am Saft der Reben.
An der Lieb' und Freundschaft Hand,
Selbst wo sich Gewitter thürmen,
Stößt man an der Ruhe Strand
Nach des Lebens rauhen Stürmen.

Der Damenhut im Theater.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zu Hause war unterdessen auch Manches Erzählenswerthe vorgefallen. In der Stille, welche den Goldarbeiter umgab, nachdem Frau und Tochter ausgeflogen waren, trat der Versucher zu ihm, dem er schon öfter nicht den gehörigen Widerstand geleistet hatte. Er holte den Ring des Fremden hervor, und betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit im hellsten Lichte. Kostbare Steine, sagte er, vom reinsten Wasser, und von solcher Größe! und was helfen sie dem Manne, der sich vielleicht, ja wahrscheinlich, nicht einmal auf ihren enormen Werth versteht! Wie? ein Paar könnten leicht herausgenommen werden, ohne daß er's merkte, und mir, mir wäre gleich aus einer großen Verlegenheit geholfen. Ich könnte die Putzmacherrechnung meiner Frau auf der Stelle bezahlen, hätte dann auf lange Zeit gute Zeit!

Gesagt gethan. Er machte sich sogleich an die Arbeit, wiewohl mit zitternden Händen, nach-

dem er sich sorgfältig eingeschlossen hatte. Eben war er fertig, als er auf's heftigste an der Klingel reißen hörte, und nachdem er geöffnet, ein alter Bekannter schnell hereintrat, mit der Nachricht, daß man Frau Pfiff eben todt aus der Komödie trage. Ein unwillkürlicher, die vermeinte Todte eben nicht ehrender Ausruf, schwebte ihm schon auf der Zunge, allein er faßte sich, und der Anstand behielt seine Rechte. Er warf sich dem Freunde in die Arme, und flehte um sein Mitleid. Eine stumme Pause folgte. Da vernahm man auf einmal einen dumpfen Fall auf dem Vorsaale, und der Sänftenträger rief zur Zimmerthür herein: Die Madame ist umgefallen!

Nicht todt also? sagte ganz kleinlaut Herr Pfiff und trat hinaus, indeß der Freund ziemlich consternirt sich in einen Armstuhl senkte, nicht gewahrend, daß er mit seiner Last ein kunstvolles Prachtgebäude von dem schönsten lillafarbigen Sammet mit gelben Rosen geschmückt zertrümmerte, welches vor einer Stunde erst vom Stapel gelaufen, und hieher gelegt worden war.

Die Dame lag wirklich draußen regungslos auf ihrer beschädigten Kopfbedeckung, gleich dem Helden auf dem Schilde, den er nicht lassen wollte. Der traurige Ehemann versuchte nebst dem Sänftenträger die Ohnmächtige aufzurichten, und rief dabei, wiewohl ganz leise: Ach Gott! so ist das Geld weggeschmissen! Sie kann den schönen neuen Hut nicht tragen, Da auf einmal kehrte das Leben in die Erschöpfte zurück, und sie rief mit starker Stimme: „Das kann ich! wo ist er? Den aber kannst Du nun tragen!" und mit den Worten warf sie den Verwundeten dem Herrn Gemahl vor die Füße, der nicht wußte, wie ihm geschah, und was er von dem Allen denken sollte. Madame trat in die Stube, und rief einmal über das andere: „Wo ist er? wo ist er?" Hier, antwortete der aufstehende Hausfreund, sich selbst meinend, enthüllte aber zugleich eine Quelle neues Schreckens und Jammers, denn das erdrückte Kunstwerk zeigte kaum noch eine Spur seiner vormaligen Schönheit. Die Wirkung auf die Unglückliche war wirklich drastisch, denn sie sprang auf den Hausfreund gleich einer Furie los, und würde ihn vielleicht schrecklich gezeichnet haben, wenn er nicht schnell zur Thüre hinaus entwichen wäre.

Jetzt versuchte der Mann den Balsam des Trostes und der Beruhigung, indem er für's Erste um eine umständliche Erzählung des Vorfalls in der Komödie bat. Sie ward ihm, und zwar mit der Bemerkung, daß man gesagt, der Frevler sey der Fremde, der ihnen gegenüber wohne. „Nun lauf gleich vor die Gerichte," fügte die Dame hinzu, „und verklage ihn, den" — es folgte ein Strom von Scheltworten, deren Wiederholung mir der freundliche Leser gewiß erlassen wird. —

Jetzt? erwiederte der Mann, es ist ja Abend. Der Herr Stadtrichter und Bürgermeister lieben die Ruhe, sind vielleicht schon zu Bette —

„Sie müssen heraus!" schrie Madame, „so unerhörter himmelschreiender Frevel an einem öffentlichen Orte! Es ist ja Niemand mehr seines Lebens sicher, nicht einmal in der Komödie, nicht einmal die Abonnenten!"

Sey nur ruhig, liebes Kind, entgegnete der Mann, als die Frau Athem schöpfte, ich habe den Frevler schon selbst bestraft, und ich denke hinreichend, so daß ihm die Augen übergehen müßten, wenn er's wüßte. Du machst große Augen! ja mache sie nur!

Sogleich ging er an seinen Arbeitstisch und

zeigte der Erstaunten zwei große Brillanten vom ersten Wasser!

Sieh! sagte er, jeder dieser Steine ist zwei hundert Thaler unter Brüdern werth! Die habe ich aus seinem Ringe genommen und andere dafür eingesetzt. Er merkt's nicht, denn er versteht sich schlecht auf diese Waare. Die Steine sind Dein. Du kannst Dir zehn Hüte dafür kaufen, oder die Putzmacherin bezahlen, wie Du willst. Ich sende dem Fremden noch heute seinen Ring zurück, bitte mir den meinen dafür aus, lasse mich über die Ablieferung quittiren, und damit Basta! —

Wie nach einem Ungewitter die Sonne nur desto schöner am abendlichen Himmel strahlt, also glänzte von dem Gesichte der Madame Pfiff die reinste Zufriedenheit. — „Du bist ein Goldmann," rief sie, „ein wahrer Pfiffikus! Schicke gleich den Ring hinüber."

Das geschah. Der Fremde sandte den zum Pfande erhaltenen zurück, und ließ sagen, daß er Morgen selbst erscheinen, und alles in Richtigkeit bringen werde.

Jetzt trat Emilie ins Zimmer, mit einer so beklommenen Brust, als laste die Welt auf ihr. Sie war bei einer Freundin gewesen, und hatte von dem Vorfalle im Theater ausführliche Kunde erhalten. Sie fand die Stiefmutter zwischen den beiden verunglückten Hüten sitzend, wie die trauernde Liebe auf dem Grabe früh verwelkter Hoffnungen. Am offnen Fenster deklamirte ein begeisterter Student gerade die Worte Mortimers aus Maria Stuart:

Die Krone ist von deinem Haupt gefallen,

Du hast nichts mehr von ird'scher Majestät u. s. w.

und sie waren die beste Unterschrift unter dieses rührende Bild. Emilien wandelte trotz ihrer Angst ein Lächeln an, und gab ihr einige Fassung wieder, so daß sie zur trauernden Mutter trat, und sich liebend erbot, zur Wiederherstellung der Beschädigten Alles nur Mögliche zu versuchen.

„Thue das, liebes Milchen," sagte die Leidende, „Jetzt gleich! ich lasse mehr Lichter bringen! vier, wenn Du bei zwei nicht sehen kannst."

Emilie machte sich ans Werk. Der Versuch versprach das erwünschte Gelingen, und so senkte sich endlich der Schlaf auf die Augenlieder der getrösteten Stiefmutter. Emilie ging kurz nachher gleichfalls zur Ruhe, die Hauptarbeit auf morgen versparend.

Am andern Morgen bemerkte Madame Pfiff, daß in das Haus, wo der Fremde wohnte, ein Dienstmädchen mit einem Korbe ging, worauf etwas Hohes mit weißen Tuche bedeckt lag. Der Korb wurde in dem Zimmer des Fremden niedergesetzt, und das Mädchen erhielt von ihm ein, wie aus der freundlichen Miene desselben zu schließen war, bedeutendes Trinkgeld. Eine seltsame Ahnung stieg in der Seele der Beobachtenden auf. Die alte gute Meinung von der Galanterie des Fremden regte sich wieder, und mit derselben verbanden sich wie flatternde Träume, allerlei Erinnerungen an Sappho's Verhältniß zu Phaon. Gott! dachte sie, wenn der Mensch doch ein weiches Gemüth hätte, wenn ihn sein Frevel reute, wenn er auf Vergütung desselben bedacht gewesen wäre, wenn der ganze Vorfall nur eine schreckliche Einleitung zu einer erfreulichen nähern Bekanntschaft hätte seyn sollen; wenn er vielleicht zu den soliden seines Geschlechts gehörte, die ein reiferes Alter zu schätzen wissen, denen der flüchtige Reiz der Jugend nicht genügt, deren Herz nach einem Herzen und nicht nach blühenden Wangen und flammenden Augen dürstet....

Sie vertiefte sich dermaßen in diese Gedanken, daß sie immer noch nach dem Zimmer des

Fremden schaute, als dieser schon an dem ihrigen klopfte. Sie erschrack und schrie: Herein! so gellend, daß auch ihr Mann und Emilie in's Zimmer stürzten, weil sie es für einen Hülfsruf gehalten hatten. So standen denn alle in dieser Erzählung figurirende Personen einander gegenüber, dem Fremden aber folgte ein Diener, der den bewußten Korb nebst seinem Inhalte in der Mitte des Zimmers niedersetzte. Jetzt sprach der Fremde: Ob mich gleich die That nicht gereut, die ich gestern mehr zum allgemeinen Besten, und um einen heilsamen Schrecken zu verbreiten, als um meines Vortheils willen verübt habe, fühle ich mich doch zu einem Ersatze des verursachten Schadens verpflichtet. Empfangen Sie ihn hier mit der Bedingung, im Theater davon nicht Gebrauch zu machen. Bei diesen Worten nahm er das Tuch ab, und wie eine glückliche Insel im Meere erhob sich aus dem Korbe ein überaus großer und schöner Damenhut! Madame glaubte vor Entzücken in Ohnmacht zu sinken, vielleicht wäre es auch geschehen, wenn die fatale Bedingung nicht gewesen wäre, und der Fremde nicht noch hinzugesetzt hätte: Ich komme aber nicht allein, etwas zu bringen, sondern auch etwas mitzunehmen! —

Herr Pfiff erblaßte, Madame hatte die Worte in Betrachtung des Hutes nur halb verstanden.

Ich weiß warum Sie erblassen! fuhr jener fort; ich verstehe mich vielleicht so gut auf Edelsteine, wie Sie, doch denken wir über den Werth derselben wohl verschieden. Die zwei bewußten will ich Ihnen lassen, denn sie machen mich weder arm noch reich, glücklich aber gar nicht. Sie aber besitzen einen, der mich glücklich machen könnte. Wollen Sie mir den schenken, denn erkaufen läßt er sich nicht, ob er gleich schon zur Hälfte mein ist. — —

Herr Pfiff sah ihn verwundrungsvoll, fast mit einem Schaafsgesichte an. Erklären Sie sich deutlicher, stammelte er.

Das ist der Edelstein, fuhr Herr List fort, Emiliens Hand ergreifend, dieser kann allein das Glück meines Lebens machen. Hat Emiliens Herz nichts gegen den Tausch einzuwenden, so hoffe ich Sie in Ansehung der Fassung, worin dieses Juwel glänzen wird, hinlänglich befriedigen zu können. Noch heute beweise ich Ihnen, daß ich drei tausend Thaler reine Einkünfte besitze.

Emiliens Gebehrde sprach beredter als Worte, daß sie längst schon im Voraus in dieses Begehren gewilligt habe. Was konnte der Vater dagegen haben?

Madame blos konnte sich erst nicht recht an das so plötzliche Verschwinden ihrer angenehmen Träume gewöhnen, doch da die Wirklichkeit nun auch wieder ihre Reize hatte, vermochte sie gefaßt zu fragen: Wann soll die Hochzeit seyn? Ich muß mir doch einen neuen Hut dazu machen lassen!

Den empfangen Sie aus meiner Hand, versetzte Herr List, und so schön Sie ihn begehren.

Nun denn, so bin ichs wohl zufrieden, wenn sie in acht Tagen ist! Was meinst Du Emilie?

Emilie sagte nicht Nein! und so geschahe, was Herr List gewünscht hatte, der von nun an jeden übergroßen Damenhut, selbst im Theater, mit einer Art von Verehrung und Theilnahme betrachtete. So sind die Menschen, immer und ewig Egoisten.

(Mehrere ähnliche Federzeichnungen folgen, wenn die Leser es wünschen.)

Aphorismen über Adel und Ehre.

Nach dem Englischen des Dodsley.

Ist es nicht besser, daß man frage: warum hat man diesem Mann keine Ehrensäule errichtet? als wenn man die Frage aufwirft: weshalb widerfuhr ihm diese Ehre?

Der Ehrsüchtige ist immer der erste im Getümmel, er dringt vorwärts, ohne hinter sich zu blicken; es ängstigt ihn mehr, Einen vor sich zu sehen, als es ihm Freude macht, tausend hinter sich zu lassen.

Der Keim des Ehrgeizes liegt in jedes Menschen Brust, aber er kommt nicht bei allen zum Wachsthum. Furcht unterdrückt ihn bei einigen, bei vielen auch Bescheidenheit. Er entspricht der Natur des Menschen auf eine würdige Weise, wenn er recht angewendet wird; zu unrechten Zwecken gebraucht, bringt er Schande und Verderben über ihn. Er ist das innere Gewand der Seele, das erste welches sie mit dem Körper anlegt, und das letzte welches sie bei der Trennung von ihm wieder abwirft.

In der Brust des Schurken ist der Ehrgeiz verhüllt; Heuchelei verbirgt sein Gesicht unter ihrem Mantel, kalte Verstellung leiht ihm sanfte Worte: aber endlich erscheint er doch in seiner wahren Gestalt.

Nicht Jeder ist dazu berufen, das Ruder des Staats zu führen, noch dessen Heere zu befehlen. Thue das Gute, was dir der Wirkungskreis vergattet, und du wirst Lob einernten.

Ruhm flieht, wie der Schatten, den, welcher ihn verfolgt; er folgt dem aber auf den Fersen nach, der ihn flieht. Bewirbst Du Dich darum ohne Verdienst, so wirst Du ihn nie erlangen, verdienst Du ihn aber, so wird er Dich nie verlassen, wenn Du Dich auch verbirgst.

Je höher die Sonne steht, um desto weniger Schatten macht sie. So auch die Tugend! Je größer sie ist, um desto weniger geizt sie nach Lob; doch oft kann sie ihren Lohn in Ehrenbezeigungen nicht vermeiden.

Wie schlecht stände es um die Tugend, wenn sie nur durch das Lob Anderer glücklich seyn könnte, sie ist zu edel um nach Vergeltung zu trachten, sie wird und kann hier nicht belohnt werden.

Der wahrhaft Tugendhafte liebt die Tugend um ihrer selbst willen, er verachtet den Beifall, nach welchem der Ehrsüchtige strebt.

Der leidenschaftliche Tobacksraucher.

Marcus Zuerius, einer der frühzeitigen Gelehrten, der schon im 16ten Jahre als Schriftsteller auftrat, und unter dem Namen Boxhorn, welchen er von seinem Großvater mütterlicher Seite, annahm, bekannt ist, war Professor der Dichtkunst und Geschichte in Leyden. Er studirte unablässig, hatte aber die heftigste Leidenschaft zum Tobackrauchen. Um dieselbe zu befriedigen, hatte er in die vordere hervorstehende Krempe seines Huts eine große Oeffnung geschnitten, durch welche der Dampf hinausziehen mußte. Den Kopf und einen Theil des krummen Rohres steckte er hinein, und so las, schrieb und rauchte er vereinigt. Diese Leidenschaft des Tobackschmauchens zog ihm aber den Tod zu. Sie veranlaßte eine heftige Krankheit, an der der berühmte Gelehrte im 41sten Lebensjahre 1653 starb.

---

* Neue Raupen-Gespinste.

Herr von Hebenstreit legte kürzlich der Academie der Wissenschaften in München eine ganz

neue Art sehr feinen und weißen Gespinnstes vor; welches die Raupen des Eisbeer oder Faulbaums verfertigt hatten. Im Kunst- und Gewerbsblatte 1818 Nro. 41 findet man die ausführliche Beschreibung seines sinnreichen Verfahrens, welches kürzlich in folgenden besteht. Die Raupen werden sehr spärlich gefüttert, und hernach die Unterlage, welche sie überspinnen sollen, mit dem Safte der Blätter überstrichen. Diesem Geruche folgend kriechen sie, immer einen Faden nach sich ziehend, auf der Unterlage nach den vorgeschriebenen Linien herum, um Nahrung zu suchen; bis sie endlich wieder spärlich gefüttert werden. Fressen sie aus Hunger ein Loch in das Gespinnst, so werden sie gezwungen, es wieder auszubessern. Das eine Product dieser Art war ein Luftball, aus einem einzigen Stücke, ohne Nahr, birnförmig gestaltet. Durch Wärme ausgedehnt hatte er 4 Fuß Höhe, 3 Fuß im Durchmesser, 13 Cubic Fuß Inhalt, und 26 Quadratfuß Oberfläche. Er war so leicht, daß die Wärme eines brennenden Fidibus hinreichte, ihn zum Steigen zu bringen.

Das andere Product war ein Tuch, etwa einen Quadratfuß groß, zu dessen regelmäßiger Randverzierung mit abwechselnd größern und kleinern Ellipsen Herr von Hebenstreit die Raupen gezwungen hatte.

Aus Gilberts Annalen der Phisik Jahrgang 1819. Stück 1. —

Die Bittende.

Die Wittwe eines Staatsdieners bat um Vermehrung ihrer, im Verhältniß zu ihrem Stande, nicht unbedeutenden Pension und stellte in dem Memoriale deshalb ihre Noth so dringend vor, als ob sie dem Verhungern nahe sey. Man schickte Jemand in ihre Wohnung, von ihren traurigen Umständen sich zu überzeugen, und da fand man denn auch alles in der größten Aermlichkeit, die Wittwe selbst nagend an einer Brodrinde und daneben ein Glas Wasser — in den Fenstern aber hingen drei Nachtigallen, zwei Plattmönche! zwei Lerchen und vier Kanarienvögel — entgegen bellten dem Untersuchenden zwei Jagdhunde, ein Pudel und ein Bologneser — hinter dem Ofen war eine ganze Republik junger Klasser — unterm Ofen hausten Meerschweine — auf Tischen und Stühlen herum spatzierten ein Staar, eine Mandelkrähe, eine Dohle und eine Taube — im Arm der Bittenden lag eine alte Katze, eine andere zwirnte in ihrem Lehnstuhle, und verschiedene junge Katzen soffen Milch unter ihrem Arbeitstische.

Der zur Untersuchung der Lage der Supplikantin geschickte Beamte gab ihr sein Befremden über die Menge der Kostgänger zu erkennen, die mit von ihrer Pension zehrten und gestand, daß, so lange sie diese zehrende Dienerschaft nicht entlasse, er sie mit gutem Gewissen zur Vermehrung ihrer Pension nicht empfehlen könne; — da erklärte die Bittstellerin ganz unumwunden; Auch nicht ein Vogel- Hunde- oder Katzenbein vermöge sie von sich zu thun — lieber verzichte sie auf Pension und Zulage und wolle sich und ihre guten Thierchen durch Betteln ernähren. —

Man preis't so oft männlichen Muth — männliche Festigkeit — männliche Beharrlichkeit — männliche Resignation — männliche Freimüthigkeit — mit einem Worte: männlichen Sinn — vermag er aber wohl sich zu messen mit weiblichem Sinn, wie gedachte Bittstellerin ihn äußerte? — — —

Gottfried von Bouillon.

Ein Schullehrer sprach mit den Kindern von den Kreuzzügen und fragte unter andern nach dem Namen des französischen Ritters, der den ersten Kreuzzug angeführt habe.

Gottfried von Bouillon — schrien die Kinder. Dem Lehrer waren indeß andere Gedanken durch den Kopf gefahren. Zerstreut fragte er weiter: Warum hieß denn der Ritter Gottfried von Bouillon?

Die Kinder schwiegen.

Warum hieß er also Gottfried von Bouillon?

Die Kinder schwiegen noch. Da fuhr er endlich einem Knaben zerstreut auf den Pelz: Warum hieß also der Mann Gottfried von Bouillon?

Und in der Angst des Herzens fiel aus des Knaben Munde die Antwort:

Weil er sehr fette Augen hatte.

---

* Die Singorgane.

Ein Pole hatte vielmals gehört, wegen der milden sanften Luft die in Italien herrschte, wäre der Gesang aller singenden Wesen, vom Menschen bis zur Heuschrecke herab, dort viel wohlklingender und besser, als bei ihm zu Hause. Mehrere, die eine Italienische Heuschrecke singen gehört hatten, bekräftigten dieses Vorgeben. Er wollte dieses nicht glauben. Um ihn zu überzeugen brachten ihm seine Freunde die fremde, und eine dortige Heuschrecke. Wirklich fand in dem Zirpen beider Heuschrecken ein merklicher Unterschied statt. Die fremde zirpte stärker und seine Freunde glaubten ihn überzeugt zu haben als sein Sohn mit einer anderen dortigen Heuschrecke ins Zimmer trat, deren Gesang noch kräftiger war, als die der fremden. Dieser Vorfall brachte den Polen auf den Gedanken das Ohr nicht allein Schiedsrichter seyn zu lassen, sondern das Auge mit zu Rathe zu ziehen, und die Singorgane anatomisch zu zerlegen. Er unternahm es. Was bis jetzt davon bekannt ist, besteht darin: daß er in der Bildung der Singorgane der Süd- und Nordbewohner, keinen Unterschied gefunden hat, auch durch Veränderung des Clima's sich diese Organe nicht verändern, sie aber wohl bei vielen Creaturen einer großen Veränderung unterliegen, wenn die Zeit der Mannbarkeit eintritt. Bei andern erleiden sie jährlich mehrere Male eine gänzliche Umgestaltung; anders sind sie z. B. bei der Henne, als bei der Glucke; anders bei der schlagenden Nachtigall, als bei der, die zu schlagen aufgehöret, oder noch nicht zu schlagen angefangen hat; man könnte vielleicht dadurch auf Mittel gerathen sie auf einem kürzern Wege als die Uebung darbietet, wohltönender ꝛc. zu machen.

An demjenigen Orte, wo eine Sache am mehrsten geschätzt wird, erhält sie die größte Vollkommenheit. Dieses ist der Grund, warum Italien mehr gute Sänger liefert, als der Norden. Denn bekanntlich wird im Erstern der Gesang der Instrumentalmusik vorgezogen, welches im Norden umgekehrt der Fall ist, wo die meisten Componisten durch eine starke Begleitung die Singstimme unterdrücken, indeß diesem Uebel ungeachtet haben wir in Deutschland doch jederzeit gute Sänger und Sängerinnen; die jetzigen wollen wir nicht erwähnen und nur die Mad. Mara anführen, deren Gesang und Singorgane von den Kennern als vollkommen gepriesen wurde.

---

* Auf den Tod Blüchers.

Strahlet Sieger! Dir die Lorbeerkrone,
Schon entgegen aus dem Sternensaal?
Windest Du Dich los vom Erdenthal,
Wo Du trotztest ihm, der Zwietracht Sohne?

Ja, Dein Silberhaupt schmückt sie zum Lohne
Daß die Welt entrissest Du der Qual;
Daß vom Herzen Deutschlands, Du den Stahl
Abgewandt; — Vergeltung Dir am Throne!

Vorwärts drang er zu den Friedenspalmen; —
Mußte doch im Eden ihm erblühen,
Wornach hier der Held so tapfer rang. --
Dort lös't sich in reinen Jubelpsalmen
Lös't sich auf in Engelsharmonien,
Deutscher Bürger, heil'ger Klaggesang!

* Wunsch.

Möchte doch unsere Theater-Direction, die Aufführung der lieblichen Oper Fanchon, bald befördern und den Wunsch vieler, Herr Gaßmann als Tapezierer Martin zu sehen, realisiren!

Mehrere Theater- und Musikfreunde.

Anekdote.

Ein Lotterieeinnehmer in London hatte über den Eingang seines Einnahmecomptoirs ein Schild angebracht, mit folgender Inschrift:

„Wer Geld, fast ohne alle Gefahr gewinnen will, muß, wenn er klug ist, so bald als möglich, wenn auch nur den kleinsten Theil eines Lotterielooses kaufen. Das ist das leichteste Mittel zu gewinnen, was er wünscht, und auf einmal wohlhabend zu werden. Geld allein kann diese Erde zum Paradiese machen."

So weit sind wir in dem Lotteriewesen auf dem festen Lande doch noch nicht vorgeschritten.

Die Hochzeit zu Canaan.

„Wo war es, wo der Herr Christus Wasser in Wein verwandelte?" — fragte der Schulmeister; und Anne Lieschen antwortete: Auf der Hochzeit zu Canada.

* Logogryph.

1.

Fünf Zeichen setzen dir ein Wort zusammen
Und bilden dann in Einer Sylb' den Namen
Von einem nützlichen Produkt aus Norden,
Dem See- und Fuhrmann unentbehrlich worden.

2.

Nimm's letzte Zeichen weg von jenem Worte,
So hast du ein Getränk, An manchem Orte
Sehr wohl bekannt — es trinken die Gesunden,
Und auch den Kranken pflegt es wohl zu munden.

3.

Laß von den Fünfen jetzt das Erste fahren,
Dann nennest mit dem Worte du die Schaaren,
Womit die Mächte sich entgegen ziehen;
Schon oft mußt's Größ're vor dem Kleinern fliehen.

4.

Das Wort, das jenem Kleinern dann gebühret
Ist auch in meinem Wort mit angeführet,
Du hast's, wenn du das Erste nur willst streichen
Und dann versetzen willst die andern Zeichen.

5.

Nimmst Erst'res du, und auch das aus der Mitte
Und buchstabirst zurück — mit deinem Tritte
Wirst du das scheue, munntre Thier verscheuchen,
Das dir benennen die geblieb'nen Zeichen.

P. Seebach.

(Hiebei eine Beilage.)

Beilage zu Nro. 78 des Bürgerfreundes.

Bremen, den 30sten September 1819.

* Meine Ansicht.

Im vorigen Blatte des Bürgerfreundes erlaubte ich mir die Anzeige, daß auch mein Urtheil über die bestrittene Gemälde-Sammlung folgen sollte. Den Leser, welchen es interessirt zu wissen, „an welcher Seite das Recht sey, „oder wo der Irrthum hafte" (siehe Nro. 69), muß ich bitten, einen Rückblick auf den Beginn der Sache quaestionis zu werfen.

In der „Aufforderung," welche von Hrn. Dreyer veranlaßt und herbeigeführt worden und nachher von ihm selbst beantwortet ist, so wie auch in dieser „Antwort" selbst (Nro. 60 und 62) heißt es:

1) Daß die Meister der Bilder falsch angegeben seyen.

2) Daß die ganze Sammlung nichts als Geringfügigkeiten enthalte.

3) Daß man wünsche, die ganze Sammlung möge näher beleuchtet und beurtheilet werden. —

Um zur Gewißheit zu gelangen, wer eigentlich die Meister der beschriebenen Gemälde seyen, und weil, um zu dieser Erfahrung zu kommen, die nöthige Kenntniß hier in Bremen nicht vorhanden sey, schlug Hr. Dreyer den Versand der Bilder nach Dresden oder München vor. Es konnte also dieser 1ste Punkt hier in Bremen nicht beseitigt werden.

Jener 2te aber, „ob die ganze Sammlung Geringfügigkeiten enthalte," war dem auf Gefühl beruhenden Urtheile unsrer sogenannten Kunstkenner schon mehr angepaßt und analog. Jeder mit gesunden fünf Sinnen begabte, gebildete Mensch wird es sich nicht nehmen lassen dürfen, über Kunstsachen das Urtheil zu fällen, ob sie geringfügig oder ob sie würdig seyen. Spricht ein Kunstprodukt sein innigeres Gefühl sinnvoll an, hebt es ihn über seine gewöhnliche Sphäre und fördert seinen Gang auf der Bahn des Erkenntniß-Vermögens des Edlen, Großen und Schönen, dann ist das Kunstprodukt, welches diese Wirkung hervorbrachte, keine Geringfügigkeit. —

Der Wunsch, daß eine Gemälde-Sammlung nicht nach einzelnen Stücken, sondern nach allen ihren Theilen beurtheilet werden solle, ist der vernünftig billigste von der Welt.

Wenn zur Beurtheilung und Bestimmung der Meister der in Frage seyenden Gemälde vor vier Wochen keine kompetente Kenner in Bremen vorhanden waren, (nach Hr. Dreyers eigner Erklärung in Nro. 66.), durch welches Wunder entstanden sie denn nun in den verehrlichen sechs Herren Beurtheilern auf einmal?! Um so auffallender ist es daher, daß diese nun auch zugleich Parthei und Richter seyn wollen.

Man vergleiche nur meinen „Vorschlag zur Güte" in Nro. 69, worin sie nur als „Gehülfen" oder Beistand bezeichnet sind. (Hr. Dreyer sagt in Nro. 66 Seite 525 selbst, daß „ein kompetentes Forum hier nicht zu finden wäre, oder vielmehr partheiisch erscheinen könnte.") Warum wandten, zur Untersuchung und Beurtheilung schreitend, diese verehrlichen Herren sich nicht lieber zu dem obigen zweiten Argument (von den Geringfügigkeiten), welchem sie gewachsen waren; von jenem ersteren Punkt aber (die Bestimmung der Meister) wenig oder nichts wußten?

Warum verlangte man anfangs Urtheil und Untersuchung der ganzen Sammlung, und blieb nachher doch bei einigen mit Gewalt erorcirten Stücken dieses Kabinettes stehen? — verwerfend jenes gerechte Gesuch zur „Untersuchung des Ganzen."

Mir ist vom Hrn. Redakteur dieses Blattes gedrängte Kürze anbefohlen, deswegen eile ich vorerst nur Ein Gemälde zu beschreiben, und hafte mit Kopf und Kragen für die Wahrheit des zu Sagenden. Es ist ein sogenanntes Familienstück in Lebensgröße (in Nro. 68 ist es mit angeführt). Man siehet die Ecke eines Landsitzes, da wo derselbe in die Weite hinausführt, und wo in der äußersten Umgebung desselben sich der bessere Geschmack des Eigenthümers noch äußert. Die Landschaft bezeichnet einen hohen Sinn für den landschaftlichen Styl und die Bekanntschaft mit den besten Meistern dieses Faches. An dieser Gränze des Landgutes lagerte sich, nach vollbrachtem Spaziergange entlang des Parks, eine glückliche Familie, welcher es an nichts Erfreulichem für diese Welt zu fehlen scheint. Wohlstand, Reichthum, Fülle der Gesundheit, bis ans Ueppige gränzend, sprechen, übereinstimmend mit der Schönheit gaukelnder Sonnenbeleuchtung, zusammen die Behaglichkeit des Gegenstandes aus. Diese Familie, welche uns von dem Ritter Gottfried Kneller also dargestellt wird, tritt wegen der kenntnißreichen Behandlung des talent- und genievollen Künstlers als Bild aus der Reihe gewöhnlicher Kunstprodukte heraus und behauptet unter den Gemälden Deutschlands, ja sogar unsrer ganzen Hemisphäre einen würdigen Platz.

Bekannt ist es, daß die Darstellung einer Familie von Vater, Mutter und Kindern als Porträts in Lebensgröße, auch jedem noch so großen Künstler eine nicht leichte Aufgabe war und ist. Die Fesseln, welche der Historienmaler abwerfen kann, binden und umklammern gleichsam den Bildnißmaler. Jener wählt freiheitvoll seine Gegenstände, diesem ist die Wahl versagt, und so kämpft er, gegen jenen vergleichen, mit vielen Widerwärtigkeiten.

Aber, lieber Zuschauer, ahndest du von diesen Bedrückungen wohl etwas, wenn du diesem Bilde gegenüberstehest? dünkt dir's nicht vielmehr, du seyest die Gestalt des Vorgrundes? und du müßtest mit diesen herrlichen Figuren sprechen, wenn du nicht etwa gefühl- oder kenntnißlos bist? und müßte der Beschauer, der davon nicht angesprochen wird, nicht scheinen, als ob er sich selbst im Schatten stehe? Aber dein Sinn umgiebt die bewegten Gegenstände und wenn wir es auch nicht hören, so sprichst du vernehmliche und gewiß schöne Worte zu den fast lebendigen lieben Menschen unsers Bildes von Gottfried Kneller.

Wäre diese Darstellung eine Geringfügigkeit, wahrlich du und der Schreiber dieses müßten sich schämen, Herz und Sinn exponirt und liebliche Worte darüber gesprochen zu haben.

Wer Kneller war, dieser vornehme Mann, welcher ungewöhnlich in höherer Hinsicht die Ehre Lübecks, seiner Vaterstadt, unsterblich gründen half, darüber lese man den Campo Weyermann, allenfalls auch den dürftigen Füeßli nach; seine interessante Lebensgeschichte verdienet gelesen zu werden.

Die erreichte Höhe der Kunst in unserem Bilde bezeugt schon, daß der Verfasser ein reicher gebildeter Mann, ein feiner Weltmann seyn mußte, dem es an nichts fehlte, seinen Sinn mit allem demjenigen zu unterstützen, was er, um ein vollkommnes Meisterstück darstellen zu können, besitzen mußte, welche Kenntniß in dem Umfang nicht ohne Geld zu erlangen war.

Wir treten wieder zu unserm Bilde. Vater, Mutter und zwei Kinder, glücklich und heiter! es ist ein gleichgültig scheinender Moment des innigsten Wohlbefindens gewählet, nichts Außerordentliches, keine Extase, keine Schauspielscene; — stille, freundliche Ruhe, in allem Gleichgefühl, gleiche Aeußerung desselben, alles harmonisch und ohne Grimasse und Thorheit, kein Widerspruch weder in Miene noch Gebehrde.

Wie schwer es für den Porträteur ist, eine solche Situation, wenn er sie auch wählte, glücklich auszuführen, weiß nur er selbst. Er weiß es, wie die während des Sitzens gefolterten Menschen jeden Zug angespannter Hemmung im Antlitz hervortragen, wie sehr diese Spannung alle Jovialität entfernet. Wie groß war also unser Künstler, wenn er dieses alles besiegte, wenn er nicht ängstlich nachquälte, sondern es so hinzaubert, wie man es blitzschnell sieht, wenn er Einen Gedanken faßte, diesen in allen Personen durchführte und den flüchtigen Augenblick glücklich für die Ewigkeit fesselte! —

Damit, mein Leserkunstfreund, du nicht denkst, hier sey vielleicht von etwas Geringem die Rede, so vernimm, daß der Künstler, von dem wir sprechen, mit dem bekannten van Dyk auf gleicher Linie stehet, und als Bildnißmaler dieselbe Höhe besegelt. Stelle dich also hinauf zu etwas Hohem, etwas, welches die vorzüglichsten Menschen jedes Zeitalters vermuthlich zu sehr ehrten, weil sie es fast anbeteten.

In Folge des hohen Standpunktes dieses Künstlers, wie viel, mein Freund, hast du noch zu fordern, wie viel bleibt noch zurück, dich zu überzeugen, daß in den Ringmauern deiner Vaterstadt ein Kunstwerk vorhanden sey, welchem so großer Zoll deiner Verehrung gebühre, und welches als Muster in seiner Art der gesammten Kunstwelt hingestellt werden darf.

Der uns angewiesenen Kürze eingedenk, füge ich nur noch Folgendes hinzu:

So leicht wie Miene und Gebehrde, eben so leicht ist die Zeichnung des Ganzen, man vergißt diese über sie selbst, und es scheint, als habe nur der Gedanke entworfen und ausgeführt.

Bedenkend, daß der Gegenstand nicht Ideal seyn sollte, nicht durfte, wolle aufgefordert die gesammte Künstlerwelt, und wer Kompetenz hat, sich nahen und tadeln; seyen diese alle aufgefordert. Da diese uns aber fern sind, kann ich in dieser Hinsicht allein unsern Hrn. Heger aufrufen, und ihn bitten, zu widersprechen, wenn er es nach ihm bekannten Kunstgründen zu thun vermag.

Es versteht sich, daß die Composition untadelich seyn wird, eben so die Beleuchtung, daß die Farbengabe harmonisch, der Ton lieblich und warm, und überall wo es seyn muß, des Hell-dunkels Reiz sich befinde, daß die Beleuchtung

ein breites Licht, und flache, ausgeführte Schatten gebe, die Carnation natürlich und saftig, daß Hände und Füße leicht und schön, und gehörig charakterisirt und ganz ungezwungen, wie auch das Haar lieblich hangend und schwebend sey.

Bey nicht prahlendem Colorite ist alles im Bilde sehr brillant, und im Kleinen malte Mieris oder Metzu keinen schönern Atlas, und van Dyk warf das Gewand seinen Figuren nicht besser und zweckmäßiger um.

An unrechter Stelle ist unser Gemälde freilich in mehr als Einem Sinne. Unser Sinn aber sey immer am rechten Platz, und unser Fuß zertrete deswegen die Perle nicht, weil sie im Schmutz lieget.

Der geringste Preis dieses Bildes würde in England 100 L. Sterl. seyn, und wenn man bedenkt, daß Sir Josua Reynolds und Hr. Benjamin West, der Stolz und das Entzücken der Britten, unsern Ritter Gottfr. Kneller studierten, und ihm gleich zu werden, sich bestrebten, und sich gleichsam weihten, seine seelenvollen Scenen anzuschauen, so muß man sich doch wohl billig wundern, wie ein Urtheil über diese Sammlung so nachtheilig ausfallen konnte, und wehmüthig muß es uns an jenes nil sacri erinnern, wenn unsere verehrlichen Kunstkenner an einem solchen Bilde vorüber schwärmen und sagen: „es sey Geringfügigkeit.“

(Wird fortgesetzt.)

J. H. Menken.

Nro. 79.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 3. October 1819.

* Den Manen des Helden.

Borussia! hülle Dein Haupt in tiefe unendliche Trauer!
Lebrecht der recht stets gelebt; Blücher der Tapfre entschlief! —
Über den Feldern der Ehre, wo ruhmvolle Narben ihn deckten;
Chöre des Tod's ihn umbrüllt, welchem er muthig getrotzt.
Erntet den Lohn nun der Held und den ihm gebührenden Lorbeer
Reichen dort Engel ihm dar! — Ruhe dem deutschen Achil! — — —

H — ll —

O Nein! die Krone nicht!

Der Tod hatte das Band gelöset, welches die Prinzessinn Maria, Schwester Heinrich's des achten, Königs von England, mit Ludwig XII., König von Frankreich, vereinigte. Obgleich diese liebenswürdige Fürstin, außer den körperlichen und geistigen Reizen, die sie zierten, noch mit dem Palmenzweige geschmückt, als holdes Friedens-Unterpfand den Französischen Boden betrat, so ward sie doch sowohl von ihren Unterthanen sehr kalt empfangen, und die sonst so leichtsinnigen Franzosen, verläugneten ganz ihren regen Sinn für das Schöne. Zu schwer lasteten die harten Friedens-Bedingungen, die Heinrich erzwungen hatte, die Million, die Ludwig seiner Braut zum Mahlschatz reichen mußte, auf die Nation, sie bewunderten ihre Königin, ohne sie zu lieben. Mit leichtem Herzen verließ Maria nach dem Tode ihres Gemahls das Land, wo nichts die liebe Heimath ihr ersetzte; hoch hob sich ihre Brust, da sie die Kreide-Felsen Britanniens wieder sah, und viel fröhlichere Thränen glänzten in ihrem Auge, da sie sie im Wittwen-Schleier wieder betrat, als wie sie ihnen im bräutlichen Schmucke Lebewohl sagte. Damals trennte der Befehl des stolzen Bruders ein Band, das eben durch die Ehe geheiligt werden sollte; dem Herzog von Suffolk war Maria zugesagt gewesen, und sobald sie mit Anstand die Trauer ablegen konnte, reichte

die Königliche Wittwe dem Manne ihrer Wahl die Hand; nur eine Tochter, die mit einem Neffen des Herzogs, Heinrich Gray, Herzog von Suffolk vermählt wurde, ward ihr, und auch diese verlor sie, nachdem sie ihr zwei Enkellinnen geschenkt hatte. Sehr früh zum zweiten Male Wittwe, widmete sie sich ganz der Erziehung dieser Verwaiseten, deren Vater durch Geschäfte abgehalten, sie ihr ganz überließ. — Und früh reifte unter der Leitung dieser wahrhaft Königlichen Frau der hohe Geist, der so allgemein in Lady Johanna Gray, der älteren der beiden Schwestern, bewundert wurde.

Mariens Gemahl war protestantisch, und sie erlaubte ihrer Tochter diesen Glauben anzunehmen, obgleich sie selbst bis zu ihrem Tode Katholikin blieb. Auch ihre Enkelinnen wurden in dem Glauben ihrer Mutter erzogen, nnd Maria versammelte einen kleinen Kreis unterrichteter und vorurtheilsfreier Männer um sich, die unter ihren Augen die wissenschaftliche Bildung der jungen Fürstinnen leiteten. Griechisch, Latein, und mehrere lebende Sprachen waren ihnen geläufig, besonders war der hohe Zweck, den Maria für ihren Liebling Lady Johanna im Auge hatte, ihr ein Sporn Alles anzuwenden, die glänzenden Anlagen die sie zeigte, auszubilden. Im 14ten Jahre schon las sie den Plato in der Original-Sprache, mit dem Geiste, den er fordert; seine holden Schwärmereien wurden ihr Eigenthum, ohne sie der Wirklichkeit zu entziehen, an welcher sie mit so schönen Banden hing. Ehrfurcht und Liebe fesselten sie an ihre zweite Mutter, die Herzogin, deren Beispiel und Lehren jeden Keim edler Weiblichkeit in ihr zur schönsten Blüthe brachten; innige Anhänglichkeit knüpfte sie an ihre Schwester, die nur um ein Jahr jünger, fast eben so hold blühte, als sie selbst, und die zärtlichste Freundschaft vereinigte sie mit Lady Elisabeth Hervey, deren Mutter, die vertrauteste Freundin der Herzogin, nur wenig Meilen von dem Wittwensitz derselben, in ihrem Schloße Hervey-Castle lebte. Nie verließen die jungen Damen die Herzogin, als wenn Geschäfte diese nach London riefen, und dann verlebten sie die Zeit in Hervey-Castle unter der mütterlichen Aufsicht von Lady Hervey, der allein die Herzogin die Sorge für ihre Lieblinge übertragen mochte. Veränderung des Orts, der Umgebungen, die stete Gegenwart der geliebten Elisabeth, alles dieß trug sehr dazu bei, die kurzen Tage des Aufenthalts zu Hervey-Castle zu Tagen der Freude zu machen, so ungetrübt und heiter auch die Tage in Suffolk-Castle dahin flogen. So voll süßen Bewußtseyns des reinsten, unschuldigsten Glücks, zufrieden im Genuß der holden Gegenwart, berechtigt der Zukunft mit den höchsten Erwartungen entgegen zu gehen, und doch von ihr nur stilles inneres Glück verlangend, so stand Johann im funfzehnten Jahre, geschmückt mit allen Reizen der Jugend und Schönheit, ein Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung da. So war sie, da sie mit ihrer Schwester und Lady Elisabeth zuerst ihre Großmutter nach London begleitete, und ihrem jungen Vetter Eduard VI. vorgestellt wurde. Nicht der junge König allein, der Hof, das ganze Volk, Alles gerieth in Enthusiasmus, wenn sich die junge Fürstin zeigte, und Lady Maria sah den Augenblick sich nähern, dessen Erwartung schon lange ihr mütterliches Herz hob, sie sah, wie die ganze Jugend des Hofes nur ihren Enkelinnen huldigte, und Eduard selbst sich jeden Augenblick mehr um seine holde Verwandtin bekümmerte. Der Plan, der schon längst zwischen ihr selbst, und dem Herzog von Northumberland, dem Günstling und Vormund des Königes gefaßt war, Lady Johanna zur Gemahlin Eduard's

zu machen, ihm schien nichts mehr im Wege zu stehen, und überzeugt in kurzer Zeit zu schönerer Festlichkeit zurückzukehren, beurlaubte sich die Herzogin und begab sich mit den jungen Damen nach ihrem Landsitz zurück; daß diese allerseits dem schönen London ziemlich ungern Lebewohl sagten, war sehr natürlich, und Lady Maria war weit entfernt von ihren liebenswürdigen Zöglinginnen Gleichgültigkeit gegen die Freuden zu fordern, die ihr Alter und Stand ihnen zu genießen darbot. Im Gegentheil sie sah es nicht ungern, daß Lady Johanna, am Abend der Trennung von dem fröhlichen Kreis, der sie umgab, viel ernster als gewöhnlich war, und nachdem sie London verlassen hatten, noch manchen Blick der stolzen Königsstadt mit wehmüthigem Lächeln zurück sandte. Nicht Eitelkeit, oder Trauer die fröhlichen Feste zu missen, waren es, die Lady Johannen trüber stimmten, sie hatte in der heitern Unbefangenheit der Jugend mit Entzücken jede Freude, die sich ihr darbot, genossen, und erst zwei Tage vor ihrer Abreise lehrte sie die unvermuthete Abwesenheit des jungen Guilford, Sohn des Herzogs von Northumberland, daß seine Gegenwart der Freude, die sie umgab, die schönsten Farben lieh. Der genaueste Freund des jungen Königes, der mit Johannen gleich alt, und drei Jahr jünger als Guilford war, hatten sie immer die jungen Fürstinnen umgeben, und nur erst, da ihn ein wichtiges Geschäft entfernte, lernte Johanna, daß ein anderes Gefühl für Guilford ihr Herz bewegte, als für den holden Eduard, der, so weit Verstand und Gestalt seinen Jahren voraus geeilt waren, doch nur eben das Jünglingsalter erreicht hatte. Wie einen Bruder liebte und ehrte sie den letzten, auf dessen herrlichen sich entfaltenden Eigenschaften, jeder Britte mit Stolz und inniger Freude sah; aber höher schlug ihr Herz, dachte sie an Guilford, und gern weihte sie in Suffolk-Caßle manche Stunde stiller Einsamkeit, oder traulichen Gesprächs mit Lady Elisabeth, seinem Andenken, wenig ahnend, was die nächsten Tage ihr bringen sollten. — Eduard hatte seine junge Verwandtin mit der entschiedensten Bewunderung gesehen, und im Innern seines Herzens hatte er ihr sogleich die Krone zugesagt, aber von dem edlen Geist der Ritterschaft durchdrungen, von dem in dem Zeitalter Bayards ein jedes junges Herz doppelt feurig erglühte, wollte der hochherzige Jüngling die Geliebte nicht der kalten Staats-Kunst verdanken; er lehnte also die Vorschläge, die der Herzog von Northumberland bald nach der Abreise Johanna's ihm that, ganz kalt ab, fest entschlossen selbst um ihr Herz zu werben. Er ward indeß 16 Jahr alt, und dieser Tag, den das ganze Volk mit Enthusiasmus feierte, ward Eduard am festlichsten, durch die Zurückkunft Guilfords; sobald die jungen Fürsten sich allein befanden, sagte Eduard seinem Freunde, er habe nur auf seine Ankunft gewartet, um einen Besuch bei der Herzogin von Suffolk abzulegen; Freude und Entzücken strahlten so lebendig bei dieser Erklärung in Guilfords seelenvollem Gesicht, und wichen so plötzlich dem vernichtenden Schreck bei dem Zusatz des Königes, er wolle um Johannens Liebe werben, daß diese Veränderung dem theilnehmenden Freunde nicht entgehen konnte. Dem Scharfsinn Eduard's blieb eben so wenig der Grund verborgen, der diese Bewegung hervorbrachte, und mit tiefem Schmerz rief er aus: o Guilford, weh uns! Auch Du liebst Johanna? Nun sank der Fürst zu den Füßen des Königs, der ungestüm aufsprang und im Zimmer heftig auf und nieder ging; doch bald wieder dem besseren Zuge seines Herzens folgend, eilte er auf Guilford zu, warf sich an seine Brust und sagte mit männlichem Ernst „nun wohl, es sey! Du oder ich, wir lieben Beide, Johanna wähle! Gerührt drückte Guilford seinen edlen Freund an sein Herz, bot ihm

*

an zurückzutreten, und willigte endlich, begeistert von der hohen Schwärmerei, die den König über sich selbst erhob, ein, daß sie wie zwei einfache Ritter, bloß von dem Ausspruch ihrer Dame abhängen wollten. Den nächsten Morgen kündigte der junge König dem Herzog von Northumberland an, er wolle einige Wochen auf dem Lande dem Vergnügen der Jagd widmen, und ging bald darauf mit einem kleinen Gefolge, worunter Guilford die Hauptstelle einnahm, nach einem Jagdschlosse ab, das nicht weit entfernt von Suffolk-Castle war. Nach einigen Tagen erklärte der König seinem Gefolge, er wolle eine kleine Reise unternehmen, und ritt, bloß von Guilford und einem Bedienten begleitet, gerade zu nach Suffolk, wo die Herzogin eben so überrascht, als erfreut über ihren hohen Gast ward. Eben so waren die jungen Damen auf das höchste erstaunt, und glühendes Roth deckte die schönen Wangen Lady Johannens, da die ehrwürdige Matrone, von den beiden jungen Helden begleitet, in den Schatten der hohen Eichen trat, der die holden Freundinnen umgab. Schöne stille Heiterkeit beseelte den Kreis wahrhaft edler Menschen, der hier zusammentrat. Beide jungen Ritter, so innig ihr ganzes Wesen auch ihre Verehrung Lady Johannens ausdrückte, blieben dennoch fest in den Gränzen, die sie sich gesetzt hatten, und nie wachten sie strenger über sich, als in den Augenblicken, wo der Zufall einem von ihnen vergönnte, einen Augenblick allein mit Lady Johanna zu seyn. Die Herzogin, welche jeden Tag einer Erklärung des Königes entgegensah, war eben so überrascht, als bei seiner Ankunft, da er eines Morgens, da sie es am wenigsten erwartete, mit Guilford zu ihr trat und von ihr Abschied nahm. Sire, sagte lächelnd die alte Dame, nachdem sie sich ein wenig gefaßt hatte, Sie wollen uns „Ihre Gegenwart recht unvergeßlich machen, sie erschienen „unverhofft wie das Glück, und entfliehen eben so „unerwartet, da wir Sie recht fest zu halten vermeinen; o Sie bedürfen der Künste nicht, um „unvergeßlich zu seyn, das Gute und Schöne „macht bleibenden Eindruck"! — Gerührt drückte der junge Monarch die Hand der ehrwürdigen Matrone an seine Lippen, beurlaubte sich bei den jungen Damen, und schied mit trübem Blick auf Lady Johanna, die noch lange auf dem Söller gestützt den forteilenden Rittern nachsah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragment über den Egoismus.

Dem Wilden, der im Stande der Natur keinen Richter über sich erkennt, ist Selbsterhaltung das erste Gesetz, das zweite Befriedigung seiner Bedürfnisse. Offen gesteht er dies, weil er noch durch keine Verhältnisse erlernt hat, sich durch seine Aeußerungen von der Wahrheit zu trennen; denn seine Fähigkeit und seine Kraft sind ihm bekannt. Beide sind zu seinem Schutz und zur Erwerbung seines Unterhalts hinreichend. Kühn greift er an, wo er zu siegen hofft, und flieht schnell, wo er zu unterliegen fürchtet. Daher lernt er auch erst Täuschung und List, wenn er mit mehreren verbunden nach dem gemeinschaftlichen Zwecke trachtet, den er oft nicht mehr einzig durch Aeußerungen der Kraft zu erringen im Stande ist. Je fester diese Verbindung wird, jemehr bei dem allgemeinen Vortheil zuweilen der Vortheil des Einzelnen leidet, um so mehr verschwindet auch diese Offenheit; denn er fühlt, daß nach dem Verhältnisse, wie sein Privatvortheil sich vergrößert, auch Haß und Eigennutz seiner übrigen Gefähr-

ten rege wird, und um letzteres zu vermeiden, verscheut der im gebildeten Zustande ungleich schlauere Mensch, Selbstsucht und Eigennutz, und schämt sich schon, auf Selbstliebe ertappt zu werden. Wer indeß den Menschen genau beobachtet, muß, sobald ihm eine blühende jugendliche Phantasie nicht mehr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im rosenfarbigen Lichte schildert, mit Helvetius bekennen: „daß Eigennutz die Triebfeder menschlicher Handlungen sey. Die großen Männer Griechenlands und Roms, opferten sich für ihr Vaterland auf, weil der Gedanke eines ewigen Ruhms, für sie einen höhern Reiz hatte, als das Leben, und Märtyrer gingen in den Tod, durch die Hoffnung eines ewigen Glücks beseelt.

Wohl dem frommen, guten und edlen Manne, in dessen Seele ein so schöner Eigennutz Triebfeder der Handlungen war, und doch muß sich nicht, wenn selbst die Edelsten des Menschengeschlechts nicht ganz frei von jedem Eigennutze waren, uns zugleich die Betrachtung aufdrängen, daß jenes hohe Moralgesetz: der Mensch müsse das Gute um des Guten selbst willen thun," schwerlich von Menschen allgemein ausgeübt werden könne, die nicht allein dem Vorurtheil und der Leidenschaft, sondern sie mögen so gut und tugendhaft seyn, als sie wollen, auch der Sinnlichkeit und äußern Eindrücken unterworfen sind? Wenn wir dies erwägen, so drängen sich uns zwei verschiedene Betrachtungen auf. Erstlich, weil die Menschen nicht immer auf einem Standpunkte stehen, nicht gleich unterrichtet sind, so kann unmöglich ein gleiches Moralgesetz, wenn gleich der gebildete, einsichtsvolle Mann von dessen Werth vollkommen überzeugt wäre, völlig hinreichen, um auch bei Menschen, die von äußern Eindrücken und ihrem Gefühle abhängig sind, Richtschnur der Handlungen zu werden, und der Mensch bedarf folglich noch etwas mehr, um im Allgemeinen für das Gute erwärmt zu werden, dies kann aber einzig nur Religion seyn. Ferner aber müssen wir bei Beurtheilung einer guten und schlechten Handlung nicht blos nach unsern Begriffen von Moralität und nicht blos aus dem Standpunkte, auf dem wir stehen, urtheilen. Wir müssen deshalb, wenn wir nicht selbst als Egoisten, blos mit Bezug auf uns und unsre Meinung hartherzig und strenge, und doch zugleich schwankend und unsicher urtheilen wollen, uns ganz in den Standpunkt eines Andern setzen können. Hiezu aber wird gewisse Lebhaftigkeit des Geistes erfordert, und eine Bildung, die man nur durch Lectüre, Nachdenken und Umgang sich erwirbt. Es giebt daher eine Menge von Menschen, die ihr eigenes Ich nie vergessen und sich nie ganz in die Lage eines Andern versetzen können. Unerbittlich sind daher gewöhnlich alte, krüpplichte und häßliche Frauenzimmer, sobald von Coquetterie die Rede ist, weil sie sich dabei nie das Wohlbehagen eines eitlen jungen Geschöpfes denken können; und steife Schulmonarchen halten einen Verstoß gegen die Grammatik für die unverzeihlichste Sünde, weil sie, überzeugt hievon frei zu seyn, durch Strenge des Urtheils in gewisser Art ihren eigenen Werth erhöhen.

Hat aber der Mensch erst die Fähigkeit erworben, sich in den Standpunkt anderer zu versetzen, so wird er auch für andere Menschen Theilnahme fühlen. Daher fühlt der Kenner griechischer Geschichte und Alterthümer so viel Theilnahme für die Helden Homers und aus diesem Grnnde, weil wir uns ganz in die Lage der handelnden Personen versetzen können, entspringt unser Vergnügen bei der Beurtheilung eines Romans und dem Anblicke eines Schau-

spiels, und nur alsdann, wenn diese Theilnahme so groß wird, daß wir uns selbst darüber vergessen, verdient sie als Ueberspannung getadelt zu werden. Wir müssen uns daher nicht bloß Attention oder die Kraft gehörig aufzumerken, sondern auch Abstraktion oder die Kraft uns ganz von einer bewußten Vorstellung entfernen zu können, zu erwerben suchen. Bloß im Besitz dieser Eigenschaften sind wir unbefangen, frei von niedrigem Eigennutze und Selbstsucht zu urtheilen und auch zu handeln im Stande, und nur alsdann werden wir nicht alles auf uns und unsre Meinungen zurückführen. Freilich wird immer noch ein verfeinerter Eigennutz, eine gewisse Selbstliebe, sey es auch nur als dunkle Idee, im Hintergrunde lauschen, allein wer wollte denn auch strenge genug seyn, um Selbstliebe als unerlaubt zu verdammen. Sie war ein wohlthätiges Geschenk der Vorsehung, um den Menschen, der mit Erdennoth kämpft, im Vertrauen auf ein besseres Schicksal, aufrecht zu erhalten. Durch sie erwächst Vertrauen und Kraft zu großen und kühnen Unternehmungen, sie wird Mutter des Ehrgefühls, und lehrt uns, nach dem Beifall unserer Nebenmenschen trachten. Fern sey es, dem eitlen Thoren, dem aufgeblasenen Stolzen, dessen Selbstliebe zur Selbstsucht ausgeartet ist, das Wort reden zu wollen. Nein! die hier für erlaubt erklärte Selbstliebe, ist blos die Tochter der Selbsterhaltung, und besteht in einem gewissen Glauben an eigne Kraft und eigne Vorzüge, verbunden mit dem Bestreben, mir in so weit, als ich nicht dem Glücke anderer zu nahe trete, die vollkommenste Glückseligkeit zu erwerben.

Der Räuber Gnipperdinga.

In dem Stifte Trier lebte im Jahre 1581 ein gräßlicher Räuber und Mörder, mit Namen Gnipperdinga, oder auch von einigen Gropperrunge von Kerpen genannt, welcher das Land durch Raub und Mord in Schrecken setzte. Er hatte sich in einem Walde ohnweit der Stadt Burgkessel eine Höhle zu seinem Aufenthalte erwählt, und sie ziemlich gemächlich eingerichtet, von wo aus er die Straßen nach Trier, Metz, Saarbrück, Simmern, Kreutznach u. s. w. übersehen konnte. Jeder Reisende, der auf diesen Wegen nicht in größerer Gesellschaft ging, wurde von ihm angefallen, ausgeplündert und gewöhnlich ermordet. Einst fiel ihm ein junges schönes Mädchen, Dorothea Teichner, in die Hände, die von Poppart nach Trier gehen wollte, um dort ihre Verwandten zu besuchen. Auch schon über diese war der Mordstahl gezückt; allein ihre ungemeine Schönheit und rührenden Bitten, bewegten dergestalt sein rauhes Herz, daß er ihr Leben zu schonen versprach, wenn sie ihm in seine Höhle folgen und sein Weib werden woke. Das arme Geschöpf, von Todesangst ergriffen, willigte ein, worauf er sie dann als Hausfrau in seine Mörderwohnung einführte. Er zeugte mit ihr mehrere Kinder, die er aber jedesmal, damit er durch sie nicht verrathen werden möchte, gleich nach der Geburt erwürgte und ihre todten Körperchen in den Aesten eines alten Baumes aufhing. Wenn dann der Wind die kleinen Gerippe hin nnd her bewegte und die Mutter um ihre Kinder jammerte, soll er gesagt haben: „Was klagst Du denn? — Sieh doch Deine Kinderchen spielen und tanzen, aber sie weinen nicht!“ Sieben lange Jahre lebte Dorothea in dieser schrecklichen Ehe, und wurde, wenn ihr Mann die Höhle verließ, um auf Raub auszu-

gehen, jedesmal von ihm an eine Kette geschlossen, damit sie ihm nicht entlaufen möge. Einstmals kehrte er schwer verwundet von einem harten Kampfe zurück, und da er zu seiner Wiederherstellung einiger Heilmittel bedurfte, die in seinem Vorrathe sich nicht befanden, so schickte er nothgedrungen seine Frau deshalb in die nahe gelegene Stadt Burgkessel, nachdem er ihr vorher einen schrecklichen Eid abgenommen, daß sie keinem Menschen das Geringste von seinen Verhältnissen entdecken wolle. — Als die Unglückliche aber das Städtchen erreicht hatte, wo sie zum ersten Male nach langen Jahren wieder Menschen um sich sah, kniete sie vor einem, auf dem Markte stehenden Marienbilde nieder, weinte und jammerte laut und klagte der Gebenedeiten ihr Leid. Das Volk versammelte sich um sie, hörte mit Entsetzen ihre schrecklichen Bekenntnisse, und auf diese Weise, durch die Beichte, die sie vor der Mutter Gottes laut ablegte, erfuhr denn auch die Obrigkeit das ganze furchtbare Geheimniß, ohne daß sie ihren Schwur gebrochen hatte. Man versprach ihr schleunige Hülfe, und gab ihr einen Sack Erbsen mit, den sie verstreuen und also den Weg zu der Mörderhöhle zeigen mußte. —

Dreißig geharnischte Männer folgten ihr alsbald, überfielen den Bösewicht im Schlafe und schleppten ihn gebunden nach der Stadt. Der vorgefundene Raub betrug einen Werth von 7000 Gulden, und sein während 13 Jahren geführtes Blutregister, nannte mehrere Hundirt Ermordete. Seine Hinrichtung war ebenso gräßlich als seine Verbrechen. Mit zerschlagenen Gliedern wurde er lebendig auf's Rad geflochten, wo er mehrere Tage noch gelebt haben soll.

Der harmlose Schwabe.

Ein Schwabe wurde zum Tode geführt. Auf dem Wege dahin begegnet ihm sein Freund, welcher verwundernd fragt:

A. I Brüderle, wo gaist zu?

B. Gen Galge.

A. Was machst da, sollst gehange werde?

B. D' Leut sagets.

A. Na da wünsch ich Dir viel Glücke.

B. Ich dank schö, ich werds brauche.

* Bitte um Abschaffung eines Mißbrauchs.

Das Auslegen der Betten auf den Straßen, namentlich auf der Faulenstraße, gewährt bei den Vorübergehenden einen üblen Anblick und beengt die Passage sehr. Möge unsere hochlöbliche Polizei-Direction dieses, die Straße Verunzierendes doch sofort verhindern.

* Bemerkung.

Schon seit längerer Zeit siehet man hier einige Burschen, gekleidet mit blauen Kitteln und runden Hüten, geziert mit einem Bande von Pferdehaaren. Diese schaden den Detaillisten sehr, indem sie nicht allein mit oberländischen Waaren als: Amidam, Griesmehl, Annis ꝛc. ꝛc. sondern auch mit Gewürtzen in die Häuser schleichen und bei Kleinigkeiten verkaufen. Sogar verstehen sie die Kunst Rompen zu präpariren, und verkaufen solche an Nichtkenner für gesunde Macis Nüsse. Es wäre also wohl wünschenswerth, daß man dieser Schleichhandlung ein Ende machte, indem sie dem rechtlichen Bürger, welcher die Pflichten der gesetzlichen Abgabe erfüllen muß, sehr schaden. Diese Schleichhänd-

ler sind aus Thüringen und schleichen sich auch auf die Dörfer hiesigen Gebiets, um auch da den Landmann mit ihren falschen Gewürzen anzuführen.

Stolz eines Pariser's.

„Halt den Dieb! den Spitzbuben!" schrie neulich des Abends in einer kleinen Straße zu Paris ein berauschter Handwerker. Ein Sergeant lief auf dieses Geschrei hinzu, und suchte den Dieb, der nirgends zu finden war. „Da steht er ja," sagte der Berauschte, indem er auf den, durch einen Scheinwerfer verursachten Schatten eines Pfahles, zeigte. Der Sergeant, welcher den Irrthum sogleich einsah, sagte sehr aufgebracht: „Du Saufaus! geh', leg' dich schlafen, sonst zeige ich dir ein anderes Logis an." — „Ei, Herr Sergeant, sagte der Handwerker, das, was ich gethan habe, ist so schlimm nicht. Hat denn ein Pariser Bürger nicht so viel Erlaubniß, sich zu fürchten?"

* Theater-Anzeige.

Da mir von der Direction des hiesigen Theaters für mein zeitheriges Gastspiel als Entschädigung eine Benefiz-Vorstellung zugestanden worden ist, so habe ich dazu

Moses,

Schauspiel in 5 Acten, von Klingemann, gewählt, welche Dienstag, den 5. October, auf hiesiger Bühne gegeben werden soll.

Der Theilnahme eines geehrten Publikums hoffe ich mich um so mehr zu erfreuen, da man mir schon in einer Reihe von Jahren, die ich dem hiesigen Theater widmete, stets Beweise von Güte und Wohlwollen schenkte, wodurch von neuem der Wunsch in mir erweckt wurde, in Ihrer Mitte zu leben und ich deshalb für längere Zeit ein Engagement mit der hiesigen Direction abschloß.

Mit Ergebenheit zeichnet sich

Eduard Saßmann.

Erhörte Bitte.

Das kalte Sie der Etikette,
Ist, wie die Sünde, mir verhaßt,
Für Lieb' und Freundschaft es nicht paßt,
Sprach Herr von X.. zu Fräulein Antoinette,
Das Du entquillt dem Herzens-Grund,
O sprächst es doch ihr Rosenmund
Zu mir, als des Vertrauens Zeichen,
Welch Glück wär' meinem zu vergleichen?
O, nur einmal dieß süße Wort,
Ruft knieend er: laß Dich erweichen!
„Es sey," versetzt sie: „pack' Dich fort!"

Bagatelle.

Der Mann lebt herrlich und in Freuden
Mit Lieben, Spielen, Fahren, Reuten
Weiß er die lange Zeit zu kürzen,
Und sich das Lebensbrod zu würzen.
Nichts fehlt ihm, als — ein gut Gewissen —
Die Bagatelle kann er missen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 78.

1. Theer.
2. The e.
3. Heer.
4. Ehre.
5. Reh.

Der Comptoir-Kalender für das Jahr 1820 mit den verbesserten, richtigen Postenlauf, hat die Presse verlassen und ist bei allen Herrn Buchbindern zu haben.

Nro. 80.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 7. October 1819.

O Nein! die Krone nicht!

(Fortsetzung.)

Die Herzogin war unangenehm durch diese plötzliche Abreise gestört worden. In einigen Wochen fiel der 16te Geburtstag Lady Johannens ein, der feierlich begangen werden sollte. Leicht ließ sich jetzt Lady Maria bereden, alle Festlichkeiten aufzugeben, und diesen Tag nach dem Wunsch ihrer Enkelin in Hervey-Castle zuzubringen. Die ganze Gesellschaft begab sich schon einige Tage früher dahin, und Lady Johanna bezog das Zimmer, das bei ihrer Anwesenheit immer für sie bestimmt war. Der König war nicht mit so leichtem Herzen aus Suffolk gegangen, als er dahin gekommen war; zu deutlich hatte sein scharfes Auge einen Unterschied in dem Benehmen Lady Johannens gegen ihn und seinen Freund gefunden; so wenig der kalte Beobachter ihn auch zu seinem Nachtheil ausgelegt haben würde, so richtig deutete ihn der fein fühlende Fürst; er schwieg indeß gegen Guilford, schwieg auch noch, da sie schon längst Suffolk verlassen hatten, fertigte ihn mit unbedeutenden Entschuldigungen ab, da er es wagte, ihn um die Ursache ihrer plötzlichen Abreise zu fragen, die ihn so unsanft aus allen seinen Himmeln riß; selbst da sie nach London zurückkehrten, glaubte Guilford schon ganz seinen Freund verloren zu haben, und zu stolz unverdientes Zürnen zu ertragen, wollte der brausende Jüngling eben Erklärung von seinem Königlichen Freunde fordern, als Eduard ihn vor sich fordern ließ. Er fand den König allein. Eduard händigte ihm ein Paket und einen Brief ein, und gebot ihm sogleich nach Suffolk zu reisen, beides dort der Lady Elisabeth Hervey zu übergeben, und von ihr die Antwort zu erwarten, die er ihm zu bringen habe. Ohne etwas Weiteres hinzuzusetzen, ging der König in sein Cabinet zurück, und Guilford, ungewiß ob er sich freuen oder trauern solle, eilte hinweg, den erhaltenen Befehl auszurichten. Er kam den anderen Tag gegen Abend nach Suffolk und folgte den Damen nach Hervey-Castle, wo

er in der Nacht erst eintraf. Trotz der Ermüdung der Reise, ließen ihn weder die stürmische Freude die angebetete Johanna wieder zu sehen, noch die Furcht was das Paket enthalten möchte, die Ruhe finden, und sobald nur einiges Regen im Hause das Erwachen der Bedienten verkündete, eilte er seine Gegenwart der Lady Elisabeth wissen zu lassen, und sie um eine Unterredung zu bitten. Es war der Morgen von Lady Johannens Geburtsfest, und froh der schönen Gaben, die wahrscheinlich der Königliche Bote für ihre holde Johanna zu überbringen hatte, eilte sie ihn zu empfangen. Sie entsiegelte das Königliche Schreiben, worin ein zweites für Lady Johanna enthalten war, und von dessen Inhalt der arme Guilford so gar nichts wußte, las — wurde sichtlich ernster, und drückte am Schlusse mit inniger Bewegung ihre Lippen auf das Papier. Guilford, der in der peinlichsten Ungeduld ihr gegenüber stand, machte jetzt eine Bewegung sich ihr zu nähern, da faltete sie rasch den Brief zusammen, bat ihn noch ein paar Stunden in seinem Zimmer sich ruhig zu verhalten, und ihres Winks gewärtig zu seyn. Das besorgte Wesen des jungen Herzogs, die ängstliche Neugierde, womit er Lady Elisabeth betrachtete und die seinem Gesicht einen so fremden Ausdruck gab, brachte sie zum Lächeln; leicht verrieth ihr sein Aussehn die durchwachten Nächte; sie ermahnte ihn also noch der Ruhe zu pflegen, um dem Wiegenfeste Lady Johannens mit der gehörigen Heiterkeit beizuwohnen. Dieser Aufforderung leistete er Folge, und da er nach einigen Stunden zur Lady Elisabeth gerufen ward, war nur noch die Unruhe die in seiner Seele wohnte, in seinen Zügen zu sehen. Lady Elisabeth wartete seiner im festlichen Schmucke, und führte ihn in das Zimmer Lady Johannens, und bat ihn zu seinem größten Erstaunen, sich in den anstoßenden Alkoven zu verbergen. Zögernd, nicht wissend ob er seinen Augen trauen dürfe, wollte er mit Fragen in Lady Elisabeth dringen, als plötzlich ein nahendes Geräusch ihn zwang in seinen Schlupfwinkel zu eilen, und Lady Elisabeth der eintretenden Johanna entgegen führte. Und was verlangt meine süße Elisabeth, rief diese ihr entgegen, das ich so ganz einsam und allein von ihr erfahren soll? Die Freundschaft will ihr heiliges Recht behaupten meine theure Johanna, entgegnete Elisabeth, sie will Dein theures Haupt mit allem Schönen zieren, was Dir das Schicksal bieten kann, sieh her — (bei diesen Worten hob Elisabeth einen Schleier von einem Tischchen, auf welchem eine Königliche Krone mit strahlenden Edelsteinen auf rothem Sammetkissen, und ein Myrthenkranz auf weißem Kissen ruhte), und wähle! Eduard, der Britten Stolz, der holde Jüngling, dessen Herz noch edler als das Königliche Blut der Tudor ist, das in seinen Adern fließt, er bietet Dir die Krone, und mehr als das, ein unentweihtes Herz, das nur Dir gehuldigt hat, und nur Dir huldigen kann. Doch scheust Du diesen Glanz, und wählst des Herzens Stimme das stillere Glück, so bietet mit bescheidner Bitte die Blume der Ritterschaft, der edle Guilford, Dir das holde Myrthenreis. Zwei junge Helden hat Dein Auge besieget, wähle Du nun wie es Dein Herz befiehlt; die edlen Freunde wird kein Neid trennen, Dein freier Wille soll allein den Erwählten bestimmen. Mit diesen Worten kniete Elisabeth vor ihrer Freundin nieder und bot ihr die Krone und die Myrthe, hold erröthend wies Lady Johanna die Krone zurück und sprach, „o nein die Krone nicht," da hörte sie plötzlich ein lautes Geräusch, und der überseelige Guilford lag zu ihren Füßen. Nur allmählig erholte sich Lady Johanna von dieser so unver-

warteten Ueberraschung, und wollte sogleich ihre Verwirrung durch die Flucht verbergen; aber Lady Elisabeth hielt sie zurück und sagte, ich muß es heute schon wagen, mir den Zorn meiner geliebten Johanna zuzuziehen, ich habe sehr hohe Befehle deßwegen, hier, Liebe! lies meine Entschuldigung; die flehentlichen Bitten des geliebten Guilford, sein Entzücken; alles dieß brachte Lady Johanna dahin sich zurückhalten zu lassen, und sie eröffnete den Brief des Königes, den ihr Lady Elisabeth eingehändigt hatte. Er enthielt Folgendes:

„Wenn Lady Johanna diesen Brief eröff„net, so ist mein Urtheil gesprochen, ich entsage „meinen schönsten Hoffnungen, und überlasse die „Hand der angebeteten Johanna meinem Freun„de, dem glücklichen Guilford. Ich trete zu„rück, weil Sie es will, denn nur Ihr Wille „kann mich dahin bringen, Rechte aufzugeben, „die sonst keine Gewalt mir abtrotzen sollte; ich „will noch mehr thun, ich will von der Welt mich „verspotten lassen, daß ich es versäumte den „schönsten Juwel meinem Diademe einzuflech„ten, ich werde mich unempfindlich gegen die „Reize stellen, die ich vergöttere. Die Ermah„nungen meiner Minister, die Wünsche meines „Volks, ich überhöre sie, denn frei soll das „Herz wählen, das der leisesten Berührung des „Zwangs nicht zu widerstehn vermöchte. Kein „Vorwurf des Ehrgeizes soll die schönen Empfin„dungen stören mit denen Johanna dem Zuge „ihres Herzens folgt; Niemand als Guilford „soll wissen, daß ihm Eduard weicht, er, der „dieß Herz kennt und achtet, soll fühlen können, „wie er geliebt wird. — Sie haben gewählt, „und der arme verworfene Eduard, dem nichts „bleibt als die kalte Krone, die Johanna nicht „tragen will, er bittet seine Freunde Guilford „und dessen Gattin, nie von ihm zu weichen, „und durch ihre Freundschaft ihm den Muth „zu geben, den seine Entsagung fordert.“ — Sanft erweicht durch das erhabene Betragen Eduards, schlossen Guilford und Johanna den Bund, den keine Zeiten lösen können! Lady Elisabeth theilte ihnen nun den Brief mit, den sie selbst vom Könige empfangen hatte, worin er sie aufforderte, gerade so zu handeln, wie sie es gethan, um sich durch Lady Johannens Ueberraschung und Guilfords Angst ein wenig zu rächen. Er hatte auch zugleich einen Brief für die Herzogin mit beigelegt, der für Guilford um Lady Johannens Hand bat; sehr bald schrieb auch der Herzog von Northumberland an sie, der sehr gern die reiche Fürstin, der er die Krone zugedacht hatte, in seine Familie aufnahm. Lady Maria, so ungern sie die früheren Hoffnungen aufgab, stimmte auch ein, und vier Wochen darauf ward die Vermählung mit aller Pracht gefeiert. Eduard, der dabei zugegen war, bewährte auch hier durch sein standhaftes Betragen die großen Hoffnungen, welche die Nation sich von ihm machte. Die jüngere Schwester Johannens ward an demselben Tage mit dem jungen Grafen von Pembroke vermählt. Johanna und ihr Gemahl sollten dem Könige nach London folgen, die Gräfin Pembroke nach ihres Gemahls Gütern gehen. Ein Tag der allgemeinen Abreise ward festgesetzt, und kein Herz sah ungerührt seine Morgenröthe anbrechen! Lady Hervey hatte sich entschlossen, ganz bei der einsamen Herzogin zu bleiben, und Lady Elisabeth begleitete Lady Johannen. Die Herzogin, die bis jetzt ihr hohes Alter so kräftig ertragen hatte, schien von dem Augenblick, da ihre Enkelinnen ihrer Obhut nicht mehr bedurften, zu fühlen, daß ihre Thaten geendet wären. Das rege Leben um sie her erhielt in den Tagen des Beisammenseyns noch ihren Geist in seiner Kraft;

doch mit der Stunde des Abschieds erlosch der Lebensmuth der sie in so manchen Stürmen aufrecht gehalten hatte, sie lebte nur in stillen ernsten Betrachtungen versenkt, für sich und Lady Herbert. Indeß trat nun Lady Johanna, die angebetete Gattin, die verehrte Freundin, die von Allem was klug und gut war, geschätzte Fürstin an dem Hofe auf. Ihr Leben war Wohlthun; fromm, gut, gelehrt, ward der größte Theil ihrer Zeit nur dem Nützlichen gewidmet. In ihrem Palaste vereinigte sich der Gelehrte, der Mann von Geschmack, der Künstler, sie war die Zierde und der Stolz der Nation. Vor Allem pries man die Milde und die holde Bescheidenheit, die ihrer weiblichen Würde die Krone aufsetzten. Von allen Seiten wünschte man, sie möchte neben dem geliebten Eduard auf dem Throne sitzen, und Kinder so geliebter Aeltern, dem Reiche eine lange Erhohlung von dem tyrannischen Drucke des achten Heinrich's gewähren. Wohl hörte Eduard die Wünsche und seufzte: doch schwieg er und gelobte sich bloß, nur eine zweite Johanna sollte seine Gattin werden. Er ging mit der geliebten Freundin um wie eine Schwester, unternahm nichts ohne ihren Rath und ehrte sie mit dem unbegränztesten Vertrauen. So hatte Johanna acht Wochen in London verlebt; einen großen Theil von den Merkwürdigkeiten der Stadt hatte sie schon gesehen, da sie aber wünschte, auch den Tower zu besuchen, so fuhr sie eines Morgens mit Lady Elisabeth, in Begleitung des Königs, ihres Gemahls und Schwiegervaters, die zu Pferde waren, dorthin. Der König hatte Befehl ertheilt, daß sie mit dem Kanonendonner empfangen wurden, und da eine unzählige Menge Volks sich versammelt hatte, so schlug der König Johannen vor, am äußeren Thore auszusteigen, und zu Fuß durch den Vorhof zu gehen. Johanna willigte sogleich ein; kaum aber war sie ausgestiegen, so ward das Gedränge so heftig, daß der König, der sich unter lautem Beifallsrufen umringt sah, nicht sogleich vom Pferde konnte, und dem Herzog zurief, seine Schwiegertochter nur voran zu führen. Guilford folgte mit Lady Elisabeth, kaum aber war Lady Johanna durch das Thor getreten, als ein Gewicht, welches das schwere Fallgatter hielt, plötzlich hinab rollte und es sich mit gräßlichem Gerassel schloß. Guilford, den Lady Elisabeth bei dem Geräusch sogleich los ließ sprang seiner Gemahlin nach und war dem Zerschmettern so nah, daß Lady Johanna, die sich erschreckt umsah, es für unvermeidlich hielt, und leblos in die Arme des Herzogs sank. Unbeschreiblich war das allgemeine Schrecken; der König, der sich indeß genähert hatte, war im höchsten Zorne über die Unvorsichtigkeit der Aufseher; näher drängten sich um ihn seine Getreuen, die hier vielleicht mehr als Unvorsichtigkeit, vielleicht Absicht auf das Leben des geliebten Monarchen sahen. Endlich ward das Fallgatter wieder erhoben, Lady Johanna erblickte sich erwachend; umgeben von ihren Geliebten allen, und ward bald ganz wieder hergestellt. Man wollte sogleich umkehren, aber Lady Johanna, die nicht bloße Neugierde, sondern der Wunsch, manchem armen Gefangenen die Königliche Gnade zu erflehen oder wenigstens Linderung der Strafe zu verschaffen, hieher führte, bestand darauf weiter zu gehen. Es geschah, und an diesem Orte des Grames flossen durch sie diesen Tag viele süße Freudenthränen. Schon wollte man zurückkehren, da fiel ein Flügel des Gebäudes ihr in die Augen, den sie noch nicht betreten hatte. Als sie hörte, es wären die Zimmer, welche Staatsgefangene bewohnten, und worin Anna von Bowlen und Catharin Howard gelebt hatten, verlangte sie dieselben zu sehen, und da eben der König

und der Herzog mit dem Gouverneur sprachen, ging sie mit ihrem Gemahl nnd Lady Elisabeth allein dahin. Indem die eisernen Riegel geöffnet wurden, überfiel ein leises Zittern Lady Johanna; ihr Gemahl bat sie ängstlich umzukehren, aber sie wollte nicht darein willigen, ermannte sich und ging muthig durch einen langen Corridor, in eine Reihe Zimmer, die zwar mit Pracht eingerichtet, aber sehr finster waren. In einem bangen Schweigen und mit eilenden Schritten folgten ihr Alle, heimlich wünschend, diesen Ort bald zu verlassen; der Aufseher öffnete die Thüre eines Altans, der auf einen inneren öden Hof sah; die Damen traten hinaus; hier, sagte ihr Führer, und zeigte auf den öden Platz, hier wurden die Königinnen enthauptet; — Johanna überfiel in eben dem Augenblick ein solcher Schwindel, daß sie ihr Gemahl fast tragen mußte, und sie durch ihr bleiches Ansehn sich lebhafte Vorwürfe von dem Könige zuzog, daß sie sich so wiederholt heftigen Eindrücken ausgesetzt hatte. — War es eine Ahnung, die Johannens Herz bewegte? gehen großen Begebenheiten ihre Geister wohl voran? —

Nur zu wahr ist, daß von diesem Augenblick an, ungetrübte Freude nicht mehr das schöne Loos Johannens ward. Sehr bald traf die Nachricht ein, daß Lady Maria geendet hatte. Zu schön war ihr Leben gewesen, als daß das Schicksal gewagt hätte, so lange sie noch war, ihre Lieblinge anzutasten; aber da sie entschlummerte, da säumten die bösen Geister nicht länger, ihre Macht an dem schönsten was die Erde bietet, an der ächten Tugend zu versuchen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber Händel,

bei Veranlassung der Aufführung des Judas Maccabäus im Dom zu Bremen.

Wenn man unser Zeitalter wegen seiner außerordentlichen Fortschritte in der Musik rühmt, so verdient vor allen Dingen der Umstand einer Erwähnung, daß wir in den letzten Jahren angefangen haben, an den über alles herrlichen Compositionen Händels Gefallen zu finden. Ja, unser Zeitalter könnte sich rühmen, große Fortschritte in der Musik gemacht zu haben, wenn alte Kirchenmusiken großer Meister die ephemere Produkte eines sich eben so am Leeren wie am Ueberladenen gefallenden Geschmacks verdrängen könnten; wenn unsere Concertbesucher nicht mehr von altmodischer Musik wegwerfend sprechen, sondern demüthig gestehen wollten: Jene Musik ist so erhaben, so herrlich, so himmlisch, daß wir uns erst über unser bisheriges Können und Wissen von Musik hoch erheben müssen, um nur dessen mit ganzer Seele theilhaftig zu werden, was ein Händel und andere große alte Meister uns bieten. — Indem wir dem Genuß entgegen sehen, eines seiner trefflichsten Werke in wenigen Tagen in unserm Dom zu hören, mag es als Vorbereitung zu diesem Hochgenuß nicht unpassend seyn, unsern Mitbürgern einen kurzen Abriß von dem Leben und Wirken unseres grossen Landsmannes zu geben.

Georg Friedrich Händel ward am 25. Febr. 1685 zu Halle in Sachsen geboren. Sein Vater, ein Wundarzt, bestimmte ihn zur Rechtsgelehrsamkeit, fand es aber unmöglich, den Hang des Knaben zur Musik zu unterdrücken. Mit neun Jahren vertrat schon Händel die Stelle seines Lehrers auf der Orgel, fing an die Composition zu studiren und componirte jede Woche eine geistliche Musik!

Im funfzehnten Lebensjahr kam Händel nach Berlin, erregte Erstaunen durch sein treffliches Clavierspiel, und Churfürst Friedrich der Dritte, nachmaliger König, that ihm den Vorschlag, ihn in seine Dienste zu nehmen, und nach Italien reisen zu lassen. Sein Vater verbat sich es. Nach einigem Aufenthalt in Halle ging der junge Händel nach Hamburg, welche Stadt nächst Berlin durch ihre Opern berühmt war, und unter der Direction des berühmten Kayser stand. Vier Opern komponirte Händel für das Hamburger Theater, daneben verfertigte er eine große Menge Clavierstücke, Lieder und Cantaten.

Mit dem in Hamburg erworbenen Gelde reiste er nach Italien, und führte in Florenz, Venedig und Neapel seine Opern mit großem Beifall auf. Nach seiner Rückkunft im Anfang des Jahrs 1710 hielt er sich in Hannover auf, gefiel dem Churfürsten, nachmaligen König Georg dem Ersten, der ihn mit einem großen Gehalt in seine Dienste nahm; jedoch ging er vorher noch nach Düsseldorf, wo er bei dem Churfürsten von der Pfalz die beste Aufnahme fand, und sodann nach England, wo er mit Begeisterung von der Nation und dem Hofe aufgenommen wurde. Die Oper Rinaldo, die Händel in 14 Tagen setzte, wurde bald nach seiner Ankunft in London aufgeführt.

Nach einem Jahre ging Händel nach Hannover zurück, war aber schon im Jahr 1715 abermals in London auf längere Zeit, wo jetzt in zwei Jahre drei neue Opern von ihm aufgeführt wurden. Sein Tedeum und Jubilate zur Feier des Utrechter Friedens setzte Alles in Enthusiasmus, und die Königin Anna gab ihm ein Gehalt von zwei hundert Pfd. St. auf Lebenszeit. Ihr Nachfolger gab ihm gleich nach seiner Thronbesteigung eben so viel dabei und als er zum Unterricht der Prinzessinnen angenommen wurde, setzte ihm die Königin abermals 200 Pfd. St. zu.

Der glorreichste Zeitpunkt seines Lebens beginnt jedoch da, wo er an die Spitze der vom englischen Adel gestifteten königlichen Academie gestellt wurde. Hier componirte er siebenzehn Opern unter mancherlei Anfechtungen seiner Neider, die er jedoch siegreich überwand, wobei viele Streitschriften gewechselt wurden. Im Ganzen belief sich die Zahl seiner Opern zwischen 1721 und 1740 auf dreißig.

Es ist jetzt Zeit von seinen Oratorien zu sprechen, denen er mehr seinen Ruhm verdankt, als den Opern. Oratorien, oder geistliche Schauspiele, sind in Italien alten Ursprungs, wurden in den Kirchen aufgeführt, erhielten aber jenen Titel erst seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Esther war Händels erstes Oratorium, dann folgte Deborah, beide wurden auch auf dem Haymarket-Theater aufgeführt. Athalia, Acis und Galatea, Alexanders Fest (Text von Dryden) Israel in Aegypten, Allegro und Penseroso (zwei treffliche Gedichte von Milton, ersteres auch schon von Voß ins Deutsche übersetzt) folgten. Im J. 1740 ward das Oratorium Saul aufgeführt. Nach einem neunmonatlichen Aufenthalte in Irland, wo er zum Besten des Gefangenhauses zu Dublin den berühmten Messias aufführte, komponirte er im J. 1742 für die Fasten das von den Engländern vergötterte Oratorium Simson. Bei der Aufführung desselben im Coventgarten war das Haus jederzeit gedrückt voll, und die einzelnen Arien desselben verbreiteten sich bald überall. Von dem fast noch beliebteren Oratorium Messias kann man sagen, es habe die Hungrigen gespeist, die Nackenden bekleidet, die Waisen verpflegt, und eine Reihe von Unternehmern der Oratorien mehr bereichert, als irgend ein anderes musikali-

sches Product irgend eines Landes. Händel führte den Messias alle Jahre zum Besten des Findlings Hospitals auf; neunzehn solcher Aufführungen theils unter seiner, theils unter Anderer Direction brachten die Summe von 10,299 Pfund Sterling.

Selbst als Händel schon im höhern Alter blind war, fuhr er fort zu componiren. Acht Tage vor seinem Tode war seine Erfindungskraft in Phantasien eben so reich und feurig wie früher. Er starb am 13. April 1759. In der Westminster-Abtei bei den Königen, Weisen, Helden und Dichtern der englischen Nation ruht seine irrdische Hülle, und es ward ihm ein sinnvolles marmornes Denkmal errichtet, auf welchem er dargestellt ist, wie er den Chören der Himmlischen entzückt zuhorcht, indem er am Componiren ist.

Am außerordentlichsten aber ehrte man Händels Andenken, als am 26. Mai 1784 in der Westminster Abtei, ein Concert aus Händelschen Werken von fünfhundert Tonkünstlern, den Tag darauf im Pantheon von zweihundert, und den dritten Tag wiederum in der Westminster Abtei der Messias, wo es am gedrängtesten voll war, gegeben wurde. Es hatten sich bei den ersten Proben viele unberufene Zuhörer eingeschlichen, die aber statt ein der Musik nachtheiliges Gerücht zu verbreiten, im Gegentheil alles so mit dem Ruhm ihrer Herrlichkeit erfüllten, daß es den Tag vor der Aufführung schwer war Billette zu bekommen.

Bei der vierten Aufführung auf besonderen Befehl des Königs wurde die Erlaubniß zur Probe zu kommen, gegen eine halbe Guinee Einlaß ertheilt; und es kamen achthundert Personen. In der fünften Aufführung wurde abermals der Messias gegeben. Sämmtliche Einnahmen betrugen 12,736 Pfd. St.

Händel ist bis auf diesen Tag der verehrteste aller Componisten in England. Die ganze englische Musik hat seinen Geschmack angenommen und man merkt ihn allen Componisten an, die lange in England gelebt haben. Aber auch in Deutschland erhebt der Riese der Musik wieder sein Haupt. Durch die großen Verbindungen der Musiker ward es möglich, Werke auf eine würdige Weise aufzuführen, die für ein großes Local und für ein zahlreiches Orchester berechnet waren. Händels berühmte Oratorien, der Messias und der Simson sind bereits in Deutschland gegeben worden, im Dom zu Bremen wird ein drittes Meisterstück Händels, sein Oratorium: Judas Maccabäus am dreizehnten October d. J. mit allen Mitteln, die der Direction zu Gebot stehen, aufgeführt werden. Eines der größten Werke des Mannes zu hören, den Mozart und Haydn mit Entzücken ihren Meister genannt, den ersterer namentlich unablässig studirt hat, kann keinem Menschen, der je seine Brust von der Gewalt der Harmonie erschüttert fühlte, gleichgültig seyn.

Fündling.

In einer ohne Namen des Verf. zu Nürnberg 1726 gedruckten Gedichtesammlung Pomona, die fast nichts als Spreu enthält, fand ich doch als ein des Aufhebens mir nicht unwerth scheinendes Korn, folgende, auch ganz musikalisch gegebene, Klage eines Verliebten:

„Ich muß leben ohne Leben,
Und muß sterben ohne Tod.
Die das Leben mir kann geben,
Bringt mich zwar in Todesnoth;

Doch läßt sie mich noch nicht sterben,
Ich muß fühlen meine Pein.
Dann, wenn sie mich ließ' verderben,
Könnt' ich endlich ruhig seyn.

Zwischen Furcht und Hoffnung schweben,
Ist die allergrößte Noth.
Ich muß leben ohne Leben,
Und muß sterben ohne Tod.

In einem ältern deutschen Dichterwalde (neuern Styls „Saal") würde dies Liedchen immer mit auftreten können. Es hat wirklich einen Anklang von Tieck's berühmtem Trauerliedchen.

Der beharrliche Wilddieb.

In H., wo die Jagdgesetze streng gehandhabt werden, wurde ein gefährlicher Wildschütze, dem man längst vergebens nachgetrachtet hatte, endlich ergriffen. Vor seiner Verhaftung war es ihm gelungen, sein Gewehr in einem hohlen Baume zu verbergen. Er gestand bei der Untersuchung Alles, nur zur Anzeige des Ortes, wo er seine Waffe versteckt hatte, war er nicht zu bringen und wurde zu mehrjähriger Kettenstrafe verurtheilt. Die Jahre seiner Gefangenschaft verstrichen und der Tag seiner Entlassung kam. Weib und Kinder harrten vom Morgen bis in die späte Nacht der Wiederkehr des Hausvaters vergeblich. Endlich erschien er, bewaffnet, wie er vor seiner Verhaftung die Seinigen verlassen hatte, warf einen erlegten Rehbock zu den Füßen seiner erschrockenen Frau, und hieß ihr, das erlegte Wild zur Feier seiner Wiederkehr zuzubereiten. Der erste Gebrauch, den er von seiner wiedererlangten Freiheit gemacht hatte, war ein Gang in den entlegenen Wald gewesen, um zu sehn, ob sein Gewehr noch vorhanden sey, und die erste Handlung des Bestraften — ein neuer Wilddiebstahl.

Anekdoten.

Milton schlief als Jüngling an einem schönen Sommerabend im Schatten eines Baumes, unfern der Landstraße, auf der ein Wagen hielt. Zwei schöne weibliche Gestalten stiegen aus und näherten sich dem reizenden Schläfer, dessen Taschenbuch voll kleiner Lieder neben ihm lag: sie hoben es auf und eines der Mädchen schrieb folgende Worte darin nieder:

Occhi! stelle mortali!
Ministri de miei mali!
Che anche in sogno mostrate,
Che'l mio morir bramate!
Se chiusi m'uccidete,
Aperti — che farete?

Die Mädchen verschwanden, der glückliche Schläfer erwachte, las und erfuhr was vorgegangen war. Eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb ihn über Land und Meer, die unbekannte Geliebte zu suchen, besonders nach Italien, woher die Worte zu kommen schienen; er fand sie nie und sang — das verlorne Paradies.

Ein polnischer Jude auf der Messe zu Frankfurt an der Oder brachte dort einen Brief auf die Post an seine Frau nach ***.

Als er ihn dem Postsekretär einhändigte, sagte er zu diesem, der festen Ueberzeugung, daß solcher ihn selbst persönlich abliefere: „Sagen Sie auch noch meiner Frau, daß ich sie schönstens grüßen lasse, und daß Sie mich frisch und gesund gesehen haben."

Nro. 81.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 10. October 1819.

Die Bade-Insel Norderney.

Eine nach Laune entworfene Skizze

von

Godfried Büren.

Diese, von der Brandung der Nordsee umrauschte, und gegen die zerstörende Gewalt derselben durch eine, sie umringende Kette hoher Sanddünen gedeckte Insel an der Nordküste von Ostfriesland, wurde dieses Jahr von mehr als Fünfhundert nahen und weitentfernten Badegästen besucht, welche entweder das warme Seebad in dem dazu vortrefflich eingerichteten Badehause nehmen, oder an der, der Nordsee zugekehrten Seite der Insel, auf dem spiegelglatten, sich allmählig in's Meer senkenden Strande, woran sich die sprudelnden Wogen brechen, aus Badekutschen in die rauschenden Fluthen hinabsteigen.

Die von der Hannöverschen Regierung mit großem Kosten-Aufwand beförderte Kultur dieses, größtentheils unbebauten Eilands, die Vergrößerung und Verschönerung des Conversationshauses und des daran liegenden Parks, der Bau neuer, bequem eingerichteter Logis-Häuser, und überhaupt die, unter zweckmäßiger Leitung des Alles überschauenden, freundseligen und von allen Badegästen hochgeschätzten Hrn. Bade-Commissärs von Uslar täglich voranschreitende Verbesserung der Bade-Anstalten, wird die Anzahl der Badegäste mit jedem Jahre vermehren, so daß Norderney bald an Anzahl der sie Besuchenden, selbst mit Pyrmont wetteifern wird, zumal da die außerordentlich stärkende Kraft des Seebades sich immer mehr und mehr erprobt, und die Regierung es sich jetzt angelegen seyn läßt, durch kundige, dort den Winter über bleibende Förster einen Theil der nackten Dünen mit immergrünenden Tannen zu bedecken, die weit ausgedehnte Schafweide (welche gleichsam die mittlere grünende Region der Insel ausmacht, indem sie sich vom Strande um und zwischen die Dünen hinaufzieht) mit Ellern- und Buchen-Forsten zu umkränzen, und dadurch die ganze Insel wie zu einem Hehren, und in seiner Art einzigen Englischen Garten umzuschaffen. —

Man verlange von mir keine ausführliche

Beschreibung dieses, seit 20 Jahren erst bekannten und nun so berühmt gewordenen Seebades. Wer solche lesen will, nehme die Alles, bis auf die geringste Kleinigkeit umfassende Beschreibung der Insel Norderney und des Seebades zur Hand, welche der würdige, sich um diese Anstalt so besonders verdient gemachte Hr. Medizinal-Rath v. Halem zu Aurich herausgegeben hat. Wer diese Beschreibung liest und dabei die schöne Special-Karte des Hrn. Commerzien-Raths und berühmten Mechanikus Meyer von Aurich sieht (der auch zugleich als General-Gastwirth die Badegäste im Conversationshause zur allgemeinen Zufriedenheit bestens bedient, und die Leselustigen mit den besten Journalen und Zeitungen unterhält), der wird sicher das nächste Jahr, wenn ihn das eiserne Schicksal nicht fesselt, hineilen, diese glückliche Feen-Insel zu besuchen, wo nicht die losen Wassernixen mit ihm sein Spiel treiben, sondern die hehre Thetis in die Leben verjüngende Fluthen taucht, und, wär er selbst ein Gichtlahmer, als einen schnellfüßigen Achill wieder aus den Wellen emporhebt.

Ich kann es den Lesern nur in der Freude meines Herzens zujauchzen, daß meine geliebte Josephine, die nach überstandenem schweren Kindbette beinahe sechs Wochen an Krämpfen litt, völlig genesen und blühend wie eine Rose, aus dem acht Tage gebrauchten Seebade wieder hervorging.

Ich kann es nur mit der süßesten Rührung erzählen, daß eine junge gichtgelähmte Dame, welche sich in der Porte-Chaise zur Badekutsche tragen lassen mußte, nach einem vierzehntägigen Gebrauch einen Spaziergang mit ihren Freundinnen um die ganze Insel machte; und daß ein gichtlahmes Mädchen, welches auf Krücken zum Badestrande hinkte, diese nach drei Wochen dem reitenden Neptun weihte, und wie tanzend über die Strandfläche zur Wohnung zurückkehrte.

Ich kann es nur zum Troste der Schwächlinge erwähnen, daß manche ihrer Genußentkräfteten Kollegen, die bei Ankunft auf der Insel wandernden Leichen glichen, und in der sie umsprudelnden Kraftfluth Herculische Männer wurden.

Doch was schwatze ich von Wunderkuren, als wenn ich der Bade-Arzt wäre? — Ich will euch lieber eine Skitze der, den munteren Gästen von allen Seiten zuströmenden Vergnügungen entwerfen, und mit euch eine Reise auf 24 Stunden nach der glücklichen Insel machen, wo wir froh und frei, geschieden von dem festen Lande und allen uns daran fesselnden festen Sorgen, selbst die mit uns dahin getragenen Leiden in die Tiefe des Meeres versenken. Hört Leser und folgt unserer lustigen Caravane! —

Der dienstfertige Gastwirth, Herr Voß in Norden, hat die bestellten Wägen bereits vorfahren lassen, und sie mit einigen Flaschen guten Weins zur einstündigen Reise nach dem Norddeich versehen. Meister Rheineke fährt aus Gefälligkeit als Assessor des Kutschers mit, um die Gesellschaft zu unterhalten und für sie am Norddeich alles in Ordnung zu bringen. (Ja wirklich ein zuvorkommender, gefälliger Wirth, der allen reisenden Badegästen verdient empfohlen zu werden.)

Im Viertelstündchen ist die Fahrt mit geflügelten Rossen zum Wirthshaus am Norddeich abgemacht, aus dessen zweiten Stock man über den hohen Deich (dessen Fuß mit geflochtenem Strch den daran nagenden Wellen trotzt) die Nordsee und die wie in Nebel verhüllte Insel erblickt. Die Flagge weht zur Abfahrt bei hoher Fluth am Wimpel des Mastes. Die dienstbaren Geister haben schon ohne Commando die

Bagage an Bord gebracht, und fordern dafür nur ihr kleines Trinkgeld.

Nun steigt man auf einer weiten Treppe über den Deich, und über eine, am Fuß desselben angebrachte Emder-Brücke en miniature, wandelt der Zug zu der segelbeflügelten Arke, auf deren Gedecke die Gäste sich auf Sitzen zur bunten Guirlande reihen, und was sie an Getränk und Proviant mitgenommen, brüderlich mit einander theilen.

Kaum sind die Anker gelichtet, und die Segel aufgespannt, so erhebt eine Bande Fuldauer Musikanten das „God save the King," daß die Wellen es unter dem Klange der Flaschen widerhallen; und der darob hocherfreute Süd bläßt die gewölbten Segel mit uns dem sich nähernden Eilande zu.

Die als Signal zum Maste hinaufgezogene Flage hat durch die Stelle, wo sie hängt, schon die Anzahl der uns abholenden Wagen bestimmt. Kaum hat der Schiffer seinen Charons-Obulus zu 8 gGr. gerechnet, eingefordert, so haben sich schon die Wägen über den spiegelnden harten Strand dem vor Anker liegenden Schiffe genähert, und mit einem Hurrah springen wir vom Bord auf die Spitze der beinahe schwimmenden Leiter-Wägen. Die kundigen Rosse schütteln ihre nassen Mähnen, und eilen wiehernd über den Strand den Dünen zu, wo das ganze Orchester (das herrliche Musik-Chor des Leib-Kuirassier-Regiments) und die versammelte schöne Bade-Welt die Caravane empfängt, indeß uns eine andere Parthie von dem hohen Belvedère, auf der Spitze der Dünen, schon in entfernter See in's Auge gefaßt hatte.

An der großen Treppe des am Park, zu den Füßen der Dünen, in einer großen grünenden Pläne liegenden Conversations-Hauses, im Angesicht des sich über Rasenumwallte Gärten und Kornäcker amphitheatralisch in 3 Reihen, bis zu den entgegengesetzten Dünen, erhebenden Dorfs, steigt die Gesellschaft ab.

Die Glocke hat grade zum drittenmal zur Tafel geläutet, und wir Ankommenden setzen uns ungenirt zu der kaum übersehbaren Reihe der Speisenden hin, deren Sitz nicht Rang und Würde, sondern die Zeitfolge der Ankunft bestimmt hat. Graf, Edelmann, Beamter und Kaufmann, Gräfinnen, gnädige und ungnädige Frauen, Fräuleins und Mamsellen winden friedlich durcheinander sich wie einen Blumenkranz rings um und durch den unermeßlichen Saal an lieblich duftenden Tischen.

Die Seeluft hat den Appetit erregt; gern schweigen die geschwätzigsten Mäuler, und ihrer achten nicht die neugierigsten Ohren, da der frische Tarbutt nach dem Takte der Musik, lieblich wie Horazens Rohmbus, zum Magen hinabsteigt, um dort metamorphosirt im rothen oder weissen Wein-Meer zu schwimmen.

Endlich, nachdem man (wie Vater Homer singt) mit lieblicher Speis' und Trank sich gelabt hat, erhebt sich im aufgeheiterten Zirkel die gesellige Rede, und knüpft unter den (sonst vielleicht wie durch eine undurchdringliche Kluft getrennt gewesenen) die engste Bekanntschaft an, und, wie im Brennpunkt vereinter Sonnenstrahlen, schmilzt hier die Freundschaft Seelen, die sich zuvor nicht kannten und nicht ahneten, zur ewigen Verbindung zusammen. —

Während der geselligen Rede hat man es kaum bemerkt, daß der Marqueur seinen halben Reichsthaler für's Essen, ein dito für die Flasche ordinären Wein, oder 4 gGr. Korkgeld (wenn man seinen eignen Wein trinkt) eingefordert hat, und ihm auf den Fuß ein Deputirter der Musikanten gefolgt ist, seine 2 gGr. und respective 6 gGr. Wochen-Geld einzufordern. (Wirk-

sich eine geringe Abgabe oder, wie man in Münster von der Catalani spricht, eine kleine Ohrensteuer für den Genuß einer so herrlichen Musik, welche hier an der Tafel 200 Speisende in Takt hält, und den muntern Zechern den Tusch bläßt, dort im Park den Kaffee- und Thee-Gesellschaften ein Quodlibet giebt, oder die Liebenden mit einem sanften Adagio entzückt; hier den Ankommenden am Strande ein munteres Willkommen wirbelt, und den scheidenden Gästen ein gefühlvolles Lebewohl zubringt, das in den entfernten Wellen verhallet, dort den in den Wellen tanzenden Badelustigen „Rule Brittania" vorspielt, und zum Ein- und Ausgang in's Seebad den General-Marsch anstimmt, daß die herrlichen Töne an der horchend stehenden Brandung widerhallen!)

(Der Beschluß folgt.)

O Nein! die Krone nicht!

(Fortsetzung.)

Die Aufrechthaltung der protestantischen Religion, war so eifriges Bestreben Eduard des sechsten, daß alle Katholiken in Alt-England mächtig unterdrückt wurden. Es fehlte deßhalb nicht an Versuchen, dem Leben des edlen Jünglings nahe zu treten, und nur zu früh erreichte die Bosheit ihr Ziel. — Eduard liebte sehr die Blumen, seine Zimmer mußten mit den schönsten angefüllt seyn, und in diesem unschuldigen Gewande verbarg sich der Tod. Verkappte Böswichter wußten den schönsten seltensten Gewächsen so giftige Dünste mitzutheilen, daß das Nichts ahnende Opfer der Arglist, mit langen Zügen den Tod in sich zog. Allmählig schwanden seine Kräfte, er fühlte seine letzten Tage nahen; täglich, stündlich umgaben ihn Johanna und Guilford, trostlos sahen sie die Stütze des armen Vaterlandes dahin sinken, schaudernd gedachten sie, so wie der König, welche Gräuel an die Reihe kommen würden, wenn die katholische Maria, die Erbfeindin aller Protestanten, die des Vaters Härte und Grausamkeit geerbt hatte, das kaum errichtete Gebäude wieder zertrümmern würde. Nur 6 Jahre hatte England freien Athem gehohlt; unglücklicher als je mußte es jetzt werden, wenn nach dem Gefühl der neu geschenkten Freiheit, die Geißel des Fanatismus wieder Grausen erregend herrschte. Noch hielt Hoffnung die Freunde des sterbenden Eduards aufrecht; ihn selbst beruhigte die letzten Tage ein Plan, den er vielleicht auf Eingebungen des ehrgeizigen Herzogs von Northumberland, vielleicht aus eignem Wunsch, das Glück seines Volks zu sichern, faßte. Er machte ein Testament, in welchem er Lady Johanna Gray zu seiner Nachfolgerin ernannte, und seine beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, von der Thronfolge ausschloß. — Zu wohl mit dem Charakter Johannens bekannt, verbarg man ihr auf seinem Befehl seinen Willen; er wußte, der Thron gewährte weder ihr noch Guilford Ersatz für ihren Freund, er wollte nicht, daß Sorgen und Unruhe die letzten Stunden verbittern sollten, die er in diesem lieben Kreis genoß; völlig unbekannt mit dem, was ihrer wartete, widmete also Johanna jeden Augenblick der Pflege Eduards. Am letzten Abend seines Lebens, da der Kranke ungewöhnlich heiter war, gab sie endlich den Bitten ihres Gatten nach, fuhr nach ihrem eignen Palaste, um dort eine Nacht ganz ruhig zuzubringen, da sie schon mehrere Tage und Nächte den königlichen Palast gar nicht verlassen hatte. Von einer erwachenden Hoffnung belebt, ruhte sie sanft die ganze Nacht. Ein leises Geräusch erweckt sie am Morgen, sie schlägt die Augen auf, Lady Elisabeth steht weinend bei ihrem Bette; Gott im Himmel, der König ist todt! ruft sie außer

sich; zu sehr nur bestätigt der stumme Schmerz ihres Freundin, was sie fürchtet; schnell verläßt sie das Lager, sie will sie noch einmal sehen, die Ueberreste des edelsten der Menschen, sie kann es nicht glauben, daß er nicht mehr sey. Kaum ist sie aufgestanden, so erscheint der Herzog von Northumberland und ihr Vater der Herzog von Suffolk. Sie will sich weinend in ihre Arme stürzen; ernst knien Beide vor ihr nieder und huldigen ihr als Königin von England. Erstarrt steht Johanna; nein, ruft sie, nimmermehr! Maria ist Königin. Alle Gründe werden ihr vorgestellt, standhaft schlägt sie Alles aus. Das Testament Eduards wird ihr vorgelegt; vergebens bestreitet sie seine Gleichgültigkeit, Alles vereinigt sich wider sie. Laut umringt das Volk, von dem Herzoge von Northumberland aufgemuntert, den Palast, und ruft, Johanna lebe, es lebe unsre Königin Johanna, die Holde, die Gütige; vergebens, sie widersteht. — Jetzt tritt ihr Gemahl herein, beugt ein Knie vor seiner Gattin und reicht ihr einen Brief; es waren die letzten Worte des sterbenden Freundes. „Johanna", schrieb Eduard, „verschmähen Sie zum zweiten Male nicht die Krone; seyn Sie die Mutter meines Volks, denk ich nicht Vater werden konnte, o retten Sie es aus den finstern Mönchs Gräueln, daß Ihre sanfte Milde es regiere, daß in Johanna mein Eifer für ihr Wohl schöner fortblühe, o meine Freundin, ehren Sie mein Vermächtniß"! — Laut weinte Johanna, als sie dieß gelesen, dann stand sie auf, faßte ihres Gatten Hand, führte ihn in ein Nebenzimmer, gab ihm den Brief und fragte, nachdem er ihn gelesen, „und welches ist der Rath meines Guilford? — Johanna rief er, herrsche über England, wie über mein Herz! Und hast Du alles wohl bedacht, fuhr sie ernster fort, wenn Maria siegte? — Das kann sie nicht, dieser schwarze Geist, gegen Dich, Du Engel des Lichts; einem Jeden ist sie verhaßt, Du angebetet von Jedermann. — Wenn aber doch ihr Recht obsiegt? rief Johanna, wenn die Krone vom Sturme mir entrissen würde? Nun — dann kehrst Du mit mir zurück zum stilleren Leben. — O laß uns darin bleiben, theurer Guilford, laß uns kein Wage-Spiel versuchen, denke, wenn Maria siegt, so fallen wir. Kann dieses Haupt nicht auch der Rache fallen? und wird die Grausame Dein Leben nicht auch fordern? Johanna, sprach Guilford sanft, Du wählest; — doch bedenke des Königs Testament, der des Volkes Heil in Deine Hände legte, bedenke, daß ganz England auf Dich sieht, wie viel Gutes Du stiften kannst, wie viel Böses vielleicht Deine Weigerung dem armen Volke bringt. — Mit diesen und ähnlich dringenden Gründen suchte Guilford seine Gattin zu bewegen, und ihm endlich unterlag der feste Widerstand Johannens. Sie willigte ein, die Krone anzunehmen; — mit lautem Jubelgeschrei empfing sie das Volk, sie ward mit ihrem Gemahl gekrönt, und kannte Johanna an diesem Tage ein süßes Gefühl, so war es, indem sie das Diadem ihrem geliebten Guilford mittheilen konnte, dessen Erhebung allein den tiefen Kummer ihrer Brust auf Augenblicke zu bannen vermochte. Nur wenige Tage indeß blieb die neue Königin mit äußerer Ruhe umgeben; die zahlreichen Katholiken im Reiche warben für Maria, die nach 14 Tagen an der Spitze eines Heeres sich der Hauptstadt näherte. Was Johanna prophezeiet hatte, traf nun ein; immer mächtiger wurde die Parthei Mariens, immer geringer die Anzahl treuer Freunde Johannens. Sie selbst, die mit so banger Furcht dem allgemeinen Verlangen nachgebend, die Krone annahm, war jetzt heiter und gefaßt; sie forderte ihren Schwiegervater und ihren eig-

nen Vater auf, in ihre Provinzen zu gehn und dort Marien zu huldigen; sie ermahnte die wenigen treuen Freunde, die sie umgaben, sie zu verlassen und sich so schleunig als möglich zur Maria zu begeben, um ihre Verzeihung zu erhalten; denjenigen, die sie aufforderten, mit gewaffneter Hand ihrer Feindin zu widerstehen, antwortete sie muthig und fest: ich nahm den Thron an, um Frieden an Allen zu üben, fern sey es von mir, daß ich dem Bürgerkrieg die Thore öffne. „Mit ruhiger Ergebung in den Willen des höchsten Vaters erwartete sie ihr Schicksal; denen, die ihr zur Flucht riethen, erwiederte sie, die Unschuld fliehet nie; es geschehe mit mir, wie Gott will"! Ihr Gemahl fand in seiner jungen Gattin das Beispiel des erhabensten Muthes; mit keiner Sylbe ihn daran mahnend, daß er es sey; dessen Ueberredung sie gewichen, suchte sie jede Erinnerung davon zu verbannen, und nur dann, wenn sie daran dachte, daß ihm vielleicht auch Strafe drohe, ward ihr Muth gebeugt.

(Der Schluß folgt.)

Vorliebe.

Wilhelm VIII., Landgraf von Hessenkassel, hatte eine entschiedene Vorliebe für alles, was aus Frankreich kam. Es gab kein besseres Volk, keine Literatur hatte solche geniale Köpfe aufzuweisen, und nirgends wurden elegantere Waaren gemacht, als in Frankreich. Er ließ sich daher sogar seine Perücke aus Paris kommen.

Einst brachte ihm sein Kammerdiener Salin eine neue Perücke, die er aber in Kassel hatte verfertigen lassen.

Sie wurde sogleich aufgesetzt und der Landgraf fand, daß sie ihm vortrefflich passe und kleide. Er war damit ausserordentlich zufrieden und erschöpfte sich in Lobeserhebungen über die Sauberkeit der Arbeit und die Schönheit der Form.

„Sehn Ew. Durchlaucht," platzte jetzt Salin in vorschneller Freude heraus: „daß wir hier auch geschickte Arbeiter haben!"

„Was?" rief der Landgraf aus: „hier gemacht?"

Sogleich riß er die Perücke vom Kopfe und schleuderte sie zornig in eine Ecke des Zimmers. Der Kammerdiener erhielt einen derben Verweis.

Neue Art des Selbstmordes.

Ende Julius d. J. machten zwei Trunkenbolde zu Newyork in Nordamerika ihrem Leben auf folgende, bis dahin wohl unerhörte und schauderhafte Weise ein Ende. Nachdem sie beide sich schon sehr im Trunke übernommen, trank noch ein jeder von ihnen eine Pinte klaren Whisky, worauf sie zu Boden sanken. In diesem Zustande nun, baten sie eine dritte Person, die eben zugegen war, sie beide einander nahe und so, daß Mund gegen Mund über käme, zu legen, dann aber ein brennendes Schwefelholz zu nehmen und solches in den Dunstkreis ihres Odems zu halten. Der um diese Gefälligkeit Angesprochene, die Folgen nicht ahnend, war nur zu willig, sie zu erfüllen, aber kaum war es geschehen, so wurden die Körper der Trunkenbolde, als wären sie mit Pulver gefüllt gewesen, in mehr als Tausend Stücke auseinander gesprengt, und der unglückliche Feuerwerker neuer Art selbst von den Trümmern jener so beschädigt, daß an seinem Wiederaufkommen gezweifelt wird.

(Newyork Gazette.)

Xenien.

Reden die Menschen doch alle von Constitution und von Freiheit!
Seyd im Gemüthe nur frei! Formen zerbrechen sich leicht.

Sehnen sich alle nach Licht, und die Aufklärung mögten sie fördern; —
Doch, auch die Nacht ist bequem; — hätten gern beides vereint.

Lustig, Ihr Herren! es hat der Zeitgeist die wahre Bedeutung
Endlich gewonnen, es ist der Geist der sich — schmiegt an die Zeit!

Anekdoten.

Der Maler Gottfried Kneller — bekanntlich ein Deutscher aus Lübeck der in England Ruhm und Reichthum — fand gab in spätern Jahren die Geschichtmalerei, die er früher unter Rembrandt und Ferdinand Boll nnd in Italien fleißig geübt hatte, gänzlich auf, und widmete sich blos, geldbegierig wie er war, der Bildnißmalerei, so dringend man auch andere Bilder von ihm verlangte. Die Geschichtmalerei, sagte er scherzend bei seiner Weigerung, weckt die Todten wieder auf, die mir keinen Dank dafür wissen; aber wenn ich die Lebenden male, so giebt ihre Dankbarkeit mir zu leben. — Und daran konnte es ihm denn auch so weniger fehlen, da er, um alle Bestellungen, womit man ihn bestürmte, zu befriedigen, anfangs von seinen geschicktesten Schülern sich helfen ließ, später aber viele Arbeiten unbekannten Künstlern übertrug, welchen er von dem hohen Preise, den er nahm, nur wenig gab. Er ließ sich für jedes Bildniß die Hälfte des Preises voraus bezahlen, und bei seinem Tode (1723), fand man über 500 angefangene Gemälde in seiner Kunstwerkstätte.

In Constantinopel wurde vor Kurzem das neue Lustspiel von Clauren (das Vogelschießen) gegeben, in dem bekanntlich die ehrsame Schützengilde eine Fahne führt, auf der ein ungeheurer Ochsenkopf, die Kraft und Stärke des tapferen Corps, in majestätischer Größe verkündet. Am darauf folgenden Tage ward auf eben der Bühne Schillers Jungfrau von Orleans vorgestellt, und der niedersinkenden Heldin, am Schluße des Trauerspiels, die von ihr geforderte Fahne, wie gewöhnlich gereicht und entfaltet. Als nun aber alles hinaufschaute zu dem heilverkündenden Zeichen, da begegnete das Auge nicht dem Bilde der in Glorie strahlenden Himmelskönigin — der colossale Ochsenkopf von gestern glotzte von der, durch den Requisiteur verwechselten Fahne, in königlicher Dummheit herab, und unter dem schallenden Gelächter der Menge, trat Johanna ein, in die goldnen Thore der Ewigkeit.

In derselben Stadt zeigte ebenfalls vor einiger Zeit der berühmte Mechanikus Winkelrecht, sein Marionettentheater, und erfreute sich eines zahlreichen Zuspruchs. Eines Abends hatte er mit dem Direktor des minder besuchten Schauspiels einen Spaziergang verabredet, und trat, nachdem er sein Puppenspiel geschloßen hatte, mit frohen Blicken in dessen Zimmer. „Gottlob! rief er freudig aus, ich bin nun frei, meine Leute sind gespeißt, getränkt und aufgehängt.“ „Sie Glücklicher: ach wäre ich mit den Meini-

gen auch erst so weit," entgegnete klagend der Schauspieldirektor.

---

* Vernachläßigte Menschenrettung.

Bei dem Unglücke, welches sich am letzten Sonntage den 3. Octob. in der Weser bei der Neustadts Ueberfahrt ereignete, ließ sich der anwesende Fährknecht eine unverzeihliche Saumseligkeit zu Schulden kommen. —

Wer eines Menschen Leben in Gefahr sieht, helfen kann, sich aber erst zur Hülfe mit der größten Langsamkeit bereit macht, wenn keine Rettung mehr möglich ist, verdient von Obrigkeitswegen strenge bestraft zu werden!

Ein Bürger, als Zeuge.

Poetische Kleinigkeiten.

Von Weisser.

1.

Die Frau und die Buhlerin.

Von Strephons Buhlerin ward seine Frau beleidigt,
Doch diese blieb von ihm nicht unvertheidigt,
Er sprach zur Buhlerin: Vergiß zu keiner Frist,
Was, schönes Laster, Du der Tugend schuldig bist!

2.

Tünchen und Malen.

Tüncht euren Saal nur erst, dann sollt Ihr wunderschön
Von meiner Kunst gemalt ihn sehn,
So sprach ein Pinsler. „Malt ihn lieber,"
Versetzt der Herr des Saals, „eh' er getüncht noch ist,
Und, glaubt mir's, Freund! in kurzer Frist
Soll auch die Tünche drüber."

3.

Die Jungfer.

Zeigt eine Jungfer mir, und Ihr habt zwanzig Thaler!
So sprach Bramarb, ein arger Prahler.
„Spart, sagte Dorilis, spart immer Euer Geld!
Ich zeige gleich umsonst Euch eine, tapfrer Held!"
Wo ist sie? sprach Bramarbas. „Hier zugegen,"
Versetzte Dorilis, und zeigt' ihm seinen Degen.

---

* Zweisylbige Charade.

„Ach!" rief mit trauriger Gebehrde
Jüngst Riekchen, "Doris, weißt du's schon,
„Daß mir von meiner kleinen Heerde
„Die erste Sylbe ist entflohn!

„O komm und hilf Du sie mir suchen,
„Ich habe sie sonst oft gesehn
„Dort unter jenen großen Buchen,
„Dahin laß uns zuerst nur gehn!"

Sie gingen; doch sie aufzufinden
Gelang sobald nicht, jede lauscht
An Hecken, Büschen, tiefen Gründen
Bis in der Näh' die Zweite rauscht.

Sie eilten diese wegzubiegen,
Zu untersuchen diesen Laut,
Und sahen hier die Erste liegen,
Die an der zweiten Sylbe kaut.

Sie kehrten nun zurück voll Freude,
Da Erstere gefunden war,
Und mit dem Ganzen schmückten Beide
Den Busen sich, und auch das Haar.

D. Liese.

Nro. 82.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 14. October 1819.

*Fragment.

Ist der holde Lenz entwichen,
Mit dem Kranz' von Immergrün;
Sind die Blumen all' verblichen,
Will kein Rosenhain mehr blüh'n?
Trauernd kommt der Herbst gezogen,
Bricht den falben Todtenkranz
Und die Sonne kürzt den Bogen,
Matt und trübe wird ihr Glanz.

Durch des Hain's verblichne Blätter,
Rauscht der Winde rauhes Heer,
Und es nah't wie Sturm und Wetter;
Wolken ziehen regenschwer.
Wildempörte Schauer drohen
Und die bange Erde bebt;
Alle Sänger sind geflohen,
Die die bunte Flur belebt.

Und hier soll ich einsam weilen
Auf der welken Blumenspur? —
Weiße Wolken seh' ich eilen
Auf des ew'gen Frühlings Flur.
Mit den Wolken möcht' ich ziehen,
Nach dem schönen Sonnenland',
Wo die Blumen wieder blühen,
Die der Tod zu Kränzen wand.

Hoffnung — heißt der Lenz des Lebens,
Schmückt den Pfad mit lichtem Grün,
Ist die Feder alles Strebens,
Ist der Balsam aller Müh'n.
Doch das Schicksal bricht die Kränze —
— Wie der Herbst die Blumen bricht —
Die die Freude sich im Lenze
Um die heitre Schläfe flicht.

Ewig müssen Thränen fließen —
— Glücklich, wo die Freude weint —
Bis die Augen sich verschließen,
Wenn der letzte Abend scheint.
Glücklich, daß des Schicksals Wille
Manchen kühnen Wunsch versagt,
Bis nach kühler Grabesstille
Der Erfüllung Morgen tagt. —

Herrlich, herrlich wird's erblühen,
Was die Thränenfluth getränkt;
Herrlich lohnt's des Dulders Mühen,
Der die Saat hinabgesenkt.
Leichter wird die Brust und freier,
Bei des Frühlings mildem Nah'n;
Plötzlich fällt der dunkle Schleier,
Und es glänzt die Sonnenbahn.

Hoffnung mit des Glaubens Flügel,
Schwingt sich durch des Zweifels Nacht,
Ueber finstre Grabeshügel,
Wo des Frühlings Sonne lacht.
Und der Lenz wird nie entweichen,
Aus dem schönen Hoffnungland';
Wird verjüngt die Blüthen reichen,
Die der Tod zu Kränzen wand.

Einer von des Landes Zeugen,
Ist der Lenz, der Kunde bringt,
Wenn des Winters Stürme schweigen,
Wenn die Erde sich verjüngt.
Und die Sterne! — milde Boten,
Auf der Hoffnung goldnen Bahn:
Ja das Grab giebt seine Todten
Wenn des Frühlings Hauche nah'n.

A. Daeves.

O Nein! die Krone nicht!

(Schluß.)

So fand sie der letzte Morgen ihrer Herrschaft, da man die Königin erwartete; fast von Allen verlassen, ging Johanna durch den verödeten Palast und trat in das Zimmer Elisabeths, die sie in Thränen auf ihren Knien liegend traf; hier hing das Gemälde, das Guilford gleich nach seiner Vermählung hatte machen lassen, welches die Wahl Johannens darstellte; bei dem Eintritt Johannens erhob sich Elisabeth von der Erde. Gedankenvoll blieb die Fürstin vor dem Gemälde stehen, lehnte sich an Elisabeth, die zu ihr eilte und rief mit dem Ausdruck des innigsten Schmerzes, o wär ich diesem Worte treu geblieben! Nein, nein, die Krone nicht! Jetzt trat Guilford, der seiner Gemahlin gefolgt war, hinein, er sah sie in Thränen und mußte sich als den Urheber ihrer Leiden anklagen, und verwünschte tausendfach, den Eingebungen des Ehrgeizes gefolgt zu seyn. Johanna wandte Alles an, ihn zu beruhigen, als plötzlich tausend vermischte Stimmen näher und näher tönten, und ihre herbei eilenden Freunde ihnen die Ankunft der Königin meldeten. Unter dem lauten Gejauchze des wankelmüthigen Volks zog Maria durch die offnen Thore Londons ein. Streng und kalt empfing sie die Schlüssel der Stadt, und jeder Blick, den sie umher warf, verkündete laut, daß in ihrer Brust kein Herz wohne! So zog sie durch die Straßen, und stummer wurde der Freuderuf, je mehr man das Angesicht betrachtete, auf welchem der Fanatismus jede Spur sanfter Weiblichkeit unterdrückt hatte. An den Thoren des Königlichen Schlosses hält der Zug; die Königin verläßt das Pferd, auf welchem sie ritt, und will die hohen Treppen der väterlichen Burg ersteigen; da sinkt auf den ersten Stufen eine zarte weibliche Gestalt zu ihren Füßen, die mit ihrem sanften Blick einen hohen Ritter mit sich hinabzieht, der unwillig vor der stolzen Fürstin sich zu beugen scheint; o Gnade, meine Königin, so ruft Johanna, Gnade für meinen Gatten! Wer seyd ihr? spricht Maria stolz; da trat der alte Herzog von Sommerset, der erste aus Mariens Gefolge vor, hob Johanna auf, und sagte ernst, die Dame ist Lady Johanna Gray, die Euch als Königin von England grüßt, und was des Volkes Macht ihr wider ihren Willen aufgedrungen, die Krone aus vollem Herzen Euch zurückgiebt. Mit unedelem Zorne wandte Maria Johannen den Rücken, und ihr erstes Königliches Geschäft war, den Befehl zu ertheilen, daß sowohl ihre Schwester Elisabeth, als auch Lady Johanna und ihr Gemahl nach dem Tower gebracht werden sollten. Der Herzog von Sommerset war noch bei Lady Johannen, da dieser Befehl ihr bekannt gemacht wurde, seinem Ansehn gelang es, der Lady Elisabeth Hervey die Erlaubniß zu verschaffen, die unglückliche Fürstin

ins Gefängniß zu begleiten. Mit welchen Empfindungen betrat Lady Johanna jetzt den Tower, wie ward ihr, da das Fallgatter niederrasselte und keine Freundes Hand wie damals, sich zu heben, ihm gebot. Sie schauderte zusammen, Guilford seufzte tief, und Lady Elisabeth schaute trostlos nach dem Himmel! Eine Menschen-Masse umgab auch heute gedrückt den Eingang des Towers; aber stumm und lautlos war die Menge, ungewisse trübe Blicke hefteten sie auf die Opfer der Rachsucht, und wichen scheu und furchtsam zurück, da die Wachen Mariens unter sie sprengten und sie auseinander trieben. — Zum zweiten Male öffneten sich Johannen die eisernen Pforten der Staatsgefängnisse, und schlossen sich dann auf ewig hinter ihr zu; jene Zimmer, die ehemals einen so heftigen Eindruck auf Johannen machten, wurden ihre Wohnung. Mit trübem Lächeln sah sie sich um, und sagte dann zu Guilford: wir sind hier schon bekannt, mein Guilford. Nun drückte der Arme seine Gattin an seine Brust. — Man trennte sie nicht, und in ruhiger Würde, wie es der Unschuld ziemt, lebten sie einige Zeit, wenig von äußeren Dingen beunruhiget. Allmählich söhnten sich die Gatten mit dem Gedanken an den früheren Tod aus; ganze Stunden verweilten sie in ernsten Gesprächen auf dem Altan der ihnen den Platz zeigte, wo schon frühere Todesopfer geblutet hatten; Jeder Tag, den sie verlebten, schien ihnen doppelt theuer, sie glaubten, ihn dem Tode abgerungen zu haben. Lady Elisabeth verließ sie nie. Der erste Schlag, der sie hier traf, war die Nachricht, daß der alte Herzog von Northumberland enthauptet worden sey. Sie weihten ihm bittre Thränen; Einige Monden vergingen in tiefer Stille; schon hofften sie zu ihrem Heil vergessen zu seyn, da drangen plötzlich eines Morgens Wachen in ihre Zimmer, trennten die liebenden Gatten, und bald ward ihnen der Befehl, sich zum Tode zu bereiten. Der Vater Johannens, der Herzog von Suffolk, hatte versucht einen Aufstand zu ihren Gunsten zu erregen; er ward gefangen genommen, und diese willkommne Gelegenheit ergriff Mariens grausamer Sinn, mit Freuden das Schwerdt, das schon lange nur an einem seidenen Faden über ihren Häuptern hing, auf die Unglücklichen zu zücken. —

Ihren siebzehnten Geburtstag hatte Johanna im Gefängniß mit ihrem Gatten und Elisabeth in tranriger Rückerinnerung gefeiert, jetzt nahte der Jahrestag ihrer Vermählung, der 17te Mai des Jahrs 1554; er ward für sie, ihren Gatten und ihren Vater, der Tag des Uebergangs zu einem beßren Leben; Von der Stunde an, da ihr der Gouverneur das unwiderrufliche Urtheil gemeldet hatte, war sie ruhig und völlig gefaßt; sie brachte einen Theil der Zeit im stillen Gebet, einen andern mit Schreiben an ihre Schwester zu, die sie in einem griechischen Briefe ermahnte, ihren Verlust mit Freudigkeit zu ertragen; ich gehe, schrieb sie, mit der ruhigen Ueberzeugung aus der Welt, daß ich Verzeihung von meinem himmlischen Vater erhalten werde; wenn mein Verbrechen Strafe verdient hat, so verdient wenigstens meine Jugend und Unvorsichtigkeit Entschuldigung; Gott und die Nachwelt wird mir Gnade widerfahren lassen! — Dieß sind ihre eigenen Worte. —

Ihr Gemahl wünschte sie noch zu sehen; sie schrieb ihm und bat, ihr diesen letzten Beweis seiner Liebe zu geben, nicht darauf zu bestehen, damit der Schmerz des Abschiedes sie nicht überwältige und ihr den Muth raube seiner Liebe würdig zu sterben. — So ruhig und heiter blieb sie bis in den letzten Augenblick; ohne Zeichen der Angst hörte sie das Geräusch,

*

welches die Zimmerer verursachten, die unter ihren Fenstern das Schaffot aufrichteten; ohne bleich zu werden, folgte sie an der Hand ihrer Elisabeth am Morgen dem Scheriff, der sie abzurufen kam. Immer nur auf ihre Freundin gestützt, die nur in ihrer unendlichen Liebe und Schmerz die nöthigen Kräfte dazu fand, stieg sie die Stufen des Schaffots heran. Huldreich grüßte sie die umgebende Menge, dann wandte sie sich zu ihrer Freundin und sagte. „Elisabeth, vor einem Jahre schlangst Du mir die Brautkrone in's Haar und weihtest mich zur glücklichen Gattin ein, heute winde dieses Tuch um meine Augen, daß dein liebes Bild der letzte irdische Gegenstand sey, der sie fesselt, und ist mein Geist dieser Hülle entflohen, dann reiche dieses Tuch auch meinem Gatten, sag' ihm, ich harre sein, und diese Thränen die es netzen werden, sind Freuden-Thränen, bald ewig mit ihr vereint zu seyn. In wortlosen Schmerz verloren, leistete Elisabeth der geliebten Johanna den verlangten Dienst, warf sich dann trostlos auf die Knie und verhüllte tief ihr Angesicht, daß ihre Seufzer den Engelsfrieden Johannens nicht störten. Ruhig faltete Johanna ihre Hände, legte ihr Haupt auf den Block, — und das Beil trennte den schönen Kopf vom Körper. Ein Ton des Entsetzens drang nach der tiefen Stille in Elisabeths Ohr; wild fuhr sie auf, da hielt der Blutrichter das noch immer lächelnde Antlitz Johannens in seiner entweihten Hand, und rief: „Lang lebe Maria, Königin von England, und mögen alle ihre Feinde enden, wie diese:" Auf den Knien empfing sie das theuere Haupt, legte es selbst in den Sarg, worein die Frauen Lady Johannens den Körper gelegt hatten, wand das Tuch von den Augen, hüllte das theuere Angesicht, und wankte dann das Schaffot herab; ihr nach trug man den Sarg. Indem sie herabsteigt, erscheint der unglückliche Guilford; errathend was der Sarg enthält, sinkt er auf seinen Knien davor nieder, und verhüllt sein Angesicht; dann empfängt er von Elisabeths Händen das Tuch Johannens, mit ihrem letzten Gruß, drückt es an seine Lippen, eilt mit raschen Schritten zum Schaffot, befiehlt daß man das Tuch nicht wieder von seinen Augen löse, und ohne irgend weiter eine Sylbe zu sprechen, kniet er nieder, und er hat geendet. — Lady Elisabeth verließ in derselben Stunde London, erhielt durch den Herzog von Sommerset die Erlaubniß, die unglücklichen Gatten in Hervey Castle beerdigen zu lassen, und trennte sich nie wieder von dem Orte, der diese theueren Ueberreste in sich faßte. Der Herzog von Suffolk ward an eben dem Tage enthauptet, und mit bluteten an verschirdenen Orten Londons, an diesem Tage 200 Opfer, welche die Tyrannin Maria würgen ließ.

Die Bade-Insel Norderney.

(Beschluß.)

Während diesem herrlichen Ohrenschmause hat man es beinahe übersehen, daß ein Subscriptions-Zettel zu einem Liebhaber-Concert herum ging, worin z. B. eine Pichler mit der Madame Catalani wetteifert und hat kaum die Annonce gelesen, daß gleich nach der Tafel die Auslosung einer Parthie der schönen Galanterie-Waaren statt finden solle, womit die Herren Bussa und Bettini jetzt das Local des Schauspielhauses schmücken.

Nun erhebt sich die Tafel. Das große Ganze der Gesellschaft vereinzelt sich in kleinern Gruppen, so wie sie Liebe, Freundschaft, Bekanntschaft und Familienverbindung bildet. Jetzt schleicht der Neugierige zum sogenannten Panorama des Herrn Meyer, um unter dem Gezelt der Camera obscura die ganze, aus dem Conversationshause gehende schöne Welt in ihren getheilten Gruppen auf dem weissen Brette, worauf sich davon ein lebendes und sich bewegendes Gemälde von oben herabwirft, die Revue passiren zu lassen. — Jene Gruppe wandelt zum Park,

wo schon die weithallenden Blasinstrumente ertönen, jene zum Spaziergang am Strande des Meers; jene kehrt zurück ins Conversationshaus zur Whist- und L'hombre-Partie, und — zum Rollett.

Zu dieser beliebten Spieltafel, wo Roth und Schwarz, Paar und Unpaar, zwei Nullen und 36 Zahlen mit ihrer großen und kleinen Hälfte die silbernen und goldenen Räder in Bewegung setzen, drängt sich auch leidenschaftlich der Zirkel der Damen!!! — Mag der Herr da ein schwarzes Gesicht machen, wenn jene Dame ihr schönes Roth mit dem Gelde verliert; dort die Schöne erröthen, wenn jener Herr seine große oder kleine Hälfte dahin fahren sieht, und hier die wieder auf ein neues Paar spielende Frau sich mit ihrem Eheherrn zu Unpaar machen!! — Weg von dem Spiel wo die hoffen- und harrende Zahlen sich närrisch genug in die Nullen verlieren.— —

Wir neuangekommenen Gäste gehen hübsch ins Quartier, was uns der an der großen Treppe wartende Cicerone während der Tafel aufgesucht, und schon die Bagage dahingebracht hat. In einer reinlichen, nach holländischer Art geputzten Schiffer-Küche, finden wir unser Gepäcke bis auf die geringste Kleinigkeit wieder. Die dienstfertige Hausfrau eröffnet uns ihren Schrank, um darin unsere Haabschaft niederzulegen, und man bekümmert sich um nichts weiter; denn alles ist da so wohl verwahrt wie zu Hause, und der Diebstahl dort völlig unbekannt. *)

Die Wirthin bereitet uns den mitgebrachten Kaffee, Thee, Chocolade, auch wenn wir wollen das Abendessen, macht Anstalten zum Empfang der gemachten Bekanntschaften, und bedient uns so herzlich als wenn wir zur Familie gehörten. Die wechselseitigen Besuche sind traulich. Denn die in den einzelnen Häusern wohnenden Fremden werden bald bekannt, und leben unter sich ungenirt wie Dorfbewohner zusammen. Man vereint sich zu Gesellschaften, zu gemeinschaftlichen Spatziergängen und auch zu Spatzierfahrten um die Insel.

Wohlan auch wir machen nach der Tafel zur Verdauung die bereits abgesprochene Spatzierfahrt.

Die Leiterwägen mit den wiehernden Braunen des Vogten und des Bäckers, welche uns vom Schiffe abgeholt haben, stehen bereits fertig. Eine delicióse selbstbereitete achtschichtige Torte der lieben Frau Kammerherrin, ein Körbchen Hamburger Kirschen des liebenswürdigen Goldtöchterchens Fränzchen, und der alte Rheinwein und Burgunder des biedern Hauptmanns K. sind zur Reise aufgepackt, und die Caravane fährt jubelnd ab. Bei der grünenden Rasen-Schantze, welche die listigen Franzosen, den englischen Schmuggels-Herren zum Trotz, vergebens anlegten, geht's auf den Strand. Die Ebbe hat die ihn eben bedeckende Fluth in das stille Meer zurückgezogen, und noch von ihr arrosirt, gleicht er einer unermeßlichen Spiegelfläche. Keine Chaussé, und wären die Gleisen mit polirtem Stahl ausgelegt, gleicht unserer spiegelnden Straße, längs dem Gestade des rauschenden Meers. — Ha! wie fliegen die Rosse, angestrengt durch die Peitsche des Fuhrmanns, zum gestreckten Galopp, wie kreischen die Damen! was ist? — Ein Seehund hat sich, bei eingetretener Ebbe, auf dem Strande mit dem Ausschlafen verspätet, der kundige Fuhrmann schneidet ihn mit den fliegenden Gespann von der See ab. Wir springen vom Wagen, mit ein paar geleerten Flaschen bewaffnet. Der gegen uns knurrende Seehund sieht sich übermannt, und wird mit einem ihm durchs aufgesperrte Maul gezogenen Seil lebendig gefangen. — Welch ein unvermuthetes Jagdglück! mehr Freude, als hätten wir hundert wilde Kaninchen in den Sanddünen geschossen.

Die nahe beim Seehund gelagerten großen See-Möven, welche man dort Dobben nennt, von der Größe beinahe einer wilden Gans, machen beim Fang eines Seehunds ein gewaltiges Geschrei, und umfliegen zu hunderten unsern Wagen, worauf wir die Beute bereits gepackt haben.

Nun leeren wir den Rest unserer Flaschen, indeß die Damen ihre mitgenommenen Leckerbissen, mit uns theilend, verzehren. Dort schauen wir auf der sich bis zum festen Lande hinziehenden schmalen Strandzunge, welche bei niedrigster Ebbe über den Wasserspiegel des Meers empor ragt, und zwischen gesteckten Baaken den Fahrweg zur Insel bildet, zwei muthige Reiter galoppiren, die der beginnenden Fluth noch entgehen wollen. Schon steigt das Wasser gegen sie heran, schon sprudeln die spritzenden Wellen unter ihrem Hufschlag: nun waten sie, nun schwimmen sie — glücklich zum höher werdenden Strand, und erreichen die Insel. Der kaum sichtbare Reiter, weit hinter ihnen, galoppirt zurück und rettet eben noch sein Leben aus der wachsenden Fluth, worin vielleicht Mancher schon sein Grab fand. —

Schnell setzt sich der Zug wieder in Bewegung, und mit fliegenden Mähnen eilen die Rosse hart an der entferntesten Spitze der Dünen vor-

*) So brachte eine Wäscherin die in der Weste des Herrn Frye Müller vergessenen Pistolen eben so gut wieder, als der Herr Hauptmann K. seine in den Dünen verlorne Goldbörse unverletzt wieder erhielt.

bei, woran sich die aus offener Nordsee hoch aufrauschenden Wogen brechen. In zwei Stunden haben wir das etwa drei Meilen in Umfang habende Eiland umfahren, die Lungenheilende Seeluft eingehaucht, und die hehre Aussicht über den Ozean genossen, wohin jetzt die untergehende Sonne sich so heiter hinabsenkt, daß Myriaden Sonnenbilder auf unzähligen Wellen tanzen, und von dem Glanze ihrer Herrlichkeit die smaragdenen Fluthen mit dem azurnen Himmel erröthen. —

Wir steigen ab, stehen, schauen und staunen, bis — Titan seine ermatteten Feuerrosse in das kühlende Seebad getaucht hat, das uns Morgen früh erwärmend umspülen wird, sobald das Gespann seine feuchten Mähnen empor schüttelt, und den glänzenden Sonnen-Wagen wieder aus den Fluthen herauf zieht. —

Nun zur Ruhe meine Gäste! — oder wollt ihr noch erst im Pharao euer Glück versuchen, und 31 Louisd'or für einen gewinnen? dem Rollett-Mann auf Nummer 16 für 1 Pistole 36 abnehmen? oder eine Knöchelpartie wagen?

Oder wollt ihr lieber, statt der täuschenden Hoffnung, mit der Wirklichkeit, einem Dutzend frisch aus der See angekommener Austern vorlieb nehmen? oder wollt ihr euch noch spät aufschmücken, in dem schön erhellten Saal nach Mozart den göttlichen Sphärentanz beginnen, und mit den brillant blitzenden Göttinnen der Nacht, oder mit unserem sie in der einfachen Schönheit alle überschimmernden Fränzchen auf lackirten Schuhen die spiegelglatten Räume durchschweben? —

Wohlan! im Bade-Ort muß man kein Stoiker seyn, mitmachen, mitgenießen, — aber kurz und gut, und dann zu der bei uns beim kargen Lampenschimmer um Mitternacht harrenden sorgsame Wirthin nach Haus und zur Ruhe! —

Früh weckt uns der erste Schimmer des werdenden schönen Tages. Auf vom Lager! Zu Hause mögt ihr den Schlaf nachholen. Auf zu den hohen Dünen, um die Sonne aus dem Meer steigen zu sehen! Welch ein herrlicher Anblick! Schauet gen Osten, fallet nieder und betet an im Geist und in der Wahrheit den Vater des Lichts in seinem sich selbst gebauten hehren Tempel, dessen Schwibbögen sich über die Himmel der Himmel wölben, auf dessen Altar als Kerzen die Orione brennen, und als segnendes Weihwasser die Weltmeere sprudeln! —

Nun dann mögen über uns rauschen die segnenden Wasserfluthen des Ozeans; gewärmt hat sie die brütende Nacht, und der brennende Sonnenwagen, den Titans Feuer-Rosse aus ihnen emporziehn. — Wie behaglich wiegt sich darin der radschlagende Tummler mit dem der erwachte Seehund spielt!

Schon ziehen hier die rüstigen Insulaner, und dort (auf dem nur durch die hohe Baake geschiedenen Baderevier der Damen) die aufgeschürzten Insulanerinnen die rollenden Bade-Gezelte in die Kristallperlen spritzende Fluth. — Wie belebt sich der Strand! Dort die im weißen Negligee schimmernden Schönen, hier die eben so negligenten galanten Herren, welche der aufgehenden Sonne ihr erstes Rauchopfer bringen. — Hier winkt es von den Dünen herab, dort flattert vom Strande ein weisses Schnupftuch zum Morgengruß hinauf. Hier kämpft ein Herkules den Riesenkampf mit der tobenden Brandung; wie ein Athlete steht er gegen die auf ihn schlagende Fluthen; ein spritzender Wasserberg rollt über sein Haupt, und stolz hebt er es wieder aus den Wogen empor. — Dort wirft Aphrodite in der Schaumwelle einen leichten Adonis auf den Strand, und nimmt ihn dann wieder umschlingend mit sich in die Tiefe zurück. — Hier schleudern rüstige Insulaner einen wasserscheuen Bade-Erstling in die sprudelnde See, und ziehen ihn als beherzten Schwimmer wieder heraus. Dort halten die sorgsamen Insulanerinnen eine gichtlahme Matrone, und reiben ihr die stärkende Fluth ein, sie zur Genesung magnetisirend.

Ach! wie ist uns allen so wohl in der uns stärkend umspühlenden See! Wie leicht trägt sie uns wiegend Strandaufwärts und wieder zurück! Wie kitzelnd steigt die schäumendspritzende Brandung von den Füßen uns über Busen und Haupt, daß wir aufjauchzen, schwimmend im Meere der uns Kraft füllenden Wollust! —

Doch, „heraus!" ruft der Insulaner. Er hat die Minuten zum Heil der Badenden gezählt. — Wie frisch, wie neubelebt, befindet sich jeder, der zur gehörigen Zeit wieder aus dem Bade heraus tritt. — Horch! wie lieblich erschallt von den Dünen herab der Morgengruß des ganzen Orchesters, das der Alles leitende vortreffliche Herr Bade-Commissär von Usiar dahin beordert hat, die neuangekommenen Gäste in ihrem ersten Bade zu bewillkommnen. Nach dem Takte des Lieblings-Marsches eilen wir, das nun so allerliebst schmeckende Pfeifchen rauchend, zu dem uns wartenden Kaffee im Conversations-Hause, wo in dem Lesezimmer*) eben die neuesten Jour-

*) Im Lesezimmer liegt auch das Buch, worin jeder Gast seinen Namen schreibt. Da das Buch mit einem

nale und Zeitungen, und auch diejenige angekommen, worin Ihr gegenwärtigen Aufsatz leset, der, wie das Panorama des Herrn Meyer, das lebende Gemälde der Insel und der Badegesellschaft, in den grellesten und possirlichsten Abwechselungen vor eurem Auge vorüber wallen läßt.

Papenburg den 9. August 1819.

Godfried Büeren.

Berichtigung.

In obiger Skizze: „Die Bade-Insel Norderney," (s. Nro. 81 und 82. des Bürgerfreundes) hat aus Versehen eine Namensverwechselung des vorigen Herrn Bade-Commissairs von Uslar mit dem jetzigen Herrn Bade-Commissair Baron von Boddien Statt gehabt, welcher letztere in der Skizze, die in diesem und nicht im vorigen Jahre entworfen wurde, gemeint ist. Da die beiden Herren Bade-Commissairs sich um die Anstalt rühmlich verdient und bei den Badegästen allgemein beliebt gemacht haben, so glaube ich diese Anzeige dem Publiko schuldig zu seyn, und ersuche, dieses zu verbessern.

Papenburg den 24. August 1819.

Godfried Büeren.

* Blicke auf das Bremer Theater, seit seiner Wiedereröffnung am 26. August dieses Jahrs.

Am 26. Aug Octavia, Trauerspiel in 5 Akten v. Kotzebue.

Fünf Wochen hatten die Musen und ihre Jünger gefeiert, als sich heute die Pforten ihres Tempels wieder eröffneten.

Der alte Vorhang mit dem großen Bienenkorbe war verschwunden, eine schöne hellblaue Gardine mit goldenen Verzierungen, passend zur Mahlerei des innern Hauses, überraschte sehr angenehm den Eintretenden. Die Direktion verdient Dank, daß sie ein altes rostiges Schauspielhaus in einen heitern Saal umschuf, der den Besucher jetzt freundlich empfängt.

Octavia ist wohl eines der geregeltsten Dramen, von Kotzebue, doch darum nicht das wirksamste. Es hat viele Längen und besonders schleppend ist der letzte Akt. Die Vorstellung war im Ganzen gut. Vorzüglich Lob verdienen Hr. Ringelhardt als Antonius, Hr. Hanff als Eros und Fräulein Hanff als Octavia. Die Declamation der Fräulein Rüdinger als Cleopatra, war zu singend. So lange sie diesen Fehler nicht abzulegen sucht, wird sie nie zum Herzen sprechen.

Am 27. Aug. Die englischen Waaren, Lustspiel in 2 Akten v. Kotzebue.

Weder vom Stück noch von der Vorstellung ist besonders viel Gutes zu sagen.

Hierauf: Raphael, Lustspiel in 1 Akt von Castelli.

Ein artiges Stückchen, die Verse sind jedoch nicht immer fließend. Die Herren Ringelhardt und Clausius, so wie Fräulein Hanff spielten darin rasch, eingreifend und mit lebendiger Wahrheit.

Am 29. Aug. Albert von Thurneisen, Trauerspiel in 5 Akten von Iffland.

Eines der ältesten Stücke Iflands, doch voll Gefühl und Wahrheit. Wird stets gern gesehen.

Am 30. Aug. Vergebliche Mühe, Lustspiel in 3 Akten von Lembert.

In der That von Herrn Lembert eine vergebliche Mühe, dieses französische Machwerk auf deutschen Boden zu verpflanzen.

Sämmtliche Schauspieler wetteiferten heute ihre Rollen nicht zu wissen, und dem Souffleur, der ziemlich laut war, die Worte vom Munde wegzuhaschen.

Am 31. Aug. Die Schuld, Tragödie in 4 Akten, von Müllner.

Herr Gaßmann, den das Publikum als lieben alten Bekannten bei seinem Erscheinen begrüßte, trat heute zum erstenmal als Hugo auf, und gab seine Rolle mit Würde und tiefem Gefühl. Eine Vergleichung mit Eßlair, der im vorigen Jahre diese Rolle hier gab, würde nicht zu seinem Nachtheile ausfallen. Die Kürze dieser Bemerkungen gestattet sie nicht.

Fräulein Schultz erschien zum erstenmal als Elvira, und entwickelte in ihrem Spiele Talent, Anstand und theatralische Sicherheit.

Wir rechnen jetzt beide Gäste zur Zahl unserer Schauspieler, und freuen uns, zwei so gute Künstler für unser Theater gewonnen zu sehen.

Warum macht Fräulein Hanff nicht die Rolle der Jerta, die sich so ganz für sie eignet?

Am 2. Sept. Das Räthsel, Lustspiel in 1 Akt von Contessa.

Fräulein Schultz zeigte sich heute sehr vortheilhaft als Elise in diesem kleinem Lustspiele. Die Mischung von Scherz, Neckerei, Laune und Gefühl gelang ihr sehr wohl.

Auch Herr Ringelhardt spielte heute mit besonderer Laune den alten verliebten Oheim, und zeichnete sich vorzüglich im Vortrag der Verse aus.

Herr de Troit, als Carl, war in seiner Rolle heute nicht sicher, so wie wir dieses zeither öfters an diesem jungen Schauspieler bemerken mußten. Auch kann er sich durchaus noch nicht von seinen Sprechfehlern entwöhnen, was ihm doch gelingen würde, wenn er mit Fleiß und Ernst arbeitete und sich sorgsam beachtete.

Hierauf: Der Kalif von Bagdad, Oper in 1 Akt von Bojeldieu.

Herr Strobe als Kalif war heute nicht bei Stimme, und mehrere höhere Töne versagten ihm. Auch sein Spiel war nicht besonders zu loben.

Gedichte zum Lobe des Seebades zu Norderney anfängt, so schrieb auch ich die ungefähr so lautende

Charade.

Mein Anfang ist ein Sohn des Aeolus;
Den Diener ruft, nach barscher deutscher Sitte;
Er kommt, und steht bei Euch in meiner Mitte,
Ein Marschall Frankreichs folget zum Beschluß.
Mein ganzes Ich, dem Badegast bekannt,
Umrauscht das Meer, umranden Dün' und Sand.

Am 3. Sept. Don Carlos, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Mit Lob erwähnen wir Herrn Gaßmann als Posa, und Fräulein Schultz als Eboli, Herrn Ringelhardt als König und Fräulein Hanff als Königin. Herr Clausius scheint den Prinzen durchaus irrig aufgefaßt zu haben, er verwandelt den in Liebe schwärmenden weichherzigen Carl in einen wildbrausenden Stürmer, dessen Toben so weit ging, daß er nach Beendigung der Scene mit Alba, Hut, Degen und Mantel auf allen Seiten des Theaters zusammen suchen mußte. Auch ließ er wieder in seiner alten Manier manche O's und Och's ertönen, wovon sich Schiller schwerlich träumen ließ.

Herr Homann war heute wohl ein Noth-Alba, darum bedecken wir seine Vorstellung mit dem Mantel der Liebe.

Am 5. Sept. Abbellino, Schauspiel in 5 Akten von Zschocke.

Das ganze Stück dreht sich um die Rolle des Abbellino, den Herr Gaßmann mit Virtuosität darstellte. Warum sprach er aber den ersten Monolog im Charakter des Abbellino, da dieser doch, wenn er auch äußerlich vermummt erscheint, nothwendig in der Eigenthümlichkeit des Flodoardo gesprochen werden muß, indem er nur Reflexionen über sich selbst enthält? Die andern Rollen sind unbedeutend, doch wurden sie rasch und lebendig gespielt.

Am 6. Sept. Vetter Benjamin aus Polen, Lustspiel in 5 Akten von Kuno.

Unter den neuern Stücken keines der schlechtesten, was gefallen muß, wenn es wie heute eingreifend gegeben wird.

Am 7. Sept. Der häusliche Zwist, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue.

Hierauf: Der Dorfbarbier, Oper in 1 Akt.

Fräulein Schultz und Herr Gaßmann mit Beifall als Gäste. Letzterer sang zu großer Ergötzung des Publikums bei der Wiederholung seiner Arie, als Adam, dieselbe in plattdeutscher Mundart.

Am 9. Sept. Don Juan, Oper in 4 Akten von Mozart.

Wen entzückt nicht Mozarts Meisterstück! Die Fülle, die Kraft seiner Composition, die Karakteristik in seiner Musik, die Wahrheit seiner Declamation, die Lieblichkeit seiner Melodien! Unter allen seinen Werken hat sich Don Juan den Preiß errungen, und als Krone aller Opern wird diese fortwährend in Deutschland glänzen.

Herr Gaßmann erfreute uns als Don Juan: lebhaftes Spiel, Anstand, glänzendes Aeußere und eine angenehme Stimme werden dem Künstler auf jeder Bühne in dieser Rolle den gebührenden Beifall erwerben, den man ihn auch hier durch Hervorrufen zu erkennen gab.

Herr Zschischka, Frau Schmidt, Herr Strobe wirkten mit Fleiß zum Ganzen.

Fräulein Marschall war ein recht niedliches Zerlinchen. Ihre Stimme, wenn auch nicht stark, ist doch recht angenehm, und gut zur heutigen Rolle passend.

Möge sie fleißig in ihrer musikalischen Ausbildung fortfahren und besonders mehr Lebendigkeit in ihr Spiel bringen, so wird sie der hiesigen Bühne bald ein recht brauchbares Mitglied werden. Vorzüglich machen wir sie auf die Bewegung ihrer Arme und Füße aufmerksam und rathen ihr an, Unterricht im Tanzen zu nehmen, wodurch das Harte in ihren Bewegungen sich leicht abschleifen wird. Gleicher Tanzunterricht würde für Fräulein Hanff und Fräulein Struve höchst vortheilhaft seyn. Denn so sehr sich Fräulein Hanff durch ihren Fleiß und sorgsames Spiel unsern Beifall zu erwerben weiß, so können wir doch nicht unterlassen, sie auf ihre Körperbewegungen aufmerksam zu machen, die immer noch zu eckigt und gespreizt sind, so wie das häufige Schütteln ihres Kopfes einen sehr unangenehmen Eindruck macht. Fräulein Struve fängt an ihr nachzuahmen und so war des Kopfschüttelns neulich in Sapphokein Ende.

Mit Achtsamkeit auf sich selbst, lassen sich solche Gewohnheiten bald ablegen, besonders gut aber ist die Stimme eines aufmerksamen, rathenden Freundes, dem man sich anvertraut.

Herr Homann sang mit Fleiß, doch war sein Spiel zu diesem Häschen (Leporello) zu schwerfällig. Frau Müller war die verlassene Geliebte des Don Juan, und wir nehmen es ihm nicht übel daß er sie verließ, so wie wir es ihr nicht übel nehmen, daß sie uns wieder verlassen hat.

(Die Fortsetzung folgt.) Verax.

* Zweisylbige Charade.

Der ersten stille Wogen wallen
Durch eisgesäumten Uferrand;
Wo nur des Unglücks Klagen schallen,
Kein Lenz sich naht im Festgewand.
Durch trauernde Talnikgesträuche,
Dringt des Verbannten Klagelaut,
Wenn er zurück zum goldnem Reiche
Entschwundner Größe zagend schaut.

Die Zweite mißt den Grad der Höhe —
Der Achtung, die dem Stand' gebührt,
Sie neigt sich, wenn in ihrer Nähe
Sie Frau Fortunens Kinder spürt.
Sie soll den Sitz der Sinne schützen
Vor rauher Luft und Sonnenschein;
Doch oftmals muß sie dazu nützen,
Der leeren Hülle Schirm zu seyn.

Lebst Du in sturmerfüllten Tagen,
Wo Menschenhand nicht helfen kann;
So flehe — faßt Dich banges Zagen —
Die Vorsicht um das Ganze an.
Es hilft Dir, wenn Dich Noth umgrauet
Und schirmet Dich in der Gefahr;
Drum Heil dem, der sich ihm vertrauet,
Wo keine Hülfe denkbar war.

A. Daeves.

Druckfehler.

In der vor. Nro. lese man: S. 642. Sp. 1. Z. 19. statt sein — ihr Sp. 2. Z. 6. und zu streichen.

Auflösung der Charade in Nro. 81.

Geisblatt.

Nro. 83.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 17. October 1819.

* Am achtzehnten October.

Blutgesäumt — mit der Entscheidung Waage,
Hoffnungreich — und trüber Täuschung schwer,
Taucht Aurora [illegible] dem hehren Tage,
Aus des Zeitlaufs unbegränztem Meer'.
Tausend Nacht- und tausend Lichtgestalten,
Gaukeln um des Tages ernsten Lauf:
Die Erinn'rung will die Zügel halten,
Und die Hoffnung schwingt sich leuchtend auf.

Wie ein Denkmal, treulich dem Jahrhundert,
— Durch den Kranz, den Epheu um es schlingt,
Von der Nachwelt angestaunt, bewundert —
Großer Thaten schöne Sage bringt;
Wie ein Mahnbrief — aus Walhallas Hainen
Zu Thusneldens edlen Söhnen spricht,
Daß wenn Treue sich und Eintracht einen,
Leicht ein Volk die Sclavenfessel bricht;

Wie ein Grabstein — auf des Freundes Hügel
Wehmuthsvoll und mild das Herz bewegt,
Wenn Erinn'rung es auf goldnem Flügel
Zu dem Schauplatz' früh'rer Freuden trägt;
Wie ein Hain von jungen, schlanken Eichen,
Den ein Sturm in wilder Nacht gefällt,
Sich dem Blick mit der Vernichtung Zeichen
Bei des Morgens Schein' entgegenstell't;

Wie ein Fels, von des Gebirges Rande
Losgerissen — durch die Thäler jagt,
Und gehemmt im grünem Wiesenlande
Ueber das Gestein im Felde ragt:
So erscheint der Tag der Todesweihe,
Der die Fessel wilder Willkühr brach;
Strahlt hervor aus seiner Brüder Reihe,
Wie der Fels — und ruft die Freude wach.

Was geschah, — soll der Gesang nicht künden!
Ewig lebt es, ewig jung und neu;
Es wird nie im Zeitenstrome schwinden,
Ist mein Land, mein deutsches Land doch frei!
Was entstand, — aus den zerstörten Wällen
Unsers Zwingers, — lehrt' der Lauf der Zeit;
Wozu taugt's das Prisma aufzustellen,
Das der Wahrheit fremde Farben leih't.

Kein Gewölk soll die Erinn'rung trüben,
War's im Herbst' gleich wo die Saat bestellt,
Hat der Halm auch keine Frucht getrieben,
Bleibt uns doch das lenzumblümte Feld;
Bleibt uns doch Bewußtseyn deutscher Tugend,
Deutscher Kraft, die jede Fessel bricht,
Die Begeistrung einer kräft'gen Jugend,
Die von tausend freien Zungen spricht.

„Deutsches Volk! — hoch strebten Deine Eichen;
„Eine Spinne zog ihr Netz um sie,
„Nährte sich in blühenden Gesträuchen,
„Mit der Brut, die gift'ge Fäden spie;
„Und entblättert standen deine Haine,
„Holder Sänger buntes Heer entwich;
„Schaurig klang's, wenn in des Abends Scheine
„Klagelaut durch öde Fluren strich.

„Und so nah'ten sieben trübe Lenze,
„Senkten sich auf die erstorb'ne Flur,
„Streuten mild die buntgewebten Kränze,
„Doch das Gift fiel auf die Blumenspur.
„Alle Blüthen, die der Boden zeugte:
„Treue, Liebe, Tugend, rege That,
„Alle sanken — jede Knospe neigte
„Welk und bleich sich, die der Wurm betrat.

„Doch die Stämme rauschten wild zusammen,
„Aufgeregt durch rauher Stürme Wuth;
„Die Gebürge spieen Feuerflammen,
„Und vernichtet sank die fremde Brut.
„Junge Knospen glänzten an den Zweigen;
„Hoffnung nahm das schimmernde Gewand,
„Und noch einmal an des Jahres Neige
„Zog der Frühling durch das deutsche Land.

Großer Tag, du hast den Muth gerettet
Aus des Blendwerks finstrer Sclaverey,
Hast Bewußtseyn mit der Kraft verkettet,
Stehst ein Bollwerk gegen Tiranney.
Dein Erwachen hat die Nacht erhellet,
Unser Herz zum Kampf' für Recht geweih't;
Deutschem Volk' den Schuldbrief ausgestellet,
Auf die Ford'rung einer bessern Zeit.

Wenn Dein Morgen uns nun wieder glühet,
Ueber Deutschlands schöne Fluren graut,
O, so sieh die theure Saat erblühet,
Die noch heut' die Thränenfluth bethau't.
Sieh die Freiheit auf den Fluren wohnen,
Deutsche Treue, hohes Völkerglück;
Milde — sieh auf unsern Fürstenthronen:
Schöner Tag, so kehre uns zurück!

A. Daeves.

Englands Handelspolitik.*)

Für den Augenblick verlieren, um mit Zinsen wieder zu gewinnen, ja selbst ohne sichtbaren Vortheil verlieren, um es dahin zu bringen, daß ausländische Industrie noch mehr verliere, durch Taxen den Verbrauch derjenigen Artikel des Bodens vermindern, welche der Boden der drei Königreiche nicht hervorbringt; nur die Producte der schon existirenden Fabriken benutzen, die Einbringung aller neuen Industriezweige begünstigen, und mit ungeheuern Imposten diejenigen Fabrik-Erzeugnisse belegen, welche rivalisirende Nationen schon zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben; weder Vorurtheile, noch Reglements, noch Schwierigkeiten eintreten lassen, die die Hände des Fabrikanten binden, und die Ausdehnung seiner Spekulation beschränken könnten:

Zu den Kräften des Menschen noch alle Kräfte der Natur: Wasser, Feuer, Luft, Dampf, hinzufügen; die großen Massen der Kräfte, welche ungemeine und gewaltige Maschienen noch mehren, mit der Zartheit und der zahllosen Mannigfaltigkeit einer weise eingetheilten Arbeitthätigkeit in das gehörige Verhältniß setzen:

Nach allen Punkten trefflich unterhaltne Landstraßen, oft, zur Vermeidung der Reibung, von Eisen, anlegen; die Kanäle für die innre Schifffahrt, Brücken, Häfen, Werfte, Vorrathhäuser vermehren, und alles das ohne Luxus und unnöthigen Aufwand, einfach, anständig, passend, den Gedanken an Wohlhabenheit nur durch die Größe der Arbeit und bewundernswürdige Thätigkeit erweckend:

---

*) Nach Chaptals neuesten Werke, de l'industrie française.

Bis in die tiefsten Tiefen den ganzen Boden Großbrittaniens durchspähen; überall und unausgesetzt mineralische Reichthümer daraus hervorziehn, und alle Völker der Erde mit Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, roh oder gestreckt, oder gegossen, oder mit unbeschreiblichem Kunstfleiß zu tausend Gegenständen des Nutzens wie des Vergnügens auf tausendfältige Art verabeitet, versorgen:

Eine Staatsverwaltung begründen, die allen Classen, allen Individuen zugänglich, immer bereit ist, auf Ackerbau und Handel das Auge zu richten, dem, was diese rathen, folgen, und sie mit Gesetzen im Inlande, mit diplomatischen Verhandlungen im Auslande, und mit Geschenken, die man unglücklichen Völkern prahlerisch reicht und sie durch die Vernichtung der Industrie solcher durch richtig berechnete Wohlthaten gewonnener Völker wieder bezahlen läßt, unterstützen: *)

Niederlagen von Contrebande und Angriffspunkte gegen den feindlichen Handel, den Welthandel, von Helgoland und Gibraltar bis zu den Antillen und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von Malta und den jonischen Inseln bis zu den Ufern von Japan und China anlegen:

Das sind nach Chaptal die Quellen, aus denen das Uebergewicht im Handel fließt, dessen sich England zu erfreuen hat.

*) Nach dem Erdbeben von Lissabon bewilligte das englische Parlement dieser Stadt eine Unterstützung von 100,000 Pf. Sterl. und gewann diese Summe mehr als zehnfach dadurch wieder, daß sie die Hauptstadt von Portugall wieder aus den Trümmern hob, und sie vollständig neu meublirte.

Rudolph Ackermann in London.

Es ist ziemend und lautet fein, daß wir uns zuweilen nach dem trefflichen Deutschen *) erkundigen und vernehmen, wie er in der Welt-Metropole an der Themse, verständig und rastlos — was nicht immer beisammen wohnt — fort wirk und für Kunst und Gewerbfleiß seinen vielfach wohlthätigen Geschäftskreis täglich erweitert. Sein großes Kunstmagazin am Strand, in dem besuchtesten Mittelpunkte der Stadt, zeigt stets neue Erfindungen im Kleinen, wie im Großen. Man kann sagen, daß hier alle Künste vom Festlande, wie vom maschinenreichen Inselreich, täglich, wie die Horen, beim Untergang der Sonne einen Reihetanz tanzen. Beim Aufgang derselben freilich schläft noch ganz London. Wer doch auch einmal hier einen Morgenbesuch, wo alles, was Füße hat, die reichen Magazine am Strand und in Newbondstreet besucht (oder im Modeausdruck a shopping ist), alle diese Herrlichkeiten beschauen könnte! Während die jungen Begleiterinnen jener Lady die neuesten Hefte des an Pracht alle ähnlichen Unternehmungen weit, weit hinter sich zurücklassenden brittischen Modejournals, welches Ackermann monatlich als Repository of Arts mit sechs colorirten Kupfertafeln und allem Luxus des Formates, Papieres, Druckes ausgestattet erscheinen läßt, durchblättern und darin belehrende Fingerzeige finden, wo und nach was sie so eben

*) Den 20. April 1764 zu Stollberg im Erzgebirge geboren. Sein Leben, von einem andern wackern Deutschen in London, Hrn. J. C. Hüttner geschrieben, steht im XIIIten Hefte der Zeitgenossen und zeigt, was Fleiß mit Redlichkeit im Bunde vermag. 1783 war der Mann noch Wagnergeselle in Dresden beim Hof-Wagenbauer Vogler.

aus dem sich stets frischerneuerndem Füllhorn der Göttin Mode zuzugreifen haben, auch wohl von vielen, mit der bildenden Kunst verwandten Artikeln sogleich die schönsten Exemplare aufgestellt vor sich sehen, während sich die kleine Miß an der Hand der Lady über die veränderlichen Damen und Herren *) (changeable Ladies and Gentlemen) halb todt lachen will, und die Kammerfrau der Lady mit Kennerblicken den hier zur Probe aufgestellten höchst elegant entwickelten Knäul von Naisch's Diamant-Näh-Baumwolle (Diamond Sewing Cotton) mustert, bespricht sich der eine Begleiter der Damen mit dem jüngern Ackermann über die bei jeder Probe tüchtiger befundenen beweglichen Wagenaxen, wovon Ackermann das Patent hat und welche mit jedem Tage allgemeiner gesucht und auch auf ältere vierrädrige Kutschwagen und Chaisen verpflanzt werden können. Er erhält, um sich selbst weiter zu belehren, eine, so eben in des Patent-Eigenthümers Verlage erschienene, durch Zeichnungen und Aufrisse alles verdeutlichende, Schrift darüber **). Unterdessen werden auf einem Tische die neuesten Muster des jetzt zur Tapezirung von Prachtzimmern allgemein gewöhnlichen Moiré-Papiers ausgelegt. Man hat nämlich schon im vorigen Jahre die bekannte Erfindung, auf verzinnten Metallflächen die zierlichsten Farbenwellen zu cristallisiren, oder die beliebte Moiré-Arbeit auch auf Papiertapeten übergetragen. M. J. Brunel nahm ein Patent auf dieß metallische Papier, wovon Bogen zu 4 Fuß Höhe und 20 Zoll Breite zu 6 Schillingen in Ackermann's Magazin verkauft werden, und nun ist es die glänzendste, prachtvollste Tapete, die man für Closets, und Besuchzimmer haben kann, sehr dauerhaft und beim Wiederschein des Gaslichtes, womit jetzt alles beleuchtet wird, ein wahrer Feenzauber. Schon zu Anfange dieses Jahres wurde im Comité des arts chimiques in Paris darüber der günstigste Bericht erstattet, und dieß metallic paper wird bald einen bedeutenden Artikel des brittischen Kunstfleißes selbst für's Ausland machen. Es werden hier auf der Stelle für 100 Pf. Stl. Bestellungen eingezeichnet. Ein Fremder tritt ein und verlangt eine lithographische Handpresse, wie sie Ackermann nach dem Muster der Münchener Pressen der Art jetzt verkauft, ganz in der Größe eines Mahagony-Schreibepultchens, das zusammengelegt ein mäßiges Kästchen bildet. Um sich von den Fortschritten dieser sich täglich kräftiger verzweigenden chemischen Druckereien und Steindruckarbeiten genauer zu unterrichten, kauft der Fremde das eben bei Ackermann erschienene, von dem einsichtvollen Antonin Schlichtegroll in München in's Englische übersetzte Hauptwerk vom Vater der Kunst abgefaßt, von Aloys Senefelder *). Ackermann hat die größten Verdienste um die Verbreitung der Lithographie in England, wo die Sache anfangs um so weniger Eingang fand, als der Britte das Ganze

*) Es sind Köpfe, wovon jeder, aus drei trennbaren Theilen bestehend, immer neu angesetzt werden kann und so immer neue Gesichtszüge bildet. Mnn kann so auf 5000 verschiedene Charakter-Porträts componiren und immer zeigt sich ein alter Freund mit neuem Gesicht. Oft überrascht in diesen Zusammensetzungen die auffallendste Aehnlichkeit mit Bekannten. Es ist ein wahres Gesichts-Kaleidoscop. In Ackermanns Magazin kauft man ein zierliches Kästchen mit diesen Köpfen mit 7 Schl. 6 Pence.

**) Observations on Ackermann's moveable Axles, with plans and Sections. 2 Schl.

*) Der Titel heißt: A Complete History of Lithography — by the Inventor, Al. Senefelder, with Specimens (1 Pf. 6 Schl.). Die Proben sind hier noch schöner gerathen, als in dem im vorigen Jahr in München erschienenen Original.

eine sehr ärmliche Erfindung schalt und sie für seinen verwöhnten Kunstgaumen zu wenig geleckt und geschniegelt fand. Die Gesellschaft versammelt sich um den Tisch, worauf die neuesten Kunsterzeugnisse des Zeller'schen lithographischen Magazins in München, dieses in seiner Art einzigen Kunstschatzes, ausgebreitet liegen und bewundert die imposanten Gärtner'schen Prospecte der Tempelruinen von Girgenti, die eben angekommen sind. Ein ältlicher Herr, in großem Ueberrock eingeknöpft, tritt ein und will auf mehrere Exemplare des jetzt in Ackermann's Verlag erscheinenden Prachtwerks, auf die malerische Reise an den Rheinufern, wovon der Text vom geheimen Rath v. Gerning in Frankfurt a. M. ausgearbeitet, die 24 Kupfertafeln aber von Schütz meisterhaft gezeichnet, in der unvergleichlichen Aquatinta-Manier ausgeführt werden*), die wir schon aus der Westmünsterabtei und anderen Ackermannischen Prachtwerken kennen. Der Eintretende hat eine besondere Abrede über diese Subscription mit dem Eigenthümer, dem alten Herrn Ackermann zu nehmen und wünscht diesen persönlich zu sprechen. Man bedauert, daß er eben nicht zugegen ist und die Besprechung annehmen kann. Herr Rudolph Ackermann, wird geantwortet, ist so eben mit einem ehrwürdigen Reisenden aus Deutschland, dem Kanzler der Universität Halle, Dr. Niemeyer, in die öffentliche Sitzung der brittischen und ausländischen Bibelsocietät gegangen, um diesem ausgezeichneten Fremden bei einer Rede, die Niemeyer an die ehrwürdigste aller Missionen, mit dankbarer Erwähnung der wohlthätigen Wirksamkeit dieser Societät, dort halten will, zur Seite zu stehen. In der That ist Ackermann der uneigennützigste und verständigste Begleiter aller Deutschen, die mit Kenntniß und Namen nach England kommen, und ist manchem schon ein rettender Schutzgeist geworden da, wo Mangel an Einsicht in der Landessitte und andere Verhältnisse den Fremdling in unangenehme Verlegenheiten verwickelt haben würden. So verdient er noch täglich den bürgerlichen Verdienstorden, womit den übrigens schlichten und anspruchlosen Mann Sachsens Monarch schmückte.

*) The historical and characteristic Tour of the Rhine from Mayenz to Cologne wird in 6 Lieferungen, jede zu 4 Kupfertafeln nebst Text, vom 1. Oct. 1819 an und im Laufe des Jahres 1820 erscheinen. Es werden nur 750 Exemplare gedruckt. Die ersten 500 Subscribenten erhalten die Lieferung zu 14 Schl., die übrigen 250 zahlen 16 Schl. Im größten Quartformat, mit Lettern, auf's schönste Velinpapier (Elephant Vellumpaper)..

Seltene Aufforderung.

(Aus dem Echo de l'Univers.)

„Am 6ten November 1815 habe ich auf einem Nebenwege, der von Montargis nach Courtenai führt, vom Hunger gemartert, durch ungerechte Proscription gezwungen meinen Heerd und die mächtigen Verfolger dieses Zeitraums zu fliehen, ein ganz unbekanntes Verbrechen verübt, das ich wieder gut zu machen, mich gedrungen fühle. Ich fordere daher denjenigen auf, der damals in einem stahlgrauen Rock gekleidet war, worüber er einen weißbraunen Ueberrock trug, und den ein Mann mit einer schwarzen Haartour begleitete, seine Geldbörse wieder in Empfang zu nehmen, in welcher sich eine beträchtliche Summe in Goldstücken befand und unter andern eine alte Medaille von dem nämlichen Metall. Wenn derselbe mir durch das Echo seinen Wohnort anzeigt, nebst den übrigen Merkmalen in Ansehung der Geldbörse und ihres Inhalts, soll ihm sein Geld

nebst Zinsen zurückgegeben werden. Man wird es an einen bestimmten Ort niederlegen und er davon sodann Nachricht erhalten."

Eine seltene Gewissenhaftigkeit, die sich aber nur bei einem unglücklichem Verbrecher zu zeigen pflegt, den die äußerste Noth dazu gezwungen hat, von der Bahn der Tugend und des Rechts abzuweichen. Wenn das verstockte Gewissen bei allen denen erwachen könnte, die sich auf eine listige Weise fremdes Gut zugeeignet, die Betrüger im Handel und Wandel, die Wucherer, die Erbschleicher waren, — die unter der Larve der Scheinheiligkeit den Saamen der Zwietracht in Familien ausgestreut, — um sich zu bereichern, und oft Dornen auf das Sterbebette der Ueberlisteten gesäet; so würden die öffentlichen Blätter schwerlich Raum genug zu ähnlichen Aufforderungen haben. Wie achtungswerth gegen sie erscheint ein solcher reuiger Straßenräuber.

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Wenn die Schuld ist vollbracht, und das Vergehen begangen, da verläßt den Menschen sein himmlischer Genius; aber aus seiner göttlichen Hand fallen Saamenkörner in das gebrochene Herz des armen Erdensohnes, und unter den Thränen des frommen Schmerzes wächst das Pflänzchen Reue empor und trägt Blüten des Himmels!

Die kindliche fromme Seele der Jungfrau, der reine, unbetrübte Geist des Jünglings, wundert sich, wenn er sich von Erfahrnen und Weisen beneiden hört um die schöne Unbefangenheit, um die Unschuld der Jugend! er begreift nicht, warum dies nicht alles so bleiben könne! — O lernte er's niemals begreifen und möchte ihm die Erkenntniß niemals Thränen kosten!

Der Mensch sollte jeden Gedanken, der in ihm aufgestiegen, jede Erfahrung, die er gemacht, alles Gute was er gehört und gelesen, sich tief ins Gedächtniß einprägen, um daraus sein eignes Leben sich bilden und gestalten zu können.

Aus England meldete man vor einiger Zeit, daß es zur Mode geworden, mit der Taucherglocke hinab ins Meer zu steigen. — Warum soll nicht auch der geistige Mensch hinabblicken in die Tiefen des ewigen Urquells, und was er dort gefunden, an das Licht des Lebens heraufziehen!

Der Schauspieler ist erst dann ganz Künstler, wenn wir bei seinen Darstellungen seine Persönlichkeit vergessen, und nichts in seiner Rolle uns an sein Leben erinnert.

Fruchtbarkeit.

Auf dem Landsitze des Lords Selsey, unweit Chrichester, hat dieses Jahr ein Pfirschbaum 840 völlig ausgewachsene und reife Früchte geliefert. Ebendaselbst waren Traubenbüschel, die bis 7 Pfund wogen.

Der ächte Deutsche.

Gepriesen sey der ehrenfeste Deutsche,
Der mit dem Schwert sein gutes Recht verficht.
Dem feigen wälschen Buben gebt die Peitsche,
Der Gift nur streut und nur mit Dolchen sticht!

Der Bürger-Gardist.

(Wahr.)

In einer Provinzialstadt paradirte die Bürger-Miliz. Ein Gardist kam um eine halbe Stunde zu spät auf den Platz. Da rief ihm der chargirte Hauptmann im Gefühl seiner militärischen Würde ernsthaft zu: „Ei ei, lieber M., ist das halb sieben Uhr?“ — M. aber, dem die Parade wie eine trauliche Bürger-Freude erschien, antwortete behaglich lachend und zufrieden mit seiner Witzgabe: „I Herr Gevatter, der Kaffee wollte heute gar nicht weich werden.“

Dichter-Freiheit.

Das Podagra ist aus den Händen des Königs Ludwigs XVIII. in die Knie zurückgetreten und dies hat, zufolge des vrai Libéral, den Chevalier Chazet, als Hofdichter, veranlaßt, in einem Gedichte zu sagen: „daß der König gewohnt sey, alle seine Feinde und Widersacher vor seinen Knien zu sehen.“

Distich a.

1.

„Kunst ist nützlich dem Staat, Kunst muß man schätzen,“ ich glaub' euch's;
Nur verwechselt die Kunst nicht mit Fabrik und Gewerb!

2.

Falsch gesinnt ist die Welt, sie beut Phantome statt Wahrheit;
Drum gebähr' in der Brust zeitlich die bess're Dir!

3.

Schillern verehr' ich und Göthe'n; doch müßt' ich Jenen umarmen,
Diesem mich ehrfurchtvoll nah'n, stünden sie beide vor mir.

4.

Einstens scherzten zusammen die Schadenfreud' und der Scharfsinn,
Aus der Umarmung entstand lachend ein Söhnlein: der Witz.

5.

Willst Du kennen die treu'sten Verwandt' und die zärtlichsten Freunde?
Suche diejenigen auf, welche das Unglück verband.

6.

Wißt ihr den Unterschied zwischen äuß'rem und innerem Glücke?
Jenes beruht auf dem Aug', dieses auf Herz und Verstand!

Die Zeloten.

Schlagt mit dem Schwerte nur d'rein, will Wahrheit nimmer euch beistehn!
Uebt die Gerechtigkeit doch selbst mit dem Schwerte das Recht.
Wem ihr das Denken verwehrt, der muß einfältig euch glauben:
Aber der Menschenverstand reißet die Fesseln entzwei!

An die Gerechtigkeit.

Blinde Gerechtigkeit, sage: wozu du die Waag' in der einen;
Und in der andern Hand führest das blinkende Schwert?
„Meine Waage brauch ich, um brav Dukaten zu wägen;
Und mit dem Schwerte hau' ich — durch die Gesetze mich durch!“

* Charade von drei Sylben.

Ich saß im fernen Frankenlande —
— Die Nacht war grauß, es schien kein Stern, —
Und schrieb bei einer Fackel Brande,
Vom Lager aus, an's Liebchen fern.
Kaum hatte ich den Brief beendet,
Und ihn gelegt — so trat ein Mann
Herbei, den ich zur Post gesendet,
Und mahnte mich zur Eile an.

Die Aufschrift hatt' ich angefangen,
— Wie's Brauch ist, mit der Ersten Zug,
Da wiederholt' er sein Verlangen,
Worin er nach dem Briefe frug.
Und zürnend sagt ich ihm die Zweite,
Bis Ort und Name sauber stand,
Daß ich mich selbst der Handschrift freu'te,
Und daß sie schön sey, mir gestand.

Doch um den Vorwitz abzuhalten,
(Lack hatt' ich nicht) — drum nahm ich Brod,
Und klebt' es in des Briefes Falten,
Denn sehr erfind'risch macht die Noth.
Doch woher nun das Petschaft nehmen? —
Schnell fiel mir meine Lanze ein,
Die Dritte mußte sich bequemen
Und mir als Siegel dienstbar seyn.

Mein Hauptmann blieb vor einer Schanze,
Ein reicher Oheim starb zu Hauf',
Da wirkt' ich glücklich mir das Ganze
Auf Compagnie und Erbschaft aus.
Das ferne Liebchen sah ich wieder,
Sie ward mein Weib, und ist es noch,
Die Waffen legt' ich willig nieder,
Und trug dafür der Ehe Joch.

A. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 82.

Obhut.

---

* Vorstellungen des Theaters der Stadt Bremen während der Zeit des Freimarkts.

Sonntag am 17. October. Zum erstenmal: Die vier Temperamente, Original-Lustspiel in 5 Acten von Ziegler.
Hierauf zum erstenmal: Vierzehn Tage nach dem Schuße, Original-Lustspiel in 1 Act von Ziegler, als Fortsetzung von dem Lustspiel: die vier Temperamente.

Montag am 18. October. Zur Feier der großen Völkerschlacht: Die Schlacht bei Leipzig, Prolog von Contessa, gesprochen von Herrn Gaßmann.
Hierauf: Zriny, oder: Der Kampf für Gott und Vaterland, Trauerspiel in 5 Acten von Körner.

Dienstag am 19. October. Die Zauberflöte, heroisch-comische Oper in 4 Acten von Mozart.
Madame Göcke — die Königin der Nacht, zum Debüt.

Mittwoch am 20. October. Van Dyks Landleben, Dramatisches Gemälde in 5 Acten mit einem Vorspiel von Kind.

Donnerstag am 21. October. Herr Rochus Pumpernikel, musikalisches Quodlibet in 3 Acten von Stegmayer.
Herr Häser — Borthal, als Gast.

Freitag am 22. October. Das Donauweibchen, 1. Theil, comische Zauberoper in 3 Acten von Kauer.
Herr Häser — Kaspar Larifari.

Sonnabend am 23. October. Moses Errettung, Vorspiel in 1 Act von Klingemann.
Hierauf: Moses, dramatisches Gedicht in 5 Acten von Klingemann.

Sonntag am 24. October. Die Schreckensnacht auf dem Schloße Paluzzi, Drama in 3 Acten nach dem Französischen von Castelli.

Montag am 25 October. Oberon, König der Elfen, Zauberoper in 3 Acten mit Musik von Wranitzky.
Herr Häser — Scherasmin.

Dienstag am 26. October. Pflicht um Pflicht, Drama in 1 Act von Wolf.
Hierauf: Die Waise und der Mörder, historisch-romantisches Drama in 3 Acten von Castelli, die Musik ist von Ritter Seyfried.
Herr Häser — Babilas.

Mittwoch am 27. October. Don Juan, oder: der steinerne Gast, Große Oper in 4 Akten von Mozart.
Herr Häser — Leporello.

Donnerstag am 28. October. Neu einstudirt: Ubaldo, Trauerspiel in 5 Acten von Kotzebue.

Freitag am 29. October. Das Donauweibchen, 2. Theil, zauberoper in 3 Acten von Kauer.
Herr Häser — Kaspar Larifari.

Sonnabend am 30. October. Otto von Wittelsbach, Trauerspiel in 5 Acten von Babo.

Nro. 84.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 21. October 1819.

Die Felsenmühle.

Eine Erzählung.

Ein junger Offizier, der unter den siegreichen deutschen Heeren im Jahre 1814 dienend nach Frankreich gezogen war, befand sich zu Anfang des Spätherbstes mit seinem Regimente im Städtchen Locle*) auf neufchateller Gebiet. Das Oertchen, schon durch seinen Kunstfleiß merkwürdig genug, ward es dem Jüngling noch mehr durch die sonderbare Gegend, die selbst im herbstlichen Gewande anziehend, im Blüthen- und Blumenschmuck der mildern Jahreszeit noch unendlich reizender seyn mußte. Um das Kreuzen der Truppenkolonnen zu verhindern, war derjenigen, zu welcher unser Landsmann gehörte, ein Stillstand von mehreren Tagen geboten. Wie freudig benutzte er, mannigfach durch sorgsame Erziehung gebildet, diese Frist, um bald die dunkeln, mit herrlicher Tannenwaldung begrünten Bergschluchten zu durchstreifen, bald die ungeheure abenteuerlich ausgezackte Felswand*) zu erklimmen, die thurmhoch und thorähnlich aufgeschichtet, sich quer durch den Wiesengrund eines Thales zieht, und die zwei Hälften scheidet, von denen die eine eben so durch Fruchtbarkeit entzückt, als die andre jenseits des Felsenthores, durch Steingewölbe in eine unfruchtbare Klippenwüste verwandelt, den Blick von sich scheucht. Zum Begleiter auf seinen Zügen nahm unser junger Kriegsmann den Sohn seines Hauswirthes, einen guten freundlichen Menschen, den seine Liebhaberei für Naturgeschichte in ruhigen Zeiten oft Stunden weit vom Städtchen, ja bis über die Gränzen der nahen Franche Comte hineingetrieben hatte. Viel wußte dieser von jener Landschaft fast undurchdringlichen Waldungen voll der seltensten Pflanzen, ihren unter den Fußtritten des Wandrer's bebenden Sümpfen, vor-

*) Locle und la Chaux de Fonds bekannte Uhrmacherwerkstätten im Fürstenthume Welschneuenburg (Neufchatel).

*) Von den Einwohnern le Col de Roche genannt.

züglich aber von der wunderbaren Lage und Struktur einer Mühle zu erzählen, die oft das Ziel seiner Wanderungen gewesen *). Häuser-tief in den Felsen hatte die Natur dort einen Schacht ausgehöhlt, in dessen schwarzem Schoße sich über wildes Gestein die Wassermasse eines nahen See's mit donnerähnlichem Gebrüll herabstürzt und in der Erde verliert. Die Kunst des Menschen hatte diese Lage benutzt, und in drei Stockwerken übereinander eine Mühle von drei Gängen so in diesen Schlund hineingebaut, daß die Gewässer in jedem Stockwerke auf ein Rad fallen und das dreifache Getriebe in Bewegung setzen mußten. Dem kühnen Baue entsprach der Charakter der Gegend, dessen Bäume, Felsen und Thäler, nach des Erzählers Ausdruck, etwas Ungeheures haben sollten. Ja, der Besitzer der Mühle war eben so durch seine fast übermenschliche Stärke als Wildheit berühmt. Eingedenk derselben wollte sich der junge Uhrmacher um keinen Preis dazu verstehn, den Kriegsmann auf einem ihrer Streifzüge zu jener Mühle zu geleiten. Vergebens berief sich der Soldat darauf, daß sich ja die Franche Comté für die gute Sache erklärt habe und zum Ueberflusse von deutschen Truppen durchzogen und umzingelt sey, — endlich würden ja die Bewohner wegen der Festigkeit, mit der sie ein gegebenes Wort zu halten pflegten, gerühmt. „Alles wahr — entgegnete der Locler Bürger — allein ich weiß von guter Hand, daß gerade jener Müller mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters sich gegen die Deutschen erklärt hat. Bei ihm werden nächtliche Zusammenkünfte gehalten, wo Tausende von jungen Konscribirten sich einfinden, die Euern Durchmarsch vorüberlassend, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, in der Mühle Geld und Waffen empfangen, und dann auf Schleifwegen zu den gegenüberstehenden französischen Truppen eilen. Ja, so brav und treu dieß Völkchen ist, so hat doch der Schwindel hier und da die Köpfe der Landleute verdreht, und die Eurigen können von Glück sagen, wenn nicht in den dichten Wäldern einer aus ihrer Mitte durch das Gewehr aufrührerischer Bauern unversehens zu Boden gestreckt wird. Und ich sollte einen so milden sanften Herrn, als Ihr Euch bei uns erzeigt habt, selbst in jene Gefahr hineinbringen? Nein, da sey Gott für!“ — Dabei blieb es, und des Kriegers Bitten waren eben so fruchtlos, als der freundliche Spott, den er sich über die Zusammenkünfte mehrerer Tausende in einer Mühle erlaubte, welchen letztern Umstand er ohne weiters für eine bloße rhetorische Figur erklärte. Als die beiden ziemlich spät von ihrer Wanderung zurückkehrten, nahm sich der Offizier vor, nächsten Tages, wenn das Regiment liegen bleibe, nach der Gegend allein hinüber zu reiten. Mit diesem Entschluße legte er sich zur Ruhe, und was ihm bis jetzt in der Wirklichkeit versagt geblieben, das gewährten ihm, gleichsam vorkostend, wunderbare Träume. Von ihnen ward er nach dem höchst romantischen Thale zum See Estalieres geleitet. Dort stieg er, bald in Begleitung des berüchtigten Müllers, der mit bestäubtem Gesicht und durchnäßtem Kittel, ihn mit harter Faust und grimmigen Blicken in die rauschenden Räder hinabdrängen wollte, bald an der weichen Hand eines reizen-

*) Diese merkwürdige Mühle, schon in der Franche Comté liegend, befindet sich nahe am See Estalieres, dessen Wasser sie aufnimmt. Die Flut verliert sich unter der Erde, und bildet eine Stunde davon die Quelle eines Flußes, — angeblich der Reuß. Auf der Charte von Neufchatel des Hrn. v. Merveilleux ist sie angegeben.

den Mädchens, in das unterirdische Werk hinab, wo sie mit warnendem Finger eine Stelle am Boden zeigte, die er zu betreten sich hüten solle. Beängstigend warfen diese und ähnliche Bilder den Jüngling auf seinem einsamen Lager hin und her, als er durch ein starkes Rütteln am Arme in die Wirklichkeit gerufen ward. Bei'm Erwachen stand der Korporal mit der Schreibtafel vor ihm; der Sohn des Hauswirths leuchtete, und konnte die Thränen nicht verbergen, die seine Wangen herabrollten. Der Befehl lautete dahin, daß der Offizier zum Quartiermachen beordert sey und sogleich aufzubrechen habe. Sobald es Dienst galt, war unser Held ganz bei der Sache. Indeß man die Pferde sattelte, rüstete er sich völlig und suchte auf seiner Charte die ihm vom Offizier des Generalstabes bezeichneten Ortschaften. Es war die Franche Comté, wohin die Truppen um weitläuftiger zu liegen, delogirt wurden, und war seine Charte richtig, so mußte die Felsenmühle in jener Gegend liegen. Der trübselige Blick des jungen Menschen, den er deshalb befragte, rechtfertigte seine Voraussetzung. „Ehrliche Seele," rief er, den Jüngling umarmend und die Treppe hinzueilend, „Du wärst nicht zum Soldaten geboren! Gieb Acht," setzte er, sich auf den vorgeführten Rappen schwingend hinzu, „ich finde in jener Mühle ein treffliches Quartier, und Du mußt dem Manne noch Abbitte thun!" — Gott gebe es! seufzte der Furchtsame und trat in's Haus zurück, während das Kommando in die Finsterniß hineintrabte.

Bisher hatte der Herbst immer noch mit liebreicher Milde seine Herrschaft behauptet, und der junge Kriegsmann, dessen weichem Herzen auch zartere Gefühle nicht fremd waren, hatte mit sehnsüchtigem Heimweh die Scharen bunter Waldessänger bemerkt, die aus Deutschland kommend, in den letzten Sonnenblicken sich auf hohen Distelsträuchen versammeln, emsig die karge Nahrung suchen, und dann dem wärmern Süden zueilen *). Aber nun begann der Winter sein Recht geltend zu machen, und der scheidende Herbst wich vor dem rauhen Sieger. Der Morgen erschien trüb und neblig. Wilder Sturm sauste durch die Waldungen, indeß ein dichtes Flockengewimmel, das unausgesetzt anhielt, Thäler und Berge weiß färbte. Dichter in ihre Mäntel gehüllt, zog die behelmte Reiterschaar daher, und kein heiteres vaterländisches Lied, kein vertrauliches Gespräch entquoll den festgeschlossenen Lippen. Gegen Mittag war man an Ort und Stelle. Ein paar Walddörfer, Cerneux und Pecquignot genannt, waren den Regimentern bestimmt und die nöthigen Anordnungen bald getroffen. Allein bei dem noch immer fortdauernden Schneewetter und den grundbösen Wegen war es unmöglich, daß die, die Brigade begleitende Batterie, dieselbe Straße einschlagen konnte. Der Offizier quartierte daher seine Mannschaft ein, ließ einen Korporal mit dem Auftrage, die Ankommenden vorschriftmäßig unterzubringen, zurück, und eilte, nur von ein paar Reitern begleitet, die andere ihm angegebene Straße über den Sarrazin-Berg zu besichtigen. Sie ward zweckmäßig befunden, einer der Reuter den Kanonen entgegengesandt, der andere am Eingange des Waldes postirt, wo sich die Wege kreuzten. Der Offizier, der — er wußte es wohl — vom Kommandeur ungern in seiner Nähe vermißt wurde, ritt dem Hauptquartiere wieder zu. Allein, mochte den

*) Tausende von Stieglitzen und Zeisigen kommen im Herbste hier an, kernen die trockenen Distelköpfe aus, weshalb man sie Chardonnerets nennt, und setzen dann die Reise fort.

Einsamen ein neckendes Trugbild irre geführt, mochte das fortstürmende Wetter die Wege verweht haben — als er nach einer im raschen Trabe zurückgelegten Strecke um sich blickte, ward er gewahr, daß der Wald, anstatt sich zu lichten, immer dichter zu werden begann. Er besann sich einen Augenblick, und lenkte sodann nach der Gegend zu, in welcher er bei'm Herreiten das steinerne Kreuz mit den drei Thürmen des spanischen Wappens bezeichnet *) erblickt hatte. Allein vergebens. Das Waldesdunkel griff wie mit verlangenden Armen immer gewaltiger nach ihm aus, das Schneegestöber wurde immer dichter, und der Boden, anstatt sich zu heben, begann sich thalein zu senken. Es blieb dem Kriegsmann kein Zweifel an der verdrüßlichen Gewißheit übrig, daß er sich verirrt habe. Noch überlegend, was bei dem schon sehr herannahenden Abend zu thun sey, vernahm er das Knistern von Fußtritten auf dem mit Tannenreisig belegten Boden. Eine hohe Mannesgestalt in geringer Kleidung, einen gewaltigen Hebebaum auf der Schulter, schritt in einiger Entfernung vorüber. Unser Held besann sich keinen Augenblick, den riesigen Wandler anzurufen, der sich ihm sogleich näherte. Auf Befragen erfuhr der Offizier, daß er in der That die rechte Straße gänzlich verloren. Wollte er aber — so schlug der Waldmann vor — mit ihm in der Thalmühle übernachten, so könne er morgen auf Fußsteigen bei dem Regimente noch vor dessen Aufbruch anlangen. „Wie heißt das Dorf zu dem die Mühle gehört?" fragte jener. Sie liegt allein — erwiederte der Mann — man nennt sie nur die Felsenmühle von Etalieres, und ich bin der jetzige Besitzer! Wer war froher als der Offizier, nicht nur eine gute Herberge für Mann und Roß, sondern auch gerade die so erwünschte Gegend so zufällig getroffen zu haben! Zwar fiel ihm sein Traum, und des jungen Uhrmachers in Locle Bedenklichkeiten ein, und obgleich der Müller nicht eben Räubermäßig aussah, so hätte doch seine riesige Gestalt, sein finstrer Blick einem minder Beherzten wohl einiges Grauen einflößen mögen. Unser Held hieß den Wegweiser voranschreiten, und stieg, da der eingeschlagene Fußpfad immer steiler bergab ging, vom Rosse, das er hinter sich herführte. So schritt er vertraulich plaudernd, seinem ziemlich wortkargen Führer nach, indeß die spitzen Wipfel der Waldbäume immer höher über ihn empor stiegen, die schwarzen nackten Felsen sich immer schroffer und zackiger an ihm hinabspalteten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Franche Comte gehörte ehemals zum römischen Reiche, unter dem Namen der Freigrafschaft Hochburgund. In dieser Eigenschaft bekam sie König Philipp II. von Spanien von seinem Vater Karl V. Frankreich eroberte sie 1668 und 1674 und behielt sie endlich zu Folge des Nymweger Friedens. Daher schrieben sich in den Wäldern dieser Landschaft die häufigen steinernen Heegesäulen mit den drei Thürmen des kastilischen Wappens.

* Für Gemälde-Liebhaber.

(Beschluß der in Nro. 68 abgebrochenen Beschreibung.)

Thiermalerei.

So wie wir Blumenstücke durch Insekten belebt sehen, so sind die Landschaften wieder durch größere Thiere und Viehheerden belebt, wodurch sich auch diese Fächer die Hände reichen — eine Combination, die, wenn wir nicht irren, schon von Anderen gemacht ist, wenn gleich sie Manchen gehaltlos scheinen mag. Außer einigen Geflügelstücken von Jan van Oolen (der Name steht darauf; er war ein Nachahmer von Hondekoter), einem Taubenstück von dem

Hamburger Franz Werner Tamm, aus der Lynarschen Sammlung, Hirtenscenen mit Viehgruppen von K. Roos im Potterschen Styl (der Name K. Roos steht auf einem dieser Bilder), einem recht guten und sehr fein ausgeführten Geflügelstück von Jacob Bogdan (einem ungarischen Maler) mit einem schönen Haushahn, einem Eisvogel u. s. w. (wenn wir nicht irren, steht auch der Name darauf) — ferner zwei kleinen Landschaften mit Viehgruppen von dem braven Künstler Professor Weitsch in Braunschweig, gezeichnet F. Weitsch. 1765) einem sehr gut gemalten Fruchtstück mit einem Eichhörnchen und zwei Papageien von dem Italiäner Fiori (auch vom Schloß Drakenburg, und darauf in der Sammlung des Kaufmanns Hrn. Sanders befindlich, so wie die Kleopatra u. s. w.), noch 2 anderen Stücken mit Hühnern u. s. w. — gehört hierher eine sehr gute verdienstvolle Kopie nach Franz Sneyers, mit todtem Wildprett und einem Jagdhunde, von dem bremischen Maler Schumacher sehr fein und fast zur Täuschung ausgeführt. Dieser fleißige Künstler soll etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Bremen gelebt, aber nur Kopien nach den berühmtesten Meistern verfertigt und niemals selbst ein Original zu malen sich zugetraut haben. Vielleicht dürfte man daraus folgern, daß die Bilder der Meister, die er kopirte, damals in Bremen vorhanden waren; schwerlich aber sind sie noch jetzt hier. Er soll indeß auch Porträts gemalt und namentlich einige hier lebende Personen porträtirt haben, wie z. B. den verdienstlichen bremischen Bildhauer Frese in Pastell, und dessen Bild in ganzer Figur mit vielen kleinen Nebenwerken, in Oel, das in der Sammlung des sel. Hrn. Senator Berk befindlich war, und andere. Wir finden seiner in Hrn. Pred. Rotermunds bremischen Lexicon nicht erwähnt, obwohl andere Künstler darin angemerkt sind. — Noch gehört hierher ein neues Viehstück von Hrn. J. H. Menken, worauf zur Rechten vor einem Bauernhause ein Theil einer Heerde ausruht, Hühner umherlaufen, im Vorgrunde ein Schaf weidet und in der Ferne noch mehrere Rinder grasen. Das bekannte Bild von Potter: „die pissende Kuh" gab Anlaß zur Entstehung dieses Gemäldes; es stellt denselben Gegenstand, aber unter ganz andren Umgebungen, vor; jenes Bild, das bekanntermaßen vormals in Kassel, jetzt wahrscheinlich in Petersburg sich befindet, gab nichts weiter als die Veranlassung dazu. Gegenwärtiges Stück verdient gewiß wegen seiner guten Behandlung einer rühmlichen Erwähnung; es ist zwar nicht aufs feinste ausgeführt, sondern mehr breit gemalt, aber dies ist kein Vorwurf. Soll bloß eine mühsame und ängstliche Ausführung den Ausschlag geben, so ist dem Künstler alle Freiheit benommen, er kann sich nicht mehr mit Freudigkeit und regsamer Schöpfungskraft in seinem Kreise bewegen, er muß nur zu häufig seine Ideen einer einzelnen Forderung aufopfern. Es wird an diesem Bilde auch nicht getadelt werden, daß der Rücken der Kuh eine völlig krumme Linie ohne Unterbrechung bildet, und die Biegung des Schwanzes so auffallend ist. Beides ist genau und treu nach der Natur beobachtet, wenn es auch gerade nicht den Schönheitssinn vollkommen befriedigt — Noch erwähnen wir zweier kleinen Pendants, die mit dem Monogramm L bezeichnet sind, und auf deren einem eine liegende Schlange zwischen Disteln, auf dem andern ein Frosch zwischen Blumen äußerst zart und nett ausgemalt sind; besonders ist die Glätte und Schlüpfrigkeit der Schlange täuschend und zur Befriedigung jedes Kenners gelungen. Der Meister ist wohl nicht leicht zu

bestimmen. — Ferner noch ein Bild mit einem Storch und Kranich im Schilfe — vielleicht von dem Niederländer Collard; eine kleine Skizze mit Vieh auf der Weide von Hrn. J. H. Menken, mehrere Bilder nach Berghem, Wouvermann, Lingelbach, Dujardin und andren kopirt oder in deren Styl gemalt, aus der Sammlung des verstorb. Hrn. Senator Droste. —— Noch mögen hier bei Gelegenheit der Landschaften 2 kleine Stücke, wahrscheinlich von Dieterich, genannt werden, auf deren einem eine hochgewölbte Brücke; beide verrathen einen sehr geläufigen Pinsel, wenn auch vielleicht etwas zu viel Manier. Zwei andere große vortreffliche Landschaften mit vielen Figuren, auf einem Flusse zu Schiff fahrend, ein Schifferstechen und ein Dorffest darstellend mit: F. Manns 1679, bezeichnet, — für das Auge ansprechend, stellenweise wie de Vries gemalt. Zwei große Seehäfen mit zahllosen Figuren am Meerstrande, mit Waaren, Schiffen u. dgl. beschäftigt, von Breughel, im bläulichem Lokalton, aus der Sammlung von Syndikus Post mit erstaunlichem Fleiß und großer Geduld ausgeführt, und das Auge lebhaft beschäftigend. Eben dies gilt auch von einer andern sehr fein ausgeführten Landschaft z. B. eins von unserm Hrn. Berkenkamp nach Berghem (ein Mondschein) von Drogsloot, einen Dorfjahrmarkt vorstellend, gezeichnet: I. C. D. S. 1655; es erinnert an die bekannte Scene in „Van Dyks Landleben." Zwei Seestücke mit dem Namen H. Reskom 1725, eines englischen Malers, bezeichnet, in der Manier von Vroom aus Breughels Schule, Schiffbruch und Sturm darstellend. Zwei gute Seehäfen von Stuhr gezeichnet J. F. Stuhr, mit vielen Figuren. Zwei Kopieen nach Einem Bilde von Wilhelm van de Velde, eine Seekanonade vorstellend. Eine Landschaft mit einer Wassermühle, worauf es schneit — Winterstück von unbekannter Hand. Seestücke vielleicht nach Bonaventura Peters. Zwei Landschaften mit Gewitter ꝛc. von dem bremischen Maler Herrn Bleydorn dem älteren. — Eine Kopie nach Thomas Wyk, wovon das Original sich in Herrn Merlins Sammlung befand, einige Bauern vorstellend, die in einer Höhle einen Stein wegwälzen u. d. gl. — Ein Seestück mit B. L. B. bezeichnet, das sich vormals auf dem Schütting befand, vielleicht Kopie nach Backhuysen, oder die älteren hanseatischen Schiffe vorstellend. Eine große Landschaft mit vielen Figuren in der Manier von Jesaias van der Velde und mehrere andere. —

Unter den Porträts mögen noch etwa folgende genannt werden: ein Gelehrter vielleicht von Amiconi (en face), ein Profilkopf von Manfredi (?) eine alte Frau nach Govert Flink, eine andere alte Frau mit der Spindel (sehr beschädigt, aber so gut, daß es immer von Rembrand seyn könnte,) das Portrait einer vornehmen Frau in der alten bremischen (?) Tracht, ein sehr altes Bildniß des Gelehrten Petrus de Potter, mit dessen Namen bezeichnet und mit dem Beisatz Anno Dom. 1596, aet. suae 66. mo. (In Rothermunds Lexicon stehen 2 Bremer, Namens de Potter; es wäre immer möglich, daß diese bremische Familie mit der des Malers Potter verwandt wäre.) Mehrere ovale Porträts aus der Familie Ludwigs XIV oder XVI, und endlich das Porträt des Malers Franz Hals, kopirt von Herrn Berkenkamp. — Unter den Gesellschaftsstücken verdienen noch einer Erwähnung; eine Kinderstube (gezeichnet: F. Carre 1655), ein Laborant nach Rembrandt, eine Gruppe Figuren nebst einem Hunde, der mit dem Kopf eines geschlachteten Thieres spielt u. s. w.

Stillleben.

Mit diesen Gemälden mag der Beschluß dieser Beschreibungen gemacht werden, da solche Gegenstände zur leblosen Schöpfung herabsinken, wiewohl sie für Manchen von dem höchsten Interesse seyn können. Ein sehr altes Stilleben (vielleicht von dem älteren van Aelst) mit Pokalen, Spielkarten, Gefäßen und Nautilusschalen, Krebsen auf einem Teller u. s. w., 2 andern mit gedeckten Tischen, gefüllten Römern, Citronen ꝛc., ein kleines gutes Stück mit Konchylien, das erwähnte Memento mori mit einem ausgelöschten Licht, u. a. können in jeder Sammlung mit Recht aufgestellt werden. Auch 2 große mit Trauben und todtem Geflügel aus Graf Lynars Sammlung, obgleich von wenigerem Werth, ergötzen doch angenehm das Auge; eben so ein Blumen- und Insektenstück von Otto Marcellis, und ein kleines Fruchtstück wahrscheinlich von Abraham Mignon, der auch wohl das Blumenstück gemalt hat, das mit: Rachel Ruysch 1693 gezeichnet ist. Ein sehr schönes Fruchtstück von dem Hamburger Ernst Stuvens mit einer Pfirsche, auf welcher eine naschende Fliege sitzt von höchster Wahrheit; (wir werden von dem bizarren und ekcentrischen Charakter dieses Hamburgischen Malers, der in Amsterdam lebte, 1657 geboren und etwa um 1700 gestorben ist, anderswo Nachricht geben) und sodann ein lieblich ansprechendes Frucht- und Blumenstück mit einem reichen Feston, um eine in der Mitte befindliche Nische oder Kamin mit Stuckaturarbeit gewunden, von David de Heem, gehören zu den ausgeführtesten und schönsten Bildern der gegenwärtigen Gemäldesammlung.

Der Thau und die Sonne.

Der glänzende Thau gewann die Liebe der Sonne und ihm weihete sich die Königin des Tages. Jeden Morgen, wenn er noch im Schooße seiner Schwester Flora schlummert, weckt sie ihn mit zärtlichen Küßen auf, und winkt ihm hinauf nach ihrem goldenen Throne, und heißt ihn, sich neben sie setzen, wenn sie im herrlichsten Glanze am Himmel pranget, und Aller Augen durch ihre Schönheit blendet; dann ist sie so ganz glücklich im Gefühl seiner Nähe. Dann aber, wenn Aller Blicke auf sie gerichtet sind, erwacht in ihm die Eifersucht; von Keinem außer von sich, will er sie gesehen wissen, darum flieht er zürnend von ihr und holt seinen Bruder, den Nebel, aus seiner feuchten Wohnung; mit ihm stellt er sich zwischen Himmel und Erde, und verhüllt seine Geliebte. Nicht aber vermag er es lange so zu wüthen, denn er sieht sie selbst ja nun nicht; reuevoll sinkt er nieder und würde aus Schaam vergehen; sie aber hebt ihn auf und verzeihet großmüthig dem Schwachen, und in ihrer vorigen Würde und Größe schaut sie herab, schöner noch als zuvor, im Bewußtseyn ihrer Unschuld.

* * *

Nur allein das schöne Bewußtseyn höchster Reinheit, macht das Herz nachsichtig gegen Anderer Mißtrauen, und lehrt es großmüthig verzeihen, wenn ein Schuldbewußter zürnet und auf Rache sinnt; im Glanze seiner Würde strahlt es durch den Nebel der Verläumdung unbeschmutzt, und beschämt seinen Neider.

Blüthen.

Sanftmuth.

Sanftmuth ist eine Zierde des Gemüths, ist eine so liebenswürdige Eigenschaft, daß jeder

sie schätzt; aber auch jeder leicht mißbraucht, wenn er sie an einem andern bemerkt. — Das Lämmchen frißt der Wolf, den Löwen läßt er laufen!

Es ist kein Mensch so gut und billig, daß er nicht zuweilen es sich erlauben sollte, im Verkehr mit sanftmüthigen Leuten, die, wie die sanftmüthigen Völker, zur Sklaverei geboren sind, eine Art von Oberherrschaft sich anzumaßen. Denn jeder Mensch, nur nicht der Sanftmüthige, ist, in seiner Art, ein Eroberer, und hat ihm die Geburt nicht zum Throne eines Reichs bestimmt: so beherrscht er doch gerne, von seinem Hausthron herab, einen oder einige Unterthanen und spielt den König in der Wallnußschaale!

Wo der Strom am flachsten ist, da wadet jeder hindurch; aber vor den Tiefen hütet man sich! So geht es auch den Sanftmüthigen: jeder versucht es wenigstens, ob er ihn nicht umrennen, überreiten oder überfahren kann!

Ich behaupte aber, der Mrnsch vermag allerdings so viel über sich, wenn er nur die nachtheiligen Folgen einer übertriebenen Sanftmuth bedenkt; — wie solche ihn unwiederbringlich in Sklaverei stürzet, und ihn in so viele unangenehme Verhältnisse und Lagen verstrickt, wider seinen Willen, daß er sich mit hohem Ernste bewaffne und entschlossen jedem Zudringlichen zurufe: lasse mich endlich in Ruhe, oder ich mache Gebrauch von meinem Hausrechte!

Gedanken.

Von dem ersten Gedanken im Leben bis zum letzten, — es ist nur eine einzige, zusammenhängende Kette, ein fortlaufender Strahl, der, wie ein Blitz, aus der Dunkelheit hervorbricht, und in der dunkeln Nacht des Todes sich wieder verliert!

Nicht zu gleicher Höhe erheben sich die Gedanken des Menschen, nicht in grader Richtung; bald im Zickzack, wie der leuchtende Blitz, bald sich senkend und wieder hebend, fliegen sie dahin. Jemehr aber der Gedanke — mit irdischen Theilen, möchte ich sagen, untermischt ist, um so mehr nähert er sich auch, angezogen von ihr, der Erde. Vielleicht giebt es Menschen, deren Gedanke sich nie, oder doch selten, über die Erde hinaus erheben; aber solche sind auch näher dem Thiere, als dem Menschen verwandt. Vielleicht giebt es Menschen, deren Gedanken wieder, ich will nicht sagen: nie, doch selten die Erde berühren, und diese sind näher den Geistern, als den Menschen verwandt! Zwischen diesen beiden Polen, dem sinnlichen und dem geistigen, finden wir das Menschenleben in seiner schönsten Blüthe! Finden wir da, wo die Grazien zweier Welten zusammenfließen, auch nur den Seegen zweier Welten!

Der Natur nach soll der Gedanke, in seinem Anfange, niedrig über die Erde hinschwebend, allmählig sich erheben und im reifen Alter seine größte Höhe erreichen; endlich aber, wenn das Sterbeglöcklein ertönt, von allen trüben Erinnerungen des lastenden Lebens befreit, durch des Himmels leuchtende Pforten, bis zu dem erhabenen Throne des Allvaters sich empor schwingen!

---

* Wunsch.

Mehrere Freunde des Schauspiels, die zugleich Liebhaber der Reitkunst sind, wünschen sehr, daß der hier anwesende Herr Blondin früher als zu der angesetzten Stunde seinen Circus eröffnen möge, um während der Freimarktzeit auch das Vergnügen des Theaters zu gehöriger Zeit genießen zu können.

Sie hoffen, daß der Herr Blondin diesen billigen Wunsch entsprechen wird, da ein früherer Anfang dieser Reitkünste zu dessen eigenem Vortheil gereichen wird.

Am 20. October 1819.

Auflösung der Charade in Nro. 83.

Anwartschaft.

Nro. 85.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 24. October 1819.

* Lied.

Alles welkt! — mit Blumenkränzen
Schmückt der Lenz den bunten Pfad,
Bis in raschen Horentänzen,
Falb und bleich der Herbst sich naht,
Und den Todtenkranz sich flicht.
Alles welkt — doch Hoffnung nicht!

Alles sinkt! — des Lebens Wellen
Rinnen sanft — und rauschen wild.
Sterne, die den Pfad erhellen,
Manches ewigtheure Bild,
Kränze, die der Ruhm sich bricht,
Alles sinkt — doch Tugend nicht!

Alles wankt! — der Menschen Worte
Sind aus leichtem Stoff gebau't.
Durch der Zukunft eh'rne Pforte,
Dringt kein leerer, nicht'ger Laut.
Was der Mund des Menschen spricht,
Alles wankt — doch Treue nicht!

Es vergeht! — was hier im Staube,
Süß und weh' das Herz bewegt;
Der Vergänglichkeit zum Raube,
Was die Mutter Erde trägt.
Auch der Freude holdes Licht,
Es vergeht — doch Freundschaft nicht!

Alles Traum! — nur leicht gewunden
Ist des Lebens Freudenkranz,
Und von seinen schönsten Stunden,
Bleibt nur der Erinn'rung Glanz.
Das Vollkommne blüht hier nicht,
Alles Traum — doch Liebe nicht!

So soll Hoffnung mich begleiten
Auf der Tugend milden Bahn,
Treue mir den Weg bereiten
Freundschaft ewig jung mir nah'n.
Und der Kranz, den Liebe flicht,
Welke mir im Herbststurm nicht!

A. Daeves.

Die Felsenmühle.

(Beschluß.)

Schon donnerten die Wasser näher; man hörte das Seufzen der Räder, das Klappern der Werke, und bald blinkte ein Licht, gleich

einem tröstenden Sterne, den Wandernden entgegen. Noch einige Felsstufen und man schritt in das enge Gehöft, wo die erste Sorge war, das Roß gut unterzubringen. Der Müller — so lehrte es der Augenschein — wußte mit Pferden umzugehn — deshalb überließ ihm der Soldat gern diese Sorge, und trat auf den gepflasterten Flur, auf dem nach dortiger Sitte ein großes Feuer brannte, worüber an einer aus dem Schornstein herabhängenden Kette ein Kessel schwebte. Wie angenehm ward der Jüngling überrascht, als ihm hier eine Gestalt seines Traumes — ein schlankes Mädchen, mit dem lieblichsten Gesichtchen entgegentrat, aus dessen schwarzen Augen Herzlichkeit, Unschuld und Melancholie in wunderholder Mischung zum Herzen des Fremden sprachen. Zitternd nöthigte sie ihn in das nahe mit Bohlen gedielte Stübchen, wo sie einen langen tannenen Span, auf einer Art Wachsstockscheere befestigt, anzündete, und ihn leise fragte, ob er etwas zu genießen beföhle. Unser junger Kriegsmann, dessen zartes, gefühlvolles Herz überall bemüht war, durch möglichste Schonung und Milde das Elend des Krieges selbst in Feindes Land zu mildern, ward von dem weichen traurigsüßen Laut dieser Stimme aufs tiefste bewegt. Der Landessprache vollkommen mächtig, bemühte er sich vor allen Dingen, das holde Geschöpf auf das Liebreichste zu trösten und ihr die Ursache ihres Kummers und der Silberthränen abzufragen, die sich noch häufig unter den langen seidnen Wimpern hervordrängten. Marianne, so hieß das Mädchen, widerstand dem Zauber des Mitgefühls nur kurze Zeit, und erzählte, daß vor einigen Stunden ein Trupp feindlicher Jäger hier gewesen, die ihnen mehrere Stücken Vieh — einen Hauptreichthum des Landes — getödtet, ja sogar ihren zwölfjährigen Bruder, angeblich als einen Konscribirten, mit sich fortgeschleppt hätten, weshalb ihnen der Vater im Walde nachgespürt. Sie selbst sey durch die Flucht in eine Felshöhle Mißhandlungen entgangen, aber noch in dieser Nacht hätten die Freibeuter zurückzukehren verheißen, und wenn sie die versammelten Konskribirten, von denen man ihnen gesagt, nicht gefunden, so solle ihr Bruder vor ihren Augen erschossen und die Mühle angezündet werden. Ihr eignes und des Vaters Schicksal habe sie noch nicht einmal bedacht. Aber ihr Bruder sey unschuldig wie ein Kind, das könne sie beschwören: seit mehrern Tagen sey kein Franzose in die Mühle gekommen. Der Offizier, durch ihre Schönheit und durch sein Mitgefühl eben so zu ihr hingezogen, als durch die gesetzwidrige Grausamkeit jener Plündrer empört, versprach ihr auf das feierlichste Schutz und Rettung, so wie das Leben ihres Bruders. — Der Müller trat eben ins Gemach. Kalt und verschlossen, wie er sich auf dem Herwege erwiesen, zeigte er sich auch jetzt, als der Offizier ihm sein Beileid wegen des Vorgefallnen bezeugte. — „S' ist Krieg — sagte er bitter lächelnd — da gilt das Recht des Stärkern!" — Aber Euer Sohn, Eure schöne Tochter — rief der Kriegsmann unwillig über des Vaters eisige Kälte. „Hm — entgegnete dieser — mögen sie sie schlachten; sie werden ihre Rächer finden!" Marianne weinte vor Entsetzen bei diesen Worten, aber der Jüngling rief hitzig: Nein, so lange ich lebe — das schwöre ich Euch, soll weder Euerm Knaben noch diesem Engel hier ein Haar gekrümmt werden! — „Ja, ja," murmelte der Vater dumpf und schlich hinaus. Marianne beschwor den Offizier, sie nicht zu verlassen. Er wiederholte ihr seine Betheurungen. Dabei nahm er sie in seine Arme, drückte ihr blühendes Haupt an seine Brust und liebkoste ihr so zärtlich und doch

so ehrerbietig schüchtern, daß Marianne wohl einsah, der schöne feindliche Jüngling meine es treu, und kein Arges wohne in seiner Seele. Willig gab sich das reizende Mädchen so zarten Liebkosungen hin, und als sie, nicht ohne Erblassen, die Erzählung, wie er sie im Traume vorhergesehen, angehört, da warf sie sich stürmisch an seinen Hals und rief schluchzend: „Ja, du edler Fremder, auch ich will Dich schützen, und nur über meine Leiche sollen sie den Weg zu Deinem Herzen finden!“ — In hoher Bewegung verließ sie das Stübchen. Der Offizier sah ihr lange und gedankenvoll nach: da sie nicht wiederkehrte, so beschloß er, in dessen Augen kein Schlaf gekommen war, die Mühle nun doch zu besehen, da er sich einmal darin befinde. Zu dem Ende trat er auf den Flur; das Feuer war niedergebrannt, und die matten Lichtblicke, die der verlöschenden Glut entstiegen, huschten, abentheuerlichen Gestalten gleich, an den dunklen Wänden umher. Zu seiner Seite stand eine schmale Pforte offen, die er vorher nicht bemerkt. Wasserdampf und das Sausen der Räder scholl von da herauf. Der Offizier erkannte den Eingang in das unterirdische Werk. Er holte deshalb den noch brennenden Spahn aus dem Zimmer und wollte hinab. „Wohin?“ scholl es dumpf herauf, und in der Tiefe ward der Müller mit der Lampe an der Brust sichtbar. — Das Werk will ich sehen — rief der Soldat. — Geduld! — kam es zurück — ich werd' Euch führen! Jetzt war der Müller herauf; eine blanke Axt dröhnend bei Seite werfend, sagte er, wie heimlich lächelnd: „Laßt doch Euern Säbel oben!“ — Er ist mir nicht im Wege, — entgegnete der Soldat unbefangen. „So, so, — meinte jener — nun so folgt mir nur!“ —

Es ging nun eine, aus rohen Felsstücken von der Natur gebildete, von Menschenhänden fast gar nicht verbesserte Treppe hinab, deren Stufen und Seitenwände vom stäubenden Wasserfall tropften. Nach ziemlich langem Steigen sagte der Müller: Nun sind wir im untersten Werke! — Und was rauscht unter unsern Füßen fragte der Soldat. Wasser — lachte jener — etwa ein funfzig Klaftern tief! Er drehte sich bei diesen Worten um, seine Lampe am Gebälk aufzuhängen, in dem Augenblicke ward er an der erleuchteten Felswand den Schatten einer Hand sichtbar, die mit aufgehobenem Finger zu warnen schien. Eh' der überraschte Jüngling fragen konnte, faßte ihn der Müller, wie scherzend, bei beiden Schultern: Seht Euch nun recht um — grinzte er heimtückisch, ihn nahe an das ungeheure Rad drängend, das mit seinen triefenden schwarzen Speichen vor ihnen niedersauste. Laßt mich los — rief der Offizier streng — ich will nicht näher! — Glaub's wohl — lachte jener, ihn riesenkräftig um die Mitte des Leibes fassend und hoch empor haltend, um ihn desto gewaltiger zwischen die Räder hinabzuschleudern — Haltet ein! — rief eine Stimme — oder, so war Gott lebt, ich stürze mich vor Euern Augen hinab! — Es war Marianne, die ihre Kleider zusammenraffend schon den Fuß auf die schlüpfrige Welle setzte. Der Müller ließ den Jüngling los, der mit herausgerissenem Säbel ihn niederzustoßen entschlossen war. — Vergebt ihm — flehte die Tochter — denn auch wir haben Nachricht, mein Bruder, mein armer kleiner Bruder ist von den Eurigen erschossen worden! — Ein fürchterlicher Augenblick! Schmerz, Rachsucht und Mitleid durchwühlten die Gemüther. Marianne erholte sich zuerst, gab dem Vater die Lampe, hieß ihn voransteigen und folgte mit dem Jüngling. Oben empfing sie neuer Schreck. Die feindlichen Jäger waren zurück, ihre Nachforschungen vergeblich gewesen.

*

Der Knabe war entsprungen; im Rausch des Trunkes und Zornes wollten sie sich an den Bewohnern rächen. Beherzt warf sich unser Jüngling der führerlosen Bande entgegen. Vergebens war Bitten und Drohen. Grausamkeit und thierische Lüsternheit flammte aus aller Augen. Aber dem ersten, der mit frecher Gier die ehrenschänderische Hand nach dem todtbleichen Mädchen ausstreckte, fuhr des Offiziers Säbel durch die Brust; ein fürchterlicher Kopfhieb streckte den zweiten zu Boden. Jetzt erst, als zwei ihrer Kameraden blutend sich zu ihren Füßen wälzten, besannen sich die Rasenden. Jetzt erst vernahmen sie ihres Landsmannes und Obern Stimme, der ihnen mit brennenden Worten ihre Unthat vorwarf, und ihnen, deren Gesichter ihm wohl bekannt waren, schwur, daß sie ohne Gnade erschossen werden sollten, wenn sie nicht sofort von ihrem schändlichen Vorhaben abstehn und die Mühle verlassen würden. Der trunkne Muth verflog. Die Schützen kehrten zu ihrer soldatischen Pflicht zurück und entfernten sich ungesäumt. Da flog Marianne an ihres Retters Brust, Thränen des Dankes weinend und der Liebe. O, daß ich vornehm wäre — rief sie begeistert aus — daß ich sagen dürfte, hier Geliebter, Dein sey dies Herz und diese Jugend mit allem ihrem Reiz! — Sprichst Du Ernst, holdes Mädchen — entgegnete der Jüngling, die Arme ausbreitend — so komm an dies Herz, das frei ist, und vom ersten Augenblicke an Dein gehörte! — Marianne zögerte eine Sekunde, furchtsam nach ihrem Vater blickend, dem Thränen aus den so lange trocknen Augen stürzten. O komm, komm geliebte Marianne — rief der Soldat mit dem Accent der innigsten Liebe — komm an dies Herz, das Dich unauflöslich liebt. — Länger widerstand sie nicht; an seine Brust gezogen, ruhten ihre heißen Lippen auf den seinigen, und ihre Seelen flossen in einander. Da zertrümmern donnernde Schläge die schwache Thür; kaum bricht sie zusammen, so schmettern Flintenschüsse durch die Lücke und der Jüngling sinkt blutend in Mariannens Arme. Vergebens belehrt der Müller die nachstürzenden aufrührerischen Bauern, die den Mörder des kleinen Eustache getödtet zu haben glauben, daß sie einen Unschuldigen verwundet, daß der Knabe, der eignen Aussage seiner Verfolger nach, ihnen entsprungen sey — sie durchsuchen das ganze Haus nach jenen Feinden und zwingen endlich den Müller, sie in den Wald hinauszuführen, wo sie der Spur derselben nachfolgen wollen, bis sie sie erreicht haben. Indeß sitzt Marianne allein mit ihrem Schmerz, den todtwunden Geliebten im Schooß. Alle Sorge ist umsonst, er fühlt sein Ende und haucht seinen letzten Odem unter ihren Küssen aus. Wer malt der Unglücklichen heißwüthenden Schmerz? Fest drückt sie das dunkellockige blutige Haupt des Todten, fest seine bleichen Lippen an ihr zärtliches Herz, als wollte sie sein fieberhaftes Schlagen auf ewig hemmen. So findet sie der nächste Morgen, vom wüsten Gelärm des leer gehenden Mühlwerkes umsaust. Da donnern Rosses Hufe, Stimmen rufen. Es sind Feinde, Landsleute des Geliebten, seine Rächer! Man ruft seinen Namen! Schnell überblickt Marianne ihre Lage. Der Sprache unkundig, wird ihren Thränen keiner glauben. Schimpf und Entehrung, in jedem Falle Trennung vom Geliebten ist ihr Loos. Eilig hebt sie das Seil von der Wand, schlingt es um den Leichnam und läßt ihn ins niederste Stockwerk der Mühle herabgleiten. Die Lampe vor der Brust steigt sie nach. Mit leisem Tritt berührt ihr Fuß die Stelle, vor der der Schatten ihrer Hand den Freund gewarnt hatte. Jach, fliegt eine Fallthüre auf, den geheimnißvollen Abgrund enthüllend. Auch der Tod trennt

mich nicht von Dir, Geliebter! So ruft sie im Uebermaaße des Schmerzes und der Liebe, umklammert fest den Entseelten, löscht leisen Hauchs die Lampe — und stürzt sich in die dunkle Fluth! —

Hesperus und Aurora.

Hesperus und Aurora begegneten sich in der Stunde der Schöpfung, und jedes erkannte in dem Andern sein schöneres Selbst. Hocherröthend wandte sich die Jungfrau gegen Osten, als sich eben des Aufgangs Thore öffneten, und dem Jüngling das glühende Antlitz zu verbergen, flohe sie hinaus; staunend sahen da die Menschen des Himmels erste Schönheit und nannten sie: „Morgenröthe."

Aber der beseligte Jüngling wandte sich nach Westen und flüchtete in das Reich der Nacht, um dem hellsehenden Phöbus seine freudestrahlenden Blicke zu entziehen, doch sein funkelndes Auge leuchtete durch das Dunkel der Nacht und erhellte den Erdkreis, da begrüßten die Menschen das erste Licht der Nacht, und nannten es freudig: „Abendstern."

Eingedenk der seligen Stunde, von himmlischer Liebe erfüllt, betreten sie täglich die gewählte Bahn. Voll Dank und Liebe gegen die Menschen, die zuerst ihr süßes Geheimniß theilten, weilen sie länger mit ihrem wohlthätigen Lichte; Aurora bringt das Morgenopfer der Unschuld vor des Schöpfers Thron, Hesperus der Liebenden Wünsche zum Weihaltar der ewigen Liebe.

* * *

Der Glücklichen süßeste Pflicht ist die: Andere beglücken; seyd, glückliche Sterbliche, den Himmlischen ähnlich, im Dank und in der Liebe!

Simon Bolivar.

Der Präsident der Republik Venezuela, Simon Bolivar, wurde zu Carracas geboren, und wird mit Unrecht für einen Abentheurer gehalten. Unermüdeter Beförderer der Freiheit seines Vaterlandes seit 15 Jahren, nimmt er jetzt die Stellung eines zweiten Washington ein. Aus einer edeln Familie entsprungen, erbte er ein Vermögen von 200,000 Franken jährlicher Einkünfte, welches er zum Theil auf den Erfolg eines Unternehmens verwendete, dessen Ideen ihm mitten unter dem Taumel und den Vergnügungen von Paris, wo er seine Erziehung vollenden sollte, klar ward. Vor 12 oder 15 Jahren war er in den Pariser Gesellschaften wohl bekannt. Damals war er 22 bis 23 Jahr alt. Er hat ein spanisches Gesicht vom angenehmsten Ausdruck, feurige schwarze Augen, regelmäßige Züge, ist von mittlerer Größe, sehr beredt, mit kühnem Charakter und glänzender Einbildungskraft begabt. Er ist sehr gebildet, thätig und lernbegierig, und hat sich mit allen neuen Erfindungen vertraut gemacht. Als genauer Freund des berühmten Humboldt Bonpland, ist er mit letzterm lange gereiset, namentlich auch durch Frankreich, England, Italien, die Schweiz und Deutschland. General Miranda gab in seine Hände das Schwert, welches er hernach so gut geführt hat. Seine frühere Neigung und Erziehung scheinen ihn für ein anderes Leben zu bestimmen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Venezuela, Herr Pallacio, ist ein alter Freund und Gefährte von Bolivar. Er lebte lange mit ihm in Frankreich, und ist ein Mann von erhabenem und erleuchtetem Geiste.

* Beantwortung des Wunsches in der vor. Nro. d. Blattes.

Herr Blondin zeigt den geehrten Freunden der Reitkunst an: daß er von mehreren Geschäftsmännern, deren Arbeit es nicht erlaubt früher ihre Zeit den Erholungen zu widmen, sowohl schriftlich als mündlich aufgefordert ist, seinen Circus erst gegen Abend zu eröffnen, und da es bei gegenwärtiger Jahrzeit erst spät dunkel wird, seine Gesellschaft auch nur bei Erleuchtung der Reitschule ihre Vorstellungen geben kann, es ihm bei dem besten Willen unmöglich ist, dem Wunsch jener Herren zu willfahren und daher der Anfang um halb sechs Uhr Abends nicht abgeändert werden kann.

Kurze Nachrichten aus dem Gebiete der Literatur.

August Klingemann hat herausgegeben: Kunst und Natur. (Braunschweig, bei Meyer 1819), eigentlich die Beschreibung einer sogenannten Kunstreise, die er zur Bevölkerung der ihm anvertrauten Bühne in Gesellschaft seiner Gattin (einer Schauspielerin) durch mehrere deutsche Theaterplätze unternahm. Wir werden hier unterhalten vom Heidelberger Faß: von des Vfs. Faust (bei Gelegenheit des Brocken); von Hessenkasselischen Soldatenzöpfen; von Müllner's übler Angewöhnung, Nachts zu arbeiten und tief in den Tag hinein zu schlafen (der Vrf. hat ihn freilich nach S. 429 früh um Vier Uhr schon besuchen wollen); von den guten und schlechten Aufnahmen des Vrfs. in den verschiedenen Theaterestablissements; von dem Vater des Sängers Gerstäcker, welcher Barbier in Düben ist; vom Verfall des Weimarischen Theaters und der Gebrechlichkeit des Stadttheaters zu Leipzig, und was dergleichen Bogenfüllende Dinge mehr sind. Bei alledem aber liest der Kunstfreund das Buch gewiß mit Interesse, wenn er schon dem Autor die poetischen Phrasen über die Natur gern erließe; denn A. K. zeigt hier den Kunstkenner, und besonders den Schauspieldirector, welcher über sein Geschäft als Aesthetiker gedacht hat, und die Fähigkeit besitzt, es aus einem höheren Gesichtspunkte zur wahren Förderung der Kunst, zu betreiben. Es steht ein zweiter Band bevor, der vielleicht gewinnen würde, wenn er von der Seitenzahl des ersten (474) nur die Hälfte enthielte. Dicke Bücher wie dicke Menschen haben die Vermuthung der Unterhaltungsgabe nicht auf ihrer Seite.

Ein Herr Gottlieb Wahrmund hat Betrachtungen über die römisch-katholische Kirche mit ihren Jesuiten, in besonderer Beziehung auf Kotzebue's Ermordung durch Sand angestellt, und sie allen deutschen Landständen zur Beherzigung empfohlen. (Eisfeld 1819) Die kleine Schrift enthält viel Wahres, welches kräftig ausgesprochen ist. Von dem famösen Kotzebue heißt es: „Schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der Ermordete als Theaterdichter die Achtung aller gut gesinnten Deutschen durch seinen ausharrenden bösen Willen, auch das Heiligste auf der Bühne herabzuwürdigen, untergraben. Jemehr der hohe und niedrige Pöbel im Anhören der Kotzebue'schen Stücke sich ergötzte, destomehr grollte jeder redliche Denker über die Verdorbenheit und Seichtigkeit des Schriftstellers und seiner Zuhörer." Dieses Urtheil ist hart und leidenschaftlich. K. hatte keinen bösen Willen, das Heiligste auf der Bühne herabzuwürdigen. Er wollte dem Plebs gefallen, und womit gefällt man dem

Plebs, dem Plebs aller Stände vom Thron' an bis in Küch' und Stall herab? Mit der flachen Gemeinheit. Bei diesen Leuten wiegt eine geschwängerte Sonnenjungfrau und eine verlaufene Neu- Heu- und Eulalia Meinau alle Desdemona's, Thekla's, Iphigenia's, Jerta's und dergl. auf, und ein elender Alltagsspaß, wie U. A. W. G. oder die Einladungskarte, sticht die besten Werke unserer wahren Dichter schon darum aus, weil die Anfangsbuchstaben ein Behelf und Geburtshelfer feichten Gesellschaftswitzes für die Zuschauer werden. Kotzebue hielt es, was das Theater betrifft, mit dem Haufen, aus evdämonistischem Instinkt; er wollte nichts verderben an der Welt, und nichts verbessern, sondern es sollte in den Theatercorrespondenzen heißen: „mit großem Beifall aufgenommen." Verdarb er wirklich (besonders die Schauspieler, die sich mit Phantasie und Gemüth gern in seinem niedrigen Element wälzten); so war das ein mehr zufälliges, als absichtliches Uebel, welches er der Kunst zufügte. Manche andere, zum Theil von der Seichtigkeit gar hochgepriesene dramatische Schriftsteller, ringen nach demselben Ziele, und wenn sie nicht denselben Schaden anrichten, so ist es bloß, weil sie ihr Ziel nicht erreichen, indem sie K's. Talent nicht besitzen, in all' seiner Flüchtigkeit und Halbschürigkeit.

Seitdem es von F. Kind Tulpen- und Lindenblüthen giebt, kommen immer mehr Producte der schönen Literatur mit Blumen-Namen zur Welt. Die Erzählungen, Mährchen und Gedichte, welche die Schriftstellerinnen Wilmar, Claurus und Steinau zusammen geschossen haben, heißen Hyazinthen; zwei Sträußer Feldrosen sind von Prätzel erschienen, und ein Büschel romantischer Sagen aus dem Mittelalter überbietet diesen bescheidenen Titel mit dem: die heiligen Rosen, gleichwie der heilige Bund jeden andern verschlingt. Auch Schneeglöckchen giebts in diesem Garten, Schneeglöckchen von Maria, Hamburg in der Herold'schen Buchhandlung 1819. Wie mag die Verfaßerin auf den Gedanken gekommen seyn, dieser Sammlung von Liebesgeschichten einen so frostigen Namen zu geben? Sonnenblumen sollten sie heißen; denn — sie geben keine Wärme, sondern sie bedürfen derselben.

Der Buchhalter.

Neue Bearbeitung einer alten Anekdote.

In einer Handelstadt — der Nam' ist mir entfallen,
Im Grunde liegt auch nichts daran,
Da jeder meiner Leser nach Gefallen
Den Schauplatz wo er will sich denken kann —
In dieser Stadt geschah's in jenen Zeiten
Da noch der Handel ungezwängt
Durch blut'ge Händel nicht verdrängt,
Die Taschen füllte mit den reichsten Beuten.
Daß einst in einem Kaufmannshauf'
Freund Hain — den ersten Comtoristen, —
An seinem eigenen Geburtstagsschmauf'
Der Welt entführte — feindliches Gelüsten!
Herr Klappermann! er sollte doch sich schämen!
Wer feiert nicht so gern den schönen Tag,
Und hilft mit einem festlichen Gelag
Dem Herzensantheil seiner Freunde nach —
Und nun das Leben ihm zu nehmen,
Obgleich der frohen Gäste Zahl
An diesem Tage allzumal
Mit reinstem Herzen für den Neugebornen brennen,
Und ihm bei jedem Glas ein langes Daseyn gönnen,
Damit sie um so länger mit ihm trinken können.
Sie weinten, klagten um den edlen Mann —
Allein umsonst; er ward zu Grab getragen,
Mit ihm ein Festtag auch für ihren Magen.
Der Prinzipal war wohl am schlimmsten d'ran!
Buchhalter waren damals seine Waaren,

Nicht so wie jetzt — wo mancher Handelsmann
Die Schreibgehülfen fortspedirt zu Paaren.
Die Zeitungsblätter kündeten geschwinde
Daß dieser Posten nun erledigt sey,
Und ein Beflißner der Buchhalterei
In jenem Haus ein Unterkommen finde,
Wenn, wie der Seel'ge, er, als Riese
Im Adam Riese sich bewiese.

Hört, was geschah! — Ein armer Bauersmann.
Hans Taps genannt — in Schilda wohl geboren,
Der in Prozeßen Haab und Gut verloren,
Mit schwerer Arbeit nun den Sold gewann —
Der hackte Holz in jenem Kaufmannshause;
Den Seel'gen hatt' er wohl gekannt,
Und half noch bei dem Leichen- und Geburtstagsschmause,
Der ihn so unerwartet aus der Welt gebannt.
„Hm — sprach er zu sich selbst — ich raisonnire so —
„Man muß ein Herz sich fassen hier auf Erden,
„So werd' ich meines Lebens nicht mehr froh,
„So kann es mir wohl nimmer besser werden.
„Denn fordert man Fortuna nicht heraus
„So kommt sie sicher nicht in unser Haus.
„Der Seelge hatt' es schön getroffen,
„Buchhalter war er — lebte wie ein Daus!
„Da wär' für dich ein schönes Plätzchen offen,
„Und auch die Aussicht da zu Saus und Braus!"

Und angethan mit seinen Feierkleide,
Tritt er gemuthig vor dem Kaufmann hin,
Erklärt getrost, daß ihm's nicht länger leide
In seiner Armuth — höher steh' der Sinn. —
Er habe stets sich treu und gut betragen,
Mit festem Arm den dicksten Klotz zerschlagen,
Und trage nun demüthig darauf an,
Der treuen Dienste, seiner Kraft zu denken,
Und ihm die Stelle des Verewigten zu schenken,
'S Buch würd er halten, wie's ein Mensch nur halten kann!

Der Kaufmann merkt ihm gleich den Abderiten an
Und spricht zu ihm: „Gut, Hans, wir wollen sehen;
„Ist's Euch genehm, mögt Ihr jetzt Probe stehen,
„Dann werd' ich sehn, ob ich Euch brauchen kann."

Und auf des Herren Wink wird auch sogleich
Das Hauptbuch ihm gebracht und aufgeschlagen.
„Wollt Ihr nun — sprach der Herr — die Probe wagen,
„So nehmt Euch brav zusammen, sammelt Euch,
„Dies Büchlein ohne Wanken mir zu halten!" —
Hans hätte lieber einen Klotz gespalten,
Doch dachte er des schwachen seel'gen Alten,
Vermeinte dreist, was der gehalten hat
Wird dir zu schwer wohl auch nicht. — Blatt für Blatt
Kehrt man nun um — zwei Schreiber stehen
Auf jeder Seite — Hänschen rührt sich nicht.
Nun aber wankt er — bald wird's nicht mehr gehen;
Der Angstschweiß überströmt sein Angesicht,
Er kneift die Lippen, bläs't aus vollen Backen —
Und bautz! er wirft das Hauptbuch hin. —
„Hab' Dank, Ihr Herren, hab' nichts mit Euch im Sinn!
„Zu schwer ist's mir die Nuß zu knacken,
„Will lieber Holz, wie ehdem hacken!
„War doch der Seel'ger nur ein schwacher Mann,
„Und hielt das Buch in langen Jahren —
„War der an Kräften reich! — Gott soll bewahren
„Da sieht man's was im Menschen stecken kann!"

---

* Sylben-Räthsel.

Jüngling.

„Wohin so schnell, Du Süße!
Willst mit dem Ganzen Du?
Es eilen Deine Füße
So rasch dem Städtchen zu."

Mädchen.

„„Ach Herr! wohl muß ich laufen
— Schon öffnet man das Thor —
Die Ersten zu verkaufen,
Sonst kömmt man mir zuvor!""

Jüngling.

„Ich will Dir's doppelt zahlen,
Zeig her, Du holde Maid!
O, heile meine Qualen!
Du selber schufst mein Leid."

So sprach mit falscher Bitte
Der Fant zur Dirne schön.
Und Sie? — — gab ihm die Dritte,
Und ließ beschämt ihn stehn.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 86.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 28. October 1819.

* An die Natur!

Schön wie des Frühlings erste Rose
den kleinen Kranz der Veilchen schmückt;
Sanft wie die junge Scabiose
sich an der Rebe Ranken drückt;
Unschuldig wie das Maien-Glöckchen
im kleinen runden Gartenbeet;
Entzückend wie das Nelkenstöckchen
von süßer Weste Hauch umweht;
Bezaubernd wie im Mondesscheine
der Welle Kräuselperle blinkt;
Harmonisch wie im jungen Haine
die kleine Philomele singt;
Empfindsam wie die Turteltaube
sich an des Taubers Busen wiegt;
Treu wie bei immergrünem Laube
des Epheus Ranke sich anschmiegt;
Erhaben wie auf Sions Hügeln
der Zedern schönste Schwester steht;
Gefühlvoll wie auf Liebesflügeln
ein Zephyr um den andern weht;

„Natur, so schufest du mein Mädchen,
„das reich an geistigem Gehalt
„auf meinem kleinen Lebenspfädchen,
„geschlungnen Armes mit mir wall't.

Sch..... aus F....

Der reinste Kuß.

Als der erste Mann zu sterben sank
Auf des Lagers junggepflückte Blätter,
Fleht das Weib, in tiefem Herzen krank,
Zu dem Himmel um des Liebsten Retter,
Aber keiner kam. — Verzweifelnd schließt
Um den Theuren sie den Arm, den runden,
Mund auf Mund — sie Odem in ihn gießt,
Und so ward der reinste Kuß gefunden.

Der Engel der Befreiung.

Eine Erzählung.

1.

Der Kaufmann Hellborn schien ein glücklicher Mann. Gerade Redlichkeit, Bildung und kenntnißreiche Umsicht hatten ihm allgemeines Zutrauen erworben; seine Unternehmungen gediehen, er wurde zu den Wohlhabenden gezählt. Der Tod hatte ihm früh sein gutes Weib und drei hoffnungsvolle Kinder entnommen, aber die holde Trösterin, welche Grabhügel ebnet und

über altergraue Leichensteine hin den Lethebecher reicht, die Zeit, im Bunde mit der sinnigen Schwester Vernunft, hatte ihn vergessen gelehrt. Er besaß jetzt nur eine Tochter; doch Agnes war so gut als blühend, so geistvoll als wohlgestaltet, und hing mit aller Kraft und Milde kindlicher Liebe an ihm; so, daß sie ihn zum Theil für den Verlust der Frühgeschiedenen entschädigte.

Die gute Tochter hatte siebzehn Sommer blühen sehen, als sie eines Tages in der Gesellschaft einen liebenswürdigen jungen Mann sah, der ihr überaus wohl gefiel, und dessen Blick nicht minder mit stillem Beifall auf ihrer Gestalt zu ruhen schien. Der Zufall wollte, daß sich die jungen Leute nach wenigen Tagen unerwartet in einem andern Kreise wieder fanden; dieses Wiedersehen veranlaßte eine Unterhaltung, welche die junge Bekanntschaft befestigte. Bei spätern Wiederfinden ward das Verhältniß noch traulicher. Agnes besuchte oft ihre Jugendfreundin Elise; und der Bruder dieser Freundin war ein Bekannter von Conrad Görner — so hieß der junge Fremde — und führte ihn bei der Schwester ein, wo er von Zeit zu Zeit erschien. Dort fand Agnes ihn mehreremale. Die nähere Bekanntschaft leitete beide unvermerkt zu einem Bunde, den die sittsame Agnes nur Freundschaft nannte, dessen Wesen jedoch alle Kennzeichen der Liebe trug, einer Liebe, wie zwei edle Menschen sie zu empfinden fähig sind.

Als endlich an einem schönen Abende Conrad sich der Gewählten erklärte, fand sie, daß sie sich über den Namen ihrer Empfindung getäuscht habe, doch sie erschrack nicht sehr darüber, denn sie durfte sich ihrer Liebe nicht schämen. Der wohlgebildete Fremdling war seiner vielseitigen Vorzüge wegen von Jedermann geachtet, der ihn kannte; sein Stand schien dem ihrigen, seine äußere Lage der ihrigen vollkommen gleich. Conrad, geboren in einer großen Stadt des südlichen Deutschlands, war der Sohn eines nicht unbegüterten Kaufmannes. Nichts trübte die Aussicht in die freundliche Zukunft; eine beglückende Verbindung unter Beiden war nicht nur möglich, sondern vortheilhaft sogar.

2.

Nur Eines fiel dem guten Mädchen schwer auf das Herz. Conrad hatte im gelegentlichen Gespräch bemerkt, daß er seinen Geburtsort liebe, und künftig nur in ihm zu wohnen und zu leben wünsche, was auch der Wille seiner Verwandten sey, von denen er abhänge; und Agnes war hingegen fest entschlossen, sich nie von ihrem Vater zu entfernen, der, wie sie überzeugt war, sein ganzes Glück in ihrer Kindesliebe wie in seiner Vatertreue fand. Die Bürde der sechszig Jahre beugte schon sein Haupt, das Alter bleichte sein Haar; zudem stand er ohne sie allein, der Tochter Pflege ward ihm täglich unentbehrlicher, und mehr als einmal hatte der gute Greis die Hoffnung geäußert, daß sich einst ein solcher Eidam finden würde, der bei dem Vater seiner Gattin wohnen wolle.

Darum erseufzte sie, als der fremde Jüngling, ihres Herzens gewiß, um ihre Hand bat. Deßhalb nur forderte sie Bedenkzeit von ihm. Diesen Fall voraussehend, hatte Agnes, die ihrem Vater sonst nichts verschwieg, dem Greise ein Geheimniß aus ihrem Verhältnisse zu dem Fremden gemacht. Mit Recht hatte sie gescheut, ihn durch eine solche Mittheilung zu beunruhigen, zu kränken, und was sie früher davon zurückgehalten, das schreckte sie auch noch jetzt. Zwar nahm sie sich täglich vor, dem Vater alles ohne Rückhalt zu sagen, aber wenn

sie dem Augenblicke näher kam, so fehlte ihr der Muth, und sie verschob von einer Zeit zur andern das Geständniß, bis sie am Ende einsah, daß es ihr ganz unmöglich sey, den Greis damit zu betrüben. Conrad aber drang auf Beschleunigung seines Heiles; da faßte sie sich ein Herz, erklärte ihm, daß sie den Vater und die Heimath nicht verlassen könne, und daß sie nur unter der Bedingung die Seinige werden wolle, wenn sie daheim bei dem Vater bleiben dürfe. Er war, nach kurzem Schweigen, entschlossen, ihr dies Opfer zu bringen; doch könne die Verbindung dann erst statt finden, wenn er volljährig und sein eigner Herr sey, setzte er hinzu.

Agnes billigte das, und das Paar gelobte sich feierlichst ewige Treue.

„Gehen Sie nun zu meinem Vater," rieth Agnes, „daß er Sie persönlich kennen lerne und lieb gewinne; ist das geschehen, dann ist es Zeit, ihm von unserm Bunde zu sagen, und seinen theuren Vatersegen zu erbitten.

3.

Conrad, dem die Wünsche seiner Herzgeliebten theuer waren, stimmte hierzu gern ein, und bereitete sich vor, bei Hellborn als Freiwerber zu erscheinen, als die Dinge urplötzlich und unerwartet eine andere, unglückliche Wendung nahmen.

Ein Krieg, den Niemand hatte voraus sehen können, brach aus. Hellborn fand sich dadurch in eine sehr hülflose Lage gedrängt. Eine Unternehmung im Großen, auf die Fortdauer des Friedens berechnet, mißglückte nun durchaus, während auf der andern Seite unerwartete große Verluste, die Folge des Krieges, ihn unfähig machten, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Er sah fast an einem und demselben Tage sein ganzes Glück, seine Ruhe, seinen guten Ruf vernichtet, und sich sogar des unschätzbarsten Gutes, seiner persönlichen Freiheit, beraubt.

Sein Hauptgläubiger, in einer entfernten großen Handelsstadt wohnhaft, gehörte zu den Menschen, welchen Unglück und Verbrechen als gleichbedeutend gelten, die eine fehlgeschlagene Berechnung für Missethat halten, und den getäuschten Redlichen wie einen armen Sünder behandeln. Herr Lehmann besaß zwar der Form nach ein Herz, wie jeder andere Mensch, aber dieses Herz war hart und unempfindlich für Unfälle und Leiden des bedrängten Nächsten. Wer ihn in seinem Vermögen verkürzte, gleichviel, schuldlos oder schuldig, war ein Bösewicht, den er rastlos verfolgte. Alle Bekannte und Geschäftsfreunde Hellborns wollten dem Biedermanne gern Nachsicht gewähren, und verwandten sich selbst bei Lehmann für ihn; doch er war unbeweglich, und drang starrköpfig, wie immer, auf strenge Untersuchung und Bestrafung. Das Elend des Verunglückten sollte ihm Genugthuung für den empfindlichen Verlust gewähren, den dieser ihm, wenn gleich ohne seine Schuld und gegen seinen bessern Willen, verursachte.

4.

Wie fuhr Conrad zusammen, als er am Abend desselben Tages, an welchem er mit der Geliebten sich erklärt hatte, von Elisens Bruder die furchtbare Kunde von Hellborns Fall vernahm! Er eilte zu Elisen, dort nach Agnes zu fragen, sie vielleicht dort zu finden. Die Freundin übergab ihm ein Schreiben von seinem Mädchen, das eine kurze Darstellung des schrecklichen Unglücks enthielt, und schließlich ihn seines Wortes entließ, wenn er in Folge dieses Ereignisses sich gedrungen finden sollte, sie aufzugeben. „Was mich betrifft," setzte sie hinzu, „so werde ich in diesem unglücklichen Falle hoffentlich so viel Kraft besitzen, Sie vergessen zu ler-

nen. Stellt das Verhängniß einst uns wieder gleich, und empfinden Sie dann noch für mich, wie ehmals, sollen Sie unverändert finden Ihre Agnes."

So überraschend die Begebenheit und diese Mittheilung für Conrad auch war, so faßte er sich doch schneller, als Elise erwartet hatte. Es ist ein großes Unglück, sagte er seufzend; aber wer mag es ändern? Man muß den Muth nicht verlieren. Er ward nun einsylbig, dann gänzlich still und schied bald von Elisen.

Am nächsten Tage empfing diese ein Schreiben von ihm, mit einer Einlage an Agnes.

„Ein Brief," schrieb er an Elise, „den ich so eben aus meiner Vaterstadt erhalte, nöthigt mich, diesen Ort zu verlassen, und nach der Heimath zurück zu kehren; ich gestehe offen, daß ich unter den eingetretenen Umständen aus dieser Stadt gern scheide. Geben Sie gefälligst die Einlage an Ihre Freundin; sie enthält meine Beurlaubung von dem guten Mädchen. Tief empfinde ich die Größe meines Verlustes, aber auch die Nothwendigkeit, ihn männlich und würdevoll zu ertragen."

Das Schreiben an Agnes war kurz. Er meldete ihr seine bevorstehende Abreise, und bedauerte sie und sich. Wenn es sein Verhältniß gestatte, sagte er am Schlusse, wie er hoffe, so werde er ihr bald aus seiner Heimath schreiben.

5.

Der Form nach hielt er Wort. Vierzehn Tage nach seiner Abreise empfing sie ein zweites Schreiben, aber der Inhalt war kühl, kurz und höflich, und schien das Lebewohl für immer zu enthalten.

Agnes las die bekannten Schriftzüge mit schmerzlicher Trauer, und ihre Thränen fielen auf den Namen des Verfassers, der ihr so theuer war und den eine finstere Macht so grausam von ihrem Herzen riß.

Im ersten Augenblicke zwar schien sein Benehmen ihr unzart und verwerflich, aber bald entschuldigte sie ihn, der noch nicht sein eigner Herr war, sondern von dem Willen seiner Verwandten abhing.

Sie kam eben von ihrem Vater aus dem Gefängnisse, wo sie unermüdet all ihre Zeit und Kraft den theuren, süßen Pflichten der Kindesliebe weihete. Mit beklemmter Brust las sie Conrads Zuschrift und setzte sich mit thränenfeuchter Wange und hochschlagendem Herzen an den Schreibtisch, um ihm, ach! zum letztenmale zu schreiben. Sie sagte ihm ein ewiges Lebewohl.

Die zentnerschwere Pflicht war erfüllt; die leichtere gebot jetzt über sie; eine stärkende Speise bereitete sie für den Vater, und war eben im Begriff, sie ihm nach dem Kerker zu bringen, als es an die Thür des Gemaches pochte. Sie rief: Herein! und: O Freude! Es war ihr Vater!

Die Staunende breitete ihm die Arme entgegen; mit verklärtem Angesicht drückt der Greis sie an seine Brust, und ruft: „Danke mit mir, mein Kind, dem Gott, der mir den Engel der Rettung sandte: ich bin frei, und werde es hoffentlich bleiben. Frei! Fühle des Wortes Sinn mit Deinem glücklichen Vater!"

Sein Blick richtete sich zur Höhe, seine gefalteten Hände erhoben sich; und tief bewegt sank Agnes zur Erde, den Schöpfer des neuen Glückes in stiller Andacht zu preisen.

Aber durch ihr Gebet wandte sich bald der Gedanke an Conrad. Ihr guter Vater war befreit, aber er, der Geliebte, nun wahrscheinlich für sie verloren, und ihr Glück folglich nur ein getheiltes, wie ihr Herz. Als sie sich von diesem Gedanken überrascht fand, erschrack sie, nannte ihn thörigt, verwerflich, unzart und un-

kindlich, belegte sich mit Vorwürfen und — — dachte ihn dennoch.

6.

„Und wie geschah es, daß ich so unverhofft Sie bei mir sehe?“ fragte sie, als sie sich nun gesammelt hatte. „Wer gab Sie meiner Liebe wieder?“

Ein Engel, wie ich Dir sagte! entgegnete Hellborn. Ja, ein Engel muß er seyn, der mich befreiete. Ein edler Sonderling, der da behauptetet, mich lange und genauer zu kennen, obgleich ich mich nicht erinnere, auch nur seinen Namen gehört zu haben, hat sich bei dem Wechselgerichte erboten, meinen Platz im Gefängnisse so lange einzunehmen, bis ich Mittel gefunden haben werde, meinen Gläubiger zu befriedigen. Er hat nachgewiesen, daß sein Vermögen mehr als hinreichend sey, im schlimmsten Falle die Schuld selbst zu tilgen, wenn ich nach Monatsfrist außer Stande sey, zu zahlen, oder wenn ich mich dem Bereiche des Gerichtes entzöge. Man hat sein Erbieten angenommen, weil ein junger begüterter Mann mehr Sicherheit gewährt als ein verarmter, schwacher Greis. Er kömmt zu mir in das Gefängniß, macht mir den sonderbaren Antrag und giebt mir den schriftlichen Beweis, daß er ermächtigt sey, mein Stellvertreter zu werden. Ich weigere mich; er wird dringend. „Gehn Sie,“ ruft er; „sobald Sie frei sind, können Sie bei Freunden Hülfe suchen und finden. Ein Wort, das aus warmer Brust gesprochen wird, wirkt mehr, als tausend Zeilen, die mit kalter Dinte auf todtem Papier geschrieben stehen; ich bin ein Einzelner, ohne Familie, ohne theure Beziehungen mit der Welt. Der Verlust meiner persönlichen Freiheit auf kurze Zeit kann mir keinen Nachtheil bringen. Sie aber finden nur Trost und Rettung, wenn Sie draußen reden und handeln dürfen. Zeit gewonnen ist für Sie Alles gewonnen!“

Noch widersprach ich ihm, wenn ich gleich überzeugt war, daß er durchaus Wahrheit redete.

„Verlassen Sie das Gefängniß,“ fuhr er fort, und wahrscheinlich gelingt es Ihnen, mich bald wieder zu erlösen. Ohnehin weiche ich nicht mehr aus diesen Mauern, Sie mögen bleiben oder gehen!“

Noch weigerte ich mich standhaft.

Da sprach er: „Wenn Sie mein Anerbieten verwerfen, sind Sie ein grausamer Vater. Es ist Ihre Pflicht, sich für ihre Tochter zu erhalten. Dies ist nur möglich, wenn Sie aus diesem Orte scheiden, wo Krankheit und Tod heimisch ist; ja selbst die Gesundheit Ihres Kindes hat durch Gram und Angst, durch Anstrengung und den langen Aufenthalt bei Ihnen im Kerkerdampf gelitten. Die Fortdauer eines solchen Zustandes bringt die dringendste Gefahr für das Leben Ihrer Tochter, für Ihr Leben, mein Herr. Darum müssen Sie von hier gehen!“

Ach, meine Tochter, diese Worte drangen in das Innerste meiner Seele. Die Furcht, alle Blüthen Deines schönen Jugendlebens zu zerstören, bestürmte mich; ich willigte in seinen Vorschlag. So siehst Du mich hier.

(Der Schluß folgt.)

Blüthen.

Das innere und äußere Leben.

Wie die Erde sich um ihre Achse täglich, und um die Sonne in der Zeit eines Jahres, wälzet, wodurch Tag und Nacht und der Wechsel der Jahreszeiten herbei geführt wird; so wälzet auch das Wesen des Menschen sich um eine unsichtbare Achse, bis das Leben mit seinen ab-

wechselnden Jahreszeiten — endlich abgelaufen ist.

Des Tages leuchtet uns die Sonne, damit wir die Geschäfte des irrdischen Lebens vollbringen sollen; aber ihr heller Glanz schließt auch den weiten Sternenhimmel zu, damit während den Arbeiten des Tages unser aufstrebender Geist von dem reichern Himmel der Nacht nicht angezogen werde.

Wenn endlich nun, am Abend, die Sonne hinabsinkt, in den weiten Schooß des Meers; wenn nach und nach einzelne Sterne: Arkturus, Wega, Capella, Aldebaran, Beteigeuze, Kigel und endlich große leuchtende Sternbilder, — Orion in seiner Himmelspracht, — aus der unendlichen Tiefe blinkend hervorschimmern: dann ruhet aus der Mensch, aus von den ermüdenden Geschäften des Tages, und, leise athmend, schlummert die Natur um ihn her! Dann störet ihn nichts, wenn seine Gedanken bald in die unergründlichen Tiefen seines Wesens hinabschweben, bald auf den Flügeln des Geistes sich erheben von Sternenstufe zu Sternenstufe! In solchen großen Augenblicken ahnen wir es, daß eine höhere Bestimmung uns zu Theil ward, als geboren werden, eine Weile in Unruhe und Sorgen leben, und endlich sterben. Denn wir fühlen uns von einer höhern Welt angezogen, der wir freudig auf den Schwingen der Hoffnung in Andacht entgegen eilen!

Die Nacht predigt Fortdauer unserm Wesen, und die Flammenschaft des dunkeln Nachthimmels verkündiget uns laut eine große Zukunft! Aber was der Tag uns lehrt, bezieht sich nur auf die armseelige Gegenwart, nur auf den engen Kreis des irdischen Lebens!

Die Mühe.

Ueber Land und Meer schweift sie dahin, die Ewiggeschäftige! Durch Thäler und über Gebürge irret sie unermüdet, ohne je sich zu beklagen, und ihre Augen suchen in der Nähe wie in der Ferne das Wahre, Nützliche und Gute, — oft auch das Ueberflüssige! Sie selbst ist arm; aber hinter ihr her geht der Lohn, dessen Gewand, von unten bis oben mit Taschen versehen, das Gesammelte, wenn sie endlich ruhet, in ihren Schooß ausschüttet!

Die unverwelkliche Schönheit.

Wenn die blendenden Jugendreitze des Körpers, wie der schwindende Tag, endlich verbleichen: so geht, in ewiger Sternenpracht das Licht einer höhern Schönheit wieder in uns auf! Gepriesen das Weib, dessen zarte Sinne diesem bezaubernden Farbenspiel einer nie vergänglichen Schönheit sich öffnen! Und welket auch dahin jene, hohen Sinnengenuß gewährende Lust, aufblühend in den prangenden Gärten der Jugend; höret auf jenes süße Schmachten und Sehnen des Herzens; verhallet endlich die holdtönende Flötenstimme jugendlicher Liebe: so vernehmen wir dann des ernstern Geistes schwebende Töne, die sich erheben aus dem Innersten unsers Wesens, gleich einem Adler, der mit mächtigem Flügelschlag, zur Sonne emporschwebend, ein dunkles und enges Felsenthal verläßt. Und es sinkt dahin die jugendliche Liebe in die Arme der daurendern Freundschaft! Aber heilig und unschuldig, wie der erste Aufblick der Liebe war, ist heiliger noch und reiner ihr letzter, haftender Blick!

Die Ehrlichkeit.

Die Ehrlichkeit wandelt den geradesten Weg, und dieser ist immer der nächste zum Ziel. Die

Unehrlichkeit aber wandelt Umwege, und kommt, wenn sie auch List und Ränke zu ihren Führerinnen wählt, zuletzt doch zu Schaden. Es geht ihr, wie einem Menschen, der der Sonne entgegen wandelt. Am Morgen fällt sein Schatten noch hinter ihm, und man bemerkt ihn nicht; so wie aber der Mittag sich nähert, rückt solcher immer weiter vor; zuletzt endlich wandelt der Unglückliche in seinem eignen Schatten und sein böses Gerücht, wenn der Abend kommt, geht, jeden warnend, vor ihm her.

So ist der Ehrlichste doch am Ende der Klügste, und der Lügner und Betrüger ein Narr, der sich selbst schadete, indem er glaubte, großen Vortheil sich zu schaffen!

Lob und Tadel.

Lob und Tadel sind starkwirkende Arzeneien, die, wenn sie nicht schaden sollen, nur zu gehöriger Zeit, und in kleinen Gaben, dem Kranken gereicht, aber um keinen Preis zur täglichen Nahrung werden müssen!

Vergeltung.

Der berühmte General Wallenstein brachte zu Groß-Messentsch in Mähren, mit dem Plane seines Feldzuges beschäftigt, zuweilen einen Theil der Nacht am Fenster hin, um sich bei den Sternen Raths zu erholen. Eines Abends stand er so, in Betrachtung versunken, als er von hinten einen gewaltigen Schlag verspürte. Er blickte rasch umher, und sein bemächtigte sich, da er im verschlossenen Zimmer allein war, ein panischer Schreck, so muthig er auch sonst in Schlachten focht. Er zweifelte nicht, daß dieser Schlag auf eine ihm drohende Gefahr deute. Er fiel in tiefe Melancholie, und keiner seiner Freunde vermocht' es, ihm sein Geheimniß zu entreißen. Ein Capuciner, sein Beichtvater, versprach, das Räthsel zu lösen, und entlockte auch wirklich einem Edelknaben des Feldherrn das Geständniß, er habe sich in Wallensteins Zimmer verborgen, um seinem Kameraden einen Possen zu spielen, und jenem in Meinung, dieser stünde am Fenster, aus allen Leibeskräften einen Schlag gegeben, sey aber, sobald er seinen Irrthum gemerkt, zum Fenster hinausgesprungen, während sein Herr im Zimmer gesucht habe. Der Beichtvater giebt dem Pagen das Wort, daß ihm nichts geschehen soll, entdeckte den Vorgang Wallenstein und wünschte sich Glück, ihn von seinem Spleen befreit zu haben. Wie groß war jedoch die Verzweiflung des armen Mönches, als er des Feldherrn Ordre vernahm, den verwegenen Pagen sogleich aufzuhängen. Er bat umsonst. Der Galgen mußte aufgerichtet werden, und der Edelknabe wurde in Gegenwart des Generals dem Henker überliefert. Die höhern Offiziere drückten ihre Entrüstung laut aus, das Volk schrie über Barbarei, und der unglückliche Beichtvater warf sich vergebens zu des Unerbittlichen Füßen. Schon stand der Page auf der obersten Sprosse der Leiter, als der Feldherr mit der Execution einzuhalten rief. „Nun junger Mensch!" sagte er mit einer Donnerstimme zum Behenden: „Hast Du genugsam erfahren, was ein tödtlicher Schreck ist? Ich ließ Dich fühlen, was Du mich fühlen ließest. Nun sind wir quitt.

Anekdote.

Der Kaufmann *** zu B..., der mit Galanterie- und andern Modewaaren, vorzüglich auch mit Parfumerien handelte, und einen sehr elegant verzierten Laden hatte, war, theils durch falsche Speculationen, theils durch einen übertriebenen Aufwand, in solche verwickelte Verhältnisse gerathen, daß man täglich, einer Bankerotterklärung entgegen sah.

In dieser Zeit ging ein Einwohner B... mit einem dortigen Israeliten vor dem Laden vorbei. Der Geruch der Parfumerien duftete aus solchem den Vorübergehenden sehr lieblich entgegen, so daß der Erstere ausrief:

Das riecht ja ganz herrlich!

„Ja, hier wohl, — versetzte der Jude — aber kommen Sie nur hinten in's Comptoir, da riecht's nicht so gut."

Amalgama.

Ueber der Thüre eines Hauses bei Bridgewater, das Vater und Sohn, jener ein Schmidt, dieser ein Barbier, bewohnen, hängt eine Tafel mit folgender Inschrift: „Burneß und Sohn, Schmidts- und Barbiergeschäfte werden hier abgethan, Pferde beschlagen und der Bart geputzt; Schlösser gebessert und Haare gekräuselt, zur Ader gelassen, Zähne ausgerissen und dergleichen Hufschmidtssachen. Alle Sorten Liqueure und Spiritus. Meine Frau hält Schule, lehrt Lesen und Schreiben und Sprachen, und hat Beistände, um Mathematik und alle modische Belustigungen zu lehren."

Auflösung der Charade in Nro. 85.

Blumenkorb.

Blüchers Tod.

Noch weilt an des Grabes Stufen
Preußens Held mit ernstem Blick,
Denn des Vaterlandes Rufen
Hält den Scheidenden zurück.

Da gebietet Gott dem Sieger:
Vorwärts! — dem Commandowort
Folgt sogleich der alte Krieger,
Schreitend in den Friedensport. —

*Acrostichon.

Nachsicht mit der Uebeln Menge —
Alles hat ja doch sein End'!
Prüfung durch des Kriegs-Gedränge
Ost und Nordwärts zuerkennt:
Legen in die Lebensschalen
Einen hohen reinen Werth: —
Oft ist was der Mensch begehrt
Nur ein Griff nach — Idealen!

Sch..... aus F....

* Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe deutet an
Was mit dem Zeiten-Flug zerrann:
Was da gewesen; ob zur Freude
Ob's dich erfüllt mit bitt'rem Leide. —

Es fordert zum wohlfeilen Kauf
Der Jude, mit der Zweiten, auf,
Begleitet mit dem „Gottes-Wunder"!
Will er dir preisen seinen Plunder. —

Um die Charade zu vollenden
Mußt du dich nun nach Polen wenden:
Du darfst die Beyden nur verbinden
Um dort das Ganze aufzufinden.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 87.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 31. October 1819.

* Prolog aus einem ungedruckten Trauerspiele.

(Vom Troubadour gesprochen. — Wilde, felsige Gegend, in der Ferne das Meer. Das Orchester endigt mit einigen wehmüthigen Accorden.)

Der Sänger zieht — es fliehn die Ufer,
Mit feuchtem Aug' schaut er zurück;
Was er im tiefsten Herzen fühlte —
Er sagt es noch mit diesem Blick!

Die himmlisch klaren Lichtgestalten
Sie sind ihm treulos nun entfloh'n;
Der Hoffnung süße Blume sinket
Und welke Blätter sind sein Lohn!

Kein Stern glüht an dem Himmelsbogen
Durch dunkle Nacht nur zieht sein Weg;
Und Grausen faßt den Rettungslosen
Durch Grabes Nacht führt ihn kein Steg!

Da eilt er hin in trübe Ferne,
Verstummt ist seiner Lieder Ton;
Des Meeres hohe Wellen brausen
Und sprechen seinen Seufzern Hohn!

Die Freude ist von ihm gewichen,
Entflohn des Zauders süßer Wahn;
Verschwunden, ach! sind sie die Holden
Und grause Bilder schau'n ihn an.

Da blickt er traurig in die Tage
Wo er der Freude oft geglüht;
Erinn'rung nur stirbt nicht im Kranze
Der welk die Schläfe ihm durchzieht.

Er nimmt die Blümchen — treuen Herzens
Reicht er sie der Geliebten hin;
Und weinend spricht er zu der Holden:
Nimm sie mit anspruchslosem Sinn. —

Sch..... aus F....

Der Engel der Befreiung.

(Beschluß.)

7.

Das Mädchen forschte nach dem Namen des großmüthigen Stellvertreters.

Er heißt August Barning, erwiederte Hellborn. Kennst Du ihn?

Sie verneinte. Der Name war ihr gänzlich fremd, aber sie fühlte sich von Dankbarkeit für den unbekannten Edeln so sehr bewegt, daß sie von dem Vater begehrte, er solle sie augenblicklich nach dem Gefängnisse führen, damit sie den Wohlthäter ihre innigste Erkenntlichkeit beweisen könne; doch Hellborn fand sich von den Empfindungen bei dem urplötzlichen Wechsel seiner Lage, wie von früherem Gram und Leiden, sehr erschöpft; zudem bedurfte er der Ruhe, es war nöthig, seine Kräfte zu schonen; er mußte ja morgen seine Freunde und Gönner besuchen und sie bewegen, seinen Stellvertreter durch Bürgschaft oder Zahlung bald aus den Banden zu erlösen. Dann, mein Kind, sagte er, wenn ich ihm seine Befreiung angekündigt habe, dann führe ich ihn hieher, ihm unsere Erkenntlichkeit thätig zu beweisen.

Vater und Tochter freuten sich des Wiedersehens, Agnes las, als Hellborn sich zur Ruhe begeben hatte, ihren Brief an Conrad noch einmal durch, fand jetzt den Inhalt hier zu ernst und feierlich, dort zu kühl und ungleich. Darum vernichtete sie ihn, und schrieb einen zweiten, in welchem sie ihm die Befreiung ihres Vaters meldete, die Hoffnung auf erfreuliche Aenderung seiner Glückslage ausdrückte, und mit der Versicherung unwandelbarer Treue schloß. Damit zu Ende gekommen, durchdachte sie die ganzen Verhältnisse noch einmal, und beschloß, daß, wenn Conrad auf eine befriedigende Weise antworten werde, sie nun ihrem Vater alles gestehen wolle. Das Irrlicht der Hoffnung tanzte jetzt wieder hell und schimmernd vor ihrem Blick. O dieses schillernde Licht flackert so leicht dem Sterblichen auf, sey es auch nur aus Dunst gewoben, und leitet ihn durch des Lebens Dunkel bis zum wirklichen Lichte.

8

Agnes gab am folgenden Morgen ihr Schreiben zur Post. Der Vater ging aus und kam erst spät zurück. Er war ermüdet, doch kehrte er mit Hoffnungen zurück, die seine Seele stärkten und freundlich von seinem Angesicht leuchteten. Seine Freunde hatten gelobt, die Bürgschaft für ihn zu übernehmen; er war überzeugt, daß am morgenden Tage alles in Ordnung gebracht seyn werde. Die Freudigkeit der guten Agnes ward durch diese Nachricht noch erhöht; sie nahm sich vor, schon morgen dem Vater ihr Verhältniß zu Conrad zu entdecken.

Die neue Sonne stieg herauf. Hellborn kam nach einer Entfernung von mehreren Stunden mit ungemein feierlichem Antlitz und ernstem Wesen nach Hause zurück. Schon schickte sie sich an, ihm von ihrer Liebe zu reden, als er ihre Hand ergriff, und mit sichtbarer Verlegenheit sprach: „Mein Kind, ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen!“

Sie sprechen das mit so seltsam ernstem Tone aus, erwiederte Agnes gespannt; doch nicht ein neues Unglück? Hatten Ihre Bemühungen etwa keinen Erfolg?

„Die Sache ist abgethan. Edle Freunde haften für meine Schuld. August Barning wird frei, aber ich habe Dir etwas zu melden, das ich eben jetzt erst mit Staunen vernahm. Deine Antwort entscheide, ob ich mich freuen, ob ich trauern soll. Ich komme von meinem Wohlthäter, dem ich vorläufig seine Befreiung in einigen Stunden verkündigte; ich sprach zu ihm von meiner Dankbarkeit. Seine Erwiedrung kam mir unerwartet. Wollen Sie mir vergelten, sagte er, so haben Sie dazu die beste Gelegenheit. Ich habe Ihre liebenswürdige Tochter einigemale gesehen, ihre Wohlgestalt und

Sittsamkeit, ihr Geist und Herz, ihre Kindesliebe und die Hochachtung der Welt für sie: alles dies hat mich unwiderstehlich angezogen. Aus Eigennutz ging ich für Sie in das Gefängniß; längst schon suche ich eine Braut, wie Ihr Fräulein Tochter. Sie können mich überreich belohnen, wenn Sie mir die Hand ihrer holden Tochter bewilligen!"

Agnes erbleichte, bebte und wankte neben dem Vater.

9.

Was ist Dir meine Tochter? fragte dieser, dem ihre Bewegung nicht entging.

Nichts, mein Vater, entgegnete sie; eine Anwandlung von Schwäche, die schon vorüber ist. Fahren Sie fort!

„Versichert, daß Dein Herz frei ist," sagte Hellborn, „und geleitet von der theuren Pflicht warmer Dankbarkeit, habe ich dem edlen Manne Vergeltung gelobt; ich kenne Dich, Du empfindest mir gleich, und wirst gern mit Deiner Hand unsere große Schuld bezahlen."

Ein Wetterstrahl aus heiterer Himmelsbläue für Agnes! Im Begriff, von ihrem verschwiegenen Herzensbunde zu dem Vater zu reden, trägt der Greis ihr einen andern Bräutigam an, und dieser andere ist ihr Wohlthäter, der Befreier des geliebten Vaters, sein großmüthiger Stellvertreter!

Schweigend, fast bewußtlos, sank sie dem Alten in die Arme, ihre Thränen netzten seine Wange, sein Silberhaar. Ach, es waren die bittersten Thränen, die sie je geweint hatte.

Hellborn forschte nach dem Anlaß dieser Thränen, doch sie schwieg und weinte nur still an seinem Herzen. Es kam Besuch; sie wurden unterbrochen. Drei Kaufleute, Hellborns Geschäftsfreunde, erschienen, das Verbürgungsgeschäft vollends mit ihm in's Reine zu bringen.

Agnes ging nach ihrem Gemache, um dort in tiefer Einsamkeit den harten Kampf der Pflicht und Liebe auszukämpfen.

„Ohne meine Liebe würde ich die Freude und der Stolz des besten Vaters seyn," sprach sie in sich; hingegen ihm nur Kummer bereiten; mit dieser Liebe, die schuldlos war, jetzt aber bei ihrer Fortdauer verbrecherisch seyn würde, ich will und muß ihr entsagen. Gute Nacht, Conrad! Forthin gehöre ich dem Schutzengel meines Vaters, dem edeln August Barning!"

Um ihre Kraft nicht vor der Zeit schwinden zu sehen, eilte sie dem Schreibtische zu, meldete ihrem Conrad in bündiger Kürze die sonderbare Begebenheit sammt ihrem darin begründeten Entschluß, und sagte ihm auf ewig Lebewohl. Rasch siegelte sie, gab der Magd den Brief, ihn zur Post zu bringen, und kehrte zum Vater zurück, den jetzt, wie sie hörte, die Besucher verlassen hatten.

10.

„Vergeben Sie," sagte sie mit erzwungener äußerer Ruhe, „wenn ich mich vorhin seltsam benahm. Der Gedanke an eine Vermählung überhaupt war mir neu; der Gedanke, von Ihrem Herzen in die Arme eines unbekannten Mannes überzugehen, schreckte mich; doch, die Stimme der Vernunft und Pflicht hat zu mir gesprochen: ich will Ihre Zusage an August bethätigen!"

Hellborn fand sich durch diese Worte erheitert. Ich fürchtete schon, bemerkte er, daß Du im Stillen den Bräutigam Dir erkohren hättest; ist das aber nicht der Fall, opferst Du durch Deine Zustimmung nicht ein gehofftes Herzensglück auf, so bin ich zu beneiden.

Das gute Mädchen besaß Geistesgegenwart und Kraft genug, sich nicht zu verrathen, und bewahrte so durch diese vorbereitete Fassung das Geheimniß in ihrem blutenden Herzen.

Auf Hellborns Anordnung kam jetzt ein Wagen, der sie nach dem Gefängniß bringen sollte. Der Greis hatte beschlossen, daß Agnes dort dem braven Barning feierlich ihr Jawort geben und ihn aus dem Kerker in das Vaterhaus führen solle.

Still und bleich saß sie neben dem Alten, gleich dem Opferlamm, das zum Altare gebracht wird.

Schlösser rasselten, klirrend fielen die Riegel, die Thür des Gefängnisses öffnete sich.

Ein Beben durchfloß die zarten Glieder der Jungfrau; die Mauern tanzen um sie, schwankend tritt sie ein, sich auf den Vater stützend. Sie spricht sich aufs Neue Muth ein, und wagt dennoch nicht, den Blick zu erheben, dem sich August Barning darstellen wird.

Der Gefangene sinkt ihr zu Füßen und erfaßt ihre Hand, sie schaudert. Er ruft ihren Namen, und nennt sie seine Braut, der Ton der Stimme dünkt ihr so freundlich bekannt; sie sieht den Bräutigam an, und — o, all ihr Genien des Lebens und der Liebe: der Gefangene war ihr Conrad!

II.

Die Grabesnacht dumpfer Verzweiflung hatte sie angegähnt, jetzt drohte ihr der Tod der Freude: besinnungslos sank sie in die Arme des staunenden Vaters.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich daheim, an der Seite des Vaters und des Geliebten.

Den allseitigen Fragen folgte Erklärung. Der steinherzige Lehmann war der Oheim Conrads von mütterlicher Seite, was Niemand gewußt und der Neffe nicht gesagt hatte. Als der junge Mann Hellborns Beziehungen mit seinem Oheim und Vormund erfuhr, beschloß er augenblicklich, nach der Heimath zu eilen, um den Rauhen zur Milde zu stimmen. Da er jedoch den Felsensinn des Mannes kannte, und keine unsicheren Hoffnungen erregen wollte, so schwieg er von allem und reis'te ab. In seinem Geburtsorte angekommen, bat er vergebens bei Lehmann, dem er seine Liebe zu Agnes gestand, für Hellborn. Der Gläubiger blieb unerweicht, schalt ihn einen Schwärmer, einen thörigten Romanhelden und wieß ihm die Thür.

Nun blieb noch ein Ausweg übrig; Conrad war nach drei Monaten mündig. Es kam darauf an, daß der gütige Landesfürst ihn ausnahmsweise schon jetzt für volljährig erkläre, und ihm die Verfügung über sein Vermögen zugestehe, was indessen nur höchst selten oder nie bewilligt ward.

12.

Conrad trat den Fürsten an, dem er persönlich vortheilhaft bekannt war, und bat mit aller Beredsamkeit der Liebe. Der liebreiche Herrscher gewährte, als er die Lage der Dinge aus des Bittenden glühender Darstellung vernahm. Aber Lehmann erhob dennoch Schwierigkeiten. Er war angeblich für den Augenblick außer Stande, die nöthigen bedeutenden Summen, aus welchem Conrads Vermögen bestand, herbei zu schaffen. Nach seinem Vorgeben wurde er selbst von Gläubigern gedrängt, und die Zahlung von Hellborn war ihm nothwendig, wenn er nicht selbst in Verlegenheit kommen sollte. Der Neffe, darauf gefaßt, schlug einen Ausweg vor.

„Erlauben Sie," bat er, „daß ich so lange für Hellborn mit meinem Vermögen hafte, bis er Sie befriedigen kann!"

Lehmann lachte bitter und rief: Tollhäusler! Willst Du bis dahin statt seiner in den Schuldthurm kriechen? Dazu war Conrad bereit.

Wohlan! schrie jener ergrimmt, so habe Deinen Willen und zugleich die Strafe Deines Wahnsinnes!

Höhnend schrieb er die Bewilligung, daß Vorzeiger dieses statt Hellborn den Verhaft bis zu seiner (Lehmanns) vollständiger Befriedigung erleiden möge.

Er wollte nun zuerst zu der Geliebten eilen; aber da kam ihm der Einfall, sie zu überraschen und der Präsident des Wechselgerichtes hatte auf seine Bitten nichts dawider, daß er bei Hellborn auf kurze Zeit den Namen August Barning annehme.

Die Ausführung folgte, wie wir wissen, aber er bereute sie bitter, als er von dem Kampf der Holden hörte, und sah, daß ihr zartes Wesen fast des Todes Beute ward. Glücklich genug erhielt und stärkte sie die Freude, und das Heil der Vereinten war forthin ungetrübt, wie die stille Zufriedenheit des Vaters, dessen Seegen ihren schönen Bund weihete.

---

* Aus einem Aufsatze: über Kirchenvereinigung.

Wir Lutheraner haben ohne Zweifel keinen größern Sprachfehler gemacht, wenn wir bisher: Vater Unser! beteten, als wenn die Reformirten: Unser Vater! sprechen. Beide Arten des Ausdrucks waren unserer Sprache nicht gemäß. Denn wo im ganzen Umfange unsers deutschen Vaterlandes bedient sich ein Kind, das im Namen seiner Geschwister den Vater anredet, des Fürworts, sey es vor — oder nach dem Vater Namen? daß aber: Vater unser — eigentlich Vater unserer — im Vocativ richtiger sey, als: unser Vater, davon kann der Einsender jenes Aufsatzes vielleicht schon selbst durch verständige Ansicht der Grammatik sich überzeugen.

Kleinlich ist übrigens die Annahme, daß die Auswahl des einen oder andern Gebet-Ausdrucks bei dem großen Werke der Kirchenvereinigung der Protestanten irgend ein Hinderniß erzeugen möchte, eben so kleinlich, als es seyn würde über die treffende Auswahl lange zu sinnen. Der Deutsche rede, wie die Christen aller Zungen, zu Gott, als zu seinem und seiner Brüder und Schwestern Vater; er bete einfach und herzlich: Vater, der du bist im Himmel u. s. w. wie mehrere evangelische Geistliche beider Konfessionen schon länger angefangen. Dazu werden sich gewiß die Glieder beider Kirchen gerne verstehen, will man sie nur über den Grund belehren.

---

* Worte eines der größten und edelsten Minister, den die Weltgeschichte nennt.

(Memoires du Duc de Sully.)

Das erste Gesetz für den Fürsten ist: seine Pflichten zu erfüllen. — Er selbst hat zwei Oberherren, Gott und das Gesetz. Gerechtigkeit muß ihm auf seinem Throne zur Seite sitzen; Güte muß dessen festeste Stütze seyn. Gott allein ist der Besitzer aller Königreiche; — die Könige sind nur Verwalter derselben; sie müssen daher durch ihm ähnliche Eigenschaften und Vollkommenheiten, den Völkern denjenigen darstellen, dessen Stelle sie einnehmen. Nie aber werden sie seiner Herrschaft nachahmen, wenn sie nicht wie Väter regieren.

Die Schlüssel-Manie.

Ende des Monats August ward folgende psychologisch merkwürdige Angelegenheit vor dem Lord-Mayor in London verhandelt.

In der Loge des Portiers der englischen Bank waren die Schlüssel zu dem ganzen Gebäude gestohlen worden. Man warf Verdacht auf eine Frau, Namens Elisabeth Dumha. Der Portier hatte sie, als er sich einen Augenblick entfernt gehabt, mit einem kleinen Körbchen aus seiner Loge kommen sehen. Er hatte Verdacht gehabt, daß sie etwas gestohlen und daher gleich nachgesehen, aber nichts vermißt. Später war ihm erst die Entwendung der Schlüssel sichtbar worden. Man hatte also auf seine Anzeige gleich die Polizei in dieser Frau Wohnung geschickt. Hier hatte sie, auf Anfrage, erst läugnen wollen, daß sie die Schlüssel habe, als man diese aber unter ihrem Bette gefunden, es sogleich eingestanden. In ihrer Stube fand man in drei Kasten mehr als 3000 Schlüssel, unter welchen sich die von des Großkanzlers Gerichtshof, der Christkirche, dem Bartholomäushospital, dem Hause der Lords, des Carltonhauses, dem Schatze u. s. w. befanden. Sie sagte dem Polizeioffizianten: „sie habe das größte Recht daran, da sie ihr Eigenthum seyen.“ „So?“ antwortete der: „Nun, Sie kann darüber auf den Heringsfang geschickt werden.“ „Auch gut,“ entgegnete sie: „da sehe ich ein Stückchen mehr von der Welt, das ist alles.“

Man fand zwei große Kasten mit Schlüsseln, und an den meisten der letztern ein Stück Papier mit der Aufschrift, wohin sie gehörten.

Bei der Untersuchung vor dem Lord-Mayor erwies sich, daß die Arme ihres Verstandes nicht ganz mächtig sey. Besonders zog sie über Lord Castlereagh los, und bat den Lord-Mayor, sie in seiner goldnen Kutsche nach Hause fahren zu lassen.

Unter den Schlüsseln waren, nach ihrer Meinung, die zu Lord Sidmouths und des Herzogs v. York Weinkeller die schätzbarsten, denn, sagte sie, diese Keller enthalten so viel Wein, daß wenn man ihn in Brod verwandelte, alle armen, halb verhungerten Leute in England gesättiget werden könnten. Doch Gerechtigkeit sey nun einmal nicht zu haben, selbst da, wo es an Flaschen nicht fehle. Aehnliche Aeußerungen verriethen wenigstens, daß eine Methode in ihrem Irrsinn sey.

Nach der Aussage ihres Schwiegersohnes hatte die Dumha eine gute Erziehung genossen und war vortheilhaft verheirathet worden. Vor fünf Jahren starb ihr Mann und hinterließ ihr einiges Vermögen. Sie miethete ein Haus und hatte Untermiether. Unter diesen befand sich ein Mann, der durch eine Reihe von Schändlichkeiten sie und ihre Kinder um allen Lebensunterhalt brachte. Sie wollte Prozeß mit ihm anfangen, fiel aber in die Hände von Advokaten, die ihren Haß gegen die Menschheit nur noch vermehrten. Ihr Elend ward zu groß, es raubte ihr endlich den Verstand. So folgte nun in diesem Zustande ein gutmüthiger Frohsinn den Thränen, die sonst beim Anblick der Noth ihrer Kinder in Strömen flossen, und sie befand sich fortdauernd in einem Gefühl von Glück, das nur dann und wann von den Schrekken einer verwilderten Einbildungskraft unterbrochen ward. So besuchte sie die öffentlichen Gerichtshöfe, und schloß bei einer solchen Gelegenheit einmal die 12 Richter in der Exchequer-Kammer, wo sie über Leben und Tod sich berathschlagten, ein. Dieses sonderbare Unternehmen beging sie, wie sie sagte, in der Absicht, um die Gerechtigkeit unter Schloß und Schlüs-

fel zu halten, damit die Tausende, die sich darnach vergebens umgesehen hätten, sie doch am Ende finden und umsonst damit versorgt werden könnten. Einige Zeit darauf begegnete es ihr, daß ihre eignen Rechtssachen die mächtige Vermittelung ihrer gelehrten Gefangenen erforderten; als sie aber nach Hause ging, fand sie, daß die Herren dadurch, daß sie ihr Gefängniß erbrochen, die Grundsätze, zu deren Aufrechterhaltung sie da wären, selbst verletzt, und keine Spur von Gerechtigkeit, als ihre Perücken zurückgelassen hätten. Unter andern sonderbaren Ideen hatte sie auch die, daß jeder Ort, wovon sie die Schlüssel bekommen könne, auch in dem Augenblicke ihr Eigenthum werde, und dieß hatte sie bewogen, diese Schlüssel als Erbschaft ihren Angehörigen zu hinterlassen. Ihr Gedächtniß war ganz außerordentlich. Eine Menge Schlüssel waren nicht bezeichnet. Man legte sie ihr vor, und sie gab sogleich an, von welchen Zimmern, in welchen Häusern und zu welcher Zeit sie sie entwendet habe. Sie freute sich allemal, wenn sie die Schlüssel von dem Ankleidezimmer oder dem Putztische einer vornehmen Dame stehlen konnte, damit diese dann abgehalten werde, sich selbst ein anderes Gesicht zu machen, als ihr der liebe Gott gegeben habe. Sie vernachlässigte bei alle dem ihre Kinder nicht. So bald sie sich mit diesen beschäftigte, schien sie ihren ganzen, freien Verstand wieder bekommen zu haben, denn sie gab ihnen mit einer Geschicklichkeit und Feinheit des Urtheils Unterricht, welcher Nachahmung verdient hätte.

Der Lord-Mayor traf Anstalten, dafür zu sorgen, daß sie gehörig untergebracht und an fernerer Ausübung ähnlicher Entfremdungen verhindert werde.

(Aus englischen Blättern.)

Geistige Producte.

Am Rhein sind die Pressen in der größten Thätigkeit. Man sieht vielen geistreichen Producten entgegen, die den Leuten den Kopf nicht wenig verwirren werden. Ueberall fängt man nämlich an, den Wein zu keltern und in manchen Lagen soll er dem berühmten Kometenweine gleich kommen, oder ihn auch übertreffen, sowohl an Menge als Güte.

Vor 100 Jahren war dieß der nämliche Fall, denn bekanntlich zeichnete sich das Jahr 1719 durch seinen vortrefflichen Wein sehr aus. Der Sommer fing damals so früh an und war so heiß, daß man schon am Ende Mai's blühende Trauben sah, und die Weinlese am 28. September im Rheingau anfing. Der Preis für die Ohm war 14 Rt.; in Bodenheim, auf der linken Rheinseite, wurde er zu 16 Rt. verkauft, und späterhin stieg er wegen seiner erkannten Güte überall an Werth.

Vielleicht ist es meinen Lesen nicht uninteressant, die guten Weinjahre der beiden letzten Jahrhunderte zu kennen, wenn gleich der Wein längst getrunken ist. Die Natur muß auch ihre Geschichte haben, und wie man sich verstorbener nützlicher Menschen in Liebe erinnert, so sollte auch ein fruchtbares Jahr in dankbarem Andenken bleiben, aber leider! geht es hier, wie in der Geschichte überhaupt; man denkt länger an die Bösen, als an die Guten.

Gut war der Wein in den Jahren 1607, 1609, 1610, 1616, 1620, 1621, 1622, 1623, 1625, 1635, 1637, 1638, 1652, 1653, 1660, 1661, 1666, (Hauptwei des Jahrhunderts) 1670, 1676, 1678, 1681, 1683, 1684, 1686, 1690, 1693, 1701, 1706, 1711, 1712, 1718, 1719, 1726, 1727, 1728, 1731, 1736, 1746,

1748, 1759, 1760, 1761, 1762, 1766, 1774, 1775, 1779, 1780, 1781, — 1783, (Hauptwein des Jahrhunderts) 1784, 1790, 1791, 1798.

Gewöhnlich rechnet man bei einem guten Herbst drei bis vier Fuder Wein auf einen Morgen Land; im Badenschen hat ein Weingärtner dieses Jahr sieben Fuder vom Morgen gewonnen. —

Der diesjährige Wein wird köstlich, feiner als der von 1811, aber nicht so stark. Der Himmel hat es recht gut gemeint, wenn nur auf der Erde auch gleiche Gesinnungen herrschten!

* An die entfernte Geliebte.

o — o — o — o o — o o
o — o — o — o o — o o
o — o — o — o — o
— o o — o o — o — o

Wie weit und heiter wölbet der Himmel sich,
Wie stehst du schön da, Mond! du der Ruhe Bild!
Ach! Millionen ruh'n und schlummern;
Auch dem Unglücklichen träufelt Tröstung.

Mir nicht, ich wach' und weine. Mir lachst du nicht
Der Ruhe Bild, mir weitet kein Himmel sich;
Verwaiset steh' ich in der Schöpfung,
Wache und wein' in die Mitternacht hin.

Warum, o Schicksal! riss't du die Hand mir weg
In die ich die meine senkte? warum das Herz,
Das theure Herz, an das ich fallen
Konnte zu weinen, ins Herz zu weinen?

Der Thränen viele flossen um dich, um dich,
Und viel', ach, viele werden noch fließen dir,
Du Eingeweihte meiner Seele,
Bis ich einst ausgeweint hab' und sterbe.

Du zitterst mein Herz, bangen Verlangens voll,
Nach ihren Armen: du zitterst umsonst o Herz!
Ich strecke sehnend meine Hand aus
In die Unendlichkeit — und sie bleibt leer!

Erweinen, o Gott, möcht' sie mein starres Aug';
Und, ach, nur kalte Zeugen des Jammers blickt's,
Und nimmer sie die Heißgesuchte,
Nimmer sie wieder die früh Verlohrne.

Warum auch, Ew'ger! schufst du mein Herz so weich,
Warum so fühlend, daß es nur weinen kann
Wenn eine gleichgeschaffne Seele
Nicht mit mir theilet mein Herz und Leben?

Doch nein, nicht rechten, flehen nur, flehen nur
Will ich dir Ew'ger: laß mich, ach laß mich sie
Nur einmal, einmal noch umarmen
Und an mein trunknes Herz sie drücken;

Dann eine lange Thräne ihr weinen, die,
Wie zärtlich sie ich liebte, ins Herz ihr weint.
Du küßt sie, Theure von der Wang', und
Weinst dem Sterbenden sie zurücke. —

Sch..... aus F....

* Zur gefälligen Nachricht.

Ohne Namens Unterschrift und Bezeichnung der Wohnung der resp. Einsender wird kein Aufsatz in diese Wochenschrift eingerückt.

* Räthsel.

Mit U des Bruders Retter in der Noth,
Mit A verkündigt's Abergläubigen den Tod,
Mit E giebt's ein Getränk, bald weiß bald roth,

Auflösung der Charade in Nro. 86.

Warschau.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 88.

Der Bürger-Freund

ein

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. November 1819.

* An die Hoffnung.

So willst du treulos von mir scheiden
Du Jungfrau mit dem Lenz-Gewand;
Du Trösterin im tiefsten Leiden
Entziehst mir deine sanfte Hand? —

Was soll noch lindern diesen Kummer
Der in der kranken Brust versenkt,
Lullst du ihn gütig nicht im Schlummer
Der so die müde Seele kränkt!

Du schloßest oft mich voll Erbarmen,
War ich bekümmert, an die Brust,
Und ließest wieder mich erwärmen,
Floh mich auch alle Lebens-Lust;

Und wieder lächelte auf's neue
Der Hoffenden die Zukunft an;
Gestärkt ward ich durch deine Treue,
Wenn mir vom Aug' die Thräne rann.

Und Blumen und verdorrte Kränze
Umflortest du mit neuem Grün,
Und ließest, wie im jungen Lenze,
Was ich verlohren gab, erblüh'n. —

Und sorgenlose Tage winkten
Auf dein Gebot mir tröstend zu,
Und freundlich milde Sterne blinkten
In's Herz voll Kummer, süße Ruh'! — —

Ich gab mich ja so ganz dir eigen,
Hab' ich dich denn zu sehr geliebt? —
Willst du dich nicht mehr zu mir neigen,
Da mich so trübe Nacht umgiebt?

Verlaß mich, o! verlaß mich nimmer
Du Huldin aus der bessern Welt!
Und wenn auch nur ein schwacher Schimmer
Von deinem Licht mich aufrecht hält.

Du führest ja durch öde Wüsten
So manchen Dulder seine Bahn;
O, woll' auch mich mit Stärke rüsten
Wenn schwere Lebens-Stunden nah'n!

Daß nicht mein Schifflein untersinke
Auf hohem Meer in Sturmes-Nacht:
Ein Sternlein durch die Nacht nur blinke
Von deinen Strahlen angefacht!

Schon fühl' ich mich emporgetragen
Zu deinem nie vergkommnen Licht;
Du liespelst: „es wird wieder tagen;
Verliere mich, die Hoffnung, nicht!“ —

O Dank! Du willst nicht von mir scheiden,
Du Jungfrau mit dem Lenz-Gewand!
Du Trösterin im tiefsten Leiden
Reichst wiederum mir deine Hand! — —

H — ll —

Die Hände.*)

Ein Schwank.

„Erlauben Sie, Frau Oberlandsgerichtsräthin! — bat mit schnarrender Stimme der Handschuhmachermeister Fritze, als er in einem Wirthsgarten in Charlottenburg, auf einem Tische das 73ste Stück dieser Wochenschrift gewahrte, welches einem aus Berlin mitgebrachten, und von der erwähnten Dame, bei einem Glase Weißbier, so eben mit innigem Wohlbehagen verzehrten Schinkenbutterbrodte, zur Hülle gedient hatte: „Erlauben Sie, mein Herz klopft in mächtigen Schlägen, wenn meine Augen ein neues literarisches Produkt, und zumal ein Ausländisches erblicken, ich bitte unterthänig nur auf einige Augenblicke!“ — Höhnisch lächelnd reichte die Betitelte dem Aesthetiker das bebutterte Fragment, und pfeilschnell, wie der Habicht die geraubte Taube in den Klauen, flog der Neuigkeitsbegierige Handschuhmacher, das Blatt in den Händen, hin auf die nächste Bank, um sich hinter dem Rauche des Blücherkanasters, den er in mächtigen Wolken von sich bließ, an der erbeuteten Seelenspeise zu laben. Gleich aber wie bei einem herannahenden Gewitter die fernen Blitze aus dem schwarzen Gewölk hernie-derzucken, also durchbrachen schon nach wenigen Minuten die erzürnten Blicke des Händebekleiders die dichte Tabacksatmosphäre, die ihn umzogen hielt, und so wie jene die leuchtenden Vorboten des rollenden Donners sind, folgte auch diesen alsobald ein heftiger Ausruf des literarischen Handschuhmachers, der wüthend von seinem Sitze emporsprang und das Blatt mit so gräßlichen Verwünschungen zu Boden warf, daß alles, was umher saß und stand, ängstlich mit der Frage herbeieilte, was ihm fehle und was ihn so außer sich setze? —

„Was mich ärgert, was meine Wuth entflammt rief der Zornige, da hat ein Teufelskerl, in dem verdammten Blatte dort den eingebildeten Vorzug der Füße, auf Kosten der andern Theile des Körpers hervorgehoben; der Füßel die doch in der Welt zu nichts Nutze sind, als höchstens zum Davonlaufen, wenn das Bleiben Gefahr bringt. Hätte der Mensch sie nur dem Kopfe vorgezogen, ich würde nichts dagegen gehabt haben; denn ich weiß sehr wohl, daß dieser in der Welt zu nichts taugt, es wäre denn, daß das Prädikat Dumm“ voranginge, wo er dem Eigenthümer dann allerdings die gerechtesten Ansprüche auf Reichthum und Ehrenstellen verleiht; allein daß er diese elenden Fleischstelzen jedem andern Theile und also auch den Händen, den edelsten und nützlichsten Gliedern des menschlichen Körpers vorzieht, das ist zu arg, und ich wäre nicht der Ehre werth, die schneeweißen Händchen der schönen Berlinerinnen zu bekleiden, wenn ich diese Schmach gelassen erduldete.

„Der Mann scheint aber doch nicht so ganz Unrecht zu haben, unterbrach den Erzürnten der dicke Kriegskommissair Wanst, der das Blatt vom Boden aufgehoben und hinein geschaut hatte: „Oder ist es nicht wahr, wenn der Verfas-

*) Siehe den Aufsatz: Ansicht vom Genie der Füße im vorigen Quartal. Nro. 73.

ser behauptet, daß man fast jede Anrede mit der Frage: Wie geht es! beginne? —

„Das leug'ne ich nicht, entgegnete heftig der Händevertheidiger, allein das beweißt gerade, daß die Füße die elendesten Theile des Körpers sind, denn erkundigen wir uns nicht bei unsern Freunden immer zuerst nach den kranken Gliedern ihrer Familie?"

„Und was er nun gar hier über den Kriegs- und Münzfuß sagt, fuhr der Dicke fort, das sind doch unleugbare Wahrheiten, oder giebt es etwa auch Kriegs- oder Münzhände?

„Nein, mein verehrter Herr Kriegskommissair, entgegnete der Handschuhmacher mit boshaftem Lächeln, deren giebt es zwar so eigentlich nicht; allein wenn die Kriegsräthe, Commissaire, Lieferanten, Münzmeister, und wie die Herren alle heißen, keine Hände hätten, um den Vortheil, den ihnen diese Füße gewähren, in ihre Taschen zu stecken, wie würde es dann mit dem hochgepriesenen Kriegs- und Münzfuß aussehen?

Der dicke Mann nahm schnell eine große Prise Taback, und watschelte wieder hin zu der unferne thronenden Bowle Bischof, von dem lauten Gelächter der Umstehenden begleitet. „Sie scheinen ebenfalls nicht meiner Meinung zu seyn, Herr Professor! fuhr darauf der ermuthigte Kämpfer fort, indem er sich gegen ein kleines, spitznasigtes Männchen wandte, das ihn mit einem satyrisch seyn sollenden Lächeln betrachtete. „O! ich weiß es, Sie sind ein eifriger Defensor der Füße, Ihre Verse liefern davon den unwiderlegbarsten Beweis. Füße haben sie alle, wenn gleich nur hinkende, allein noch ist mir keiner vorgekommen, der Hand und Fuß gehabt hätte." — Der Professor Zierling zog ein süßsaures Gesicht, und entfernte sich mit scheinbarer Ruhe, in seinem Innern aber kochte die Rache gegen den unverschämten Kritiker, und er beschloß, der nächsten Correspondenznachricht aus Charlottenburg etwas von seinem eigenen Geiste beizufügen, und so sein Müthchen an dem Frechen zu kühlen.

„Er wird unartig, Meister Fritze, nahm im vornehmen Tone die oben erwähnte Oberlandsgerichtsräthin das Wort, welche das Blatt vorher dem Kriegskommissair abgenommen hatte, und hat dennoch Unrecht. Was der Verfasser hier über die Lebensweise auf großem Fuße sagt, ist in der That vollkommen richtig, nur er allein verleiht uns Ansehn in der menschlichen Gesellschaft. —

„Hol' ihn der Teufel, diesen großen Fuß, rief erglühend, der Händeadvokat, er ist es, der den sauren Verdienst unserer Hände verschlingt, ohne ihn wäre des Elends bedeutend weniger in der Welt, und auch Sie, meine verehrte Frau Oberlandsgerichtsräthin würden, wenn Sie auf weniger großem Fuße lebten, gewiß schon längst Ihre milde Hand aufgethan haben, um mir den Betrag der Ihnen gelieferten zwei Paar Glaßé Handschuhe, den Sie mir nun schon seit Jahr und Tag schuldig sind, zu bezahlen. — Wahrlich, fuhr der Redner mit immer steigender Heftigkeit fort, das von der beschämt entflohenen Dame niedergeworfene Blatt ergreifend, es ist unerhört, wie sich alles zum Lobe dieser elenden Körperstützen vereinigt, deren Erbärmlichkeit schon daraus hervorgeht, daß die Natur sie bestimmte, in dem Kothe zu waten, um den Menschen dort hinzubringen, wo er mit seinen Händen der Welt nützlich werden kann. Der von dem Verfasser hier so hochgepriesene Versefuß, was wäre er ohne die Hände, mit welchen der Dichter seine Gedanken niederzuschreiben vermag, und wenn wirklich, wie der Verfasser behauptet, ein Fuß die Quelle der

Dichtkunst hervorsprudeln ließ, so war es nimmermehr der kräftige Hufschlag des himmelanstrebenden Hippogryphen, sondern des Teufels unheilbringender Pferdefuß, der dieses Satansloch eröffnete, um die Welt zur Strafe ihrer Sünde mit schlechten Gedichten zu überschwemmen. Mag immerhin der Fuß des geistlichen Herrn in Rom, sich von Zeit zu Zeit der Verehrung einiger Individuen erfreuen, werden doch die rosigen Hände unserer Schönen täglich mit Millionen Küsse bedeckt, und jene Huldigung der Füße findet auch nur darum statt, um mit den Händen etwas dafür zu erlangen. Mit Unrecht wirft es der Verfasser hier der spanischen Regierung vor, daß sie den Bekleider seiner hochgepriesenen Füße in ihrem Reiche ungestraft verachten läßt; es ist dieses noch eine ihrer vernünftigsten Einrichtungen, obgleich es auch wohl nur aus Handwerkerneid geschieht, indem dieser sein Leder wie sie ihre Gesetze noch immer über den alten Leisten schlägt. Ein kleiner Frauen-Fuß besitzt allerdings, wie der Verfasser meint, Zauberkräfte; allein er erreicht nur dann seine höchste Gewalt, wenn er auf die mächtige Hand der Großen einzuwirken vermag. Geben gleich, wie der Fuß-Panegyriker anführt, die Füße in Schauspielen und Concerten das Mißfallen zu erkennen, so belohnen dafür die beifallklatschenden Hände das Bestreben der darstellenden Künstler: der Fuß bleibt immerdar ein von der Natur schon untergeordneter Gegenstand; der Hand allein gebührt der Preis; der Freund drückt uns die Hand und nicht den Fuß, und die Geliebte unseres Herzens reicht uns, wenn sie uns auf ewig beglücken will, nicht ihren Fuß, sondern — die Hand wollte er sagen, als eine kräftige Maulschelle von der knöchernen Hand der leise herbeigeschlichenen Frau Handschumachermeisterin Fritze, die ihren arbeitsträgen Gatten im Wirthshause aufgesucht hatte, plötzlich den erhabenen Worten des Charlottenburger Volksredners ein Ende machte. —

Neue Erfindung.

Ein Chemiker in London hat eine schwarze Dinte erfunden, vor der man sich zu hüten hat, denn nach einigen Tagen verschwindet sie gänzlich von dem Papier, worauf damit geschrieben worden. Für Liebesbriefchen und Schreiben, worin große Versprechungen, mit dem Vorsatze sie nicht zu halten gemacht werden, wird diese Dinte vortreffliche Dienste leisten; für Schuldscheine und Wechsel aber taugt sie nichts.

*Erinnerung.

(Eingesandt.)

Wenn wir früherhin uns tadelnd über den Bau des Stadthauses äußerten, so geschah dieses keineswegs aus Tadelsucht, vielmehr wollten wir nur den Künstler anspornen — zu bedenken, welch ein Werk er unter Händen habe. Da nunmehr die Arbeit beendet ist, und sich unser Stadthaus in architektonischer Hinsicht als ein lobenswerthes Kunstprodukt empfiehlt; durch solche Produkte aber der ästhetische Sinn eines Volkes oder einer Gemeine sich legitimiren und würdig oder unwürdig beweisen, auch die Stufe bezeichnen muß, auf welcher ein Staat im Zusammentreffen mit dem schaffenden Schönheitsvermögen des großen Ganzen stehet, unser Künstler zwar mit Schwierigkeiten kämpfend, dennoch sein Möglichstes und den Umständen sich fügend das zum Ziele strebende Beste gethan hat, so ist es für uns Pflicht dem verständigen Verfasser des Werkes unsern Dank öffentlich zuzusprechen und je-

nen, nur in guter Absicht geäußerten Tadel zurückzunehmen.

— kn.

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Was man von den Verehlichten sagt, daß sie ein Körper und eine Seele sind, sollte man nur von Liebenden sagen; denn alles, was die Geliebte erfreut, betrübt, bewegt, äussert auf den Liebenden eine wahrhaft magnetische Kraft.

Oftmals schaudert der Mensch mehr vor der Erinnerung an die überstandene Gefahr, als in dem Augenblicke, wo sie über ihn hereinbrach. Ruhige Ueberlegenheit und Besonnenheit waren dort von ihm gewichen, die hier zu dem Schrekken treten und ihn vermehren.

Einbildung und Phantasie werden oft eine verderbliche Gabe der Vorsehung, wenn nicht Verstand und Umsicht sie zügeln.

In solchen Momenten, wo die Sprache des Menschen zu arm an Worten ist, unsere innersten Gefühle wahr und innig auszudrücken, ruht die Seele lautlos, aber dem gleichgestimmten Wesen verständlich, in dem reinen Spiegel des Auges.

Was sind Standespersonen?

In einem Flecken im ***schen unweit L*** zog eine herumwandernde Schauspielertruppe ein; eine leere Scheune wird zu Thaliens Tempel ausgeschmückt, und bald klebt an allen Ecken die Einladung fürs hochgeneigte Publikum. Zu hohen Preisen sind die Plätze angesetzt, der erste zahlt zwei Groschen, der zweite Einen; doch bleibt Standes-Personen das Bezahlen nach Belieben höflichst frei gestellt. — Der Bursche eines dasigen Baders lies't die Clausul, nimmt sie sich ad notam und fragt seinen Herrn: ob er nicht für einen Sechser wohl auch hineinkommen könne, da es ihm gleichviel wäre, ob er sitze oder stehe!

Blüthen.

Des Sokrates letzte Worte.

(Nach dem Plato.)

Es ist kein Unglück für mich, sagte Sokrates zu seinen Richtern, daß ihr mich dem Tode überantwortet! Denn nur Zweierlei kann mir begegnen, wenn ich gestorben bin: daß der Tod mir das Bewußtsein raubt; oder daß ich aus diesem Leben in ein anders übergehe! Hört mein Bewußtsein nach dem Tode auf, so gleicht mein Zustand dann einem traumlosen Schlummer; eile ich aber, an der Hand des Schicksals hinüber in die Wohnungen der Gerechten, was kann ich sehnlicher dann wünschen, als den Tod? — Ja, mich verlangt darnach, die Reise anzutreten und da zu seyn, wo ich finden werde einen Orpheus, einen Museus, einen Homer, einen Hesiodus!

Was kann also dem Frommen im Tode Uebels wiederfahren? Mag er leben oder sterben, sein Schicksal steht unter der Obhut der unsterblichen Götter! Es ist also das, was mir begegnet, nicht ein Werk des blinden Zufalls! Darum beschwere ich mich auch nicht über euch und über diejenigen, welche mich angeklagt haben! Denn wenn sie gleich glauben, mir Schaden zuzufügen, so bin ich der Meinung, daß mir kein größeres Glück, als der Tod, zu Theil werden

könne. Doch der Augenblick ist da, daß ich sterbe; ihr aber gehet hin und lebet!

* * *

Zu seinen Schülern sagte Sokrates im Gefängniß:

Wenn der Tod den unsterblichen Geist des Menschen aus dem Kerker seines Leibes führt: so hofft der Weise mit Zuversicht noch auf ein anderes Leben! Warum entsagen wir den Lüsten der Sinne und den hinrauschenden Freuden eines wüsten Lebens? Warum erheben wir uns, gegen uns selbst, so oft als Zuchtmeister? Ist denn unsere Tugend nichts? Und ist nur Spreu alles, was der Weise einerndtet? O, dann würden unsere reichsten Hoffnungen wie glänzende Wolken verschwinden und wie ein leerer Schall, in einer öden Wüste, unsere Tugend verhallen!

Ereilet uns des Todes Hand und trennet endlich Leib und Seele von einander; nur was ihm vergönnt ist zu rauben, unsern vergänglichen Leib, wird ihm zur Beute. Unser Geist aber wird nicht begraben, sondern er schwinget sich empor, in Licht und Leben, zu den ewigen Sternen, wo er seine Wohnung aufschlägt.

Ewig und unvergänglich, als geistiges Wesen, denkt daher der Weise darauf, zu säubern seine Seele von des Lasters Schuld! Glücklich der, dem dies große Werk gelingt! Glücklich preise ich ihn; denn sein Geist erhebt sich über die niedrigen Hütten des Erdenkummers nnd der Lebenssorgen, dem Orte unnennbarer Freude entgegeneilend!

Dort, dort wohnt nur Ehre, Freude und Lust! Dort lächelt alles lieblich uns entgegen! Dort hören wir keine Donner krachen, und was die Welt so hoch und über alles schätzt; Gold, Perlen und Diamanten, es erbleicht, wie die Sterne am Frühmorgen bei'm Aufgang der strahlenden Sonne, — wenn der Schimmer jener hohen Götterburg uns winkt!

Dort kennen wir keine Schatten; denn keine Nacht deckt je mit ihrem Rabenfittich die sonnigen Gefilde! Keine dunkle Wolke trübt je den ewig heitern Himmel!

Dort zieht nicht Müdigkeit und Abspannung uns an des Schlummers Busen! Dort deckt der Rabenflügel der Nacht keine schwarze Unthat! Das Unglück findet dort kein Land zu seiner Saat!

---

* Wunsch mehrerer Theater-Freunde.

Möchte doch Fräulein Hanff, in der Jungfrau von Orleans, in welchem Stücke sie zuerst ihre ausgezeichneten Talente hier zeigte, bald wieder auftreten.

Schreiben aus Holstein.

Nicht Trägheit, sondern Krankheit ist Schuld daran, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe.

— Was sagen Sie von Harms, der einen Ruf nach Rußland, als Bischof aller evangelischen Gemeinden, erhalten, und denselben ausgeschlagen haben soll? Ich kann mich weder in diesen Ruf finden, noch darein daß er ihn nicht angenommen. Das wäre, dünkt mich, g'rade etwas für ihn gewesen. Aber; varia sunt hominum judicia; sagt Plinius.

— In unserer Nähe hat sich Folgendes zugetragen:

Der angesehene Besitzer einer Mühle, im Schleswigschen, brannte zweimal hinter einander, und das letzte Mal, vor ungefähr dreivier-

tel Jahren ab, — wobei seine Frau ein Raub der Flammen wurde — ohne, daß man dem Entstehen des Feuers auf den Grund kommen konnte. Jedes Mal standen, zum Glück, seine Gebäude und Effecten überaus hoch verassecurirt. Vor einigen Wochen wurde plötzlich sein Besitz auf's neue in Asche gelegt. Da die Ursache, auch dieses Brandes, nicht auszumitteln war, ein Knecht, der Vertraute des Besitzers, sich aber gleich nach dem Brande, -- warum ist mir nicht bekannt, — verdächtiger Weise entfernt hielt, so wurde derselbe gleich nach seiner Zurückkunft, vor ein Verhör gezogen, worin sich indessen nichts ergab. Der Herr, zu welchem er jetzt zurückkehrte, hatte hierauf eine lange geheime Unterredung mit ihm, nach welcher er ihm eine Arbeit, auf einem entfernten Felde, auftrug. Kaum war der Knecht gegangen, so nimmt der Müller, — wahrscheinlich fürchtend: sein Vertrauter und Helfershelfer könne ihn, bei einem andern, möglichen Verhöre, einfältigerweise verrathen — seine geladene Flinte, und geht seinem Getreuen nach. Nach einiger Zeit kehrt er, aber ohne Gewehr, zurück, und bald darauf wird der Knecht mit zerschmettertem Hirnschädel, und neben ihm das Gewehr seines Herrn, gefunden. Die Sache erregt natürlich Aufsehen, und die Obrigkeit läßt den Müller vorfordern, welcher auch sogleich, ziemlich unbefangen, erscheint. Als man eben im Begriff ist, ihn über einige Punkte, seinen Knecht angehend, zu befragen, behauptet er, nothwendiger Weise noch Etwas zu Hause zu thun zu haben, und bittet, die Sache bis zum andern Tage aufzuschieben, welche Bitte zugestanden wird, da die, ihn am meisten gravirenden Umstände, noch nicht bekannt waren. Jetzt geht er; ohne Hut, aber nicht nach Hause, sondern nach einem, eine Stunde entlegenen Städtchen an der Ostsee. Indessen ist es spät geworden. Er tritt bei einem Manne ab, der eine alte Maitresse von ihm geheirathet hat, sagt: er wolle die Nacht dort bleiben, und legt sich zu Bette. Aber das böse Gewissen läßt ihn nicht ruhn: er kann nicht schlafen. Er macht das Haus wieder wach, und verlangt Theewasser. Während dessen geht er ächzend die Stube auf und ab; man hört ihn oft die Hände zusammenschlagen und einzelne Worte ausrufen. Gegen Morgen verlangt er von der Frau ihres Mannes Barbiermesser, um sich zu rasiren, welches sie ihm giebt. Nun kleidet er sich ganz an, und geht aus. Am Hafen löst er ein Boot vom Strande, und rudert sich fast in's Meer hinaus; indem er sich nun zwei tiefe, tödtliche Wunden mit dem Messer in den Hals versetzt, stürzt er sich aus dem Boote in's Meer. — Der Verbrecher hinterläßt Frau und Kinder.

Es sind in kurzer Zeit bei uns viele Verbrechen und Hinrichtungen vorgefallen, worunter das eines Bauernsohnes, sich auf eine gräßliche Weise auszeichnet, der seinen Vaeer und ältern Bruder vergiftete, um eine Hufe zu erben. Dieser Mensch hielt, bis an sein Ende, seine That für kein besonderes Verbrechen; las täglich Gottes Wort, und konnte sich gar nicht vorstellen, daß er seine Gräuelthat werde mit dem Tode büßen müssen. Ich habe ihn selbst gesprochen; er sagte mir: es stehe in der Bibel: „wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden," er aber habe kein Blut vergossen, also könne man ihm nicht an's Leben kommen. Was ist nun aber Schuld an solchen Verbrechen? Nicht der vergangene Krieg; nicht der Komet; nicht die angeborne Bösartigkeit des Menschen; nein, unsre schlechten Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, insbesondere auf dem Lande, sie allein sind Schuld daran. Und müßte man sich heiser schrein, und müde schreiben, so

ist es doch jedes Patrioten Pflicht, zu schrein, und zu schreiben, bis eine wohlthätige Reformation bewirkt wird, welche durchaus, und wie gesagt, insbesondere mit den Unterweisungsanstalten auf dem Lande, vorgenommen werden muß. Es ist ein Ausspruch: Fundamentum est Reipublicae totius adolescentum educatio.

Sie brauchen Sich nicht zu wundern, daß ich Ihnen heute mit so vielen lateinischen Sentenzen aufwarte; man hat sie im Deutschen eben so gut, und besser, aber es sieht doch so gewaltig gelehrt aus, wenn man seinen Brief mit Latein spickt; die Leute merken doch, daß man nicht ganz von gestern ist, und wer will sein Licht denn unter den Scheffel stellen? Ich kenne einen Menschen, und habe leider selbst Briefe von ihm, der nie einen schrieb, ohne ihn mit einem halben Dutzend solcher lateinischer Sprüche aufzuputzen; er galt deshalb bei seinen Freunden für einen großen Lateiner, war aber wahrhaftig nicht im Stande, mensa zu decliniren. Sehen Sie da den Nutzen solcher Sentenzen; ein anderer ist der, daß, wenn man selbst nicht im Stande ist, etwas Vernünftiges zu sagen, man irgend einen Seeligen erweckt, und für sich sprechen läßt.

Bundeslied deutscher Krieger.

Eine Reminiscenz.

Kommt, schließet den Bund,
Mit Herz und Mund,
Und schwöret ihr Dauer auf's Neue:
In Freude, in Noth,
In Leben, in Tod,
Dem Vaterland eiserne Treue!

Von vielerlei Ort,
Vom Süd und vom Nord,
Sind wir hier zusammen gefunden;
Doch sind wir verwandt,
Durch Sprache, durch Land;
Durch heilige Zeichen verbunden.

Auf! Schenket mir ein!
Den perlenden Wein
Umfasset die nervige Rechte:
Germania hoch!
Was nimmer sich bog,
Mit willigem Nacken, zum Knechte!

So lang' wir so frei,
So warm, und so treu
Am herrlichen Vaterland hangen,
Und keiner es läßt,
Steht's ewiglich fest,
Darf nimmer erzittern, erbangen.

Mag feindliche Macht,
Mag düstere Nacht
Germaniens Himmel umschwärzen;
Doch fürchten wir nicht,
Denn nimmer zerbricht
Der Muth uns im stählernen Herzen.

D'rauf nehmet die Hand,
Ein heiliges Pfand,
Und laßt mich die Eure umfassen:
In Freude, in Noth,
In Leben, in Tod,
Germanien nimmer zu lassen!

Otto Koch.

* Räthsel.

Mit einem F erleichtert es den Magen.
Mit L muß willig es der Bürger tragen.
Mit T find'st du's an Orgel und Clavier.
Mit K nützt es als ein Behälter dir.
Mit R labt es den müden Wandersmann.
Mit M trifft du's auf großen Schiffen an.

Auflösung des Räthsels in Nr. 87.

Ruben, Raben, Reben.

Das Comptoir für Buch-, Kupfer- und Stein-Druckerei von Georg Jöntzen ist von jetzt an in der Papenstraße Nr. 22.

Nro. 89.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 7. November 1819.

Zeitbild.

Hand.

Wenn wir zurückkehren in die Zeit unserer Vorältern, und auf dem Wege dahin Vergleichungen anstellen zwischen dem Jetzt und Damals — hierzu sollen dieses Zeitbild als Andeutung dienen, — so finden wir in scheinbaren Kleinigkeiten oft reichhaltigen Stoff, Veränderungen der Sitten und Gewohnheiten in unserm deutschen Vaterlande zu bewundern. Die Ueberschrift enthält eine solche Kleinigkeit, die wir daher mit dem geistigen Vergrößerungsglase betrachten wollen. Der Deutsche, der seine größte Ehre in dem Festhalten des gegebenen Wortes, in der Treue suchte und fand, bedurfte keiner gerichtlichen Verhandlungen, keiner Feierlichkeiten, um die Versicherungen seines Mundes zu bekräftigen; einfach, wie er selbst, war der Handschlag eines deutschen Mannes hinreichend, und kräftiger als jetzt Schuldverschreibungen, Wechsel, Unterpfand und Schwüre. Darum ist des Götz von Berlichingen eiserne Hand, die allerdings geschichtlich wahr ist, ein bleibendes Symbol der damaligen Sinnes-Festigkeit, und das Werk, „die eiserne Hand des tapfern deutschen Ritters Götz von Berlichingen, wie selbige noch in seiner Familie in Frankken aufbewahrt wird“ (Berlin 1815) nicht ohne mannichfache symbolische Andeutung auf dem Congresse zu Wien den daselbst versammelten Fürsten Europas zugeeignet worden. Der Deutsche, der mit Mund und Hand etwas versprochen hatte und nicht hielt, wurde ausgestoßen aus dem Volksstamme, dem er angehörte, und ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung. Jetzt ist es anders; wir kennen wohl noch die Redensart: „mit Hand und Mund,“ und brauchen auch bisweilen beide bei Angelöbnissen; aber wie leer ist ihr Schall, wie gehaltlos ihre Bedeutung! Wie oft spricht der Mund anders als das Herz denkt, ohne daß sich der Verstand da-

bei die Sittenreinheit früherer Jahrhunderte, das goldne Zeitalter, das nur noch in den Liedern der Dichter lebt, vergegenwärtigt.

Schon Homer (Iliad. IX, v. 312.) nennt den seinen Feind, der anders denkt als er spricht, und Cicero rechnet zur städtischen Verstellung, anders denken als reden (de Orat. 2. Cap. 67.) Alle diese Urtheile, denen wir leicht noch mehrere beifügen könnten, gehen kalt an uns vorüber, unsere Hand schlägt die Bücher auf, die sie enthalten; unser Mund spricht die goldenen Sprüche der Alten nach, aber unser Herz fühlt, unser Geist denkt nichts bei all diesen Worten. Darum wäre es gut, wenn der Rath Kotzebue's in einer seiner frühern Schriften beherzigt würde, und die trefflichen Worte der Dichter und Redner aus besserer Zeit, auf Straßen und an öffentlichen Orten, wie die alten Hermen, dem Vorübergehenden vorgestellt, ihn aus dem Taumel der Gegenwart rissen, und an die Vergangenheit und Zukunft erinnerten. — Doch wir entfernen uns zu sehr von unserm Ziele. Der Handschlag, welchen sich die alten Deutschen zu mehrerer Festigkeit und Heiligkeit der Verträge gaben, hatte die Kraft und Wirkung eines Eides, und man nannte solche Verträge vorzugsweise: die treue Hand. Wer aber dennoch sein Versprechen nicht erfüllte, wurde dem Gläubiger zur Hand und Halfter gegeben; der Schuldner mußte diesem so lange dienen, bis die Schuld abgearbeitet, abgedient war. Wir sollten diese Sitte heut zu Tage noch haben, dann würden nicht so viele um ihr Eigenthum kommen, während andere von geborgtem Gelde sich gar wohl seyn lassen, am Ende aber nicht bezahlen, weil sie selbst nichts haben. Bestände noch jene Gewohnheit, und darum die Furcht, in diesem Falle einst dienen zu müssen, der Borger würden sicher weniger werden.

Eine schöne Hand ist wie ein regelmäßiges Gesicht und ein voller Busen ein Meisterstück der bildenden Natur, und ein wesentlicher Theil weiblicher Schönheit. Wer bewundert nicht die feinen Umrisse einer zarten weiblichen Hand, wen reizen nicht die zierlichen Formen ihrer niedlichen Finger, und wer drückt nicht gern eine solche sammetweiche, seidne Lilienhand an seine Lippen. Darum wird auch Psyche's Schönheit mit der der Venus verglichen, weil ihr jedermann bei ihrem Anblicke die Hände küßt. Mehrere Frauen sind wegen ihre ungemein schönen Hände berühmt worden. Vorzüglich gehören hierzu: Aspasie, Kleopatra, Agrippina, Octavia, Ninon de l'Enclos, die Herzogin von Valiere — Geliebte Ludwigs XIV., — die Königin Maria Stuart von Schottland, Christine von Schweden, und die verewigte Königin von Preußen. Auch wurde im Alterthume Minerva mit einer kleinen niedlichen Hand abgebildet. Ja es zeichnet sich das weibliche Geschlecht sogar bei einigen Nationen vorzüglich durch die Schönheit und Zartheit seiner Hände aus, wie Engländerinnen, Spanierinnen, Polinnen, Circassierinnen, Mexicanerinnen, Peruanerinnen, und die Frauen auf Otahaite. Kehren wir von der natürlichen Schönheit der Hand zu ihrer Bedeutung zurück.

Schon die Alten kannten den Werth der Hand, indem sie die Rede häufig mit schicklichen Geberden und Bewegungen der Hände und Finger begleiteten, welche selbst in Regeln der Kunst gebracht und als solche für einen Hauptheil der alten Tanzkunst oder Cheironomie angesehen waren. Daher wurde der Tänzer bisweilen ein Handkünstler genannt. Ja noch mehr; bei den Alten konnte man sich ohne alle Worte blos durch die verschiedenen Bewegungen der Hände und Finger einander verständlich machen, und

besonders alles, was wir einander durch Zahlen auszudrücken pflegen, vollkommen damit andeuten. Für uns ist diese Kunst (welche Cicero im (Orat. cap. 18. argutias digitorum nennt) gänzlich verloren gegangen, und nur einige wenige Beispiele von der eigenen Sprache durch die manum loquacem, und die digitos vocem gubernantes sind uns übrig geblieben. Am häufigsten war diese Cheironomie auf der Bühne der Alten üblich, die auch hierin unsere Lehrmeister sind, oder doch seyn sollten. Denn freilich würde hierzu ein um so fleißigeres Studium gehören, als, wie schon eben bemerkt worden ist, die Nachrichten über diese Kunst sehr lückenhaft sind. Studium aber ist leider den meisten unserer Schauspieler ganz fremd. Darum müssen wir es den gelehrten Kunstkennern, wie einem Abate Requenno in seiner scharfsinnigen Abhandlung Scoperta della Chironomia, ossia dell' arte di gestire con le mani (Parma 1797.) p. II. c. 7. p. 118 sq., einem Lessing in seiner Dramaturgie Th. 1. no. IV, Seite 33. und Hofrath Böttiger in der Entwickelung des Iffland'schen Spieles S. 273, Dank wissen, daß sie auf den Werth der Händesprache nicht blos aufmerksam gemacht, sondern zugleich Andeutungen und Vorschläge zur Vervollkommnung dieser Kunst gegeben haben. Die neueste Schrift von dem scharfsinnigen Irländer Gilbert Austin Chironomia or-the proper regulation of the voice, the countenance on gesture (worin wir vorzüglich das Kapitel: or notation of Gesture p. 270 — 290 als hierher gehörig bemerken) sollte kein Schauspieler und Liebhaber der Schauspielkunst ungelesen lassen.

Am sinnreichsten ist wohl die Hand bei Verheirathungen und in der Ehe, oder sollte es doch wenigstens seyn; denn auch hier hat Gewohnheit und Mode das Edle, Heilige der Sitte verdrängt. Der Italiener hat das Sprichwort: l'amore passa il guanto, und in der That, ich kenne kein bedeutungereicheres. Was die Blicke zweier Liebenden stumm und doch verständlich einander zuflüstern, das bekräftigt der leise Druck der Hände, die zitternd in einander liegen. Was in solchen Momenten Liebende fühlen, hat Hölty mit den Worten angedeutet:

> Ein Druck der Hand, der durch das Leben zittert,
> Und eines Blickes Trunkenheit
> Giebt Engelsseligkeit!

doch nur angedeutet, weil die Sprache zu arm ist, die tiefsten Gefühle durch Worte zu erreichen. Nach jenem Sprichworte sollte man meinen, die Macht der Hand sey so ausgebreitet, daß in der Liebe nur sie zu handeln und der Mund zu reden brauche, um glücklich zu machen. Philosophen mögen das glauben, Liebende wissen dies besser; was sind ihnen die Tändeleien der Liebe, ohne des Herzens wahre Innigkeit, ohne gegenseitige dauernde Zuneigung. Der Orcan und das Abendlüftchen, beide bewegen die Wipfel der Bäume und die Blumenkelche, die nach dem Himmel streben, aber fest stehen beide mit ihren Wurzeln in der Mutter Erde, die sie, auch schon erstorben, noch in ihrem Schooße verbirgt. So das Leben zweier Liebenden. Innen muß das Feuer glimmen, das es erhält; wenn es erloschen ist, sind jene Spiele der Lippen und der Hände nichts, als das Auflodern eines Nachtlichtes. Das Herz spricht durch jene und handelt mit diesen; darum wehe denen, wo das Herz nichts fühlt, die seligen Wonnen wahrer Liebe werden ihnen fremd bleiben. Eine Ehe, ohne wahre Herzensneigung geschlossen, ist ein leeres Bündniß, eine bloße Feierlichkeit ohne Sinn und Bedeutung. Man erwäge da-

her ja recht wohl den Ausdruck: um eines Mädchens Hand anhalten, und denke ja nicht, daß es genug sey, wenn der Priester sie in des Mannes Hand lege. Freilich gewährt diese religiöse Handlung ein freundliches, heiteres Bild, das viele übersehen; wir sollen dabei an die gemeinschaftliche Wanderung durchs Leben denken, und wie Gatten in Freud' und Leid nicht von einander lassen sollen. Aber wenn nicht auch das Herz dem andern Herzen liebevoll entgegen schlägt, dann ist das Ja der Lippen und das Zusammenlegen der Hände bedeutungslos. Darum sagt Vandyk, in Kinds Vandyk, zu seinem Lenchen, wohl wahr im Geiste jener Zeit: „Hab' ich dein Herz, so gieb mir deine Hand." Jetzt läßt der Mann bisweilen den Vordersatz weg, oder denkt sich an die Stelle desselben einen andern, aber wahrlich keinen bessern. In Amerika mag es vielleicht anders seyn, so daß der Mann dort früher nach der Hand faßt, als er nach dem Herzen frägt, doch die neue Welt ist nicht immer die bessere gewesen. Die Leser mögen selbst aus der Betrachtung dieses Bildes das Resultat sich ziehen, wenn sie die Gegenwart um sich sehen, und den Lauf der Welt verfolgen; nur wünschen wir von Herzen, daß Keiner dabei an Shakespeare's Worte denken möge:

sonst schenkten Herzen Hände.
Jetzt ist der Weltlauf: Hände, keine Herzen.

Heldenmüthige Selbstverleugnung.

Dunkel brannte das Licht auf dem Tische, an welchem der Student St.. saß und in einem großen Buche las: „es hilft alles nichts, es wird nichts dabei herauskommen," sagte er zu sich selbst und machte das Buch zu. „Ich will nie Prediger werden. Ich mag noch so fleißig studiren und mich abmatten. Die erste Predigt, in welcher ich sicherlich stecken bleiben werde, wird alle meine Mühe vereiteln: denn kenne ich nicht meine Schüchternheit und das besondere Unglück, das mich bei jedem Unternehmen verfolgt?"

Von seinem staubigten Bücherbrete langte er ein Manuscript herab und fing darin zu lesen an. Es war eine Beschreibung von Rom, besonders der St. Peterskirche, die mit der ganzen Begeisterung eines Künstlers beschrieben ward. St.. sprang plötzlich auf, schlug in die Hände und rief voller Entzücken aus: „Himmel! das muß ich alles selbst sehen."

„Aber wie ist dies möglich? Kann man ohne Geld nach Rom reisen?" denn mit den Finanzen des armen Studenten stand es herzlich schlecht. Sorgfältig durchsuchte er alle seine Taschen und fand nach vieler Mühe nicht mehr als einige Groten, mit denen er in der That seine Reisekosten nach Rom nicht bestreiten konnte. Voller Unruhe legte er sich zu Bette und vergaß sogar sein Licht auszulöschen, welches noch nie geschehen war, aber während dieser schlaflosen Nacht dachte er über die Mittel nach, wie er seinen Vorsatz ausführen könne.

Den Morgen darauf suchte er einen alten Kleiderhändler auf und verkaufte alles, was er hatte, ausgenommen den Rock, den er auf dem Leibe trug und ein einziges Hemde, um wechseln zu können. Die Summe, welche er auf diese Art vom knickerigen Juden erhielt, war nicht groß und Ehre und Pflicht verlangten, daß er auch noch seine Schulden bezahle. Nachdem er dies auf die gewissenhafteste Art gethan hatte, zählte er sein noch vorräthiges Geld durch und fand mit Freuden, daß es noch sechs Thaler betrug, mit denen er nach Rom zu reisen und wieder von da zurück zurück zu kommen hoffte.

Voller Muth und Hoffnung trat er jetzt seine Reise an, durchwanderte mit freudigem Herzen die fruchtbaren Gefilde Deutschlands und wie erquickten ihn die milden und balsamischen Lüfte Italiens? Er fühlte sich überschwenglich glücklich und zog getrost auf Rom los, dessen glänzende Thürme er schon in der Ferne erblickte. Lange stand er vor Entzücken wie angezaubert und eine Freudenthräne stürzte ihm aus dem Auge. In Gedanken verloren, ging er weiter und erreichte gegen Abend einen Berg, an dessen Fuße die Königin der Städte von dem letzten Glanze der Sonne beschienen lag. Er setzte sich oben auf dem Berge nieder und wandte seine Augen beständig mit dem ängstlichsten Herzklopfen nach dem Gegenstand seiner geheimen Wünsche.

Als er seine Seele an diesem herrlichen Anblicke gelabt hatte, fiel es ihm ein, sein noch vorräthiges Geld nach zu zählen, damit er wisse, wie viel er in Rom aufgehen lassen könne, um die Wunder dieser Stadt zu beschauen, ohne sich jedoch der Mittel zu seiner Rückreise zu berauben. Als er sein Geld durchzählte, fand er, daß er gerade die Hälfte ausgegeben hatte. Unterwegs war er oft genöthigt gewesen, bei den Geistlichen vorzusprechen und sie um ein Mittags- oder Abendbrod und um ein Nachtlager zu ersuchen, und mit einer so geringen Summe eine so weite Reise zu machen, aber nie hatte er Geld angenommen, oder um ein Almosen gebeten. Wollte er also ohne zu betteln in sein Vaterland zurückkehren, so durfte er nicht nach Rom hineingehen und er hatte in der That die heldenmüthige Selbstverleugnung, diesen Entschluß auf der Stelle auszuführen. Er blieb daher diese Nacht auf dem Berge und sah den Mond und die Sterne über dem vielgeliebten Rom aufgehen. Mit innigem Vergnügen hörte er in der Stille der Nacht dem Spiele der Kirchenglocken zu und als die Morgensonne im Osten heraufstieg und die Kuppeln und Thürme der Stadt mit Roth zu färben anfing, warf er noch einen sehnlich schmachtenden Blick auf das theuere Rom und trat in stillem Nachdenken seine Heimreise an.

Wie viele Beispiele die Geschichte auch von heldenmüthiger Selbstverleugnung aufstellen mag, so giebt es doch vielleicht kein größeres als das, was dieser Engländer in der Einfalt seines Herzens gab.

Seine Wanderungen führten ihn wieder durch Deutschland und die Niederlande und den letzten Heller gab er dem Schiffer, der ihn in England ans Land setzte. Er entsagte nunmehro dem Studium der Theologie und trat in die Dienste eines Landmanns, bei dem er ein ganzes Jahr blieb. Am Ende desselben nahm er seinen Lohn und trat damit eine Reise nach dem Morgenlande an. Die Reiselust ließ ihm keine Ruhe und mit freudigem Herzen ergriff er seinen Wanderstab, begab sich auf ein Schiff und ward in Alexandrien in Aegypten ans Land gesetzt. Noch jetzt dauert seine Reise fort und er hat schon Aegypten, Syrien, Kleinasien und mehrere andere Länder durchreiset.

Kampf zwischen einem Matrosen und einem Haifische.

Einige englische Matrosen hatten den letzten Theil ihrer Ladung ans Land geschafft, der in Kohlen bestand; diejenigen, die dies schmutzige Geschäft verrichtet hatten, wagten sich in die See, um sich abzuwaschen, allein sie waren noch nicht lange darin gewesen, als jemand am

Bord des Schiffes einen großen Haifisch bemerkte, der auf sie los fuhr. Er unterrichtete seine Kameraden sogleich von der Gefahr, worauf sie augenblicklich zurückschwammen und alle, Einer ausgenommen, erreichten das Fahrzeug; diesen holte der Haifisch fast im Bereich der Ruder ein, packte ihn und verschlang den ganzen untern Theil des Körpers. Kaum war dies geschehen, so zog man den obern Theil heraus und brachte ihn am Bord, wo sein Kamerad war. Seit langer Zeit waren sie Freunde und er und der Verstorbene hatten sich alle mögliche Gefälligkeiten erwiesen. Als er nun den verstümmelten Leichnam seines Freundes erblickte, war er vor Entsetzen fast starr. Während dieses Auftrittes schwamm der unersättliche Haifisch auf der Oberfläche des Wassers herum und suchte den Ueberrest seiner Beute. Die andern Seeleute schätzten sich glücklich, daß sie an Bord waren; er allein fühlte sich unglücklich, daß er den Mörder nicht erreichen konnte. Von diesem Anblicke angefeuert und entschlossen, entweder das Ungeheuer zu tödten oder selbst verschlungen zu werden, stürzte er sich mit einem scharfen und spitzigen Messer versehen ins Meer.

Kaum wurde ihn der Haifisch gewahr, so stürzte er wüthend auf ihn los; beide waren gleich begierig, der Eine nach Raube, der Andere nach Rache. Sobald der Haifisch seinen Rachen öffnete, tauchte sein Gegner auf eine geschickte Weise unter, faßte ihn mit der linken Hand etwas unterhalb der obern Floßfedern, brauchte glücklich mit der rechten sein Messer und versetzte ihm mehrere Stiche in den Unterleib. Als sich der wüthende Haifisch nach manchen vergeblichen Anstrengungen in seinem eigenen Elemente übermannt fand, suchte er sich los zu machen, indem er bald untertauchte, bald rasend vor Schmerzen wieder auf die schäumende Oberfläche fuhr und diese mit seinem Blute färbte. Bald nachdem er durch den Blutverlust sehr geschwächt war, steuerte er nach dem Ufer hin und mit ihm zugleich der Sieger, der aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg, seinen Feind mit verdoppeltem Eifer verfolgte und ihn vermittelst der Ebbe ans Ufer zog. Hier schnitt er ihn auf, zog die Eingeweide heraus und fand da die andere Hälfte seines Freundes, welche er wieder vereinigte und sie beerdigte.

Dieser außerordentliche Kampf wird von einem sehr glaubwürdigen Manne erzählt, der die Wahrheit desselben durch einen Eid erhärten will.

Blüthen.

Gedanke. Geist.

Wenn wir im Stande wären, Gedanken so frisch und blühend, wie sie in uns geboren werden, durch Worte wieder zu geben, mit welcher unwiderstehlichen Kraft würde nicht dann die Wahrheit auf das Gemüth der Leser und Hörer wirken! Aber es geht den Gedanken, wie der Schönheit menschlicher Körperformen, die um so gewisser verschwindet, je weniger eine Tracht an dieselbe innig anschließt, je weniger wahr die regelmäßigen Verhältnisse des schönen Gliederbaues von ihr dargestellt werden. Aber je zarter und natürlicher die Kleidung, je deutlicher durch sie die lieblichen Formen sich aussprechen, um so gefälliger und einnehmender spricht der Geist des Ganzen uns an!

Der Gedanke wird in unserm tiefsten Innersten geboren; das Wort, sein Gewand, auf unserer Zunge.

So ward auch der Geist des Menschen geboren in dem tiefsten, noch nie entschleierten,

Innersten der Natur! Aber diese Erde gab ihm ein Gewand, worin er fortwandeln sollte auf der Bahn des Erdenlebens, und so erreicht er, gleich dem hallenden Worte, schwebend und fortzitternd, durch die Zeit, endlich das Ziel, wo die Stimme des irdischen Lebens in einem Ach! verhallt, und wo Alles in nichtigen Staub zerfällt, was an Formen diese Welt uns lieh! Doch so wenig die Wahrheit, in unserm Innersten geboren — wohl ihr Gewand! — je stirbt; so wenig stirbt auch je das Wesen, — wohl sein Erdengewand! — aus dessen Schooße, geflügelt, der Gedanke sich erhob!

Miscelle.

Um zu entdecken, sagt ein Franzose, ob eine Frau, die im letzten Monate ihrer Schwangerschaft sich befindet, von einem Knaben oder Mädchen werde entbunden werden, muß man 1) den Puls des rechten und dann des linken Arms, jeden zwei Minuten lang befühlen; 2) bemerke man hierbei sorgfältig die Verschiedenheit der beiden Pulse; schlägt der Puls des rechten Arms stärker und voller als der des linken, so kann man einen Knaben erwarten; schlägt hingegen der Puls des linken Arms kräftiger, runder und voller als der des rechten, so deutet dies auf ein Mädchen.

* Blicke auf das Bremer Theater.

(Fortsetzung.)

Am 10. Sept. Das Epigramm, Lustspiel in 4 Akten von Kotzebue.

Das heutige Stück ist eigentlich kein reines Lustspiel; komische Trauer wechselt mit Sentimentalität. Kotzebue liebte diese Mischung, und obgleich die Kunstrichter sie zu tadeln pflegten, so wußte er doch welche Wirkung dadurch auf das Gemüth des Zuschauers hervorzubringen sey. So war es auch heute. Wir hören kaum auf über den spaßhaften Gourmand Hippeldanz und sein Uebelachten zu lachen, so fühlen wir uns bewegt, als Busch Mütter und Schwester in dem Garten wieder erblickt, wo er die Jahre seiner Kindheit verlebte.

Die Aufführung war im Ganzen lobenswerth.

Am 12. Sept. Zum erstenmal: Heinrich von Anjou, Trauerspiel in 5 Akten von Zahlhaas.

Das Erzeugniß eines neuen (wenn wir nicht irren) Wiener Dichters, der es aus einer Novelle des Le Page entlehnte. Die Sprache ist gefällig, die Handlung jedoch, vorzüglich in den ersten Akten etwas gedehnt. Fräulein Hanff zeichnete sich vortheilhaft als Blanka aus. Herr Clausius führte den ersten Theil seiner Rolle gut und mit Fleiß durch, nur im letzten Akt ließ er sich wieder zu sehr von der Leidenschaft zum lauten Toben hinreißen. Wir möchten ihm die Lehren anempfehlen die Shakespeare durch Hamlets Mund den Schauspielern ertheilt.

Am 13. Sept. Tancred, Oper in 2 Akten von Rossini.

Thaliens friedliche Hallen wurden heute in einen Tummelplatz stürmischer Partheisucht verwandelt. Viel Gutes läßt sich darüber nicht sagen, darum lassen wir das Vergangene ruhen. Frau Ringelhardt zeigte sich als bescheidene und gebildete Frau, und ihr Benehmen erwarb sich die allgemeine Achtung.

Diese liebliche Oper ist eine gute Vorstellung des hiesigen Theaters, auch ist von Seiten der Direction sehr viel für Decorationen und Kleidungen gethan.

Am 14. Sept. Die Mündel, Schauspiel in 5 Akten von Iffland.

Die hiesigen Schauspieler scheinen mit Liebe die alten Ifflandschen Familienstücke zu behandeln, dies hatten wir schon oft Gelegenheit zu bemerken; ihr Fleiß war auch in der heutigen Vorstellung unverkennbar, alles ging rasch und lebendig. Vorzüglich sind die Herrn Gaßmann, Ringelhardt, Hanff und Schmidt zu loben. Eine baldige Wiederholung des Stücks wird allgemein gewünscht.

Am 16. Sept. Das Donauweibchen, Oper in 3 Akten von Kauer.

Am 17. Sept. Die kleine Zigeunerin, Schauspiel in 5 Akten von Kotzebue.

Fräulein Hanff die jüngere entwickelte heute als Lasarilla erfreuliche Talente für die Bühne, die bei sorgsamer Ausbildung zu einem guten Ziele führen können. Warum sang sie aber nicht die kleinen Liederchen, wie der Dichter vorgeschrieben, und sprach sie bloß? Gerade hierdurch charakterisirt sich die Zigeunerin, ja öfters muß sie sich durch ein solches Liedchen mit Begleitung des Tambourins den handelnden Personen bemerkbar machen, und deshalb ist der Gesang sogar nothwendig.

Am 19. Sept. Die Ahnfrau, Tragödie in 5 Akten von Grillparzer.

Ahnungen und Spuckgeschichten gehören jetzt in der eleganten Welt zum guten Ton, deshalb wird

auch der Ahnfrau fortwährend noch fleißig Cour gemacht.

Des Herrn Gaßmann, als Jaromir, müssen wir rühmlichst gedenken. Der vom Schicksal unverschuldet in Elend und Jammer Verstoßene wußte unser ganzes Mitleid zu erwecken. Den reinen Kampf der Leidenschaften malte er wahr und schön.

Am 20. Sept. Johann von Paris, Oper in 2 Akten von Bojeldieu.

Unter allen Compositionen französischer Tonsetzer zeichnet sich die heutige Oper sehr vortheilhaft aus. Sie weicht von der gewöhnlichen französischen Manier ganz ab, hat angenehme Melodien und Klarheit in ihren Ensemblen, weshalb sie auch in Deutschland mit so vielem Glück erschienen ist. Sie wurde heute durchgehends mit besonderem Fleiße gegeben, Herr Zschischka sang und spielte die Parthie des Ober-Seneschall vortrefflich und Frau Ringelhardt wußte sich durch den kunstfertigen und geschmackvollen Vortrag des Troubadour-Gesanges sogar die feindseligen und widerstrebenden Gemüther zu gewinnen.

Am 22. Sept. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller.

Bei allen Auswüchsen jugendlicher Phantasie, verkündet ewig dieses Stück Schillers riesenhaftes Dichter-Genie und hochstehend in seiner kühnen Größe ist es erhaben über alle kleinliche Kunstrichterei und Kritik.

Carl Moor ist eine der besten Rollen des Hrn. Gaßmann. Minder glücklich war Herr Schmidt in Ausführung des Franz, der oft zu kleinlich und bürgerlich erschien. Ueberhaupt hat dieser Künstler seinen größten Werth im bürgerlichen Drama; Rollen wie der Kanzler Fleffel in den Mündeln, Hofrath in den Advokaten verdienen die gerechteste Anerkennung.

Am — Sept. Die englischen Waaren, Lustspiel in 2. Akten von Kotzebue.

Ueber dieses Stück ist schon früher gesprochen.

Hierauf: Der Gefangene, Oper in 1. Akt von Della Maria.

Am 26. Sept. Das Leben ein Traum. Schauspiel in 5 Akten nach Calderon von West.

Referent konnte der heutigen Vorstellung nicht beiwohnen.

Am 27. Sept. Die Versöhnung, Schauspiel in 5 Akten von Kotzebue.

Herrn Ringelhardt gelingt der biederherzige Polterer vortrefflich, so wie uns Herr Schmidt als ehrlicher Mann Eyterborn erfreut. Fräulein Struve gab heute das Lottchen mit mehr Wärme als sonst, und gewann dadurch. Das ganze Stück ging in gutem Einklange aller Mitspielenden.

Am 28. Sept. Tony, Drama in 3 Akten von Körner.

Die Handlung des Stücks ist nur mit losen Fäden zusammengeknüpft, und die flüchtige Arbeit des Verfassers überall sichtbar. Es kann keineswegs der Hedwig zur Seite gestellt werden, an welche es oft erinnert.

Hierauf: Der Schatzgräber, Oper in 1 Akt von Mehul.

Außer dem ersten Quartett und dem Duett der beiden Mädchen geht die Musik ohne besonderes Interesse an uns vorüber. Die Oper könnte eben so gut als Lustspiel bestehen, doch wird sie immer gefallen, wenn der Hauptcharakter, wie hier, mit Feinheit und komischer Laune durchgeführt wird.

Am 29 Sept. Johanna von Montfaucon, Schauspiel in 5 Acten von Kotzebue.

Ein Stück voller Knalleffecte, wie Müllner sagt, Fräulein Schulz führte die Hauptrolle im Sinne des Dichters durch, und das war hier nicht immer gut, denn sie wurde dadurch bisweilen etwas zu pathetisch; besser würde sie gethan haben, das Harte und Uebersponnte des Charakters zu mildern. Dennoch war sie uns eine recht angenehme Erscheinung, und die Hauptscene mit dem Kinde gelang ihr vorzüglich.

Herr Julius Schmidt, ein neues Mitglied unserer Bühne, erschien heute zum erstenmal als Sohn des Burgvoigts. Schöne Figur und ein schmeichelndes Organ erweckten sogleich Interesse für ihn. Er führte die Rolle, wie sie es erfordert, mit Natürlichkeit und Gefühl durch, nur bisweilen sprach er etwas zu leise und zeigte eine kleine Aengstlichkeit in Gang und Bewegungen, die wir freilich wohl größtentheils seinem ersten Auftreten auf hiesigem Theater zuschreiben müssen. Wir dürfen uns in der Folge viel Gutes von diesem jungen talentvollen Schauspieler versprechen.

Am 30. Sept. Das Dorf im Gebürge, Oper in 2 Akten von Weigel.

Eine recht liebliche Musik ganz in dem gemüthlichen einfachen Style des Komponisten. Auch der komische Theil der Oper ist sehr gut charakterisirt. Vorzüglich zeichnet sich das Quintett des zweiten Aktes und die komische Scene mit der Dorfjugend aus.

Verax.

Auflösung des Räthsels in Nro. 88.

Fasten, Lasten, Tasten, Kasten, Rasten, Masten.

Das Comptoir für Buch-, Kupfer- und Stein-Druckerei von Georg Jönßen ist jetzt in der Papenstraße Nr. 22.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 90.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. November 1819.

* Sehnen!

Einsam trauernd fließen meine Thränen,
Sie, die Zeugen von so manchem Schmerz,
Und mir sagt ein namenloses Sehnen:
Muthig schwinge dich empor mein Herz!
Nur zu leiden wurdest du geboren,
Thränen, Thränen flossen Tag und Nacht.
Weinend sahe ich die Sonne niedersinken
Sah beim Aufgang keinen Ruheboten winken!
Immer nur war meines Herzens Flehn:
„Laß mich, Vater, endlich schlafen gehn!“

Wenn in einer unschuldsfrohen Menge
Noch mein Geist zuweilen Freude fand,
Wenn ich stimmte in die Freudensänge,
Und die Erde schien ein schönes Land.
Ach, da faßt es mich mit bangem Beben,
Thränen, Thränen flossen nach wie vor.
Um mich her ertönten wieder stumme Klagen,
Weinend rief ich aus: „Ich kanns nicht länger tragen!“ —
Dann war wieder meines Herzens Flehn:
„Laß, mein Vater, laß mich schlafen gehn!“

Wenn ich gar gehöhnt mit bitterm Spotte
Und gelästert ward von Freunden gar,
Wenn vereinte sich die freche Rotte
Bösewichte, die Verrätherschaar:
O dann ward die Erde mir zur Wüste,
Und erschien — verhüllt in schwarzer Nacht!
Dann, dann wünscht ich mich zu Gottes hehrem Throne
Um mein Leid zu klagen ihm und seinem Sohne.
Es begann das Herz mit leisem Flehn:
„Laß, mein Vater, laß mich schlafen gehn!“

Meine treuen Freunde sind entschlafen,
Keinem, keinem darf ich jetzt mehr traun! —
O ihr, welche auch ja Leiden trafen,
Könnt ihr nicht mehr auf mich niederschaun?
Meine schweren Leiden nicht bemerken
Und mir Trost und Ruh, wie sonst, verleihn? —
Aber ach! auch laute Klagen sind vergebens,
Nicht auf Erden ist das Endziel meines Strebens! —
Darum sagt noch meines Herzens Flehn:
„Laß mich, Vater, laß mich schlafen gehn!“ —

G.

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

Eine Erzählung.

Es begann schon zu dämmern, als Amalie Ruhberg eine kranke Tante verließ, nach deren Befinden sie sich auf Geheiß der Mutter erkundigen müssen, um in das älterliche Haus zurückzukehren.

Der Weg war ziemlich lang, denn die Erkrankte wohnte auf der Neustadt und Amaliens Aeltern in Stephani Kirchspiel.

Sie beflügelte ihre leichten Schritte, sah sich oft schüchtern um, sobald sie Fußtritte hinter sich hörte, und wenn ein Vorübergehender mit einer nur zu gewöhnlichen unziemlichen Dreistigkeit ihr ins Gesicht sehen wollte, überflog ihre Wangen die Röthe der Schaam und Furcht, und färbte diese mit dem bezaubernden Carmin der Unschuld und jungfräulichen Schüchternheit. Amalie war in dem Blütenalter des Lebens; ein weißes Mousselin-Gewand nach dem neusten Geschmacke, verhüllte nicht die anmuthigen Formen ihres schlanken Wuchses; ein Strohhut mit einigen italienischen künstlichen Kornblumen beschattete halb das reizende Oval ihres Madonnenköpfchens; die feurigen dunkeln Augen und die kastanienbraunen Locken und ein Purpurmund, erhöhten noch die Lilienweiße ihres Teints. Ein azurblauer Shawl mit einem eingewirkten Blumengewinde in mannichfaltigen Farben, war malerisch um ihre Schultern geschlagen, und in der kleinen Alabasterhand trug sie ein Redicül von der nämlichen Farbe mit Goldschnur und goldnen Eicheln geziert.

Kein Wunder, daß diese Graziengestalt vielen um so mehr auffiel, als sie ungewöhnlich rasch, fast laufend dahin schwebte, und in einbrechender Abenddämmerung, ohne Begleitung, sich auf offener Straße befand. Die Dämmerung warf überdies noch einen magischen Schein über die ganze Gestalt, wodurch die Neugier und Lüsternheit der Männer noch mehr gereizt wurde.

Als Amalie mit verdoppelter Eile um die Ecke der Langenstraße bog, um einer im raschen Flug dicht neben ihr vorbeirollenden Equipage auszuweichen, kam ihr ein junger Mensch ebenfalls so raschen Schrittes entgegen, daß er ihr unfehlbar gerade in die Arme gestürzt wäre, hätte er nicht freudig überrascht, vor einer so holden Erscheinung unwillkührlich halt gemacht. Amalie war sichtbar erschrocken; der Jüngling aber ging mit einer verbindlichen Verneigung bei ihr vorüber, und sagte: „ich bitte tausendmal um Verzeihung.“ Amalie beschleunigte nun noch ängstlicher ihren Heimweg.

Dem Jüngling, Moritz Korn, einem Handlungsdiener, war die plötzliche Erscheinung eines so schönen weiblichen Wesens sehr aufgefallen; vielleicht etwas mehr als Neugierde bestimmte ihn dazu, daß er, nachdem er ein Paar Schritte bei ihr vorüber war, still stand, sich umwandte, und ihr doch immer in einiger Entfernung nachging.

Die Reize der Jungfrau hatten, wenn auch nicht auf sein Herz, doch auf seine Sinne einen tiefen Eindruck gemacht, und da er sie so spät allein auf der Straße fand, denn es wurde immer dunkler, so stieg bei ihm der Verdacht auf, daß die Unbekannte zur Zahl der gefälligen Schönen gehörte, die sich weder dem Dienst der Vesta, noch dem der Venus Urania geweiht haben.

Korn näherte sich Amalien immer mehr, bald war er dicht an ihrer Seite und sah ihr ins Gesicht. Sie erschrack heftig.

„Warum erschrecken Sie, mein schönes Fräulein, seh' ich denn so furchtbar aus?“

Diese Frage war nicht dazu geeignet, Amaliens Bestürzung zu mildern, doch schmeichelten ihr die Worte: „schönes Fräulein.“ Das erste ließ ihren Reizen, das andere, wie sie sich einbildete, ihrem sittlichen Charakter Gerechtigkeit widerfahren; denn so wenig unsere jungen Damen für die Reinheit der deutschen Sprache sind, und die französischen Benennungen der Modewaaren und ihres Putzes ungern gegen die deutsche Sprache vertauschen möchten so sind sie doch alle über die Uebersetzung der Demoiselle in Fräulein enchantirt.

Amalie schien verlegen. Eine aufmunternde Antwort erlaubte ihr Gefühl für Schicklichkeit nicht, denn der junge Mensch hatte sich beim ersten Zusammentreffen so artig und bescheiden benommen, und auch jetzt enthielt seine Frage nichts unziemliches, ob sie gleich etwas zudringlich war. Ein junges Mädchen hat aber immer in ihrem Herzen Nachsicht mit einer Zudringlichkeit, die sie auf Rechnung ihrer Schönheit oder ihrer Talente schreiben zu müssen glaubt.

„Sie würdigen mich keiner Antwort?“ fuhr Korn nach einer ziemlich langen Pause fort. „Sie scheinen ängstlich zu seyn? — Wahrscheinlich, weil Sie sich so spät allein auf der Straße befinden, und ein Unbekannter Sie anzureden wagte. — Aber ich that dies gewiß aus der besten Absicht. Vielleicht haben Sie noch einen weiten Weg zu machen; dann erlauben Sie mir, daß ich Sie begleiten und Ihr Beschützer seyn darf.“

Amalie hatte mehr Fassung bekommen, in diesem Anerbieten lag etwas so ritterhaftes, das ihr gar wohl gefiel, weil es mit ihrer Romanenlektüre übereinstimmte; sie lispelte also mit gedämpfter und noch zitternder Stimme:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden; es ist nicht mehr weit von meiner Wohnung;“ machte ihm einen Knix und ging mit beflügelten Schritten nach der entgegengesetzten Seite der Straße. Korn war diese Flucht zwar unangenehm und etwas kränkend; da Amalie sich jedoch nach ihm umsah und er in dem Zwielicht nicht unterscheiden konnte, ob aus diesem nach ihm gewandten Blick Furcht vor Verfolgung, oder Zuneigung spräche, und seine Eigenliebe ihn überredete, daß es wohl eher das letztere als das erstere seyn könnte; so folgte er ihr auf den Fersen nach. Sie hatte aber kaum hundert Schritte gemacht, als sie eine Ladenthür öffnete, durch deren Glasscheiben mit rothen seidnen Vorhängen, das im Innern brennende Licht einer Astrallampe schimmerte. Ihm kam es vor, als wenn sie beim Eintritte in den Laden, ihn noch mit dem Redicül in ihrer Hand gewinkt und gleichsam durch eine solche mimische Sprache aufgefordert hätte, ihr zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das letzte Fest Fürst Potemkins des Tauriers.

Während des Kriegs, den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Rußland gegen die Türken führte, eilte der Heerführer der russischen Armee, Fürst Potemkin, aus dem Kriegslager nach Petersburg, theils um seine Triumphe unter den Augen seiner Monarchin zu genießen, theils um verschiedene Verbindungen am Hofe zu vernichten, die ihm Gefahr zu drohen schienen. Er entwarf während seines Aufenthalts den Plan zu einem Feste, welches ihm die Gelegenheit verschaffen sollte, der Schöpferin seines Glücks in seinem eigenen Pallaste, vor den Augen des Hofs, seine Dankbarkeit zu

Füßen zu legen. Ein Monat verfloß unter Zurüstungen; Künstler aller Art waren beschäftiget, ganze Magazine wurden ausgeleert, um die Nothwendigkeiten herbeizuschaffen; täglich versammelten sich mehrere hundert Menschen, um die Ausführung vorzubereiten, und jeder dieser Tage war ein Fest. Endlich erschien ein Augenblick, welchem das Publikum der Residenz, durch so große Veranstaltungen aufs höchste zur Erwartung gespannt, mit Sehnsucht entgegen gesehen hatte.

Die Zusage der Kaiserin und des kaiserlichen Hauses, diesem Feste beizuwohnen, war gegeben; der Hof, die Gesandschaften, der Adel und ein großer Theil des anständigen Publikums waren geladen. Man versammelte sich Abends sechs Uhr in Maskenkleidung. Als der Wagen der Kaiserin gefahren kam, ward auf ein gegebenes Zeichen die Cocagna für das Volk eröffnet, welches sich in Menge vor dem Pallaste eingefunden hatte. Große Haufen von Kleidungsstücken, aufgethürmte Pyramiden von Eßwaaren und ein hinlänglicher Vorrath an Getränken, wurde hier der Willkühr des Pöbels Preis gegeben.

Die Kaiserin trat in das Vestibüle, und plötzlich begann eine rauschende Musik, die sich von der Höhe der Gallerie in den weiten Saal ergoß. Das Orchester war mit dreihundert Personen besetzt, und Instrumente wechselten mit Menschenstimmen. Einige Augenblicke nachher begab sich die Kaiserin in den Hauptsaal, und die anwesende Menge folgte ihr nach. Sie nahm ihren Sitz auf einem etwas erhöheten Platze, der mit transparenten Vorstellungen verziert war; das Publikum vertheilte sich unter den Kolonnaden und in den Logen, und nun begann die zweite Scene dieses außerordentlichen Schauspiels. Vier und zwanzig Paare der reizendsten Jungfrauen und Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, unter welchen sich auch der jetzige Kaiser Alexander und sein Bruder Constantin befanden, eröffneten eine Quadrille. Alle waren weiß gekleidet und nur die Farben und Gürtel ihrer Schärpen unterschieden. Der Werth ihres Schmuckes ward auf zehn Millionen geschätzt. Die Musik, nach welcher sich der Tanz richtete, war mit Gesang begleitet, und der Künstler Pick schloß diese Scene mit einem Solo.

Nun trat man in ein andres mit kostbaren Teppichen behangenes Zimmer. Hier stand ein künstlicher Elephant, mit Smaragden und Rubinen behangen. Der Perser, der ihn regierte, schlug an eine Glocke, und dies war das Signal einer neuen Veränderung. Ein Vorhang flog auf, und man sah eine prächtig decorirte Bühne. Zwei Ballette und eine theatralische Vorstellung unterhielten die Zuschauer auf das angenehmste. Die herrliche Musik, von Sängerchören unterbrochen, der reizende Tanz, eine orientalische Pracht und der Anblick der mannichfaltigen Nationaltrachten in ihrem gefälligsten Kostüm, ergötzten hier alle Sinne.

Als das Schauspiel geschlossen war, vertheilte sich die Gesellschaft in alle Zimmer des Pallastes. Eine prächtige Erleuchtung überraschte jetzt überall, wo man hinsah. Wände und Säulen schienen in Feuer zu stehen; große Spiegel, die hin und wieder versteckt angebracht, oder als Pyramiden und Grotten aufgestellt waren, verdoppelten die Wirkung dieses seltnen Anblicks, und selbst Potemkins herrlicher Park schien mit funkelnden Sternen überzogen zu seyn.

Eine Tafel, die dem Glanze des Festes entsprach, erwartete jetzt die Gesellschaft. Sechshundert Personen saßen zu Tische und die übrigen wurden im Herumgehen bewirthet. Man

sah kein anderes Tafelgeräth als Gold und Silber, statt der gewöhnlichen Kerzen wurde die Tafel durch farbige Vasen erleuchtet, in welchen Lampen angebracht waren, ein damals noch unbekannter Luxus. Mehrere hundert prächtig gekleidete Bediente und Hausoffizianten waren mit der Aufwartung beschäftigt, und überall bedurfte es nur eines Winkes, um zu haben, was man wünschte. Aus dem ganzen Gebiete der Schwelgerei konnte man fordern, ohne vergebens gefordert zu haben.

Die Kaiserin machte an diesem Tage — zum erstenmale seit vielen Jahren — eine Ausnahme von ihrer gewöhnlichen Lebensart; sie blieb bis Mitternacht, um dem Wirthe und der Gesellschaft die Freude nicht zu verderben. Als sie wieder in das Vestibüle trat, begann ein Chor einen Hymnus, dessen Gegenstand Katharinens Ruhm war. Die Kaiserin, überrascht und gerührt, wollte sich zu dem Fürsten wenden, als dieser, hingerissen von seinem Gefühl, auf die Knie fiel, ihre Hand ergriff und sie mit seinen Thränen benetzte. Eine dunkle Ahnung schien ihn zu erschüttern. Es war das letztemal, daß er seine großmüthige Beschützerin auf dieser Stelle seinen Dank stammeln konnte.

Oliver Cromwell.

In sehr wichtigen Angelegenheiten traute Cromwell Niemanden, als seinem Sekretär Thurlow, und oft auch ihm nicht. Ein Beispiel davon pflegte Thurlow selbst zu erzählen. Er erhielt einst von Cromwell Befehl, zu einer bestimmten Zeit an einen gewissen Ort zu gehen, und dem Manne den er dort spatzieren sehen würde (Kleidung und Stellung wurde ihm genau beschrieben), eine Note von 20,000 Pf. St. in Genua zahlbar, zu übergeben, doch ohne ein Wort zu sprechen. Thurlow that dieses, und erfuhr nie, weder wer die Person noch was die Veranlassung war.

Nichts von allem, was Karl II. in seinem Exil that, blieb Cromwell'n unbekannt. Ein Edelmann, welcher in Diensten des Königs gewesen war, bat den Protektor um die Erlaubniß, auf Reisen zu gehen, und erhielt sie unter der Bedingung, daß er Karl Stuart nicht sehe. Er fand diesen in Cöln und verschaffte sich eine nächtliche Audienz bei ihm. Nach einer umständlichen Unterredung über die Geschäfte, um deren willen er gekommen war, nahm er Abschied und empfing einen Brief, den er zwischen das Futter seines Hutes einnähte. Bei seiner Zurückkunft nach England erschien er ganz zuversichtlich vor Cromwell und versicherte auf die an ihn geschehene Frage, daß er sein Versprechen pünktlich gehalten habe. „Wer löschte denn," erwiederte Cromwell, „die Lichter aus, als Sie mit Karl Stuart sprachen? und hat er nicht einen Brief durch Sie gesandt?" Vergebens suchte der bestürzte Edelmann zu läugnen, und wurde sogleich in den Tower geschickt.

* Baron Donnerlork.

Unter diesem Namen war ein Grenadier im ehemaligen ...schen Regiment bekannt, vermuthlich als Baron deshalb, weil er sich mit der Verwaltung seiner Güter nicht zu plagen brauchte und in dieser Hinsicht ein wirklicher Freiherr war, und Donnerlork war ein angewöhntes Komplimentir Wort welches er sich öfters gegen den Corporal, — wenn dieser ihm so eben ein Produkt seines spanischen Rohrs gereicht und sich entfernt hatte — zu bedienen pflegte. Dieser Mensch war ein sogenanntes durchgetriebenes Genie, welches er aber nicht

immer zum Besten anwendete; dahero er auch sehr öfters mit den beim Militair üblichen Gratificationen honorirt wurde. Seine Cameraden sprachen stets mit einer Art stolzen Lächelns darüber, daß dieses Genie zu ihrer Compagnie gehöre, und auch auf diese Art erzählte ein Feldwebel in einem Schnapsladen, indem er sein Schnapsglas mit einer gewissen Grandezza niedersetzte: — heute läuft unser Baron wieder Gassen." Es war der natürlichen Ordnung menschlicher Neugierde angemessen, daß die übrigen Probirer der Getränke, so wie der Wirth, nach der Veranlassung dieser Strafe fragten. — Ja was hat 'r gemacht, hob der Feldwebel an, — kleine Schnelles, nichts als kleine Schnelles, — 's ist 'n Teufels Kerl. Kopf hat er, Gott straf den bösen Geest, wie 'n Schulmeister: — aber lauter dumme Streiche! — er kann das Anführen nicht lassen, das steckt ihm nun einmal in der Natur, er prellt alle Menschen.

Nu mir, sagte der Wirth, Kneipins Theekessel, indem er das braunrothe Käppchen von Bieberfell auf seinen Schädel herum drehete, „mir sollt er gewiß nicht kommen."

„Herr, sagte der Feldwebel, er drehet ihnen eine Nase wie 'n Flintenkolbe; — dem ist kein Mensch zu klug. Kennen Sie ihn? „Was sollte ich nicht!"

„'s schader nichts, er führt Sie doch an; was gilt die Wette?" —

Nu Herr Feldwebel, da möchten Sie doch wohl zu kurze kommen, haben Sie Lust einen Louisd'or daran zu wagen? —

Topp, Herr, heute über acht Tage: denn früher ist ihm der Buckel nicht heil, um diese Zeit, ist der B'ron bei Ihnen, Sie sind dann angeführet und gleich darauf habe ich meinem Fuchs. Aber — Herr Wirth, die Sache ist ein Scherz, machen Sie dem Kerl keine Ungelegenheit, und verrathen ihn, ich käme sonst ins Teufels Küche. Auch soll er 's mit Ihnen glimpflich machen."

An dem bestimmten Tage, zu jener Zeit, wo die Getränke am häufigsten probiret werden, hatte sich die, bei der Wette gegenwärtig gewesene Gesellschaft aus edler Neugierde schon wieder versammlet. Der Baron Donnerlork kam richtig, man zischelte sich ins Ohr, er sey es, und jeder gab auf seine Bewegungen Acht, besonders aber spitzte der Wirth seine, im Zuschnitt etwas langschichtig gerathenen Ohren neben den rothbraunen Käppel hinaus. Er, B'ron Donnerlork, forderte sehr bescheiden und artig einen Mengel Kümmel, und langte sein Fläschchen heraus, um es füllen zu lassen. Der Wirth that als ob er ihn nicht kenne, füllte ihm die Flasche, welche dieser einsteckte, das verlangte Geld auf dem Tisch legte und sich entfernte; allein der Wirth, welcher mit der gespanntesten Aufmerksamkeit alles beobachtete, fand unter dem Gelde einen falschen sogenannten Petermänneken, und rief ihm nach — halt Freund, nicht so rasch fort, hier die Münze gilt nicht, gebe er mir andere dafür. Donnerlork war äußerst betroffen, sich ertappt zu sehen, sagte, nachdem er alle Winkel seiner Tasche, worin es beiläufig gesagt, nicht zum Besten aussah, durchgegrabbelt, er habe kein anderes Geld bei sich, langte sein Fläschchen wieder heraus, strich sein Geld mit der Bemerkung ein, er wolle anderes holen und machte sich mit verbissenem Verdruß aus dem Staube. Der Wirth, indem er seitwärts die Zunge ausstreckte und wie ein Ferkel gnikkerte, that sich nicht wenig auf seine Schlauheit zu gute, als eben der Feldwebel eintrat, von welchem er seinen Louisd'or forderte; — den will ich mir eben holen, rief dieser, schenkte sich aus

den zurückgelassenen Fläschchen ein Glas ein und trank die Gesundheit des Herrn Kneipius Theekessel in — — — klarem Wasser!

— b —

Der Spitzbube.

Ein Mann, der sowohl in einem betrügerischen Bankerott, als durch andere unerlaubte Mittel Reichthümer gesammelt hatte, wird einst in der Nacht durch ein Getöse in seinem Schlafgemache erweckt. Der Zufall hatte dies Getöse veranlaßt, indem eine Maus etwas vom Tisch geworfen. Voll Bangigkeit sprang jener aber aus dem Bette, denn er glaubte: ein Dieb sey im Zimmer, und wolle hier Geld abholen. Aus allen Kräften rief er um Licht, um sein Gesinde. Nicht lange so erschienen auch Bedienter, Hausknecht und Köchin, beinahe unbekleidet, und durch jenes laute Rufen um Hülfe auch nicht wenig erschrocken. Man leuchtete nun in jeden Winkel, und fand nichts. Es muß ein Spitzbube hier seyn, ein Spitzbube, rief der Herr vom Hause wiederholt. Endlich sagte der Bediente: Ich sehe aber doch Niemanden als Sie!

* Bunte Blütenblätter für Stammbücher

Vergiß mein nicht, wenn dir im Quellenthale
Ihr Trauerlied die fromme Grille zirpt;
Vielleicht daß dann zum letzten — letztenmale
Mein Athemzug dich nennt und seliger dann stirbt.
Dann werden Ahndungen durch deine Seele schüttern
Und geistig werden rund um dich die Blumen zittern;
Dann fühlst du daß mein Herz mit diesem Seufzer bricht:
Geliebte ach! o dann vergiß mein nicht.

Sch..... aus F....

* Dem Fürsten von .....

Der Tag der dir das Leben schenkte
Gab Deutschland wohl ein helleres Licht!
O Fürst! sag' war's die Vorsicht nicht
Die dies zum Menschenwohle lenkte?

Hast du der Gottheit Wink erfüllet?
Hast du gethan was sie befahl?
Hast du der Armuth an dem Pfahl
Des Henkertods die Noth gestillet?

Dann schlafe sorglos dein Gewissen —
Dann lohne dich des Himmels Huld —
Dann aber gieb dir selbst die Schuld —
Wenn du dies solltest einst vermissen!

Sch..... aus F....

* Auszug eines Schreibens aus Philadelphia vom 8. Sept. 1819.

Von dem allgemeinen, traurigen Stand der Dinge, dem gänzlichen Stillstehen des Handels, dem immer mehr zunehmenden Brechen und Zusamenstürzen der Banquen, und dem schrecklichen gelben Fieber, das verheerend in den kaufmännischen Häusern und Comptoirs wüthet; werden Sie wahrscheinlich recht wohl unterrichtet seyn, natürlich daß dieses Ungemach tausend andere mit bedrohet, und alles schreit und wünscht: „Krieg in Europa!“ Es muß Krieg in Europa geben, sagte neulich ein Schreiner zu mir, sonst gehen wir Handwerksleute alle zu Grunde, denn wenn der Kaufmann nichts verdient, wo sollen wir es hernehmen, die von ihm leben. Ich tröstete ihn damit, daß ich gehört hätte: Man wolle einen dritten „Schuldenthurm“ bauen, viel größer wie die 2 existirenden, wo er gewiß Antheil daran bekommen würde Er bezeigte mir seinen Dank für diese gut gemeinte Insinuation, durch ein Geschenk von einer Quantität: God-dams, daß man alle hier auf Ladung wartenden Schiffe damit hätte befrachten können. Verflossene Woche rechnet man wieder zweihundert junge Leute, die geschäftlos worden sind, und selbst nur allein in den Counties Lancaster, Lebanon, Berks, Bneks und Montgommery, waren vor der Erndte 3500 Menschen brodlos, so daß die Bauern, welche noch voriges

Jahr, besonders in Lancaster County 150 à 175 Cents. des Tags nebst Beköstigung den Taglöhnern gaben, jetzt hunderte für einen für 37½ Cents. haben können.

Drei junge deutsche Männer von Talenten und in Geschäften routinirt, wovon einer in einem Banquierhaus in Frankfurt a/m 1500 Gulden Salair hatte, und sehr viele und dringende Empfehlungsschreiben an Häuser in Newyork mitbrachten, arrivirten hier vor einigen Monaten, von allem entblößt, in der Hoffnung Anstellung zu finden, allein umsonst. Zwei verbanden sich auf 3 Jahre, der eine bei einem Schuhmacher, der andere bei einem Sattler. Der dritte ging ins Land, um dort sein Heil zu versuchen, und nur vor kurzem erhielten seine 2 hier gebliebenen Freunde einen Brief, worin er ihnen meldet, daß er sich als Knecht bei einem Bauer verdingt habe, 5 Pferde putzen und füttern, Bäume fällen, in der Branteweinbrennerei assistiren, kurz, thun müsse was man ihm befehle. ꝛc.

Nie hatte ich mehr Zeit und Ursache, Betrachtungen anzustellen als in der gegenwärtigen Lage, worin ich mich befinde. Nach vielen soliloguischen Gesprächen, pro et contra, begriff ich endlich die große Wahrheit, daß es sehr große Schmerzen verursachen muß, „in einem Lande der Freiheit vor Hunger zu sterben! und da es mir fast so gewiß scheint, auf eine Anstellung verzichten zu müssen, als ich überzeugt bin, daß ein Hesse, der nicht blind ist sehen kann, so will ich von dem Privilegium der Freiheit Gebrauch machen und so Gott will, Wind et Weather permitting, im nächsten Frühjahr dahin zurückkehren, von woher ich gekommen bin. Nach Cassel möchte ich nicht, denn eines Theils wußte ich nicht was ich dort unternehmen sollte, und anderntheils konnte ich mich nie mit meinem Vater vertragen, aus den zwei entgegen arbeitenden Motiven, daß nämlich der Sohn gern nimmt, und der Herr Papa nicht liebt zu geben, und mich mit den Worten abspeist: Du bist alt genug, dich selbst zu ernähren. ꝛc.

Ich möchte hoffen dürfen in Bremen ein Unterkommen zu finden, und kein Hinderniß würde im Wege stehen, mich nochmals über den Atlantic schaukeln zu lassen. Deshalb wende ich mich an Sie mein werther Herr N., mit der Bitte, mir mit nächster Gelegenheit ihre Meinung wissen zu lassen, ob Sie nämlich glauben daß Sie es durch Ihren Einfluß dahin bringen können, dem Sohn Ihres alten Freundes, ein anständiges Unterkommen in Bremen zu verschaffen, sey es nun in einem kaufmännischen Hause, (kein Comptoir, denn ich habe nie darinnen servirt und verstehe folglich nichts davon) einer Fabrique, oder was mir am angenehmsten wäre, für eine Reisestelle.

Ihr aufrichtiger Freund.

Das Glück.

Wie das blühende Weib umarmt den feurigen Jüngling,
Aber den alternden Mann kälter und schalkhaft verläßt:
Also das Glück —: es hebt im Taumel der Freude den jüngsten
Seiner Erwählten empor; ist er veraltet — es flieht!

Charade.

Ein Ehemann an seine Frau.

Laß träumen mich noch einmal von den Tagen,
Den seligen, als ich, ein Junggeselle,
Einst schüchtern schlich um Deines Hauses Schwelle;
Kaum Blicke Dir zu senden mochte wagen,

Viel weniger die Erste Dir zu sagen.
O schöne Zeit, du bist entfloh'n so schnelle,
Dich hat der Letzten Paar auf leiser Welle
Fernhin, fast bis zu Lethe's Strom getragen! —

Denn wie so anders ist's, seit Du die Meine!
Fort sind die schüchternen, die süßen Blicke;
Die Erste läßt an ihrer Statt sich hören;

Starr sind die flücht'gen Letzten jetzt, wie Steine
Und, ach! das Ganze, bitteres Geschicke!
Muß täglich unsern Frieden wilder stören.

Druckfehler.

In der vorigen Nro. Sp. 1. Z. 15. von unten: lese man statt sollen „soll."

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 91.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 14. November 1819.

* Trost.

Blick himmelauf, wenn Leiden Dich umgiebet,
Und glaub' es ist es Vater der Dich liebet,
Und der Dein trübes Maaß schon längst gesehn.
Vertraue Ihm, Er wird Dir Hülfe senden —
Du wirst dann freudig mit gefalt'nen Händen
Daß Gott stets gütig wählte, eingestehn!

Die Hand, die dort am blauen Himmels-Bogen
Den güldnen Sternen ihre Bahn gezogen,
Der Sonne ihren Glanz und Pracht verlieh;
Den Mond in sanften Silberschein gehüllet,
Und die Natur mit Herrlichkeit erfüllet —
Die Vaterhand verläßt Dich nie!

Getrost! getrost! Blick hin zum großen Ziele!
Dort ist die Heimath — nicht im Welt-Gewühle,
Nur Tand und Täuschung ist das alles hie!
Ob jeder schöne Lebens-Traum erfüllet,
Die innren Wünsche alle ganz gestillet —
Den wahren Frieden findest Du doch nie.

D'rum ruhig Herz! und gieb Dich ohne Sorgen
Und ohne Kummer für den andern Morgen
Dem hin — der Dich am Vaterherzen trägt!
Er führt durch Dornen wohl und dunklen Wege,
Doch blühn auch Blumen auf dem öden Stege;
So wechselt alles, bis kein Puls mehr schlägt.

* Liebe.

Einmal erscheinest Du jedem, Du Himmlische, selber dem Aermsten
Schaffst Du Minuten des Glücks die ihm den Himmel verleih'n.

* Grundsatz: Anfrage.

Wer das gleichartige Ganze, das als solches am besten nutzt, trennt, der ist ein Feind des Ganzen. Ist dieser Grundsatz unbedingt richtig? oder, wie kann er gründlich widerlegt werden?

Eine Hottentottische Geschichte.

(Nach dem Französischen des Connoisseur.)

Tquassouw war der Sohn des Kquussomo und Konquer, oder Oberhaupt der sechszehn Völkerschaften von Kaffraria. Er stammte geradeswegs von dem einst aus dem Monde heruntergefallenen No'h und Hingu'oh ab, und seiner Macht huldigten alle Kraals der Hottentotten.

Tquassouw war berühmt wegen seines Fleißes und seiner Tapferkeit, und seine Schnelligkeit glich dem Bache, wenn er sich in den Abgrund stürzt; er holte den wilden Esel auf der Flucht ein, und seine Pfeile schossen den Adler in den Lüften, der Löwe sank vor seiner Stärke und seine Lanze färbte sich in dem Blute des ungeheuren Rhinoceros; er ergründete die Wasser der Tiefe und beherrschte die Wellen im Sturme. Fische zog er aus den Vertiefungen der Felsen im Meere hervor und beraubte die Korallen tief im Abgrunde. Von frühester Kindheit an hatte er die Hassagaye mit Geschicklichkeit geführt und sich im Kriege geübt, auch verstand er die wildesten Stiere zur Schlacht abzurichten. Aber fremd waren ihm die Tändeleien und süßen Spiele der Liebe, und mit Ruhe und Gleichgültigkeit sah er die Mädchen mit den dicken Lippen von Gongeman und die plattnasigen Schönen von Houteniqua an.

Als Tquassouw einst seinen Untergebenen zeigte, wie man die Netze für die Elendthiere aufstellen und die Fallgruben für die Elephanten bereiten müsse, brachte man ihm die Nachricht, daß ein bunter lüsterner Tiger große Verheerungen in den Kraals der Chamtouers anrichte. Sogleich ergriff der Tapfere seinen Bogen von Olivenholz und sprang davon, wie die Gazelle auf den Bergen, den Bedrückten beizustehn. Er kam in dem Augenblick an, da eben das wüthende Thier ein Mädchen zerfleischen wollte, und schoß seinen vergifteten Pfeil auf dasselbe ab, so daß es auf der Stelle todt zu den Füßen der Schönen lag. Diese fiel nieder und deckte ihr Haupt mit Staub, um ihrem Erretter zu danken; als aber das Mädchen aufstand, ward der Konquer von ihren Reizen geblendet. Er bewunderte die schwarze, glänzende Farbe ihres Gesichts, das da leuchtete gleich dem hervorragenden Haar an den schwarzen Schweinen von Hessaqua; wie entzückte ihn der eingedrückte Knorpel ihrer Nase; und mit welcher Bewunderung verweilte sein Auge auf den Schönheiten ihres Busens, der durch die Kunst so tief herabgezogen war.

Knomnquaiha — dies war der Name des Mädchens — war die Tochter des Konquequa oder Anführers des Kraals; man hatte sie auf das anmuthigste und feinste erzogen und ihr die zartesten und leckersten Speisen gereicht. Ihre Nahrung war Ziegeneingeweide, auch schlürfte sie Strauß-Eier aus und trank Schaafmilch. Tquassouw betrachtete dies zarte Mädchen einen Augenblick mit Entzücken, dann umfaßte er ihre Fußsohlen und schnitt hierauf das eben getödtete Thier auf, aus dem er das Netz herausnahm und es ihr zum Zeichen seiner übergroßen Zärtlichkeit um den Nacken hing. Nachdem dies geschehen, zog er dem Tyger die Haut ab, und sandte sie dem Konquequa, ihrem Vater, indem er sie zu gleicher Zeit zur Ehe verlangte.

Der Abend vor dem Vollmonde war, wie dies Gebrauch ist, zur Feier der Vermählung zwischen Tquassouw und Knomquaiha angesetzt. Als dieser ersehnte Tag da war, setzte die Pracht, worin der Bräutigam erschien, ganz Kaffraria in Erstaunen: über seinen Schultern hing ein Krossa oder Mantel von den Fellen wilder Katzen; Pantoffeln hatte er sich aus der

unzubereiteten Haut eines Elephanten geschnitten; aus dem fleckigen Fell eines auf der Jagd erlegten Leoparden hatte er sich eine Mütze gemacht; mit dem Eingeweide dieses Thiers umgürtete er sich, und die aufgeblasene Blase desselben band er sich in sein Haar.

Knonmquaiha wollte ihres Verlobten nicht unwürdig erscheinen, deshalb hatte sie sich Schminke von Ziegenfett und Ruß bereitet, womit sie das Gesicht und den ganzen Körper bestrich, worauf sie sich an die Sonne stellte, damit es desto besser einzöge. Ihre Haare waren durch geschmolzenen Schmeer fest aneinander geklebt und dick mit dem gelben Staube von Buchu bestreut; ihr Gesicht glänzte gleich dem polirten Ebenholze und einige Flecke von Röthel nahmen sich ganz vortrefflich darauf aus; es glich dem dunkeln Vorhange der Nacht, wenn er mit Sternen besät ist. Sie bedeckte ihre Glieder mit Asche und gab ihnen durch den Unrath des Stinkbingsem einigen Wohlgeruch; Arme und Beine waren mit den glänzenden Eingeweiden einer frisch geschlachteten jungen Kuh umwunden und von ihrem Halse hing ein kleiner Beutel, aus dem Magen eines jungen Bocks gemacht, herab, während die Flügel eines Straußes den Rücken beschatteten und die zottigen Ohren eines Löwen ihr zur Schürze dienten.

Die Häupter der untergebnen Kraals, zur Hochzeit geladen, machten einen Kreis auf der Erde, auf ihren Absätzen sitzend, und bogen die Köpfe zwischen ihre Kniee, zum Zeichen ihrer Ehrfurcht; in der Mitte dieses Kreises saß der angenehme Fürst mit seiner schönen schwarzen Braut auf duftigen Kissen von Kuhmist. Es näherte sich ihnen der Surri oder Oberpriester, indem er im tiefsten Ton die Trauformel sang, begleitet von dem melodischen Gebrumm des Gomgom, bis die heilige Handlung ganz verrichtet war.

Zweimal hatten die Hottentotten die Zu- und Abnahme des Mondes nach dieser glänzenden Verbindung gesehen, als alle Kraals durch die Erscheinung eines höchst seltsamen Geschöpfs in Verwunderung gesetzt wurden. Es gehörte zu den Wilden, welche aus der See ihren Ursprung haben, und gehörte zu den Menschen, welche seit einiger Zeit ihren Sitz an den Grenzen von Kaffraria, des Handels wegen, genommen hatten. Sein Leib war ganz in fremde Kleidung gehüllt, Gesicht, Füße und Hände ausgenommen, und auf seine Haut sandte die Sonne ihre Strahlen vergebens, denn die Farbe derselben blieb blaß und bleich, wie die wässerigen Strahlen des Mondes. Sein Haar, welches er nach Gefallen aufsetzen und abnehmen konnte, war weiß wie die Blüthe des Mandelbaumes und wulstig wie die Wolle des Widders; seine Wangen und Lippen glichen dem Röthel und seine Nase war spitz wie der Schnabel des Adlers.

Seine Sprache glich der Sprache der Thiere mehr als der der Menschen, und war so rauh und unverständlich, daß Tquassouw sich nicht mit dem Fremden verständigen konnte, bis ein Hottentotte, der bei der Ankunft jenes Volks in ihre Gefangenschaft gerieth, ihm erklärte, der Fremde sey von seinen Landsleuten hergesandt, um auf die Erweiterung ihres Gebietes und der Grenze von Kaffraria anzutragen; bei den Seinigen werde er Mynheer van Snikkersnee genannt.

Tquassouw, dem die Menschenliebe heilig war, begegnete dem Fremden mit Güte; er breitete einen Mantel von mit Fett bestrichenen Schaffellen aus, auch kochte er ihm mit eigenen Händen die Eingeweide von den fettesten Heer-

den, die auf den Weiden von Heycoms graseten. Der Fremdling wollte auch nicht undankbar seyn, daher gab er dem Fürsten Nachricht von den Sitten und Gebräuchen der Wilden, zu denen er gehörte, und ergötzte sein Auge und Ohr oft dadurch, daß er Feuer aus einem hohlen Instrumente hervorgehen ließ, das die Luft donnernd erschütterte. Nicht weniger wünschte er der schönen Knonmquaiha zu gefallen; er band ihr Armspangen von geschliffenem Metall um ihre Arme und umwand ihren Hals mit Knöpfen von Glas; er füllte die Cocaoschaale mit einem lieblichen Tranke, der ihr Herz erheiterte und die Freude aus ihren Augen leuchten machte; er lehrte sie auch, einen wohlriechenden Rauch aus ihrem Munde gehen zu lassen, indem er mit den Blättern von Dacha Feuer in einem irdenen Rohre anmachte.

Nachdem er sich etwa vierzehn Tage im Kraal aufgehalten hatte, beschenkte man ihn mit Elephantenzähnen und entließ ihn mit der Weisung, daß seinen Brüdern die fruchtbaren Fluren von Kochaqua angewiesen seyn sollten, so wie ferner die Wälder bei Stiakwood, welche der Fluß Palamit umfließt.

Tquassouw und Knonmquaiha lebten ferner in der glücklichsten Vereinigung, und bald war das Flehen der Sucris erhört, die den großen Hounja Ticquoa, der den Mond erleuchtet, alle Nächte darum anfleh'ten, den Geschlechtern N'oh und Hingu'oh, durch die Verbindung dieser Beiden, einen Erben zu schenken; Knonmquaiha fühlte die Nähe ihrer Entbindung.

Als diese endlich herangenaher war, zeigten sich furchtbare Zeichen am Himmel und auf Erden: man hörte am Ufer ein schreckliches Geheul, die Luft erbebte vom Donner und das Antlitz des Mondes ward von einem dunklen Schleier verhüllt. Das Volk winselte und weinte, und die Frauen, welche während der Entbindung um die Prinzessin waren, riefen, da das Kind zur Welt kam, die Fürstin sey von einer Mißgeburt genesen; denn das Kind war weiß!

Man wusch es vergeblich mit dem Safte der Aloe und bestrich es mit Fett, indem man es in die Sonne legte; seine Haut behielt immer die verabscheute weiße Farbe. Alle Sucris der benachbarten und fernen Kraals versammelten sich, um über diese furchtbare Sache zu berathschlagen, und alle thaten einmüthig den Ausspruch, es sey der böse Geist Cham-ouna gewesen, der die Knonmquaiha, unter der Gestalt des Mynheer von Snickersnee, zur Untreue gegen ihren Gatten verleitet habe.

Alsobald, als dieser Ausspruch gefällt war, erachtete man Mutter und Kind für des Lebens unwerth. Sie krümmten einen Zweig vom Oelbaume im Löwenwalde und hingen die weiße Mißgeburt an den Beinen daran auf; so verzehrten die wilden Thiere das Kind der Knonmquaiha. Und auch diese ward zu der Strafe verdammt, die auf die Untreue der Frauen gelegt ist, und die Kouquaquas, früher zu ihrer Hochzeit geladen, wurden jetzt herbeigerufen, um bei ihrem jammervollen Tode zugegen zu seyn. Alle umgaben die weinende Schöne mit mächtigen Keulen bewaffnet, und der beleidigte Gatte stand mit in dem Kreise.

Dreimal erhob der Unglückliche die Keule, um der Schuldigen damit den ersten Streich zu geben, und dreimal sank die Hand mit derselben zurück; endlich mußte er dennoch thun, was ihm das Herz zerriß, und bald lag die Bedauernswürdige als eine weiche Masse da.

Ihre zerschmetterten Glieder, jetzt ohne jegliche Gestalt, wurden in dem Bauche eines Rhi-

neceros eingeschlossen, den man, mit ihr, in den Ocean schleuderte.

Der unglückliche Gatte blieb untröstlich; oft erkletterte er die hohen Klippen von Chirigriqua und übersah das weite Meer, nach seiner Geliebten sich umschauend. In einer Nacht, da er dem Monde seine Klagen zuseufzte, erblickte er beim hellen Scheine desselben den Rhinozeros-Bauch, der die Ueberreste seiner theuren Knonmquatha einschloß; er sah ihn von den Wellen tanzend gehoben und auf sich zu kommen. Dreimal schrie er mit jammernder Stimme: Bo! Bo! B! warf sich dann vom Felsen in die Fluthen und schwamm auf den Bauch zu, wie der Adler auf die Antilope. Bald hatte er ihn erreicht; er that sich auseinander und Tquassouw vereinigte sich mit den Ueberresten seiner Geliebten; Beider Blut färbte die grüne Welle purpurroth. Man hörte nie mehr von ihm, und das Volk, dem sein Schicksal unbekannt geblieben war, glaubte, er sey zum Monde hinaufgezogen worden, aus dem er herstammte.

Das Schicksal dieses unglücklichen Paares ist noch jetzt nicht von den Hottentotten vergessen, und ihre Trauformel wird von den Surris seit der Zeit immer mit dem Wunsche geschlossen: daß der Mann glücklicher seyn möge, als Tquassouw, und die Frau keuscher als Knonmquatha!

Anmerk. Wohl weiß ich, daß diese Erzählung Manches enthält, was das Naserümpfen unserer feinen Dämchen erregen wird; das Anstößige vermied ich sorgfältig; aber auf der andern Seite ist sie wieder so originell, so — hottentottisch — hochtragisch, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie dem Staube der Vergessenheit zu entreißen.

---

* Der gefahrvolle Rechenmeister,

oder:

Die chinesischen Polizeigesetze.

Zwei hundert neun und viertzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung wurde das noch jetzt mit einigen Abänderungen — in Kraft stehende chinesische Straf-Gesetzbuch durch den Sieur Lon Quën entworfen und auf nicht weniger als 2906 Seiten in 8. herausgegeben.

Nach diesen Gesetzen würde es ganz unmöglich seyn, daß ein ehemaliger königlicher Finanzminister, der sich bekanntlich beiläufig um eine halbe Million in seinen Budget verrechnet hatte, ein gerechter Polizei-Director in China seyn könnte: denn dieser Posten bedarf daselbst eines scharfen Rechenmeisters, weil die Strafen nicht allein nach der Natur, der einen Störer der öffentlichen Ruhe Schuld gegebenen Verbrechen; sondern auch nach dem Stande und der Lage der Missethäter Abstufungsweise berechnet werden muß.

Das gewöhnlichste Strafwerkzeug, nämlich der Bambusstock, muß eine durch das Gesetz vorgeschriebene Dicke und Länge haben. In gewissen Fällen wird es an dem dicksten Ende; in anderen an dem entgegengesetzten Ende gebraucht, und diese Bambusstreiche gehen stufenweise von zwanzig bis hundert, von zehn zu zehn; die Jahre der Verbannung von einem bis auf drei, und sie können mit einer mehr oder minder starken Tracht Schläge verbunden werden. Freilich aber kann man sich von dieser schmerzlichen und erniedrigenden Züchtigung durch eine Geldstrafe loskaufen. Ein Schlag ins Gesicht ist als die größte und theuerste Beleidigung angesetzt, und Verwundungen mit schneidenden Waffen werden durch Abschneidung von einem oder zweien Gelenken von jedem Finger, bestraft.

Alle Strafen sind Leibesstrafen und gelten Ehre oder Leben. Es giebt dreierlei Todesstrafen, nämlich die Erdrosselung, Enthauptung oder die Strafe der tausend Messer Schnitte. Diese letztere heißt so, weil der Verurtheilte durch eine gewisse Anzahl Messer verstümmelt werden muß, auf deren jedem die Benennung desjenigen Körpertheils geschrieben stehet, gegen den es bestimmt ist, und die man in einem bedeckten Korbe unter einander mengt, um sie auf Gerathewohl hervorzuziehen. Die Anverwandten suchen dann den Scharfrichter zu bestechen, damit er das für die Brust bestimmte Messer zuerst ergreife. Die Erdrosselung wird der Enthauptung vorgezogen, weil man im ersten Falle den ganzen Leichnam des Hingerichteten den Anverwandten zurückgiebt, welche ihn mit allen Ehren beerdigen können, dahingegen, im zweiten Falle, der Kopf eingesalzen und zum Schrecken für andere öffentlich ausgestellt wird.

Das Sonderbarste dieses Gesetzbuchs ist eine Verhältnißtafel für den Fall boshafter und falscher Anklagen. Der Angeber muß mit den Folgen seiner verläumderischen Angabe bestraft werden. Wenn er mit einer für wahr erkannten Beschuldigung eine andere angebracht hat, welche in der Folge falsch befunden wird, so muß man den Ueberschuß der Strafe, welche der Beschuldigte ausgestanden hat, berechnen, um denselben dem Angeber zuzuerkennen. Dies giebt denn zu unendlichen Berechnungen Anlaß, da z. E. die Verbannung, welche etwa in einem gewissen Falle nebst 100 Bambusstreichen auferlegt worden ist, auch für 100 Streiche angeschlagen wird. Der Beschuldigte hätte, in dem angenommenen Falle, nur 40 zu leiden gehabt. Der Unterschied ist dahero 160, womit also der Angeber zu belegen seyn wird. Dieser wird sich aber von 60 Streichen loskaufen und die übrigen 100 wirklich empfangen. Nach dieser Methode, da man sich von allen Leibesstrafen gesetzmäßig loskaufen kann, ergiebt es sich, daß ein reicher Mann, vermittelst Aufopferung einer großen Summe Geldes, sich den Genuß wird verschaffen können, seinen Feind der etwa nicht zu zahlen vermag, in grausame Strafen zu bringen, worin aber auch der Richter sogleich selbst verfällt wenn er sich in der Berechnung versehen und etwa ein Finger Gelenk zuviel hat abschneiden, oder mit den dicken oder dünnen Ende des Bambus sein Schlachtopfer hat abdreschen lassen.

— b —

Ein Blick auf die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Auf dem Strandgebiete des Missisippi sind jetzt 35 Stromböte, von zusammen 7258 Tonnen, in Bewegung, und an 30, von zusammen 13,257 Tonnen Gehalt; arbeitet man eben. Durch Zufälle verschiedener Art sind 7, von zusammen 825 Tonnen verloren gegangen. Von der größten Wichtigkeit ist der große Kanal, der jetzt vom Hudson-Fluß zu den westlichen Seen angelegt wird. In etwa 7 Jahren, wenn dieses ungeheure Unternehmen vollendet ist, kann ein Stromboot von der Stadt Neu-York in die Seen kommen, durch die große Ausdehnung derselben schiffen, in den Missisippi gelangen, und nachdem es so im Binnenlande mehrere tausend engl. Meilen zurückgelegt hat, in den Golf von Mexico laufen.

In den weiten Gebieten, die um die Seen liegen, und dem ungeheuren Landstriche, durch den der mächtige Missisippi und Misuri die Wogen wälzt, können im kurzen Millionen Menschen wohnen. Vor acht und vierzig Jahren

hatte noch keines Europäers Fuß die Länder betreten, die jetzt die Staaten der Illinois, Kentuky, Ohio, Tenesee und Indiana ausmachen, 1,600,000 Einwohner enthalten, und mit Städten, Dörfern, Ackerbau und Handel geschmückt sind.

Luisiana kostete der spanischen Regierung sonst jährlich mehrere hunderttausend Piaster, die man von Mexiko aus dahin sendete, nur um die spanische Oberherrschaft über die Provinz zu behaupten. Die Einwohner waren in Apathie versunken, der Handel unbekannt, und die Bevölkerung so gering, daß das ganze Land einer Wildniß glich. Was ist aber seit dem 16jährigen Besitzthum der vereinigten Staaten daraus geworden und was wird erst am Ende dieses Jahres daraus geworden seyn, wenn das unermeßliche Gebiet, das an den Gewässern liegt, die sich in den Missisippi ausmünden, hinreichend bevölkert seyn wird? Die große Stadt Neu-Orleans scheint dazu bestimmt, die größte Handelsstadt in der westlichen Welt zu werden.

Die Entfernung von Neu-Orleans am Missisippi bis Pittsburg am Ohio beträgt über 2000 engl. Meilen. Sonst konnte man diese Reise unter sechs Monaten nicht machen. Ein Stromboot legt sie in 22 — 25 Tagen zurück. Der Missisippi ist bis 2250 Meilen hinter Neu-Orleans schiffbar. 1300 Meilen vom Ocean entfernt, fällt der Misuri in ihn, und dieser ist auch weiter als 2300 Meilen hinauf schiffbar. Von den unzählbaren Flüssen, die in Neu-Mexiko entspringen und in den Misuri fließen, sind viele größer als die breitesten Ströme Europa's.

Ein Truppen-Commando ist jetzt von dem Gouvernement der vereinten Staaten in Stromböten, den Misuri aufwärts bis zu seiner Quelle, am Fuße der Felsenberge, oder nördlichen Andes, geschickt worden, um daselbst Militär-Posten anzulegen. Wenn man nun einige Stunden lang über diese Berge eine gute Straße baut, kann man eine Communication mit dem Flusse Columbia eröffnen, der sich in's stille Meer ergießt. Schon haben die vereinigten Staaten dort eine kleine Niederlassung, sie wird bald zum großen Handelsplatz werden, und das ganze Commerz von Kalifornien und der Nordwestküste von Amerika an sich ziehn. Dadurch wird man auch Asien näher kommen, und bald werden die Produkte China's den näheren Stromweg durch die vereinigten Staaten gehen.

In den letztverflossenen 33 Jahren hat sich die Bevölkerung dieses Freistaats von 4 Millionen Menschen bis nahe an 11 Mill. vermehrt, und wird in den nächsten 33 Jahren ohnstreitig in noch größerem Wachsthum steigen.

Präsident Jefferson sagte vor etwa 25 Jahren, ohne Einwendungen würde sich die Bevölkerung der Republik mit jeden 25 Jahren verdoppeln. Man hielt es damals für einen Traum; wie überschwenglich hat aber die Folgezeit die Wahrheit bewiesen. Und so wird es fortgehen, so lange die Subsistenz der dortigen Einwohner auf fester Basis beruht. Man kann sonach folgendes Verhältniß annehmen:

Bevölkerung im Jahre 1819 — 10,500,000.
" " " 1844 — 21,000,000.
" " " 1869 — 42,000,000.
" " " 1894 — 84,000 000.

Und diese große Menschenmasse spricht Eine Sprache. Denn der Jugend wird in allen Schulen die englische Sprache gelehrt; was also auch ihre Vorfahren redeten, deren Nachkommen sprechen englisch. Liebe zur Regierung herrscht überall. Unzählige öffentliche Blätter verbreiten das Neueste aus allen Welttheilen an

allen Enden. Kenntnisse werden in jedem Kreise gepflegt. Es werden Menschen, nicht Automaten erzogen.

(Aus englischen Tagesschriften.)

Meerfräulein.

Das Daseyn dergleichen Geschöpfe wurde bisher noch immer bezweifelt; indeß wurde ein solches unlängst auf den Felsen von Derrygimla, in Erresberg (Cunnemore) sich sonnend, bemerkt. Ein Weib gewahrte das Meerfräulein, und erschrak so, daß sie seitdem das Bett hüten muß. Auf das Geschrei des Weibes eilte ein Herr Ewans herbei, und dieser beobachtete Folgendes: Das Meerfräulein hatte ungefähr die Größe eines 10jährigen Mädchens; der Busen war groß und voll, und langes dunkelbraunes Haar ringelte sich um den Oberleib. Die Wasserschöne hatte schwarze Augen, menschliche Hände und Arme, nur die Finger waren mit einer Schwimmhaut versehen. Ihre Bewegungen im Wasser schienen vorzüglich durch Floßfedern geleitet. Eine Stunde lang blieb dieses Meerfräulein ruhig vor mehr als 300 Personen. Endlich, als man darnach schießen wollte, tauchte es unter und verschwand. Töne hörte man nicht von diesem Geschöpf. Man hofft, das Meerfräulein mit Netzen zu fangen. Eidliche Aussagen von der Erscheinung dieses Wesens wurden niedergelegt.

Schauspieler-Gehalt.

Mr. Kean, vom Theater Drury-Lane in London, ist nach Nordamerika, mit einer Besoldung von 10,000 Pfund Sterling für Darstellungen während 14 Monaten berufen worden. Die bedeutendsten Häuser der vereinten Staaten haben die Summe verbürgt.

Fresco-Anekdote,

aus dem Leben gegriffen.

Ein Bauerbursche mußte in das Militair eintreten, und — da er von unansehnlicher Statur war, wurde er zum Fuhrwesen gegeben. — Er führte bei dem nächsten Feldzuge eine vier und zwanzigpfündige Kanone und meldete dieß seinen Eltern. Die Eltern, welche dieß für eine große Ehre hielten, addressirten die Antwort: An unsern lieben Sohn Michel G... vierundzwanzigpfündigen Fuhrknecht. —

Anzeige.

Die Abbildung des prachtvollen Löwen in der Menagerie zwischen den Weserbrücken, welcher nach dem Leben vom Herrn Professor Menken auf Stein gezeichnet worden, ist in der Kunsthandlung des Herrn Comolli unterm Rathhause und im Comptoir für Buch-, Stein- und Kupfer-Druck, Papenstraße Nro. 22. für 12 Gr. zu haben.

Druckfehler.

In der vorigen Nro. S. 718. Sp. 1. Z. 3. von unten lese man hole ich meinen statt: habe ich meinem.

Auflösung der Charade in Nr. 90.

Wortwechsel.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 92.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 18. November 1819.

* Glaube und Muth.

Die Gewerbe verstummten allgemach,
Des Abends Glocken verhallten:
Es suchte der Wand'rer ein schirmend Dach
Vor der Nacht furchtbaren Gestalten.
Vom Himmel blickte nicht Mond, noch Stern,
Nach des Tages sengendem Hauche,
Und der Schlummer schloß freundlich schon nah' und fern
Der Stadt ermattetes Auge.

Doch das Feuer, in seinem dunkeln Grab
Nicht gnugsam gefesselt sich findend,
Wirft jetzt die Bande des Menschen ab;
Das Haus einer Witw' entzündend
Bricht es aus Fenstern und Thüren hervor
Und rast mit gewaltigem Sprunge
Kühn bis zur Höhe des Giebels empor
Hinausstreckend die gierige Zunge.

Der Wächter schauert; mit Hornesmacht
Dringt er ein auf der Schlafenden Ohren,
Auch die Witwe, die arme Witw' erwacht.
„Gott, meine fünf Kinder verloren!"
Ruft sie, als lieblos das Element
Hineinblitzt. Sie sammelt die Kleinen.
Die taumeln zurück, denn die Treppe brennt,
Und unter Schluchzen und Weinen

Der Kinder, die sie umklammert hält,
Fragt sie, von Verzweiflung durchglühet:
„Wer wird noch glauben, Richter der Welt,
Wenn also der Unschuld geschiehet?" —
Da schallt's von der Straße: „Laßt es, o laßt!
„Bei so tollkühnem Beginnen
„Werdet ihr vom nämlichen Tod' erfaßt,
„Dem die droben doch nimmer entrinnen!"

Drauf ruft mit Cherubsstimme sogleich
Ein Mann am Fenster von außen:
„Mir, Mutter und Kindlein, vertrauet Euch,
„Laßt den Flammenstrom her um uns brausen,
„Ich schaff' Euch die Leiter hinab aus der Glut,
„Kommt, fest an den Hals mir gekettet,
„Ein hoher Glaube, ein starker Muth,
„Das ist's, was aus Nöthen errettet!"

Welch Kindlein zuerst nun, o grausame Wahl!
Soll die Mutter dem Manne vertrauen?
Sie liebt ihre Kleinen allezumal!
Da befällt sie ein heftiges Grauen.

Doch der Retter faßt mächtig die Frau und spricht:
„Wollt selber die Kinder Ihr tödten,
„So werd' ich Euch zwingen zu Eurer Pflicht,
„Denn Zwang ist hier wahrlich vonnöthen."

Die Leiter klimmt er hinab mit ihr,
Von der Menge jauchzend begrüßet.
Doch der Mutter Blick fraget: Was soll die hier,
Die ihre Kindlein vermisset? —
Und wie auch die Flamme der Leiter naht,
Und wie auch das Volk ihm will wehren,
Des Retters Sinn steht zu fest auf der That,
Die Leiter zurück muß er kehren.

Schon fünfmal hat er das Werk vollbracht
Unter Aller Seufzen und Bangen,
Durch gläubigen Muth und des Himmels Macht
Der Mutter Segen empfangen.
Nun trotzt er zum sechstenmale dem Brand,
Wie um ihn auch Funken sich regen,
Doch droben, wo eben das Kind noch stand,
Da schlagen ihm Flammen entgegen.

Das Feuer füllt schon das ganze Gemach,
Kein Kindlein nirgend zu schauen,
Und drunten empfängt ihn ein schrecklich: „Ach!"
Ein Gesicht voll Verzweiflung und Grauen:
„O Mann, o Mann, was hast du gethan,
„Als mich und uns alle gequälet?
„Was fang' ich mit diesen Vieren nun an,
„So lange das Fünfte mir fehlet?"

„Wo könnt' ich Ruhe mir noch und Heil
„Im Laufe der Welt wohl erstreben?
„Ist denn nicht jegliches Kind ein Theil
„Von der Mutter innerstem Leben?
„Was hat Deine Kühnheit mir nun erjagt,
„Als ein Daseyn voll Jammer und Sorgen?
„Ach hättest Du nimmer die Rettung gewagt,
„Jetzt wären im Tod wir geborgen!" —

Da dringt ein Flehn in der Mutter Ohr,
Wie Schwerter dringen durch Herzen;
Im dritten Stock schaut das Kind hervor,
Geboren von ihr unter Schmerzen:
„O Mann," ruft sie wieder: „was hast Du gethan,
„Mit all' Deinem kecken Bestreben?
„Sieh' doch das hülflose Würmlein an
„Und sprich, ob ich länger soll leben?" —

„Mein Kind," so läßt nun der Retter hinauf
Die Stimme durchdringend erschallen,
„Spring' muthig herab, mein Arm hält Dich auf,
„Der Herr nimmt die Kindlein vor allen
„Uns Andern in seine heilige Hut,
„Wenn Wolken sich rings umher thürmen.
„Ein fester Glaube, ein starker Muth,
„Die können auch Dich noch beschirmen!"

Und das angstvolle Kindlein wagt es und springt
Hinab. — „Ach, daß Gott sich erbarme!"
So seufzet das Volk. — Doch der Sprung gelingt,
Der Mann hält das Kindlein im Arme.
Da sagt die Mutter: „O werther Mann,
„Wir preisen zumal Deinen Namen,
„Durch Dich weiß ich nun, was der Glaube kann,"
Und alles Volk rufet: „Amen!" —

Im Jahr achtzehnhundert und neunzehn begab
Sich diese wahrhafte Geschichte,
Da rettete Einer Sechs Menschen vom Grab,
Wie ich's Euch eben berichte.
Das Land heißt Frankreich, wo es geschah,
Trans die Stadt, im Vargebiete,
Und Joseph Giraud, der Retter allda,
Leb' ewig im Volk' und im Liede! —

Fr. Laun.

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

(Fortsetzung.)

Korn hielt diese Glasthüre für den Eingang in einen Konditorladen, wo man auch zuweilen noch von andern Süßigkeiten, als von dem Gebackenen des Konditors, naschen kann, und mit keckem Muth folgte er dem lockenden Mädchen.

Wie sehr war aber sein Erstaunen und seine Bestürzung, als er sich in seiner Erwartung gänzlich getäuscht fand. Statt in einen geschmackvoll dekorirten Laden, mit bequemen Sophas und eleganten Mahagoni- und Marmor-

tischen zu treten, wo in mit vergoldeter Bronce verzierten Schränken die eingemachten Früchte, Gelees u. dergl., und die mühsam umflochtenen Liqueur-Flaschen aufgeschichtet sind, und auf dem Ladentische eine Menge Kuchen und Confituren in den mannigfaltigsten Formen und Farben, auf Tellern und Schüsseln, den leckern Gaumen anlocken, der Baisers, Bonbons, gebackenen und überzogenen Mandeln, Drages, und Devisen nicht zu gedenken; stand er in einem Laden, wo er nichts sah, als eine Tafel an der Wand, auf welcher die Plane der großen und kleinen Geld-Lotterie aufgeklebt waren. Andere Tafeln mit orangegelber Einfassung, machten die gewonnenen Nummern kund; und an Bindfäden waren eine Menge Loose so an einander gereiht wie die Knopfmacher die Knöpfe anzureihen pflegen. Die verführerische Sirene hatte ihn in ein ganz anderes Gebiet gelockt, als er gehofft und erwartet hatte.

Amalie saß schon hinter dem Comtoirtisch auf einem Sopha neben einer ältlichen Frau, die er sogleich für die Mutter der Verfolgten erkannte; ein Mann in seinen besten Jahren, höchstwahrscheinlich der Vater, war damit beschäftigt, abgezähltes Geld in Papier zu Tüten zusammenzurollen. Der Laden war nur klein und ganz ohne eine ihn schmückende Decoration; es standen darin ein Paar braun angestrichene Stühle, und man sah hinter einem Gitter an der einen Seite des Ladentisches, der das ganze Zimmer in zwei Hälften theilte, eine große Geldwage, eine Goldwage nebst Gewichten, ein Dinte- und Sandfaß, nebst einigen Federn und Papier.

Korn befand sich bei einem Lotterie-Einnehmer; mit dem einladenden Wink der schönen Amalie war es offenbar eine Täuschung gewesen, dies leuchtete ihm plötzlich ein, denn der Ladentisch zog eine so unfreundliche Demarkationslinie zwischen ihm und dem Gegenstand seiner Sehnsucht, daß er in den ersten Augenblicken ganz verwirrt war. Amalie schien nicht weniger erschrocken, eine glühende Röthe überflog ihr Gesicht, und indem sie aufstand, warf sie ihm einen ernsten Blick zu, der gleichsam zu sagen schien: „wofür halten Sie mich, und wünschen Sie mich und sich Unannehmlichkeiten auszusetzen?“

Die Blicke eines schönen Mädchens sind für jeden Jüngling, der nur etwas Scharfsinn von der Mutter Natur mit zum Pathengeschenke erhalten hat, selten Hieroglyphen; Korn las darin deutlich, welche Rolle er zu spielen habe. Er war in wenigen Augenblicken dem Anschein nach ganz gefaßt, und fragte den Lotterie-Einnehmer Kampsberg unbefangen: „Sie haben doch noch Loose zur Klassenlotterie?“

O ja, versetzte dieser: ist Ihnen eines davon gefällig?

Mittlerweile hatte sich auch Amaliens Bestürzung gelegt, das Erröthen des Schreckens war in sanftere Tinten übergegangen, und sie dankte dem Unbekannten mit einem freundlichen Blick, den sie ihm verstohlen zuwarf, für seine Geistesgegenwart, der ihm um so weniger entging, da er, während des Gesprächs mit dem Vater, kein Auge von ihr verwandt hatte.

„Ich werde mir eins ausbitten, sagte Korn.

Ganz wohl! Aber die ersten drei Klassen sind schon gezogen, und wenn Sie ein Loos nehmen wollen, so ist es für die vierte Klasse, und Sie müssen dann die ersten drei mit bezahlen.

„Das thut nichts,“ war Korns Antwort, der in diesem Augenblick aus leicht zu erklärenden Gründen, weder für einen Knauser, noch

für einen armen Schelm gelten wollte. Er dachte bei sich, je theurer du das Loos bezahlst, um desto mehr wird das schöne Mädchen daraus sehen, wie wenig du ein Opfer scheust, um nur das Glück zu genießen, dich an ihren Blicken zu weiden. Amaliens Stirn erheiterte sich immer mehr, und die kleinen Wolken der Furcht, die darauf schwebten, wurden so verklärt, wie die Thauwolke an einem schönen Lenzmorgen, wenn der Purpur der aufgehenden Sonne sie beleuchtet.

Der Lotterie-Einnehmer zog nun aus einem Kasten seines Komtoirtisches mehrere Loose heraus, und reichte sie so auseinander gebreitet, dem Studenten dar, wie die Taschenspieler ein Spiel Karten einem der Zuschauer ihrer Gaukeleien darbieten, um eine Karte herauszuziehen, zu besehen und wieder einzustecken, wo dann, wenn der Taschenspieler das ganze Kartenspiel in die Höhe wirft, während das alle übrigen ein und funfzig zu Boden fallen, die gezogene allein zum größten Erstaunen der Gaffer am Gesimse sichtbar ist und auf und nieder spatziert.

Belieben Sie eines auszusuchen? sagte der Einnehmer.

Korn stand unschlüßig vor den dargebotenen Papierblättern. Nach einer Pause, wo er nachzusinnen schien, wandte er sich an die hinter ihrem Vater stehende Tochter, und sagte zu dieser mit weicher, bittender Stimme:

„Mein Fräulein! haben Sie die Güte, für mich ein Loos zu ziehen. Aus so schönen Händen wird es mir gewiß Glück bringen."

Amalie erröthete auf's neue, und versetzte dann schüchtern und mit sichtbarer Verlegenheit:

Nein, mein Herr! dazu kann ich mich nicht verstehen.

„Und warum nicht, mein Fräulein, wenn ich fragen darf?"

Ich könnt' Ihnen eine Niete ziehen.

„Das fürcht' ich nicht, ich habe vielmehr eine geheime Hoffnung, daß Sie mir Glück bringen werden."

Ach, Ahnungen täuschen, versetzte Amalie mit einem leisen Seufzer.

„Wenn Sie so unerbittlich sind," fuhr Korn etwas empfindlich fort: „so werd' ich gar kein Loos nehmen."

Wie so? fragte Amalie.

„Ich hab' auch zuweilen meinen Eigensinn."

Der Vater, dem es darum zu thun war, ein Loos zu verkaufen, wandte sich endlich, des für ihn langweiligen Gespräches müde, zu der Tochter, und sagte eben nicht in dem freundlichsten Ton:

Male! So ziere Dich doch nicht, und zieh' dem Herrn ein Loos, wenn er's haben will.

Schweigend gehorchte Amalie, zog eins aus den ihr von dem Vater dargereichten Loosen und gab es dann an den Käufer mit den Worten:

„Ich will wünschen, daß es Ihnen nicht leid thun möge, mir die Wahl überlassen zu haben."

Das wird es nie, versetzte Korn: und selbst, wenn ich gar nichts darauf gewinnen sollte, werd' ich es als ein Andenken an Sie, mein schönes Fräulein, immer sorgfältig aufbewahren.

„Das ist doch wohl nur Ihr Scherz," meinte sie.

O nein, mein völliger Ernst.

Herr Kampfberg bat sich nun das Loos von dem jungen Mann aus, um die Nummer

in seinem Buche aufzuzeichnen, wobei er fragte:

„Ihren werthen Namen? — Das Loos kostet drei und einen halben Louisd'or und 48 Grote in kleinem Gelde."

Mein Name ist Korn, versetzte der Befragte: ich bin hier Student, und wohne in der — — Straße Nro. 57. zwei Treppen hoch.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vorurtheil, Toleranz, — ehrlich und unehrlich.

In der grauen Vorzeit wurden durch ein unsinniges Vorurtheil Scharfrichter und Komödianten für ehrlose Gesellen gehalten mit denen man kein Glas Wein trinken durfte ohne sich zu entweihen; und in der Kirche wurden selbige von dem Pöbel nicht zum Nachtmahl zugelassen. Jedoch gab der Pabst Leo X. dem Scharfrichter zu Worms im Jahre 1517 ein tolerantes Indult, vermittelst dessen es ihm erlaubt wurde, jährlich einmal, jedoch in aller Stille, das heilige Abendmahl zu genießen. Auch wird in der Zeitschrift für Baiern, Juli 1817 S. 62 eine alte Urkunde bekannt gemacht, wornach Bürgermeister und Rath der Stadt Heilbron ein Vorschreiben an den Pabst, für den Scharfrichter Hans Maurer, haben ergehen lassen, um Ablaß für diesen ehrlichen Tropf zu erhalten, der in seiner Einfalt glaubte, weil es die Leute glaubten, er sey von wegen seines Amtes ein weit größerer Sünder als andere Menschenkinder.

Daß indeß ein Scharfrichter ein ehrlicherer Mann als selbst ein Kaiser seyn kann, beweiset die Geschichte des Kaisers Wenzeslav der vor vierhundert Jahren in Deutschland regierte.

Dieser Kaiser hatte nämlich keinen bessern Freund als seinen Scharfrichter. Er hob demselben in höchst eigener Person ein Kind aus der Taufe, ritt mit demselben spatzieren; ließ ihn sogar bei sich an der Tafel speisen, und machte sich dann und wann Zeitvertreib mit ihm, wie es gute Freunde bei dem Glase und guter Laune wohl zu thun pflegen.

Eines Tages setzte sich der Kaiser, wie erzählt wird, auf den Stuhl, ließ sich die Augen verbinden, und befahl seinem Gevatter Scharfrichter, er solle ihm, dem Schein nach, den Kopf abhauen, damit er wissen könne, wie einem armen Sünder in solcher Lage zu Muthe wäre. Der Scharfrichter vollzog mit aller Feierlichkeit sein Amt, war aber doch so ehrlich, dem närrischen Kaiser nicht den Kopf abzuschlagen.

Nach vollbrachter Ceremonie mußte sich auch der Scharfrichter auf den Stuhl setzen, weil seine kaiserliche Majestät aus Erfahrung wissen wollte, wie einem Scharfrichter bei der Arbeit zu Muthe sey. Der Gevatter setzte sich mit verbundenen Augen. Der Kaiser nahm das Schwert nach Vorschrift, und schlug — zur Probe — dem Herrn Gevatter in allem Ernst den Kopf vom Rumpfe.

Das war unehrlich und grausam! —

— b —

Edelmuth des Kaisers Alexander.

Wahre Anekdote.

Der Frühling des verhängnißvollen Jahres 1812 hatte seine Segnungen über die Gefilde Europa's ausgebreitet. Reich an diesen, war er auch reich an Erwartungen, Furcht und Hoffnung. Ein großer Theil Europa's rüstete sich, gezwungen durch die Ueberlegenheit des

Weltenstürmers, zum furchtbaren Kampfe gegen Rußland. Der Koloß des französischen Heeres wälzte sich immer näher — hatte bereits die Grenzen dieses Reichs bei Kowno überschritten. Sein Untergang schien gewiß. Treulosigkeit und Verrath bahnten ihm den Weg. Polen hoffte sich durch diese seine Selbstständigkeit zu erringen. Die russischen Heere zogen sich zurück.

In diesem Zeitpunkte verließ der Kaiser die Residenz, um sich zur Armee zu begeben. Geweiht durch die Hand der höchsten Geistlichkeit, bereitete er sich zum Riesenkampfe vor. Schon hatte er die Grenzen des alten Rußland's hinter sich und befand sich mit seinem Gefolge in Polen, ohnweit dem Kriegsschauplatze, als an einem schönen, aber schwülen Frühlingstage in der Nähe des, an der Heerstraße belegenen, Gutes eines polnischen Großen, die Achse des kaiserlichen Wagens brach und ihn nöthigte, die Herstellung desselben abzuwarten.

Der Kaiser, in einem leichten, schmucklosen Oberrock, gleich einem gewöhnlichen Offizier, gekleidet, verließ den Wagen und wandelte sinnend, ohne Begleitung, in einer stattlichen Lindenallee, die zu dem nahgelegenen Gute führte und ihn mit ihren Schatten wohlthätig umfing. In Gedanken versunken war er bereits in die Nähe des Schlosses gekommen, als ihm aus einem geöffneten Fenster desselben die Töne einer himmlischen Musik, mit weiblicher, ausdrucksvoller Gesang-Begleitung, entgegenschallten. Er war ganz Ohr — und eilte, die liebliche Sängerin näher kennen zu lernen. Niemand hielt ihn auf, denn der schöne Abend hatte den Besitzer, wie den größten Theil der Bewohner, in's Freie geführt. Leise schlich er die Marmorstufen hinan. Die Töne der noch immer zu ihm herüberschallenden Musik waren seine Führerinnen — er stand bereits hinter dem Stuhle der Sängerin und zwang sich, kaum zu athmen. Die Musik ging von einem schmelzenden Adagio zu einem Allegro, dann zu einer Bataille über. Wilde Phantasieen entströmten den Saiten. Ausdruck und Gefühl begleiteten ihr Spiel — Enthusiasmus für etwas schien sie zu beleben — sie endete und lehnte sich erschöpft auf ihren Sessel zurück.

Ein Beifallklatschen des Kaisers lohnte der Spielerin, die im Umblicken zwar Ueberraschung, aber keinesweges Blödigkeit verrieth. Eine seltene, den feinen, gebildeten Polinnen eigene Grazie, war in ihrem ganzen Wesen sichtbar — eine Schönheit, Anmuth und Ungezwungenheit, die unwiderstehlich einnehmen mußten, mit denen sie den unberufenen Gast empfing und sich mit ihm in französischer Sprache unterhielt. Gewohnt, täglich, ja fast stündlich, von durchreisenden Offizieren, die zur Armee gingen, Besuche zu erhalten, hielt sie den Kaiser in seinem schlichten Oberrocke für einen derselben und ließ ihre Unterhaltung, die Geist und Wendung verrieth, über allerlei Gegenstände hingleiten. Bald erfuhr er, daß sie die Tochter des Hauses und ihr Vater, der Starost D***ky, auf der Jagd sey.

Sie klingelte. Es wurden Erfrischungen gebracht, und der Kaiser mußte auf einem nahestehenden Sopha Platz nehmen. Gern willigte er ein, da er selbst auch ein wenig ermattet und von dem Anblick der reizenden jungen Dame, ihrer ganzen Tournüre und besonders von der Ungezwungenheit ihrer Unterhaltung eingenommen war. Sie ging zuletzt auf Politik und den damaligen Krieg über. Hier verrieth sie aber nur zu deutlich ihre Anhänglichkeit an Napoleon und legte Gesinnungen mit einer Freiheit an den Tag, die sich für eine russische Unterthanin und besonders gegen einen, ihr völlig

fremden Offizier, nicht ziemten. Sie tadelte bitter die Unternehmungen des russischen Kabinets, seine Maßregeln und ganze Handlungsweise, erhob dagegen Napoleon's Scharfsinn, sein Genie, seinen Unternehmungsgeist — und vergaß sich endlich sogar zu Persönlichkeiten gegen den Kaiser, indem sie sagte: „Während Alexander in Petersburg den Damen den Hof macht, haben die Feinde unsere Grenzen überschritten, werden unsere Heere geschlagen, unsere Besitzungen verheert — kann dieß etwas anders, als den Untergang dieses Reichs zur Folge haben?“ — Vergebens suchte der Kaiser, dem, bei seiner anerkannten Herzensgüte, dennoch diese Unterhaltung lästig zu werden anfing — das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, aber die junge Dame schien absichtlich wieder darauf zurückzukommen. Demohngeachtet bemühte sich der wohlwollende Monarch, sie vom Gegentheil und der Nothwendigkeit der Handlungsweise des russischen Kabinets zu überzeugen. Vergebens! Sie blieb dem Charakter ihrer Nation und der Monarch — seinem edlen Herzen getreu.

In diesem Augenblicke rollte die Jagdequipage des Staroften vor. Er trat in's Zimmer und wollte kaum seinen Augen trauen, als er den Kaiser erblickte und — erkannte. Früher am Hofe zu Petersburg gewesen, hatten die Gesichtszüge dieses liebenswürdigen Monarchen, nicht aber Ergebenheit und Treue gegen ihn, sich tief in seine Seele eingeprägt — alles beseitigend bog er ihm seine Knie und sagte: „Welcher wohlthätigen Gottheit verdanke ich das unaussprechliche Glück, meinen Kaiser bei mir zu sehen?“ — Der erkannte Monarch lächelte und erschrack zugleich, denn die junge Dame war ohnmächtig auf's Sopha zurückgesunken. Er bot ihr hülfreich seinen Flacon an und war theilnehmend bemüht, sie in's Leben zurückzurufen. Kammermädchen eilten herbei. Leblos ward sie davon getragen. Dieß machte den Vater bestürzt und schien ihm unerklärbar, da er, noch bei seinem Eintritte, beide in einem zutraulichen Gespräch begriffen fand. Wohlwollend erklärte ihm der Kaiser die wahrscheinliche Ursache. — Der Vater erbleichte sichtlich, stürzte zu den Füßen des Monarchen, bat um Gnade, bat um Schonung für seine Tochter, indem er sich gern und willig jeder Bestrafung aussetzte. Gerührt, hieß der Monarch ihn aufstehen, sich an seine Seite setzen und vergab gern und willig. In seinem ganzen Benehmen, in jedem seiner Blicke malte sich seine schöne Seele.

Während dessen war die hergestellte Equipage des Kaisers vorgefahren. Ein Adjudant trat ein und meldete, daß sie bereits seiner vor dem Schloßhofe harre. Vergebens bot der Starost seine ganze Ueberredungsgabe auf, ihn, während der Nacht, in seinem Schlosse aufnehmen zu dürfen. „Ich muß eilen,“ sagte der Kaiser scherzhaft: „meine versäumten Verpflichtungen nachzuholen!“ erkundigte sich nach dem Wohlbefinden der Tochter, und bat, da er hörte, daß sie sich von ihrem Schrecken erholt, ihr ein Lebewohl sagen zu dürfen.

Bleich und zitternd näherte sich auf den verheißenen Pardon die schöne Freimüthige und stürzte zu den Füßen des edelsten der Fürsten. Liebevoll hob er sie auf und küßte sie auf die Stirn. Dann zog er einen kostbaren Ring vom Finger und überreichte ihr denselben mit den Worten:

„Dieser Ring sey Ihnen ein Unterpfand meiner Verzeihung und meiner fernern Wohlgewogenheit — zugleich aber eine Erinnerung, daß Sie ferner nicht von Angelegenheiten sprechen, die Sie nicht zu beurtheilen vermögen!“ —

Er verbeugte sich und ging — und ließ alle Umstehende in Staunen und Bewunderung über seinen Edelmuth zurück. Er ging, ein liebevoller Vater zu seinen harrenden Kindern, zu seinen von Nationalsinn durchglühten Heeren. Und wenn gleich erst später durch die Verheerung ganzer blühender Staaten, durch das Blut von tausenden getreuer Unterthanen der Sieg erkämpft und der weise Plan von Rußland's Heerführern gekrönt ward, so dankt jetzt doch Europa Rußland und seinem liebevollen Beherrscher seine Freiheit, die aus diesem Vernichtungskriege, gleich einem Phönix aus der Asche hervorging.

Fresco-Anekdoten,

aus dem Leben gegriffen.

Ein Fürst erhielt ein Pferd zum Geschenk und ließ seinen Stallmeister rufen, damit er es besehen und ihm angeben möchte, wie alt es sey. Der Stallmeister kam und besah das Pferd lange an den Füßen und auf dem Rücken. — „Was machen Sie denn? (rief ihm der Fürst zu) das Alter der Pferde erkennt man ja nicht am Rücken und an den Füßen, sondern an den Zähnen, wissen Sie denn das nicht?" — „„Freilich weiß ich das, Ew. Durchl. — erwiederte der Stallmeister — aber ich bedenke auch das Sprichwort: „Einem geschenkten Gaul, sieht man nicht in das Maul.

Zwei Bauern kamen in eine Apotheke. — „Haben Sie nichts für Zahnschmerzen? fragte der Eine." — „O ja, sagte der Apotheker, langte eine Flasche mit Salmiakgeist herab und sagte dem Bauer, er möchte daran riechen. Der Bauer roch und stürzte, fast von Sinnen, rücklings nieder. Als er wieder zu sich kam, fragte der Apotheker: „Nun wie stehts jetzt, ist der Schmerz weg?" — „Herr!" erwiederte der Bauer: „mir hat ja gar nichts gefehlt, mein Kamerad dort hat Zahnschmerzen!" —

* An .....

So hab' ich dich, du holdes Kind gefunden,
Du meines Lebens lang ersehntes Glück!
Der Seele bange Zweifel sind verschwunden,
Und Hoffnung kehrt in meine Brust zurück.
O! sieh, du öffnest — eine schöne Hore,
Um welche duftend Frühlingskronen blüh'n, —
Mir meiner Zukunft rosenfarb'ne Thore,
Durch welche reichbekränzte Pfade zieh'n.

Wann sinnend oft auf meinem Lebensgange
Ich einsam, mit verwaistem Herzen stand,
Wie zog mich's da mit mächtig süßem Hange
Nach dir! Geliebte, die ich nicht gekannt;
Wie hing ich da am fernen holden Wesen,
In dessen Herz mein ganzer Himmel lag!
Und als ich ihn in deinem Aug' gelesen,
Wie sah' ich dir mit trunkner Seele nach!

Ja freue dich, der Himmel hat's geschlungen
Das Band, das sich um unsre Herzen zieht;
Und ewig ist das Glück, das wir errungen,
Weil ewig unsre reine Liebe glüht. —
Mich kümmert nicht der Erde reichste Krone,
Mich kümmert nicht des Schicksals herbster Schmerz;
Nur dich, nur dich zum übergroßen Lohne —
Und selig weinend fall' ich an dein Herz!

Sch..... aus F....

Charade von drei Sylben.

Die Ersten nehmen gerne ein,
Und glücklich, wenn uns zum Gedeih'n.
Die Letzte krabbelt in den Ersten,
Man fürchtet oft, sie würden bersten.
Das Ganze dient um uns zu plagen,
Doch muß man es mit Muth ertragen.
Denn, eine weise Mäßigkeit,
Hat manchem schon davon befreit.

.....t

Verbesserung.

In Nro. 90. S. 714. bittet man auf der 2. Sp. Z. 19. Studenten statt Handlungsdiener und in Nro. 91. auf der 1. Sp. ein Vater statt es Vater; auf der 2. Sp. dunkle statt dunkeln zu lesen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 93.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 21. November 1819.

Das Gebet.

Ist nicht der Seufzer, der zum Himmel dringt,
Ein Hochgesang, den unsre Seele singt?
Ist nicht ein tiefes, ein gerührtes Schweigen
Ein Kraftgebet des Geistes sonder Zeugen?
Ist nicht die Wehmuth die aus Thränen spricht,
Erhab'ner als das höchste Lobgedicht?

Wo das Gemüth empfindet, warm und hehr,
Versinkt es stumm in seiner Wonnen Meer;
Wo Andacht ihren Flug zum Höchsten lenket,
Den kein Verstand in seiner Größe denket,
Da bleibt Begeisterung, im höchsten Schwung,
Tief unter des Verstummens Huldigung.

Durch leises Ahnen seiner Herrlichkeit
Hat unsern Geist zum Tempel Gott geweiht.
Im heiligen, entzückenden Erbeben
Kann uns're Seele sich zu ihm erheben,
Und jener Schauer, der sie dann durchweht,
Ist Gottesodem, wird ihr Dankgebet.

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

(Fortsetzung.)

Während dieser Antwort zog Korn seine Geldbörse aus der Tasche; bei ihrer Oeffnung fiel es ihm erst ein, daß er nicht so viel Geld bei sich habe, um das Loos bezahlen zu können. Neue Verlegenheit; er wurde jetzt aus Schaam feuerroth und sagte endlich stammelnd: „Zu meinem Schreck bemerk' ich eben, daß das Geld in meiner Börse nicht ausreichen wird, meine ganze Schuld zu berichtigen —"

Der Einnehmer ließ ihn nicht ausreden, sondern fiel ihm, da er den Inhalt der Börse auf dem Comptoirtisch aufgezählt sah, in die Rede und sagte: So nehmen Sie ein halbes Loos; das macht Zehn Thaler, weniger drei Grote in Gold. Hier liegen schon 10 Rthlr. 48 Grote davon nehm' ich den Betrag, 9 Rthlr. 69 Grote — bei diesen Worten schob er ihn zusammen und warf ihn in einen Geldkorb, — die übrigen 51 Grote können Sie nun ge-

fälligst wieder an sich nehmen. Ich werde Ihnen ein halbes Loos schreiben.

Der Einnehmer unterzeichnete das halbe Loos; Korn, froh daß ihm dieser ein Auskunftsmittel an die Hand gegeben, sich aus dieser zweiten Verlegenheit zu ziehen, das ihm, in der Ueberraschung, nicht eingefallen war, sagte jetzt zu Amaliens Mutter, die blos eine stumme Zeugin von Allem gewesen war, eingedenk des Sprichworts: wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten:

„Es ist doch kein Glück hier ganz vollkommen. Ich bilde mir steif und fest ein, daß mir Ihr liebenswürdiges Fräulein Tochter ein Loos gezogen hat, worauf ich unfehlbar einen großen Gewinn machen werde, und nun hab' ich doch nur die Hälfte davon nehmen können."

Die Frau Lotterieeinnehmerin, die es schon etwas ungnädig aufgenommen hatte, daß sie bei dieser ganzen Scene blos eine stumme Rolle spielen müssen, wurde auffallend freundlich und versetzte: Das lassen Sie sich nicht gereuen, ich denke immer Sie ersparen dabei den halben Einsatz.

„Es ist zwar unbescheiden, einer Dame zu widersprechen, aber ich habe mehr Vertrauen zu der glücklichen Hand des holden Fräuleins da," und ehe es sich Amalie versah, hatte er ihre Hand über den Comptoirtisch ergriffen, zog sie an seinen Mund und küßte sie.

„Es ist nicht mehr, als billig," fuhr Korn fort: als daß ich der schönen Hand den Tribut meines Danks zolle, die sich so bereitwillig finden ließ, mir ein Loos zu ziehen."

Während dieser Zeit war es ganz finster geworden, und plötzlich trat ein Hausknecht in den Laden und sagte zu Herrn Kampfberg: es ist schon spät und es fängt eben an zu regnen, es wird eine tüchtige Husche setzen, soll ich nicht die Ladenschilder abnehmen?

„Ei freilich!" rief der Einnehmer aus: „wenn der Regen dran schlägt, so weicht er die Pappe zu Brei und alle die großen schwarzen Buchstaben und Zahlen laufen in einander," — sich zu seiner Frau wendend — „weißt Du noch, wie es uns voriges Jahr bei dem großen Gewitterregen ging? — das hat mir damals einen schönen Thaler Geld gekostet."

Der Hausknecht trat mit den Aushängeschildern beschwert in den Laden. Korn wollte sich beurlauben, aber der Regen strömte schon so plätschernd vom Himmel herab, daß man das Rauschen davon sehr deutlich in den Laden hören konnte. Unwillkührlich trat er von der Thüre wieder zurück.

„So bleiben Sie doch noch," sagte die Lotterieeinnehmerin, denn die Frauen sind in der Regel mitleidiger als die Männer, hauptsächlich gegen junge Mannspersonen; „Sie verderben sich ja ihren ganzen Anzug und müssen durch und durch naß werden."

Ich möchte nicht gern beschwerlich fallen.

„Davon ist die Rede nicht," meinte Amalie.

I nun, bleiben Sie man, sagte der Einnehmer eben nicht in dem freundlichsten Ton und setzte noch unzart hinzu: das Wetter kann doch nicht ewig so bleiben.

Korn sah diesen unerwarteten Regen für ein sonderbares günstiges Geschick an, mit der Einnehmerfamilie und hauptsächlich mit der reizenden Amalie näher bekannt zu werden; der er im Herzen schon reuig darüber Abbitte gethan hatte, daß er sie vorher so zu verkennen im Stande gewesen war.

Der Laden wurde nun zugemacht, und als Korn die großen eisernen Stangen daran klirren und das Vorlegeschloß anlegen hörte, sagte er:

„Wenn ich mich nicht in so angenehmer Gesellschaft befände, so würde ich glauben, ich wär' ein Gefangener, aber" — Amalie anblickend — „hier möcht' ich ewig gefangen seyn."

Ja, versetzte der Einnehmer: man muß jetzt recht vorsichtig seyn. Sie können gar nicht glauben, wie viel betrogen, gestohlen und eingebrochen wird.

Dies gab die Veranlassung zu einem Gespräch über Diebe und Räuber. Korn hatte sich der Rechtsgelahrtheit gewidmet und lenkte daher das Gespräch auf einige interessante und romanhafte Kriminalgeschichten. Diese gefielen dem Einnehmer sehr, und auch Mutter und Tochter hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der Regen hatte aufgehört, Korn mußte sich entfernen; er that es, indem er sich sehr artig bei Herrn und Madam Kampfberg für das ihm bewilligte Asyl bedankte, und der Mutter und Tochter beim Abschiede die Hand küßte. Dem Einnehmer hatten die Kriminalgeschichten vorzüglich viel Vergnügen gemacht und er bat daher seinen neuen Bekannten, ihn, wenn es ihm nicht lästig würde, doch zuweilen des Abends zu besuchen und mit einem frugalen Abendessen bei ihm vorlieb zu nehmen. Daß Korn dieß nicht von der Hand wies, bedarf wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Als Korn sich beurlaubt, und die Kampfbergsche Familie sich zum Abendessen niedergesetzt hatte, sagte der Einnehmer zu seiner Frau:

„Ich hätte den jungen Studenten wohl gebeten, bei uns zu bleiben; aber ich wußte nur nicht, ob Du darauf eingerichtet warst."

Und ich hatte es schon zehnmal auf der Zunge, ihm zu sagen: er möchte es sich bei uns zum Abendbrod gefallen lassen; ich wußte nur nicht, ob es Dir recht war.

„Er erzählt recht angenehm," meinte der Einnehmer.

Und er ist gar nicht so gerade zu, wie viele andere Studenten, äußerte die Einnehmerin: ich hätt' ihn nicht dafür gehalten; er war so artig, so bescheiden und hatte auch nichts apartes in seinem Anzuge.

„Das ist mir auch aufgefallen," sagte Amalie.

Aber, apropos, fiel ihr die Mutter in die Rede: mir ist etwas ganz anderes aufgefallen. Er kam gleich hinter Dir, wie ein Pfeil, in den Laden geschossen. Du erschrackst und er stand auf einmal ganz verblüfft da! — dahinter steckt etwas!

„Was soll dahinter stecken?" fragte Amalie halb verlegen, halb empfindlich.

Nun, mir wirst Du kein X für ein U machen, entgegnete diese: Ihr müßt Euch schon kennen, so scheint es mir, und ich verbitte mir alle Bekanntschaften hinter meinem Rücken. Verstehst Du mich.

Amalie, tief gekränkt über einen solchen Verdacht, fing bitterlich an zu weinen, und rief unter Schluchzen aus: „ich habe den Studenten in meinem ganzen Leben heut zum erstenmal gesehen, und gesprochen, aber — das leugne ich nicht — schon auf der Straße;" und nun erzählte sie Alles, was ihr mit ihm auf dem Rückwege von der Tante nach der älterlichen Wohnung begegnet war.

Wenn es weiter nichts ist, so sey nur ruhig, Malchen, sagte der Vater, und sich an seine Frau wendend: Herr Korn scheint mir ein recht solider junger Mensch zu seyn, der auch gewiß das Seine gelernt hat. —

Er schloß dieß aus der Erzählung seiner Kriminalgeschichten. Kampfberg machte es hierin gerade so, wie viele Personen, die weit höher stehen, als ein Lotte rie-Einnehmer, und

die jeden Schönsprecher auch gleich für einen brauchbaren Geschäftsmann halten. Die Legion politischer Kannengießer, die Menge derjenigen, welche über die beste Organisation eines Staats und dessen Verwaltung, schwatzen und schreiben, und die, wenn es zum handeln käme, nicht im Stande wären, das unbedeutendste Geschäft mit Umsicht und Gewandtheit zu verrichten, sind davon ein sprechender Beweis.

„Er scheint ein Auge auf Malchen geworfen zu haben," sagte die Einnehmerin, und die Tochter schlug die Augen verschämt nieder: „Innn, wenn er geschickt ist, wie Du meinst, Väterchen, und eine anständige Versorgung erhält, so hätte ich nichts dawider, wenn er unser Schwiegersohn würde."

Nicht ganz ohne Vermögen scheint er auch zu seyn; nur mit der Versorgung mag es noch im weiten Wege stehen; entgegnete der Einnehmer.

„Er hat doch den Vorzug vor vielen Andern," sagte seine Ehehälfte: „trägt er ja ein weißes und rothes Band im Knopfloch. Er ist also mit zu Felde gewesen, und darf sich nur melden, wenn eine Vacanz ist."

Was meinst Du dazu? Male! fragte der Vater.

„Ich, gar nichts," versetzte sie: „wer weiß, ob er daran nur im geringsten denkt, und um mit einem Manne Zeitlebens glücklich zu seyn, muß man ihn doch wohl näher kennen lernen, als wir Herrn Korn kennen." —

Diese ganz vernünftige Aeußerung des jungen Mädchens kam aber nicht sowohl aus ihrem Kopfe, sondern aus ihrem Herzen. Sie hatte seit einiger Zeit in einer Resource, deren Mitglied der Vater war, und wo auch zuweilen die Familien der Mitglieder mit fremden Gästen zu einem Mittagsmahl oder Abendessen, auch zu kleinen Bällen zusammen kamen, einen jungen Handlungsdiener mit Namen Flitting, kennen lernen, der ihr geflissentlich den Hof gemacht, und für den sie ebenfalls etwas mehr fühlte, als für ihre übrigen jungen männlichen Bekannten. Er hatte ihr nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er Willens sey, wenn er sich etablirten würde, wozu er durch die Unterstützung eines Oheims Hoffnung habe, um ihre Hand bei den Aeltern anzuhalten, und sie hatte ihm ebenfalls nicht undeutlich merken lassen, daß sie ihm in diesem Fall keinen Korb geben würde. Sie hätete sich aber sorgfältig, davon gegen ihre Aeltern nur Eine Sylbe zu erwähnen, da ihr Vater einst geäußert: „Flitting sey zwar ein recht guter Mensch, aber ein armer Teufel;" und sie wußte zu gut, daß ihr Vater nur die Verdienste nach den Procenten des klingenden Geldes berechnete.

„Höre, Schatz!" sagte die Einnehmerin zu ihrem Manne: „der Student hatte eine recht glückliche Physiognomie. — Ich wollte darauf schwören, er wird gewinnen. Ich dächte, Du behieltest die andere Hälfte des Loses für Dich."

Kampfberg schüttelte bedenklich den Kopf.

„Du hast schon immer einmal ein ganzes oder ein halbes Loos für Dich spielen wollen, aber es noch nie gethan. — Behalte dieß für uns, mir ahnet es, wir werden Glück haben."

Die Frau bestand auf ihren Willen, und gehörte zwar Kampfberg nicht zur Zahl der Ehemänner, die sich dem Pantoffel der herrschsüchtigen Ehehälfte in Demuth gänzlich unterworfen haben, so wußte sie doch durch manche kleine Kunstgriffe, bald durch Bitten und Liebkosungen, bald durch Weinen und Schmollen, immer das zu erreichen, was sie sich einmal fest in den Kopf gesetzt hatte.

Dieß war auch jetzt der Fall, und als der Einnehmer endlich seiner Gattin versprochen hatte, daß er das halbe Loos für eigne Rechnung spielen wolle, sagte sie zu ihm:

„Du bist doch ein gutes Männchen! Dafür verdienst Du auch einen Kuß!“ und indem sie den Arm um seinen Nacken schlang und es nicht bei Einem Kuß bewenden ließ, fuhr sie nachher fort: „aber nun sey auch so gut, und gib mir das halbe Loos, ich will es aufbewahren.“

Weshalb, Kind?

„Ja, ich weiß schon, meldet sich noch ein Käufer und verlangt ein halbes Loos, und Du hast keins mehr, als dieß, so giebst Du's fort.“

Und mit Recht, — man verschlägt sich sonst die Knaben.

„Nein, lieber Mann! dies hast Du für uns bestimmt, das darfst Du unter keiner Bedingung wieder verkaufen.“

Nach langem Hin- und Hersprechen erreichte sie auch diesen Zweck, und verschloß das Loos sorgfältig in ihr Toilettenkästchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gewissen.

Eine merkwürdige Criminal-Anekdote aus der neuesten Zeit.

Am 17. Sept. d. J. wurde zu Wien auf der Gerichtstätte bei der Spinnerin am Kreuz ein 28jähriger Student, Wolfgang F., durch den Strang hingerichtet, weil er mehrere Monate zuvor einen Bauer, mittelst eines 3 Pfund schweren Hammers, ermordet und ihn seiner Baarschaft von 505 Fl. W. W. beraubt hatte, um die Schuld einer bei ihm hinterlegten und vergeudeten Obligation damit zu decken. Er starb mit vieler Ruhe, ja sogar mit Heiterkeit bis zum letzten Augenblick.

Am 20. Sept. erscheint Morgens ein wohlgekleideter Mann in der Kanzlei der K. K. Polizei, und erkundigt sich mit einer gewissen ängstlichen Hast nach dem Herrn, bei welchem man die Bittschriften einreiche. Man weis't ihn an den Hofrath N. Mit höflichem Anstand tritt er in dessen Zimmer, und überreicht seine Schrift mit der dringenden Bitte, sie ja zu würdigen und seinem gerechten Gesuche zu willfahren.

Die Schrift ist in gehöriger Form abgefaßt. Der Hofrath lies't mit Erstaunen die Aufschrift: „Unterthänigstes Gesuch des N. N. um die, durch die Hinrichtung des Wolfgang F. im Criminal-Arrest erledigte Stelle,“ betrachtet den Ueberbringer, der ruhig vor ihm steht, entfaltet die Schrift mit scheuem Blick, betrachtet den Sonderbaren wieder, der ihm freundlich in's Auge blickt und lies't das regelmäßige Rubrum gleichen Inhalts mit der Aufschrift. Das Gesuch selbst erklärt sich karg und bündig dahin: „Der gehorsamst Unterzeichnete bittet unterthänigst um die durch die Hinrichtung des Wolfgang F. im Criminal-Arrest erledigte Stelle und unterstützt sein Gesuch mit folgenden Gründen:

1) Hat er seine leibliche Mutter vor neun Jahren ermordet, worüber er die Belege hoher Stelle beibringen wird.

2) Nahm er Kriegsdienste, um durch den Tod in der Schlacht den Gewissensbissen zu entgehen, und erschlug abermals eigenhändig zwei Feinde. Er mag nun mit dem nagenden Wurm in der Brust nicht länger auf Erden unter den Menschen herumwandeln, ist seines Lebens gänzlich überdrüssig und will durch einen gesetzlichen Tod mit sich selbst und mit dem Himmel

versöhnt werden. Er bittet um schnelle Beförderung."

Der Hofrath war starr vor Staunen. Die ruhige, gelassene Freundlichkeit des Bittstellers brachte ihn beinahe ganz aus der Fassung. Bald gesammelt und von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, hieß er freundlich ihn Platz nehmen und unterhielt sich wohl eine Stunde lang mit ihm über mancherlei Gegenstände des Lebens und der letzten Decennien und führte ihn allmählig wieder auf den Hauptgegenstand des Tages hinüber. Aus allen Gesprächen, Fragen und Antworten des Bittstellers leuchtete ein klarer, völlig unbefangener Verstand; das reinste Selbstbewußtseyn sprach sich unverkennbar in der umständlichen Erzählung aller Einzelnheiten seines frühern Lebens aus: kein Tiefsinn, keine Schwärmerei, kein Hang zum Außerordentlichen ließ sich bemerken. Wer diesen Dialog in einer gewissen Entfernung belauscht hätte, ohne die Worte zu hören, der hätte ohne Zweifel den Herrn Hofrath mit seiner steigenden Verlegenheit für einen Inquisiten gehalten, welcher dem überlegenen Scharfsinn seines Richters nicht mehr entgehen kann, und den ruhigen Bittsteller für den Inquiranten, dessen sich immer mehr aufklärende Züge den Sieg über die Verstocktheit verkünden.

Endlich stand der Hofrath auf und sprach: „Herr N., Sie haben sich selbst angegeben, Sie wollen sterben und werden mithin dem Gericht nicht entrinnen, wenn es Ihrer bedarf. Gehen Sie nach Hause und erscheinen Sie wieder, wenn man Sie vorfodert; ich werde mich bemühen, Ihre Angelegenheiten so schnell als möglich in's Reine zu bringen.„

Nein Herr Hofrath, verzeihen Sie mir, aber es ist nicht Eigensinn, wenn ich darauf beharre im Arreß zu bleiben. Der Mensch ist ein schwaches, veränderliches Wesen, leicht wäre es möglich, daß mich die Reue über das Bekenntniß eben so schnell anwandelte, als die Reue über eine wohlüberlegte That. Dann hätten Sie den Vorwurf vor aller Welt, mich entwischt haben zu lassen, und ich selbst würde mich lächerlich machen, ohne der Strafe entgehen zu können. Sie müssen mich hier behalten!

„Wohlan, Sie bleiben hier! Nehmen Sie mein Wort mit in den Kerker, daß Ihre Angelegenheit so schnell beendigt werden soll, als es die sonderbare Verwickelung der Verhältnisse immer möglich macht!"

Der Hofrath ertheilte nun die nöthigen Befehle, der Bittsteller sitzt in fester aber leichter Haft und die nähere Untersuchung beginnt mit aller möglichen Vorsicht. Wir werden nicht ermangeln den Lesern dieser Blätter die Geschichte dieses merkwürdigen Muttermörders mitzutheilen, sobald die Sache gerichtlich in's Reine gebracht seyn wird.

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Ich kenne keinen unangenehmern und unleidlichern Umgang, als die Gesellschaft launiger, unzufriedner Menschen. Nicht genug, daß sie sich und uns die wenigen Freuden dieses Lebens, die jedes Herz sich bisweilen gewähren kann, verbittern und rauben; so erfüllt uns auch ihr herzloser Anblick, ihr immerwährendes Schweigen, und die gewiße Ueberzeugung, daß diese üble Laune nur aus dem innern Unmuthe über ihren eigenen Unwerth, aus einem Mißfallen an sich selbst und einem Neide gegen andere entspringt, mit einem eigenen Gefühle,

das eben so sehr an Mitleid, als an Verdruß grenzt.

Einsam lag ich am Morgen des Ostertages auf einem kleinen Hügel und überschaute die ferne Stadt mit ihrem Tosen, und überdachte die Menge, die heute fröhlichen Muthes zu Lust und Freude auswandern würde. Da fühlte ich mich erst recht einsam und von Lieb' und Freundschaft verlassen, und eine Thräne stahl sich in mein gebrochenes Auge; aber mein Blick fiel nach oben und da dachte ich bei mir selber; Gottes Vater-Auge, das unaufhörlich des Morgens und Abends im unermeßlichen Ocean, wie in der Perle des Thaues sich spiegelt, wird ja auch wohl die Thräne sehen, die in diesem Augenblicke in das Meer des Unglücks fällt, und das Auge einst trocknen.

Der Mensch ist nur in der Einsamkeit glücklich, und nur in der Einsamkeit unglücklich!

---

* Wunsch.

In mancherlei, nicht selten vorkommenden Fällen wäre es gewiß sehr wünschenswerth, wenn das herauszugebende Bremische Addreßbuch dahin vervollkommnet werden könnte, daß darin auch die weniger oder gar nicht allgemein bekannten Straßen der Stadt Bremen nachgewiesen und dieselben dadurch leichter aufzufinden wären. Wenn ein guter Fabrikant, Künstler oder Handwerker z. B. in der St. Annenstraße oder gar in der Albutenstraße wohnt, und man wünscht eine Arbeit bei ihm zu bestellen, bei wem soll man sich erkundigen, wo die St. Annenstraße oder die Albutenstraße ist? Es brauchte nichts weiter als ein kurzes, alphabetisch geordnetes Verzeichniß solcher Straßen mit Hinweisung auf diejenigen bekannteren, in welche jene sich verlaufen. Handel und Wandel würde dadurch erleichtert. *) —

---

* Anzeige.

Unserm geliebten und geschätzten Mitbürger, Herrn Pastor J. H. B. Dräseke, ist, wegen seinen berühmten Kanzelreden und schriftstellerischen Arbeiten, von der ehrwürdigen Veteranin der deutschen Hochschulen, der Universität zu Rostock, bei der glänzenden Feier ihres 400jährigen Jubiläums, am 12 November d. J. aus freier und inniger Anerkennung seiner Verdienste, die Würde eines Doctors der Theologie beigelegt worden.

---

* Eine Fabel.

Das Reich der Adler war in Gährung. — Unzufriedenheit hatte sich der vielen kleineren, Uebermuth der minder zahlreichen Stämme grösserer Art bemächtigt. — Ruhig sah das andere Geschlecht der Vögel der Sache zu. — Die Nachtigall flötete, aber es waren Lobgesänge der Eintracht, die Lerche wirbelte, aber es war kein Feldgeschrei, sondern das Begrüßen des nahenden Frühlings. — Nur der Papagayen Schaar, die unbetheiligt und unbemerkt bisher Zuschauer

---

*) Dem Einsender obigen Wunsches ist wohl nicht das seit vier Jahren herausgegebene Hanseatische Taschenbuch bekannt, in welchem ein alphabetisches Verzeichniß aller Straßen und Gänge von Bremen und den Vorstädten mit Mühe gesammelt und aufgenommen ist. Auch für 1820 ist dasselbe in Arbeit und wird im Anfange December erscheinen.

Der Verleger.

des Schauspiels gewesen waren, erhob ihre Stimme, unberufen sich mischend in die Angelegenheiten des königlichen Geschlechts, aber es half nicht, Niemand achtete ihrer, das Alte blieb beim Alten, den Papagayen aber die Besorgniß einer Ahndung des Vogels Jupiters.

Ursprung des Namens:

Petits-maitres.

Zur Zeit der Fronde zeigte sich der Prinz Condé als der erklärte Feind des damaligen allmächtigen Ministers, des Kardinals Mazarin, und nachdem mit den Häuptern der Fronde eine Aussöhnung zu Stande gekommen war, so trotzte der Prinz auf die Rechte seines hohen Ranges, auf eine für Mazarin oft sehr kränkende Weise, und er verschaffte sich bald Anhänger.

Die jungen Edelleute in dem Gefolge des Prinzen, ahmten seinen Uebermuth und seine Spottreden gegen den Minister und andere Personen nach; und dadurch zogen sie sich den Beinamen Petits-maitres zu. Von ihnen schreibt sich die Bezeichnung einer Klasse von Menschen her, die in der Folge in ganz andern, und oft sehr beschränkten Wirkungskreisen, ohne Verdienste, auf Auszeichnung Ansprüche zu machen die Unverschämtheit hatten. Man hat das Wort Petit-maitre demnächst auch verdeutschen wollen, es in Kleinmeister, dann Stutzer, endlich in Zierbengel übersetzt, aber keine dieser Verdeutschungen entspricht dem wahren Begriff, der bei der ersten Benennung zum Grunde liegt.

* Glaube.

So wie das nächtliche Dunkel die sanfte Luna beleuchtet,
Blickt in des Leidenden Nacht, Glaube, dein tröstendes Licht.

* Hoffnung.

Denen das strenge Geschick der Prüfungen viele bereitet
Wurdest du Holde gesellt, freundlich zu leichtern die Last.

* Demuth.

Nimmer erhebet sein Haupt im Stolz, wen die Götter erhoben,
Heiligt die sanfteste Tugend: Demuth sein edles Gemüth.

* Treue.

Wie auch sich alles vereint, verlockend von dir zu entfernen;
Bleibet der Wille nur rein, wendest du nimmer dich ab.

* Muth.

Schwache stärkst du im Kampf, du Schirmer in Noth und Gefahren,
Und wo der Weichling erliegt, siegst wer dich nicht verliert!

H — ll —

* Räthsel.

Mit U bezeichnet es den Fleiß der Menschen-Hand,
Mit G ist als Charakter es bekannt.
Mit H vernimmt's zu allererst das Ohr,
Mit Z kömmt es in Wechselm oftmals vor.

Auflösung der Charade in Nro. 92.

Magen-Krampf.

A. Töpken jr. — Redacteur.

No. 94.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 25. November 1819.

Vertrauen.

Vertrau auf Gott, wenn auf empörten Wellen
Des Leben-Stroms, der Hoffnung Anker bricht;
Wenn Klippen drohn, dein Fahrzeug zu zerschellen,
Trau auf den Ewigen, und zittre nicht.

Der über Erd' und Himmel segnend waltet,
Verläßt auch seiner Wesen Kleinstes nicht,
Wie sich das Leben wechselnd auch gestaltet;
Schau hoffend auf, zu seinem Sternenlicht.

Er will's, und schnell auf sein allmächt'ges Werde!
Entfliehn die Wolken, und der Sonne Strahl
Senkt glänzend sich herunter auf die Erde,
Grüßt, mild erwärmend, freundlich Berg und Thal.

So kann auch bald der graue Nebel fliehen,
Der Deines Glückes Sonne jetzt verhüllt;
Und Freude Deinem Herzen wieder blühen,
Das Gram und Sorge hoffnungslos erfüllt.

Der Herr ist groß! Vertraue seinem Walten,
Wie sich's auch fügt, von ihm ward es gesandt;
Zu Deinem Glücke wird es sich gestalten,
Durch's tiefste Dunkel führt uns seine Hand.

Drum traue gläubig seiner ew'gen Gnade,
Wenn Erden-Schmerz die Seele Dir durchbebt;
Und wandle muthvoll auf dem Dornenpfade,
Auch seine Lieb' ist's, die Dich da umschwebt.

Wenn auch der Freundschaft Rosen Dir erbleichen,
Der Gottheit Huld entfernet sich doch nie,
Sie kann nicht der Vernichtung Arm erreichen;
Wer ihr vertraut, den schirmt und leitet sie.

Drum, knickt der Sturm auch jede Lebensblüthe,
Womit die Hoffnung Dir die Stirn gekränzt,
So traue Du nur der allmächt'gen Güte,
Die droben an dem Sternenzelte glänzt.

Einst wird ja jeder Leidenston verhallen,
Wenn still die Fackel senkt der Genius;
Wenn dieses Lebens Nebel-Schleier fallen:
Dich dort empfängt der Engel seel'ger Gruß.

So trag' geduldig denn des Lebens Schmerzen,
Vollkommnes Glück gewährt die Erde nicht,
Einst ruhst Du aus, an Gottes Vaterherzen,
Umglänzt von seiner Milde Strahlenlicht.

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

(Fortsetzung.)

Korn benutzte die ertheilte Erlaubniß, den Einnehmer besuchen zu dürfen; die hübsche Tochter schwebte noch immer vor seiner Phantasie und er sehnte sich von Zeit zu Zeit darnach, das liebliche Bild durch ihren Anblick aufzufrischen.

Der Einnehmer und auch dessen Gattin empfingen ihn freundlich, Amalie war ebenfalls freundlich gegen ihn, da ihr seine zarte Aufmerksamkeit, die stets in den Schranken des Anstandes und der Bescheidenheit blieb, schmeichelte; denn ein junges Mädchen ist gegen die Huldigungen ihrer Reize und ihrer Vorzüge auch selbst dankbar, wenn ihr Herz dabei nichts empfindet.

Seine Unterhaltungen belustigten den Einnehmer, und Korn fand auch selbst ein Behagen daran, seine Weisheit vor Zuhörern auszukramen, die solche als Orakelsprüche mit gespannter Aufmerksamkeit anhörten und wo er vor Widersprüchen gesichert war; auch glaubte er, daß er Amalien Achtung für seinen Verstand und seine gelehrten Kenntnisse einflößen würde, und er hatte irgendwo gelesen: wahre, dauerhafte Liebe müsse sich auf Achtung gründen.

Die vierte Ziehung der Klassen-Lotterie war geschehen; das Loos aber nicht herausgekommen und Kampfberg erinnerte Korn bei einem Besuch, daß er solches für die fünfte Klasse erneuern müßte, falls es nicht verfallen seyn sollte. Korn that dieß, mehr aus Ehrgefühl, als in der Absicht, etwas zu gewinnen. Er hatte das Loos nur genommen, um sich aus einer peinlichen Verlegenheit zu wickeln und um eine nähere Bekanntschaft mit Amalien anzuknüpfen; beides war ihm geglückt, und bei seiner jugendlichen Sorglosigkeit, in welcher er des Geldes nur gering achtete, blieb er bei dem Gedanken sehr gleichgültig, ob ihm sein Loos Vortheil oder Schaden gewähren würde.

Als Korn einst gegen Abend einen Besuch bei Kampfbergs machen wollte, wurde er auf dem Wege dahin ein Frauenzimmer in Begleitung eines jungen Mannes gewahr, die neben einander gingen. Beide schienen in einem ernsthaften Gespräch vertieft.

Dem Wuchs und Anzug nach, hielt Korn das Frauenzimmer für Amalie. Wenn gleich seine Liebe zu ihr mehr die Folge des Sinneneindrucks war, denn er hatte bei näherm Umgang im Kampfbergschen Hause, doch oft zu seinem geheimen Verdruße bemerkt, daß ihren Purpurlippen nicht viel geistreiche Worte entschlüpften, und daß es ihr gar sehr an jener feinen Bildung gebrach, die er in dem Kreise anderer Familien, denen er empfohlen war, unter dem schönen Geschlecht gefunden hatte; so erwachte doch eine Art von Eifersucht in seiner Brust, mehr die Folge gekränkter Eitelkeit, als wahrer Zuneigung. Er suchte das Paar einzuholen. Als er bei ihm vorüberging, fand er seine Vermuthung bestätigt. Es war Amalie. Kaum wurde sie ihm gewahr, so wandte sie erröthend, das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite, um nicht erkannt zu werden, und erwiederte seine Begrüßung nicht.

Dieß sonderbare Benehmen fiel dem Jüngling auf; glücklicherweise begegnete ihm ein anderer Student, den er erkannte; er redete diesen an, um Amalie mit ihrem Begleiter wieder vor sich vorüber gehen zu lassen. Jetzt blieb er, das gleichgültige Gespräch mit seinem Kameraden fortsetzend, stehen, und verfolgte mit forschenden Blicken die Tochter des Einnehmers. An der Ecke einer Straße, nicht weit

von der Wohnung des letztern, blieb das Pärchen stehen; er merkte, daß man sich noch sehr viel Interessantes zu sagen habe, endlich küßte der junge Mann Amalien — auf der Straße — die Hand, und entfernte sich; sie aber eilte der älterlichen Wohnung zu. Flitting hatte sie begleitet.

Nachdem Korn nichts mehr zu beobachten hatte, trennte er sich von seinem Bekannten und machte erst einen Umweg, um, etwas weniger aufgeregt, vor der Kampfbergschen Familie zu erscheinen.

Beim Eintritt wurde Korn, wie gewöhnlich, von Amaliens Aeltern freundlich empfangen, sie selbst war aber dießmal auffallend zuvorkommend gegen ihn.

Das kommt vom bösen Gewissen, dachte er bei sich selbst: aber ich will die Falsche schon dafür strafen.

Nach einem gleichgültigen Gespräch mit dem Vater, hauptsächlich über einige Zeitungsartikel — denn wer kannenießert nicht jetzt? — fragte Korn mit einer erzwungnen Gleichgültigkeit:

„Fräulein Malchen, wer war denn der Herr, mit dem Sie vor einer Stunde so eifrig auf der Straße sprachen?"

Ich? versetzte sie gefaßt, da sie wahrscheinlich diese Frage vermuthet hatte: ich? — Ich habe mit keiner Seele gesprochen.

„Ei, ich bin ja bei Ihnen vorübergegangen, und habe Sie noch gegrüßt."

Mich? — Hab' ich Ihnen denn gedankt?

„Nein! Sie schienen viel zu vertieft in dem Gespräch mit Ihrem Begleiter. —

Das hat Ihnen geträumt, Herr Korn. —

„O, mit offnen Augen träum' ich nicht."

Warum haben Sie mich denn nicht angeredet?

„Ich wollte Sie nicht stören."

Das hätten Sie thun sollen, dann würden Sie sich überzeugt haben, daß Sie eine Andere für mich angesehen.

Korn war eines Theils nicht boshaft genug, die Sache weiter zu treiben, andern Theils hoffte er durch eine Zurücknahme seiner Behauptung, Vortheile bei seiner Schönen zu erlangen; er brach also den Streit mit kurzen Worten ab:

„Es ist möglich, daß ich mich geirrt habe; ich bin etwas kurzsichtig."

Die Unterhaltung wurde nun wieder allgemeiner, als aber Korn am Abend nach Hause ging, sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst:

„So hübsch das Mädchen auch ist, so find' ich doch immer mehr, daß die äußere Hülle mich getäuscht hat. Bei aller Beschränktheit des Verstandes hat sie doch eine Schlauheit und Dreustigkeit, die ich nicht in ihr gesucht hätte, wenn es darauf ankömmt, etwas Unrechtes zu beschönigen. Ihre Klugheit ist nicht Geistesbildung, sondern nur erhöhter Instinkt in Nothfällen. Sie gefällt mir jetzt nicht mehr halb so sehr, als in den ersten Augenblicken und ich werde mich nach und nach aus dem Kampfbergschen Hause zurückziehn. Ich finde dort keine Entschädigung für die Langeweile."

Korn blieb auch diesem Vorsatz treu, und ging nur, um das Auffallende eines gänzlichen Ausbleibens zu vermeiden, auf eine halbe Stunde zu dem Einnehmer, und schützte, wenn er sich früher wie sonst beurlaubte, nothwendige Arbeiten vor, da seine academische Laufbahn bald beendigt sey, und er sich zur Prüfung wegen seiner Anstellung, vorbereiten müsse.

Kampfberg lobte diesen Fleiß und Eifer sowohl in Korns Gegenwart, als auch bei dessen Abwesenheit, denn er hatte im Stillen

*

den Plan gemacht, seine Tochter, wenn es möglich, mit diesem jungen Mann zu verheurathen. Er hatte sich nach ihm unter der Hand erkundiget, und nicht allein erfahren, daß er, nach dem Zeugniß seiner Lehrer, ein sittlich-musterhafter, fleißiger und talentvoller Jüngling, sondern sein Vater, ein Oberamtmann, auch ein recht wohlhabender Mann sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Schiffkunde.

Ein englisches Linienschiff von hundert Kanonen ist 163 Fuß lang, 51 Fuß breit, geht $20\frac{1}{3}$ Fuß tief im Wasser und dauert dreißig Jahre. Es gehören zu seiner Erbauung viertausend große Eichen und zweihundert tausend Pfund Eisen. Zu dem größten Segel werden 363 und zu der Gesammtmasse derselben 1404 Ellen Segeltuch erfordert. Der große, 18 Fuß lange Anker wiegt, neuntausend Pfund. Sein Tau an sechshundert Fuß lang, 7712 Pfund schwer, hat 20 Zoll im Durchmesser, das sämmtliche getheerte Tauwerk eines solchen Orloggs wiegt zweihundert neunzehntausend zehn Pfund und das ausgerüstete Schiff mit 850 Mann Besatzung gegen acht Millionen Pfunde. Ein solches kostet der Regierung monatlich, ohne Ausbesserung, zwanzigtausend vierhundert Thaler und sein Erbauen gegenwärtig fast drei Tonnen Goldes. — In der letzten Zeit des amerikanischen Krieges unterhielt England 140 Schiffe von der Linie und hundert tausend Matrosen, welche letztere dem Staate jährlich an neun und zwanzig Millionen Thaler kosteten.

Je größer das Schiff ist, je schwieriger wird es, ihm, bei der Verbindung seiner Theile, die gehörige Festigkeit zu geben. So versank plötzlich die Britannia von 120 Kanonen, daß größte Schiff, so England während des siebenjährigen Krieges in See hatte, ohne äußere Veranlassung, in der Nähe der spanischen Küste und es ertranken, mit der zwölfhunder Mann starken Besatzung, hundert See-Cadetten aus den besten Familien, und der Admiral Balchen, denn nicht ein Mann ward gerettet, Dasselbe Verhängniß traf die französische Ville de Paris von 112 Kanonen, die am 12. Apr. 1782, von Rodney erobert, mit 300 Britten und tausend französischen Gefangenen am Borde, plötzlich verschwand und zu Grunde ging.

Perlen.

Gesammelt in den Tiefen der Natur, des Lebens und der Kunst.

Widrig dünkt es mich, das Andenken von Schlachten, in denen Tausende bluteten und starben, zu feiern durch Tanzen, und den schäumenden Weinpokal.

Besser ist es, einem Grobheiten in's Gesicht als zweideutige Reden hinter dem Rücken zu sagen.

Ach! so Viele schwatzen über Freundschaft! Aber kühn mag ich behaupten, daß nur in Wenigen ein Ton von ihr erklungen sey.

Wer ein feierliches Versprechen giebt und dabei gedenkt, es nicht zu halten, der ist gleich zu achten einem Todtschläger, denn er tödtet das Vertrauen auf Menschenwerth in dem Betrogenen.

Bedauernswerth nenn' ich den Menschen, in welchem der Anblick des züchtigen Weibes, des blühenden Mädchens nur Begierden erweckt.

Woher kommt es, daß jetzt die Menschen so wenig auf das Eingreifen des Geschicks in's Leben, oder von der Vorsehung halten? (denn von dieser geht's Geschick aus.) Wenn nur Jeder nachforschte in seinem Stückchen Leben, so möchte er wohl Ursache finden, seine Hände zu erheben, sprechend: Ja, ich erkenne und fürchte dich! — Das muß aber eine heilige Furcht seyn!

Es ist äußerst schwierig eine untermischte Gesellschaft längere Zeit gleich angenehm zu unterhalten, wenn es nicht vielleicht durch Spiel und Tanz geschieht. Soll es durch Musik, Lectüre oder Declamation geschehen, so muß theils der Vortragende, theils der Gegenstand des Vortrags abwechseln, und sorgfältig gewählt werden. Ein längeres Gedicht wird ermüden, zumal wenn es einen Anstrich von Gelehrsamkeit hat, der dem größten Theile der Gesellschaft mangelt; eine launige Erzählung, oder die Lectüre eines bekanntern Drama's bei welchem die Meisten beschäftigt sind, wird dagegen angenehm unterhalten, während ein ernstes geistreiches Buch, nur einer Person vorgelesen, das Interesse daran erhöhen wird. —

Strenge Theatercensur.

Eine reisende Schauspieler-Gesellschaft kam nach einem Ort, der — noch unter Buonaparte — Frankreich zugehörte. Der Unter-Präfect ließ den Theaterdirector zu sich rufen, trat ihm entgegen, bewieß ihm Freude über seine Ankunft, lobte die theatralische Kunst, die auf alle Volksbildung einen so wohlthätigen Einfluß habe, setzte aber dann hinzu: das Schauspiel kann demungeachtet auch Irrthum verbreiten, gefährliche Meinungen anregen, deßhalb muß ich, nach meinen Amtspflichten, Sie fragen: welche Stücke Sie bei uns zu geben denken?

Der Theaterdirector entgegnete: er wünsche mit dem Trauerspiele Merope den Anfang machen zu dürfen.

Nein, dies kann ich nicht gestatten, rief Jener. In Merope wird für die gebornen Monarchen geeifert, Tyrannen werden in einem nachtheiligen Lichte dargestellt. Und Sie sehen wohl ein, daß man im französischen Kaiserthume jede nur zweideutige Anspielung auf einen Usurpator, einen Tyrannen, sorgsam zu vermeiden hat.

Dem Andern, welcher Merope für ein höchst unschuldiges Stück hielt, verdroß eine so weit hergeholte Einwendung, und er fragte ganz unumwunden: Herr Präfekt, halten Sie denn Napoleon für einen Usurpator, einen Tyrannen?

Mein Gott, ich nicht, rief die obrigkeitliche Person. Ich bin sein Beamter, sein getreuster Unterthan, ließe mein Leben für ihn; aber man muß dem Volke keinen Anlaß zu gewissen Betrachtungen geben. Kurz, Merope geht nicht.

Der Theaterdirektor sahe nun wohl ein, daß Macbeth, Hamlet und viele andere Stücke der Art hier keine Erlaubniß finden würden, sagte also: Nun, so will ich mit der Jagd Heinrichs des Vierten beginnen. Da zeigt man dem Volke das Muster eines guten Königs.

Ei, noch viel weniger, wo denken Sie hin; eiferte jetzt der Präfekt. Einen guten König auf die Bühne bringen, warum nicht gar! das leitete ja zu Vergleichungen, die sind noch mehr zu vermeiden.

Sonderbarer Diebstahl.

„Am vorigen Donnerstage fand ein Böse-wicht oder mehrere seines Gelichters, Mittel und Wege, mir heimlich einen großen Affen, einen Tiger, einen wilden Wolf, einen ungeheuern Elephanten, und ein Paar Strauße, 7 Fuß hoch, auf der Reise zur Messe nach ... zu stehlen, und ob ich gleich den Dieben sofort auf der Spur war, und eine reichliche Belohnung für die Wiedererlangung des Gestohlnen bot, habe ich es doch bis jetzt noch nicht wieder erlangen können.“ — So zeigte ein armer Bestohlner neulich in öffentlichen Blättern an. Anfangs fürchtete man Gefahr für die öffentliche Sicherheit, aber am Ende lachte man darüber, denn zum Glück waren alle diese Thiere sehr zahm, — und bloß auf Leinwand gemalt.

Quodlibet.

Wie oft scheint das Schicksal an den unbedeutendsten Dingen im menschlichen Leben größern Antheil zu haben, als man glaubt und glauben kann! wie oft sprechen wir eine Ahnung aus, die wir doch nicht haben! — Der bekannte Schauspieler Conrad Eckhof, der Roscius und Garrick der Deutschen, trat zuletzt in der Rolle des Geistes im Hamlet auf, und sank mit den (diesmal an sein deutsches Vaterland gerichteten) Worten hinab: „Gedenke meiner!“ — Eben so nahm Fleck in der Rolle des Wallenstein auf ewig von der deutschen Bühne Abschied mit den (auch auf seinem zu Berlin befindlichen Epitaphium angebrachten) Worten: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun.“

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Marbach, im Königreich Würtemberg, ist Schillers Geburtsort. Nach vielen vergeblichen Bemühungen hat man endlich vor Kurzem das Haus ausgemittelt, in welchem Schiller das Licht der Welt erblickte. Es ist klein und unansehlich und liegt nahe am untern Thor, das nach Bottwar hinführt. Der Besitzer desselben hat eine Tafel ausgehängt, die den Vorübergehenden benachrichtigt, daß Friedrich Schiller hier geboren ist.

In der allgemeinen leipziger Modenzeitung wird der Vorschlag zu einer Abgabe auf das Zanken der Weiber gemacht. Eine Frau, die Einmal des Tages zankte, sollte 30 Thaler des Jahres abgeben, für zweimal 49 Thaler und so fort. Eine Frau, die ihrem Manne durch Zank eine Krankheit zuzöge, müßte jährlich 100 Thaler, erlegen und die Frau, die ihren Mann gar durch den Zank ums Leben brächte, bezahlt jährlich 300 Thaler. Die Berechnung ist für eine Frau gemacht, die ihrem Mann 20,000 Thaler zubringt, welches das Wenigste ist was eine Zänkerin haben muß.

Die frankfurter Oberpostamts-Zeitung theilte ein Gedicht mit, überschrieben: „dem 18ten Oktober 1819,“ aus dem wir folgende Strophe hier anführen wollen, die für unser Vaterland einen frommen Wunsch ausspricht:

Und seinen Frieden soll nicht Einer stören,
Und seiner Kraft soll Keiner feindlich seyn,
Den bessern Geist laßt unter uns vermehren,
uns blende nie ein trügerischer Schein.
Das Leben ruft, die Nacht ist hingeschwunden,
Ein reiner Sinn wacht in den Morgenstunden,
Und dich mein Land! in deinem Auferstehen,
Sollt ich nicht glücklich — sollt ich traurig sehen?

Die Mainzer-Zeitung sagt unter andern: Das 18te Jahrhundert begann etwas gemüthlicher als das 19e mit dem berühmten Trunkorden in Frankreich, dessen Ritter in einem ewigen Rausche lebten, bis sie gegen das Jahr 1720 wieder nüchtern wurden. Die Trunkenheit aber mit welcher das 19te beginnt, scheint eher zu wachsen als zu schwinden, und vielleicht sind wir in diesem Augenblicke noch nicht im größten Rausche, obschon der Tollheiten so viel geschehen, daß wir ganz das Bild von Luthers besoffenem Bauern darstellen, der wenn man ihm auf der einen Seite auf den Esel hebt, auf der andern wieder herunter fällt.

Die rheinischen Blätter glauben, daß bei den Volksunruhen, in Manchester, Soldaten nur als ein leichtes Präservativ zu betrachten seyn können; wirksamer ist die Vorschrift eines Dichters; sie heißt:

— — — Bewahrt das Volk vor Noth,
Sonst wird das Reich ein scheiternd Schiff im Meere,
Wo Niemand wird gefürchtet als der Tod,
Beglückt das Volk, und wie der Feind auch droht;
Ihr seyd geborgen vor des Neides Rache!

Die Neugierige.

Es fragte Fräulein Adeline:
„Was giebt man heut auf unsrer Bühne?
Ich hätte Lust, hineinzugehn.“
Die Liebesprobe heißt's Cousine!
Erwiederte ihr R...: ich muß gestehn,
Ich kenn' es nicht, doch hört ich's loben. —
Das Fräulein sprach: „ich geh' hinein;
Die Liebe kenn' ich schon, allein
Noch sah ich nicht davon die Proben.“

---

* Theateranzeige.

Dem verehrten Publikum habe ich die Ehre vorläufig anzuzeigen, daß die diesjährige Vorstellung zu meinem Besten in diesem Monate Statt finden wird.

Ich habe dieses mal ein, mir von einem langjährigen Freunde, Herrn Dr. G******a dazu bestimmtes, und mir zu diesem Zwecke von Heidelberg eingesandtes Manuscript: das Schauspiel Thorismunde, oder: die Mauren in Spanien in 4 Acten, und in Jamben geschrieben, gerne zu dieser Vorstellung angenommen, da es die Arbeit eines Mannes ist, der lange als Mitbürger unter uns lebte, und schon von dieser Seite, da es als vaterländisches Produkt anzusehen ist, einen bessern Werth für das bremische Publikum haben wird. Doch trägt es gewiß auch so viel Werth in sich, daß mit Recht dieser aus historischen Quellen, und mit Kunstsinn, Geschmack, Kenntniß der Bühne, und dichterischem Geiste bearbeitete Stoff, auf dem Beifall jedes gebildeten Kunstfreundes Anspruch machen darf. Ich muß hinzusetzen; daß nichts verabsäumet werden wird, damit das Schauspiel würdig, so weit die Kräfte unsers Theaters reichen, dargestellt werde, und daß auch auf das Aeußere, Costüm und Decorationen möglichste Rücksicht genommen ist, ungeachtet der Schwierigkeiten, welche die dunkle, ferne Periode, in der die Handlung sich bewegt, und das Auftreten eines auf unsern Bühnen wohl noch nie erschienenen Völkerstammes, mit sich bringt.

Diesemnach glaube ich mit Recht die Aufmerksamkeit meines hochverehrten Publikums für diese Vorstellung in Anspruch nehmen zu können, indem ich zur Probe den Prolog hier abdrucken lasse, und mich meinen hochgeschätzten Gönnern und Mitbürgern gehorsamst empfehle.

Bremen, Dr. Schütte.
am 18. Nov. 1819.

---

* Prolog zu dem Schauspiel Thorismunde.

Aus grauem Dunkel tönen leise Sagen,
Wie fernen Meeres-Rauschen zu uns her;
Die Laute sind's, von längst vergangnen Tagen —
Die Gegenwart erwacht; sie sind nicht mehr!

Und matte Schattenbilder leise steigen
Hervor aus ferner Zeiten düstrer Nacht,
Sie reden nicht, ein ödes ernstes Schweigen
Umhüllet sie mit zauberischer Macht;

Sie können nicht der Sonne Glanz ertragen,
Die Mitternacht nur ist ihr Aufenthalt,
Des Sternenlichtes Flimmern ist ihr Tagen;
Die Sonne steigt, und — sie verschwinden bald.

So ist verloren, alles Hohe, Schöne, Große,
Was einst Vergangenheit an's Licht gebracht?
So liegt vergraben in der Erde Schooße
Das Edelste in grauenvoller Nacht?
So soll die Nachwelt nicht in alten Thaten leben,
Und was geschehn, den Schatten gleich entschweben?

Auf ewig wären sie verhallt die Worte,
Voll Kraft und Gluth und edler Leidenschaft;
Verschollen wären sie an Lebens düstrer Pforte:
Es mahnte nichts uns an vergangne Kraft,
Auf ewig wär' der Frauen-Glanz entschwunden,
Der einst erhellt der Starken dunkle Stunden?

Nein, nein! in der Geschichte treuem Buche
Steh'n unvertilgbar fest, in langen Reih'n
Die — sich, zum Segen hier, und dort zum Fluche
Geweiht durch Edelthaten, oder Tyrannei'n,
Sie hebt den Schleier von den Nachtgestalten,
Und läßt gerecht, hier Lob, dort Tadel walten.

Doch nur Gestalten sind es, die das Buch uns zeiget,
Dem Geiste nur ruft es hervor das Bild
Das aus Jahrhundert langem Grabe steiget,
Und wenn wir's [illegible] erblickt, sich schnell verhüllt;
In's Daseyn ke[illegible]cht die Todten wieder —
Sie leben — nur im freien Reich der Lieder.

Die Dichtung ist es, die das Leben kettet
Mit leiser Hand an die Vergangenheit,
Und aus der Zeiten Nachtstrom, kühn errettet
Was einst des schönern Daseyns sich gefreut,
Die hell mit zauberischem Licht bekleidet,
Die Vorzeit zu den Lebenden bescheidet.

So tritt denn du Gestalt vergangner Zeiten
Im Vaterland hervor, im kunstgeweihtem Raum!
Sie sollte heitre Stunden Euch bereiten,
Vermag sie's wohl? — der Bildner hofft es kaum.
Doch war sein Streben, war es nicht vergebens
Der Abend ist der schönste seines Lebens.

---

* An den Fabeldichter,

im letzten Stück des Bürgerfreundes.

Furcht ist es nicht, die das, was wahr ist, spricht.
Nicht tadeln kann ein Ding wie Dein Gedicht.
Du armer Scheim, beweisest durch Dein Schreiben
Daß Papagay'n so leicht nicht ruhig bleiben.

---

* Homonyme.

Wenn der Mensch noch mit dem Traume,
Mit der Nacht die Hölle ringt;
Wenn am fernen Himmels-Saume
Helios den Morgen bringt:
Dann, zu reiner Augen-Wonne
Wink' ich dir im Strahl der Sonne.

Nah' verwandt bin ich dem Truge,
Der Dich, arglos, irre führt
Und der Dumme wie der Kluge
Wurden wohl durch mich gerührt;
Darum sondre mich mit Klarheit
Eh' ich täusche von der Wahrheit. —

In verflossnen, heil'gen Zeiten,
Als der Glaube Wunder that,
Kündete ich schon von weiten
Die Madonne, lichtumfah't:
Selbst dem hölzernen Gebilde
Lieh' ich sanfte Himmels-Milde.

Wo noch Treu' und Glauben gelten
Da bedarfst Du meiner nicht
Wenn Du zahlst, — doch das ist selten:
Wort hat selten jetzt Gewicht; —
Laß mich Dir zum Pfande geben
Ist's auch nur „um Tod und Leben."

H — ll —

Auflösung des Räthsels in Nro. 93.

urbar, ehrbar, hörbar, zahlbar.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 95.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 28. November 1819.

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

(Fortsetzung.)

Korn war in einigen Wochen nicht in das Kampfbergsche Haus gekommen, als er eines Abends spät, da er aus dem Schauspielhause kam, in seiner Wohnung einen offnen Zettel von dem Einnehmer Kampfberg vorfand, des Inhalts:

„Kommen Sie doch geschwind zu mir, bester Herr Korn: Ich habe Ihnen eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen.“

Am folgenden Morgen wartete Korn erst einige Vorlesungen ab, und ging dann zu dem Einnehmer.

Dieser empfing ihn mit einer ungewöhnlichen Höflichkeit, nöthigte ihn gleich aus dem Laden, während er schnell die Klappe des Ladentisches emporhob, mit einer tiefen Verbeugung in das Innere des Comptoirs, indem er zu ihm sagte:

„Belieben Sie doch gefälligst hereinzuspatzieren.“

Korn that es; nun wandte sich Kampfberg an seine Frau mit den Worten:

„Schatz, Du bleibst wohl hier ein Weilchen im Laden, wenn Jemand kommen sollte; ich habe mit Herrn Korn ein Paar Worte allein zu sprechen.“

Er öffnete darauf die Thüre, die zu dem Wohnzimmer führte.

„Nur hier herein, Herr Korn.“

Amalie saß dort an einem Stickrahmen und arbeitete. Bei Korns Eintritt stand sie auf und hieß ihn mit einem bedeutenden Blick, willkommen.

„Malchen,“ sagte der Einnehmer: „hol' doch eine Flasche Wein. — Was trinken Sie am liebsten, Herr Korn, rothen oder weißen?“

Korn verbat beides, da er des Morgens nie Wein trinke.

„O," meinte Kampfberg: „heute können Sie schon eine Ausnahme machen."

Amalie ging, kam mit einem eleganten Präsentirteller von moiré metallique, worauf eine Flasche und zwei geschliffene Gläser standen, wieder zurück und setzte solche auf den Tisch.

„Schenk' uns ein, Malchen!" sagte der Vater: „Vielleicht schmeckt es dann Herrn Korn besser."

Die Tochter gehorchte, und bot dem Gast und dem Vater die gefüllten Gläser dar.

Korn wußte sich diese ungewohnte Freigebigkeit nicht zu erklären, denn so oft er sonst den Einnehmer besucht, hatte ihn dieser höchstens mit einem Glase Bier bewirthet, und wenn er einmal des Abends zum Mitessen genöthigt wurde, so mußte er im Wortverstande vorlieb nehmen, denn es war die Mahlzeit nur sehr kärglich und nichts weniger als wohlschmeckend.

Was haben Sie mir denn wichtiges zu sagen? fragte Korn endlich.

„Erschrecken Sie nur nicht," antwortete der Einnehmer: „und trinken Sie erst das Glas aus."

Es ist doch nichts unangenehmes?

„Ei, behüte! im Gegentheil!"

Nun, so sagen Sie es nur heraus; ich bin so schreckhaft nicht.

„Ihr Loos hat gewonnen."

Das ist mir lieb. — Wie viel denn?

„Rathen Sie einmal."

Korn, dem diese alberne Gutmüthigkeit, die er für eine halbe Beleidigung aufnahm, zu verdrießen anfing, versetzte unwillig.

„Was soll ich mir denn deshalb lange den Kopf zerbrechen. — Ich bin kein Kind, mir ist es sehr gleichgültig, ob ich nichts, etwas oder viel gewonnen habe."

Der Einnehmer schlug voll Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen und rief aus:

„Ja, so sind die Herrn Gelehrten! — ich glaube, Sie rührte es kaum, wenn Sie auch das große Loos gewonnen hätten."

Das große Loos?

„Nein, so viel ist es freilich nicht; aber doch schon ein hübsches Sümmchen, und nicht zu verachten."

Kurz und gut, Herr Kampfberg. Mit einem Wort: wie viel hab' ich gewonnen?

„Wenn ich's doch einmal ohne Umschweife sagen soll. — Auf das ganze Loos sind 5000 Thaler gefallen; Sie erhalten also 2500 Thaler und zwar — in wichtigem Golde." — Auf die letzten beiden Worte legte er einen besondern Nachdruck.

Der Einnehmer hatte bei Korn wirklich seine Absicht erreicht; die Art, wie er ihm seinen Gewinn bekannt gemacht, hatte diesen so wenig überrascht, daß er, zum größten Erstaunen Kampfbergs, die Nachricht davon sehr ruhig vernahm.

Nun müssen wir noch ein Glas auf Ihr Wohlseyn trinken, sagte der Einnehmer und sich zu der Tochter wendend: — hole doch auch ein Glas für Dich, Du mußt mittrinken.

Amalie gehorchte, die gefüllten Gläser wurden zu dem Toast angestoßen und Kampfberg sagte zu Korn, indem er ihm zutraulich auf die Schulter klopfte:

„Meine Frau hat doch recht gehabt, daß Sie ein Glückskind sind. Der Anfang ist gemacht, Sie werden nun bald Assessor oder wohl gar Rath werden, und da ist der Lotteriegewinn ein hübsches Kapital zum Anfang einer eigenen Wirthschaft, wenn der junge Herr Assessor sich nach einer Frau Assessorin umsieht," —

wobei er mit freundlichem Lächeln seiner Tochter zunickte.

Korn entging dieser Wink nicht, er fühlte aber keinen Beruf, sich dieses merken zu lassen, noch für sich zu benutzen; die flüchtige Bezauberung des ersten Eindrucks war verflogen, er mißtraute dem Mädchen, seitdem er sie in Flittings Begleitung gesehen hatte, und nach der darauf erfolgten Scene in dem älterlichen Hause; und die Gemeinheit, die sich in dem Einnehmer so grell aussprach, stieß ihn noch mehr zurück.

„Wenn kann ich mein Geld in Empfang nehmen?“ fragte Korn.

Nach dem Lotterieplan in vierzehn Tagen; wenn Sie aber etwas früher gebrauchen, so steh' ich zu Befehl. Sie sind mir nun sicher genug. — Aber, fuhr er fort: bald hätt' ich eins vergessen. Wissen Sie wohl, daß ich eben so glücklich geworden bin als Sie? — Das dank' ich meiner Frau! Sie hat mir zugeredet, die andere Hälfte des Looses für mich zu behalten, und nun hab' ich auch 2500 Thaler gewonnen. — Gottlob! zum lieben Brod gebrauchen wir es nicht, und ich hab's Malchen zur Ausstattung bestimmt.

„Ich gratulire von ganzem Herzen!“ sagte Korn, „was aber Ihr Anerbieten betrifft, mir früher etwas auf meinem Gewinn zu zahlen, so bin ich Ihnen dafür verbunden. Ich bin, Gottlob! auch nicht in einer solchen Verlegenheit.“

Das macht Ihnen alle Ehre und ist ein seltener Fall bei den Herren Studenten.

„Meinen Sie?“ fragte Korn ironisch und wollte sich beurlauben.

O bleiben Sie doch noch einen Augenblick; meine Frau muß Ihnen doch auch Ihren Glückwunsch abstatten; und ohne eine Antwort abzuwarten, ging er in den Laden, und schickte die Einnehmerin zu dem Schwiegersohn in spe.

Diese erschöpfte sich in Glückwünschen und Danksagungen, denn nur dadurch, daß Korn die Hälfte des Looses in dem Comptoir ihres Mannes gekauft, sey sie auf dem Gedanken gekommen, die andere Hälfte für eigne Rechnung zu spielen.

„Wie sich das so curios hat treffen müssen,“ meinte sie: „aber meine Ahnungen trügen mich nicht. Ein so charmanter junger Herr muß absolut Glück haben, dacht' ich so in meinen Gedanken, und richtig — es ist eingetroffen. Ich kann's Ihnen gar nicht sagen, Herr Korn, wie sehr Sie mir gleich gefallen haben und wie gut ich Ihnen hernach geworden bin, als wenn Sie mein leiblicher Sohn wären. Ja, es ist nicht erlogen, ich wünschte mir keinen lieber zum Sohn als Sie, — ich denke immer, es ist noch nicht aller Tage Abend, was seyn soll, schickt sich wohl.

Allgütige Madam.

„Nehmen Sie mir's nur nicht übel. Ich spreche, wie mir's ums Herz ist. Nun, besuchen Sie uns künftig recht oft, wenn Sie auch nicht weiter in der Lotterie spielen wollen, es wird uns immer sehr angenehm seyn. Wir, ich und mein Mann, sehen Sie gar zu gern bei uns, und auch meine Tochter. — Nicht wahr, Malchen, hab' ich nicht recht?“

Diese antwortete mit einem stummen Lächeln.

Korn, dem dieser unzarte Ton mit jeder Minute lästiger und peinlicher wurde, suchte das Gespräch kurz abzubrechen, indem er, unter dem Vorwand, er müßte noch ein Collegium hören, davon ging.

*

Als die Einnehmerin mit ihrer Tochter allein war, machte sie ihr Vorwürfe, über ihr zimperliches Wesen, wie sie es nannte.

„Du weißt es besser, als ich," sagte sie: „was den jungen Korn zuerst zu uns in den Laden geführt hat. Damals war Deine Zurückhaltung lobenswerth, da Du ihn noch gar nicht kanntest, und keiner wußte, was für ein Zeisig er war. Jetzt ist es etwas Anderes. Wir kennen ihn alle als einen guten Menschen, der das Seinige gelernt, einen reichen Vater und nun noch 2500 Thaler in der Lotterie gewonnen hat, und der bald eine einträgliche Versorgung erhalten muß. — Daß Du ihm in die Augen gestochen, ist nicht zu läugnen, aber er ist nur zu schüchtern, sich zu erklären. Darauf willst Du warten; die Männer sind jetzt nicht so zu Dutzenden zu haben, daß man sie nur von den Bäumen schütteln kann. Wir haben kein Vermögen, und ein hübsches Lärvchen trägt keine Zinsen. Du bist nicht die erste und wirst nicht die letzte seyn, die stolz auf ihre Schönheit, so lange gewählt und gemäkelt hat, bis sie am Ende sitzen geblieben ist."

Amalie hörte diese Ermahnungs-, Straf- und Bußpredigt mit beklommenem Herzen an; sie wagte es nicht; der Mutter zu widersprechen, weil sie aus Erfahrung wußte, daß diese dergleichen nicht vertragen konnte. Sie fühlte eine Art von Scheu gegen Korn; was er sprach, waren ihr oft unauflösliche Räthsel und selbst die Artigkeiten, die er ihr zuweilen gesagt hatte, kamen ihr unverständlich vor; ein dunkles Gefühl flüsterte ihr zu, daß sie mit einem Mann, wie Korn, nicht glücklich seyn würde; ganz anders verhielt es sich mit Flitting; traf sie mit diesem zusammen, so gerieth ihr Zwiegespräch in Stocken, in ihren Ansichten war so viel Einklang, als in zwei gleichgestimmten Instrumenten, und der Schleier des Geheimnisses, womit Amalie ihre Neigung vor den Augen der Aeltern verbergen mußte, gab ihrem verstohlnen Umgang mit Flitting einen neuen Reiz.

Nichts war natürlicher, als daß sie diesem, bei der ersten Gelegenheit, wo er sie wieder auf der Straße gewahr wurde und anredete, die Absicht ihrer Aeltern, sie an den jungen Korn zu verheirathen, erzählte, und ihm den Rath gab, er möchte doch irgend einen Vorwand suchen, im älterlichen Hause Zutritt zu erhalten, vielleicht würde dieß das beste Mittel seyn, ihrem beiderseitigen Ziele näher zu kommen. Sie rieth ihm, auch bei ihrem Vater ein Loos, wenn auch nur ein viertel Loos zu kaufen. Flitting bemerkte bedächtlich, daß dieß eine unnütze Ausgabe seyn und zu nichts führen würde, denn ihr Vater konnte sich doch nicht mit allen seinen Spielkunden in nähern Umgang einlassen; er fiel aber auf einen andern zweckmäßigeren Gedanken, nämlich, er wollte suchen, daß ihr Vater ihn zum Untercollecteur annehme.

Korn hatte sich nach dem letzten Besuch, wozu er durch das Billet des Einnehmers aufgefordert worden war, nur selten in dem Kampfbergschen Hause sehen lassen, und da Amaliens Aeltern den Plan, ihre Tochter an ihn zu verheirathen, noch immer eifrig verfolgten, so wurde er einmal zu einem Mittagsessen förmlich eingeladen.

Er hatte zwar anfänglich große Lust, diese Einladung unter irgend einem Vorwand abzulehnen, aber er dachte, man würde dies mit Recht als eine Verachtung ansehen; und er wollte keinen vorsätzlich kränken und beleidigen. Er stellte sich also an dem bestimmten Tage ein.

Der Lotterieeinnehmer und seine Frau war sehr zuvorkommend gegen Korn, auch hatten beide die Tochter zuvor ernstlich ermahnt, alles aufzubieten, um den jungen Mann zu einer Erklärung zu vermögen.

Absichtlich und eben nicht mit den feinsten Wendungen suchte sowohl der Einnehmer als dessen Ehehälfte, über Tisch, wo der erstere seinem Gast wacker zutrank, noch mehr aber, nach aufgehobener Tafel, Korn auf alle Weise dahin zu bringen, daß er, wie sie sich einbildeten, seinem gepreßten Herzen Luft machen möchte, und da Amalie theils aus jungfräulicher Schaam, theils weil ihr Herz schon an einem Andern hing, mehr noch als früher, die Zurückhaltende und Verlegene machte, so fehlte es von Seiten der Mutter nicht an aufmunternden Winken; selbst Blicke des Unwillens, und zwar verstohlen seyn sollende, begleiteten das nur zu ungeschickte Zupfen am Kleide.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die langen Haare bei Jünglingen.

Die Alten betrachteten den Jüngling so lange er noch langes Haar trug für unfähig zum heirathen, überhaupt für noch nicht mannbar; und bei römischen Sclaven war langes Haar ein Beweiß, daß sie nur zum Luxus und nicht zur Arbeit gebraucht wurden; schnitt man ihnen dasselbe ab, so war dies ein Zeichen, daß sie gleich anderen Knechten arbeiten sollten. (vergl. Martial XII. 18, 24. 25.) Ueber ersteres berichtet uns Lucian: (in Wielands Uebersetzung der Werke Lucians im fünften Theil, S. 347) „Es ist bei den Trözöntern ein Gesetz, vermöge dessen kein Jüngling und keine Jungfrau eher heirathen können, als bis sie dem Hippolytus ihre Haare geopfert haben. Etwas Aehnliches ist auch zu Hierapolis eingeführt. Man läßt allen Knaben von Kindheit an die Haare wachsen, und betrachtet sie als etwas Heiliges, das keine Scheere berühren darf: wenn sie aber das mannbare Alter erreicht haben, schneidet man ihnen eine Locke in dem Tempel ab, und diese wird dann, nebst dem ersten Bart, von den meisten in silbernen, von vielen auch in goldnen kleinen Vasen, worauf der Name des Gebers eingegraben ist, im Tempel aufgehängt.“ — Wollten wir diese Ansicht auf unser haariges Zeitalter anwenden, so muß man gestehen, daß es niemals eine so große Sorte Knaben gegeben hat, als jetzt, bei denen die Mannbarkeit erstaunt spät einzutreten scheint, denen man darum auch so manchen Knabenstreich nachsehen muß. Lange Haare geben am ersten Veranlassung, sich in dieselben zu gerathen, was die verschnittenen Haare erschweren. Die Sueven, die das recht wohl wußten, knüpften deshalb dieselben auf dem Wirbel in einen Knoten zusammen, (Tacit. Germ. c. 28,) die Hunnen thaten ein Gleiches. — Langes Haar giebt ein weibisches Ansehn und stellt uns einer Nation näher, die wir gleich so überall anfeinden. — Der deutsche Sinn kann nicht bei den Haaren herbeigezogen werden, und man fragt nicht: hat er Haare auf dem Rücken, sondern hat er Haare auf den Zähnen — daran aber fehlts!!

Anekdoten.

Frau von Longueville mußte auf einige Zeit Paris verlassen, um ihrem Gatten nach der Normandie zu folgen. Hier hatte sie die tödlichste Langeweile.

Als sie sich darüber in einer Gesellschaft beschwerte, sagte der Herr von D... zu ihr:

Aber, gnädige Frau, wenn die Langeweile Sie so plagt, so sollten Sie sich einigen Zeitvertreib machen. Es giebt hier gute Jagdhunde und herrliche Forsten, wollen Sie nicht Jagdpartien mitmachen.

„Nein, ich liebe die Jagd nicht."

So würde ich Ihnen rathen, irgend eine weibliche Arbeit anzufangen.

„Ich liebe das Arbeiten nicht."

Warum gehen Sie denn nicht spatzieren oder machen ein Spiel?

„Ich liebe weder das Eine noch das Andere."

Was wollen Sie denn?

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Kurz und gut. Ich bin keine Freundin von unschuldigen Vergnügungen."

Frau von G... hatte ihren Gemahl durch den Tod verloren. Sie schien ganz außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Alle ihre Verwandte und Freunde suchten sie zu trösten, umsonst, selbst die Vorstellung ihres Beichtvaters, der seine ganze Beredsamkeit erschöpfte, blieb ohne Wirkung. Sie weinte, wehklagte, rang die Hände und warf sich auf die Knie vor dem Todten.

Endlich sagte ihr Oheim, der Kammerherr von F....

„Ich bitte Sie, Nichte! fassen Sie sich. Es war Gottes Wille, daß er ihren Gemahl zu sich nahm. Ihr Wehklagen ist ein offenbares Murren wider seinen weisen Rathschluß. Hüten Sie sich, er kann Sie strafen, und Ihren Mann wieder lebendig machen."

Diese Worte, mit großem Ernst gesprochen, machten einen solchen Eindruck auf die Witwe, daß sie schnell ihre Thränen trocknete, ihre Klagen einstellte und ganz ruhig und heiter wurde.

---

* Der tanzende Marschall.

Ein öffentliches Blatt erzählte vor einiger Zeit die Anekdote, „daß unter dem französischen „König Karl IX. es auch einen tanzenden „Marschall gegeben habe." Der Marschall von Strozzi hatte nämlich einen Sohn, welcher der beste Lautenspieler seiner Zeit war. Karl ließ ihn oft vor sich spielen und nach den Melodien dieses Instruments mußte der Marschall Brissac vor ihm zu seiner Belustigung tanzen.

In neueren Zeiten ahmte Napoleon bekanntlich mit einer fast lächerlichen Sorgfalt, die Etiketten seiner königlichen Vorgänger gerne nach; — möchte er doch auch das so eben Erzählte nachgeahmt haben, und die durch ihre Blutgier in Deutschland bekannten Marschälle, jedesmal wenn ihnen eine Mordlust anwandelte, vor sich haben tanzen lassen und zu eigner Leibesbewegung eins mitgemacht haben; dann würde mancher unschuldig Gemordete lebend erhalten worden seyn und jene Tänzer sich vielleicht noch diesen Augenblick wie türkische Derwische herumdrehen. —

— b —

Vermischte Nachrichten.

Die mittlere Hitze in Neuyork während des Julymonats und der ersten 16 Tage des Augusts war im Jahr 1816: 74; 1817: 76; 1818: 79; 1819: 81° Fahrenheit.

— In Philadelphia-County zu Frankfurt war die mittlere Hitze des July 1818, nach dem Durchschnitt von täglichen Beobachtungen,

die um 5 Uhr Morgens und 10 Uhr Abends genommen worden, 71½°. Die größte Hitze war am 11ten nämlich im Durchschnitt 79½°. — Nach denselben Beobachtungen war im July 1819 die mittlere Hitze 68½°, und die höchste Temperatur am 31sten, nämlich im Durchschnitt 77°. Das Thermometer hing an einer großen Poppel, und wurde um Mittag verrückt, so daß es den ganzen Tag im Schatten blieb.

— Die ungemeine Dürre dieses Jahres scheint die Empfänglichkeit für die bösartigen Fieber vermehrt zu haben. Dazu kam, daß die Ruhr in vielen Theilen der V. Staaten seit kurzem sehr verderblich herrschte. In Neuyork stieg am 21. Sept. die Fluth höher als es in vielen Jahren der Fall gewesen. Alle Werfte an den Ost- und Nordrevieren und die Keller in den ohnehin ungesundesten Straßen waren mit Wasser überschwemmt und angefüllt, das nicht frühe genug weggeschafft worden.

— Zu Richmond in Virginien ist unter mehreren sehr großen Pfirschen eine von 11 Zoll im Umfange und 20 Loth Gewicht erzielt worden. Man wird versuchen, ob sie sich als Merkwürdigkeit des Jahres in Weingeist wird aufbewahren lassen. In hiesiger Gegend wird eine dieß Jahr gewachsene Kornähre vorgezeigt, die 13 Fuß 4 Zoll in voller Länge hält; diese hatte sie, 92 Tage nachdem das Saamenkorn in die Erde gekommen, erreicht. In Geneva waren zwei Aepfel, 1 ℔ 12 Loth und 1 ℔ 10 Loth schwer geworden.

— Der Ohio ist wohl nie so niedrig gewesen, als letzten Sommer. Von Ende Mai bis September hat kaum ein Boot Shaneetown passiren können. Der Ohio, einer der größten Ströme in der Welt, dessen angeschwollne Gewässer wenige Monate vorher in einer Länge von 1500 und einer Breite von 1 bis 10 (Engl.) Meilen einherströmten, dessen Tiefe beinahe nicht zu ergründen war, schlich nun, buchstäblich gesagt, zwischen Kieseln hin, seinen Weg zu dem großen Stromvater Mississippi zu suchen, und war an manchen Stellen zu durchwaten.

— Folgendes ist nach Brackenridge die jetzige Bevölkerung der verschiedenen Provinzias (deren Unterabtheilungen Camarcas genannt werden) von Brasilien: Pernambuco 550,000, Bahia 500,000, Minas 384,000, Rio de Janeiro 400,000, St. Paulo 300,000, Rio Grande 250,000, Maranhao 200,000, Para 150,000, Mata Gresso 100,000, Goyaz 170,000: in allem drei Millionen Seelen. Die Städte enthalten, als: Pernambuco 40,000 Bahia 90,000, Villarica 20,000, Rio Janeiro 90,000 S. Paulo, 20,000, Portalegre 3000, Maranhao 20,000, Para 15,000, Cuyaba 30,000, Villaboa 5000. Diese sind Ciudades (Städte) ausserdem giebt es Villas, Povagoes und Aldeas, Dörfer. (aus amerikan. Blättern.)

— Im Dorfe Ditscheat, vier englische Meilen von Shepton Mallet in Sommersetshire, gebar eine Frau, Namens Kingston, einen starken Knaben, bis an die Schulter ohne Arme. Vor 6 Jahren war er noch am Leben. Er besitzt, ohne den Vortheil der Arme, alle Kraft und Geschicklichkeit des fähigsten, bestgebildetsten Mannes; er verrichtet jedes zu seinem Beruf gehörige Geschäft; er speist, kleidet, entkleidet sich, kämmt sein Haar, nimmt sich, das Bartmesser mit den Zehen haltend, den Bart ab, putzt seine Schuhe, macht Feuer, schreibt seine Rechnungen und Quittungen, und verrichtet fast jedes häusliche Geschäft. Er ist Pächter, thut also die gewöhnliche Feldarbeit, füttert

sein Vieh, macht seine Schober, schneidet Heu, fängt sein Pferd ein und sattelt es — alles mit den Fußzehen. Er kann mit seinen Zähnen 10 Bund Stroh aufheben, und wirft mit seinen Zehen einen schweren Schmiedehammer weiter, als der stärkste Mann mit seiner Hand es vermag, und ist aus mancher Schlägerei siegreich hervor gegangen. In ganz Sommersetshire ist diese Thatsache bekannt. (engl. Blätter.)

— Die Quotidienne enthält Folgendes: „Kürzlich ist der Heirathe-Contract zwischen Mamsell Revolution und dem Herrn Ministerium vollzogen worden. Diese beiden edlen Gatten haben sich dabei aufs Großmüthigste behandelt. Die Braut, 31 Jahr alt, ist seit langer Zeit majorenn und hat schon vier Gatten und viele Kinder begraben lassen, der Bräutigam dagegen ist erst 5 Jahr alt und minorenn, hat eine schwache Constitution und contrahirt nur unter der Vormundschaft der Liberalen. Allem Anschein nach wird er nicht lange leben. Der Gatte verpflichtet sich unter andern, alle Kinder anzuerkennen und zu befördern, die seine Gattin von ihren ersten Männern hat, und wird auf väterliche Art gedachte Kinder behandeln, sie mögen Patrioten, Philosophen, Liberale, Jacobiner oder Königsmörder seyn. Der Tag der Hochzeit ist nicht bestimmt. Einige glauben, daß sie am 6ten Oktober auf dem Platze der Bastille, Andere, daß sie am 20sten März bei der Barriere des Throns gefeiert werden wird."

---

* Nachhall.

Motto: Se non è amor, che dunque è quel ch'io sento?

(Melodie nach beikommendem Musikblatt componirt von Meineke.)

Geliebte Du! der treu und hold im Leben
Ich war, — die ich so heiß wie Gott geliebt;
Der ich mein Herz, mein Alles hingegeben,
Vernimm was Dir mein bleicher Mund mit Beben,
Mein brechend Herz als Denkmal übergiebt!

O! traue nicht zu sehr den Schmeichellauten
Die Dein Geschlecht dem Blüthenalter schenkt!
Der Jahre schönste — die wir fern erschauten,
Sie flohen schnell, da wir der Hoffnung trauten,
Die uns schon oft betrogen und gekränkt!

Sie blüh'n nicht stets die Kränze froher Jugend —
Es flieht der Mai — der Rose Duft vergeht!
Nur Liebe ist's im holden Bund der Tugend,
Die ewig währt — auch nach verglühter Jugend, —
Die selbst der Hauch des Grabes nicht verweht!

Dir schlug mein Herz, es schlug Dir treu und bieder,
Dein Glück nur war's, was ich von Gott erfleht';
Dir weiht' ich fromm die tiefgefühlten Lieder,
Sie tönen stets in meinem Busen wieder,
In dem Dein Bild mit hellen Farben steht!

Stets pocht es Dir, — für Dich nur wird es schlagen,
Mag auch mein Name längst verklungen seyn. —
Sie rührten Dich die schmerzlich leisen Klagen,
Und Alles, Alles will ich für Dich wagen —
Denn nur mit Dir ist ja der Himmel mein!

Wenn trostlos ich, im bittern Schmerz wohl weine,
Genießest Du vielleicht der Freude Lust!
Ich sehe Dich im lieblichen Vereine —
Ich höre Dich, Du süß verklärte Reine —
Und sehnsuchtsvoll hebt sich die treue Brust!

Du kannst nicht kalt, mit Lächeln auf den Wangen
Mein Herz verstoßen, das Dir ewig glüht!
Mein Aug' wird stets mit zärtlichem Verlangen
An Dir, Du Holde, Heißgeliebte hangen —
Bis auf Dein Grab des Todes Blume blüht!

F.... Sch.....

Auflösung der Homonyme in Nro. 94.

Schein.

Anzeige.

Die schöne Löwin und der Löwe, welche beide nebst andern Thieren, in der Menagerie des Herrn Blondin zwischen den Weserbrücken bis morgen zu sehen sind, hat Herr Professor Menken ebenfalls nach dem Leben auf Stein gezeichnet und die Abdrücke derselben sind in der Kunsthandlung des Herrn Comolli unterm Rathhause wie auch im Comptoir für Buch- Stein- und Kupfer-Druck, Papenstraße Nro. 22 für 12 Grote zu haben.

(Hiebei ein Musikblatt in Steindruck.)

A. Töpken jr. — Redacteur.

No. 96.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 2. December 1819.

* Mimili.

Junge Blumen seh' ich blühen
An der Bank im duft'gen Klee,
Und die fernen Alpen glühen!
Doch das Herz schlägt bang' und weh.
Helle Freudenlieder klingen
Auf des Lenzes buntem Pfad':
Keines will mir Kunde bringen,
Ob der Heißgeliebte nah't.

Auch das Blümli blühet wieder,
Das ich ihm bei'm Scheiden gab;
Schmückt des treuen Maidlis Mieder,
Schmückt auch bald des Maidlis Grab.
Ach, die Welt liegt stumm und öde
Unter mir im tiefen Thal',
Durch die gold'ne Abendröthe
Zuckt des Todes grauser Strahl.

Wilhelm, Wilhelm! — o, mein Lieber,
Mimili ist's, die es spricht,
Komm zur fernen Alp' herüber!
— Aber ach, er hört mich nicht.

Um ihn donnern Todesschlünde,
Blut'gen Lorbeer trägt das Feld
Zu der Tapfren Todesbinde:
Mimili, dort ruh't dein Held.

Sollt' er nicht zum Kampfe gehen
Als sein König es gebot? —
Seine Fahnen sah er wehen
Zu der Freiheit Morgenroth!
Seht, er hat das Kreuz getragen,
Auf der treuen Heldenbrust;
Und das Maidli sollte fragen,
Ob er mit hinaus gemußt? —

Aulí steh't als wollt' es weinen,
Und in stummen Harm vergeh'n;
Und die wilden Gizzis scheinen
Meinen Kummer zu versteh'n.
Mimili kann nicht mehr scherzen,
Muß im ew'gen Schmerz vergeh'n;
Kann die Aulis nicht mehr herzen,
Mit den Gizzis nicht mehr ziehn.

Kann sich nicht des Lenzes freuen,
Der von Alp' zu Alpe zieh't,
Nicht den Kranz der Freude reihen:
Alle Blumen sind verblüh't!
Kann nicht mehr die Lieder singen,
Von der kühnen, freien Schweiz;
Ihre leisen Laute klingen
Von dem kalten Eisenkreuz'.

Ach der Lenz wird bald verblühen —
Denn das Schöne dauert nicht!
Nur die starren Alpen glühen
Bis des Weltalls Masse bricht.
Mimili kann nicht mehr weinen,
Muß in leisen Schmerz vergeh'n;
Mancher Lenz wird noch erscheinen;
Mimili wird keinen sehn.

Und des Todes bleiche Hülle,
Zog sich um ihr Angesicht:
Wie der Rosen schöne Fülle
Schonungslos der Sturmwind bricht.
In des Wiederseh'ns Entzücken,
Allem Irdischen entrückt,
Lag sie mit erloschnen Blicken,
Bleich — die Hand auf's Herz gedrück't.

Horch! — da klang's wie banges Flehen,
„Mimili!" — es war sein Laut,
„Darfst noch nicht zur Mutter gehen,
„Mimili, du holde Braut!"
Und sie hebt die Augenlieder,
Heiß't des Todes Schauer flieh'n:
Ihren Wilhelm sieht sie wieder
An des Lagers Fuße knie'n.

Und das Blümli blühet wieder,
— Mannstreu heißt es in der Schweiz —
Schmückt des treuen Maidlis Mieder,
Kränzt des Helden Eisenkreuz.
Und ihr könnt sie kosen sehen,
An der Bank im duft'gen Klee,
Wenn des Frühlinshauche wehen
Um die Lauterbrunner Höh'.

A. Daeves.

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

(Fortsetzung.)

Korn hatte wirklich, sowohl aus Langerweile bei der nichts weniger als interressanten Unterhaltung über Tische, als auch aus Verdruß, daß man ihn auf eine so plumpe Art gleichsam zum Schwiegersohn pressen wollte, mehr getrunken als er sonst pflegte, aber dieß that, bei seiner Stimmung, grade die entgegengesetzte Wirkung, die der Einnehmer dadurch bezweckt hatte. Er wurde übellaunischer und weniger zurückhaltend, als sonst.

Eben wollte Madame Kampfberg eine neue Batterie ihres groben Geschützes gegen den zu besiegenden Feind spielen lassen, und begann, auf Korn und Amalie zeigend: „Väterchen, was meinst Du, die Beiden da wären doch wohl ein recht passendes Pärchen!" als Flitting, für die Kampfbergschen Eheleute sehr ungelegen, ins Zimmer trat.

Amalie erschrack sichtbar, Korn heftete einen durchdringenden Blick auf sie, und Kampfberg fragte mürrisch Flitting:

Was bringt denn Sie zu mir?

„Und gerade heute!" entfuhr der Einnehmerin so laut, daß es wohl jeder Anwesende hören mußte.

Dieser Empfang war nicht dazu gemacht, dem schüchternen Flitting Muth einzuflößen, zumal er es sich bewußt war, daß sein Besuch einen geheimen Nebenzweck hatte. Er behielt aber doch so viel Fassung, daß er den Lotterieeinnehmer bat, ihn zum Untercollecteur anzunehmen.

„Das ist wohl recht gut, mein lieber Herr Flitting," fuhr Kampfberg fort: den Gefallen kann ich Ihnen wohl thun, es ist mir so gerade einer von meinen Untercollecteurs gestor-

ben, aber können Sie mir auch Caution machen?"

Caution? fragte Flitting bestürzt: Caution? „Nun, was fragen Sie da noch lange? — Finden Sie das so curios? — das ist ganz in der Regel. Da würd' ich bald zum Thore hinausspatzieren müssen, wenn ich Jedem, der Lust hätte, Loose ohne Caution anvertrauen wollte. — Nein, nein, Herr Flitting, daraus wird nichts!"

Diese kalte abschlägige Antwort war ein Donnerschlag für Flitting, noch mehr aber für Amalie, die Korn nicht aus den Augen ließ, und die doch trotz aller Gewalt, die sie sich mit sichtbarer krampfhafter Anstrengung anthat, die hervorquellenden Thränen nicht ganz unterdrücken konnte.

Flitting wollte sich, mit einem Blick der fassungslosen Liebe nach Amalien, entfernen, die es nicht wagte, ihn anzublicken, als Korn zu ihm sagte:

„Bleiben Sie, mein Herr!"

Diese Worte wurden so bestimmt ausgesprochen, daß Flitting unwillkührlich stehen blieb. Jetzt wandte sich Korn an den Einnehmer:

„Wie viel Caution verlangen Sie, Herr Kampfberg!"

Das ist so genau nicht zu bestimmen, versetzte dieser mit einer widerlichen Ruhe: je nachdem ein Untercollecteur mehr oder weniger Loose von mir erhält.

„Sind Sie mit einer Caution von fünf hundert Thaler zufrieden?"

O, die ist mehr als hinreichend.

„Nun gut; so will ich sie von meinem Lotteriegewinn machen. Dabei bleibt es."

Flitting, der schon aus mehreren Aeusserungen Amaliens in Korn seinen Nebenbuhler zu sehen geglaubt hatte, konnte sich diese Großmuth nicht erklären und wollte sich in Lobeserhebungen und Danksagungen erschöpfen.

„Dazu hat es Zeit," sagte Korn: „wenn Sie dadurch einst wirklich glücklich werden," mit einem ernsten Blick auf Amalien.

Diese, den Blick verstehend, wurde feuerroth und Flitting antwortete:

Ja, das hoff' ich.

„Und ich wünsch' es," sagte Korn.

Wir wollen nun die Sache gleich abmachen, sagte der Einnehmer, dem sein Gewerbe über Alles ging; nahm Flitting bei'm Arm und ging mit ihm ins Comptoir.

Die Einnehmerin und Amalie blieben mit Korn allein; die Erstere gab ihren Plan, in Korn ihren Schwiegersohn zu sehen, nicht auf, und glaubte, daß es ihre Absicht sehr befördern würde, wenn sie Korn mit ihrer Tochter jetzt allein ließe. Sie ging also in das Comptoir, als wenn sie dort ein Geschäft habe, und sagte mit einem Knix und lächelnder Miene zu Korn:

„Lassen Sie sich unterdessen die Zeit nicht lang werden.

Amalie war stumm und verlegen.

Korn unterbrach endlich diese für sie peinliche Stille mit den Worten:

„Es scheint etwas auf Ihrem Herzen zu lasten, und ich wollte wohl darauf wetten, daß ich es errathe!"

Das junge Mädchen wurde feuerroth und versetzte stammelnd: Sie irren sich, Herr Korn!

Er sah sie starr an, faßte sie bei der Hand und rief aus:

„Sie lieben Flitting!"

*

Ihre Hand zitterte in der seinigen. Sie wagte es nicht zu gestehen, aber auch nicht abzuleugnen.

„Keine Antwort, ist auch eine Antwort," fuhr er fort: „und —

In diesem Moment trat die Mutter wieder ins Zimmer und da sie Beide Hand in Hand erblickte, zweifelte sie nicht, daß es zu einer von ihr gewünschten Erklärung gekommen sey. Amalie wollte sich losmachen, aber Korn hielt sie so fest, daß dieß unmöglich war.

Was zierst Du dich, Närrin! sagte die Einnehmerin: Herr Korn ist ein braver junger Mann, und hat gewiß die redlichsten Absichten.

„Die hab' ich," nahm Korn das Wort: „ich wünsche nichts mehr, als das Glück und die Zufriedenheit Ihrer lieben Tochter."

Da hörst Du's nun selbst. — Mann! rief sie darauf: komm' doch geschwind herein.

Der Einnehmer erschien mit Flitting.

Was giebt's?

Herr Korn hat so eben um Amalien angehalten.

Flitting stand wie versteinert und Amalie zitterte, wie im Fieberfrost.

„Davon weiß ich nichts, sagte Korn kalt: „bei einem Mädchen, das mich nicht liebt, werd' ich mich nicht aufdrängen; und eben so wenig mir eine Frau aufdringen lassen, für die ich nicht die innigste Liebe fühle.

(Der Schluß folgt.)

Ein irländischer Geistlicher rettet Napoleon das Leben.

Zu Ferns in Irland lebt der Prediger Redmond. Als dieser zur Vollendung seiner Studien sich eine Zeitlang in Frankreich verweilte, hielt er sich einen Sommer in Unter Poitou auf, wo sich damals auch Bonaparte als ein junger, munterer Knabe befand. Sechs Wochen schlief er mit demselben in Einem Zimmer und bemerkte nichts an ihm, das den zukünftigen außerordentlichen Mann verrathen hätte. Gewöhnlich beschäftigte sich Bonaparte mit mechanischen Arbeiten, die er dann an einem kleinen Kanale anbrachte. Als die Zöglinge einmal auf die Jagd gingen, fiel Buonaparte, der eben nicht sehr thätig dabei war, in einen Bach, fünf Fuß tief, über welchen er hatte springen wollen. Schon war er im Begriff unterzusinken, als Mr. Redmond schnell seine Flinte abschoß, ihm das Ende hinreichte, daß jener sich daran hielt, und ihm so das Leben gerettet ward.

Aus Trotters Reise durch Irland. London, 1819.

* Nachrichten von Batavia, dessen Bewohnern, Handlung, Klima u. s. w. von dem verstorbenen Dr. Gillen, Arzt der Gesandschaft nach China unter Lord Macartney.

(Quarterly Journal of Literature, Science and Arts. April 1819.

(Der folgende Bericht von der einst glänzenden Hauptstadt der ostindischen Inseln, die jetzt in Ruinen verfällt, wird mit um so regeren Interesse gelesen werden, da er sehr lebendige Beschreibungen der Sitten und der Lebensweise eines Volkes enthält, dessen Kaufleute einst Prinzen und dessen Handelsleute die Vornehmsten der Erde waren.)

Batavia ist von jeher, wegen der ausserordentlichen Hitze des dortigen Klima's, und der eigenthümlichen nachtheiligen Lage desselben, in einer niedrigen sumpfigen Ebene, die von allen Seiten mit Sümpfen und Moräften umgeben ist, als einer der ungesundesten Oerter auf der Oberfläche der Erde angesehen worden; die durchaus gleichmäßigen Erfahrungen von dem üblen Einfluß dieses Klima's auf die Europäer, die hier sich niederzulassen versuchten, haben den gegen diesen Platz, als Wohnort, statt findenden Widerwillen, als gerecht bezeichnet. Gewöhnlich nimmt man an, daß $\frac{9}{10}$tel der Europäer, die hier ein Jahr lang sich aufhalten, hier auch begraben werden; und von den Uebrigbleibenden sieht man kaum einen von gesundem Ansehen. Ueberall sieht man blasse Gesichter, kränkliche Stimmung, einen getrübten Blick und schwache, kraftlose Bewegung. Mit Krankheiten und Tod sind die Einwohner vertraut. Es giebt kaum ein Beispiel, daß ein Fremder längere Zeit in Batavia sich aufgehalten hätte, ohne vom Fieber befallen zu seyn; letzteres ist hier der Generalname für Uebelbefinden jeder Art, und in der That nicht mit Unrecht. Den Medizinern ist es jetzt bekannt genug, daß remittirende und intermittirende Fieber ihren Ursprung den schädlichen Ausdünstungen von Moräften und nassen Gründen in warmen Klimaten und warmer Jahrszeit verdanken. Deshalb sind die Länder und Oerter wo jene vorhanden sind, immer mit diesen Krankheiten geplagt; weshalb auch der von den Aerzten angenommene allgemeine Name, der Miasmata palustria die Quelle dieser Krankheiten sehr bezeichnend und richtig ist. Batavia und die nahe liegende Gegend werden durch örtliche Ursache diesem Miasma so besonders ausgesetzt, und die eigenthümliche Giftigkeit dieses Miasma ist hier durch den dicken, feuchtigen Schatten der Bäume und Gehölze, die jedem Sonnenstrahl und Windzug den Zugang verschließen, so besondes gesteigert, daß es gar nicht auffallend ist, daß diese Fieber sich hier mit dem ganzen Gefolge ihrer bösartigen Wirkungen, und in ihrer schlimmsten Gestalt, zeigen. Die Europäer werden hier bald nach ihrer Ankunft kraftlos und schwach, und wenige Wochen nachher, oft auch wenige Tage nachher von dem Fieber befallen. Anfangs ist es gewöhnlich ein dreitägiges Fieber, nach 2 oder 3 Anfällen wird denn ein doppeltes dreitägiges und darauf ein dauerndes remittirendes Fieber daraus, welches letztere denn den Kranken in kurzer Zeit wegrafft. Viele derselben enden schon beim 2. oder 3. Anfall; aber in diesen Fällen wird immer ein anhaltendes Delirium und ein starker Andrang des Bluts nach dem Gehirn, bemerkt. In andern Fällen zeigt das Fieber nach den ersten Anfällen keine Abwechselung oder Unterbrechung, sondern zeigt seinen Charakter durch periodisch zunehmende Verschlimmerung. Solche Fälle werden oft irrig für Typhus genommen, und sind fast immer tödtlich; aber bei der genauesten Untersuchung schien es mir als sey nicht ein einziges mal mit Gewißheit in Batavia der Typhus bemerkt worden. Es ist indeß für einen Fremden, der hier nur einige Tage bleibt, sehr schwer, über irgend einen Gegenstand sich genau zu unterrichten, viel weniger ist dies der Fall was die Natur, die Art und Abarten der Krankheiten des Landes anbetrifft; denn die Aerzte und Wundärzte von Batavia sind, wie die übrigen Einwohner, Glücksritter, die ursprünglich in schlechten Glücksumständen waren, und nie eine gute Schulerziehung genossen, noch viel weniger die eigenthümliche eines werdenden Arztes; diese sind deshalb gänzlich unbekannt mit der Classification und der Unterscheidung der-

Krankheitsfälle, und in der medizinischen Theorie gänzlich unwissend. Ihre Praxis muß deshalb durchaus empirisch seyn, und in den Augen eines ordentlichen Arztes, der gewohnt ist nach Prinzipien und Erfahrungen zu verfahren, sehr schlecht erscheinen. Die Vornehmsten, und die welche es verlangen können, werden, wenn sie krank sind, von den Aerzten in ihren Häusern besucht. Es scheint jedoch, daß sie von deren Wissenschaft wenig Nutzen haben, wie es denn auch nach den bemerkten Umständen nicht anders zu erwarten ist. Der Gebrauch der Chinarinde ist hier kaum bekannt; und wenn sie mal angewendet wird, so geschieht dies in so geringen Gaben, daß dadurch keine Heilung bewirkt werden kann. In der Diät und der Verhaltung des Kranken werden keine Veränderungen gemacht; und das Hauptmittel oder vielmehr, das einzige, welches sie anwenden, ist der Camphor in Weingeist aufgelöst, von welchem ein Theelöffel voll zur Zeit in Wasser genommen wird.

Wenn das Fieber nicht bösartig wird, und des Kranken Constitution ihm längere Zeit widersteht, so wird es zuletzt zur Gewohnheit oder zur Nothwendigkeit. Auf diese Weise hält es zuweilen mehrere Jahre an, und der Kranke wird damit so vertraut, daß man es kaum Krankheit nennt. In den Zwischenräumen seiner Anfälle besorgt er seine Geschäfte, giebt und nimmt Besuche an, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ich hatte Gelegenheit während meiner Anwesenheit auf Batavia ein treffendes Beispiel hiervon zu sehen. Eines Morgens besuchte Herr Maxwell und ich den Herrn Engelhardt. Er war in seinem Cabinet und im Morgenanzug. Das Gespräch fiel zufällig auf die Natur des Klima's, auf die Krankheiten des Ortes und die häufigen Todesfälle unter den hier sich niederlassenden Europäern. Es ist wahr, mein Herr, sagte er mir, es ist dieses eines der schlimmsten Klima auf der Erde; fast jedermann stirbt hier, aber ich befinde mich gottlob! immer gut; obgleich ich jedes Jahr die Hälfte meiner Freunde verliere, genieße ich immer einer guten Gesundheit; zugleich sah er um sich herum, als suche er etwas. Da er mir nun versprochen hatte, mir schriftlich eine genaue Nachricht von den Upasbaum zu geben, und dies die Hauptsache war, die ich in Augen hatte, so glaubte ich er suche Feder, Dinte und Papier, um zu schreiben. Ich brachte dieses ihm daher von dem andern Ende des Tisches und fragte ob er das haben wolle? Nein mein Herr! antwortete er, ich suche ein Schnupftuch; es ist heute mein Fiebertag, und ich hatte heute Morgen einen sehr heftigen Anfall, der noch nicht ganz über ist; Sie können noch jetzt die Spuren davon auf meinem Gesicht sehen, und ich möchte ein Tuch haben, um mir den Schweiß abzuwischen. Zugleich rief er einem Bedienten, daß er ihm eines bringen solle. Wie, gnädiger Herr! sagte ich, ein Fieber? ich meine eben von Ihnen verstanden zu haben, daß Sie immer sehr wohl wären. Oh mein Herr! antwortete er, bis auf das Fieber nach ist dem auch so, und an diesem bin ich so gewöhnt, daß es mich nicht hindert recht wohl zu seyn. Ich weiß: daß ich, wenn ich hier bleibe, doch einmal daran sterben werde, aber ich habe schon ein ziemliches Vermögen zusammen gebracht, und rechne darauf daß ich, vor diesem Zeitpunkt noch, nach Europa zurückkehren werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sprachfehler.

Ein reicher jüdischer Wechsler in B** ließ im August 1819, als alle Zeitungen die Ausbrüche der Erbitterung der untern Volksklas-

sen gegen die Juden in Frankfurt a. M., Würzburg, Bamberg, Bayreuth und andern Orten meldeten, in öffentlichen Blättern bekannt machen: er habe seinen Hausknecht entlassen und es könne sich ein anderes taugliches Subject dazu melden.

Auf diese Bekanntmachung erschien sogleich ein ältlicher Mann und bot seine Dienste an.

Nachdem er über mehrere Umstände, in Ansehung seiner frühern Verhältnisse befragt worden und mit Mühe, da er etwas stammelte, geantwortet und sich auch auf die Zeugnisse derer berufen hatte, bei welchen er seiner Angabe nach, als Hausknecht treu und ehrlich gedient habe, wurde man wegen des Lohns und der übrigen Bedingungen einig.

Der Wechsler fragte darauf den Gemietheten:

Er kann doch gleich anziehn?

„O, ja, ja, ja!" versetzte dieser.

Wo wohnt Er denn?

„In der Schü — Schü — Schützen-Straße."

Wie heißt Er?

„Hep — Hep! —" stammelte der Hausknecht.

Was? schrie der Wechsler wüthend: Fort! mir aus den Augen! Ich lass' ihn arretiren! Er ist ein Unruhstifter!

Der Hausknecht lief bestürzt davon, in der Meinung, der Wechsler habe Anfälle von Wahnsinn. Er hieß Hepner.

Anekdoten.

Die Schnürbrüste waren in Rußland noch ganz ungekannt, als Peter der Große während der Reise nach Pyrmont, mit einigen hannöverischen Damen tanzte. Betroffen sagte der Monarch nach dem Balle zu seinen Begleitern: — „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauens-Personen!"

Desselben Kaisers Hof-Kapelle bestand aus zwei Zinken-, zwei Posaunen-Bläsern und einem Fagottisten, welche, während der Tafel, die Melodieen der geistlichen Lieder vortragen mußten, mit denen er auf jener Reise, von den Stadtpfeifern auf den Thürmen der deutschen Landstädte begrüßt worden war. Diese verdrängte endlich der polnische Bock, auf welchem sich Peter selbst oft hören ließ und sich ein Bockpfeifer-Chor zulegte, das er, bis an's Ende, den geschicktesten Tonkünstlern vorzog.

---

* Aufforderung zur sechsten Auflage des Vermächtnisses an Helena.

An den Verfasser.

Hier kehr Dir Deine Helena zurück
Nicht wie die schöne Griechin, die, Europa's
Und Asia's gemeinsame Erinnys
Ein Fluch des fremden und des eignen Volkes,
Aus fernen Landen in die Heimath zog:
Nein, herrlich segenreich; wie eine Göttin
Die ird'schen Frieden bringt und ew'ges Glück,
Ist sie die Gauen Deutschlands durchgezogen,
Und kömmt ins väterliche Haus zurück.
Du wirst sie wohl aufnehmen und bewirthen,
Sie liebreich pflegen, und denn, neu geschmückt
Sie freundlich wieder in die Ferne senden.
Und wie Natur in unerschöpfter Fülle
Geheimnißvoll und still, doch mächtig würkt —
Man sieht nicht was geschieht, nur was geschehn
Und spurlos geht der große Geist vorüber —
So laß sie segenbringend still und lautlos
Das Land durchziehn, ein Genius der Liebe!
Du freue Dich der Tochter schönen Thun's,
Der Saaten die sie sä'te in die Herzen

Der Welt von neuer Bildung die sie ausstreut.
Und wenn im Kampf mit feindlich rohen Kräften
Dies langgewohnte Haus von Fleisch und Blut
Zusammen sinkt, und einst von Dir nichts mehr
Als was Du würktest übrig ist, denn Freund
Wird Dir Unsterblichkeit die Tochter geben,
Wenn nicht des Namens doch des schönen Wirkens
Und Leben wirst Du in der Menschen Herzen.

C.

Des Moslem Gebet.

Wenn ich Dir, Allah, innerlich voll Tücke,
Aus Furcht nur diene vor der Hölle Qual,
Dann stoße mich von der Al-Sirat-Brücke*)
In Eblis**) finstres Thal!

Fröhn' ich um Lohn nur und der Thaten Segen,
Dien' ich Dir, Allah, strenger Richter Du
Der Herzen, nur des Paradieses wegen —
Dann schliesse mir es zu!

Doch wenn ich diene Dir um Deinetwillen,
Dann gieb mir, nicht durch niedre Furcht entweiht,
Von Hoffnung nicht gereizt zum Pflichterfüllen —
Dann gieb mir Seligkeit!

*) Die Brücke Al-Sirat, so schmal wie der Faden einer ausgehungerten Spinne, dient, nach der Moslem und Araber gemeinsamem Glauben, zum Uebergang der Gläubigen in das Land der Seelen. Sie führt über den Höllenfluß.

**) Eblis, der Fürst der Finsterniß des Orients.

In's Stammbuch eines Emigranten nach Amerika.

Kennst Du das Land, wo Kaffeebäume blühn —
Die Herzen nur für goldne Freiheit glühn —
Ein milder Wind durch Baumwollstauden weht —
Der Pisang still und hoch die Palme steht —
Kennst Du es wohl? — dahin — dahin
Willst fröhlich Du mit Weib und Kindern ziehn?

So ziehe denn weit über Meer und Land
Und finde dort, was hier Dein Herz nicht fand.
Doch fändest Du, es sey meist nur Gedicht,
Was man vom Land der goldnen Freiheit spricht —
So segle heim mit heiterm Blick!
Bußfert'ge Sünder weißt man nie zurück.

* Charade von drei Sylben.

Die Erste ist Dir nur zum Nutzen und Vergnügen,
Wenn Du am weichen Ort bequem kannst ruhig liegen.
Die Letzten zieren dann des Menschen edler'n Theil,
Und sind in aller Welt in manchem Laden feil.
Das Ganze, sag' ich Dir, liegt sanft auf weichen Kissen,
Und mehr bedarf es nicht, — nun kannst Du es leicht wissen. —

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 97.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger;

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 5. December 1819.

Friedensgruß.

Friede des Himmels mit den Pilgern allen,
Die noch der Prüfung dunkle Pfade wallen,
Richtend den Aufblick zu der Heimath Hallen! —
Daß Keiner jemals hier im Lauf ermüde! —
Allen sey Friede!

Friede den Herrschern, die auf ihren Thronen
Laster bestrafen, das Verdienst belohnen!
Milden Gestirnen gleichen ihre Kronen.
Daß auch die Enkel durch sie glücklich werden —
Friede auf Erden!

Friede den Edeln, die den Geist erheben,
Eifrig nach Wahrheit und nach Tugend streben,
Thätig für Andre, nicht für sich nur leben!
Alle erquicke, wenn hier Stürme toben,
Friede von oben!

Friede dem Dulder, der vom Gram umnachtet,
Einzig nach Hülfe aus der Höhe schmachtet;
Würdig des Himmels, dessen Schluß nur achtet!
Tröstend umschwebe ihn im frommen Liede,
Ruhe und Friede!

Friede den Theuern, die in sel'gen Stunden
Liebe und Treue fest mit uns verbunden;
Nimmer dem Herzen, oft dem Blick entschwunden!
Friede dem nahen, wie dem fernen Freunde!
Friede dem Feinde!

Friede den Todten, die in Hoffnung starben!
Jenseit der Gräber reifen ihre Garben,
Blühen die Kränze, die sie hier erwarben!
Friede dem Geiste, dort in Edens Laube!
Friede dem Staube!

Ein Lotteriegewinn und nichts mehr.

(Schluß.)

Der Einnehmer und seine Gattin erschraken nicht wenig über Korns Aeußerung. Flitting kam wieder etwas von seiner Bestürzung zurück, und Amalie schöpfte nicht mehr so beklommen Athem.

„Ihre Tochter liebt diesen jungen Mann," auf Flitting zeigend.

Was? schrie die Einnehmerin, und stemmte die Hände in die Seite.

„Ruhig, Madame," fuhr Korn fort: „und er liebt sie, wie ich aus guten Gründen voraussetze. Ich muß also auf das Glück Verzicht thun, mit Ihnen und Ihrem Gatten in eine nähere Verbindung zu kommen, als die, daß ich ferner Lotterieloose bei ihm nehme. Im Lotto hab' ich freilich Glück bei ihm gehabt, aber es wäre von der unzuverläßigen Fortuna zu viel verlangt, wenn ich mir auch gleich in der grosen Ehestandslotterie einen reichen Gewinn ziehen wollte. Darauf muß ich um so mehr Verzicht leisten, als ich noch viel zu jung bin, um an eine eheliche Verbindung zu denken, erst meine Laufbahn im bürgerlichen Leben beginnen will und zu einem solchen Schritt die Einwilligung meines Vaters bedarf, der mir solche in meinem jetzigen Verhältnissen gewiß verweigern würde."

Nun wandte er sich zu Amalien:

„Es schmerzt mich tief," sagte er: „daß Ihre Frau Mutter mich in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt hat, mich so bestimmt zu erklären. Es ist gewiß ein seltener Fall, daß ein Mann einem Mädchen, — und noch dazu einem so liebenswürdigen — einen Korb geben muß. Ich schätze Sie zu hoch, um die gute Meinung Ihrer Aeltern für mich, zu Ihrem Nachtheil zu benutzen; Ihr Glück liegt mir so nahe am Herzen wie das meinige, und ich zweifle nicht, daß Ihre Aeltern eben so denken und nichts gegen eine Verbindung mit dem Mann haben werden, den Ihr Herz gewählt hat — Hier steht er."

Er gab nun Flitting einen Wink, seine Erklärung zu bestätigen. Mit zitternder Stimme versuchte dieser einen Antrag, aber der Einnehmer und seine Gattin unterbrachen ihn mit dem einstimmigen Ausruf:

„Daran ist nicht zu denken!"

Ich dächte doch, sagte Korn: und um so mehr, da die jungen Leute sich so aufrichtig lieben, da ich mich erbiete die für ihn zu machende Caution ihm zu seinem Etablissement ganz zu überlassen und Sie, ohne Nachtheil in Ihren Geschäften, Ihren Lotteriegewinn der Tochter als Ausstattung geben können.

„Nein! nein!" schrie die Mutter.

Gut denn! So bleibt mir nichts übrig, als alles was zwischen uns hier seit einigen Monaten vorgefallen ist, der Wahrheit gemäß, zu erzählen. Ich fürchte, daß dies eben kein günstiges Licht auf Sie Beide werfen wird, und wenn alle Jünglinge so denken, wie ich, so wird sich schwerlich Einer um die Hand auch eines sonst schönen und liebenswürdigen Mädchens bewerben, dessen Herz nicht mehr frei ist.

Der Vater, zärtlicher gegen die Tochter gesinnt, als gegen die Mutter, fragte erstere endlich:

„Du sprichst ja kein Wort, Malchen?"

Die Tochter zerfloß in Thränen, und Flitting stand ebenfalls mit nassen Augen, stumm und in sich gekehrt da, wie ein Verbrecher, über den das Urtheil gefällt werden soll.

Der Einnehmer und seine Frau sahen sich wechselseitig, mit den Augen fragend, an; das Resultat dieser stummen Sprache war, daß man, da doch auf Korn nicht weiter zu rechnen sey, seinem Vorschlag, bei den obwaltenden Umständen, nachgeben müsse, um sich und die Tochter in kein böses Gerede zu bringen.

„Die fünfhundert Thaler in Golde betragende Caution machen Sie doch Herrn Flitting gewiß zum Geschenk?“

Ja, antwortete Korn: versteht sich, unter der Ihnen bekannten Bedingung.

„Nun meinetwegen!“ rief der Einnehmer aus: „was meinst Du, Fraychen?“

I nun ja! wenn's doch absolut seyn muß; versetzte sie noch übellaunisch.

„Sie haben nun die Einwilligung der Aeltern,“ sagte Korn zu Flitting: und ich zweifle nicht, daß Amalie Ihnen freudig ihr Jawort geben wird.“

Er führte diese zu Flitting, legte Beider Hände in einander, und der glückliche Liebhaber schloß seine Geliebte mit Inbrunst in seine Arme.

„Sehen Sie,“ sagte Korn zu den beiden Alten: „So freudig würde Amalie nie an mein Herz gesunken seyn.“

„Göthe hat wohl recht:

Ein Schauspiel für Götter
Zwei Liebende zu sehn!

und wenn es noch, wie sonst, Sitte wäre, zu Lotterieloosen eine Devise zu nehmen, so würde ich diese wählen, und ich wollte wohl darauf wetten, dies Loos würde mir keine Niete bringen.“

Nach einigen Monaten war Flittings Hochzeit mit Amalien, nachdem er sich zuvor etablirt hatte. Korn war dazu eingeladen, und er überreichte dem Bräutigam, statt des Hochzeitgedichts ein Lotterieloos folgenden Inhalts:

Nummer 1.

Haupt-Klasse.

Des Gottes Amor große
zum Besten der biedern Jung-
Jungfrauen-Versorgungs-
Kindererziehungs-



Ehestands-Lotterie
gesellen und liebenswürdigen
wie auch Heiraths- und
Anstalt.

Inhaberin dieses, Amalie Luise Kampfberg, hat für das Loos Nro. 1. keusche Liebe, unermüdete Aufmerksamkeit, sanftes Nachgeben, Wirthlichkeit und stille Häuslichkeit vollständig entrichtet, und soll ihr gegen Vorzeigung dieses Looses der darauf fallende Bräutigam, Herr August Heinrich Flitting, nach geschehener Ziehung, welche auf den 12ten d. M. festgesetzt ist, planmäßig persönlich und in vorzüglicher Qualität ausgeliefert werden N. N. 1819.

Gott Amors erste Ehestands-Lotterie Direction.

Liebe. Treue. Standhaftigkeit. Häusliche Freuden.

Buchhalterei:
Schwiegeraltern.

Einnehmer:
Schicksal.

* Nachrichten von Batavia, dessen Bewohnern, Handlung, Klima ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es giebt hier zwei öffentliche Krankenhäuser für die niedere Volksklasse, wo diese aufgenommen werden, wenn sie krank werden. Eines derselben ist in der Stadt, das andere nahe bei derselben auf einen fast ganz mit Wasser umgebenen Boden, wodurch es wie eine Insel erscheint, und weshalb es die Insel Purmerent genannt wird. Das Hospital in der Stadt hält man für nicht so gut als das andere, und es ist deshalb für dringende Fälle bestimmt, wenn keine Zeit zu versäumen ist, und man den Kranken nicht nach der Purmerentinsel bringen kann, deren Luft besser und gesunder gehalten wird. Alle Genesende aber werden hieher geschickt. Ihre Zahl ist jedoch sehr gering und die Register beider Krankenhäuser zeigen nur wenig Hergestellte. Beide Krankenhäuser stehen unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouverneurs und des Raths von Indien, der daher auch die Aerzte und Wundärzte daran ernennt, die hier alle im Dienste der Compagnie stehen. Der Dienst des ersten Arztes an dem Krankenhause, ist ein sehr einträglicher; der, welcher ihn zuletzt besaß war ein gewöhnlicher Barbier und Wundarzt, der einige Zeit in der niedrigsten Anwendung seines Geschäfts von Haus zu Haus zum Bartscheeren und Haarschneiden, lief. Mit der Zeit wurde er erster Hospitalarzt und ungefähr 8 Monate vor unserer Ankunft war er mit 1½ Millionen Gulden nach Holland zurückgekehrt. Sein Nachfolger, der jetzige erste Arzt, machte eine jenem ganz ähnliche Carriére, und folgte ihm auch mit demselben Glück. In keiner Hinsicht scheint er Geschicklichkeit zu besitzen, und die edlen Herren des Rathes gestehen selbst, daß er eben so ganz unwissend in der Arzneiwissenschaft als unbekannt mit den Wissenschaften überhaupt, ist. Aber es ist voraus zu sehen, daß er nach einigen Jahren, mit ähnlichem Vermögen als sein Vorgänger abgehen wird. Ich hatte Gelegenheit ihn zu sehen und mit ihm über Herrn Titsings Krankheit zu sprechen. Wir trafen uns in Hrn. Wiegermanns Hause; da er aber weder lateinisch, noch französisch, noch irgend eine Sprache ausser der Deutschen verstand, so war Hr. Titsing genöthigt uns als Dollmetscher zu dienen. Er konnte mir keine Darstellung von dem Krankheitsfall des Hrn. Titsing geben, eben so wenig von irgend einer anderen Sache, ausgenommen die Vorschriften und Gesetze über den Geschäftsgang der Hospitäler. Nur im allgemeinen konnte er mir sagen daß Hr. Titsing (dessen Krankheit ich als Zrägiges Fieber erkannt hatte, da ich ihn mehreremale und besonders in Hr. Wiegermanns Landhaus im Paroxismus sah, wohin Sir George Staunton mit mir und Hr. Wiegermann und Titsing am Abend zuvor gegangen war) lange an einem Fieber, wie man es nennt, krank sey; und daß, wie man in Batavia glaube die Art dieses Fiebers den Körper ganz zerfräße und zerstöre; und daß er glaube, oder man ihm gesagt habe, daß Camphor das stärkste, fäulnißwidrige Mittel in der Natur sey, weshalb sie dort gewohnt wären, bei allen Fiebern, die sie durchaus nicht zu unterscheiden oder als verschiedene zu theilen gewohnt wären, immer Kamphor in Weingeist aufgelöst zu geben; daß sie ihre Kranken von Zeit zu Zeit einen Theelöffel voll dieser Auflösung in ein Glas Wasser nehmen ließen, und dies nicht blos wenn es möglich wäre, während des Fieberanfalls, sondern auch in der Zwischenzeit. Daß sie deshalb gewöhnlich ihren Patienten anriethen, diese Auflösung in einer Bou-

teille bei sich zu tragen, wohin sie auch gingen, und es nie zu unterlassen, davon zu nehmen. Daß Hr. Titsing einer der genauesten und regelmäßigsten Kranken sey, den man nur haben könne; daß er niemals seit mehreren Jahren seine Arzneidosis zu nehmen vergessen habe, und daß dieselbe sein steter Begleiter sey; und daß, wenn er nicht aus langer Erfahrung wüßte, wie hartnäckig die Fieber in Batavia wären, und wie wenige davon geneseten, er sich sehr wundern würde, ihn noch immer daran leiden zu sehen. Daß er aber dennoch mit großer Zufriedenheit bemerke, daß trotz des Fiebers und dessen faulichter Wirkung, die Kräfte des Kamphorspiritus doch das bewirkt hätten, daß Hr. Titsing noch nicht ganz zerfressen wäre.

Hr. Titsing bestätigte einen Theil der Geschichte des Arztes dadurch, daß er aus seiner Tasche eine Bouteille mit dieser Auflösung zog, und davon nach gewohnter Weise einnahm. Ich versuchte es Hr. Titsing einen verschiedenenen Kurplan vorzuschreiben und redete ihm stark zu, nach Europa zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zurück zu kehren; und zweifle nicht daß er vom Befolgen beider Rathschläge mehr Wirkung spüren wird, als von allem Kamphor in Batavia.

Wenn aber Krankheiten hier häufig und schlimm sind, so muß man auch gestehen daß die Lebensweise der Einwohner zu beiden eben so viel beiträgt, als das Klima und die Lage des Landes. Dieselben Ursachen, die den Ort besonders ungesund machen, machen ihn zugleich zu dem fruchtbarsten Fleck in der Welt. Er bringt Früchte und Vegetabilien jeder Art im größten Ueberfluß hervor, und eine solche Menge von Gewürzen und eingemachten Sachen, wie man dies in keinem andern Lande findet. Der Boden ist fruchtbar, das Klima entnervend, und die Einwohner träge, schwelgerisch und wollüstig. Sobald sie des Morgens aufstehen werden Thee, Kaffee und Chokolade zum Frühstück aufgetragen und auf einen Seitentisch werden Fische, Fleisch und Geflügel gesetzt, wie bei dem Mittagsessen, und die meisten Gäste nehmen davon reichlich zu sich. Kaum ist das Frühstück abgenommen, so werden Madeira, Claret, Wachholderbrandtwein, deutsches Weißbier und englischer Porter auf einen Tisch in dem Porticus vor der Thür der großen Halle getragen und für jedermann Pfeiffen, Taback und Speybüchsen gebracht. Hier im Schatten sitzen sie und trinken, rauchen und speyen bis zum Mittagsessen. Für mehrere derselben ist es nichts außerordentliches 2 bis 3 Bouteillen Wein vor dem Mittagsessen zu trinken, und mehrere derselben, die die Vorurtheile ihres Geburtslandes besitzen, trinken Bier, weil dieses, wie man ihnen sagte, das Blut verdünnt, und zur freien Ausdünstung hinreichende Flüßigkeit liefert; diese trinken dann zuweilen 10 bis 15 Bouteillen in einem Tage. Etwas nach 1 Uhr essen sie zu Mittag. Kurz vorher gehen 2 Sclaven mit Madeira Wein herum, wovon jeder einen Humpen um den Appetit zu reizen, oder den Magen zur Verdauung zu stärken, nimmt. Das ist immer das Zeichen, daß grade das Essen aufgetragen wird. Dann kommen 3 weibliche Sclaven, die eine mit einem Schwenkkessel von Silber, mit einem Deckel von nämlichem Metall, durchbrochen von vielen Hölungen, die zweite mit einem silbernen Becken mit reinem Wasser, zuweilen auch mit Rosenwasser und die dritte mit Handtüchern zum Abtrocknen. Ist die Ceremonie geendigt, so geht die Gesellschaft in das Eßzimmer, während dem eine Musikbande in geringer Entfernung spielt. Diese Musiker sind alle Sclaven, und in der Zahl dieser scheint der Herr sich besonders zeigen

zu wollen. Ihre Tafel ist köstlich und besteht in mehreren Absätzen. Dennoch essen sie nicht viel und wirklich sollte es auch scheinen, daß sie unter diesen Umständen nicht viel Appetit behalten, aber sie trinken so, als hätten sie an dem Tage noch keinen Wein geschmeckt. Bei Tische wartet eine Anzahl weiblicher Sclaven auf, und dies scheint besonders die Zeit ihres Auftretens zu seyn. Nach Tisch waschen sie sich von neuem die Hände, nehmen eine Tasse Kaffee und legen sich alle schlafen. Ihre Betten, selbst in den ersten Häusern haben keine Ueberzüge. Sie bestehen blos aus Matratzen, Kissen, einen breiten Polster und einer baumwollenen Decke. Sie ziehen ihre Kleider aus und die Nachtkleider an, die in einer Nachtmütze und einem langen, weiten kattunenen Rock bestehen, welchen letzteren sie überall, wohin sie gehen, mitnehmen. Dann legen sie sich oben auf der Matte nieder und schlafen bis 5 Uhr. Viele der unverheiratheten vornehmen Herren nehmen eine Favorit-Sclavin mit sich um sich befächeln und die Musquitas während des Schlafs abwehren zu lassen; öfterer aber hat diese andere Geschäfte. Dieses wird jedoch in ordentlichen Familien nicht geduldet, wo eine Frau die innere Oeconomie des Hauses leitet. Vor 6 Uhr stehen sie auf, ziehen sich an, trinken Thee, und genießen in ihren Wägen die frische Luft, oder machen Besuche und ordnen ihre Parthie für den Abend an, den sie immer mit verschiedenenen Vergnügungen hinbringen, und nie vor später Stunde zu Hause gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Knalleffekt; oder gefährliche Begeisterung.

Auf dem Theater werden Knalleffekte von Künstlern und Künstlerinnen ordentlicher weise, wenn auch nur auf einen guten Abgang, berechnet; dahero „Knalleffekt" ein von Theater-Künstlern oft grhörtes Wort ist. Auch ein, hier in Bremen bekannter Procureur bei dem ehemaligen Assisen-Gerichten, hatte bei seinen Vorträgen gründlich auf Knalleffekte studiret und die ihn beobachtenden Zuhörer konnten es jedesmal vorher sehen wenn auf einen solchen Knalleffekt los gedonnert werden sollte, indem er sodann die weiten Ermel seines Talars einer besondern Schwungkraft, — wie der Uhrmacher Degen seine Flügel — zur Seite schnellete.

Der in folgender Erzählung vorkommende Knalleffekt war übrigens nichts weniger als berechnet; auch konnten Zuschauer und Zuhörer durch keinerlei Symptome ahnden daß dergleichen geschehn würde, vielmehr saß alles was Ohren hatte zu hören in vollkommener Ruhe mit aufgespannten Mäulern und erwartete der Dinge die noch kommen würden, als auf einmal diese Ruhe auf eine entsetzliche Art gestöret wurde, doch zur Sache:

Rouelle, der im Jahre 1770 zu Paris verstorben ist, war ein wahres Original, ein Mann von großem Genie nnd Schöpfer der Chemie in Frankreich, übrigens aber ein roher Natur-Sohn ohne alle Cultur. Geschrieben hat er aus dem ganz simpeln Grunde nichts, — weil er nicht schreiben konnte, — aber durch seine Vorlesungen hat er sehr viel genützt; in seinem Kopfe ging alles darunter und darüber; er sprach mit der größten Heftigkeit, aber ohne alle Ordnung und gerieth, wenn er recht in's Reden kam, über den Gegenstand seines Vortrags in eine solche Begeisterung, die nahe an Verrücktheit grenzte und die Aussen-Welt existirte nicht mehr für ihn. Er bewegte sich auf seinem Stuhle wie ein Besessener, zerriß seinem Nachbar die Manschetten, stieß ihn mit den Beinen,

theilte Hiebe links und rechts aus und wußte davon durchaus nichts. So befand er sich einmal in einer Damengesellschaft, sprach mit seiner gewöhnlichen Begeisterung, und zog sich unterdessen, mir nichts dir nichts, den Strumpf herunter, um sich, — weil ihm irgend ein Geschmeiß gekitzelt haben mogte — eine gute Weile mit beiden Händen am Beine zu kratzen, ohne daß er einen Augenblick schwieg.

Eines Tages, da er vor einer zahlreichen Versammlung seine Versuche in einem Gartenhause machte, — sagte er — Sie sehen den Kessel da, meine Herren und Damen — den Kessel auf dem Kohlenfeuer hier — nun gut! — Wenn ich einen Augenblick mit Umrühren aufhörte, so würde es eine Explosion geben, bei der wir alle in die Luft flögen! — Und indem er das sagte, vergaß er wirklich umzurühren, und seine Prophezeihung traf ein. Die Explosion war entsetzlich; alle Fenster zersprangen, und sämmtliche Zuhörer fanden sich in einem Augenblick im Garten in und auf Gebüschen und Kirschbäumen zerstreuet.

Zum Glück ward niemand sehr bedeutend beschädiget, denn die Hauptmasse hatte durch den Kamin ihren Abzug genommen und es war für dasmal beim bloßen Knalleffekt geblieben. Rouelle selbst büßte, ausser seinen Präparaten, nur seine Perücke ein, welche durch den Schornstein auf ein benachbartes Dach vor einen Taubenschlag geschleudert wurde und die armen Thiere — obgleich es sogenannte Perückentauben waren, welche in aller Ruhe ihre Toilette machten und ihr Gefieder durchschnäbelten — auf eine für sie um desto mehr erschreckliche Art, — weil ein schwarzer Haarbeutel, welchen sie für einen Marder halten möchten, daran hing — in die Lüfte, wie die Zuhörer in den Garten zerstreute, dahero auch hier der Knalleffekt von totaler Wirkung war und mit unter die Rubrik der, wie wohl hier unvorsetzlichen, sonst aber immer grausamen und abscheulichen Thierquälereien gehöret.

Rouelle, welcher der Explosion nicht so sehr als seine Zuhörer, ausgesetzt gewesen, ergriff das Stück einer alten Tischdecke, bedeckte damit sein Haupt und fuhr in der Begeisterung zu reden fort! — — b —

Jugendlicher Heldentod.

Eine biographische Skizze neuerer Zeit.

Bringt auch der Krieg, dieß verheerende oft nothwendige Uebel, Raub und Verwüstung, alle Arten von Grausamkeiten und den Tod von Hunderttausenden über uns, so ist er doch auch reich an Scenen des hohen Muthes der Selbstverleugnung, der Erhabenheit der Gesinnungen, des Edelmuthes, der Seelengröße und bewunderungswürdiger Tapferkeit, und es gewähren einzelne Züge aus der Geschichte desselben, in sofern sie glaubwürdig und auf Thatsachen gegründet sind, ein vielseitiges Interesse.

Hierin zeichnet sich der russische Feldzug vom Jahr 1812 — mehr Nationalkrieg — wesentlich aus, seit dessen Eröffnung auch der sechzehnjährige Sohn des Kosaken-Hettmanns, Grafen Platow, seinem tapfern Vater stets zur Seite und dessen unzertrennlicher Waffengefährte war. Er ritt gewöhnlich ein muthvolles, weißes ukränisches Pferd, war immer an der Spitze der Kosaken-Colonne, hatte sich schon den Feinden — denen ohnehin der Anblick dieser Truppen oft genug ein panisches Schrecken einjagte — durch eine seltene, in seinem jugendlichen Alter bewunderungswürdige Unerschrockenheit bemerkbar gemacht und war der Liebling seines Vaters, wie die Hoffnung seines kriegerischen Volkes geworden.

Bei einem heftigen Reiterangriff, der bei Wereja in Rußland, zwischen dem Fürsten Poniatowsky und dem Hettmann, Grafen Platow, Statt fand, schlugen sich die Russen und Polen, die einander tödlich haßten, mit der größen Erbitterung. In der Wuth des Kampfes fielen dort viele Tapfere, die früherhin in großen Schlachten dem Tode glücklich entgangen waren. Platow, der unter den Streichen der Polen seine besten Leute erliegen sah, vergaß die Gefahr und suchte mit unruhigen Blicken seinen Sohn. Dieser hatte sich in's tiefste Getümmel

gestürzt und war nirgend zu sehen. Die Ungewißheit über das Schicksal des Lieblings beengte die Brust des biedern Helden und es trat für ihn einer der fürchterlichsten Augenblicke ein, in denen das Leben ein großes Unglück ist. Der heldenmüthige, großherzige Jüngling, der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe, war eben aus dem Kampfgewühl zurückgekehrt, hatte seine Leute wieder gesammelt und stürzte zum neuen Angriff dahin, als er von einem polnischen Uhlanen den tödtlichen Lanzenstich in die Brust erhielt. In demselben Moment erschien der Vater, flog zu seiner Unterstützung herbei und stürzte sich auf ihn. Als ihn der Sohn erblickte, stieß er einen tiefen Seufzer aus, wollte sprechen und ihm das letzte Lebewohl sagen, allein, indem er den Mund öffnete — gab er den Geist auf.

Wer schildert den Schmerz des gebeugten Vaters, dessen schönste Hoffnungen mit dem Hingange des Sohnes vernichtet lagen, das Gefühl seiner Untergebenen, denen er ein schönes Beispiel des jugendlichen Muthes, der seinen Tod herbeiführte, gegeben hatte? Wer weint nicht mit ihnen eine Thräne des Mitgefühls und des Bedauerns, mit dem sie am andern Tage ihren Schmerz ausdrückten und demüthig baten, daß man ihnen erlaube, dem Sohne ihres Hauptmanns die letzte Ehre zu erweisen. Jeder, der diesen interessanten, jungen Mann sah, der, nach der Landessitte auf einer Bärenhaut lag, küßte ehrfurchtvoll die Hand eines Kriegers, der ohne seinen frühen Tod, wahrscheinlich einer der ersten Heerführer geworden wäre. Nachdem die Anführer, ihrem Gebrauche gemäß, für die Ruhe seiner Seele andächtig gebetet hatten, entzogen sie ihn den Blicken des Vaters und trugen ihn im feierlichen Zuge auf einen mit Bäumen bewachsenen Hügel, wo er der Erde anvertraut ward. Die Kosaken standen rings umher in Schlachtordnung, beobachteten eine feierliche Stille und verneigten ihr Haupt. Als sie die Erde auf den Todten hinab warfen, feuerte man mit kleinem Gewehr über dem Grabe. Darauf saßen alle Kosaken ab und zogen Mann für Mann, mit ihren Pferden an der Hand, traurig bei der Ruhestätte vorbei, steckten ihre Lanzen in die Erde des Grabes und schwuren den Tod ihres Anführers, zu rächen.

In wiefern dieser Schwur erfüllt worden — ist bekannt. Und den nun auch bereits verklärten und mit seinem Sohne vereinten Vater umwirbet jetzt der Engel der Vergeltung in den Gefilden, wo keine Trennung und kein Tod ist, die geheiligten Schläfe mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit.

---

* Die Schriftstellerin.

Es wünscht so sehr der reiche Nelkenfeld
Von seiner Frau sich einen Erben;
Allein statt Kinder bringt sie Bücher nur zur Welt
Die schon im ersten Jahre sterben.

K.

---

* Charade von drei Sylben.

Die größte Sorge mußt Du für die Erste tragen,
Denn, wird sie mangelhaft, macht sie Dir viele Plagen.
Den Letzten dient auch nicht der kleinste Funken Feuer,
Drum spiele nicht damit, es wird vielleicht Dir theuer.
Das Ganze, wie es heißt, ist uns von großem Nutzen,
Wenn wir die Erste nur recht fleißig damit putzen.

Berichtigung.

In Nro. 94. S. 748. Sp. 1. Z. 20 von unten lese man 14004 statt: 1404 und Z. 16 von unten Umfang statt: Durchmesser.

Auflösung der Charade in Nr. 96.

Nachtmütze.

Anzeige.

Auch der in der Menagerie des Herrn Blondin befindliche Zebra ist nach der Natur von Herrn Professor Menken auf Stein gezeichnet worden.

Die Steinabdrücke von diesem, wie von dem Löwen und der Löwin, sind zusammen geheftet in der Kunsthandlung des Herrn Comolli unterm Rathhause und im Buch- Kupfer- und Steindruck-Comtoir in der Papenstraße Nro. 22 für 36 Grote zu haben.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 98.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 9. December 1819.

* Der Weg zur Heimath.

Nach einem Ziele geh'n wir alle,
Der stillen Heimath geh'n wir zu;
Sie ist nicht auf dem Erdenballe
Hier finden wir ja keine Ruh!
Nein, sie ist dort! — Ein Lenzgefilde,
So heiter hier uns keines lacht.
Des guten, weisen Vaters Milde
Sie leitet uns — bis einst es tagt.

Hier kreuzen sich viel dürre Wege,
Mit Thränen geht der Wand'rer sie.
Einst steht er aber doch am Stege,
Und dann — dann täuscht sein Blick ihn nie!
Ein sanfter Ton aus bess'ren Welten,
Tönt zu ihm her in finstrer Nacht.
Schon will er dankend zu vergelten
Hineilen zu der höhern Macht.

Doch halt! der Steg ist schmal! und düster
Hüllt ihn die Nacht in Schatten ein!
Und immer, immer wird's noch finst'rer,
Sollt' dieser nicht der rechte seyn? —
Er ists! denn ihm erscheint ein Bote;
Mit Lächeln auf dem Angesicht
Der zu ihm auf dem Lebensboote
Mit sanfter Engelstimme spricht:

„Komm, folge mir, und sey nicht bange,
„Ich bring' dich in des Vaters Haus!"
Er folgt, und im Triumpfgesange
Verschwindet aller Schmerz und Graus!
Jetzt hör't er Harmonieen klingen,
So schön hört er sie hier noch nie!
Das Chor der Engel hört er singen;
Ihm ist so wohl — er weiß nicht wie!

Und da erkennt er die Geliebten,
Die vor ihm schon den Weg gemacht.
Die edlen Thaten, die sie übten
Sie folgten mit durch finstre Nacht.
Hier soll er bleiben — und verkläret
Steht er im Chore selig da!
Und alles, was er sonst entbehret,
Liegt jetzt verschönert vor ihm da! —

G.

* Nachrichten von Batavia, dessen Bewohner, Handlung, Klima ꝛc.

(Fortsetzung.)

Solche Lebensgewöhnung erschöpft die Kräfte und schwächt die Gesundheit. Die Lebensverrichtungen werden gelähmt, die Kräfte des Körpers werden verdorben durch Schwelgerei, Unthätigkeit und Wollust; und wenn nun das schwache, entnervte Schlachtopfer von Krankheit angefallen wird, so fällt es als ein schnelles Opfer und sinkt in das Grab. Todesfälle dieser Art sind in Batavia so häufig, daß sie auf das Gemüth der Einwohner kaum Eindruck machen. Das häufige Vorkommen macht es ihnen gewohnt, und sie bezeigen weder Erstaunen noch Bestürzung, wenn sie des Morgens den Tod von jemand erfahren, mit dem sie den Abend zuvor in anscheinend guter Gesundheit aßen.

Nur wenige Frauen in Batavia sind in Europa geboren, die meisten sind einheimische, stammen aber eigentlich von europäischen Aeltern ab. Das Klima und die Landessitten scheinen aber bedeutenden Einfluß auf sie gehabt zu haben, was nämlich ihre Gestalt und ihren Anstand betrifft. Ihre Gesichtszüge sind europäisch, aber ihre Gesichtsfarbe, Charakter und Lebensart sind davon sehr verschieden, und nähern sich mehr denen der eingebornen Javaner. Eine kränkliche Weichheit umgiebt ihre ganze Haltung. Nicht den mindesten Anflug von Röthe sieht man auf ihren Backen. In ihren eigenen Häusern kleiden sie sich ganz überein mit ihren Sclavinnen. Ihre Kleider sind von demselben rothbunten Kattun, und bestehen blos aus einem langen, bis über die Knöchel gehenden, weiten Rock, mit breiten, weiten Ermeln. Sie haben kein Kopfzeug, sondern tragen das Haar geflochten und hinten mit einer silbernen Nadel befestigt, gerade wie Bäuerinnen im Wakiser Land und andern Schweizer Cantons. Die Farbe ihres Haars ist fast ganz schwarz. Nie brauchen sie Puder, tragen aber Blumenbouquets und salben sich die Haare mit Cocusnußöl ein, um sie dicke zu machen. Ohnehin haben sie schon sehr starkes, langes und wallendes Haar; ob nun dies Cocusnußöl hiezu etwas beiträgt, oder nicht, immer giebt es ihren Haaren einen fettigen schmutzigen Anblick und einen höchst unangenehmen Geruch. Sitzen sie nun so, mitten unter ihren Sclavinnen, eben so angezogen, dieselbe Beschäftigung treibend und mit ihnen vertraut sich unterhaltend, so erkennt sie ein Fremder schwerlich, und geht vorbei ohne sich um sie zu bekümmern. Etwas der Art begegnete Herrn Maxwell und mir und verwirrte uns nicht wenig. Es war der Besuch, den wir Hr. Engelhardt machten, von welchem ich vorher schon erzählte. Madame Engelhardt (des jetzigen Generalgouverneur's Nichte und deren Tochter aus erster Ehe) saßen in dem Porticus vor der Halle zwischen ihren Sclaven, genau so gekleidet, wie eben beschrieben wurde. Nachdem wir uns einige Zeit mit Hrn. Engelhardt unterhalten hatten, gingen wir hinaus, um den Garten, die Ställe und andere Gebäude hinter dem Hause zu besehen, und kamen deshalb mehreremale hin und zurück durch den Porticus, ohne im mindesten uns um Madam oder Mamsell, die wir mit den sie umgebenden Haufen für eins hielten, zu bekümmern. Jetzt kamen wir in die Halle zurück und wollten eben uns von Hrn. Engelhardt empfehlen und fortgehen; als er sagte, er müsse uns erst seiner Frau und Stieftochter vorstellen. Er ging an die Thür und rief sie. Wir glaubten anfangs, die sich nähernden, wären zwei, ihren Herrinnen vorangehende Sclavinnen; es waren aber Madam und Mamsell selbst, im bloßen Kopf und

bloßen Nacken, ohne Strümpfe und ohne Schuhe, nur bekleidet mit dem umgebundenen, blau und roth gewürfelten Nachtrock. Wir machten unsern Bücklitig, nicht wenig überrascht und erstaunt. Die Damen spaßten, sprachen einige Worte mit uns, und gingen dann zu ihren Sclavinnen zurück.

Gehen die Batavischen Damen des Abends in der Kühle aus um Besuche zu geben, oder fahren sie aus um frische Luft zu genießen, so kleiden sie sich prachtvoll. Dennoch pudern sie sich auch denn das Haar nicht, sondern schmükken dasselbe mit einer Verschwendung von Diamanten und Juwelen verschiedener Art, die mit Blumenbouquets untermengt sind, besonders von der polyantha tuberosa und pandang. Sie haben sehr reiche Gold- und Silberbüchsen, in welchen sie ihren Betel und Areka und verschiedene Species, mit denen sie jene mischen, bei sich tragen. Zuerst nehmen sie ein Betelblatt, streuen etwas gelöschten Aezkalk und etwas Gambir, darauf; (letzteres ist der eingedickte Saft oder der Extract der Catechunuß) dann nehmen sie ein Stück Arekanuß, etwas zerstoßenen Kardamom, Pfeffer und Toback und legen dieses Gemisch über den Gambir und Aezkalk, rollen es in einem Betelblatt auf, wickeln das ganze in 2 oder 3 frischen Blättern, und stecken es so in ihren Mund und kauen es fortwährend. Dieser wärmende, reizende Kaubrei erregt nun einen Zufluß von Speichel, der durch den Gambir dunkelbraun gefärbt ist, und ihr Zahnfleisch, Zähne und Lippen bedeckt. Jede ihrer Arekabüchsen enthält eine kleine Menge von den verschiedenen Spezereien und Sachen die sie hiezu bedürfen, so wie Messer, Scheere, Zange und andere Instrumente, die sie zum Zerkleinern der Arekanuß und der übrigen Sachen gebrauchen. Die Damen behaupten: die Wirkung dieser kräftigen Substanzen sey, daß sie den Athem wohlriechend macht, den Magen stärkten und Muskeln und Nerven kräftiger machten. Jede Dame hat ihre Sclavin, die sie überall hin begleitet, zu ihren Füßen sitzt und die Arekabüchse trägt, oft auch den Kaubrei für ihre Dame bereitet. Bei Parthieen oder Assembleen, wenn es ihnen zu heiß dünkt, so entfernen sie sich ohne alle Umstände, ziehen sich aus und ihren Kattun Nachtrock an und kommen dann wieder ins Zimmer, dem Fremden kaum erkennbar. Eben so machen es die edlen Herren, sie ziehen ihr schweres Sammtkleid aus und kehren in weißen Kattunjacken mit freien Schößen zurück. Die Edelherren haben jedoch gewöhnlich in diesen Röcken diamantne Knöpfe und die älteren auch an ihrer Nachtmütze dergleichen.

Gewohnheit mag diese Dinge beschönigen, so weit wenigstens, daß sie weniger auffallend erscheinen, besonders da in solchen Klimaten wie das hiesige, ein jeder schon die Wohlthat eines leichten, freien Anzugs und das Wehen kühler Luft empfindet. Aber was das Arekakauen anbetrifft, so erregt es Erstaunen, daß dies jemals einem Europäer ekelhaft vorzukommen, aufhört. Welchen wirklichen oder eingebildeten Nutzen die Batavischen Schönen davon auch zu haben glauben, so wirken die Anwendungen desselben gewiß auf jeden Fremden überraschend und ekelerregend, und anstatt dadurch Liebe einzuflößen oder ihre Reize zu vermehren, so scheinen sie ein unüberwindliches Gegenmittel dafür zu seyn.

Diese fortschreitende Veränderung der ursprünglichen Europäer und das stufenweise Verschmelzen derselben mit Gesichtsfarbe, dem Charakter und den Sitten der Abkömmlinge der Javaner, scheint ein Argument zu Gunsten des Systems der Philosophen zu seyn, die das ganze

Menschengeschlecht von einem einzigen Stamm ableiten, und die jede Verschiedenheit der Gestalt, Farbe und des Charakters blos von dem Einfluß des Klima's, von örtlichen Ursachen und Lebensitten ableiten. Einige Witzlinge von Batavia behaupten jedoch daß ein Theil dieser physikalischen Wirkung auf die Vertraulichkeiten und Gunstbezeugungen zu rechnen sey, die, wie man muthmaßt, einige dieser Damen ihren männlichen Sclaven erzeigten. Das Frauenzimmer ist hier gewöhnlich zwischen dem 11. und 12. Jahr heirathsfähig. Sie erblühen so schnell, als sie veralten. Eine Frau wird vor dem 30. Jahr schon zu den femmes passées gerechnet. Haben sie 1 oder 2 Kinder geboren, so ist ihre ganze Gestalt verändert und geschwächt. Dann suchen sich die Ehemänner eine andere Geliebte und die vernachläßigten Frauen andre Liebhaber. Zuweilen findet eine gegenseitige, stillschweigende Einwilligung bei dieser doppelten Haushaltung statt; öfterer aber herrschen Eifersucht und erzürnte Rache; oft, sagt man, hat die wüthige Hausfrau dem Ehemann Gift gereicht, und dessen plötzlicher Tod wurde dann dem giftigen Landfieber zugeschrieben. So viel ist gewiß, daß das Klima dem hiesigen Frauenzimmer bei weitem nicht so gefährlich ist, als den Mannspersonen. Die Frauenzimmer leben weit länger, und sind den Krankheiten nicht so unterworfen. Es giebt in Batavia viele Beispiele, daß 1 Frauenzimmer 6 oder 7 Ehemänner überlebte; und im allgemeinen haben hier die meisten verheiratheten Frauen mehrere Wittwenschaften erlebt. Die Wirthin in dem Hotel, in welchem wir wohnten, war 6 mal vorher verheirathet, und hatte jetzt den 7. Mann. Ihrem Embonpoint und ihrem gesunden Blick nach, konnte man mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie bei ihres Mannes magerer, abgemergelter Gestalt, bald eine neue Wahl und ihm einen abermaligen Nachfolger, geben würde. Es giebt aber mehrere Ursachen, die physikalisch das längere Leben und die bessere Gesundheit des Frauenzimmer hier zu Lande bewirken. Die meisten derselben sind, obgleich von europäischer Abkunft, doch hier gebohren und deshalb an das Klima und die hiesigen Sitten gewöhnt. Von Kindheit an gewöhnen sie sich an die Lage, in der sie leben werden. Sie führen ein ruhiges, sorgenfreies Leben, sie sitzen den ganzen Tag im kühlen Schatten, verreisen nie und setzen sich nie den Sonnenstrahlen oder der Wirkung des schädlichen Miasma, welches immer das Land umfließt, aus. Sie nehmen keinen Theil an Handlung oder Geschäften, und haben deshalb weder Sorgen noch Verdruß, weder in Handlungs noch in öffentlichen Angelegenheiten. Oft nehmen sie kalte Bäder, und essen und trinken viel mäßiger als die Männer, die im Allgemeinen besonders durch unmäßiges Ausschweifen in letzterem ihre Gesundheit zerstören.

Es giebt 6 verschiedene Arten von Einwohnern in Batavia und dessen Umgebung, die durchaus von einander verschieden sind.

1. Die Deutschen und Europäer überhaupt, die alle Stellen, Dienste und Gewalt in ihren Händen haben, und ihre Autorität über alle übrige behaupten; die unter ihnen Sterbenden, werden jährlich aus Europa ersetzt.

2. Die portugiesischen Abkömmlinge der ersten Besitznehmer von Batavia. Sie haben alle Handlungsverhältnisse und Verbindungen mit ihrem Mutterlande eingebüßt, und nur noch eine verdorbene portugiesische Sprache unter sich üblich. Und selbst diese verstehen manche derselben nicht, und sprechen lieber die malayische Sprache. Sie kleiden sich wie die eingebornen

Javaner, nur daß sie ihr Haar immer nach europäischer Sitte tragen. Sie haben fast ganz die Sitten und Gewohnheiten der Javaner angenommen, von welchen sie sich durchaus, durch dunklere Gesichts- und Hautfarbe, und durch längere Nasen und schärfere Gesichtszüge unterscheiden. Sie sind nicht mehr Katholiken, sondern sämmtlich Lutheraner. Sie alle werden zu den niedrigsten, häuslichen Verrichtungen gebraucht; wenige derselben sind Künstler und Handwerker, und einige von ihnen leben bloß von dem Jagen in den Wäldern und Holzungen. Wirklich sind sie hier ausschließlich die Jäger. Kurz sie haben nichts europäisches oder portugiesisches an sich, als den Namen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Matzhammelei.

Also werden beim Bergwerkshaushalt von den Bergleuten, Unterschleife, kleine Diebereien und Betrug, genannt; woran sowohl Bergbediente vom Leder, als ihre Untergebene und andere Personen Antheil nehmen. (Dritte Abtheilung der Hannöverischen Gesetzsammlung Nro. 89. Nov. 1819.) Es scheint indeß aus der folgenden Anekdote zu erhellen, daß auch bei den Taschendieben jene Benennung acquiriret und in das Wörterbuch der Diebe aufgenommen ist.

Ein sehr gewandter, elegant gekleideter Taschendieb — getaufter Jude — stahl an einem sehr besuchten Badeorte einem Uhrenhändler aus Locle eine goldene Repitir-Uhr. So geschickt er aber auch dabei zu Werke ging, ward dennoch seine Handlung von einem hinter ihm stehenden Ortodoxen Juden, der auch des Handwerks kundig, bemerkt. Diesem lief vor Lüsternheit, Theil an dem Vortheil des Raubes zu nehmen, das klare Wasser aus dem Munde, und, um den Dieb furchtsam zu machen, — vielleicht aber auch aus Groll gegen einen Renegaten, — und so zu seinem Zweck zu gelangen, flüsterte er ihm mehr als einmal halblaut in's Ohr: „Gottes Wunder, welche Matzhammelei! — Dem Beutelschneider verdroß diese besondere Aufmerksamkeit und die Lobsprüche auf seine Geschicklichkeit, von dem Fremden sehr, indem er von demselben alles zu fürchten hatte. — Höre Freund! sagte er etwas abseits, zu ihm: Du wirst doch schweigen können? — „Als Ihr mir kaibt drei Logisdors," antwortete Jener, „will ich schwaige; kaibt'r nichts, werd ich nit schwaige!"

Sey es nun, daß dem christlichen Dieb diese Forderung etwas zu jüdisch vorkam, oder war es Rache, welche ihm allen Eigennutz bei Seite setzen ließ; genug, er ward innerlich sehr erboßt und beschloß, ihm nicht allein nichts zu geben, sondern ihn auch in diejenige Grube zu stürzen welche jener ihm so schadenfroh zu graben drohte.

Weißt Du was, schlug er vor, ich will Dir noch mehr geben, als Du forderst. Lass' mir diese Uhr, ich stehle auf der Stelle eine ähnliche für Dich. Damit war das Kind Israel sehr zufrieden.

So bleib hier stehen! gebot ihm der Taschenkünstler, und trat wieder an die Bude. Indem er sich eine Uhr um die andere zeigen ließ, und mit dem Schweizer sprach, als handle er mit ihm, — sagte er diesem, mit dem Daumen über die Schulter zeigend: Sehen Sie den Juden dort in der Allee am Baume stehen? er hat Ihnen so eben eine Uhr entwendet, und sie in der linken Rocktasche verborgen! — (da hinein hatte er dem Bruder Schelm in der That während des Gesprächs die gestohlene Uhr prakticiret.)

Der Kaufmann sprang eilends hinaus, packte den, — in Erwartung ebbes roares von Repetiruhr — da stehenden, armen Teufel, griff in dessen Tasche, fand die Uhr, und schlug, — nebst dem eben mit Krücke und hölzernen Beinen vorbeipassirenden, — letztern mit Krücke und Bein — unbarmherzig auf den vermeintlichen Dieb los, bis die Polizei hinzu kam und ihn wenigstens vom Tode rettete. Auch der eigentliche Spitzbube war dabei, und während er tüchtig mit auf seinen Stellvertreter einkeilte, rief er demselben immer in die Ohren: Gottes Wunder! welche Mathammelei!

— b —

Heinrichs IV. Bart.

Als im Gefolge eines verruchten Beschlusses des Nationalconvents, die letzte Ruhestätte der Könige von Frankreich zu St. Denis zerstört und beraubt wurde, schien der Leichnam Heinrich IV., der noch seinen Bart und alle die von den Franzosen einst angebeteten Züge unverletzt zeigte, einen tiefen Eindruck auf die Mehrzahl der Zuschauer zu machen. Aber die Zerstörungswuth siegte bald über jene heilige Schauer, welche diese Art von Auferstehung eines der größten Könige Frankreichs eingeflößt hatte. Heinrich IV. wurde aus seiner Gruft hervorgezogen, auf einen Stein gelegt und so den Mißhandlungen eines wüthenden Pöbels Preis gegeben.

Es sey nun, daß die Krieger mehr Großmuth in ihrem Charakter hatten, oder daß sie in Heinrich IV. nur den großen Feldherrn sahen, sie nahmen nicht Theil an den rohen Ausbrüchen der Wuth des Pöbels. Ein Soldat stürzte sich auf den Leichnam des Besiegers der Ligue, und nach einer langen, stummen Bewunderung, zog er seinen Säbel aus der Scheide und schnitt ihm eine Spitze seines Knebelbarts ab, indem er ausrief: „Ich bin auch ein französischer Soldat, und doch hab' ich noch keinen Knebelbart!“ Bei diesen Worten heftete er den Bart Heinrichs IV. an seine Lippen, und setzte hinzu: Nun bin ich überzeugt, daß ich die Feinde Frankreichs schlagen muß, und ich eile zum Siege!“

Die Wette.

(Nach einer englischen Anekdote.)

In Englands Hauptstadt, hört' ich sagen,
Hat sich ein Fall einst zugetragen,
der freilich unwahrscheinlich klingt.
Wollt Ihr, daß ich ihn Euch erzähle,
und keinen Umstand Euch verhehle?
Wohlan, laßt sehn, ob mir's gelingt.

Blackfriar's Brücke sollte eben
sich über'n Themse-Fluß erheben
in stolzer, kühner Majestät.
Viel Hände waren da geschäftig,
viel starke Arme wirkten kräftig,
auf daß der Bau von statten geht.

Und auf der Rüstung hohe Mitte
steigt mit zu kühn gewagtem Tritte
ein allzudreister Arbeitsmann.
Da wanken trügerisch die Stützen;
er stürzt hinab — — wer wird ihn schützen,
wenn er nicht rüstig schwimmen kann?

Der edlen Lords gehn zwei vorüber
und einer spricht: „Ei, seht, mein Lieber,
Der scheint bezahlt. Doch wette ich,
der Fellow*) da am Brückenbogen
wird nicht ein Raub der Themsewogen,
und rettet noch durch Schwimmen sich.“ —

„Well!**)“ ruft der Andre - hundert Pfunde!
Und zwar, eh' eine Viertelstunde

*) Kerl.
**) Gut! Es gilt!

verläuft und ganz vorübergeht!"" —
Drauf wird die Uhr herausgezogen,
und beide starren in die Wogen,
die kühler Westwind schwellend bläht.

Ein Haufe Coffer darf nicht fehlen,
denn London will der Narren zählen
so gut wie jeder andre Ort.
Sie pred'gen sämmtlich goldne Lehren
von Schwimmkunst — doch er kann's nicht hören,
der Sturm verschlingt das kluge Wort.

Von unsern Lords ruft jetzt der Eine:
„Gewonnen! — Schwach nur mit dem Beine
hält noch der wackre Schwimmer Strich."
Der Andre schreit: „„Noch nichts verloren!
denn seht nur, seht! wie neugeboren
erwehrt er frisch des Stromes sich.""

Wie nun die Wellen bald ihn heben,
bald ihn hinabzudrücken streben,
bricht je ein Lord in Angstruf aus:
„Jetzt preßt die Flut ihn vollends nieder,
nun sinkt er!" — „„Nein, er hebt sich wieder!"" —
„God dam! da kommt der Kopf heraus!" —

Von fern ersehen's schlichte Leute,
und weder Hang nach Lohn und Beute,
noch schnöde Wettlust treibt sie an,
zu einem Schiffersmann zu sagen:
Da sind zwei Pfunde, willst Du's wagen,
und retten dort den armen Mann?

Und als sie ihr Gebot erneuern,
ist er entschlossen loszusteuern,
Denkt: frisch gewagt ist halb gethan.
Und alles Volk schreit: Eile! Rette! —
„Halt! Das ist gegen unsre Wette
— sagt schnell das Paar — das geht nicht an!"

---

* An D — — —.

Dankend nenn' ich dich nur;
Innig im Herzen und tief,
Wohin gute Natur
Herrliches Mädchen dich rief.

Sturmlos im sonnigen Frieden
Wohnet da ewig dein Bild,
Heilig, wie eines hienieden
Fühlende Herzen erfüllt.

Sag' es treu o Gesang,
Mädchen wie bin ich dir gut!
Nimm hin gütig den Dank,
Wie auch der Himmel dies thut.
Als du bei trübenden Stunden
Licht in die Nacht mir gebracht,
Hab' ich den Engel gefunden
Wie ihn die Gottheit gedacht.

Bemerkungen und Ansichten.

Die Sprache ist die Dollmetscherin dessen, was der Mensch denkt, fühlt und glaubt; sie ist ein köstliches Geschenk des Himmels, mit welchem sie uns in nähere Berührung setzt. Sie wird aber geschändet, wenn der Mensch kein Bedenken trägt, ihre verschiedenen gehaltigen Töne zu verwechseln und solche anzugeben, die in seinem Innern gar nicht erklingen. Ich meine, solch' ein Wesen gleiche der Falschmünzerei.

Auf verschiedenen Wegen durchwandeln die Menschen das Leben. Aber auch selbst die, so auf einer Straße gehen, lassen große Zwischenräume unter sich, denn Einer denkt dem Andern es zuvor zu thun und ihm das Ziel abzugewinnen. Nur selten sieht man, weit entfernt von diesem bunten Haufen, ein Paar Hand in Hand und bedächtig gehen; aber deßwegen ist auch die Freundschaft so erhaben.

Der Eine behauptet dies, der Andere Jenes! Max greift den Veit an ob seiner abweichenden Ansichten, und doch ist dieser überzeugt, daß er

recht habe. O! daß doch Jeder sein Meinen und Trachten anspruchlos, nutzbar in's Leben trüge, ohne dem anders denkenden Bruder feindselig zu begegnen! Dann würde die Sonne ein glücklicheres Geschlecht bescheinen!

* Dankbarkeit und Rache.

Der als braver Schauspieler auch in Bremen bekannte Herr Leo, ließ unter dem 30. Nov. 1819, bei seiner Abreise von Hannover folgendes in öffentlichen Blättern bekannt machen: — „Auch meinen guten Freunden statte „ich bei meiner Abreise meinen Dank ab; nicht „allein für bewiesene Freundschaft mit der Zun„ge, sondern auch für den handgreiflichen Be„weiß: mir in voriger Nacht zum Abschied die Fenster eingeworfen zu haben."

Zweifelsohne haben sich hierüber die Fensterhelden geärgert, daß sie einen Mann von kalter Ruhe und Gelassenheit nicht haben ärgern können. Eine solche Rache verdient allgemein empfohlen zu werden: denn sie ist unschädlich und dennoch von guter Wirkung. Man gebe nur Acht wenn jemand einen Andern ärgern will, dieser sich aber nicht ärgert, wie sich dann der Aergerer ärgert, — überhaupt ist derjenige welcher den Sünder nicht vergiebt, allemal ein — Sünder.

— b —

Kontrast.

— Die prachtvolle Straße zu London, welche von Carltonhouse nach Portland-Place durchgebrochen wurde, ist sehr vorgerückt. Ein gigantisches Unternehmen, bei welchem viele alte Straßen nieder gestürzt sind. Mitten auf einem Circus dieser Straße, wo sie durch Piccadilly führt, steht aber noch das Haus eines Oelkrämers, der nicht weichen will, oder eine angemessene Summe begehrt; den wird wohl ein Parlamentsbeschluß wegtreiben müssen. Das Haus gleicht jetzt einem alten Wartthurm. Es ist zwei Fenster breit, und hat ringsherum, daß es nicht einstürze, gestützt werden müssen; so hängt es nun gleichsam in den Stützen, und an den Seiten hängen die Tapetenstücke der Häuser oder Wohnungen herunter, zwischen welchen es sonst eingebaut war, nun umgeben mit wahren griechischen Prachtgebäuden, dem Aeussern nach. Etwas lächerlicher Kontrastirendes kann man wahrlich nicht sehen. Man lacht und lästert darüber zwar allgemein, aber es gefällt, denn der Mann will nicht weichen, weil er nicht will.

* Räthsel.

Mit O kömmt's uns gar selten zu Gesicht,
Mit F geräth's bei allem Fleiß oft nicht,
Mit L ist es fürwahr ein leckeres Gericht,
Mit W verschafft es uns ein gutes, sanftes Licht.

Berichtigung.

In Nro 97. lese man S. 744. 2. Sp. 10. Z. von oben: st. Talars einer — Talars mit einer. 19. Z. st. aufgespannten — aufgesperrten Mäulern. S. 775 1. Sp. 3. Z. von unten st. einem Marder halten möchten — mochten.

Auflösung der Charade in Nr. 97.

Zahnpulver.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 99.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 12. December 1819.

Bitterfüß.

Eine Erzählung.

Woldemar hatte ein engelschönes Weib errungen, die Grazie war indeß, in Bezug auf Geld und Hausrath, nicht bemittelter als diese Huldinnen, doch glücklich durch den Blüthenglanz der Liebe und eben in der Erwartung des ersten Silberblickes der Mutterwonne. Dem zärtlichen Gatten verkümmerte dagegen die bange Sorge diese Lust. Ihm schauderte vor der verhängnißvollen Stunde und vor dem unerschwinglichen Eintrittpreise in den Vaterstand, wo auch der Aermste für den nackten Zuspruch „Geleit und Zoll und Wegegeld entrichten soll“ Es mußte, selbst im glücklichsten Falle, Geld seyn für die Hebammen und den Täufer, für die Schule und die Kirche, für die Wiege und das Wochenbett. Er aber hatte eben keines und zu Erfüllung des Ungemaches seinen ersten Prozeß verloren, einen Rechthandel von großer Bedeutung, dessen Führung ihm eine sonstige Gönnerin, die Gräfin Edelstein anvertraute und in dessen Laufe Woldemar die Früchte eines nicht gemeinen Fleißes und Talentes vergebens erschöpfte. Er fürchtete sich um so mehr, der sparsamen, auf den Sieg ihres vermeintlichen Rechts bauenden Clientin, diese Hiobspost zu verkündigen, da der widrige Ausgang sie um fünftausend Thaler brachte und Woldemar seine Elise, ihrem Rath zuwider, eheligte. Denn wenn die Leidenschaft, sagte die Gräfin: den Mittellosen mit der Dürftigen paart, so zeugen sie den Harm, das Drangsal und die Reue. Auch hatte er seitdem, statt der bisherigen fast mütterlichen Herzlichkeit und Güte, nur eine kalte berechnete Aufnahme dort gefunden und die Dame, zu seinem Verdrusse, der jungen Frau bis jetzt mit keinem Worte gedacht.

Alle diese Wölkchen und Wolken wurden jedoch vor Elisen verborgen, die nur den Maienhimmel schöner Häuslichkeit erblicken sollte und

verrieth den Gatten auch bisweilen sein Aussehn, so erschien ihr diese Verdüsterung als die nothwendige Folge der Berufs-Arbeit, und Worte, Blicke, Küsse reichten hin, ihn zu erhellen. Mein Männchen sammelt wohl sogar im Stillen? dachte die Arglose, als sie eines Abends mehrere Geldrollen in seinem Schreibetische gewahrte, der anvertrautes Gut enthielt, sie glaubte dem gemäß die Kosten der Niederkunft und möglicher Krankheiten gedeckt, glaubte, ihn zum guten Haushalter gemacht zu haben, und freute sich der heilbringenden Magie ihres Einflusses.

Elise arbeite eben am Nähtische für den unsichtbaren Wildfang, der, zu der Mutter Ergötzen, unter ihrem Herzen hüpfte, als Woldemar, noch immer geldlos, am Nebenfenster auf Hülfsquellen sann und nicht eine zu entdecken vermochte, denn sein Zartgefühl und sein Stolz verboten ihm, sich einem bemittelten Bekannten zu eröffnen und die Freundschaft des Einen oder des Andern auf einem solchen Probiersteine zu prüfen. Elise sah im Spiegel ihren Mann, sie erschrak vor diesen Außenfarben der Schwermuth und mißdeutete die Veranlassung; sie rief dem Verstörten, sie drückte ihn an die getreue Brust und sprach mit weichen Liebestönen:

Du scheinst so düster, Herzensfreund! Du kümmerst Dich um meinetwillen, ich aber bin gefaßt und freue mich. Gott wird mir helfen! Er ist den Frauen gnädig in den Stunden dieser heiligen Aengste, und Kraft von Oben kommt dann über uns. Er sagte wehmuthvoll: die Stärke — die bewahre Dich!

Bald darauf ward der Hinritt des alten, wackern Commerzien-Rathes angesagt und von dem Ehepaar um so lebhafter empfunden, da er der einzige war, dem sich der Mann, im Drange des Bedarfs zu entdecken genei t fühlte und die Frau demselben eine Pathenstelle zudachte; sein Abgang machte sie verlegen: Woldemar schlug Andre vor, aber der Eine wollte verreisen, dem zweiten und dritten mußten die Kosten erspart werden, dem vierten war ein Goldstück lieber als solche Ehre und Höflichkeit, und jetzt ergriff Elise das daliegende Wochenblatt und sagte lachend; Könnte man doch den pathensüchtigen Amtmann in dieser Geschichte verwirklichen. Ich las sie erst zur Hälfte, willst Du sie hören? Er nickte seufzend und zerstreut, Elise begann wie folgt: —

„Im Rathskeller zu Jericho saßen die Vornehmen dieses amtsässigen Städchens und sprachen von dem Tod des alten, achtbaren Amtmanns und von der Zukunft des neuen, welchem man täglich entgegen sah. Der Eine hatte gehört, daß er ein zwerghafter aber grundguter Pfennig, der Andere daß er ein baumlanger, gestrenger Herr — der dritte, daß er deutsch gesinnt und liberal, ein Feind der Vergewaltigung und roher Willkühr sey; ihr sogenannter Widersacher aber, mit dem sie stets im Streite lagen, versicherte, das schmähligste Gegentheil vernommen zu haben. Da ward es draußen plötzlich laut, der Kellerwirth drängte, unter schallenden Honigworten, einen Fremden herein, welcher sich für den eben eingelaufenen Gehülfen der besprochenen Obrigkeit erklärte und entzog ihm den Mantel und den Hut. Herr Kilian mußte auf dem ledernen Kellerthrone Platz nehmen, vor den die dienstfertige Rebekke ein Tischchen schob und dieses mit Komerenwein und Zwiebelwurst besetzte, Erfreuliche Aufnahme! Und alle

hoben gleichzeitig an zu reden und zu fragen, und jede dieser Fragen zeigte wohlthuend von dem regen Antheil an Kilians Person und Hiersеyn. Dann ließen sie den Amtmann leben, den erwarteten.

Bei Gott, er meritirt's! versicherte der Fremde, Bescheid thuend. Jericho und seine trefflichen Bewohner dürfen sich Glück wünschen.

Schön! Schön! erscholl es: Ei, wohl uns! Der Widersacher aber brummte! Hm! neue Besen kehren gut! — Kilian entgegnete mit Weichmuth: O, sagen Sie Sammtbürsten!

Getroffen! rief der Kellerwirth: Der Sammt sind wir! er setzte, zu dem Spinnefeind gekehrt, hinzu! Sie ausgenommen! Des Amtmanns Vorläufer fuhr darauf alsofort!

Reise man doch gefälligst nach Bethseba, wo dieser gute Hirt bis jetzt gehütet hat und frage seine Heerde aus, die in gesalzenen Thränen schwimmt. Da ist wohl kein herabgekommener Mann, der je mit leerer Hand oder ohne Trost von ihm zurück gekehrt wäre. Er hört und räth und hilft, es darf ein Jeglicher sich vor ihm ausschütten.

Der Wirth schlug, sichtbarlich erregt, auf seinen Hängebauch, und schrie: Zieh ein, zieh ein, Gesegneter! Am Ausschütten soll es nicht gebrechen und leere Hände findest Du!

Kilian rühmte fernerweit daß der Gemüthreiche drei junge Dragoner-Witwen, deren Männer in Rußland erfroren, aus eigenen Mitteln kleide und speise und ihre kleinen Kinder bevatere.

Das will ich zugeben! rief der Widersacher.

Daß er all überall zum Besten kehre und absonderlich bei Eintreibung verwirkter Strafgelder ein Auge zumache.

Denn er ist einäugig! bemerkte Jener.

Endlich sey Kilian zugegen gewesen, als ihn die Hebamme, schon in sechs Häusern abgewiesen, zu Gevattern bat. Zum ärmsten Teufel von Bethseba — zum zehnten Male überhaupt im Lauf von vierzehn Wintertagen. Mit Freuden habe der Edle Ja gesagt und es den dortigen Wehmüttern zur Pflicht gemacht, ihm dieses sanfte Joch in jedem Nothfall aufzulegen. Es sey sein Steckenpferd.

Potz Element! rief der Stadtbader: man wird sein Pferdchen hier in Odem halten. Der Respectable bindet, höchst gewiß, erklecklich ein?

Weil er im Gelde sitzt! erwiderte Kilian: in Geld und Gute, das, in dieser Zeitlichkeit, nächst stetem Wohlergehn, unzweifelhaft der beste Trumpf, der Einundzwanziger, der alte Wenzel ist.

Ja, das weiß Gott! seufzte Woldemar, seine Frau unterbrechend. Elise versetzte darauf: Die Herren Jerichoer meinten das auch — dann las sie fernerweit:

„Noch manches äußerte der glaubwürdige Kilian, zu seines Meisters Lob und Ehre, und es ward ihm dafür, was des Wirthes Küche und Keller an Appetitlichem enthielt; die Gäste aber tranken während dem von neuem und so eifrig auf das Wohl dieser seltenen Obrigkeit, daß sie, mit Ausnahme des Widersachers und eines und des andern Maßhalters, gewaltige Haarbeutel nach Hause trugen und ihre nüchternen Ehehälften durch dieses Wahrzeichen der lockern Wirthschaft ärgerten. Blandine, zum

Beispiel, öffnete bereits den Mund, um ihrem Cyrillus den Lockenkopf zu waschen, da er fast täglich nach dem Rathskeller schlich, während dem sie daheim, gleich ihrem Buchfinken, das helle Wasser aus dem Weinglase nippte und selbst den Klingelbeutel umging, indeß er, vor kurzem, sogar die mühsam beseitigten Kindtaufen-Kosten im Solo verspielt hatte. Cyrill aber sagte triumphirend: —

Schweig, Dinchen! schweig und freue Dich! Ich habe nun endlich einen freiwilligen, preiswürdigen Gevatter auf dem Rohr; es ist so gut als ob er schon gebeten wäre. Ein wahrer, allzeit fertiger Patent-Pathe, der mir obendrein, sobald ich nur ein Wort verliere, die leere Kindtaufenvaterhand mit Solde füllen wird. Und das sind rare Vögel, Blandinchen! Danke Gott!"

(Der Beschluß folgt.)

---

* Nachrichten von Batavia, dessen Bewohnern, Handlung, Klima ꝛc.

(Fortsetzung.)

3. Die eingebornen Javaner. Diese haben eine besondere Gesichtsfarbe, die sie leicht von allen übrigen hiesigen Einwohnern und Indianern unterscheiden läßt. Sie sind weder so schwarzbraun wie die Portugiesen, noch so gelb wie die Malayen im allgemeinen. Ihre Gesichtszüge sind voller, ihre Augen breit, ihre Nase flach und breit und ihr Gesicht breit. Sie sind Freie, und es ist mit den Holländern festgesetzt, daß sie nicht zu Sclaven gemacht werden dürfen. Auch ihre Kleidung ist von der, der übrigen Indianer verschieden. Sie tragen ihr Haar wie oben schon beschrieben wurde hinten geflechtet und mit einer Silbernadel befestigt, welches hier die allgemeine Sitte aller Frauen jedes Standes ist. Aber ihre Nacken, Schultern, Arme und einen großen Theil der Brust und des Rücken tragen sie blos, sie sind gewöhnlich von dem Unterleib aufwärts ganz nackt; aber die Frauen haben eine Art Decke, die eben die Brust bedeckt und dann hinabfällt bis zu den Knöcheln; jene tragen eine Art Unterrock, von roth und blauen baumwollenem Zeug. Diese Kleidung sehen sie als ein Privilegium an, welches sie von den Sclaven unterscheidet, denen man nie erlaubt dieses zu tragen, selbst wenn sie frei werden. Weibliche Sclaven aber sind besser und hübscher gekleidet; und obgleich Schnitt und Weise bei allen gleich ist, so sind doch einige die hübscher sind und von ihren Herren vor den übrigen begünstigt werden, viel feiner gekleidet und mit einen Ueberfluß von Flitterstaat geschmückt. Ihre Kleidung besteht, 1. in einer weißen baumwollenen Jacke, die lose um den Nacken geht, mit einer Einfassung von Band um die Brust. Die Ermel sind eng und gehen bis auf die Handknöchel, wo sie mit einem Knopf befestigt werden; um die Knöchel machen sie Flittern jeder Art, die sie nur habhaft werden können. Mehrere bei Hr. Wiegermann hatten solche von Gold und Silber und verschiedenen gefärbten Steinen. Dieses Kamisol sitzt knapp an den Körper und geht bis über den Unterleib. Ueber den Leib tragen sie eine Art doppelten Rock, der über die Schenkel, bis zu den Knöcheln geht. Dieser Rock ist von 2 Stücken gewürfelten baumwollenen Zeuges. Das eine Stück wird von hinten nach vorne umgethan und kommt vorn fest zusammen; das andre gleicht einer Schürze und wird von vorne nach hinten umgeschlagen, ist jedoch viel enger als

das erste und schlägt hinten nicht zusammen. Da diese Art von doppeltem Rock keine Falten hat und sehr dicht um den Leib gezogen ist, so läßt es die Gestalt und Umrisse sehn. Der Preiß der Sclaven ist je nach ihrem Alter und ihrer Gestalt verschieden, wenn sie aber hübsch sind, kosten sie 400 bis 500 Dollars.

4. Die Sclaven. Diese sind sehr zahlreich, da ein jeder so viel deren hat, als ihm gefällt und als er kaufen und halten kann. Es giebt viel mehr weibliche als männliche Sclaven. Diese werden von allen Theilen Indiens hieher gebracht, und es ist bemerkt worden, daß sie sowohl als ihre Abkömmlinge immer den ursprünglichen Charakter und die Sitten ihres Geburtslandes beibehalten. Die von einerlei Orten und Ländern halten sich vorzugsweise zu einander; es scheint, daß sie sich einander Muth einsprechen und mit gutem Beispiel vorangehen zum hartnäckigen Beharren bei den frühern Kleidungen und Gewohnheiten ihrer Heimathen. Das Kleid der Sclavinnen wurde schon beschrieben; das der Männer ist weit einfacher und schlichter. Es ist nur ein langer, von dem Nacken bis zu den Knöcheln reichender Rock. Er ist von demselben roth und blau gestreiftem Zeuge, ganz zu, nur oben eine Oeffnung um den Kopf durchzustecken. Er hat enge Aermel, die an dem Handgelenk zugeknöpft sind, wo sie denn zuweilen auch einige Zierrathen tragen; immer aber tragen sie einige gelbe Knöpfe als Halsband. Jeder männliche oder weibliche Sclave hat sein besonderes Dienstgeschäft zu besorgen, und nur auf diese geben sie Acht. Daher kommt die große Zahl beider, die gebraucht werden und die man in warmen Klimaten, besonders aber in Ostindien, für nothwendig hält; alle diese Sclaven haben als Bestimmtes eine große Menge Reis, und täglich ohngefähr den Werth eines penny Sterling in holländischem Gelde. Den Reis machen sie auf ihre Weise zurecht und für den penny kaufen sie Fische, die sie dann mit dem Reis zur gewöhnlichen Mahlzeit mengen; lieben sie Gemüse, so dürfen sie gewöhnlich, so viel sie bedürfen, aus ihres Herrn Garten holen. Man hat Beispiele daß sich Sclaven mit dieser kargen Nahrung behelfen und sich zuletzt so viel ersparten als die Freibriefe bei ihrem Freiwerden kosteten.

Obgleich die Kinder der Sclaven hier, wie in andern Ländern wo die Sclaverei herrscht, ein Eigenthum ihrer Herren sind, so scheint diese Quelle doch nur wenig Sclaven zu liefern. Der Herr zieht es vor Sclaven zu kaufen als sie zu erziehen. Weibliche Sclaven werden, wenn sie ein Kind geboren haben, kaum noch zu irgend etwas anderm gebraucht als jene zu säugen und zu erziehen. Ein oder zwei solcher sah ich bei Hr. Wiegermann. Sie sahen elend und alt aus, obgleich man mir sagte, daß sie noch jung wären. Es schien als hätten sie zu nichts Lust, als die ihnen auferlegte Sorge für ihr Kind und man versicherte mich, daß sie weiter nichts zu thun hätten. Unter diesen Umständen scheint eher Nachtheil als Vortheil bei den Ehen unter den Sclaven zu seyn, weshalb man sie auch nicht begünstigt; auch scheint es, daß das männliche Geschlecht dies eben nicht eifrig betreibt. Im Allgemeinen sind sie langsam, träge und schwach; die kraftlosen Speisen die sie erhalten, die träge, einförmige und entmuthigende Lebensweise die sie führen, scheint der Leidenschaft wenig Reiz zu leihen. Es scheint auch daß ihre Neigung zu Liebeshändeln nie stark ist und daß die in ihrer Nähe sich befindlichen Schönen nicht eben sich sehr dazu eignen,

sie hiezu aufzufordern; ausgenommen den Fall, daß ihre Gebieterin ein günstiges Auge auf einen Glücklichen unter ihnen geworfen hat, so wie im andern Fall, daß der Herr eine Sclavin hat, die ihm gefällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke ins Leben.

Manche Menschen dürfen, unbeschadet ihres Rufes, sich dem öffentlichen Urtheil blos stellen, man nimmt kaum Notiz von ihren Handlungen, indeß man die Anderen, mit der strengsten Härte lieblos verdammt, ja der geringste zweideutige Schein, der auf die That eines Edlen fällt, ist hinreichende Veranlassung mit aller Schadenfreude und Bitterkeit über ihn schonungslos herzufallen und seinen guten Namen mit dem Geifer der Schmähsucht zu beschmutzen. — So ist der gemeine Menschenhaufe, wer nicht zu ihm gehört — zu dem er nicht hinauf gelangen kann, den sucht er mit verbissenem Groll zu sich herabzuziehen, und ruhet nicht eher, bis es ihm gelungen zu seyn scheint.

Wie in der Natur, so giebt es auch in ihrem Geschöpf, dem Erdensohne, analoge Stürme. — Wir denken uns die Stirn, das Auge, als den Horizont an dem sie heraufziehen. Unruhe trübt ihn erst, sodann umhüllen ihn Sorge und Unmuth mit ihren finstern Wolken; das Herz fängt stürmisch an zu wallen, wie das Meer oder der Fluß in seinen Tiefen. Zweifel steigen herauf und zucken durch die Nacht der Seele, und der Argwohn zündet. Wie dort alle Elemente, so sind hier alle Gefühle in Aufruhr! — Aber der Sturm hört auf zu wüthen, und aus der Wolken finsterm Schooße ergießt sich der fruchtbringende Regen auf die lechzende Erde — aber der Zorn verwandelt sich in Reue, und die trauernde Zähre giebt dem geängsteten Herzen mildernde Ruhe. — Der Himmel verklärt sich, und in der letzten Thräne zittert der Regenbogen der Hoffnung; wie der heitere Sonnenblick dort aus der Finsterniß blickt, wiegt sich hier aus dem düstern Dunkel einer zagenden Seele, das Vertrauen wieder empor, und der neu errungene Glaube kehrt zurück!

Zweierlei im Menschen will keine Zeugen, einmal was das Göttliche in ihm offenbaret — die Liebe; — und sodann was ihn an seine Gebrechlichkeit mahnet — der Schmerz. —

---

* Aushängeschilder.

Zu den Dingen die in der Welt vielen Spaß machen, wenn man wie neutraler Zuschauer sie wie Stücke eines Schauspiels betrachtet, gehören die Gasconnaden auf politischen, literarischen und merkantilischen Aushängeschildern.

Die französische Revolution hatte weiland das Aushängeschild: Sonne, vor der sich alle Völker der Erde anbetungsvoll niederwerfen.

Ganz neuerlich, man sehe Nro. 194 des Hamburger Correspondenten, stellte der Groß-Canzler von England den Völkern der Erde auf einer Lufttafel entgegen: Ich fühle es im Innersten meines Herzens, daß der gemeinste Unterthan in England besser ist, als der Vornehmste in irgend einem Lande unter der Sonne.

Ein Zahnauszieher hatte mit folgenden Worten sein Schild bezeichnet: Hier werden Kindern Zähne ausgezogen. Es thut gar nicht

weh und macht die Kinder zu glücklichen Menschen. Kinder, welche sich ganz ruhig dabei verhalten, sind die besten Kinder unter der Sonne und erhalten Bon Bons.

Ein holländischer Seifensieder setzte auf sein Schild:

De best Zeep in the Wereld.

Sein Nachbar, auch ein Seifensieder, gegenüber, schmückte dagegen sein Aushängeschild mit dem Verse:

Bewaare God in allen Genaden
hier werd ook Zeep gesaden.

Ein englischer Tobacksfabrikant stempelte sein Fabrikat mit den Worten: Petum optimum subter Solem, obgleich der Toback eben so wenig wie ein gemeiner Engländer zu genießen war.

Ein deutscher Detaillist setzte dagegen auf sein Schild:

Hier verkäuft man Justus Toback,
Vom Petum, das ist dummer Schnack.

Vor Zeiten hieß ein gewisses vielbesuchtes Wirthshaus auf einer deutschen Heerstraße: Im grauen Esel. Nun traf es sich, daß ein Groß-Canzler von England eine Reise durch Deutschland machte und im grauen Esel Nachtquartier hielt. Der Wirth, voll Entzücken über diese Ehre, ließ sein Schild sogleich ändern, der graue Esel mußte dem Groß-Canzler weichen und so hieß das Wirthshaus forthin im Groß-Canzler von England. Der Nachbar Wirth gegenüber, der bis dahin wenige Nahrung gehabt hatte, säumte nicht, sich sofort auf seinem Schilde unter den Schutz des grauen Esels zu stellen. Dies zog ihm viele Leute zu, die dem grauen Esel seit Jahr und Tag gewogen waren. Betroffen über den bösen Wechsel der Dinge, und doch dem neuen Schilde des Groß-Canzlers treu angehen, ließ der betrübte Schützling nun zwar auf der einen Seite des Schildes den Groß-Canzler stehen, auf der andern Seite aber redete er die Vorüberziehenden mit den Worten an: Leute! Leute! Hier ist der wahre graue Esel! Hört! Hört!

*.

Vermischte Nachrichten.

Der europäische Aufseher liefert ein Bittschreiben an die Dummheit, wo es unter andern heißt: „Niemand soll mir mehr den Vorwurf machen, daß ich es mit dir, Beherrscherin der Erde! verdorben habe. Du weißt am besten, was den Menschen frommt. Dir ist bekannt, daß nichts mehr den Magen verdirbt als das Denken, und daß die übelste Krankheit der Menschen das Raisonniren aus Vernunfteinsicht ist. Der Zufall richtet mehr aus, als alle Weisheit, und Thorheit und Unwissenheit helfen besser Haushalten, als alle Klugheit und alle Kenntnisse.

Es ist bekannt, daß die Redactoren unserer politischen Zeitungen hin und wieder Mißbrauch von der Freiheit zu schreiben machten, und die Maaßregeln veranlaßten, die in Hinsicht der Censur getroffen sind. Jetzt bemerkt man daher vom Rhein: Die tausend schreienden und zankenden Stimmen sind verstummt, und die öffentlichen Blätter, in denen es fast wie in Dorfschenken auf der Kirchweihe zuging, haben die fromme Gestalt von Bethäusern angenommen. Der viel versuchte und geprüfte Mensch weiß sich in Alles zu finden! Die Zeitungen geben ihm darin ein musterhaftes Beispiel; kaum lagen sie mit unversöhnlicher Erbitterung gegen

einander in einem Vertilgungskriege zu Felde, und auf einmal scheint St. Pierres und Kants ewiger Frieden über sie gekommen zu seyn. Die alten Schilde, unter denen sonst die Wirthschaft ging, sind eingezogen, und andere Zeichen ausgesteckt, von denen man nun hoffen darf, daß sie Kunden anziehen. Die Kunst jenes Malers, mit Einem Pinselstrich ein weinendes Gesicht in ein lachendes zu verwandeln, ist sehr gemein geworden; unsre Tagesschriftsteller üben sie fast mit jedem Tage. Was ist seit dem Jahre 1813 nicht von ihnen gepredigt, gerühmt, getadelt und verheißen worden? Alles sahen wir in Erfüllung gehen, nur nicht, was sie vorausgesagt; Alles haben sie uns gehalten, nur nicht, was sie versprochen.

Entschluß.

Ach die Hälfte dieser Welt
Spottet ob der andern Hälfte,
Und die Hälfte dieser Welt
Klagt nun ob der andern Hälfte;
Doch die Hälfte dieser Welt
Liebt und täuscht die andre Hälfte.
Ich nur, mitten in der Welt,
Zürnend ob der andern Hälfte,
Fliehe das Geschwätz der Welt,
Oder glaube nur die Hälfte,
Aber will, zum Trotz der Welt,
Ewig treu seyn meiner Hälfte.

* Charade.

1.

Sieben Zeichen nennen Dir die Fläche,
Die der Fleiß der Frauen gern bestell't,
An den Ufern spiegelheller Bäche,
Breitet sich das buntgestreifte Feld.

2.

Nimm der Zeichen eines — und mit Zagen
Faßt das Bild Dein lebensfrohes Herz,
Nur die Hoffnung: — jenseits wird es tagen,
Lindert sanft der Trennung herben Schmerz.

3.

Willst Du noch das nächste Zeichen rauben,
Siehst Du es auf Deutschlands Fluren steh'n,
Hör'st in seinen schattenreichen Lauben,
Größer Vorzeit große Sagen weh'n.

4.

Doch willst Du den Freudenbecher leeren,
Auf der Freundschaft traulichen Verein,
Mußt das Ganze um zwei Zeichen mehren:
Deutschen Sinn erfreu't nur deutscher Wein.

A. Daeves.

Auflösung des Räthsels in Nro. 93.

Dachs. Flachs. Lachs. Wachs.

Anzeige.

In meiner Stein-Druckerei Weidestraße Nro. 10. wie auch in der Papenstraße Nro. 22. und bei Hrn. Comotti unterm Rathhause sind unter andern auch schöne Zeichnungen, in Blumen Vasen, Guirlanden mit Verzierungen ꝛc. bestehend, und sich besonders zu Einschreibungen der Wünsche zum Christfeste und Neujahr eignend, zu sehr billigen Preisen zu haben.

G. Jöntzen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 100.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 16. December 1819.

Bitterfüß.

(Beschluß.)

Woldemar ward jetzt hinaus gerufen, und als er zurück kam, sagte die Leserin: — Der Schluß ist unbefriedigend und Kilian ein genialer Landstreicher, der die Kleinstädter zum besten hatte, um sich ein Mal auf fremde Kosten, dick und voll zu essen. Darauf zog ihn die Zärtliche, wie vorhin, an den gesegneten Busen, sie küßte die tiefen Falten seiner Stirn, sie lauschte seiner Liebesrede und lispelte, plötzlich durchschauert — Mir wird seltsam, Woldemar! Die Stunde schlägt, wenn ich nicht irre. Triff Anstalt und sey unverzagt!

Auch ihn durchrann bei diesen Worten ein Fieberfrost; er that was sie ihm hieß und eilte dann, von dunkeln Geistern angefochten, im Arbeitzimmer auf und nieder. Im Kasten lagen nur noch drei Guldenstücke bei einiger kleinen Münze; daneben aber jene dreihundert Thaler, die Elisen täuschten und die der Gräfin von Edelstein gehörten. Jetzt überbrachte ihm der Bediente eines Vornehmen, dem er gedient und von welchem er, zu Folge schriftlicher Erinnerung, die schuldige Vergütung mit Zuversicht erwartet hatte, eine süße, aber entschuldigende Antwort.

Was auch Elise eben leiden mochte, sein Schmerzenkelch war bitterer. Freunde und Bekannte nannten damals des Mittellosen Wahl ein Wagstück, und dazu gab es bösartige Neiderinnen, die dem herzhaften Pärchen Hunger und Kummer prophezeihten und anwünschten, und alle waren gespannt, zu sehn, ob auch wohl dieser Lebenslustige den Opfern und Entsagungs-Festen gewachsen seyn werde, die er damals, warnenden Rathgebern gegenüber, für ein Kinderspiel, selbst für die Würze des Lebens erklärte. Jetzt sollte nun der Stolze vor einen dieser Warner treten und ihm eingestehn: „Du hattest Recht, ich bin im Mangel, ich muß be-

reits durch Borg und auf Gefahr des Nächsten mein Weib und Kind vor der Blöße und der Entbehrung des Nöthigsten schützen. Hilf, Freund! und sieh dann zu, ob, wie und wenn ich Dich bezahlen werde." Zum Gegenstand des Mitleids und der Schadenfreude sollte er sich hingeben und die Knechtschaft der Beschämung über ein Haupt bringen, das sich, im starken Selbstgefühle, bis dahin fast zu dreist erhob.

Den Glücklichen, welche der Sprachgebrauch gute Wirthe nennt, wohnt gleichsam eine magnetische, Gold- und Geldeswerth anziehende und festhaltende Kraft bei; Woldemar gehörte dagegen jener Unzahl an, in deren Hand es, wie durch einen Zauberspruch zerrinnt und verflüchtigt wird, und er fühlte sich im Laufe solcher Erfahrungen, gleich dem wahngläubigen Spieler, oft versucht, die Einwirkung eines schadenfrohen Dämons anzunehmen. Ihm war, zu Folge seiner Arbeitsamkeit, seines Geschickes und des Zutrauens, das er als Sachwalter fand, seit Jahr und Tage so manches Sümmchen zugeflossen. Elise wirthschaftete zudem auf's Trefflichste, ihr Putz und Anzug, so gefällig und belobt, war, mit Ausnahme des Stoffes, die Frucht der eigenen Fähigkeit, und sollte sie nicht schmälen, statt zu danken, so mußte Woldemar es vermeiden, die Sparsame mit irgend einem kostspieligen oder überflüssigen Geschenke zu versehen. Dennoch fehlte es ihm, nur allzu oft an dem metallischen Lebenssalze, das so verächtlich als unschätzbar ist.

Jetzt trat Mathilde, die herbeigerufene Vertraute seiner Elise, in das Zimmer und brachte Botschaft von dieser. Sie war erfreuend, hoffnungsvoll, doch zur Geduld verweisend und mahnte ihn nebenbei um die Beobachtung des früheren Versprechens, sich, bis zur Stunde der Entscheidung, entfernt zu halten.

Diese Nachricht und diese Weisung bestimmte den Geängsteten, sein Heil indeß bei einem Freunde zu versuchen, der, eine Stunde weit von der Stadt entfernt, auf seinem Landgute waltete. Er legte die Dulderin der getreuen, erfahrenen Mathilde an das Herz und eilte fort, denn Geld, nur Geld war jetzt sein einziger und treibender und quälender Gedanke. Als aber Woldemar endlich das Ziel erreicht hatte und in dem Thorweg auf den Gärtner traf, versetzte dieser: — Das thut mir doch sehr leid! der Herrschaft ist heute, mit dem grauenden Tage, nach Oldenburg abgefahren.

Wir erlassen uns, wie billig, das weitläufige Verzeichniß der Gebrechen, welche diese Reise veranlaßten und die der Gärtner jetzt dem tauben Ohre des Zuspruches vorrechnetete, wie die Schilderung des Zustandes, in welchem Woldemar den Rückweg einschlug. Es dunkelte bereits, als er sich auf der Stiege der Gräfin von Edelstein wiederfand, die auf derselben Straße mit ihm wohnte und deren Haus er, in der betäubenden Verstörung, für die eigene Wohnung ansah.

Was willst du hier? fragte er sich, wie aus einem Fiebertraum auffahrend. — Was willst du bei der Ungerechten, die deine fromme Wahl entfremdete — die höchst gewiß dein edles, gutes Weib verachtet und der du — o mein Gott! vor allem ja eröffnen mußt, daß der Prozeß verloren ging und eine Kleinigkeit von tausend Louisd'or mit ihm.

Schnell ward es hell um ihn, der Mohr leuchtete, mit dem Windlichte in der Hand, seiner Gräfin vor, die von einem Besuche heimkehrte, und Damen im Gefolge hatte. Sie erkannte ihren Sachwalter, sie nahm, mit aus-

zeichnender Güte, seinen Arm, sie fragte verwundert — Zu mir? und führte den Bestürzten nach ihrem Wohnzimmer; die Damen traten in das anstoßende.

Ich weiß schon seit dem Mittage, wie es um Ihr liebes Weibchen steht, sagte die Gräfin jetzt: und Sie kommen unfehlbar, in der billigen Voraussetzung meines Antheils, um mir zu eröffnen, daß ich einen glücklichen Vater erblicke.

Gnädige Gräfin, erwiederte Woldemar mit der letzten Kraft seiner beklommenen Brust: Elisens dringender Wunsch entfernte mich, vor Stunden schon, von meinen Haus-Göttern; ich irrte weit umher und danke, noch ganz unbekannt mit dem Ausgange, nur dem berauben den Kummer das Glück, Ihnen mein Leid klagen zu dürfen.

Sie. Dasselbe könnt' ich auch! Mein Bruder, der Präsident sagte mir so eben eine klägliche Neuigkeit. O, der Prozeß! So ist denn also die Schlacht verloren? Aber wie er tröstend hinzusetzte, ohne irgend einen Fehler meines Feldmarschalls.

Er. Erkennt das Seine Excellenz, so schöpf ich Odem.

Sie. Er erkennt es und lobt Sie. Das End-Urtheil macht mich nicht reicher, aber weiser, duldsamer, ergebener, Sie litten dabei schmerzlicher als ich und haben deßhalb Anspruch auf Entschädigung. O, wie beruhigt und geehrt ich mich fühlen würde, wenn dieses Mannes Stolz es ihm gestattete, die kleine Summe, welche ich ihm neulich für das bewußte Geschäft einhändigte, als sein Eigenthum anzusehn.

Gnädige Frau! rief der Erschütterte, gleichzeitig erhoben und gebeugt.

Ich habe keinen Sohn, fuhr diese mit sichtbarer Rührung fort: gestehen Sie mir doch, für einen Augenblick, das Recht der Mutter zu und Mutterfreude!

Meine Schutzheilige: fiel er ein; seine bebenden Hände faßten und drückten die ihrigen mit Inbrunst an das Herz und an die Lippen. Die Gräfin wehrte dem Begeisterten nicht und sagte: — So manche sorgenvolle Stunde hat den leichtsinnigen Wager bestraft, doch will ihm sein Genius fast zu wohl, denn Ihre Elise ist ein Engel! — Unsträflich!

Ein Engel! bekräftigte Woldemar.

Sie. O, sie ward, seit ihrem Brauttage, bis heute beobachtet. — Das sittlich schöne Weibchen wandelte, ohne ihr Ahnen, unter meinen Augen und erbaute mich. Morgen, fuhr jetzt die Gräfin fort — Morgen erwartet Sie mein Bruder, der Präsident. Jener Prozeß an dem er fort und fort lebhaften Theil nahm, — dazu Ihr Fleiß, Ihr Wandel, Ihr Talent, hat ihn für meinen Woldemar gewonnen und er denkt Ihnen einen höhern, einbringlicheren Wirkungskreis zu.

Ihr Werk! Ihr Zuthun! fiel er stürmisch ein. O Gräfin Edelstein, Sie führen den Namen in der That.

Still! sagte sie: Still! keinen Dank und kehren Sie nun heim. Ich sehe dem Gevatterbrief mit Ungeduld entgegen. — Darauf eilte die Gräfin zu den Damen in's Nebenzimmer. Er lobte Gott und sie.

In dem Hausraume seiner Wohnung sprang das Dienstmädchen, ohne ihren Herrn zu erkennen, im vollen Laufe an ihm vorüber. Ein erschreckendes Zeichen! Es benahm ihm alsbald den Muth zu fragen — Wie steht es? Was treibt Dich? und eine bange Ahnung ergriff sein Innerstes. Du bist zu glücklich, dachte er:

*

Sie ist zu hold, zu gut, zu ehrenwerth für einen Sterblichen deines Gepräges und das Verhängniß überdem eine geschworene Feindin irdischer Seligkeit. Am liebsten und am grimmigsten zerstört es jedes Heil, das dauernden Bestand verspricht.

Mathilde hatte den Tritt des Hausherrn vernommen, sie öffnete leise die Thür des Heiligthums, sie führte den Erblaßten zu der Wiege hin, in der ein rothglühendes Männlein begehrend aufschrie, ein holdseliges Fräulein mit den engelmilden Augen der Mutter ihn ansah.

Zwillinge! wisperte er; und das verklärende sie der menschlichen Gefühle durchdrang sein menschlich weiches Herz. Er kehrte sich zum Wochenbette hin, er sank an diesem Altar auf sein Knie, er neigte sich zu Ihr, die ihn mit Perlen mütterlicher Seligkeit bedeckte. Sie weinte still, er weinte laut und die begeisterte Mathilde sprach: — Kurz war der Schmerz und göttlich ist die Freude!

---

* Nachrichten von Batavia, dessen Bewohner, Handlung, Klima ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die 5. Klasse besteht aus freigewordenen Sclaven und ihren Nachkommen, die alle in Rücksicht ihres Vaters frei sind. Die Zahl dieser ist nicht sehr groß; aber von Zeit zu Zeit werden welche durch ihre Herren frei gegeben; zuweilen wegen langer und treuer Dienste; zuweilen wegen einzelner in den Augen ihrer Herren verdienstvoller, oder ihnen besonders angenehmer Handlungen; zuweilen auch wenn ihr Herr, nachdem er ein großes Vermögen erworben hat und nach Europa zurückkehrt, ohne es der Mühe werth zu halten, sie wieder zu verkaufen; aber am öftersten, wenn er stirbt und dann aus verschiedenen Gründen seine Sclaven frei macht. Der so frei gemachte Sclave muß von dem Gouverneur und dem Rath von Indien durch einen Freibrief seine Freiheit bestätigen lassen und dafür eine Taxe von 25 Dollars bezahlen. Zuweilen hat der Sclave von seinem Tageslohn sich diese Summe erspart, zuweilen zahlt sie sein Herr für ihn. Im letztern Fall nimmt sein Herr ihn dafür noch eine bestimmte Zeit in Dienst, wie man mir sagte gewöhnlich 2 Jahr; zu Ende dieser, kann nun der Sclave, wenn er noch immer sich gut aufführte und seinem Herrn gefiel, seine Freiheit bestätigen lassen und sein Freiheitspatent lösen. Sollte er aber sich schlecht betragen, oder unglücklicherweise seinem Herrn mißfallen, so nimmt dieser sein Versprechen zurück und hält ihn fortan in der vorigen Sclaverei. Sind die Herren grausam, strenge, oder mißhandeln sie ihre Sclaven, so sind sie oft großen Gefahren von deren Rache ausgesetzt, und so giebt es mehrere Beispiele, daß Herren durch ihre Sclaven ermordet wurden. Gewöhnlich aber haben sie nichts zu fürchten, und in der Regel bezeigen sie Herren, die sie gut behandeln, ungewöhnliche Treue und Anhänglichkeit. Sind sie frei geworden, so dauert dieselbe Art von Verbindung mit ihren Landsleuten fort. Sie suchen andre in demselben Verhältniß und aus demselben Lande auf, sie bauen kleine Dörfer und verbinden sich zusammen zu kleinen Geschäften. Gewöhnlich miethen sie sich von dem Gouverneur und Rath oder einem der Compagniediener, etwas Land, das machen sie denn zu Gartenland, wo sie Früchte, Blumen und Gemüse ziehen, die sie dann zu Markt nach Batavia, oder nach Passai-Tannabank, dem allgemeinen Markt für die dortigen Umgebungen, bringen. Dieser Platz

ist ungefähr 5 (englische) Meilen von der Stadt; es ist ein kleiner Hügel, etwa 30 Fuß über den Wasserstand zu Batavia, der aber die einzige Erhöhung rund um Batavia so weit das Auge reicht, ausmacht, und der deßhalb als zweckmäßiger Boden zu einem allgemeinen Marktplatz gemacht wurde. Zweimal in der Woche, Montags und Freitags, bringen diese freien Sclaven und andres Landvolk, die einige Meilen weiter von der Stadt wohnen, ihre Früchte, Blumen, Küchengewächse, Geflügel, Eier u. s. w. an diesen Ort. Die Höcker, Frucht- und Krauthändler von Batavia treffen sie hier, kaufen ihren ganzen Bedarf und bringen ihn nach Batavia, wo sie ihn in ihre Standörter und Straßen vertheilen. Einen dieser Marktplätze sah ich, und mußte mich erstaunen über die ungeheure Mannigfaltigkeit und den Ueberfluß; nichts aber war mir so auffallend als große Wagen voll Ananas, aufgehäuft wie die Rüben, die nach Coventgarden gebracht werden. Sie werden verkauft zu kaum einem farthing das Stück. Sie schmeckten uns außerordentlich gut, obgleich der Ueberfluß derselben bei den Einwohnern den Werth derselben herabzusetzen schien. Ganze Felder davon sah man im freien Felde rund um Hr. Weiermanns Landsitz und viele Meilen lang neben der Landstraße, auch rückwärts den Bergen zu. Selbst die Fruchtverkäufer, die sie aufhöckern, und denen während der Zeit viele faulen (welches sie in diesem Klima leicht thun) und die sie erst von Tannabank nach Batavia bringen müssen, verkaufen sie noch zu einen penny das Stück auf die Schiffe. Tannabank heißt auf malaysch, Land der Freunde, und gewiß das ist es den Holländern, die von hier aus ihre Tische überflüßig besetzt und die Marktabgabe in den Kauf, erhalten. Ausser diesen Artikeln bauen die freien Sclaven kleine Felder mit Reis und Toback zum eignen Bedarf; sie sind auch die einzigen die Betel und Areka bauen, die hier so viel gebraucht werden und die in malaysscher Sprache Siri und Pinang heißen. Man sagte mir daß diese Leute, ausser dem Bedarf des Platzes, noch eine bedeutende Menge an die Chinesen verkaufen die zwischen Batavia und Canton handeln, wo man sie auch stark gebraucht. Aber das Gambir erhalten sie aus Malacca. Es wurde schon angeführt, daß der fortwährende Gebrauch des Betels eine unangenehme Wirkung auf die Lippen, das Zahnfleisch und die Zähne, in den Augen eines Fremden, verursacht. Aber die dunkelbraune Farbe, die die Zähne dadurch erhalten greift den Schmelz nicht an. Reibt man dies Braune ab so erscheinen sie ganz sauber und sehr weiß. Dies sah ich oft und bemerkte nie daß ein Zahn davon angegriffen sey. Es giebt noch einen andern besondern Gebrauch unter allen Eingebornen auf Java, der von vielen der freien Sclaven, Portugiesen und Malayen nachgeahmt wird, und hier eigenthümlich zu seyn scheint. Sie schleifen sich die Ränder der Zähne in beiden Kinnbacken mit einem Wetzstein ab, bis sie eben und flach sind, so daß sie beim Schließen derselben genau und ganz auf einander passen. Diese Operation soll, wie man mir sagte, ihnen zwar schmerzhaft seyn, aber bei weitem nicht so sehr, als man glauben sollte. Ich sah die Wetzsteine, die sie gewöhnlich gebrauchen; sie waren von zweierlei Art; die eine war augenscheinlich Lava, sehr dicht und hart, aus den Bergen von Java. Die andere war ein gewöhnlicher Wetzstein, der aus Canton durch die Chinesen gebracht wird. Nicht zufrieden mit der ersten Operation, schneiden sie mit einem scharfen Instrument von gehärtetem Stahl durch den Zahnschmelz der obern Zähne grade mitten

zwischen dem Zahnfleisch und dem Rande derselben eine tiefe Furche. Dieses betrachten sie als einen besonderen Zierrath, und, was einem Europäer besonders vorkommt, es macht ihnen keine Unbequemlichkeit. Das Verderben der Zähne, welches bei uns durch den freien Zutritt der Luft zu der Zahnsubstanz verursacht wird, findet bei diesen nicht Statt. Jedoch giebt es mehrere Ursachen, denen man dies zuschreiben könnte. In Europa findet dieser Zahnfraß Statt, wenn der Schmelz zerstört ist, und die Luft die Zahnsubstanz unmittelbar berührt; aber die Zerstörung des Schmelzes ist die Wirkung einer vorhergehenden Zahnkrankheit und das nachfolgende Verderben der Zahnsubstanz mag vielleicht eben so sehr von einer krankhaften Wirkung des Schmelzes, die der mit derselben in genauer Berührung stehenden Zahnsubstanz mitgetheilt wird, herrühren, als von der schädlichen Einwirkung der Luft. In diesem Fall geht kein krankhafter Zustand des Schmelzes vorher, es findet deshalb auch keine solche Einwirkung auf die Zahnsubstanz Statt. Außerdem leben sie in einem warmen Klima, dessen Temperatur sehr gleichmäßig ist, und sind nie den Veränderungen der Hitze und Kälte ausgesetzt, die besonders in den nördlichen Ländern Europa's, wo die Zahnkrankheiten vorzüglich häufig sind, immer vorherrschen. Die Nahrung, die sie zu sich nehmen, ist nicht so fäulender Natur, als die unsrige. Sie leben bloß von Reis und trinken weder gegohrne noch spirituöse Flüßigkeiten. Der fortwährende Gebrauch des zusammenziehenden Saftes des Gambir, die fäulnißwidrigen Eigenschaften der Kardamumsaamen und der anderen Spezereien, die sie mit ihrem Betel gebrauchen, können einigermassen als Zahnfleisch und Zähne gesund erhaltende, zum Theil auch, da sie beide bedecken, als die Luft von ihnen abhaltende Substanzen angesehn werden. Obgleich weiße Zähne bei den Eingebornen Europa's als besondere Zierde angesehn wird, so ist dem nicht so bei den Schönen in Java und ihren Bewunderern. Glänzend schwarz ist ihre Lieblingsfarbe und das Schönheitsmaaß für ihre Zähne. Es ist bei ihnen eine gewöhnliche Redensart: Affen haben weiße Zähne, wir aber mögen lieber schwarze haben. Deshalb malen sie denn auch alle Zähne in beiden Kinnladen mit einer glänzend schwarzen Farbe an, ausgenommen die beiden mittelsten Schneidezähne, die sie vergolden oder mit Goldblech bedekken; und trägt sich die schwarze Farbe oder die Vergoldung ab, so stellen sie diese mit eben so vieler Sorgfalt wieder her, als die europäischen Damen die ihrigen rein und weiß zu machen suchen.

(Der Schluß folgt.)

---

* Bemerkungen aus

F. A. W. von Zimmermanns Taschenbuch der Reisen. Fortgesetzt von F. Rühs und H. Lichtenstein, Professoren an der Universität zu Berlin. 14. Jahrgang 18. Bändchen. Leipzig 1819.

---

pag. 168.

„Die Verfassung auf den Molukken*) Inseln**) war sich in den frühesten Zeiten ziemlich gleich; den Königen stand ein Gugugu oder Staatskanzler zur Seite, der unter der Oberaufsicht des Königs alle Geschäfte verwaltete. Das Seewesen stand unter dem Laut und die Rechts-

---

*) Eigentlich sollte man Moloc sagen, welches in der Landsprache das Vorzüglichste, Vortrefflichste bezeichnen soll.

**) Die östlichen Eilande des indischen Archipelagus.

angelegenheiten besorgte der Kimelaha Morasoli, oder Oberrichter. Höchst merkwürdig ist die Erscheinung von Volksvertretern; es waren ihrer vier mit besondern Ehrennamen; ihre Macht war noch größer als die des Königs und seiner drei ersten Diener; sie mußten dafür sorgen, daß die vollziehende Gewalt das Volk nicht drücke und tyrannisch behandle, ohne ihre Einwilligung ward nichts Wichtiges entschieden. Sie hatten das Recht den König zu wählen und ihn im Fall der Noth abzusetzen. Die Rathsversammlung ward in einem Saale gehalten, in dessen Mitte sich vier Säulen erhoben, bei welchen die vier Volksmänner ihre Sitze hatten. Zur Beschränkung ihres großen Ansehens waren noch 9 Soa Sivas, oder Häuptlinge ernannt, die gleichsam die Beschirmer des Königs waren. Ueberdies saßen noch verschiedene andre Große in der Reichsversammlung oder dem Staatsrathe, doch ohne entscheidende Stimme.

Diese Einrichtungen verrathen offenbar eine gewisse politische Bildung, und verdienen um so mehr bemerkt zu werden, je bestimmter sie die gewöhnliche Vorstellung widerlegen: als wenn im Oriente nur der wildeste Despotismus geherrscht habe. Die menschliche Natur strebt überall nach Freiheit; der Despotismus geht nur aus gewaltsamer Unterdrückung hervor und eine abergläubische Religion ist seine Stütze. ꝛc. ꝛc."

pag. 186. 187.

„Die Verfassung ist sehr zusammengesetzt und merkwürdig bei den Sulu-Insulanern.*) Die Würde des Sultans, der sich den Titel, „Fürst der Gläubigen" zueignet, ist erblich, allein seine Macht ist durch die Verfassung ungemein beschränkt, obgleich er freilich nach und nach die gesetzlichen Schranken ziemlich zerstört hat. Die Herrscher von Sulu bekümmern sich wenig um die Stände, nur bei großen Gefahren und Verlegenheiten machen sie schöne Versprechungen, aber gar nicht in der Absicht sie zu halten, „ehemals, sagte der alte Fischer Bahatol, dem Darymple viele Aufklärung verdankte, glichen der Sultan und seine Stände dem Stein und der Fassung eines Ringes, aber anjetzt scheint der Stein sich der Fassung als unnöthig entledigt zu haben." —

pag. 187.

„Dem Könige stehen die Datu's oder Großen zur Seite, die alle aus königlichem Stamme entsprossen sind, und eine bestimmte Anzahl von ihnen, die gewisse Würden bekleidet, bildet den Rath des Sultans, der eigentlich nur eine Stimme hat. Der Maho Rackscha Lela ist berechtigt dem Könige und allen Großen Vorstellungen zu machen, sobald sie ihre Pflichten nicht erfüllen und in Hinsicht auf seine Amtsverrichtungen unverletzlich. Hätte man auf Sulu Druckereien, so würde man vermuthlich die Preßfreiheit als ein noch vollkommneres Mittel zu dem Zwecke ansehen, den man durch diesen Beamten zu erreichen sucht.

Ein anderer bedeutender Mann ist der Orankei Mallik, der Volksvertreter, der die Rechte des Volks beschützen soll und ohne dessen Genehmigung kein Beschluß des Sultans gültig ist. Der Name Panglima bezeichnet eine kriegerische Würde, die sich etwa der Ritterschaft vergleichen läßt; sie wird durch irgend eine tapfere That erworben und von dem Sultan ertheilt."

pag. 239.

„Die indianischen Frauen und Männer auf den Philippinen-Inseln sind Freunde des

*) Sulu-Inseln sind Eilande im Nordosten des indischen Archipelagus.

Tobacks. Ihre Cigarren sind einen Fuß lang, anderthalb Zoll im Durchmesser und dauern 5 Tage. Um sie in den Mund zu stecken, muß man sie oben abplatten." —

pag. 247.

„Beide Geschlechter rauchen Toback; es ist eine gewöhnliche Art ein Verständniß mit einer unbekannten Schönen anzuknüpfen, daß man sie um Erlaubniß bittet, seinen Cigarro an den ihrigen anzuzünden; diese Bitte giebt Gelegenheit eine Unterredung anzuknüpfen, und aus dem schnellern oder langsamern Anzünden läßt sich schließen, ob der Antrag günstig aufgenommen ist, oder verworfen wird." —

* Der Gerettete.

Auf des Eises starrer Brücke —
Kühn und frisch, in Jugend-Gluth,
Ahndend nicht des Schicksals Tücke,
Nicht die falsche Nixen-Brut:
Die mit böslichem Verlangen,
Wohnend in dem Demant-Schloß,
Nach der Erde Söhnen langen
Aus des Wassers kaltem Schoos —
Schwebt der Jüngling hin mit Schnelle,
Misst die lockend glatte Bahn;
Trauend der erstarrten Welle
Sieht er nicht das Unglück nah'n.
Und — indem in Jugendfreude
Er sich dreht und schwenkt im Kreis',
Lauert tückisch unterm Eis'
Die Najad' — zu seinem Leide;
Zieht ihn, wie Magnet
Schnell hinab — er fleht
Zu den Göttern, die ihm stets gewogen —
Und sie senden von dem Sternenbogen
Seinen Genius, im edlen Retter nieder!
Und — o Heil! der Jüngling athmet wieder.

* An Herrn Clausius als Gustav Wasa.

(Aus der Frankfurter Zeitschrift: Iris.)
(Eingesandt.)

Oft unterdrückt im Schmerz der Busen
Was innen sonst sich stürmisch regt;
Doch bald erscheinen heitre Musen,
Es wird der Menge Herz bewegt.

Vor ihren Augen sinkt der Schleier,
Den das Geschick dem Helden zieht —
Er windet sich durch Ungeheuer,
Bis ihm der Kranz entgegen blüht.

So söhnt mit mancher trüben Stunde
Die Kunst befreundet wieder aus;
Ein süßes Wort aus ihrem Munde
Geleite Dich ins Vaterhaus!

An — —.

Venus ward vom Meer geboren,
Aus dem Meer wo Ebb' und Fluth;
Ach! dies fühlet nur zu gut
Wer ein Liebchen sich erkoren!

D. E. R. Lange.

Auflösung der Charade in Nr. 99.

1. Bleiche.
2. Leiche.
3. Eiche.
4. Bleichert oder Bleichart.

Vorläufige Anzeige.

Die wohlgetroffene Abbildung des aus der Blondinischen Gesellschaft bekannten Herrn Baptist, ist in einer der schwersten Stellungen mit dem im gestreckten Gallopp laufenden, schönen gefiegerten Pferde, dem Herrn G. Menken gelungen und in meiner Steindruckerei fertig. — Die Probebogen sind bereits bei Herrn Comon und mir einzusehen und ich werde damit in diesen Tagen jemand herumschicken, indem ich vorläufig ein geschätztes Publikum ersuche, auf viele Exemplare zu subscribiren.

G. Jönßen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 101.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 19. December 1819.

* Nachrichten von Batavia, dessen Bewohnern, Handlung, Klima ꝛc.

(Schluß.)

Die Javaner und Malayen sind im Allgemeinen sehr feige, dabei aber boshaft und rachsüchtig. Sie erdolchen und vergiften wegen den geringsten Ursachen, und viele von ihnen begehen Todtschlag für Geld. Der gewöhnliche Lohn für einen Meuchelmord unter ihnen ist Ein Dollar, und es scheint, daß dies Verbrechen oft vorfällt. Es ist sehr gewöhnlich, daß sie, wenn sie sich bei jemand gefallen oder von ihm gut behandelt werden, ihm ihre Dankbarkeit dadurch beweisen daß sie sich anbieten, einen seiner Feinde zu tödten; wobei sie ihre Maaßregeln so gut nehmen, daß sie öfterer der Entdeckung entgehen. Es ist noch nicht lange, daß ein holländischer Pastor auf diese Weise ermordet wurde, (ohngefähr 10 bis 12 (engl.) Meilen von Batavia,) ohne daß die Mörder je ausfindig gemacht werden konnten. Die Prediger befassen sich hier nämlich so gut mit bürgerlichen Speculationen als mit ihren theologischen Studien. Dieser Mann hatte einen Antheil Land von dem Gouverneur und Rath genommen und man hielt ihn für sehr streng im Einsammeln seiner Miethe von den Javanern und Malayen; aus Rache beschloßen sie ihn zu ermorden. Er hatte auf seiner Pachtung ein Haus und nahe dabei eine Kirche, in welcher er Sonntags predigte. Eines Morgens, als er zur Kirche ging, war er dreimal durchbohrt und gleich gestorben. Dies erzählte mir ein vornehmer Mann, der diesen Prediger und die Umstände seines Mordes gut kannte. Aber, obgleich sie dergleichen Mord so leicht begehen, so greifen sie doch nie offen an, oder wagen es, sich einem Feinde, der auf seiner Hut ist, zu zeigen. Zehn derselben würden vor einem bewaffneten und sich widersetzenden Europäer fliehen. Diese Furcht hält sie so in der Unterwürfigkeit der Holländer. Diese gestehen selbst, daß sie ge-

wiß in großer Gefahr seyn würden, wenn sie nicht Feuer, Gewehr und Artillerie hätten.

Die sechste Klasse der Einwohner sind die Chinesen, von denen sich hier viele niederließen, und Handel zwischen Kanton und Batavia treiben. Das ist die thätigste und gewerbkundigste Klasse von allen und sie treiben den größten Theil der Geschäfte im Orte. Sie erlegen eine sehr hohe Taxe, finden aber immer Mittel diese zu bezahlen und noch ganz gut zu leben. Sie behalten ihre Gewohnheiten, Sitten, Religion, Gebräuche, Charakter und Landeskleidung, bei. Es sind arge Betrüger, besonders die Kaufleute. Ich bedurfte zu Batavia zwei oder drei Ellen baumwollen Zeug und verstand die Sprache nicht, weshalb mein Gastwirth mit mir ging und mich in einen chinesischen Kaufladen führte, wo ich ein kleines Stück Zeug von ohngefähr 7 Ellen sah, welches ich wohl zu einem ordentlichen Preise hätte kaufen mögen. Die Frau des Chinesen (des Kaufmanns), die hinter dem Zahltisch stand, forderte 30 Dollars für dasselbe. Ich schätzte es auf höchstens 4 Dollars und war über diese gewaltige Forderung sehr erstaunt. Der Gastwirth sagte mir: 20 Dollars wäre der gewöhnliche Preiß für ein solches Stück, und er rieth mir so viel zu bieten. Ich sagte ihm: daß ich das für zu viel hielt, daß ich es überhaupt nicht kaufen würde, und drehte mich nach der Thür des Ladens zum Weggehn. Als die Frau dies sah, bot sie mir das Zeug für 20 Dollars, dann für 15, für 10 und zuletzt für 3 Dollars an. Dennoch ging ich weg ohne es zu kaufen, und sehr erstaunt darüber, daß mein Wirth etwas zu 20 Dollars mir zu kaufen rieth, welches mir in seiner Gegenwart die Frau zu 3 Dollars anbot. Nachher hörte ich, daß der Wirth den Ueberschuß in seinen Geldbeutel gesteckt und den Kaufmann nur den wahren Werth gegeben haben würde; es scheint, daß dieses die gewöhnliche Weise zu Batavia ist, wo die Holländer die Chinesen gebrauchen ein Geschäft zu besorgen oder einen Kaufmannsartikel zu liefern, selbst aber den Preiß empfangen, und nur einen kleinen Theil desselben an den Chinesen abgeben. Die Javaner haben viele besondere Gebräuche und Gewohnheiten. Besonders wollen sie Kräuterkenntniß besitzen, und sich auf wunderbare Kräfte und Wirksamkeit derselben bei der Kur aller Krankheiten verstehen, so wie auf tiefe Kenntniß der Magie und Zauberei. In jedem Lande, wo Krankheiten häufig und gefährlich, aber wenige und unwissende Aerzte sind, herrscht überall abergläubisches Halten an Amuleten und auf die übertriebensten Zauberkünste. Dies scheint besonders der Fall in Batavia zu seyn, und die zahllosen Todesfälle, die immer trotz dieser untrüglichen Heilmittel, vorfallen, scheinen ihren Glauben daran nicht geschwächt zu haben. Die Holländer gestehen, daß sie die Zusammensetzung und Natur dieser Geheimmittel nicht kennen; daß die Javaner allein im Besitz dieser Geheimnisse wären und allein die Pflanzen und rohen Waaren kennten, wovon sie dieselben bereiteten, so wie die Wälder und Berge wo sie wüchsen und daß kein Versprechen die Entdeckung derselben von ihnen an irgend einen Europäer, hätte bewirken können. Es ist nicht außerordentlich daß dergleichen von dem unwissenden gemeinen Volk geglaubt wird; aber zu Batavia werden Leute, die in andrer Rücksicht von dem besten Verstand und Einsichten sind, ebenfalls davon getäuscht.

* Die deutsche Verwandtschaft mit den französischen Petit-maitres.

In Nro. 93 dieser Blätter ist der Ursprung des Namens: „Petit-maitres" so wie einige deutsche Benennungen desselben bereits angegeben; unter letzterer vermisse ich jedoch „Zierling" und es möchte wohl „geputzter Zierling" der französischen Benennung noch am meisten entsprechen. Uebrigens hat ein solcher Petit-maitre im Deutschen eine überaus zahlreiche Verwandschaft, als da sind: Zierling, süßes Herrchen, Stutzer, Hasenfuß, Laffe, Maulaffe, Geck, Galant, Galanthomme, Pickelhäring, Pflastertreter, Fent u. s. w. Bei dem weiblichen Geschlecht befinden sich seine Verwandte unter den lebhaften, gefallsüchtigen Coquetten; jedoch sind diejenigen, welche man hin und wieder in den Theaterlogen wie Mützenköpfe oder Haubenstöcke ohne alle Kopfbewegung immer gerade vor sich weg blickend, siehet, nicht von directer Abkunft und Verwandschaft des Zierlings; sondern gehören zu einer andern Branche.

Was nun Nro. eins, den Zierling betrifft, so ist dies ein Männlein von Zucker, genannt das süße Herrchen, ein lebendiges Kaleidoskop, das jeden Augenblick Farbe und Figur verändert. Die Sprache desselben ist die eines Zwitters, weder männlich noch weiblich. Er spricht nicht, er lispelt; er lacht nicht, er verzieht nur das Mündchen; er schnarret; er affektiret in Obersachsen die niedersächsische Mundart, führet Wohlgerüche aller Art bei sich, salbt sich mit Pomaden und köstlichen Oelen, trägt beständig Bon-Bons, auch anderes Naschwerk bei sich und sagt den Damen nichts als Süßigkeiten vor. Seine Schmeichelein fallen in das Fade und obgleich er, wenn es auf das Durchhecheln der Stadtneuigkeiten ankommt, ein wahrer Zungendrescher ist, überkommt es ihm doch, sobald er etwas Kluges von sich geben will, das er gemeiniglich faselt. Mit dem ganzen Fuße tritt er nie auf, er berührt den Boden blos mit den Spitzen; er redet nur halb laut; er ziert und zwingt sich gewaltig albern, um Niemand den Wohlgeschmack zu verekeln, den man etwa an seinem Persönchen gefunden haben könnte. Seine Kleidung ist äusserst gewählt; wie Honig fließen die zierlichen Worte von den Lippen. Die Damen haben sich dahero vorzüglich in Acht zu nehmen, damit das ganze Ding nicht vor ihren schönen Augen zerschmelze, sie in Honigseim davon schwimmen und sich dann wie niederländische Damen zurufen müßten: Juffrouw! hout Uw boven! —

Diesem süßen Herrchen oder Zierling zunächst, stehet der Stutzer. Man kann von einem solchen Patron eine doppelte Ableitung versuchen. Zustutzen, auf und abstutzen sind bekannt genug. Ein Tituskopf ist dahero, so wie ein irischer Hahn, welchem der Kamm beschnitten, ein Stutzkopf, so wie ein paar lange verschnittene Ohren, Stutzohren sind. Man bürde mir übrigens ja nicht auf, als suchte ich den Stutzer von abstutzen und namentlich vom Abstutzen der Ohren herzuleiten; denn sonst wären ja auch alle Möppel Stutzer! — Im Gegentheil, habe ich Stutzer mit ganz respectablen und vollkommenen Ohren gesehen, die von den Ohrgehängen, welche sie trugen, noch mehr in die Länge gedehnt waren: Ein solcher armer Schelm braucht übrigens bei weiten mehr Zeit zu seiner Toilette als die modernste Dame, und ich begreife noch nicht wie das Industrie-Comptoir zu Weimar einen solchen großen Absatz vom Modejournal hat machen können; da solche Stutzer lebendig wandelnde Modejournale sind! — Voll

aufmerksamer Artigkeit entgeht ihm das leiseste Geräusch nicht; das geringste Räuspern, die kleinste Bewegung einer Dame macht auf sein zartes Nervensystem Eindruck und er stutzt; läßt eine Dame den Handschuh fallen, so kommt er mit (nach der etwas dünkelhaften Versicherung solcher Künstler „noch nie gesehenen") Voltigirsprüngen aus dem entferntesten Winkel des Zimmers herbei, um solchen aufzuheben; aber — meine schönen Damen! — versuchen Sie es nur einmal und fallen plötzlich in Ohnmacht. Auf der Stelle wird es sich zeigen, daß der Stutzer den Uebergang zum Hasengeschlecht macht.

Und hier sind wir denn unvermerkt bei dem Hasenfuße, der in grader Linie vom Zierling und Stutzer abstammt. Das schüchterne Häschen sitzt in der Herbstsaat, leckt seine Pfötchen, putzt sich den Bart, springt dann auf, und macht Männeken, daß es eine Lust ist. Wenn nun ein junger Herr geschniegelt und gebiegelt, gedrechselt und gezirkelt, geputzt und geräuchert einherhüpft, allerhand Kreutz- und Quersprünge macht, von einer Dame zu der andern hin und herüber scheeret, und jeder seinen Bückling schneidet; auf dem Kopf und in den Haaren und am Kinn herumkrabbelt; so ist dies die sicherste Urkunde seiner Hasennatur! — Indem man nun von dem Galanthomme, dem Stutzer und Zierling sagt: ein Kerlchen wie aus dem Ey geschält; so sagt man von diesem: er haaselire, häsele herum und habe den Puterorden.

Mit dem Zierling, dem Stutzer und Haasenfuße weiß man nun zwar einigermaßen wie man d'ran ist; aber was fängt man nun mit dem Laffen an? Ich halte ihn für eine Abkürzung des Wortes: Maulaffe. Denn kommt Maulaffe von dem Plattdeutschen „Mul open," und Maulaffenfeil oder Mulopenveel, her; so erhebt sich mein Dafürhalten zur Wahrscheinlichkeit, und erhält vollkommene Gewißheit dadurch, daß man in der Regel sagt: ein junger Laffe. Denn sind es nicht die jungen Herren, die immer den Mund öffnen, um etwas albernes oder läppisches heraus, oder einen gebratenen Krammetsvogel hineingehen zu lassen? — Daher kommt Laffe, von Maulaffe her, und nicht, wie einige behaupten wollen, von Lappen, indem man auch öfters gehört haben will: Laps oder läppischer Bengel! Denn wenn dies der Fall je seyn könnte, so wären die chinesischen Mandarinen, welche bekanntlich Lappen von diversen Farben auf der Brust und dem Rücken tragen, um ihre Würde dadurch zu bezeichnen, ebenfalls nichts weiter als — Laffen; welches doch von solchen Männern, die Orden tragen, durchaus nicht supponiret werden kann! — Doch dem sey wie ihm wolle, der Laffe ist ein geborner Gaffer und bringt nichts zum Vorschein, als lahmes, hinkendes, geistleeres Geschwätz; an ihm ist alles verloren, er bleibt wie er ist, und bringt es, wenn er nicht in jüngern Jahren an der Maulsperre stirbt, nur bis zum Dummbart, höchstens, und mit aller Anstrengung, bis zum Gecken.

Der Geck ist ein Geschöpf, welches in allen Museen der Welt in Spiritus gesetzt und aufbewahret zu werden verdient, damit er den Jünglingen als eine Abart des männlichen Geschlechts, vorgezeiget werden könne.

Ein Geck zu seyn ist ein trauriger Vorzug des Alters. Daher: ein alter Geck, ein verliebter alter Geck. Noch in den siebenziger Jahren spielt er die Rolle des raschen Jünglings, geht auf verliebte Abenteuer aus, treibt jugendlichen Muthwillen, tanzt wie besessen, macht mit seinen steifen Beinen wunderliche Bocksprünge, ist

gegen Damen zudringlich galant, und zerarbeitet sich, wiewohl vergebens, durch sein Trippeln, Drehen und Schönthun, das schöne Geschlecht zu überreden, das silberweiße, von der Zeit gebleichte Haar, sey blond, und die Runzeln in der Haut blos optischer Betrug.

Ein solcher Geck schreitet stets Kerzengrade einher, bezahlt jede kleine Gunstbezeugung durch reichliche Geschenke: denn er leihet gegen wucherliche Zinsen auf Pfänder. Ist jemand unvorsichtig genug ihn zu befragen: wie viel Kinder er habe, so ist er augenblicklich aus der Contenance gebracht und weiß es nicht, weil solche in den Vorstädten untergebracht sind.

Uebrigens ist die ganze Lebhaftigkeit eines Gecken, nichts als Reiz der Räckerinnerung, die in diesem Falle, wie der Galvanismus, auch auf todte Muskeln wirkt und z. E., einen abgeschlagenen Spitzbubenkopf noch allerhand Fratzengesichter mit dem Munde schneiden läßt. Ein solcher Männling, wenn er Hagestolze ist und ihm das Zipperlein fleißig den Besuch macht, sucht auf Draisinen oder Dampfschiffen noch vor dem Thorschluß in den Ehestand zu rennen und nicht selten glückt es ihm, ein junges unschuldiges Mädchen, zumal wenn es deren Verwandte, des Geldes wegen, thätig befördern helfen, heimzuführen; aber wehe dann einem solchen bedauernswürdigen Geschöpfe; sie muß am Ende die Folgen des Wuchers und der Narrheit ihres geckhaften Mannes mit tragen. Zum Glück findet man ein dergleichen monstreuses Wesen im bürgerlichen Leben nicht so häufig als in den Residenzen auf — Hofbällen.

Ueber Alles was über und von der Petitmaitreschen Sippschaft noch ferner zu sagen seyn möchte, — ein andermal.

— b —

---

*) Methodisches Verfahren der ostindischen Compagnie.

(Aus einer Reise von Livorno nach London herausgegeben von C. A. Fischer.)

In der Regel sind in Ostindien die neuen europäischen Rekruten, zu wenigstens drei Theilen, der Abschaum von England und andern Theilen des Festlandes. Diese Menschen zu zähmen und an das Land zu fesseln, war eine Aufgabe von ausserordentlicher Schwierigkeit. Indessen, was durch die härtesten Strafen nicht erreicht worden wäre, ward durch einige sehr einfache, aber sichere Mittel, Fraueneinfluß und Vatergefühle, bewirkt.

Jeder Soldat der Compagnie mag sich eine indische Beischläferin halten; es ist ihm sogar gesetzlich erlaubt. In Kurzem gewöhnt er sich an sie, bald wird sie ihm sogar unentbehrlich; endlich bekommt er Kinder von ihr. Diese kosten ihm nichts; er erhält Zulage für sie; um ihretwillen erneuert er seine Capitulation. Er thut dies um so eher, da er sie in keinem Falle mit nach Europa nehmen kann. So geht er eine Capitulation nach der andern ein; er weiß, daß er endlich mit voller Löhnung im Invalidenhause versorgt wird.

Jeder Soldat der Compagnie, der sich förmlich mit einer Europäerin, oder mit einem von einem europäischen Vater in Ostindien erzeugten Mädchen trauen läßt, erhält eine ausserordentliche Monatszulage von 8 Rupien für sie. Bekommt er Kinder von ihr, so bezieht er für jedes 3 Rupien monatlich, und zwar bis es das 13. Jahr erreicht. Wird er in das Innere commandirt, darf er seine Familie mitnehmen; wird er zu einer Expedition eingeschifft, erhält sie unterdessen eine anständige Wohnung. Geht er mit Tode ab, so bezieht die Wit-

we ihre 8 Rupien monatlich fort, und zwar bis zu ihrem eigenen Absterben, oder bis zu ihrer Verheirathung mit einem Nichtmilitär. Eben so die Kinder bis zum dreizehnten Jahr. Kehrt ihr Mann nach Europa zurück, begleitet sie ihn ohne Hinderniß.

Um aber hiebei dem Misbrauche Schranken zu setzen und der Compagnie gute, gediente Leute zu erhalten, ist Folgendes festgesetzt. Will ein Soldat, verheirathet, oder nicht, keine neue Capitulation eingehen, so steht ihm dieses völlig frei, doch einen andern Erwerbszweig zu ergreifen, ist ihm nicht erlaubt. Er muß vielmehr so lange bei dem Regimente bleiben, bis er eingeschifft werden kann. Hat er Kinder, so bleiben sie in den Händen der Compagnie, bis er für dieselben das erhaltene Kostgeld zurückzahlen kann. — Man sieht, wie fein und mit welcher Kenntniß der Verhältnisse hier Alles berechnet ist.

---

* Einiges über Sumàtra.

(Aus einer Reise von Livorno nach London herausgegeben von C. A. Fischer.)

Auf diese Insel donnert und blitzt es, so zu sagen, in Einem fort, nur, nach den dortigen zwei Jahrszeiten, mit abwechselnder Heftigkeit. Im Westmoußon nämlich, dem dortigen Sommer, schießen, aus allen Punkten des Himmels, unaufhörlich kurze, zuckende Blitze hervor und ein Donnerschlag folgt dem andern nach. Im Südostmoußon hingegen, dem dortigen Winter, durchkreuzen immer nur einzelne lange, leuchtende Blitze den Himmel, und der Donner rollt hohl aus der Entfernung dazu.

Auf Sumàtra giebt es drei Arten von Ehen, die sämmtlich gesetzmäßig sind. In der ersten wird die Frau von ihrem Vater gekauft, und ist die Sclavin des Ehemanns. In der zweiten wird der Mann vom Vater des Mädchens gewählt, und ist der Sclave der Frau. In der dritten findet zwischen Mann und Frau vollkommne Gleichheit der Rechte Statt. Es scheint bemerkenswerth, daß auf jener Insel längst Gesetz ist, was in Europa nur als geheime Observanz besteht.

Auf dieser Insel machen neben Hahnenkämpfen auch Wachtelkämpfe eine der Hauptvergnügungen der Einwohner aus. — In Ansehung des Wohlklanges ist das Malàysche für den ganzen Osten, was das Italiàntsche für Europa ist. — Von einem Mädchen das ausser der Ehe niederkommt, sagt man auf Sumàtra: — Die Frucht eilt der Blüte vor; und von einem Todten heißt es: — Der Heimgegangene, dessen Zeit gekommen war.

---

* Anekdote, als Nachtrag zu den Aushängeschildern im 99. Stücke des Bürgerfreundes.

Vor Zeiten hieß ein viel besuchtes Wirthshaus auf einer deutschen Heerstraße: zum grauen Esel. Ein gewisser Autor machte einst eine Reise durch Deutschland und nahm sein Nachtquartier im grauen Esel, wie es sich denn oft fügt, que les beaux esprits se rencontrent. Der Wirth, neugierig wie alle seines Gleichen, fragte, während er seinem Gaste ein Glas Dünnbier einschenkte, nach dessen Stand und Namen. Der Autor, sich aufblähend gleich dem Frosche in der Fabel, sprach mit komischen Pathos: „Ich bin der berühmte Satyriker Fixfinger, der Verfasser der sublimen Aushängeschilder. Noch erst kürzlich habe ich in einer gelesenen Wochenschrift den Lord Kanzler von Eng-

land recht derbe gegeisselt!" „Den Lord Canzler von England? das ist ja, wie ich gehört habe, ein Mann von Geist und hohem Verdienste; warum habt ihr denn das gethan, Freund?" „Warum, welche Frage? Weil er neulich im Parlamente einige Worte gesagt hat, deren Sinn ich nicht verstand; das ärgerte mich, und da mußte er vor die Klinge meines stechenden Witzes." „Ich merke wohl," sagte der Wirth ironisch, „ihr habt die unverkennbarsten Anlagen zum großen Manne. Mag die Welt darüber denken was sie will: ich werde euch den Tribut meiner Bewunderung dadurch zollen, daß ich euch auf meinem Schilde verewige." Der Autor, hocherfreut über eine Ehre, die ihm im deutschen Reiche noch nicht widerfahren war, zog am folgenden Morgen zufrieden seine Straße. Der Wirth sah ihm lange kopfschüttelnd nach, nannte aber sein Wirthshaus nach wie vor: zum grauen Esel.

Fündling.

Der böhmische König Girsik ließ sich einst in der gemeinen Badstube des Janda von diesem den Bart scheren. Janda spielte den Possenreisser. Girsick lachte. Endlich fragte der Bader, mit dem Scheermesser an Jenes Kehle: Weß ist nun das Königreich Böhmen? Der König argwöhnte bestellten Mord, und sagte mit verstellter Heiterkeit: Dein ist's; denn Du hast das Haupt in Händen. Nach dem Aufstehen fragte der König wieder: Wer ist denn jetzt König in Böhmen? — „Eure Königl. Majestät," antwortete der Bader. Recht! sagte der König, und schlug ihn an den Hals, daß er zu Boden fiel, und trat ihm auf den Leib. Der Bader entsetzte sich darob, und starb acht Tage darauf.

* Fünf Charaden in einer.

An einem heitern Frühlingsmorgen,
Floh ich zum Tempel der Natur,
Und fand im dichten Hain' verborgen,
Der Blumen wunderliebe Flur.
Dort, in dem duft'gen Blüthenschooße,
Sah ich die schönste Blume blüh'n,
Und höher, als die nahe Rose,
Bei des Verweg'nen Nah'n erglüh'n.

Ein Mädchen war's — mit ernsten Blicken
Sah mich das holde Wesen an,
Dann sah ich es drei Blumen pflücken,
Und mir auf Zephyrsflügeln nah'n.
„Nimm diese Blumen," sprach voll Milde
Das liebe Mädchen, hocherglüh't,
„Und sieh in ihrem sanften Bilde,
„Der Freundschaft Deutung bald erblüh't.

„Drei Blumen sind's — drei Zeichen bilden
„Die Namen — Dir ganz wohl bekannt;
„Auf Deutschlands freundlichen Gefilden,
„Ist ihrer Schwestern Vaterland.
„Sie prangen selten in den Kränzen,
Die prunkend die Gefallsucht flicht;
Doch ihren still-Werth ergänzen
Die schönsten aller Blumen nicht.

1. „Nimm diese! — in der Sylben Ersten,
„Siehst Du die Helden großer Zeit,
„Die sich mit Thatengluth den schwersten,
„Der Kämpfe blutigsten geweih't.
„Die Letzte haben sie getragen;
„Dir fehl' es nicht zur raschen That,
„Willst Du wie sie, das Kühne wagen,
„Und steh'st verzag't am schroffen Pfad'.

2. „Die Zweite nimm! — des Lenzes Bote,
„Dring't sie durch ihrer ersten Saum;
„Wie Psyche zu dem Morgenrothe,
„Durch der Verwesung öden Raum. —
„Dann tönen mild und sanft die zweiten
„Durch laue Frühlings-Abendluft;
„Das Glück wird Feste Dir bereiten,
„Zu welchen Dich ihr Hallen ruf't.

3. „Und hier die dritte wird Dir künden,
„Wie mich des Thales Völkchen nenn't,
„Du wirst den Namen deutlich finden,
„Wenn Deine Kunst behutsam trenn't.
4. „Des Balsamkrautes erstes Zeichen,
„Mußt Du als nichtig übersehn
„Und auch das fünfte einfach streichen,
„Dann wird der Name vor Dir stehn.

Ich nahm die Weisung lustberauschet,
Und that wie mir das Mädchen hieß;
Oft hab' ich noch im Hain' gelauschet:
Entschwunden war das Paradieß.

5. Den Ort, der diesen Traum erzeugte
Nennt' ich nach ihr; — das Ideal,
Das mir die lieben Blumen reichte —
Ich fand es wachend nie im Thal'!

So sprich, wie jene Blumen hießen,
Wie sich die Geberin genannt,
Und jenes Thal, dem sie entsprießen;
Wie heißt das schöne Blumenland? —

A. Daeves.

---

* Steindruckerei von G. Jönßen.

(Leibestraße Nro. 10.)

Als noch der Steindruck in hiesiger Gegend wenig bekannt war und nur in einigen großen Städten Deutschlands die Lithographie anfing als Kunst geübt zu werden, war ich bereits darauf bedacht, auch in meiner Vaterstadt dieses Fach der Kunst zu begründen.

Mit bedeutenden Kosten-Aufwand ließ ich die Apparate zum Steindruck kommen, und habe jetzt in drei Jahren mit unüberwindlicher Geduld und anhaltendem Fleiße es dahin gebracht, daß ich Handel und Gewerbe dadurch nützlich werden kann.

Was ich bisher in diesem Fache geliefert habe, ist freilich der Anzahl nach nur wenig, allein in den schwersten Branchen dieser Kunst ausgeführt.

Jetzt bin ich jedoch mit dieser Kunst so weit gekommen, daß ich meinen geehrten Mitbürgern meine Steindruckerei zu Circulärbriefen, Preiß-Couranten, Rechnungen, Wechseln, Connoissementen, Anweisungen, Quittungen, Scheinen, Etiketten, Empfehlungs- und Visitenkarten; allen Arten Wappen auf Toback- und Cigarren-Packeten — kurz: zu allen couranten Arbeiten, welche bisher mit bedeutend größeren Kosten in Kupfer gestochen wurden, empfehlen kann, und hoffen darf, daß ein geehrtes Publikum das einheimische Erzeugniß der Kunst dem fremden Fabrikate vorziehen werde.

Alle jeder Woche werde ich meine verfertigte Sachen in meinem Bureau, Papenstraße Nro. 22. zum Verkauf niederlegen, und ersuche um deren gütige Abnahme gehorsamst; auch können an diesem meinem Comptoir alle andere Bestellungen angenommen werden.

Jede Anweisung zu Formularen, welche man in Steindruck zu haben wünscht und die im Allgemeinen brauchbar seyn können, werde ich ebenfalls mit allem Dank entgegen nehmen.

Indem ich nun diese meine lithographische Anstalt dem gütigen Wohlwollen meiner geschätzten Mitbürger und allen Beförderern des Kunstfleißes nochmals empfehle, bin ich mit aller Ergebenheit

Georg Jönßen.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Neue gebundene Bücher zu niedrigen Ladenpreisen und zu Weihnachts-Geschenken passend;

zu bekommen bey

Joh. Heinr. Müller, Papenstraße || Nro. 22.

Der kleine englische Dollmetscher. 12 Gr.

Hollazens evangelische Gnadenordnung. 12 Gr.

Gesellschaftsspiele für Freunde einer abwechselnden lustigen und frohen Unterhaltung. 4te Auflage. 18 Gr.

Blümchen der Liebe und Freundschaft, oder Aufsätze in Stammbücher. 1819. 18 Gr.

Gittermanns Blumenstrauß kleiner Erzählungen, Liederchen und Verse; mit 4 illm. Kupf. 18 Gr.

Meidingers erster Unterricht in der Französischen Sprache. 18 Gr.

Geßners Wilhelm und Luise, oder die Kunst in der Ehe glücklich zu seyn. 24 Gr.

Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen. 1818. 18 Gr.

Eckartshausen, Gott ist die reinste Liebe. 24 Gr.

Das verborgene Leben mit Christo in Gott, von J. Bern. Lauwigni. 3te Auflage 1818. 24 Gr.

Julius und Theodors Verirrungen, oder das Todesurtheil. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Jünglingen und Jungfrauen zum Nutzen und Vergnügen. 1818. 24 Gr.

Tresurts Fibel mit illum. Kupf. 24 Gr.

Wagners Lehren der Weisheit und Tugend. 24 Gr.

Campe, Robinson der Jüngere. 1819. 36 Gr.

Tiedge Urania. Ein Gedicht über Gott und Unsterblichkeit. 36 Gr.

Müllner, die Schuld. Ein Trauerspiel. 36 Gr.

Salzmanns allgemeiner Briefsteller, nebst Liebesbriefe. 36 Gr.

Müllner, Yngurth. Ein Trauerspiel. 42 Gr.

Klose Abendmahlsfeyer. 48 Gr.

Ewalds christliches Hand- und Hausbuch auf alle Sonntage des ganzen Jahres. 48 Gr.

Zimmermann, die Haushälterin. Ein Buch für Mütter und Töchter. 2 Thle. 48 Gr.

Spieckers, Emiliens Stunden der Andacht. 54 Gr.

Adelungs Deutsche Sprachlehre, nebst Geschichte der Deutschen Sprache. 1816. 54 Gr.

Knigge, über den Umgang mit Menschen. 3 Thle. 1816. 60 Gr.

Hufelands Kunst das menschliche Leben zu verlängern. 2 Thle. 60 Gr.

Krummacher, Johannes. Ein Trauerspiel 60 Gr.

Loßius Gumal und Lina. Eine biblische Geschichte. 3 Thle. 1 Rt.

Stäudlin, Geschichte der christlichen Moral 1 Rt.

Glatz, Rosaliens Vermächtnis; mit 4 schönen Kupfern. 1 Rt. 12 Gr.

Jacobi, Rosaliens Nachlaß; auf Schreibpapier. 1 Rt. 12 Gr.

Bredow umständliche Erzählungen aus der allgemeinen Weltgeschichte. 1819. 1 Rt. 12 Gr.

Ehrenbergs Andachtsbuch für Frauenzimmer. 1 Rt. 12 Gr.

Thalia. Ein vollständiges Liederbuch. 1819.

Dassels Reisen der Gutmannschen Familie. 1 Rt. 12 Gr.

Schillers Gedichte, niedliche Taschenausgabe. 3 Thle. 1 Rt 24 Gr.

Eberhards synonymisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. 1 Rt. 24 Gr.

Heyse Verdeutschungswörterbuch. 1 Rt. 24 Gr.

Ewalds Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confessionen. 2 Thle. auf Postpap. 1 Rt. 24 Gr.

Blumenkränze geselliger Freuden und unschuldigen Frohsinns. Ein vollständiges Liederbuch. 3 Thle. 1 Rt. 24 Gr.

Meisters religiöse Unterhaltungen. 2 Theile. 1 Rt. 24 Gr.

Campe, die Entdeckung von Amerika. 3 Thle. mit Charten. 1 Rt. 36 Gr.

Carol. Pichler, Agathocles. 3 Thle. 1 Rt. 36 Gr.

Jocklsch Handbuch der Fischerey. 1 Rt.

Virgil, übersetzt von Neufer. 2 Thle. mit Kupf. 2 Rt. 36 Gr.

Schillers Wallenstein. 2 Thle. 1 Rt. 24 Gr.

Neues Bremisches Koch- und Wirthschaftsbuch, enthält eine sehr deutliche Anweisung wie man Speisen und Backwerk für alle Stände gut zubereiten, und wie man von verschiedenen Früchten die besten Weine, Liqueure und Eßige verfertigen lernt. Für junge Frauenzimmer welche ihre Küche und Haushaltung selbst besorgen und ihre Geschäfte mit Nutzen betreiben wollen. 2 Thle. mit 4 Anhängen. 1r Anhang von Getränken. 2r Anhang vom Aufbewahren verschiedener Gewächse und anderer Sachen. 3r Anhang vom Einschlachten, Einpöckeln und Räuchern verschiedener Sachen. 4r Anhang enthält eine Sammlung von 100 bewährter gemeinnütziger Rezepte, deren man sich bey vorkommenden Fällen als sichere Hülfe bedienen kann, nebst mehreren in die Oekonomie und Haushaltung einschlagenden Vorschriften in alphabetischer Ordnung; rechten Auflage.

Druckpapier in 1 Band 1 Rt. 24 Gr.

Schreibp. in 2 Bänden 1 Rt. 48 Gr.

Der allezeit fertige Rechenmeister, oder der sogenannte Bremer Faulenzer worinnen sogleich das Facit ausgerechnet ist, was beym Kauf oder Verkauf von Ellen, Centner, Pfunden, Lothen und überhaupt aller Maaßen und Gewichten nach den Preisen von 1 bis 72 Groten, oder 1 Bremer Thaler herauskömmt, und dann von 1 Pfund oder Elle bis 100 Pfund oder Ellen; in 72 Tabellen, nebst Interessen-Rechnung von 1 bis 10000 Thaler Capital, von 1 Monat, 1/2 Jahr und 1 Jahr; zu 1/4, 1/2, 3, 4, 5 und 6 pCt. Ein nützliches Handbüchlein für den Bürger und Landmann. 2e vermehrte und verbesserte Auflage.

Druckpapier 18 Gr.

Schreibpapier 24 Gr.

Nro. 102.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 23. December 1819.

* Der Rigi.

(Aus einer Reise von Livorno nach London herausgegeben von E. A. Fischer.)

Wir langten am Lowerzer-See an. Hier bestiegen wir ein kleines Schiff, während unser Wagen am Ufer hinfuhr. Vom See aus sahen wir nun in ziemlicher Entfernung die Ruinen des schrecklichen Bergsturzes vom 2. September 1806 vor uns. Es ist ein trauriger Anblick. Eine ungeheure, grauweißlichte Masse senkt sich von der Spitze eines hohen Berges herab, läuft hart am See vorbei, füllt die ganze Breite des Thales aus und endigt am Fuße des gegenüberliegenden Berges, wo sie sich im Gehölze verliert.

Unsre Schiffsleute wollten ein gutes Trinkgeld verdienen, schnell kamen wir bei der kleinen Insel Schwanau vorbei, und bald landeten wir in der Nähe jener Ruine selbst. Hier stiegen wir wieder in unsern Wagen, denn der Weg läuft eine Stunde lang auf diesem Schauplatze der Zerstörung hin. Felsenmassen von 15 — 18 Quadratschuhen, schon tief in den Schutt versunken, ragen noch Häuserhoch dar, aus hervor. — Und alle diese Trümmer flogen, in 4 — 5 Secunden, eine Strecke Weges von wenigstens 3/4 Stunden weit. — So trafen wir um 1 Uhr in Lowerz ein, ruhten bis gegen halb drei Uhr aus, und traten dann die Wanderung auf den Rigi an. *)

Der Weg von dieser Seite ist der bequemste, weil er eigentlich für die Heerden dient. Unsere zwei älteren Gefährten nahmen Pferde; wir jüngern zogen vor zu Fuße zu gehen. Anfangs, am untersten Abhange des Berges, kamen wir durch schöne Wiesengründe, mit herrlicher, hochstämmiger Waldung bekränzt. Bald aber fing der höhere Bergweg an. Dieser besteht

*) Es war im Monat August 1818, als diese interessante Rigi-Reise angetreten wurde.

aus mehreren tausend Stufen, zum Theil aus Felsenstücken, zum Theil aus Baumstämmen zusammengesetzt. Die Luft war schwül; das Steigen gefährlich; dennoch blieben wir nicht zurück. Nach einer halben Stunde verbarg sich die Sonne hinter den Rigikulm; so wanderten wir erleichtert im Schatten fort.

Entfernte Aussichten hat man auf dieser Seite des Berges, während des Steigens durchaus nicht. Desto angenehmer aber beschäftigt man sich mit den nächsten Gegenständen selbst. Auch dieser reizenden Abhänge wegen ist der gänzlich freistehende Rigi einzig in seiner Art. Nach einer Wanderung von einer starken Stunde kamen wir bei einer Art Wirthshause *) an, und labten uns mit süßer Milch. Wir waren ziemlich ermüdet, aber nur einige Minuten Ruhe, und wir fühlten uns wunderbar gestärkt. Dies ist die Wirkung der reinen Bergluft, so lange man nicht die höchsten Gipfel erreicht. Dann tritt bekanntlich das Gegentheil ein.

Von hier ging es nun abermals eine starke Stunde berganwärts, bis zum Hospitium, wo jetzt nicht weniger als vier Wirthshäuser befindlich sind. In den schönen Monaten kommen nämlich viele Fremde hierher. Nicht wenige gebrauchen auch wohl die Molkenkur, und halten sich daher einige Wochen daselbst auf. So trafen auch wir eine solche schweizerische Damengesellschaft, und schienen sehr willkommen zu seyn. Der Wirth trug einen kräftigen Imbiß, nebst einigen Flaschen vortrefflichen Neuenburger auf. Es war halb sechs Uhr; wir hatten, um den Kulm zu ersteigen, gerade noch Zeit genug.

*) Wahrscheinlich das sogenannte Dächli, wo der Weg von Art und von Lowerz zusammentrifft.

Kaum hatten die Damen von unserm Vorhaben gehört, so beschloßen sie von der Parthie zu seyn. Die zwei ältern eilten mit unsern Gefährten, die drei jüngern vertrauten sich unsrer Begleitung an. Die Wahlverwandschaften wirkten, so zog jeder das große Loos. Ich selbst war der Führer einer allerliebsten, gesprächigen Brünette, mit Augen voll Geist und Lebenslust. So wanderten wir fort, so kamen wir höher und höher, wir wußten selbst nicht wie. Endlich war das Wirthshaus am Abhange des Kulms erreicht. Noch einige Minuten, wir standen auf dem Gipfel selbst und blickten wie in eine unermeßliche Zauberwelt hinaus.

Gewiß, diese Ansicht ist unstreitig die größte, reichste und schönste, die man im ganzen Lande finden kann. Das Auge fliegt über die östliche und westliche Schweiz; es berührt die Jurakette, die Gebirge Emmenthals und Entlibuchs, so wie den Pilatus; endlich die ganze hohe Alpenreihe, die sich von Säntis bis über das Jungfrauhorn hinaus erstreckt. Dieser ungeheure Horizont, der sechs Cantons umfaßt; diese unermeßliche Ebene, mit unzähligen Dörfern, kleinen und großen Städten, blühenden Gefilden und Pflanzungen bedeckt; diese Massen von Woldung an den Gebirgsabhängen und diese vierzehn Seen mit ihrem spiegelnden Blau; endlich die hohe majestätische Alpenkette, die gleichsam über dem Ganzen thront, und dies Alles im Purpurglanze der untergehenden Sonne wallend. — Gewiß, es ist ein Anblick, der sich für das ganze Leben einprägt.

Wohl eine Viertelstunde hatten wir dieses große, schöne Gemälde in stiller Bewunderung betrachtet, als wir alles plötzlich verwandelt sahen. In dichten Kreisen stiegen wogende Nebel vom Zugersee auf, ballten sich schnell in schwarze Wolken zusammen, stiegen höher und höher,

und glühten endlich, im letzten Strahle der Sonne, gleich einem Flammenmeer. Schlängelnde Blitze durchkreuzten den dunkleren Theil des Himmels, und schwache Donner hallten aus der Tiefe zu uns herauf. Noch einige Secunden und die Sonne sank hinter die westlichen Gebirge hinab. Heller leuchteten die Blitze; lauter rollten die Donner; schneller flogen die Wolken über die Ebene hin; bald lag Alles in Nacht gehüllt. Einzelne Regenwolken trieben uns in das Wirthshaus zurück.

Der Tisch war gedeckt; nach einigen Minuten war aufgetragen, wir setzten uns wohlgemuth zum Abendessen hin. Die Fensterladen waren geschlossen; das Gewitter schien vorüberzuziehen; kaum dachten wir mehr daran. Mit fröhlichem Eifer leerten sich Schüsseln und Gläser, und Alles gab sich dem Augenblick hin. Plötzlich vernahmen wir einen heftigen Donnerschlag, von einem Geräusch begleitet, das dem Brausen eines Wasserfalls glich. Es war der Sturm mit schmelzendem Hagel vermischt.

Ein Augenblick, und krachend fuhren die Laden auf; die Scheiben klirrten; die Lichter verlöschten; der Tisch ward umgeworfen, der Hagel schlug von zwei Seiten ins Gemach; die Verwirrung war allgemein. So verging wohl eine Viertelstunde, ehe Alles wieder in Ordnung kam. Jetzt beschlossen wir, uns in unsre Schlafzimmer zurückzuziehen. Sie waren im hintern Theile des Hauses und folglich vor dem jetzigen Sturme geschützt. Die Damen liessen sich Thee machen, wir Männer hielten uns an den Wein.

Allmählig schien der Sturm nachzulassen, der Regen hörte auf, der Donner verhallte in der Entfernung. Ich öffnete das Fenster, unter mir wogte ein düsteres Nebelmeer. Aber aus klarem Gewölke trat der Mond hervor und röthliche Blitze zuckten an den beleuchteten Gletschern hin. Eine gute Weile sah ich der magischen Erscheinung zu; aber endlich fühlte ich mich ermüdet und beschloß zu Bette zu gehen.

So mochte ich ohngefähr anderthalb Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich, wie durch einen Kanonenschuß, aufgeweckt ward. Mein Bette schwankte, mein Zimmer stand in Feuer, wie Meereswogen schlug es von aussen an. Ein zweites, heftiges Gewitter näherte sich, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag; der Regen in Strömen herab, der Sturm mit erneuerter Wuth. Das Haus erbebte, die Balken krachten, die Wände dröhnten, die Laden schlugen, von allen Seiten drang Wasser ein.*) Die Wirthsleute kamen mit Licht und wir versammelten uns wieder im Speisezimmer, das nun seinerseits vor dem Sturme geschützt war. Nach einer halben Stunde, gerade um 2 Uhr, zog das Wetter vorüber; die Damen schliefen auf Matrazen, wir andern auf Stühlen ein.

Um vier Uhr erwachte ich; die Dämmerung spielte durch die Ladenspalten; ich beschloß mich vollends anzukleiden und vor das Haus zu gehen. Jetzt stand ich im Freien: Alles war still und ruhig um mich. Ueber mir der klare Himmel, unter mir wallender Nebeldunst. In Osten ein Rosenschimmer, die Gletscher in sanfter Glut. Da ging die Sonne auf, eine freundliche Gottheit, in neuer Herrlichkeit. Alles glänzte

*) Das Haus ist, seiner ganzen Höhe nach, dergestalt in eine Vertiefung eingebaut, daß es von derselben gleich einem Walle umgeben wird. Das Dach ist mit großen Felsenstücken bedeckt. Nur so kann dieses, durchaus hölzerne Gebäude, den stärksten Stürmen widerstehen.

im Morgenroth; von allen Sennhütten tönte der Alpenruf. Mit tiefbewegter Brust blickte ich zu dem Ewigen empor.

Das Frühstück war eingenommen, die Rechnung berichtigt; ernst, fast schweigend, zogen wir zu dem Hospitium hinab. Jetzt hieß es Trennung, und ohne Wiedersehen. Die lieblichen Frauen schenkten uns einige Thränen, wir schienen stärker als unser eigenes Herz. Doch die Nothwendigkeit gebot. Leben und Reisen, Kommen und Gehen — wir Alle folgen einer unsichtbaren Hand! So stiegen wir nach Art hinab, und gingen über Küßnacht nach Luzern zurück.

---

* Von Canal-Arbeiten.

Von G. F. Niemeier.

Zu den Werken, wobei Verstand und Beharrlichkeit der Menschen am meisten sich ausgezeichnet haben, gehören die Canäle, welche zum Nutzen für Handlung und Schiffahrt in verschiedenen Ländern der Welt geschaffen worden sind. Sie beweisen, daß man von jeher allenthalben den großen Nutzen begriffen hat: durch schiffbare Canäle dem Handel da zu Hülfe zu kommen, wo entweder schiffbare Ströme und Flüsse nicht vorhanden waren, oder nicht schiffbar gemacht werden konnten, und wo die Landfracht nicht ausreichte oder zu theuer war.

Es kann nun zwar durch Canäle kein Handel geschaffen werden, wo nicht zureichende Bedürfnisse auf einem Endpunkte derselben, und Produkte diese Bedürfnisse zu befriedigen, auf dem andern im zureichenden Maaße vorhanden sind, oder wo nicht ein Canal als wohlfeiler Speditions Weg für den Handelsverkehr von einander entfernten Plätze zu nutzen ist: aber allenthalben wo das eine oder andere, oder auch beides zugleich Statt findet, ist immer der große Nutzen einer Canal Schiffahrt unter obiger Voraussetzung anerkannt worden.

Für diejenigen, die da glauben man könne die Schiffbarkeit eines Stromes vernachlässigen und nach Laune und Willkühr behandeln, oder, man brauche um Canal Bau für die Schiffahrt sich nicht zu kümmern, da der Landtransport schon alles gut machen werde, mag es besser seyn, anzuschauen, was in der Welt in diesen Dingen geschehen ist, als Gründe zu lesen, wodurch ihre Meinung bestritten werden könnte. Und so gebe ich denn folgendermassen eine Beschreibung der vorzüglichsten Canal Werke, so wie ich die Nachrichten davon theils gefunden, theils mitgetheilt erhalten und theils die Werke selbst gesehen habe.

Von den Canal-Arbeiten.

In Griechenland.

Griechenland, begränzt von den Jonischen und Aegaischen Meeren, und allenthalben ausgestattet mit zahlreichen Meerbusen, Hafen, inländischen Seen und Flüssen, bedurfte der inländischen Canäle wenig.

Doch wurden verschiedene Versuche gemacht den Isthmus von Corinth zu durchgraben um aus dem einen jener Meere in das andere zu kommen, ohne nöthig zu haben die Peloponnesische Süd-Spitze zu umschiffen.

Auch findet man Spuren von Canälen, welche durch das Gebürge Pios in Böotien gegraben sind um die Sümpfe von Copais zu entwässern. Wer obgleich dieses Werk einen höchstbedeutenden Aufwand von Arbeit und Ausgaben veranlaßt haben muß, so ist es doch so sehr ein Werk des Alterthums, daß weder Geschichte

noch Tradition irgend ein Andenken von denen aufbewahrt haben, die es zu Stande brachten.

Rom.

Rom, das immer mehr zum Kriege als zum Handel sich neigte, hat keine Spur von inländischen Canälen zurück gelassen, ob wohl seine dauerhaften Wasserleitungen der Erinnerung werth bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüthen.

Hausvater.

Zu beweisen, daß ein Gott sey, — ist das auch nöthig? Kannst Du ein für Recht, Wahrheit und Schönheit fühlendes Herz haben und dennoch zweifeln, daß ein Gott über uns throne: so gehe noch einen Schritt weiter, und bezweifle Dein eigenes Daseyn und — Du bist reif zum Irrenhause.

Zu beweisen, daß dieser Gott die höchste Güte sey, — ist das nöthig? Hast Du je frohe Stunden genossen im freundlichen Sonnenstrahl, der unsere Erde in seinen Armen trägt, der da verherrlicht und verklärt das Angesicht der Menschen; ertönte je der Aeolsharfenhall der Liebe in Deinem Herzen, oder der hohe Gesang der Freundschaft: — wie kannst Du zweifeln an der Huld und Milde eines Wesens, dessen Güte so weit reicht, so weit der Strahl des Lichtes sich nur verbreitet!

Unsichtbar unserm Auge, thronet Er, der Vater dieses großen Hauses, dort jenseit den Sternen. Herab vom hohen Dom schwebt, an unsichtbaren Fäden, eine Sonne, die, als Kronleuchter, den Speisesaal aller seiner Kinder erleuchtet. Eine Nachtlampe, der Mond, verbreitet ein sanftes Licht, und tausend Flämmchen leuchten freundlich, in dem weit gedehnten Schloßsaal seiner Kinder. Dunkle Wolken hängen um unser Bett, wie Vorhänge, und Nachtigallen und Heimchen singen Schlaf ins Herz dem Müden. Gedeckt vom Morgen bis zum Abend ist die lange Tafel! Obenan der stolze Mensch, und dann die Marschallstafel, woran Ochse und Löwe, Strauß und Wallfisch speisen.

O, wie gut könnte es doch auf dieser Erde seyn, wären die Menschen besser! Verbannten sie aus ihrem Herzen jene Leidenschaften, welche, wie Orkane, die Erde verwüsten und verröden und Hunger und Kummer, und Mord und Geschrei allenthalben verbreiten! *) Einer drängt den Andern weg von seiner Stelle, durch Gewalt oder durch List, wenn die erste ihm fehlt. Hier ruft ein Anderer: die ganze Tafel ist mein Eigenthum! wer wagt es von Euch, nur eine Speise anzurühren! Diener mir, und ich gebe Euch, was mir wohlgefällt!

Wie klein, häßlich und verächtlich erscheint doch der Mensch, der Hausvater sich nennt, und den Seinen keine Freude gönnt! — zum schwachen Dienste des Lebens! Wie verwünschenswerth, führt er nur mit blutiger Lanze, unter schmetterndem Kanonendonner, die Seinen auf blutige Schlachtfelder, gegen Brüder! O, zum Tode zu führen, Ewiger! was Du zum Leben geschaffen hast! — Wahnsinnige Welt, das nennst Du eine Großthat? In der Blüthe des Lebens hingeopfert, auf blutigen Schlachtfeldern, den Geiern und Wölfen zur Speise dienen, — das nennst Du auf dem Bette der Ehre sterben!

Der einzelne Mensch wächst heran. Religion, Vernunft und tausend Leiden, die sein-

*) Wer denkt hierbei nicht an die Belagerung von Saragossa.

Herz durchschmettern, tausend Freuden, die es durchglühen, machen sanft und milde ihn, und flößen Sinn für Menschenwohl ihm ein. Aber die Menschheit im Ganzen behält noch immer die Blutmahle an ihrem Herzen, noch immer die Wildheit in ihrem Auge, noch immer den übermüthigen Römersinn, den stolzen unbändigen Nacken! Doch kann dies anders seyn? Nicht still berechnende Weisheit, nicht reiner Sinn für's allgemeine Beste, sondern oft eine bewaffnete Faust bahnet den Weg zu jenen Höhen, worauf die Völker ihre Thronen errichten! In einer Welt, wie die unsrige, wo die Weisheit eines Seneka von dem Tigerrachen eines Nero verschlungen wird — darf man nichts Besseres hoffen!

Feindseelige Gemüthsart.

Wohl ist es höchst traurig, daß man eine Menge von Feinden haben kann, ohne doch, im Grunde, es sich sagen zu können: warum? Wenn ein stiller Wanderer durch ein Dorf geht, wo er keinen je beleidigte, wird er dennoch nicht von den Hunden des Dorfs, oft mit großer Wuth angefallen und verfolgt? fragt diese knurrige Herren: warum habt ihr doch eine solche Feindschaft geworfen auf den Fremden, der euch nie Leides zufügte? — Und wenn sie reden könnten, würden sie die Schuld auf ihre zanksüchtige, feindseelige Gemüthsart schieben, oder gestehen müssen, daß irgend ein muthwilliger Bube sie aufgehetzt habe.

So giebt es auch, in der That, Menschen, die, wenn sie die wahre Ursache angeben sollten, warum sie manchen, der mit ihnen in gar keiner Beziehung steht, anfeinden, verläumden und verfolgen, weiter, zu ihrer Entschuldigung nichts sagen können, als: es verlangt einmal meine beißige und feindseelige Gemüthsart es also, daß ich jeden packe!

Derjenige Mensch also, der nun, gutmüthig, zu sich selbst spricht: ich habe keinen Feind, denn nie beleidigte ich wissentlich Jemand, der täuscht sich dennoch! Entweder ward ihm ein Glück zu Theil, worüber andere ihn beneiden; oder er schlug einem Flehenden, weil die Umstände es so wollten, eine Bitte ab; oder sein Beruf forderte ihn auf, etwas zu thun oder zu unterlassen, welches andern nicht paßte; oder ein unschuldiges Wort, von ihm ausgesprochen, ward unrecht verstanden; oder er stand, ohne es zu wissen, irgend einem Menschen, in der Erreichung seiner Wünsche, im Wege; oder aber endlich: sein Weg führte ihn unglücklicherweise durch ein Dorf voll böser Hunde!

Aber es giebt so sanfte, gute Seelen, die es tief bekümmert, wenn sie glauben müssen, daß irgend Jemand feindlich gegen sie gesinnet ist. Solche Menschen sind freilich in einer Welt, wo die schwache Stimme der Liebe, unter dem Getöse blutiger Waffen, oder unter dem Gekeif scheltender Zungen, so oft verhallt! Wo die Feindschaft, wenn sie nicht laut aufdonnern darf, doch die Verläumdung ausspendet, um heimlich zu vergiften den Arglosen! Die Hauptregel ist: Thue Recht und scheue Niemand! Den Frieden des Herzens geben und rauben wir uns nur selbst! Wer allen Menschen zu Gefallen leben will, dem begegnet, auf jedem Tritte, dennoch ein Unzufriedener. Gerathen wir aber einmal auf jenes große Meer, daß ich mit dem Namen: Hin und her bezeichnen möchte: so gehen wir endlich zu Grunde und werden, zum Dank für unsere Allbienstfreundlichkeit, von der schadenfrohen Menge ausgepfiffen und ausgetrommelt!

---

* Vermehrter Erwerbzweig.

Wenn die Burschen, welche sich, sobald die Weser mit Eis belegt ist, vielfältig mit Schlitten darauf einfinden, um Erwachsene sowohl wie Kinder, für Geld umher zu fahren, sich in der Winterzeit, wenn es gefroren hat und Schnee liegt, besonders aber wenn es glatteiset, mit ihren Schlitten auf den Straßen der Stadt, besonders Abends vor den Gesellschafts-Häusern als das Museum, die Erholung u. s. w. einfänden, so würden sie sich manchen Groten dadurch erwerben; denn hier in Bremen, wo nicht, wie in größeren Orten, überall und zu jeder Zeit Miethkutschen zu Gebote stehen, würden sich gewiß viele solcher Gelegenheit bedienen um auf sichere Weise von einem Ort zum andern zu gelangen und gerne dafür bezahlen.

---

* Wünschenswerthe Verbesserung.

Das an der Seite des Sperrhauses am Doventhore neu errichtete Geländer, so wie es jetzt ist, bringt die Fußgänger, welche Abends über die Contrescarpe in's Doventhor gehen wollen, leicht in Gefahr, an dem ziemlich steilen Ufer des Stadtgrabens hinunterzugleiten, und im Wasser ihr Leben einzubüßen, da der so blendende Schein der am Doventhore befindlichen Laterne das Auge trügt und das Geländer von dem Eise und Schnee nicht unterscheidet.

Sehr zweckmäßig würde es seyn, wenn dieses Geländer länger und der Abhang nach dem Stadtgraben schräger gemacht würde. Mehrere Beispiele in voriger Woche bei dem starken Glatteise haben die Nothwendigkeit dieser Verbesserung dargethan, und wenn der Stadtgraben seine Eisdecke nicht gehabt hätte, würden mehrere Personen des Todes Opfer gewesen seyn.

Eine baldige und schleunige Abänderung und Verlängerung dieser Barriere ist daher sehr zu wünschen. —

---

* Anfrage.

Wenn jetzt einmal eine Feuersbrunst entstände, woher würden dann die Feuerspritzen das benöthigte Wasser zum Löschen des Brandes bei der so sparsamen Ergiebigkeit der meisten unsrer öffentlichen Brunnen, erhalten? — und gibt es kein Mittel, letztere in solchen Stand zu setzen, daß solche zu jeder Zeit hinlängliches Wasser liefern?

---

* Der Abschied.

1813.

Mädchen.

Du mein Leben willst Dich von mir wenden,
Ziehen in die grause blut'ge Schlacht? —
Weh! — dort wird das Schicksal mit Dir enden
Mit dem Leben, das so hold Dir lacht.
Und vom Bunde, den wir liebend schlossen,
Bleibt mir Armen nur — Erinnrungs-Schmerz;
Wenn im Kampfe dort Dein Blut geflossen —
Ach! — schon der Gedanke bricht mein Herz!

Jüngling.

Ja Geliebte! — nicht Dein banges Klagen,
Nicht Dein trüber, thränenschwerer Blick,
Hält, den Vaterlandes-Feind zu schlagen,
Meinen deutschen Jünglings-Arm zurück!
Sieh, es bluten Millionen Herzen,
Die für Staaten-Wohl und Wahrheit glühn
Und mit inneren, gerechten Schmerzen
Sieht der Edle Deutschlands Heil verblühn!

Sollt' auch ich nicht gern mein Leben weihen,
Freudig weihen für der Menschheit Glück?
Laß dem Guten mich die Kräfte leihen,
O, vielleicht beschützt mich das Geschick!
Fall' ich dennoch in der Tapfern Mitte
Die gleich mir der großen Pflicht sich weihn;
Dann — gewähre mir noch diese Bitte: —
Denke liebend, ohne Klage, mein!

Mädchen.

Wohl! — und wenn mich alle Freuden fliehen
Zieh dann hin: — Minerva leite Dich!
Herrmanns Heldenarm sey Dir verliehen;
Es umschwebe Friedrichs Schatten Dich! —
Muthig! muthig, braver Jüngling streite!
Deutschlands Mitbefreier sey auch Du!
Bald, mit Gott! im siegreichen Geleite
Eile Deines Mädchens Armen zu!

Sieh', Du findest jetzt in meinen Blicken
Keines Kummers feige Zähre mehr!
Laß die Männerhand an's Herz mir drücken;
Reiche mir die biedre Rechte her.
Und dann scheide, Theurer! Gottes Seegen
Folge Dir, des Siegers Lohn sey Dein!
Mein Gebet folgt Dir auf allen Wegen! —
Nimm den Abschieds-Kuß — gedenke mein!

Jüngling.

Theure! so erkenn' ich Deine Liebe!
So, Du edles deutsches Mädchen, Dich!
Heldenmuth vermählt dem schönsten Triebe
In dem zarten Mädchrn-Herzen sich!
Lebe wohl! und wenn das Schlachtfeld zittert
Wenn Kartätschen regnen, denk' ich Dein —
Wenn auch hier mich Feindes-Hand zersplittert: —
Dort ist treuer Liebenden Verein! —

* * *

Und er zog dahin — und kehrte nimmer
Aus dem blut'gen Kampf, in ihren Arm;
Es erlosch der Hoffnung süßer Schimmer
Und sie welkte hin im stillem Harm . . .
Thränenlos ihr Aug', und ohne Klage
Trug sie Monden noch ihr bitt'res Loos
Bis zu dem erneuten Trennungs-Tage
— Und sie schied — und ruht im Erdenschooß! —

H — ll —

---

* Beruhigung.

Seh ich in trüber Luft die Sterne hangen,
Und ahnde nicht, wer sie da droben hält,
Da schwindelt mir, ich fühl ein thörcht Bangen,
Daß einer mir auf's Haupt hernieder fällt;
Wenn sie dann fest in klarer Bläue prangen,
Und strahlen freudenhell auf meine Bahn,
Da ist mir Gottes Liebe aufgegangen
Da fühl ich, daß die Furcht ein leerer Wahn.
O! Mensch verschließ Dich nicht dem irdischen Vergnügen,
Die Freuden sind so wahr, und nur die Sorgen Lügen.

Auflösung der Charaden in Nr. 101.

1. Ritterspoen.
2. Schneeglöckchen.
3. Melisse.
4. Elise.
5. Elisium.

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 103.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 26. December 1819.

Das Hüttchen.

Ein Gleichniß.

Ein Hüttchen hab' ich wohl gesehn,
Das thät auf festen Säulen stehn,
Das hielt in Sturm und Wetter aus,
Denn Gott ist mit dem kleinsten Haus.

Das Hüttlein mit der Pforte klein,
Lad't alle Wandrer zu sich ein,
Und offen ist es Tag und Nacht
Doch haben wenig Wand'rer Acht.

Von innen ist's so schmuck und nett,
So weich und weiß das Ruhebett,
So rein der Becher, klar die Luft,
Und wie durchwürzt von Blumenduft.

Die Diener, die im Hüttlein stehn,
Sind auch recht lieblich anzusehn,
Und wie sie dienen fort und fort,
So fehlt auch freundlich nicht das Wort!

Der Fleiß steht drinnen froh und reich
Und schafft, was er da will, sogleich.
Die Liebe streicht mit weicher Hand
Von seiner Stirn der Sorge Brand.

Die Freude stellet rings im Haus
Viel klein und große Blumen aus,
Mit Bildwerk, das sie ausstaffirt,
Ist bald die Kammer schön geziert.

Mit Liebeszauber angethan
Klopft andresmal sie wieder an,
Und gießt in Tönen froh sich aus,
Daß alles klingt im ganzen Haus.

Die Andacht still im Hintergrund
Hat andre Wort' im ernsten Mund,
Doch drückt sie nicht das weiche Herz,
Nein hebt und deutet himmelwärts.

Wie Lebensknospen blühn und wehn,
Das an den Knospen ist zu sehn,
Die Gärtner drin mit Blüthen frisch
Erzieht und stellt an seinen Tisch.

Wie herrlich groß das Leben blüht
Wenn volle Sonne strahlt und glüht,
Das zeigt die herrliche Gestalt,
Die auf und ab im Hause wallt;

Die mit des Auges Himmelslicht
Von Liebe nur erzählt und spricht,
Und an die zarte warme Brust
Andrückt des ganzen Hauses Lust.

Wie reichen Korns das Leben lohnt,
Wo Kraft und Fleiß beisammen wohnt,
Das zeigt der ernste, stille Mann,
Der frohe Mann da drinnen an.

Des Stoffes Füll' in Kopf und Brust
Ist alle Form ihm leichte Lust,
Und was er mit der Fülle thut,
Wird Alles herrlich, Alles gut;

Und überm Hause oben stehn
Die goldnen Sterne fromm und schön
Und lächeln nieder auf den Mann
Und er auch lächelt still hinan.

Denn was Er ist und wie Er sinnt,
Und wie Sie an der Seit' ihm spinnt,
Und wie die Blumen ihm im Schoos
Zu Flammen werden hell und groß.

Zu Flammen, die mit Flügeln schön,
Gen Abend und gen Morgen gehn,
Und fremd doch werden nicht im Haus
Und freundlich theilen Gaben aus.

Denn wie Er ist und wie Er sinnt,
Und wie Sie an der Seit' ihm spinnt;
So weiß Er's wohl, was er genießt,
Daß beßres nicht auf Erden ist.

So fühlt Er's wohl im Leben tief,
Daß golden ihm der Faden lief,
Der Faden durch das Labyrinth,
Wo draußen noch viel Wandrer sind;

So fühlt er wohl den Einen Ton,
In welchem Er, der Erde Sohn,
Mit Erd' und Himmel wieder klingt,
Daß Jauchzen aus der Brust ihm springt;

So deckt Er und Sein süßes Weib
Ja nur mit Blumen zu den Leib,
Wenn Augen müde, matt die Hand,
Nach oben sich das Herz gewandt.

---

* Von den Canal-Arbeiten.

Aegypten.

Die jährliche Ueberschwemmung des Nils ist von jeher als die große Ursache der Aegyptischen Fruchtbarkeit betrachtet worden. Man hat daher sehr bald dieser Ueberschwemmung, durch eine große Anzahl Canäle die möglichste Ausdehnung zu geben gesucht.

Aber das vorzüglichste Werk der Aegypter war der Schiffahrts Canal, welcher eine Communication zwischen dem Nile und dem rothen Meere zu Stande bringen sollte.

Dem Diodorus Siculus zufolge wurde dieser Canal von Necus, dem Sohne des Psammitichus im J. d. W. 3335 begonnen, und von dem persischen Könige Darius dem Ersten fortgesetzt. Nachdem das Werk eine lange Zeit unterbrochen worden war, wurde es von Ptolomäus dem Zweiten 3670 vollendet.

Nach der Regierung desselben wurde der Canal vernachlässiget und verschlammet, doch im Jahre 635 unter der Regierung des Kalifen Omar wieder gereiniget und schiffbar gemacht.

Seit dem Jahre 775 wurde der Canal abermals verschlammt, und jetzt sind nur noch einige Spuren davon sichtbar.

Der Canal von Faona wurde von Ptolomäus vom Nil bis Alexandrien gegraben, damit durch Hülfe desselben die zahlreichen und im Umfange großen Wasserbehälter dieser Stadt versorgt werden möchten. *)

Strabo erwähnt eines Canals durch welchen eine schiffbare Wasser-Communication zwischen Alexandrien und Canopus zu Stande gekommen war, und Herodot erzählt, daß die Steine zum Tempel Bau der Latona in Aegypten auf den Canälen des Nils, zweihundert Meilen weit herunter geschifft worden.

Eine bedeutende Anzahl Bewässerungs-Canäle, welche noch jetzt durch Privat-Unternehmungen unterhalten werden, stehen in Verbindung mit dem Nil-Arme, welcher nach Damiette strömt und befruchten die Provinz Scharkia.

Mehrere andere Canäle, wovon einige schiffbar sind, durchschneiden das Delta. Der Canal von Manuf, welcher bei Nadir anfängt, hat Communication mit beiden Nil-Armen, zehn Meilen unterhalb des Winkels: genannt die Kuh-Panze.

Babylonien.

Der Euphrat überfließt die weiten Ebenen durch welche er strömt nicht wie der Nil, aber damit Fruchtbarkeit von demselben erworben werden möchte, wurden unter der Königin Nitocris, der Mutter des letzten babylonischen Königs, eine Menge Bewässerungs-Canäle vom Euphrat bis weit ins Inland gegraben, welche mit zugleich geschaffenen Wasserbehältern in Verbindung gesetzt wurden. Jene Königin ließ auch einen großen inländischen See graben, um dahin den Euphrat zu leiten, damit dadurch der Bau einer steinernen Brücke über diesen Fluß desto leichter zu Stande gebracht werden möchte. In denselben See leitete Cyrus den Lauf des Euphrats, als er zweifelte Babylon durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, und so brach er sich die Bahn, auf welcher damals das größte Reich der Welt gegründet wurde.

China.

In China ist kaum eine Stadt oder ein Dorf zu finden, dessen Handels oder Landwirthschaftliches Verkehr nicht durch irgend eine Einbucht der See oder durch einen schiffbaren Fluß oder Canal unterstützt würde.

Der große, oder königliche Canal, wurde im Jahre 980 beendigt. Dreißig tausend Menschen arbeiteten drei und vierzig Jahre daran ihn zu Stande zu bringen: Er zieht sich von Norden nach Süden — von der Stadt Canton bis zur äußersten Grenze des Reichs: Alle Waaren, die in Canton importirt werden und nach Pecking bestimmt sind, werden auf diesem Canale transportirt. Er ist 50 Fuß breit, 6½ Fuß tief, so, daß Schiffe, bedeutend belastet, mit Masten und Segel ihn passiren können. Dieser Canal zieht sich auf seinem 825 (engl.) Meilen weiten Wege durch ein und vierzig große Städte: Ein und vierzig Schiffs-Schleusen sind auf solchen Stellen gebauet, wo Felsen Grund, oder die Seichtigkeit, oder der Fall des Wassers dies nöthig machte.

Mehrere tausend Brücken mit Zugklappen gehen hinüber, und aus diesem Haupt-Canale

*

*) Der jetzige Vicekönig von Egypten, Mahomet Ali Pascha, hat in diesem Sommer 300,000 Fellahs oder Bauern an der Wiederherstellung des großen Canals von Alexandria arbeiten lassen.

Anm. d. Red.

laufen fast zahllose kleinere Canäle, [die wieder mit andern inländischen Seen, Strömen und Bächen durch das ganze Königreich ... Verbindung stehen.

Wo man die Bahn für diese Canäle für gut gehalten hat, da sind solche durch jedes Privat-Eigenthum, durch Gärten, Plantagen, Parks gezogen, und die Gärten des Kaisers oder seiner Gouverneure dabei nicht geschont worden.

Nach der Versicherung des Jesuiten Magaillani ist auf diese Weise in China durch alle Theile dieses Reichs eine inländische Canal- und Strom Schiffahrt zu Stande gebracht worden, welche Reisenden die größte Bequemlichkeit verschafft, indem diese inländische Schiffahrt sich auf 600 französische Meilen erstreckt und nur ein einziges Mal durch einen Landweg von einer Tagereise über ein Gebürge unterbrochen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Haupthaar und den Bart bei den Deutschen.

Die Deutschen der ältesten und der mittlern Zeiten hielten lange, seidenartigweiche, sanft gekräuselte und goldgelbe Haare für die schönsten und sahen sie als natürliche Zeichen eines hohen Adels des Geistes und Herzens an. Von dem gelben krausen Haare wurden viele dänische und sächsische Könige und Helden und auch mehrere edle Geschlechter die schönhaarigen genannt und in einem alten sächsischen Liede heißt es von Wittekind, dem Herzoge von Sachsen „schöngelb und klar sein krauses Haar zu sehen war.“ Aus dem allgemeinen Glauben an die Schönheit und die Bedeutung der gelben lockigen Haare entstand die sprichwörtliche Redensart, „um Deiner gelben krausen Haare willen“ und dann die Gewohnheit, Bräutigame mit gelben Haaren zu wünschen.

Unsere Vorfahren riethen aus der Beschaffenheit der Haare auf mancherlei Eigenschaften des Gemüths. Streitsüchtige und übermäßig kecke Menschen nannten sie kathaarige oder kathärige und listige oder verschlagene driehaarige, drehaarige oder dryhärige.]

Von den ältesten Zeiten her zeigte die Art des Haartragens bei den deutschen Völkerschaften einen Unterschied des Standes und der Geburt an. Könige und Edle trugen das Haar anders als Gemeine; Freie anders als Knechte; Frauen anders als Jungfrauen. Unter den Franken waren während der Regierung des merovingischen Stammes lange fliegende oder in Flechten zusammengebundene Haare Zeichen der königlichen Würde, und langes fliegendes Haar oder lange Haarflechten Zeichen königlicher Abkunft. Diesen Hauptschmuck nahm man solchen Königen und Königssöhnen, die man des Thrones entsetzen oder desselben unfähig machen wollte.

Unter den ältesten Sachsen trugen die Fürsten und Herren gleichfalls lange und zwar lange fliegende Haare und unter den Angelsachsen nannte man langes schönes Haar „adeliches Haar.“ Die Gemeinen hingegen stutzten ihre Haare und ließen sie bloß zum Zeichen der Trauer wachsen.

Bei den Frauen und Jungfrauen der Sachsen und der übrigen nordischen Völkern aus deutschen Stämmen waren lange unbeschnittene Haare ein Zeichen der ächten oder freien Geburt; freie Frauen werden daher in den Gesetzen der Angelsachsen lockebare Frauen genannt. Die verheiratheten Frauen in Altsachsen und Schweden wickelten ihre Haare gewöhnlich in Flechten um den Kopf her und bedeckten diesen

mit einer Haube; Jungfrauen aber gingen mit unbedecktem Kopfe und ließen ihre Haare entweder frei fliegen oder in langen Flechten über den Rücken hinabhängen.

Unter den alten Deutschen schmückten die Männer ihr Haar sorgfältiger als die Frauen, wenn sie in die Schlacht gingen, wo sie den Feind durch die Höhe und das Schwanken ihres Haares zu schrecken suchten.

Nach einer Niederlage ließen die Sachsen den Bart wachsen und eben dies thaten die jungen cattischen Krieger, bis sie einen Feind erlegt hatten. Zwickelbärte waren, wie es scheint, in den ältesten Zeiten eine Zierde aller deutschen Krieger. Einige Schriftsteller erzählen, daß unsere Vorfahren beim Trinken den Wein eher mit ihren langen Schnurrbärten als mit ihren Lippen berührten.

Im vierzehnten und in den folgenden Jahrhunderten nahm man in Deutschland mit dem Barte weit häufigere Veränderungen als mit den Haupthaaren vor. Man putzte die Bärte auf die verschiedenste Weise; sie waren jedoch meistens lang, welches indessen den Geistlichen als Merkmal einer weltlichen oder höfischen Eitelkeit untersagt war. Als der Cardinal Bessarion bei dem Kaiser Friedrich III. die Aufwartung machte, wunderte sich dieser über den langen griechischen Bart, da derselbe im Abendlande den Mönchen und Geistlichen verboten war. Zu dem Anfange des 16. Jahrhunderts aber behaupteten die Cardinäle, es sey ihnen als Fürsten der Kirche erlaubt, lange Bärte zu tragen. Man gab ihnen jedoch zur Antwort, als Bischöfen stehe ihnen dergleichen nicht frei. Die französischen Capitel erklärten es sogar für eine Verletzung der Kirchensatzung, wenn man ihnen Domherren mit langen Bärten aufdrang. Die deutschen Stifter waren nachgiebiger. In dem Reichsabschiede von 1530 wurden die Domherren ermahnt, keine Kleider zu tragen, die sich für ihren Stand nicht schickten und nicht mit langen Bärten zu stolziren.

Den Zustand der deutschen Bärte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kann man aus folgender Schilderung kennen lernen, welche Philander von Sittewalde macht. „Wenn Deine ehrlichen Vorfahren, sagt Einer der alten deutschen Helden, welche redend eingeführt werden, es für die größte Zierde gehalten haben, so sie einen rechtschaffenen Bart hatten, so wollet ihr den welschen unbeständigen Narren nach, alle Wochen eure Bärte berupfen und bescheren, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltern und martern, ziehen und zerren lassen; jetzt ein Zirkelbärtel, jetzt ein Schneckenbärtel, bald ein Jungfrauenbärtel, ein Tellerbärtel, ein Spitzbärtel, ein Federwedel, ein Schmahlbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein Spanischbärtel, ein Italiänischbärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, Spielbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel u. s. w. Zu unsern Zeiten hat man an den Federn erkennen gelernt, was es für ein Vogel war; am Bart, was für ein Mann da war. Wie wollt es heut immer möglich, da je älter Einer wird, jemehr er seinen Bart stutzen und stimmlen läßt und also die Welt und das Tugendliebende Frauenzimmer überreden und bethören will, ob er ein Junggesell oder Jüngling wäre.

Fündling.

Caspar Ens (in Prosc. Vit. hum. P. II. C. 20.) gedenkt folgenden Gemäldes: An einem mit köstlichen Speisen und edeln Weinen im Ueberflusse besetzten Tische saß ein reicher Großer, ihm zur Rechten ein wohlgekleideter

Cavalier, zur Linken ein Narr. Ueber des Grossen Haupte stand: Diese Beiden unterhalt' ich. Unten an der Tafel sah man einen Bauer mit einem Pflug in der Hand, mit der Ueberschrift: Diese Drei ernähr' ich. Unfern stand ein Kaufmann mit voller Börse und dem Zettel: Diese Vier beraub' ich. Hinter dem Kaufmann lachte ein Advocat, bei dem geschrieben war: Diese Fünf berupf' ich. Auf den Advokaten folgte ein Beichtvater, der sprach: Diese Sechs absolvir' ich. Ein Arzt hinter diesem munkelte: Diese Sieben tödt' ich. Endlich zeigte sich der Teufel mit einer Kette von Menschenzungen, und rief: Diese Acht hab' ich.

Blüthen.

Liebe und Freundschaft.

Die Liebe läuft, rennt und fliegt; die Freundschaft geht bedächtlich, aber sicher. Jene fühlt mehr, denkt weniger und hofft daher Alles; Diese denkt mehr, fühlt weniger und hofft nicht Alles! Jene kennt ihren Besorgnissen und Hoffnungen keine Grenzen, denn die Gefühle bewegen sich, wenn die Vernunft sie nicht leitet, in schrankenlosen Bahnen; die Freundschaft aber überdenkt die möglichen Fälle und steckt Grenzpfähle der Hoffnung wie der Furcht! Die Liebe verspricht, in der Regel, mehr als sie hält; die Freundschaft thut mehr, als sie verspricht. Die Liebe ist ein leichtsinniges überfrohes Mädchen und sieht alles nur im Rosenschimmer einer glücklichen Phantasie; die Freundschaft ist eine erfahrungsreiche, kluge Frau. So wie die Liebe, an der Hand der Freundschaft ins Leben eingeht, so verläßt sie auch das Leben wieder! Morgenroth ist der Anfang des Tages, und in Abenddämmerung löst sich der Tag wieder auf!

Ohne Liebe, ohne Freundschaft, — was wäre doch unser Leben? — Wohl hatten die Alten Recht, wenn sie die Liebe eine Göttin nannten. Aus einer hehren Frühlingswelt steigt sie strahlengeschmückt herab, in die Herzen der Menschen! Wo sie erscheint, ist hoher Jubel und laute Freude; wenn sie heimkehrt, wird es dunkel in unserm Herzen und traurig wie in einer öden Gruft. Frei und mächtig herrschend, giebt sie nur Gesetze, ohne je von anderen Gesetze anzunehmen, und spendet reiche Gabe, ohne etwas wieder zu erwarten! Das menschliche Herz ist ihr Reich und jeder Mensch, — er sey König oder Bettler, ihr Unterthan!

Die Liebe kennt keine Nahrungssorgen; denn Nektar und Ambrosia sind ihr Trank und ihre Speise! Berühret sie mit ihrem Zauberstabe eine Strohhütte, so verwandelt solche sich in einen Marmorpallast; Wasser in schäumenden Nektar; Schwarzbrod in Ambrosia! Das Schweben ihrer Flügel erfüllt die Lüfte mit Aeolsharfenhall!

Die gelehrte Erziehung.

Es ist wohl eine der größten Thorheiten, auf Kosten der Gesundheit seine Kenntnisse zu erweitern. Was hilft doch alle Gelehrsamkeit, wenn Kränklichkeit uns für den Staat unbrauchbar, also unfähig macht, die erworbenen Einsichten, zum Heil der Menschen, in Anwendung zu bringen? Wem es Vergnügen macht, von sich sagen zu hören: Der gute Mann hat sich ungesund studirt! — O der hat den Zweck alles Studirens noch nicht begriffen! Das Wissen soll ja nützen und nicht schaden! Wer aber bemerkt, daß die Erwerbung der Kenntnisse seine Gesundheit untergräbt, der behalte doch ja lieber seine vollen Wangen, seinen gesunden Magen und seinen kraftvollen Arm

und begnüge sich mit wenigern Kenntnissen, als daß er, von Gelehrsamkeit strotzend, einen siechen Körper durchs Leben schleppt. Der Mensch darf ja gerade nicht wissen, wie oft ein hebräisches Wort in der Bibel vorkommt, um ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn. Die übergroße Gelehrsamkeit verfällt zuletzt immer auf alberne Spielereien!

Der größte Unsinn ist unstreitig der, wenn man Kinder, in denjenigen Jahren, wo ihr Körper zu seiner Entwickelung noch aller Kräfte bedarf, mit Zwang zum eifrigen Studiren anhält. Ein gesunder Körper ist die Grundlage, worauf man Kenntnisse und Gelehrsamkeit bauen kann. Darum sind gymnastische Uebungen, wodurch der Körper Ausdauer, Gewandtheit und Stärke erhält, allerdings sehr zu empfehlen, aber auch nicht zu übertreiben; denn unsere Söhne sollen nicht Klopffechter werden, sondern einsichtsvolle und weise, zum Dienste des Staats brauchbare Männer.

Aber die Gelehrsamkeit, sobald sie sich in die Lüfte wagt, hat für das eigentliche Leben keinen Nutzen, sondern dient etwa nur dazu, einigen Wenigen, auf Studirstuben, eine unnütze Unterhaltung zu gewähren.

Große Gelehrte, ach, sie sind sehr oft auch große Narren! Denn entweder haben sie es im Kopf, oder im Magen. Im ersten Fall gehören sie in ein Irrenhaus; im zweiten — in ein Krankenhaus.

Erkennen wir in jenem Leben unsere Freunde wieder?*)

„Wie wäre dies doch möglich, da wir hier im Leben, nur durch Hülfe unserer äußern Sinne, die Unsrigen erkennen; da auf äußern Merkmalen, welche die harte Hand des Todes verwischt, wie der Sturm eine Schrift im Flugsande, — Wiedererkennung beruhet? Verschüttet nicht schon eine Reihe von Jahren die kenntlichen Züge eines Freundes also, daß er uns fremd wird?“

Das ist freilich wahr, und wenn Freundschaft und Liebe nur darin bestehen, daß Hülle sich an Hülle schließt, nicht Seele an Seele: so ist die Freundschaft ein gebrechlicher Stuhl und die Liebe ein, vom Wurm zernagter, Stab! Dann höret alles Wiedererkennen, nach dem Tode, auf! Aber Liebe und Freundschaft greifen, mit ihren Wurzeln, tief in das Innerste des Menschen ein, und sollen diese verschwinden: so muß das fühlende Wesen des Menschen selbst aufhören zu seyn!

Ist denn das Gesicht oder ist der Wuchs das Einzige, woran wir Freunde wieder erkennen? Und wenn unser ungetreues Auge einen vormaligen Bekannten zu erkennen im Begriffe steht; wenn sein Gang und der Ton seiner Rede unvernehmbare Worte für uns geworden sind: so werden wir ihn noch an seiner Laune, an der ihm eigenen Art der Zusammenstellung seiner Ideen; an seinen Ueberzeugungen; an seiner Art zu handeln; an seinem Ausdruck und an dem Styl seiner Rede wieder erkennen. Das äußere Wesen des Menschen stellt sein Inneres dar und drückt die Eigenthümlichkeiten seiner Art zu empfinden und zu denken aus. Aber der Geist und das Gemüth des Menschen, welche sich in den Zügen des Gesichts abspiegeln und dadurch das hervorbringen, was man Gesichts-

*) Unsere Lieben dort erkennen wir wieder, nicht bloß an ihren Gedanken und Gefühlen, sondern auch an ihren Körpern, die in ihrer Verklärung gewiß noch Aehnlichkeit mit ihrer Erdengestalt haben werden, besonders in dem, was den Geist ausdrückt. S. Fr. Ehrenberg. „Für Frohe und Trauernde.“

ausdruck nennt, sind nicht im Stande, sich in der trägen Masse des Körpers so rein auszuprägen, als in dem feinern Gewebe unserer Nerven, die der äußern Gesichtsfläche zur Unterlage dienen. Ich schließe nun so: wenn einst der Tod unsern Gefühlen und Empfindungen, durch Wegschaffung des gröbern Körpers, ein freieres Wirken gestattet: so werden wir, in einem solchen Zustande, unsern Freunden also um so kenntlicher seyn. Auch läßt es sich ja nicht denken, daß auf einer höhern Stufe des Daseyns uns das Vermögen, unsere Gedanken und Empfindungen Andern mitzutheilen, abgehen sollte, da mit diesem Verluste ja alle Banden des gesellschaftlichen Lebens aufgelöst die reichste Quelle der Belehrung und des Vergnügens für uns verschlossen seyn würde.

Wie viel inniger schließen Seelen sich hier an einander, wenn die große Hoffnung sie belebt: ein Band der Freundschaft und der Liebe, hier, in dieser dunkeln Welt, geschlossen, wird, ewig dauernd, dort, wohin wir alle einst gelangen, schöner wieder angeknüpft!

Italiänische Polizei.

In der Histoire de la république de Venise von dem Grafen Daru lieset man unter andern auch folgenden interessanten Zug: Ein großer Herr, welcher nach Venedig gekommen war, wurde um eine ansehnliche Summe betrogen, worüber er so aufgebracht war, daß er sich berechtigt hielt, auf die venezianische Polizei zu schimpfen, welche, wie er sagte, nur die Fremden ausspionirte, anstatt für ihre Sicherheit zu wachen. Einige Tage darauf reisete er ab. Auf der Hälfte der Fahrt von Venedig nach der Meeresküste hält seine Gondel auf einmal still. Er fragt nach der Ursache. Seine Gondelführer antworten ihm, daß sie durchaus keinen Schritt weiter dürften, weil ein Fahrzeug mit rothen Wimpeln ihnen das Zeichen gäbe, beizulegen. Sogleich erinnerte sich der Reisende seiner ausgestoßenen Reden und der ungeschickten Beispiele und Begebenheiten, welche man ihm über dieses Kapitel in Venedig erzählt hatte. Mitten in den Lagunen, zwischen Himmel und Wasser, ohne Hülfe, ohne Mittel zu entkommen, erwartet er so die Leute, welche ihm nachsetzen. Sie kommen an, besteigen seine Gondel, und ersuchen ihn, mit in die ihrige zu kommen. Er gehorcht, indem er die traurigsten Betrachtungen bei sich anstellet. „Mein Herr!“ redete ihn einer der Leute, welche sich in dem Fahrzeug befanden, ernsthaft an: „sind Sie nicht der Prinz von Craon?“ — Ja, mein Herr. — „Sind Sie nicht letzten Freitag bestohlen worden?“ — Ja, mein Herr. — „Um welche Summe?“ — Um 500 Dukaten. — „Worin befanden sich solche?“ — In einer grünen Börse. — „Haben Sie wohl Jemanden wegen dieses Diebstahls in Verdacht?“ — Einen dortigen Bedienten, welchen ich in Dienst genommen hatte. — „Würden Sie ihn wohl wieder erkennen?“ — Ohne Zweifel. Bei diesen Worten stößt der Sprecher mit dem Fuße einen schlechten Mantel auf die Seite, deckt einen todten Menschen auf, welcher eine grüne Börse in der Hand hält, und setzt hinzu: „Hier mein Herr! sehen Sie, hier ist die Strafe vollzogen; hier ist Ihr Geld, nehmen Sie es wieder zu sich; reisen Sie weiter, aber denken Sie daran, daß man sich nicht wieder in einem Lande betreten lasse, wo man die Weisheit der Regierung verkannt hat.“

A. Töpken jr. — Redacteur.

Nro. 104.

Der Bürger-Freund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.

Vierter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 30. December 1819.

Sanct Sylvester,

oder

die Bekehrung Kaiser Constantin des Grossen zum Christenthume.

Hart lag Kaiser Constantin darnieder,
Von des Todes schaurigem Gefieder
Und der Gräber Odem angeweht.
Matt nur kann er, für das eigne Leben,
Zu den Göttern seine Hand erheben;
Doch er fühlt, daß er vergebens fleht.
„Und so muß ich denn so früh erbleichen!“
Ruft der mächtige Beherrscher aus —
„Muß herab vom Strahlenthrone steigen
„In des Orcus nachtumhülltes Haus!“

Also klagend, der Verzweiflung Beute,
Kehrt der Fürst das müde Haupt zur Seite,
Und kein Höfling wagt's sich ihm zu nah'n.
Sieh', da tritt sein Arzt, mit schnellem Schritte,
Freudig ein in der Verzagten Mitte
Und so spricht er den Gebieter an:

„Deine Stirn wird neues Leben kühnen;
„Darum fasse wieder frohen Muth!
„Doch den Zorn der Götter zu versöhnen,
„Fließ', als Opfer, ihnen Christenblut.“

„„Ströme Blutes wurden schon vergossen,
„„Doch vergebens sind sie hingeflossen;
„„„Kühner hebt der Wahn das Haupt empor“ “ —
Ruft der Kaiser — „„„und was kann mir's nützen,
„„„Menschenblut von neuem zu verspritzen,
„„„Da der Tod zum Opfer mich erkohr?“ “ “ —
„Sende,“ spricht der Arzt, „zu den Gestaden
„Des Cocyts, die Kinder nur hinab;
„Wirst du dich in ihrem Blute baden,
„Schließt vor dir sich das schon offne Grab.“

Wie des Meeres sturmbewegte Wellen
Höher stets und immer höher schwellen,
Wogt die Angst in jeder Mutter Brust.
Ach! schon drang die schreckenvolle Kunde
In ihr Ohr; „Die nächste Morgenstunde
„Raubt auf ewig euch des Lebens Lust!“
Zu des Himmels sternenreichem Dome
Hebt die Wehmuth hier den Blick voll Schmerz,

Und im ungehaltnen Thränenstrome
Fleht um Rettung dort ein Mutterherz.

Meist're Keiner mit des Unmuths Blicke
Jene Kette heiliger Geschicke,
Wenn sie schwer auf seiner Schulter liegt!
In des Himmels ungemeßnen Fernen
Hat die Weisheit, threnend über Sternen,
Glied an Glied mit eigner Hand gefügt.
Von der Ceder königlichem Kranze
Bis hinab auf stiller Grüfte Moos,
Ueberschauet sie das große Ganze
Und die Welten ruhn in ihrem Schoos.

Zu ihr schwang der Mutterliebe Flehen
Durch die Nacht, in jene lichtern Höhen,
Auf der Andacht Flügeln, sich hinauf.
Und es sank der Tröster in Beschwerde,
Süßer Schlummer, auf den Herrn der Erde
Und der Himmel that vor ihm sich auf.
Und im Traume nah'n sich ihm zwei Wesen:
„Constantin!“ — so rufen sie ihm zu —
„Durch die Seele muß der Leib genesen:
„Taufe Sylvester dich, gesundest du!“

Mit dem Strahl der jungen Morgenröthe
Eilt ein Herold in die stille Oede,
Wo der fromme Diener Gottes wohnt;
Und bei'm Klange froher Jubellieder
Steigt Sylvester vom Sorakte nieder,
Preisend den, der ihn so hoch belohnt.
Blumen streut das Volk auf seine Pfade,
Frei erhebt der Christ des Dankes Blick,
Und entsündigt durch den Quell der Gnade,
Kehrt dem Kaiser seine Kraft zurück.

Und des Götzendiensts Altäre fallen,
Und es wölben sich die heil'gen Hallen
Und das Kreuz des Mittlers steigt empor.
Und mit triumphirendem Gepränge
Zieht der Christen hochbeglückte Menge
Jauchzend ein zu ihrer Tempel Thor.
Aber ihrem Retter, ihrem Freunde,
Als er längst im kühlen Grabe lag,
Weihte, zur Erinn'rung die Gemeinde,
Dankbar froh des Jahres letzten Tag.

---

* Von den Canal-Arbeiten.

(Fortsetzung.)

Indien.

Die indischen Canäle sind sehr alt und sehr zahlreich. Indostan ist mit so vielen schiffbaren Armen des Ganges und anderer Ströme durchschnitten, daß dadurch eine inländische Schiffahrt entsteht, die so vollkommen und leicht als mannigfaltig ist. Der berühmte Canal des Schach Nadir beginnt zu Nagipur, zieht sich beinahe paralell mit der Nort fort und endiget zu Cahore in einer Länge von achtzig Meilen. Der Zweck dieses Canals scheint gewesen zu seyn, für die dürre Jahrs-Zeit, wenn alle indischen Ströme zwanzig bis dreißig Fuß tief in ihren Ufern gefallen sind, Cahore mit Wasser zu versorgen. Drei andere Canäle wurden gegraben, um die Süd- und Ostgegend von Cahore mit Wasser zu versorgen. Mehrere Canäle schaffen auch eine inländische Schiffahrt, längs der Niederung des Delta für diejenigen, welche nicht zur See den Weg zur Mündung des Hogly-Flusses machen wollen.

Es giebt hier zwei Canal Wege für diesen Zweck: der erste läuft in den Calcutta-Fluß etwa 65 Meilen unterhalb der Stadt: der zweite geht in einen See an der Ost-Seite von Calcutta, von welchem See vor einiger Zeit ein kleiner Canal gezogen ist, um auf diesem Wege eine schiffbare Communication mit dem Calcutta-Fluße zu schaffen. Man bedient sich dieser Canäle um den Ganges hinauf nach Patna zu schiffen, wenn der Fluß Jellingi zu seicht ist, welcher Fall jährlich vom December bis May eintritt.

Um das Jahr 1359 begann Prinz Ferose der Dritte einen Canal von der Jumna bis zu seinem Pallaste Sufedo, um diesen mit Wasser

zu versorgen. Der Canal wurde 60 Meilen lang und zog sich durch die Ebenen von Carnawl. Nicht lange nachher gründete dieser Prinz die Stadt und Festung Hissar, 80 Meilen von Paniput. Diese neue Stadt lag in einer Sand-Wüste auf dem Wege von Persien nach Delhi, wo die Reisenden oft in Noth durch Wasser-Mangel kamen. Ein Derwisch prophezeite dem Prinzen, daß er zum Throne gelangen würde und überredete ihn dabei den angefangenen Canal von Sufedon bis Hissar zu verlängern. Dies geschah und die Verlängerung betrug 114 Meilen. Um Reisenden noch mehr Hülfs-Mittel zur Beguemlichkeit zu schaffen, ließ der Prinz noch einen zweiten Canal vom Flusse Setleg bis Hissar graben. Die Länge desselben betrug 100 Meilen.

Diese Kaiserlichen Werke wurden vom Schach Jehan nicht allein sorgfältig ausgebessert und gereiniget, sondern auch noch bis Delhi durch die Ebenen von Paniput fortgesetzt.

Rußland.

Es giebt kein Reich in der Welt wo die inländische Schiffahrt eine solche Ausdehnung hat wie in Rußland: Von Astrachan 1434 Meilen, und von den Chinesischen Gränzen 4472 Meilen können Güter nach Petersburg durch inländische Schiffahrt transportirt werden..

Die schiffbare Wasser-Verbindung zwischen Astrachan und Petersburg, oder vielmehr zwischen den Baltischen und Caspischen Meeren, wurde durch Hülfe des berühmten Canals genannt Wischny — Woloschock zu Stande gebracht.

Dieses große Werk, begonnen von Peter dem Großen, wurde unter der Leitung des berühmten englischen Ingenieur-Captains Perry fortgesetzt und vollendet. Nachher ist dieses Werk noch so sehr verbessert worden, daß Schiffe jetzt nur die Hälfte der Reisezeit nach Petersburg gebrauchen, die sonst erforderlich war.

Die Schlina, die Masta, der Volkof und die Newa können als ein Strom betrachtet werden, der durch verschiedene inländische Seen fortfließt und nur auf verschiedenen Punkten seinen Namen ändert.

Indem man die Schlina, welche sich unter verschiedenen Namen zuletzt ins Baltische Meer ergießt, mit der Twerza, welche neben der Wolga ins Caspische Meer läuft, vereinigte, wurde die schiffbare inländische Verbindung mit diesen beiden Meeren geschaffen.

Durch den Canal Wischny — Woloschock wurde diese Verbindung zu Stande gebracht. Die Schlina wurde mit der Twerza durch verschiedene Canäle vereiniget, denen man das Wasser aus kleinen Bächen zuleitete, welches durch Schiffs-Schleusen für die nöthige Wassertiefe aufgehalten und so die Schiffahrt auf dieser Canal-Verbindung zwischen beiden Strömen möglich gemacht wurde. Wenn die Schiffe auf diese Weise in die Schlina gekommen sind, können sie ohne Unterbrechung ihre Fahrt auf der Masta fortsetzen: Von da gehen sie durch den See Ilmen nach Nowgorod und fahren den Volkof-Strom hinunter, in den Ladoga Canal, welcher die Schiffe bis Petersburg führt.

Um zwischen dem weißen Meere und dem baltischen eine schiffbare Wasser Communication zu schaffen und dadurch den Handel zwischen Archangel und Petersburg zu befördern, ist ein Canal projectirt, der den Seen Ladoga und Biel-Ezero mit der Dwina in Verbindung

*

setzen soll. Einige Theile dieses Projects sind ausgeführt.

Das große Project, das Caspische und Baltische mit dem schwarzen Meere durch einen Canal vom Don zur Wolga zu vereinigen, wurde von Peter dem Großen entworfen.

Diese beiden Ströme nähern sich bis auf eine Entfernung von 40 Meilen in der Provinz Astrachan: zwischen ihnen aber fließen noch die Bäche Hosta und Cawanschirka, nachdem diese sich auf 5 Meilen nahe gekommen sind, ersterer in den Don und letzterer in die Wolga.

Der gedachte Capitain Perry erhielt den Auftrag zwischen diesen beiden Bächen einen schiffbaren Canal zu schaffen und dann die Bäche schiffbar zu machen; aber nachdem der Canal anderthalb Meilen lang gegraben war, wurde das Project wieder aufgegeben. Die Kaiserin Catharina faßte den Plan wieder auf; aber da der schiffbare Don nur 40 Meilen von der schiffbaren Wolga entfernt und die Landfracht in jener Gegend äußerst wohlfeil ist, so hielt man dafür, daß die Vortheile, welche durch die Ausführung des projectirten Canals für den Handel geschafft werden konnten, überall in keinem Verhältnisse ständen mit dem Aufwande, den der Canal kosten würde.

Die Beschwerlichkeiten, welche eine Schiffahrt Strom-aufwärts mit sich führt, veranlaßt, daß die Russischen Producte, Pelzwerke ꝛc., welche ein Gegenstand des Exportations Handels nach China sind, zu Lande dahin transportirt werden. Der Transport geht von Petersburg und Moscau nach Tobolsk, von da werden die Waaren im Winter auf Schlitten nach Kiatka transportirt. Aber bei der Heimkehr fahren die russischen Kaufleute die Flüsse Selenga, Angara, Tauguska, Kat und Oby hinunter. Aus dem Flusse Oby fahren sie durch den Canal, welcher die Oby und Irtisch vereiniget. Diesen Fluß fahren sie bis Tobolsk hinauf. Von da gehen sie auf dem Tobol-Strom in die Inset, welche aus einem inländischen See fließt, der mittelst einen Canals mit dem Flusse Tschusoraja schiffbare Verbindung hat. Letzter Fluß strömt in die Kama, die sich nahe bei Casan in die Wolga ergießt, und so werden auf diesem Wege die nach China handelnden russischen Kaufleute von der Chinesischen Grenze zu Schiffe auf der Wolga ꝛc. durch den Ladoga See nach Petersburg zurückgeführt.

Kaiser Alexander der Erste ließ im Jahre 1803 einige Felsen sprengen, welche die Schiffahrt auf der Weichsel erschwerten, und war mit den Höfen von Berlin und Wien übereingekommen die Weichsel mit dem Dniper und andern Strömen zu vereinigen, wodurch der Handel von Polen sehr gewonnen haben würde; aber der Krieg verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Schweden.

Gustav Wasa war der erste Regent in Schweden, der den großen Nutzen begriff, welcher aus einer Vereinigung des Baltischen Meeres mit der Nordsee für die inländische Schiffahrt Schwedens entstehen konnte. Erich der 14. bemühte sich die Plane seines Vaters zum Besten des Schwedischen Handels in Ausführung zu bringen, aber er wurde durch die Unruhen und Unglücksfälle, unter welchen seine Regierung gebeugt war, daran verhindert.

Verschiedene ihm folgende Regenten hatten die Ausführung jenes Planes ernsthaft vor Augen. Carl IX. erfüllte einen Theil desselben

durch den Carlsgraf-Canal; so wie nach ihm Carl XI. durch den Canal von Arboga. Indessen wurde um diese Zeit der Plan eine schiffbare Wasser-Communication durch das ganze Land zu schaffen, wegen der Wasserfälle zwischen Wenner und Hielmar für unausführbar erklärt. Aber Schwierigkeiten, obwohl sie anderen unüberwindlich schienen, waren keine Hindernisse für das Genie Carl des XII. Der berühmte Ingenieur Polchem legte diesem Könige einen Plan vor: die Wasserfälle von Trolhätta schiffbar zu machen, und eine schiffbare Wasser-Communication nicht allein zwischen Gothenburg und Stockholm, sondern auch zwischen den Wenner Wetter und Nord Ciopenger Seen zu schaffen. Die Ausführung dieses Plans wurde von Carl XII. begonnen und obwohl der Tod dieses Regenten eine Zeitlang das angefangene Werk unterbrach, so wurde es doch vom Könige Adolph Friederich wieder aufgefaßt und fortgesetzt.

Der Plan zum Werk kann füglich in drei Abschnitte getheilt werden, nämlich: 1. in Vereinigung des Hielmar mit dem Makler See, 2. in die Verbindung des Hielmar mit dem Wenner See und 3. in die Vereinigung des Wenner Sees mit dem Nord Meere. Die beiden ersten Seen sind durch den kleinen Fluß Ulrison und durch den Canal von Arboga vereiniget. Dieser Canal, welcher aus dem See Hielmar zum Fluße Ulrison führt, wurde schon unter Regierung der Königin Christina gegraben; da aber solcher ursprünglich nur für kleine Schiffe berechnet war, so wurde er von Carl XI. mehr erweitert und vertieft, und diese neue Verbesserung unter Carl XII. ganz vollendet. Bis zum Jahre 1769 war dieser Canal ein Eigenthum der Krone. Um diese Zeit war aber das Werk so vernachlässiget und verfallen, daß es wenig Nutzen mehr schaffte. Nun übernahm eine Gesellschaft von sieben Kaufleuten in Orebro die Reinigung und Ausbesserung des Canals, mit der Bedingung das Canal-Geld von den passirenden Schiffen als ihr Eigenthum erheben zu dürfen. Seitdem ist der Canal immer in guter Ordnung erhalten worden. Er ist breit genug zwei Schiffe neben einander zu fassen, und wird vorzüglich aus dem See Hielmar mit Wasser gefüllt, dessen Spiegel 80 Fuß über die gewöhnliche Wasser-Fläche des Canals erhaben ist: Acht Schleusen machen die Schiffahrt auf demselben möglich. Die Schiffe, welche den Canal passiren sind dieselben welche durch die genannten Seen fahren: Sie sind Ein-Master und bedeckt, gegen 76 Fuß lang und tragen etwa 40 Lasten, mit welchen sie zwischen 6 und 7 Fuß tief gehen.

Holland und den Niederlanden.

Das vormalige Holland, nämlich die vereinigten Provinzen, ist mit zahlreichen Canälen durchschnitten, auf welchen ein sehr wichtiger Handel mit Frankreich, Deutschland und Flandern getrieben wird. Der jährliche Ertrag des Canal Geldes in Holland ist unglaublich hoch: Es hat Jahre gegeben, wo auf 40 Meilen Länge, 3 Millionen Gulden erhoben worden sind.

Die Canäle von Ostende, Ghent, Antwerpen, Brüssel ꝛc. sind indessen nicht so wichtig. Der niederländische Handel war immer auf der einen Seite von Frankreich, auf der andern Seite von Holland gedrückt und konnte seit der Schelde Sperrung sich nie wieder heben; und Amsterdam stieg durch den Ruin von Antwerpen. Ein im Großen angelegter Canal: ein Werk des sechszehnten Jahrhunderts, zieht sich von Brüssel bis zur Schelde, wodurch, während

die Schelde-Sperrung den See-Handel untersagte, ein bedeutender inländischer Handel getrieben wurde. Dieser Handel dauert noch fort, und man findet nicht weit vom Ocean einen Hafen mit Fahrzeugen aller Art angefüllt, welche ohne Hülfe irgend eines Flußes, durch Canäle dahin geleitet werden. Vom nördlichen Ufer der Schelde unterhalb Ghent ließ der Prinz von Parma während der denkwürdigen Belagerung von Antwerpen einen Canal graben, der noch vorhanden ist.

Die holländischen Canäle sind in der Regel sechzig Fuß breit und sechs Fuß tief. Sie werden von Zeit zu Zeit gereiniget und ihr Schlamm giebt guten Dünger. Da die Wasserfläche der holländischen Canäle allenthalben fast gleiche Höhe hat, so sind in der Regel keine Schiffahrts Schleusen auf denselben erforderlich. Von Rotterdam nach Delft, Haag und Leyden ist die Wasserhöhe in den Canälen völlig gleich; doch fast allenthalben bedeutend höher als die Oberfläche des Landes; denn die holländischen Schiffahrts-Canäle dienen zugleich dazu die Ueberschwemmungen wieder abzuleiten: Im Delftland — eine Provinz etwa 60 Meilen lang, werden in der Fluth Zeit 200 Windmühlen zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Alle holländische Canäle sind mit Dämmen und Deichen eingefaßt, welche sorgfältig unterhalten werden, weil diese das Land gegen Ueberschwemmung schützen. Da die Wasserfläche der Canäle höher als der Boden des Landes ist, so wird solche durch Stürme häufig in starke Bewegung gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Neque semper arcum Tendit Apollo.

Horat:

Der Dünnebierwitz in Nro. 101. dieses Blatts ist von dem, den er treffen sollte, gehörig gelesen worden. Man wünscht nichts mehr, als daß gedachter Witz es werth seyn möchte, noch einmal im Bremer Bürgerfreunde wiederholt zu werden. Sintemal aber hieran gehorsamst gezweifelt werden muß, so hat man sich ein reines Exemplar davon, von der betreffenden Redaction zum spaßhaften Andenken ausgebeten; denn, denkt man sich die Stimme des grauen Esels, mit der impertinenten Behauptung des Groß-Canzlers und dem erwähnten Dünnebierwitz zusammen, so vernimmt man ein completes Trio, das mit dem Apollo nichts zu schaffen hat.

---

* Beantwortung der Anfrage in Nro. 102.

Bei Brandfällen in der Alt- und Neustadt und in einem Theile der Vorstadt würden die Schiffssprütze und die beiden Anbringer zur Herbeischaffung des Wassers aus der Weser und den Stadtgräben wesentliche Dienste leisten. Die Leitschläuche der Schiffssprütze haben eine Länge von ungefähr 1400 Fuß und ein jeder der Anbringer von ungefähr 1000 Fuß; so daß sie fast durchgängig in die Mitte der Stadt reichen werden. Auch das Wasserrad, wenn es im Gange ist, und die Pumpereien, können in der Altstadt, eine Menge Wasser liefern. Für die Altstadt würde die in Berathung befindliche Anlegung einer Dampfmaschine in Hinsicht auf Feuersgefahr von außerordentlich großen Nutzen seyn, indem durch selbige das Wasser

überall, sogleich und im Ueberfluß zu haben seyn würde.

Es ist indessen sehr rathsam daß jeder, der ergangenen obrigkeitlichen Aufforderung gemäß, in seinem Hause einen Vorrath von Wasser, besonders während der Nacht aufbewahre, da ein entstehender Brand fast immer mit wenigen Eimern Wassers, die gleich zur Hand sind, gelöscht werden kann; und daß jeder seinen Kindern und Dienstboten ernstlich einschärfe, mit Licht und Feuer vorsichtig zu seyn, und besonders keine Asche in hölzernen Gefässen zu bewahren oder bey feuerfangenden Dingen hinzuwerfen.

Den öffentlichen Brunnen würde nur durch tieferes Ausgraben mehr Wasser verschafft werden können; dies ist aber bey fast allen unausführbar, weil sie, bis auf einige neuere mit Backsteinen ausgemauert sind. — Uebrigens gehört ein solcher Wassermangel, wie wir ihn in diesem Jahre erlebt haben, zu den seltensten Erscheinungen in unserer sonst nur allzu wasserreichen Gegend. Der jetzige hohe Stand der Weser wird auch vermuthlich in wenigen Tagen verursachen, daß die Brunnen durchgängig wieder Wasser geben.

---

* Räthsel-Fragen.

1.

Wie viel hart gekochte Kiebitz-Eyer konnte der Riese Goliath nüchtern verzehren?

2.

. . . . . .

. . . . . .

3.

Wer ziehet sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?

4.

Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen wenn er den Leuten etwas weiß macht?

5.

In welchem Monat essen die Bewohner von Hastedt am wenigsten?

6.

Es sind zwei leibliche Brüder und doch ist nur einer davon mein Vetter, wie ist dies zu erklären?

7.

Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?

Da die obigen spaßhaft-kuriosen Fragen der Kinderwelt Stoff zum Nachdenken und angenehmer Unterhaltung geben können; die Beantwortung derselben aber sehr natürlich und leicht aus demselben selbst hervorgehet, so wird der Einsender derselben solche nur alsdann geben, wenn es verlangt werden möchte.

— b —

---

* Polymeter auf den letzten Tag von 1819.

Heute liegt vielleicht e. Mensch, dem Nordpol nahe, im Mittagsschlummer und träumt vom schönen langen Tage seines Landes; da gab es keine Abenddämmerung, nur Morgendämmerung; da war die Sonne der Mond der Nacht; da drängten Blüten sich Blüten vor, und Früchte eilten nach, und die Erde war mit Leben überschwemmt. Er erwacht aus dem Schlummer, und tritt aus der Hütte; da sieht er Mittags am Himmel eine kleine Abenddämmerung, — ein blutiger ungestalter gewaff-

neter Nordschein dämmert zwischen den Sternen, und das bleiche Todten-Eis überzieht das ganze Land. Soll er verzagen, der Mensch? Ausharren soll er; die helle Zeit kehrt um; und schon heute ist die Sonne auf dem Wege zu ihm.

* Vergangenheit und Zukunft.

Die Erde, die dort bebt und der Vulkan,
Der über sie die Flammenströme ausgießt, —
Sie war unfruchtbar Land, — doch aus der Lava
Die heut' den Boden schwängert läßt die Zeit
Ein Paradies erblühn für folgende
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

A. Klingemann.

Charade.

Fragt Ihr mich, was die Erste ist,
So geb ich so Bericht:
Betrügliches sie in sich schließt,
Drum, Freunde, traut ihr nicht!
Auch ist sie, — das ist weltbekannt —
Mit Sonne, Mond und Stern verwandt.

Die letzten Drei sind hochgeehrt,
Man betet gar sie an;
Auf Erden sind sie schon verklärt,
Man nennt sie: Gottesmann;
Giebt ihnen auch, nach Kirchensatz,
Im Himmel wohl den besten Platz.

Das Ganze ist das Gegentheil
Stets von den letzten Drei;
Drum geb' ich für sein Seelenheil
Auch nicht die Schaal' vom Ey;
Doch wißt, daß es, drob unbesorgt,
Die Erste von den Letzten borgt.

* Nachricht.

Mit dieser Nummer endigt der vierte Jahrgang dieser Wochenschrift, dessen diesjähriges Inhalt-Verzeichniß einer der ersten Nummern des nächsten Jahrganges beigefügt werden wird.

Der fünfte Jahrgang des Bürgerfreundes wird mit dem 2. Januar 1820 anfangen und regelmäßig wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags, einen Bogen stark erscheinen und supplementarisch auch Beilagen und Steinabdrücke von Zeichnungen, Compositionen und Handschriften beigefügt werden.

Man verbindet sich für diese Wochenschrift entweder auf ein viertel Jahr durch Vorausbezahlung von 36 Groten Gold — oder für den ganzen Jahrgang durch Vorausbezahlung von 2 Thalern in Ld'or à 5 Thlr. —

Auswärtige belieben die Bestellungen bei ihren respectiven Postämtern oder Buchhandlungen zu machen, und Beiträge, welche sich für dieses Blatt eignen, franco an die Redaction desselben einzusenden, welche sich alle Mühe geben wird auch den nächsten Jahrgang dieser Wochenschrift durch gütige Unterstützung mehrerer geschätzten Mitarbeiter mit reichhaltigem Jahalt zu versehen und sie des bisher gehabten Beifalls immer würdiger zu machen.

Bremen, am 30 December 1819.

Die Redaction des Bürgerfreundes.

A. Töpken jr. — Redacteur.